WIDENER
HN YMIN 8

PGerm 121.3F

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN

Aus fremden Zungen.

Eine Halbmonatsschrift.

Herausgegeben

von

Joseph Kürschner.

Fünfter Jahrgang.

Zweiter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Inhalts-Verzeichnis.

1895. Band II. (Heft 13—24.)

Aus dem Amerikanischen:

Tirard y Soult. Novelle von Rebekka Harding Davis 669.
Eine Greyport-Sage. Gedicht von Bret Harte 894.
Allein. Gedicht von J. R. Lowell 1101.

Aus dem Böhmischen:

Kahnfahrt. Gedicht von Jan Neruda 747.

Aus dem Dänischen:

Morgen. Gedicht von Holger Drachmann 611.
Auf dem Felsen. Gedicht von Holger Drachmann 809.
Hans und Trine. Novelle von Henrik Pontoppidan 810.

Aus dem Englischen:

Tess. Roman von Thomas Hardy (Fortsetzung) 602. 659. 703. 740.
Der Bildschnitzer und der Kalif. Gedicht von Austin Dobson 1148.

Aus dem Finnischen:

Zu Zweien. Skizze von Juhani Aho 911.
Wenn die Segel trocknen. Skizze von Juhani Aho 913.
Weihnachten in der Heimat des Rindenbrotes. Von Karl Tavaststjerna 1149.

Aus dem Französischen:

Die kleine Kirche. Roman von Alphonse Daudet (Fortsetzung) 581. 629. 677.
Der ehemalige Herr. Novelle von Paul Bourget 612.
In einem Vorortzuge. Gedicht von François Coppée 691.
Ritornell. Gedicht von François Coppée 860.
Marc Lefort (Le coup de tampon). Erzählung in Versen von François Coppée 985.

Aus dem Indischen:

Krischna Singh. Erzählung von Pandit S. M. Nateja Sastri 711.

Aus dem Italienischen:

An einen Dichter. Gedicht von Lorenzo Stecchetti 761.
Weiße Veilchen. Gedicht von Annie Vivanti 844.
Toskanische Volkslieder 883.
Die Jungfrau von Albanien. Eine kalabresische Erzählung von Nicola Misasi 938.
Böser Blick. Novellette von Grazia Deledda 1102.

Aus dem Kroatischen:

Das Haus der Pest. Eine Volkssage von August Senoa 1035.

Aus dem Norwegischen:

Fritz Vandel. Roman von Chr. Winterhjelm 797. 845. 895. 927. 975. 1024. 1074. 1121.

Aus dem Peruanischen:

Peruanisches Lied 676.

Aus dem Polnischen:

Briefe der Frau Rechtsanwalt. Novelle von Alfred Konar 762.

Aus dem Rumänischen:

Parasiten-Lebenskünstler. Erzählung von Delavrancea (Barbu Stefanescu) 787. 835. 884.

Aus dem Russischen:

Wassili Tjorkin. Roman von P. Boborykin (Fortsetzung) 591. 643. 692. 748.
Sonja Kowalevsky. I. Kindheits- und Jugenderinnerungen. Von ihr selbst erzählt 725. 773. 821. 870.
Sonnenfinsternis. Skizze von W. Korolenko 861.
Nadine. Erzählung von Karazine 1085. 1131.

Aus dem Schwedischen:

Sonja Kowalevsky. II. Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte. Von Anna Charlotte Leffler 917. 965. 1013. 1061. 1109.
Rückfälle. Erzählung von August Strindberg 990.

Aus dem Serbischen:

Das Wirtshaus von Kriwosek. Erzählung von Gjuro Jakschitsch 1038.

Von Diesem und Jenem:

Paul Bourget 627.
Aus den „Pensées et Maximes" von Emanuel Wertheimer 628. 772.
Sind wir verrückter als unsere Väter? Von Cesare Lombroso 771. 819. 915. 962.
„Krischna Singh" und der indische Roman. Von T. R. 818.
Die beste Frau der Welt 964.
„Das Wiedererwachen des militärischen Barbarismus" in Deutschland 964.
Die Frauen auf den europäischen Universitäten 1010.
Ein französisches Urteil über Amerika 1011.
Die Lage der Literatur in Frankreich 1012.
Die moderne polnische Literatur. Von Hermann Menkes 1058.
Max Nordau und Lombroso 1108.
Auf den Spuren Don Quijotes 1108.
Die englische Zivilisation und die fremden Völker 1108.
Briefkasten 1108.
Eine Frauenstudie 1154.
Die Moral der Natur 1155.

Illustrationen:

Porträt von Sonja Kowalevsky 1109.

Fremden
1895/2
A
PGerm 121. 37 F

1895. Heft 13. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des dreizehnten Heftes.

	Seite
Die kleine Kirche. Roman aus dem Französischen von Alphonse Daudet (Fortsetzung)	581
Wassili Tjorkin. Roman aus dem Russischen von P. Boborykin (Fortsetzung)	591
Tess. Roman aus dem Englischen von Thomas Hardy (Fortsetzung)	602
Morgen. Gedicht aus dem Dänischen von Holger Drachmann	611
Der ehemalige Herr. Novelle aus dem Französischen von Paul Bourget	612

Von Diesem und Jenem:

Paul Bourget	627
Aus den „Pensées et Maximes“ von Emanuel Wertheimer	628

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist erschienen:

Der Schüler.

Roman aus dem Französischen

von

Paul Bourget.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Zu den beliebtesten Schriftstellern des heutigen Frankreich zählt Paul Bourget. Kein Wunder! Seine Romane sind wahre Kabinetstücke psychologischer Beobachtung und Vertiefung und dabei von einer sensationellen Wirkung. Das vorliegende Werk vereinigt diese Vorzüge in höchstem Maße und vollkommenster Ausprägung in sich. Es schildert die unseligen Konsequenzen der mißverständlichen Auffassung eines an sich unschuldigen, wenn auch ab und zu etwas paradoxen philosophischen Systems, dessen Schöpfer in tiefster Zurückgezogenheit einen untadelhaften Lebenswandel führt, während ein junger Mann, der sich seinen Schüler nennt, zum Schandbuben wird, der ein edles, hochstehendes junges Mädchen in den Tod treibt und als ihr Mörder gilt — mit Unrecht, insofern die physische That in Frage kommt, mit Recht, insoweit sein Thun ein derartiges war, daß es den Selbstmord des unglücklichen, beispiellos betrogenen Geschöpfes bei ihrer ganzen Seelenanlage unausweichlich nach sich ziehen mußte. Der Knotenpunkt des psychologischen Charakterbildes aber ist die Verblendung, mit der sich der Held unter Berufung auf das philosophische System seines Meisters als Unschuldiger fühlt. Die schließliche Lösung ist eine meisterhafte — ebenso dramatisch erschütternd als poetisch gerecht.

Rosa und Ninette.

Roman aus dem Französischen

von

Alphonse Daudet.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Die Frage der Ehescheidung spielt in der französischen Literatur unserer Tage schon seit längerer Zeit eine bedeutende Rolle, aber kein Autor hat sie mit so gediegenem Ernst, so feinfühligem Eindringen in das Wesen der Familienbeziehungen der Erörterung unterzogen wie Alphonse Daudet in diesem seinem neuesten Roman. Welch sympathischer Charakter ist dieser Regis von Fagan, wie hat er unter der Ehescheidung und der an sie geknüpften Trennung von seinen geliebten Töchtern, den Titelheldinnen des Buches, zu leiden, und welch ein Jammer für die beiden von Natur gut angelegten Mädchenherzen, daß sie an der Seite der gefallsüchtigen Mutter verflachen müssen, anstatt unter einem fortdauerndem Einfluß des trefflichen Vaters zu schöner Herzensblüte heranreifen zu können! Aber Daudet verfolgt die Frage noch weiter, beleuchtet sie auch noch in einem Gegenbilde und läßt seine Ueberzeugung, daß die Scheidung einer mit Kindern gesegneten Ehe ein Unding sei, durch die geschilderten Vorgänge so beredt als möglich zu Tage treten. Eine schöne Beigabe zu diesem in knapper Form gefaßten Roman bilden die demselben noch angeschlossenen geistvollen Novelletten, deren jede auf wenigen Seiten ein kleines Lebensbild zeichnet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

XIII.

Der erste Abend in dem großen Saal von Uzelles, den Lydie mit ihrem Gatten und der Schwiegermutter verbrachte, die sie jetzt niemals anders als „Mutter" nannte, war für Lydie von einer namenlosen Süßigkeit. Als sie das Klavier geöffnet hatte, ihre langen weißen Hände über die Tasten dahinglitten und die ersten Takte der herrlichen Arie von Pergolese anschlugen, deren Baß Richard in ihrer Abwesenheit so oft verzweiflungsvoll gesummt hatte, da wurden sie alle von derselben tiefen Bewegung ergriffen; ihre Herzen waren von Mitleid und Vergebung erfüllt, und sie fühlten, daß sie jetzt für alle Zeit in Liebe vereint waren. Draußen heulte der Sturmwind durch die Nacht, und die Graupelkörner schlugen an die Fensterscheiben. Lydies abenteuerlustiges Zigeunerköpfchen hatte den süßen Reiz eines traulichen Heims noch nie so tief empfunden wie an diesem Abend. Es schien ihr, als sei sie aus einem beängstigenden Traume erwacht und beginne ihr Leben von neuem, ein schlichtes, glückliches Leben in den schützenden Armen ihres braven, treuen und guten Gefährten. Plötzlich drang Gesang und Lachen von unten herauf, und Richard fragte: „Was ist denn heute abend los?"

„Natürlich Masken — es ist ja Fastnacht," sagte die Mutter; dann kam allen dreien dieselbe Erinnerung in den Sinn, und sie vermieden es eine lange, peinliche Minute hindurch, sich anzusehen. Es war im vorigen Jahre, da war an demselben Tage und zur selben Stunde die Hofthorglocke heftig gezogen worden, und es waren ein paar Wagen vor der Auffahrt vorgefahren. Dann hatte sich eine wahre Flut von vermummter und maskirter Jugend in den jäh aus seiner Ruhe gerissenen Salon gestürzt und hatte darin lange getanzt und umhergetollt, bis sich Charleris endlich vorstellte, sich und den entzückenden Ghetto, der in jener Nacht in dem Schloß Merogis versammelt war. O, dieser unglückselige Widerhall des Karnevals! Kalt und schwarz drang es mit ihm von draußen herein und verscheuchte die trauliche Wärme des Salons. Richard erhob sich mit den Worten: „Komm, Lydie, wir müssen Mama schlafen gehen lassen." Frau Fénigan wollte läuten, um ihnen leuchten zu lassen, aber Richard wehrte ihr: „Es ist nicht nötig, Mama, Lydie kennt den Laubengang recht gut."

Ja, sie kannte ihn. Aber welchen Sinn legte er seinen Worten bei? War es eine beißende Ironie, hatte er die Absicht, sie zu beleidigen, indem er sie an die Stunde der Schande, der Tollheit erinnerte? Wenn dem so war, so mußte ihr Martyrium ja erst beginnen. Lydies Hände und Wangen waren eisig, als sie an Frau Fénigan herantrat, um ihr gute Nacht zu sagen.

Er hatte ihr gesagt: „Wir wollen es immerhin versuchen ... Wenn es nicht geht, werde ich abreisen." Und wirklich, seit sie da war, während ihres langen Spazierganges im Park und im Gemüsegarten, während des Diners, während des ganzen Abends hatte er mit keinem Wort, keinem Blick, keinem Händedruck eine Anspielung auf die Vergangenheit gemacht. Und doch hatte es nicht an Gelegenheit dazu gefehlt; er aber schien jeden möglichen Anlaß mit einer so unendlichen Güte und Feinfühligkeit zu vermeiden, daß sie, die ohne große Hoffnung gekommen war, schließlich daran zu glauben begann, daß für sie beide ein neues Leben und ein neues Glück möglich sei. Sie glaubte daran um so fester, je mehr die hochzeitliche Stunde, die Vertraulichkeit des ehelichen Schlafgemaches, herannahte. In ihrer Schönheit und der Ehrlichkeit ihrer Vorsätze fühlte sie sich stark und dachte: „Wenn ich ihn nur erst habe, wenn ich

ihn nur erst in meinen Armen halte, dann bin ich gewiß, daß er mir bleiben wird!" Erst seit der verfluchten Erinnerung an den Karneval war die Ahnung in ihr aufgestiegen, daß ihr Glück, das ihr so nahe war, ihr doch noch entschlüpfen könnte. Wie schmiegte sie sich daher auch in der dunklen Allee an Richard an! Alle Augenblicke gaben ihre Füße, die auf dem Glatteis ausglitten, ihr den Vorwand, sich fester auf ihn zu stützen; beim Schnaufen der großen Jagdhunde, die in dem Park freigelassen waren und um sie herumschweiften, beim Klirren der beeisten Aeste, beim Klappern der Isbathüre, an der der Wind rüttelte, bei jedem dieser Geräusche schreckte sie entsetzt auf und warf sich zitternd an die Brust ihres Gatten.

„Ich habe Dich tapferer gekannt," sagte dieser sanft, aber ohne ihre Umarmung zu erwidern.

„Vielleicht weniger nervös, mein Freund." Und ganz leise setzte sie hinzu: „Ich habe eben viel gelitten." Sie hoffte auf eine Aeußerung des Mitleides, die aber nicht erfolgte. Als sie an ihrer Wohnung angelangt waren, traten sie erst in das Atelier ein, wo sie wie oben Feuer und Licht fanden. Sie wäre am liebsten gleich in ihrem Zimmer gewesen, aber Richard lag daran, sie in dem Raume, in dem er so voller Verzweiflung von ihr geträumt hatte, nun wirklich und leibhaftig an seiner Seite zu sehen.

„Hier bin ich am unglücklichsten gewesen," sagte er. „Ich setzte mich dann dort in den Lehnstuhl! Ich dachte an Dich und sah dabei auf die Straße hinaus und auf die Windungen des Flusses unterhalb der Brücke . . . Welch entsetzliche Stunden!"

Sie legte ihren ganz bereiften Pelz ab, stellte sich gerade vor ihn hin, legte ihm ihre Hände auf die beiden Schultern und sagte: „Ich habe Dir schweres Leid zugefügt, mein lieber Mann, aber durch zärtlichste Hingebung werde ich mein Unrecht wieder gut machen. Lies in meinen Augen und habe Vertrauen; ich bin Dir unendlich viel schuldig, aber ich werde meine Schuld einlösen, das sollst Du sehen." Sie streckte ihm die Stirne zum Kuß entgegen, suchte ihn in nervöser Angst an sich heranzuziehen und sagte: „Komm in unser Zimmer, komm!"

Er schob sie ruhig, aber sehr bestimmt zurück und sagte:

„Gehe allein hinauf, ich bleibe hier!"

„Wirklich, Du willst?" murmelte sie und zitterte dabei so sehr, daß er nach Entschuldigungsgründen für seine Grausamkeit suchte.

„Es ist stärker als alle Ueberlegungen. Ich kann nicht, ich müßte fürchten, Dich zu unglücklich zu machen —"

Da streckte sie ihm, ergeben in alles, was er wollte, die Hand entgegen und sagte: „Gute Nacht denn!"

Die Holztreppe krachte unter ihren Stiefelchen, und oben hörte man Frauenstimmen. Dann kam Rosine herunter und ging fort, um bei den Gärtnersleuten den Karneval zu feiern. Er wußte Lydie jetzt allein in ihrem Zimmer; und von einem Sturme in seinem Innern ergriffen, von den widerstreitendsten Gefühlen hin und her gezerrt, warf er sich schließlich auf das Sofa, um auf ihm die Nacht zu verbringen, wie er während der Abwesenheit der geliebten Frau so oft gethan hatte. Sie war ihm aber doch zu nahe. Wie sollte er schlafen, wenn ihre Anwesenheit und ihre freiwillige Trennung ihm doch keine Ruhe ließ? Er nannte sich einen Dummkopf, einen Narren und rief sich die Worte des Nachbars ins Gedächtnis: „Die Sache einer Umarmung . . ." Zweimal stand er auf und sagte sich: „Ich gehe zu ihr," aber beidemale blieb er mit Thränen der Wut in den Augen wieder stehen. Endlich konnte er nicht mehr anders und ging hinauf.

Sie lag in ihrem großen, niedrigen Bett; die Lampe an der Seite ergoß ihr Licht über ihre Arme, ihre Schultern und ihren Hals, die aus einem Nachtgewand von koketter Nachlässigkeit nackt hervorleuchteten. Als sie ihn sah, blitzten ihre schönen Perlenaugen triumphirend auf, die sie aber in weiblicher Klugheit sehr rasch wieder halb schloß.

„Noch nicht zu Bett?" sagte sie, indem sie ihn mit einer leichten, zierlichen Handbewegung heranwinkte. Er trat langsam näher und suchte die Verwirrung zu verbergen, in die ihn die anmutsvolle Nachlässigkeit des schönen Körpers versetzte, der vor ihm dalag.

„Fürchtest Du nicht, Dich zu erkälten?" fragte er leise; die heiße Begierde hatte ihm die Kehle ausgetrocknet. Dann setzte er argwöhnisch hinzu: „Du hattest doch früher oben geschlossene Nachthemden, weißt Du, das, was ich Deine Taucheranzüge nannte."

„Ja, die Uniform des Schlafsaales im Waisenhaus," sagte sie lächelnd. „Aber ich wollte Dich an unsere Nacht im Hotel Favart erinnern." Dann legte sie Richard ihre Arme um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Du Böser, siehst Du denn nicht, daß ich Dich erwartete?"

Er schloß die Augen, um der Versuchung leichter widerstehen zu können, und sagte wie im Traume:

„Ach, das Hotel Favart! Das war eine Nacht! Aber diese Liebestrunkenheit kannst Du mir jetzt nicht mehr gewähren!"

„Warum?"

„Weil das alles . . ." er zeigte auf ihre Arme, ihre Schultern, „das alles nicht mehr mir allein gehört. Du hast es einem andern gegeben!"

Mit einer wütenden Bewegung riß er sich aus ihrer Umarmung los, sie aber brachte ihn wieder zu

sich zurück durch den schmerzlichen Ton, in dem sie ihm sagte:

„Du findest also, daß ich mich nicht genug gestraft habe, daß das alles nicht gesühnt ist? Da, sieh . . .“ Unter dem Busen, der weiß und mädchenhaft geblieben war, hatte die Wunde, indem sie sich schloß, zwei oder drei tiefe, faltige Narben zurückgelassen. „Die Kugel stak sehr tief . . . Sieh, welch ein Mal sie mir aufgedrückt haben . . . und wenn Du wüßtest, wie ich trotz ihres Chloroform gelitten habe!“

„Mein armes Lieb,“ sagte Richard, von Mitleid ergriffen. Und er beugte sich über den schönen, mißhandelten Leib und seine Lippen drückten einen leisen Kuß auf die Narben. Dann aber entzog er sich ihr wieder plötzlich, denn er dachte daran, daß sie sich um eines andern willen so gemartert hatte und rief: „Ja, für Deinen Geliebten und aus Wahnsinn, aus Verzweiflung darüber, daß Du nicht mehr geliebt wurdest.“

„Du irrst Dich, Richard; ich hatte nur noch Haß und Verachtung für den, von dem Du sprichst. Frage Deine Mutter, die bei mir wachte und mich in einem Delirium, das nicht log, Deinen Namen rufen hörte. Ich dachte nur an Dich, der Du so gut gegen mich gewesen warst, an das süße Dasein, das Du mir bereitet hattest und nach dem ich mich verzweiflungsvoll zurücksehnte.“

„Ja, ich weiß, Du bist ein gutes Kind. Du hast jetzt nur den einen Wunsch, mich zu lieben, mir diese Freude zu schenken und trotz alledem, wenn er jetzt da wäre, er, der andere, wenn er Dich riefe, wenn er Dir nur ein Zeichen machte, so könntest Du Dich nicht bezwingen, nicht wieder zu ihm zu eilen.“

„Schweige . . . Schweige.“

Er schwieg aber nicht, sondern fuhr fort und steigerte sich zu einer wütenden Ironie: „Warum soll ich schweigen? Die Sache ist doch so einfach. Ich bin ein schüchterner Stockfisch, ich wage nicht, und ich kann nicht. Er aber, er kennt sich so gut aus, und er ist so schön! Hat er Dir nicht das Lied von Malaga vorgesungen, nicht? Hat er Dich die Sünde der Augen gelehrt? Sie und alle die anderen . . .“

„Richard, ich bitte Dich —“

Sie versuchte ihm den Mund zu schließen, umschlang ihn mit beiden Armen, als draußen in der Nacht ein Jagdhorn ertönte und er sich ganz bleich aufrichtete.

Das war früher das Verständigungsmittel zwischen Grosbourg und Uzelles; Charlexis sagte sich so zu Tisch an, und Richard antwortete ihm ebenso; von einem Ufer zum andern erklangen die lustigen Fanfaren von dem zitternden Wasser fortgetragen und verbrüderten und vereinigten die beiden Häuser.

„Horch, Lydie!“

Verstört preßte er ihre Finger in seiner fiebernden Hand wie in einem Schraubstock.

„Aber, mein Freund, das ist ja bei Clement — die Gärtnerburschen . . .“

„Nein, nein, das kommt von der Terrasse in Grosbourg. Wie das über das Wasser vortrefflich herüberklingt . . . Er weiß, daß Du zurück bist und gibt Dir das alte Zeichen . . . Hörst Du?“ Und je mehr die schmetternden Töne der Trompete durch die Nacht hallten, desto höher steigerte sich seine Wut:

„Wie erpicht er darauf ist! . . . Wie er Dich begehrt! Heute nacht bei meiner Frau schlafen? Aber selbstverständlich, aber natürlich, Durchlaucht! Warte, warte nur, ich will ihm schon antworten!“

Er stürzte auf die Treppe hinaus, um nach wenigen Augenblicken beschämt und ernüchtert wieder zu kommen. Lydie saß schluchzend auf einem Stuhl und kleidete sich an. Er kniete vor ihr nieder und fragte: „Wohin willst Du? Was willst Du thun?“

„Nein, laß mich,“ antwortete sie, „ich kann nicht bleiben . . . Für Dich und für mich ist es zu schrecklich . . . Ich werde die Nacht bei Deiner Mutter verbringen und morgen werde ich wieder gehen, da die Sache über Deine Kräfte geht, mein armer Freund!“

Jetzt stieß sie ihn zurück und suchte ihm zu wehren, als er ihre nackten Beine umschlang und wahnsinnige Küsse auf ihre vom Schnee durchnäßten Strümpfe drückte. Schließlich hob er sie auf, trug sie ins Bett und begann sie mit zärtlichen Worten zu beruhigen, zu umkosen, die dann dazwischen wieder zu Zornesausbrüchen emporloderten.

„Du mußt mir verzeihen, weißt Du . . . Ich werde noch verrückt . . . Dieser elende Kerl . . .“

„Warum sprichst Du denn immer von ihm, da doch alles aus ist, da er für mich tot ist!“

„Ach, wie glücklich wären wir, wenn er wirklich tot wäre . . . Aber er lebt noch, das Ungeheuer, ich merke es, daß er um Dich herum streicht . . . Aber es gibt ein Unglück, wenn ich ihn treffe! Diesmal wird mich niemand daran verhindern, ihn zu töten . . .“

„Dich hindern? Aber im Gegenteil, ich werde Dir noch dabei helfen, um mich für all das Leid zu rächen, das er mir angethan hat . . . das er mir noch anthut, indem er mich Deiner Liebe beraubt.“

Sie hatte sich an seinen Hals festgekrampft und redete auf seine Lippen ein; dann, als sie geendet hatte, fiel sie erschöpft auf ihr Kissen zurück. Er nahm es ihr fast übel, daß sie nicht mehr kämpfte, denn er war überzeugt, daß alles von ihr abhinge, von der Glut ihres Verlangens und daß, wenn ihre Arme ihn stärker umklammerten, er sich nicht frei machen können würde. Dieses Gefühl verriet sich in einem Schwall von Schmerz und Haß erfüllten

Phrasen über die Vorzüge von Charlexis und seine eigene Inferiorität; es war ein endloser, unzusammenhängender Monolog, dessen beständige Wiederholungen ihn selbst schließlich ermüdeten. Das Jagdhorn war verklungen. Die Graupeln prasselten an die Fensterscheiben, und dazwischen hörte man auf der Uhr der kleinen Kirche drei schlagen. Richard blieb plötzlich vor dem Bett stehen, zu dem es ihn ebenso mächtig hinzog, wie es ihn wieder wegtrieb, und sagte mit einer Stimme, die so weich klang, als spräche er ein Gebet:

„Mein Weib, mein Kind, ich bitte Dich, laß uns zu Ende kommen ... Sage mir, daß ich mich irre, daß Du ihn nicht mehr liebst! Schwöre es mir, damit ich Dich ohne Furcht in meine Arme schließen kann ... Siehst Du, Du antwortest nicht ... Du willst nichts versprechen. Du denkst also doch noch an ihn, und eine Lüge würde Dich zu viel Ueberwindung kosten? ... Lydie, so antworte doch, aus Barmherzigkeit, sage ein Wort."

Er beugte sich über sie, umklammerte ihre Handgelenke, die aber schlaff und leblos in seinen Händen ruhten. Sie schlief, und zwar einen tiefen Kinderschlaf; ihre leicht geschürzten, rosigen Lippen wurden von den leisen Atemzügen kaum merklich bewegt.

Und er hatte sich solche Vorwürfe gemacht, daß er sie mit schlimmen Reden gequält! Er hätte bis zum Morgen und noch länger fortfahren können. Und sie schlief! ... Erst lachte er bitter auf, dann aber beschlich ihn angesichts dieser eingestandenen Schwäche, dieser völligen Erschöpfung, die der Scene zwischen ihnen gefolgt war, ein weiches, zärtliches Gefühl. Sanft deckte er die Schultern und die schönen Arme der jungen Frau wieder zu und ging mit der Lampe in das Atelier hinunter, wo er ohne Unterbrechung auf und ab ging, während die Kirchenuhr die verrinnenden Stunden verkündete. Es war die Uhr der Kirche von der großen Straße, der Kirche des Mitleids und der Vergebung, zu der er sich den Zutritt gar nicht so schwer gedacht hatte.

Als der junge Tag durch die Eisblumen der Fensterscheiben hereinschien, ging er, zur Abreise bereit, zu seinem Nachbar hinüber.

XIV.

Es war ein weicher, duftiger Maimorgen, als Chuchin in seinem leichten Boot, mit dem kupfernen Aufseherabzeichen, von Athis nach Evry die Seine hinaufruderte, um für die kommende Saison am Ufer entlang nach neuen Stellen für seine Reusen auszuspähen. Man brauchte nur zu sehen, wie er daher gefahren kam, wie nachlässig er die Riemen hielt, und man merkte sofort, daß er seit geraumer Zeit gewohnt war, Maulaffen feil zu halten und seine Zeit mit unnötigem Geschwätz zu vertrödeln, daß also sein Herr verreist, und zwar schon seit geraumer Zeit verreist sein mußte. Der ganze Fluß gehörte dem Fischereiaufseher. Von den Brotkähnen, die stromabwärts fuhren, wurde ihm ein Trunk gereicht; den Frauen der Schiffer und Flößer und den Wäscherinnen, deren großes Boot in der Nähe der Brücke verankert lag, rief er von weitem leichtfertige Scherzworte zu und plapperte für sich allein mehr als die gesamten Rotkehlchen und Bachstelzen der beiden Ufer. Er war gerade mit den Wäscherinnen fertig geworden, die ihn mit ihren Waschbläueln bedrohten, als er beim Weiterrudern den Kopf etwas erheben mußte und den elegant-düsteren Herrn Alexander erblickte, der sich an das Brückengeländer lehnte.

Rosinens Vater ließ sein Boot einen Augenblick im Schatten des Brückenpfeilers stehen, spähte nach dem alten Haushofmeister aus und brummte in seine Nasenwärmer: „Was hat er da herumzulungern, der alte Gauner?"

Er verliert zwar kein Wort von dem, was dort am Waschplatz geklatscht wird, von der großen Wäsche der Gemeinde, aber Herr Alexander kennt ja noch ganz andere Geschichten, er könnte alle die Klatschbasen da noch etwas lehren ... Nein, während er in das Wasser hineinstiert, schielt sein kleines Auge nach dem Bahnhof. Gewiß erwartet er jemand.

Mit zwei Schlägen ruderte er das Boot aus dem Schatten und rief mit seiner heiseren Stimme spottend:

„Nun, Vater Alexander, werft Ihr schon heute Euren Köder aus? Wir haben doch noch eine hübsche Spanne bis zum Schluß der Schonzeit!"

Alexander geriet offenbar in Verlegenheit und rückte seinen Kneifer zurecht, um inzwischen eine Antwort zu finden.

„Das war nun nicht besonders geistreich bemerkt, alter Chuchin; ich beobachte hier einen Rudel Gründlinge, die nicht für Deine Netze bestimmt sind ..." Er unterbrach sich und horchte nach dem Bahnhof hin; aber das, was er für das Rollen des nach Paris fahrenden Zuges gehalten hatte, war das ferne Rauschen der Schleuse. Er wandte sich wieder zu dem Boot und fuhr fort: „Und was gibt's denn Neues bei euch? Kommt der Herr immer noch nicht aus seinem Algier zurück?"

„Spaßvogel! Als wenn Dir Rosine nicht alles erzählte, was im Hause vorgeht!"

Herr Alexander verzog sein Gesicht. Aus einem gewissen Anstandsgefühl, das dieser Tölpel nicht verstand, vielleicht auch aus Furcht vor einer unangenehmen Auseinandersetzung vermied er, mit Rosinens Vater von ihr zu sprechen. „He, Chuchin," rief er, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „sieh doch einmal Deinen Mieter, wie er in seinen Keller geht."

Vater Georg war in der That eben aus seiner Hütte getreten. Seine Augen blinzelten, vom hellen Reflex des Wassers geblendet, seine Beine schwankten, und mit beiden Händen hielt er eine unendlich lange Angelrute.

„Taugenichts! . . .“ schalt der Aufseher mit jener gehässigen Verachtung des Bauern für den Menschen, der nicht mehr arbeiten kann. „Das war auch eine Idee, diesen Lausekerl aufzunehmen . . . Was zum Henker will er denn mit seinem Stecken machen? Es ist doch noch Schonzeit . . .“

„Hast Du denn nicht gesehen, daß er unten eine Flasche angebunden hat? Er holt sich seinen Vorrat an Seinewasser . . . Da schau her, ist er nicht drollig?“

Da das Ufer sehr hoch war, hatte der Alte sich dieses Mittel ausgeheckt, um den Fluß zu erreichen. Der Wasserstand war aber sehr niedrig; er mußte sich recken, sich flach hinlegen, was bei seinem morschen Körper ein vergebliches Bemühen war. Alexander und Chuchin amüsirten sich höchlich über dieses Schauspiel.

„Er wird sich noch das Fell zersprengen.“

„Freilich, freilich; jetzt ist er schon mit dem Uferrand auf gleicher Höhe, der Kopf muß ihn ja in die Tiefe ziehen . . . He, Achtung, Vater Georg . . . Da, da haben wir's!“

Ein wilder, verzweifelter Schmerzensruf, einer jener rauhen Schreie, in die ein Wesen seine ganze Vitalität hineingelegt, hallte von beiden Ufern wider. Das schwankende Schilf am Uferrande bezeichnete die Stelle, wo der Alte kopfüber hinabgestürzt war, und es gelang ein paar Bauern, die auf einem nahe gelegenen Felde arbeiteten, nicht ohne große Anstrengung, ihn wieder aus dem Wasser zu ziehen. Erst als man ihn zitternd und triefend, die Angelgerte immer noch in seinen zusammengekrampften Fingern, auf das Ufer gebettet hatte, ruderte der Fischereiaufseher, der sich einen Augenblick schon von seinem Mietsmann befreit geglaubt hatte, mit ein paar Schlägen heran, um ihm mit erheuchelter Teilnahme Hilfe zu leisten.

Zu derselben Zeit fuhr der Zug nach Paris aus dem Bahnhof heraus und Sautecoeurs Schwiegertochter erschien in einem leichten, rosa gestreiften Sommerkleide, das der Flußwind fest gegen ihre Beine preßte, an dem Brückeneingang. Sie hatte eben ihren Mann an die Bahn gebracht und wurde von einer kleinen, dicken, kurzatmigen Dame begleitet, die einen Kinderwagen vor sich her stieß. Es war Frau Noël, die Gattin eines Pariser Gymnasiallehrers, die in der Eremitage ein Zimmer gemietet hatte, um ihr kleines Töchterchen die frische Waldluft atmen zu lassen. Sobald Frau Sautecoeur den blauen Anzug des ehemaligen Bedienten erblickt hatte, wechselte sie die Farbe, bat Frau Noël, unten am Ufer auf sie zu warten, und näherte sich, am ganzen Körper zitternd, Herrn Alexander, der, unbeweglich an die Brüstung der Brücke gelehnt, nach ihr hin schielte. Hastig wurden ein paar leise Worte gewechselt.

„. . . Der Prinz in Grosbourg . . . Stelldichein im Walde . . . Prioreiche . . .“

„Unmöglich . . . zu sehr überwacht.“

„Der Indier?“

„Ja . . . Wie der mich langweilt!“

Es kamen Menschen vorbei, Leute aus der Gegend, Lieferanten. Die Bäckersfrau grüßte sie unter dem Schutzdach ihres Wagens vor. Der Metzgerbursche zu Pferde, einen großen Fleischkorb quer über seine weiße Schürze, drehte sich um, um ihnen zuzulächeln; und Herr Alexander verbreitete sich, mit sehr lauter Stimme, anscheinend über die Einzelheiten von Vater Georgs Unglücksfall, zeigte mit einer emphatischen Geste das zertretene und zerknickte Schilf und die Hütte, in die man den alten armen Teufel gebracht hatte. „Ach,“ sagte er, „ich hatte schon geglaubt, man müsse den Wagen Foucarts holen.“ Dann fuhr er ganz leise fort: „Morgen Donnerstag, Markttag in Corbeil . . . um elf Uhr in der Rue Saint-Spire . . . Wir werden gemeinschaftlich den Schmuck aussuchen.“

„Ich weiß nicht . . . ich kann nicht versprechen . . .“ murmelte die große Person unsicher, während ihre Augen nach dem Horizont hinschweiften, wo die Schleuse von Evry mächtig erbrauste. Für diejenigen, die sie etwa hätten hören können, setzte sie dann hinzu: „Armer Vater Georg! Eine Lungenentzündung in seinem Alter . . . Habe die Ehre, Herr Alexander.“

„Gnädigste —“

Die Wäscherinnen unten am Fluß, die die lebhafte Thätigkeit ihrer Waschbläuel, deren Schall die Brücke zurückwarf, nicht daran gehindert hatte, aufmerksam dem geheimnisvollen, kurzen Zwiegespräch zu folgen, überschütteten, als sie Herrn Alexander das Gespräch mit einer Kußhand beenden sahen, den alten Gecken mit einer Fülle von Scheltworten. „Dieser Mädchenjäger, der Alexander! Er hat also noch nicht genug an der Chuchin! Jetzt ist's also die Sautecoeur . . . Na, übrigens liegt es ja in der Familie! Der Indier galt seinerzeit für den berühmtesten Hahnrei, der Sohn ist auf den besten Wegen, sein Nachfolger zu werden.“ Und dann klatschten die Waschbläuel und dann ertönten Lachsalven, daß die Mieder platzen wollten.

Ohne zu ahnen, daß ihr diese Musik galt, holte die Tochter Sautecoeurs ihre Begleiterin am Fuße des Hügels ein, und während sie ihr half, den Kinderwagen zu schieben, machte sie ihr den Vorschlag, am folgenden Tage mit ihr den Markt von Corbeil zu

besuchen. Man könne Blanchette vor den Wagen eines Nachbars spannen ... Sie selbst würde kutschiren. Es sei ein reizender Weg durch das Gehölz ... Es würde dem kleinen Mädchen ausgezeichnet bekommen: „Aber für meinen Schwiegervater muß die Idee von Ihnen ausgehen. Er mißtraut seiner Schwiegertochter zu sehr, wie übrigens allen Frauen. Mit Ihnen allein macht er eine Ausnahme, ich weiß selbst nicht, warum. Ehe Sie bei uns einzogen, erlaubte er mir nicht, ohne meinen Mann einen Spaziergang durch den Wald zu machen. Sie können ihm ja sagen, daß Sie Einkäufe zu machen hätten. Sie werden sehen, wir werden uns prachtvoll amüsiren."

Wenn der Vater Sautecoeur zu viel Mißtrauen zeigte, so war Frau Noël zweifellos zu wenig mißtrauisch. Seit einem Monat gab sich die gute Frau auf die unschuldigste Weise von der Welt zu den verbrecherischen Anschlägen her, die Charlexis gegen die Frau seines Lieutenants ausführte. Das ehrliche, breite Ammengesicht und der Titel eines Gymnasialprofessors, den der Mann führte, beruhigten den Forstrat so sehr, daß er darüber sogar seinen gewohnten Argwohn und sein Spionagesystem aufgab. Die beiden Freundinnen gingen alle Tage allein aus, nahmen das kleine Mädchen mit, Feldstühle, ein Frühstück und ließen sich am Rundell der Prioreiche in einem Gehölz nieder, das nicht zum Revier des Indiers gehörte. Die Damen schwatzten, nähten, lasen sich laut das Petit Journal vor, und in die vermischten Nachrichten summten die Käfer des Gebüsches und rauschten die Wipfel der Bäume hinein. Wenn sie dann eine Stunde lang unbeweglich dagesessen hatten, machte Frau Sautecoeur den Vorschlag, ein wenig zu gehen, und machte dann schließlich allein einen Gang durch den Wald, da ihre behäbige Freundin in erster Linie nicht den Platz zu wechseln liebte.

Gegen die mit Gestrüpp bewachsenen, von hohen Gitterthoren durchbrochenen alten Parkmauern, die sich hier längs des kleinen Senart hinziehen, erstreckt sich, so weit das Auge reicht, ein sammetartiger Rasen, den die niedrigen Zweige des Unterholzes leicht berühren, wenn sie sich beim geringsten Lufthauch heben und senken wie bengalische Punkas. Am Ende einer dieser großen geheimnisvollen Rasenplätze harrte der jungen Frau immer an derselben Stelle, wie zufällig liegen gelassen, ein großer, rohseidener Sonnenschirm, unter diesem Sonnenschirm, der ihn vollkommen deckte, im saftigen Grase weich hingestreckt, der schöne Charlexis. Da ihm das Betreten der Eremitage verboten war, seit der Forstwart ihn dabei ertappt hatte, wie er seine Schwiegertochter küßte, hatte er sich dieses Biwak-Stelldichein improvisirt, das allerdings ebenso gefährlich wie mißlich war, denn hier konnte man nur flüchtige Küsse austauschen und in zitternder Hast ungeschickte Liebkosungen. Ihr Zusammentreffen auf dem Markt mußte ihnen zweifellos eine bessere Gelegenheit bieten.

Als der Wagen der Eremitage am folgenden Morgen früh über die breite Brücke von Corbeil fuhr, erbebte das kleine Städtchen, das sonst still und verlassen daliegt, von Bewegung und Lärm. Die Stadt ist dicht um das alte Kloster herum auf dem linken Ufer der Seine angelegt, die Gärten steigen terrassenförmig zum Fluß hinunter, so daß das Gesamtbild an Basel, vom Münsterturme aus gesehen, erinnert, aber an Basel an dem Tage einer landwirtschaftlichen Ausstellung, wenn es von allen Dörfern und allen Meiereien seiner Umgebung überflutet ist. Auf dem Marktplatz und in den benachbarten Straßen gerieten ländliche Gefährte aller Formen in einander und machten das Durchkommen sehr schwer. Frau Sautecoeur fuhr ihren Wagen in das Kloster Saint-Spire, das ruhig und verlassen im Herzen der Stadt liegt und dem der Wind, der die alte Kirche umweht, immer eine frische Temperatur verleiht. Sie bat Frau Noël, auf sie zu warten, bis sie ihre Einkäufe gemacht habe: „Wenn die Kleine sich langweilt, so können Sie in die Kirche gehen. Es ist ein steinerner Ritter von großer Schönheit darin." Dann eilte sie freudestrahlend zu ihrem Stelldichein.

Der Prinz, der vor ihr angekommen war, suchte in einem Winkel des mit Käufern angefüllten Ladens am Rande des Zahltisches Ohrringe aus; neben seinen Stuhl war ein zweiter, leerer, bereitgestellt. Sie setzte sich, und dicht an einander gedrängt, sprachen sie leise mit einander, während sie die Ohrringe auf einem kleinen Stück schwarzen Sammets glitzern ließen. Um sie herum feilschten Meier aus Morsang, die ihre Söhne verheirateten und in einer großen Gesellschaft von Verwandten und Bekannten angerückt waren, um den Schmuck für die Brautgabe mit Worten, Lachen, Regenschirmen und großen Hauben, so daß man hätte glauben können, im Palais-Royal zu sein an einem Abend, an dem irgend ein zwerchfellerschütterndes Stück von Labiche gegeben wird. Aber die beiden Liebenden hatten Besseres zu thun, als sich daran zu ergötzen. Der Indier war mit dem ganzen Forstpersonal heute zum Nachtdienst befohlen.

„Um zehn Uhr werde ich an der Eremitage sein. Laß Dein Kammerfenster offen."

„Ach, ich bitte Sie! Nein, ich habe Angst."

„Angst, wovor? Dein Mann ist in Paris, der Alte wird erst um sechs Uhr morgens zurückkommen. Es handelt sich nur darum, nicht einzuschlafen, aber dazu werden wir nicht die geringste Lust verspüren. Denke doch, eine Nacht, eine ganze Nacht, die uns gehört, zum erstenmal!"

Er flüsterte ihr in den Hals, in die Haare, während sie sich ihren neuen Schmuck aussuchte. Die Hochzeitsgesellschaft hatte sich eben entfernt. Die Ladenbesitzerin und ihre Schwester, zwei mittelalterliche Gesichter, verwitterte und verschimmelte Produkte einer alten, erschöpften Rasse, Typen, die im Departement Seine-et-Oise recht häufig sind, näherten sich dem Prinzen, verneigten sich bis zur Erde und erkundigten sich, ob Durchlaucht gefunden habe, was er brauche.

„Ja, Frau Soucholte ... Hier diese Garnitur, die ich heute abend abholen werde."

Sautecoeurs Tochter stand errötend auf und wollte gerade hinausgehen, als ein großer Landauer vor dem Laden hielt, der, an und für sich schon recht dunkel, jetzt so verfinstert wurde, als wenn eine große Marquise über dem Schaufenster herabgelassen worden wäre. „Der Wagen der Frau Fénigan," sagte die Ladenbesitzerin in ehrfurchtsvollem Tone, aber nicht so unterthänig, als sie Charlexis gegenüber war. O, über die Stufenleiter des Kaufmanns, die hundertmal feinere Unterscheidungen kennt, als die chinesische Tonleiter! ... Der Prinz rührte sich nicht, wandte den Kopf nicht um, aber der Ausdruck seines Lächelns veränderte sich und wurde um so häßlicher, je näher er eine elegante, große Frauengestalt an den Laden herantreten sah.

„Ist meine Uhr fertig?..." Lydie hatte nicht die Kraft, den Satz zu vollenden. Ein nervöser Husten, von dem es schwer zu sagen war, ob sie ihn beabsichtigte oder nicht, erstickte ihre Stimme. Seit der Komödie von Monte Carlo, dem Bruch und der Flucht hatte sie ihn nicht mehr wiedergesehen, und nun zeigte ihr unvermutet der angelaufene Spiegel eines Ladens da gerade ihr gegenüber das hübsche, unverschämte Schurkengesicht. Das rief in ihr rasch nach einander die verschiedenartigsten Eindrücke hervor: Ekel, Schreck und Zorn; und dabei die Freude, unter diesen verschiedenen Empfindungen nicht eine Spur von Kummer zu finden und eine Ungewißheit beendet zu sehen, die sie manchmal quälte, wenn sie sich fragte: „Was werde ich empfinden, wenn ich ihn wiedersehe?"

Wenn sie ihn jemals geliebt hatte, dann war es beim Himmel abgethan! Und diese Sautecoeur mit ihren kohlschwarzen Augen und ihrer vorstädtischen Unverschämtheit that sehr unrecht daran, sie wütend anzublicken. Ihre Uhr war fertig; sie nahm sie und ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus. Aber als ihre Schwiegermutter sie erblickte und ihre verstörten Züge sah, rief sie aus: „Was ist Dir denn widerfahren?"

„Eine widerwärtige Begegnung!" murmelte Lydie, indem sie sich an ihre Seite setzte. Und mit leiser Stimme, des Kutschers wegen, der schon einen Buckel machte, um horchen zu können, nannte sie den Namen Charlexis ... „O, ich hätte niemals zu diesem Markt kommen sollen."

„Das ist meine Schuld, liebes Kind. Aber Du fährst ja auch sonst niemals aus, ich wollte Dich einmal etwas an die Luft bringen."

„Mir ahnte irgend ein Unglück."

Die Mutter blickte unruhig auf: „Ein Unglück?"

„O, nichts von dem, was Sie von einer Wahnwitzigen, wie ich es bin, fürchten können ... Nein, ich liebe meinen Mann, ich würde nie einen andern lieben, als meinen Mann ... Aber, wie soll ich ihm von der Begegnung berichten ..."

„Das wollen wir beide für uns behalten. Wenn alles so gut geht, wenn Mérivet uns so gute Nachrichten schickt ... Wir würden vielleicht nur seine Heilung und seine Rückkehr verzögern."

„Dann muß ich also lügen und ihm nicht alles sagen, wie ich versprochen habe, ohne ein einzigesmal, seit er in Algier ist, mein Versprechen gebrochen zu haben."

Während sie mit einander sprachen, fuhr der Wagen im Schritt durch die versperrten, engen, lärmerfüllten Straßen, hielt bei dem Apotheker, dem Papierhändler und Sattler, dem Gitterflechter, die an den Wagentritt heran kamen, Bestellungen entgegen nahmen und Liberts Bock und Wagenkasten mit Paketen und Flaschen anfüllten, wobei sie seinen langen Ueberrock aus seiner Ruhe brachten. Es war das richtige Frauengespräch, diese eingehenden und gefühlvollen Bekenntnisse, die von Haushaltungsangelegenheiten unterbrochen werden, von Besuchen und Einkäufen bei den Lieferanten. Vor der Konditorei, wo der Landauer der Bestellung für den Sonntag wegen gehalten hatte, erschien der Richter Delcrous im Gesellschaftsanzug, mit Handschuhen, glänzendem Bart und glänzenden Zähnen am Wagenschlag. Seit Monaten hatte man ihn nicht mehr in Uzelles gesehen; und jetzt kam er gerade hierher, um rasch zu frühstücken und sich dann mit der Bahn zu den Damen zu verfügen, da er ihnen eine sehr ernste und sehr dringliche Frage vorzulegen habe.

„Nun, so steigen Sie in den Wagen und frühstücken Sie bei uns," sagte die Mutter; und während er sich inmitten der Pakete ihnen gegenüber niederließ, sah sich Lydie, die es etwas verlegen machte, einen ihrer früheren Freunde wieder zu treffen, die kleinen gedeckten Tische an, die hinter den Schaufenstern in der pechfinsteren Konditorei standen und fragte mit einem gespielten Interesse: „Also, hier speisen Sie?"

„Jawohl, gnädige Frau, zwei Schritte von meinem Bureau. Das Gericht befindet sich am Ende der Straße, dort an dem kleinen Platz neben der Mühle."

Sie blickte immer noch zerstreut umher, ohne zu

ahnen, welche Bedeutung diese Orte für sie noch bekommen sollten.

„Sie finden diese ganze Gegend hier recht traurig, meine Damen? Und ich erst ... Gerade darum habe ich, auf Ihr freundliches Wohlwollen rechnend ... Kurz und gut, was gibt es für Nachrichten aus Algier? Wann kehrt unser Freund Richard wieder zurück?"

„Mein Sohn wird bald zurückkehren, lieber Herr Delcrous; aber Sie wissen, daß wenn wir Ihnen irgendwie dienen können, während seiner Abwesenheit, meine Tochter und ich ..."

Der Richter verbeugte sich lächelnd. Er würde sich erklären, wenn man den Markt und das Gewühl hinter sich hätte.

Im ruhigen Trab, an den seine kräftige Bespannung gewöhnt war, fuhr der Landauer aus Corbeil hinaus und ließ die Riesenschornsteine der Kunstmühlen hinter sich, deren Rauch einen großen Teil des strahlenden Himmels verfinsterten. Wagen, Fußgänger, Vieh, der fröhliche Zug einer Heimkehr vom Markte eilte über die hohe Bergstraße dahin zwischen dem Fluß, der unten glitzerte, und den Gersten- und Weizenfeldern, deren grüne Wogen bis an den Horizont reichten. Ein kleiner Wagen, der von Frauen gelenkt wurde, streifte in raschem Fluge ihre Räder. Lydie erkannte die Schwiegertochter Sautecoeurs und folgte lange mit mitleidsvollen Blicken dem bescheidenen Wägelchen, das über die holperigen Wege dahinrasselte. Ach, wie gerne hätte sie ihm „Feuer!" zugerufen, es auf die Abgründe aufmerksam gemacht, auf den unvermeidlichen Absturz, der ihm bevorstand. Aber das kleine Wägelchen fuhr so rasch, es war schon so weit, beinahe an dem Waldrande, der unbeweglich und finster am Horizonte aufstieg.

Jetzt kam ihnen Schellengeläute entgegen und eine große Staubwolke, in der eine à la Daumont bespannte Kalesche mit Kutschern in der blauen Livree der Alcantara sichtbar wurden. Im Wagen saßen die hübschen Jüdinnen des Schlosses Mérogis in Gesellschaft des Prinzen von Olmütz, mit seinen Diamantaugen und dem unerweichlichen Lächeln eines jungen Rajah, der zusieht, wie die unterirdischen Gefängnisse mit schönem, rosigem Weiberfleisch angefüllt werden. Als die Equipage wieder verschwunden war, herrschte in dem Landauer der Fénigans einige Minuten hindurch eine ängstliche Stille. „Welch ein Glück, daß Richard nicht da ist!" dachten die Damen. Delcrous fragte sich, ob es nach dieser Begegnung klug wäre, den Schritt, um dessentwegen er gekommen war, zu wagen. Ein Zwischenfall brachte eine erwünschte Ableitung. An dem Hügel von Soisy näherten sich zwei flachshaarige, kleine Mädchen, die ihren unbespannten Wagen auf einer benachbarten Wiese hatten stehen lassen, dem Landauer und boten aus Binsen und Schilf geflochtene Korbwaren zum Kauf an. Obgleich der Hügel recht steil war, hieb der Kutscher aus berufsmäßigem Haß gegen das Bettelvolk auf die Pferde ein, gerade in dem Augenblick, als Lydie die Hand nach einem der kleinen Körbe ausstreckte. Frau Fénigan, die die Bewegung ihrer Schwiegertochter gesehen hatte, schrie dem Kutscher zu, er möge halten, aber vergeblich: und einige Minuten lang hörte man die kleinen Mädchen hinter dem Wagen her schnaufen und ihre nackten Füßchen auf dem Straßenstaub patschen. Schließlich war der Kutscher auf einen erneuten Befehl seiner Herrin hin doch gezwungen, anzuhalten. Lydie dankte ihrer Schwiegermutter und suchte nach ihrer Geldbörse, um den bescheidenen Einkauf zu bezahlen; aber Frau Fénigan hatte die ausgestreckten Händchen schon mit Silberstücken gefüllt.

„Das wundert Sie, Herr Delcrous?" sagte sie zu dem Richter.

„In der That, gnädige Frau, Sie hatten noch vor kurzem eine Antipathie gegen die Hausirer, die ich im übrigen teile ... Ich erinnere mich, auf dieser selben Straße nach Corbeil einen Streit mit Ihrem Sohn gehabt zu haben ..."

„Ja freilich ... Elise war an jenem Tage mit dabei."

„Ganz richtig," sagte Delcrous freudestrahlend bei der Erinnerung an das kleine Rotkäppchen. Und dann setzte er, indem er seine von einander abstehenden spitzen Wolfszähne zeigte, hinzu: „Da Sie nun doch einmal den Namen dieses entzückenden Wesens ausgesprochen haben ..."

Der Wagen rollte zwischen dem Walde und mit Wein bewachsenen Abhängen dahin. Der balsamische Duft von blühenden Heckenrosen erfüllte den Weg. Der Richter fand Ort und Stunde für sein Geständnis günstig. Er habe es satt, allein zu leben — die Damen hätten ja gesehen, in welchem dunklen und melancholischen Winkel, und dabei kennten sie nur das Corbeil der Markttage; man könne sich nicht vorstellen, in welch erstarrtem Zustande das Städtchen sich für gewöhnlich befinde, wo um acht Uhr abends alles geschlossen und erloschen sei und, wenn man einen Wagen durch die Rue Notre-Dame fahren höre, es in allen Stockwerken heiße: „Der Herr Präsident kommt vom Gericht zurück ... Der Omnibus vom ‚Schönen Bild' fährt zur Bahn." Es gebe weder einen Klub, noch einen Salon und, außer der Arbeit, nicht die geringste Zerstreuung.

Der einzige Vorteil sei noch, daß man knapp eine Stunde Eisenbahn von Paris entfernt sei und daher bequem mehrmals in der Woche einen Besuch in den Bureaux der Place Vendôme abstatten könne, um für sein Avancement zu sorgen, das ihm eine

reiche Heirat erleichtern würde. Kurz und gut, er sei es müde, immer wieder in der Konditorei Couverchel ansagen zu hören: „Das Diner für den Herrn Richter ...“ Und seit er die Cousine aus Lorient kennen gelernt habe, sei ihm dieses hübsche, lachende Gesicht, über das all der Kummer hingeglitten sei, ohne ein Fältchen zurück zu lassen, nicht mehr aus dem Sinn gekommen. Elise, bei der er eines Abends ernsthaft angefragt, habe ihre Antwort auf den folgenden Tag verschoben und sei am folgenden Tag abgereist. Nachdem er nun monatelang gewartet und gezögert habe, habe er ihr jetzt eben einen sehr ausführlichen, aufrichtigen Brief geschrieben und ihr seine Stellung und seine Aussichten klargelegt. Jetzt bitte er nun Frau Fénigan, zu seinen Gunsten Schritte zu thun.

„Dazu bin ich durchaus bereit,“ antwortete sie ihm ... „Das Leben in Corbeil ist zwar nicht sehr lustig für eine junge Frau, aber die Cousine amüsirt sich auch in Lorient keineswegs, und dann sind wir ja da und werden Ihnen schon helfen, sie zu zerstreuen. Ich verspreche Ihnen, ihr zu schreiben ...“

„Und Sie werden mir erlauben, Ihrem Briefe ein paar Zeilen hinzu zu fügen,“ sagte Lydie, „denn ich habe die reizende Elise kennen und lieben gelernt.“

„O, meine Damen, meine Damen, wie soll ich Ihnen danken?“ murmelte der Richter und errötete dabei zwischen seinen dichten, schwarzen, wie Rasenplätze zugestutzten Bartkoteletten über und über. Und während der ganzen Fahrt machte man einen Plan nach dem andern über schöne Ausflüge, die man zur Feier der Hochzeit nach Vieux-Garçon und nach Sainte-Geneviève-des-Bois machen, wie man gemeinsam fischen und jagen wolle.

„Ihre Trauung muß in der Irenenkirche stattfinden,“ warf Lydie unbesonnen hin. Sie hielt etwas verlegen inne, aber Delcrous war nicht empfindlich.

„Da Frau Elise geschieden ist,“ murmelte er ruhig, „wird keine kirchliche Trauung stattfinden können, und das bedaure ich. Es wäre reizend gewesen in dieser kleinen, ländlichen Kapelle.“ Dann wandte er sich an Frau Fénigan und sagte: „Apropos, ich habe gehört, daß Ihr Freund, der Pfarrer von Draveil, soeben einen Nachfolger bekommen hat ...“

„O, mein Freund, das ist er lange nicht mehr. Ich habe ihm seine Gehässigkeit gegen den Abbé Ceres nicht vergeben können, einen würdigen Priester —“

Sie konnte nicht umhin, zu lachen, als sie sah, welch verblüfftes Gesicht Delcrous machte, gegen den sie sich über den Vikar der kleinen Kirche immer nur sehr verächtlich geäußert hatte: „Was wollen Sie? Alle meine Anschauungen haben sich verändert, ich bin nicht mehr dieselbe Frau ... Wie das gekommen ist? Das werde ich Ihnen vielleicht eines Tages erzählen. Es könnte Ihnen vielleicht einmal nützlich sein.“

Man hatte sich eben nach dem Frühstück in den Salon begeben; Lydie spielte ein Präludium von Chopin, dessen Laute in den Garten hinaus klangen und das Gezwitscher einer Grasmücke hervorriefen, die auf der großen, den ganzen Eingang beschattenden Paulownia saß. Da schellte es am Gitterthor. Frau Fénigan sah von dem Tische aus die Gäste in den Hof eintreten und stand rasch auf.

„Lydie, mein Kind, schließe Dein Klavier. Da kommt der Abbé Ceres mit einem andern Geistlichen, ohne Zweifel dem neuen Pfarrer, der uns seinen Besuch macht.“

„Ist das Herr Ceres, von dem man sich solche Wunderdinge erzählt?“ fragte der Richter, indem er an das Fenster herantrat, wohin ihm die beiden Frauen folgten, die sich jedoch behutsam hinter dem Vorhang hielten.

Die Geistlichen schritten langsam daher und unterhielten sich mit einer Unbefangenheit, die ein wenig erzwungen erschien; besonders der kleine, speckige Herr Pfarrer, dem seine rosigen Wangen, sein rasirtes Doppelkinn und seine schwarze Pelerine das Aussehen einer jener heiteren, blühenden, dicken Witwen gab, wie man sie häufig trifft. Er blieb vor einem der zwei großen, zu beiden Seiten der Anfahrt befindlichen Rundbeete stehen und ließ seinen Vikar ein Rosengebüsch bewundern. Dieser hatte seit dem Durchschreiten des Thores den Hut in der Hand behalten und lauschte, während er seinen weißen Kopf und seinen kräftigen Oberkörper etwas vorneigte, in kindlicher Ehrerbietung den Worten seines Oberen, der mindestens zwanzig Jahre jünger war als er. Und das war der revoltirende Priester, der nicht zu bändigende Lucifer, dessen Stolz man durch eine fünfmonatliche Verbannung in La Trappe brechen zu wollen vorgegeben hatte?

„Himmel! Er sieht nicht gerade wie ein Krösus aus, der Vikar der kleinen Kirche —“

Diese Bemerkung hatte Delcrous halblaut und fast unbewußt gemacht, so sehr war ihm der Gegensatz der beiden Soutanen ins Auge gefallen, die im hellen Sonnenschein den Hof durchschritten. Die eine war ebenso glänzend und von einem so tiefen Schwarz, wie die andere fuchsig, abgenutzt und fadenscheinig aussah. Aber das Stirnrunzeln der Frau Fénigan und der Ton, in dem sie sagte: „Er ist ein Heiliger!“ machten den billigen Scherzen des Richters schnell ein Ende; er bezwang sogar eine starke Lachlust, als der Vikar, sobald die Thüre zum Salon geöffnet worden war und der Diener den Besuch angemeldet hatte, vorstürzte und alles umstieß und umwarf, um zuerst einzutreten. Im ersten Augenblick begriff niemand etwas von diesem ungestümen Auftreten; und

der grimmige Blick, den ihm sein kirchlicher Vorgesetzter zuwarf, brachte den Abbé Ceres vollends aus der Fassung, denn er war so bescheiden, so schüchtern und kannte die gesellschaftlichen Regeln so wenig, daß er sich einbildete, in der großen Welt müsse, wie in der Prozession, immer der niedriger Stehende vorangehen, der Chorknabe vor dem Diakon, der Diakon vor dem Priester und der Priester vor dem Bischof. Hier war es ihm unglücklicherweise trotz aller Eile nicht geglückt, der erste zu sein. „Jetzt ist der Herr Pfarrer böse," dachte der arme Mensch, indem er seine Verbeugung machte. „Aber jetzt, Achtung beim Weggehen, daß ich nicht wieder so unhöflich bin."

Dieser Gedanke gab seinen klaren Augen einen unstäten Ausdruck, so daß sie sich in seinem gebräunten Gesicht wie zwei blau Flecke ausnahmen, während er die eleganten Manieren seines Pfarrers bewunderte, seine Art, sich zu verbeugen, sich zu setzen und Frau Fénigan zu ihrem herrlichen Rosengarten zu gratuliren, zu ihren Marechal Niels und Gloire de Dijons, und dann wieder mit Frau Richard Fénigan über Musik zu sprechen und als gebildeter Dilettant Wagner und Schumann zu analysiren. Auch als Lydie, die infolge des Aufenthaltes in kosmopolitischen Hotels eine eifrige Leserin ausländischer Romane geworden war, im Gespräch die Namen Tolstoj, Ibsen, Meredith und Dostojewski hinwarf, bewies der neue Priester, daß ihm diese Schriftsteller, wenn sie ihm auch nicht so vertraut waren wie sein Brevier, doch durchaus nicht unbekannt waren.

„Welch ein Mann!" sagten immer wieder die guten, naiven Augen des Abbé Ceres, die begeistert auf das rosige Puppengesicht seines Oberen gerichtet waren. Aber diesen rührte die stumme Bewunderung offenbar wenig; er glaubte, sich über sie lustig machen zu können und fragte plötzlich den armen Vikar, was er von Dostojewski halte. Die Wangen des alten Geistlichen, die sonst braun waren, wurden ziegelrot; sein ganzes Gesicht verriet eine solche Bestürzung, daß Delcrous Mitleid mit ihm hatte.

„Der Herr Abbé Ceres hat ohne Zweifel keine Zeit zum Lesen," sagte er in seinem sehr bestimmten Amtstone, „er hat zu viel Elend aufzusuchen und zu lindern."

Der bescheidene Priester, der sich durch dieses Lob, das seinen Oberen herabzusetzen schien, förmlich gefoltert fühlte, rückte auf seinem Sessel hin und her und murmelte in dem rauhen Dialekt seiner Berge, daß er keine größeren Verdienste hätte, als irgend ein anderer, und daß auch ihm die Lektüre Zeit raube.

„Aber, so gehen Sie doch, Ceres," sagte der Herr Pfarrer, der nicht nachließ, „Sie werden uns doch nicht glauben machen wollen, daß Sie Dostojewski gelesen haben," und er lachte so heftig, daß sich seine Besuchspelerine hob und senkte.

„Nun ja, ich habe ihn gelesen ... Herr Mérivet hat ihn mir geliehen ... und ich bin sogar sehr böse auf ihn, diesen Dostojewski."

„Sie sind ihm böse, und warum?" fragte der Priester, der, wie die anderen Anwesenden, ganz verdutzt war. Und in der That schien der ländliche Vikar durchaus nicht der Mann zu sein, den Verfasser der „Brüder Karamasoff" zu verstehen oder ihm gar irgend eine Theorie nachzutragen.

„Ich bin ihm böse, weil er das russische Mitleid in Mode gebracht hat."

„Das russische Mitleid? Was verstehen Sie darunter, mein lieber Abbé?"

„Ich verstehe darunter jenes ungerechte Mitleid, das sich nur auf Spitzbuben und Dirnen erstreckt, das uns ausschließlich dem Elend der Galeere und anderer böser Orte gegenüber empfindsam macht, als wenn das Unglück nur im Verbrechen und in der Verworfenheit rührend wäre. Das nenne ich das russische Mitleid. Wir alle haben brave Arbeiterfrauen gekannt, die sich in der Sorge für ihren Haushalt und ihre Kinder krumm und lahm arbeiteten, die, ohne zu klagen, Entbehrungen und Mißhandlungen ertrugen; und wenn Dostojewski seinen Rodion sich einem gefallenem Mädchen, das in seinen Augen das Sinnbild des gesamten menschlichen Elendes ist, zu Füßen werfen läßt, so finde ich, daß er das Elend entehrt und die Menschheit verleumdet."

Die Stimme des Priesters stockte nicht mehr, sondern schwoll in gewaltigem Wohlklang an. Sein Blick und seine Bewegungen wurden immer sicherer und nahmen die breite Gewichtigkeit einer Predigt an; und Lydie, die nicht mehr von ihm gekannt hatte, als daß sie von weitem seine abgetragene Soutane hatte glänzen sehen, begriff jetzt die Begeisterung ihrer Schwiegermutter und des alten Mérivet.

„Dieses Mitleid, Herr Abbé, stammt, wie Sie wissen müssen, von uns," sagte Jean Delcrous ... „Es stammt aus dem Jahre achtundvierzig und Sie finden es in den Romanen von Viktor Hugo, George Sand und Eugène Sue. Die Russen haben es nur von uns entlehnt und dann für ihre komplizirten Nerven verfeinert. Aber nichtsdestoweniger gehört Dostojewskis ‚Sonja' zur Familie der Fantinen."

(Fortsetzung folgt.)

Waſſili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortſetzung.)

Pjerwatſch ſchritt zuerſt auf den Hausherrn zu, überreichte ihm den Brief, drückte ihm ziemlich vertraulich die Hand und fragte mit volltönender, vibrirender Stimme:

„Sie leiden am Fuß? Invalide?“

Und ohne Antwort zu erwarten drehte er ſich auf den Hacken um und glitt auf Tjorkin zu.

„Waſſili Iwanytſch! ... Glückliche Ankunft! ... Ich bitte um Ihre Gunſt und Liebe ... Taxator Pjerwatſch. Paul Ilarionytſch Niſowjew iſt ſoeben von der Landungsſtelle eingetroffen. Ich komme von ihm. Er erwartet Sie zum Frühſtück.“

„Sehr erfreut,“ entgegnete Tjorkin trocken, ihm die Hand reichend.

„Paul Ilarionytſch hat auch mich geladen ... wenn ich nicht läſtig bin ...“

„Wieſo das?“

„Sie haben ſchon beliebt, ſich mit dem Waldbeſitz bekannt zu machen?“

„Ich bin geſtern dort geweſen.“

Pjerwatſch ſetzte ſich neben ihn, zog ſein Cigarettenetui hervor und bat um Feuer.

Seine Manieren mißfielen Tjorkin ebenfalls.

„Ein Jüngling von heute,“ dachte er und ſah auf Swjärjew hin.

Dieſer hatte den Brief ſchon zum zweitenmal geleſen. Eine unwillkürliche Röte der unraſirten Wangen bewies ſeine Erregung.

„Sie,“ wandte er ſich an Pjerwatſch, „kommen direkt aus Sawodnoje? Heute?“

„Ich bin geſtern ſpät angekommen ... Iwan Sacharytſch wollte gleich mit, iſt aber durch etwas zurückgehalten worden.“

„Warum haben Sie mir nicht gleich geſtern dieſen Brief gebracht?“

„Es war zu ſpät, Peter Apollonowitſch. Ich wollte Sie nicht ſtören.“

„Keine Urſache.“

„Was gibt es denn?“ fragte Tjorkin, auf das Lager zuſchreitend.

Swjärjew deutete ihm durch einen Blick an, daß er vor Pjerwatſch nicht ſprechen könne.

„Solche Scheußlichkeit! ... Ich kann mich nicht bewegen.“

„Iſt etwas Beſonderes zu thun? Eine Depeſche zu ſchicken? Ich ſtehe zu Dienſten,“ miſchte ſich Pjerwatſch ein.

„Inkommodiren Sie ſich nicht.“

„Ich will nicht läſtig ſein ... Ich habe meine Miſſion erfüllt.“

Zu Tjorkin gewandt, ergänzte Pjerwatſch:

„Paul Ilarionytſch wird Sie um ein Uhr erwarten. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“

Er drückte beiden die Hand und verließ das Zimmer unter leichtem Knarren ſeiner zierlichen Stiefelchen.

„Waſſia!“ rief Swjärjew erregt und rückte auf ſeinem Sofa. „Iwan Sacharytſch Tſchernoſoſchni ... wünſcht mit Dir wegen des Verkaufs ſeines Waldes und ſeiner Beſitzung mit dem Park zu reden. Er ſteht mir nahe ... und bedauert mich. Ich will vor Dir keine Winkelzüge machen ... Wenn der Verkauf zu ſtande kommt — und er braucht ihn nötig — iſt er bereit, mit mir zu teilen.“

„Er bietet eine Kommiſſionsgebühr? Eine Courtage?“

„Ich bin kein Kaufmann. Courtage nehme ich nicht.“

„Nimmſt Du nicht?“ dehnte Tjorkin und pruſtete laut heraus, was ihm ſelten paſſirte, und ſelbſt unangenehm war.

„Unterſteh Dich nicht, mich zu verhöhnen, Waſſia!“ ſchrie Swjärjew plötzlich auf, ganz in Flammen. „Ein Menſch, der ſeine ganze Seele vor Dir ausgeſchüttet hat ... Und Du kommſt ſo! ... Da hat das Blut geſprochen! ... Nicht umſonſt biſt Du —“

Die Lippen Swjärjews geiferten. Das Schimpfwort das man Tjorkin auf dem Gymnasium an den Kopf geworfen hatte — mochte ertönen.

„Was bin ich nicht umsonst?“ unterbrach Tjorkin ihn streng und trat hart an das Lager heran. „Höre, Pjotka! In Deiner Lage taugt es nicht, sich aufzublähen und herrschaftliche Airs zu geben. Ich bin — ein Findelkind, der ungesetzliche Sohn irgend eines Soldatenweibes oder einer raskolnischen Dirne — womit Du mich vielleicht erniedrigen wolltest? Mir wird Gott sicher verzeihen, auf welche Weise ich mit Recht und Unrecht meinen Seckel gefüllt habe ... Nun, Bruder, bin ich mit meinem Gewissen im reinen und werde es fortan bleiben. Du hast mir soeben gebeichtet ... Zu zwei Betrügereien hast Du Dich bekannt! Ich habe Dich nicht dazu aufgefordert, es war Dein freier Wille. Erlaube, daß ich Dir auch etwas gestehe.“

„Ist mir nicht nötig! Interessirt mich nicht!“

„Nein, höre!“ Tjorkin setzte sich auf die Sofakante. „Auch ich habe mir vor zwei Jahren Gelder verschafft, die ich mir auch ganz, ohne Rückzahlung, hätte zueignen können, von denen ich wußte, daß sie dem, der sie mir zuwandte, nach Recht und Gewissen nicht zustanden, das ist alles ... Ich gab ein Dokument dafür ... wie es in eurem vorliegenden Falle geschehen ist. Die Sache, sagst Du, ist klar. Sie quälte mich aber so, daß ich — ohne sonstigen Zwang — mich selbst darum anklagte, da ich mit meinem Gewissen nicht fertig werden konnte ... Ich habe mich gereinigt, ehe die Frist zur Wiedergabe herum war. Nun sieh, eben dieses Darlehen hat mich auf die Beine gebracht und alles, was ich seither erworben habe, rührt von diesen Geldern her; dadurch bin ich in zwei Jahren, wenn auch kein Millionär, zu denen Du mich rechnest, so doch ein Mann der großen Geschäfte geworden.“

„Darum bist Du auch froh, daß Du mich, einen geborenen Edelmann, unter Deinen Fuß treten kannst?“ zischte Swjärjew.

„Schwatze keinen Unsinn!“ erwiderte Tjorkin düster. „Zu welchem Zweck sollte ich Dich denn retten? Nur damit Du zum drittenmal eine Betrügerei verübst? Wenn ich auch gleich vierzigtausend frei hätte, würde ich Dir doch keine Kopeke geben — höre: nicht eine Kopeke! Ihr habt alle schamlos gestohlen, und die Kameradschaft auf Treu und Glauben hat zur Verheimlichung freundschaftlicher Räubereien geführt! ... Ehre! Adel! ... Anstatt Dich dem Staatsanwalt zu übergeben, hat man Dir herausgeholfen. Mit was für Geld? Mit dem der Bank! ... Das wird den Bürgern abgenommen! Ha, ha!“

Tjorkins Lachen erdröhnte. Er stand auf und schritt durch das Zimmer.

„Was ihr aus euren Gütern macht? Durch eure Liederlichkeit geht das ganze Land zu Grunde, in fünf bis zehn Jahren wird die Wolga weder Wasser noch deren Ufer Wald mehr haben.“

„Sagt gefälligst!“ winselte Swjärjew wieder. „Er, Wassili Tjorkin ist — der Retter seines Vaterlandes! ... Wage es nicht, das zu sagen! ... Ich will es nicht hören! ... Jeder Knote, der eine herrschaftliche Besitzung für einen Spottpreis in die Tasche steckt, rühmt sich eines großen Sieges. Du hast mich nicht erschreckt! Du kannst über mich Deine Angabe machen ... Sogleich! ... Auch ich hätte der heutigen Bürgerschaft adelige Gesinnung gewünscht. Man mag mich richten ... Man mag seinen Bruder verurteilen! Ich ergebe mich nicht lebend! ... Lieber eine Kugel vor die Stirn ...“

„Wie ein Edelmann! ... Dazu wird es schwerlich kommen. Ich kenne Dich. Tapferkeit ist Deine schwache Seite!“

Tjorkin hielt an. Er nahm seinen Hut und stand mitten im Kabinet.

„Ich bin Dein Gast augenblicklich, Peter Apollonowitsch! Und Dir, als wohlerzogenem Vertreter der höchsten Gesellschaftsklasse, war es nicht genehm, Dich wie mit einem Gaste zu benehmen. Es war wohl angemessen, Dich darüber zu belehren. Doch mich mit Dir zu befassen, fällt mir nicht ein. Wenn Du mich aber auch nicht über Deine Operationen in fremden Koffern aufgeklärt hättest, würde ich doch wohl nicht darüber geschwiegen haben. Ein oder der andere Monat wird vergehen — und alle Lesekundigen werden aus der Zeitung entnehmen, wie ihr hier alle zusammen wirtschaftet. Und ich habe mich noch vor niemand mit meiner Ehrenhaftigkeit gebrüstet. Doch, wenn Du mein leiblicher Bruder wärest, würde ich gar nicht daran denken, Dich zu retten. Wir bitten Euer Hochwohlgeboren um Vergebung ... Zum Totschießen werden Sie immer Gelegenheit haben. Im Gefängnis werdet ihr eine ganze Gesellschaft sein — das wird wenigstens nicht langweilig werden!“

Swjärjew schrie ihm etwas nach; doch er hörte nicht.

Erst auf der Straße kam Tjorkin zur Besinnung und schalt sich selbst.

XIV.

Er schritt so schnell auf sein Quartier los, daß er die Querstraße verpaßte, die auf den Kirchplatz zuführte. Die Scene mit jenem Pjotka nahm er nicht leicht. Es lag etwas Unschönes, Knabenhaftes, ja Rohes und Kleinliches in dem Streit mit dem Menschen, der sich ihm doch, wohl oder übel, anvertraut und ihm seine Sünden bekannt hatte. Nun,

retten wollte er ihn, seinen ehemaligen Kameraden, nicht, aber anders benehmen hätte er sich können.

„Gentlemanlike?“ fragte er sich — und antwortete sogleich darauf: „Ich bin ja gar kein Gentleman, sondern ein Bürgersmann, der gar nicht aus seiner Sphäre hinaus will.“ Tjorkin verglich die beiden Hälften ihrer Unterredung, vor und nach dem Erscheinen Pjerwatschs. Von den ersten Worten an hatten sie begonnen, sich gegenseitig zu schrauben. Pjotka hatte sich gleich als der größte „Lumpenhund“ erwiesen, der ihm im Laufe der letzten zehn Jahre vorgekommen war. Wäre ihm der Besuch des „Millionenmannes“ nicht erfreulich gewesen, so hätte er ihm nicht seine Equipage schicken, ihn überhaupt gar nicht empfangen brauchen. Und wie war er ihm entgegengetreten? In dem Ausruf: „Sagen Sie 'mal an!“ klang die ganze Ueberhebung des großen Herrn. „Nun sagen Sie 'mal an, Wassia Tjorkin, ein Bauernfindling, und macht in Millionen! Man muß ihn doch fühlen lassen, wer er ist und was man selber!“ Und der lag nach zehn Minuten, um Rettung winselnd, ihm zu Füßen, indem er einen doppelten Betrug eingestand!... Wo lag da der Sinn? Wo ein Körnchen Ehrgefühl?... Hätte sich Pjotka nicht als solcher Lumpenkerl gezeigt, wäre vielleicht alles anders gekommen!

„Das heißt, in wiefern anders?“ sagte er sich wieder, konnte indes nicht so leicht darüber ins reine kommen. Hätte er überhaupt vierzigtausend frei in der Brieftasche gehabt, ob er sie dann etwa Swjärjew gegeben hätte?

„Nein!“ entschied er, im Gefühl, daß es sich um etwas anderes, als um persönliche Erbitterung handle. In ihm kochte der Jahre aufgesammelte Zorn über die Liederlichkeit aller dieser Herren auf, über ihre anererbte Sinnlichkeit, ihre Verblendung vor dem Grunde des Uebels — und alles dies nur, um gestohlene Gelder in weiß der Teufel was für Dingen zu verthun. Keinem von ihnen hätte er geholfen. Weit eher wäre er einem ausgemachten Spitzbuben beigesprungen, wenn dieser nur zu irgend einem Nutzen für sein Land befähigt gewesen wäre.

Mitleiden spürt er nicht und will er nicht spüren. Hier haben alle gestohlen und durchgebracht — und man muß sie nach Möglichkeit malträtiren. Da geht es nun zum Frühstück mit diesem Nisowjew. Was mag das für einer sein? Ebensolcher Lump wie Pjotka, nur noch widerwärtiger; ein alter, verkommener slavischer Lüstling, der auf den Boulevards den letzten sittlichen Halt eingebüßt hat, ein Vaterlandsverräter schlimmster Sorte, da er seine herrlichen Erbgüter an französische Kokotten verschwendet. Und so einer soll einem leid thun?

An der Thür zu seinem Quartier saß Tschurilin auf der Schwelle und sprang auf, als er Tjorkin bemerkte.

„Es ist ein Wagen für Sie geschickt worden, Wassili Iwanytsch,“ meldete er, den Hut ziehend.

„Bedecke Dich,“ herrschte ihn Tjorkin an.

Die bedientenhafte Haltung des Zwerges widerte ihn an. Hatte er, der Emporkömmling, sich auch etwa in einen großen Herrn verwandelt?

Auf der Freitreppe traf er mit dem Verwalter von Nisowjew zusammen, einem schmächtigen Jüngling, der wie ein Mittelding von einem Diakon im Staatsgewand und einem Zimmerkellner eines schlechten Gasthofs aussah.

„Und was für Volk er sich hält!“ dachte Tjorkin; „auf die Liederlichkeit gehen Millionen drauf, der Gehalt ist — schäbig!“

„Paul Ilarionytsch hatten Ihnen gleich den Phaëton geschickt,“ meldete auch der Verwalter, indem er sich bäuerisch mit gebeugtem Kopfe verbeugte. Auch seine Aussprache war wolgisch.

„Ich werde zum Frühstück erwartet?“ fragte Tjorkin.

„Der Tisch ist gedeckt. Bitte.“

Aus dem Vorzimmer tönte von rechts her, wo Nisowjew wohnte, des Taxators Stimme, weshalb er nicht gleich dorthin ging, sondern erst in sein Zimmer sah. Dort saß Chrjaschtschew friedlich am offenen Fenster mit einem Buch. Im Sälchen war ein Tisch mit allerhand Gerät zurecht gemacht.

Chrjaschtschew stand auf, und sie sprachen halblaut zusammen.

„Ich hatte eine Unterredung mit dem Taxator, doch seinen Herrn habe ich noch nicht gesehen.“

„Und was für einen Eindruck hat Pjerwatsch Ihnen gemacht?“

„Es ist eine gewandte und schöne Persönlichkeit, Wassili Iwanytsch.“

„Sie werden mit uns frühstücken?“

„Vielleicht; wird es dem Herrn Nisowjew nicht unangenehm sein?“

„Weshalb das? Bei ihm ist der Taxator, bei mir dafür der Forstmann — und Philosoph,“ fügte Tjorkin hinzu und klopfte Chrjaschtschew auf die Schulter.

„Ich hätte mich ihm wohl in Ihrer Abwesenheit vorgestellt, Wassili Iwanytsch, dachte aber — ob das nicht Verwogenheit wäre?“

„Sie sind viel zu bescheiden, Anton Pantjeljäitsch!“ sagte Tjorkin lauter, während er sich die Frisur vor einem Reisespiegel zurecht machte. „Wie sagten Sie ... Verwogenheit?“

„Ganz recht. Ein altertümliches Wort. Unsere Vorfahren sprachen und schrieben es im vorigen Jahrhundert.“

„Ich meine indessen, daß von eben dieser Verwogenheit nicht mehr als damals Gebrauch gemacht wird.“

„Die Sache bleibt dieſelbe, Waſſili Iwanytſch.“

Die kurze, fette Lache Chrjaſchtſchews brachte auch Tjorkin zum Lächeln.

„Anton Pantjeljäitſch, kommen Sie frühſtücken.“

„Ich werde Sie Herrn Niſowjew vorſtellen.“

„Sehr gut ... Ein großer Herr aus Paris kommt nicht zum Vorſchein. Ich bin in Reiſekleidung.“

Tjorkin öffnete ſelbſt die Saalthür und ſah den Taxator auf dem Flur.

„Ich wollte zu Ihnen, Waſſili Iwanytſch ... das Frühſtück iſt bereit.“

„Meinethalben gibt es keinen Aufenthalt. Kann man zu Paul Ilarionytſch?“

„Er kommt zu Ihnen ... Ich werde es ihm gleich ſagen.“

Pjerwatſch verſchwand, und nach einigen Minuten erſchien Niſowjew.

Er hatte einen jungen Fant in Modetracht mit Monocle erwartet, dagegen trat ihm ein ältlicher, gebückter Herr mit grauem Kopf und gefärbtem, kurzem Schnurrbart bei raſirten Wangen entgegen, der ohne jedes Stutzertum in blauen Rock und gleiche Hoſen gekleidet war. Er hatte nichts Ausländiſches, Franzöſiſches an ſich.

„Sehr erfreut,“ redete er ihn mit leichtem Schnarren an und reichte Tjorkin die Hand.

Die Höflichkeit ſeines Tones atmete eine beſondere herrſchaftliche Kälte.

„Dank für die Gaſtfreundſchaft,“ ſagte Tjorkin, fühlend, daß er es hier mit einem Herrn von anderem Kaliber als Pjotka Swjärjew zu thun habe. „Wenn wir nun nicht eins werden, Paul Ilarionytſch?“

„Dann bleibt mir das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft.“

„Sie reiſen mit Ihrem Koch?“

„Nein, mein Verwalter ordnet an. Ich bitte um die Gunſt, Nikolai Nikanorytſch,“ wandte er ſich zu dem Taxator, „laſſen Sie anrichten!“

Während Pjerwatſch über den Flur ging, verneigte ſich Tjorkin vor Niſowjew und ſagte:

„Ich habe einen Forſtmann mit ... Erlauben Sie, daß er mit frühſtückt?“

„Thun Sie mir den Gefallen ... Nikolai Nikanorytſch hat es mir geſagt. Sie ſind hier zu Hauſe.“

Niſowjew entwaffnete ihn durch ſeine Wohlerzogenheit und kehrte nicht im geringſten einen unangenehmen Adelshochmut heraus. Er glich auch mehr einem Lehrer oder verabſchiedeten Bureauoffizier.

„Das ſoll ein Weiberfreund ſein?“ dachte Tjorkin und konnte an ihm nichts von Pariſer Liederlichkeit, welche zu ihrer Unterhaltung Hunderttauſende erforderte, entdecken.

„Anton Pantjeljäitſch!“ rief er Chrjaſchtſchew an.

Dieſer trat heran, verlegen an ſeinen Rockſchößen zupfend.

„Ich habe die Ehre, mich vorzuſtellen,“ äußerte er, ohne aus Beſcheidenheit die Hand auszuſtrecken. „Anton Pantjeljäitſch Chrjaſchtſchew.“

„Sehr erfreut,“ wiederholte Niſowjew, indem er ſich freundlich verneigte und ihm die Hand reichte. „Sie haben, wie ich gehört, mein Beſitztum angeſehen?“

„Ja wohl.“

„Hoffentlich haben Sie alles in Ordnung gefunden?“

„In beſter Ordnung. Waſſili Iwanytſch wird Ihnen ſelbſt berichten.“

Pjerwatſch verkündete, daß ſogleich ſervirt werden würde.

Wodka und Imbiß ſtanden auf demſelben Tiſche. Niſowjew trank ſelbſt keinen Wodka, bewirtete ſeine Gäſte aber mit der ausgeſuchteſten Artigkeit. Ihm gegenüber nahm der Taxator einen bei weitem beſcheideneren Ton an, was Tjorkin gleich bemerkte; auch Tjorkin ſelbſt, wenn er ſich auch nicht gerade gedrückt fühlte, fand doch nicht gleich in ſich das Selbſtbewußtſein, das er ſonſt vor allem Volk — ſei es ein Millionen-Dauß oder ein Dampfer-Lotſe — zur Schau trug. Anton Pantjeljäitſch blieb ſich treu; er ſprach und hielt ſich ſo, mit gleichem Lächeln der Augen und Lippen, zwiſchen denen die kindlichen, kleinen, gelblichen Zähne durchblickten. Der Verwalter und der Kutſcher warteten auf.

Beim erſten Gange knüpfte ſich noch keine geſchäftliche Unterredung an, und Tjorkin lernte ſogleich in dem Pariſer Herrn Waldbeſitzer einen weltgewandten Mann kennen, der wohl wußte, wie ein ruſſiſches Geſchäft einzuleiten war.

XV.

Nach dem Frühſtück blieben Pjerwatſch und Chrjaſchtſchew im Saale. Das Geſchäftsgeſpräch der Prinzipale wurde in Tjorkins Zimmer zu Ende geführt.

Auf den Preis, den Niſowjew ſeiner Beſitzung beimaß — noch in ſeinem Briefe von Paris aus — wollte er nicht eingehen. In Waſilſurſk hatte er ſelbſt ſein Teil Bauholz gut verkauft und auch für ſpäteres Schiffsholz günſtige Abſchlüſſe gemacht. Tjorkin bedauerte, den Handel in die Länge gezogen und nicht vielmehr ſchon vor drei Wochen zum Austrage gebracht zu haben, ehe Niſowjew die diesjährigen Marktpreiſe für Holz erfahren hatte.

„In Ihnen, verehrteſter Waſſili Iwanytſch,“ ſagte Niſowjew ſtill lächelnd, inmitten einer ſüß duftenden Cigarettenwolke, „iſt es mir angenehm geweſen, einen Vertreter der jungen Generation von Geſchäftsleuten europäiſchen Schlages kennen zu lernen. Sie traten mit der Perſon für die Waren

ein. Ich kann meine Besitzung nicht für einen Spottpreis hingeben. Wenn ich keinen Käufer nach Art Ihrer Gesellschaft finde, dann schlage ich ihn auf Abhau um zwanzig Prozent höher los."

„Auf Abhau?" drang es aus Tjorkin heraus; „das ist ja eben der Jammer, daß die Herren Waldbesitzer, die dem Adelstande angehören, mit solcher Kaltblütigkeit an ihre Güter denken."

„Ist das nicht Wasser auf meine Mühle?"

Nisowjew blinzelte mit seinen kurzsichtigen, klugen Augen.

„Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit! Sie wünschen, wenn ich nicht irre, sich Ihres ganzen Waldbesitzes zu entäußern und das Kapital über die Grenze zu bringen?"

„Wohl möglich ... Wäre das ein Verbrechen?"

„In gewissem Sinne, ja."

„Oi, oi! Wie streng! Sie sind, wie die Moskauer Witzbolde sagen, ein Patriot Ihres Vaterlandes?"

„Und ob ich das bin, Paul Ilarionytsch! Ich habe soeben geäußert, daß es ein Jammer wäre, das anzusehen; doch als Direktor der Gesellschaft muß ich mich darüber freuen. Zum Glück ist den Geschäftsleuten in den Sinn gekommen, dem Vaterlande den Segen der wolgischen Wälder zu erhalten."

„So ist's, euch — Geschäftsleuten, wie Sie sich zu nennen belieben — muß die Unfähigkeit der russischen Grundbesitzer zur Bewirtschaftung ihrer Güter zu Paß kommen ... Es gab eine Zeit, in der ich auch davon träumte, dem Vaterlande zu dienen."

„Aber jetzt bringst Du Millionen mit Französinnen durch," fügte Tjorkin in Gedanken hinzu und fing an zu besorgen, daß ihn sein Zorn überwältigen möchte.

Nisowjew machte ein Zeichen mit der Hand, die die Cigarrette hielt.

„Ich gestehe," fuhr er zögernd und mit irrem Lächeln fort, „nur die Geschäfte veranlassen mich, zur Wolga und überhaupt nach Rußland zurückzukehren."

„So sehr ist also unser Rußland heruntergekommen?" fragte Tjorkin mit herausfordernder Kopfbewegung.

„Wer noch daran glaubt, der mag darnach handeln. Nun, Wassili Iwanytsch, in Ihrem Gesicht sehe ich beispielsweise etwas Neues. Leute, wie Sie, stechen solche Vaterlandsverräter, wie uns arme Sünder, überall aus."

Ein verhaltenes Lachen beschloß diese Phrase.

Tjorkin hielt diese Worte für offenbare Ironie.

„Gut," dachte er, „Du rechnest Dich zu den Invaliden, aber die Ausschweifungen mit den Französinnen gehen ruhig fort."

„Jedem das Seine, Paul Ilarionytsch," sagte er etwas weniger förmlich, indem er Nisowjew auf eigene Art ansah und dabei dachte: „Wir wissen, was Du für ein befiederter Vogel bist."

„Dem Bruder Bürgersmann — die schwere Arbeit; uns Herren — die abgeschöpfte Sahne ..."

„Die Sahne, die Sahne!... Das ist nicht großmütig, Wassili Iwanytsch! In Bezug auf die Sahne" — dabei blinzelte er Tjorkin zu — „da seid ihr ja gerade zu beneiden."

Der Ton dieser Worte klang scherzhaft. Er verzog wie schmatzend die Lippen und lächelte mit den Augen.

„Was mag er nur haben?" fragte Tjorkin, „worauf will es hinaus?"

Er hatte keine Lust, das Gespräch in diesem Ton fortzuführen. Im ganzen Winter hatten Frauen für ihn nicht existirt.. Nicht daß er sie geflohen hätte, nur hatten sie ganz ihre frühere Anziehungskraft für ihn verloren, die Genüsse sinnlicher Art hatte er nie besonders geliebt. Noch viel weniger war er „heimlichen Ausschweifungen" ergeben, worauf Nisowjew rechnete.

„Woher, wie?" entgegnete er trotzdem in scherzhaftem Ton. „Wir — in Bast gehüllte Einfaltspinsel."

„Wirklich?"

Nisowjew neigte sich zu ihm und fiel in leiserem Ton ein:

„Sie sind mit entzückenden Frauenzimmern zusammengetroffen ... Und eine von ihnen interessirt sich schon lange ganz schrecklich für Sie."

„Doch nicht etwa in Paris?... Ich bin nie dort gewesen."

„Nicht in Paris, sondern an der Wolga ... Ehe ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft hatte, wußte ich bereits, daß Sie — ein gefährlicher Mensch sind."

Nisowjew drohte mit dem Zeigefinger.

Diese Ablenkung des Gesprächs hielt Tjorkin für eine „Finte", um ihn von weiterem Druck des Preises abzubringen.

„Ich verstehe nicht," äußerte er achselzuckend.

Sein Gesicht zeigte dabei: „Ich habe weder Zeit noch Lust, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen."

„In Wasilsursk entzückte uns mit einem der Holzgewerbetreibenden — ein bezauberndes Weib," Nisowjew schmunzelte; „wenn ich nicht irre, eine gute Bekannte von Ihnen."

„Wer sollte das sein?"

In der Frage Tjorkins klang die deutliche Unlust, diese Art von Gespräch fortzusetzen.

„Serafima Jefimowna ... Ruditsch!... Sie kennen sie gewiß?"

„Ich kenne sie," antwortete Tjorkin trocken, ohne die Miene zu verziehen.

Das hatte er keineswegs erwartet, dennoch verwirrte ihn Serafimas Name nicht. Es war ihm

nur unangenehm, daß ihr geschäftliches Gespräch durch etwas „gar nicht Hinzugehöriges“ Unterbrechung fand.

„Sie kam mit einem ganz kuriosen Herrn, Namens Schujew, dem Neffen eines Millionärs, einem Mitgliede der Sekte“ — Nisowjew machte eine bezeichnende Geberde — „der die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes ein Greuel ist ... Und der hat sich, trotz dieses Umstandes, sinnlos in Frau Ruditsch verliebt und erträgt geduldig alle ihre Launen. Wahrscheinlich stehen in Serails die Aufseher im gleichen Verhältnis zu den Sultaninnen. Dieser Aufseher spielt aber die Rolle eines Cicisbeo. Er trägt rosa Halstücher und parfümirt sich. Diesen Herren kann man ja das Alter schwer vom Gesicht absehen ... doch scheint dieser ein noch junger Mensch zu sein.“

„Und sie plagt sich mit ihm ab?“ fragte Tjorkin mit verächtlichem Lächeln.

„Darin bin ich nicht eingedrungen, Wassili Iwanytsch. Ich weiß nur, daß dieses entzückende Weib — mit aufregender Büste und Feueraugen, wie ich sie nicht einmal in Andalusien getroffen habe, auf dieser Reise mit dem Holzbeflissenen niemand gesucht hat, als Sie! ...“

„Mich?“

„Ohne allen Zweifel. Ich hatte wohl recht, zu sagen, daß Sie die Sahne abschöpfen. Ha, ha!? Und das hindert Sie nicht, unsere Erbgüter in Ihre Hand zu bringen ... Das zweite ist weniger beneidenswert als das erstere. Meinen Sie nicht?“

Der Weiberfreund stellte sich immer mehr vor Tjorkin bloß und seine schnarrende Stimme ärgerte ihn.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll, Paul Ilarionytsch ... Doch für das Leben, das jene Person jetzt führt, und wer sich bei ihr aufhält, bin ich nicht verantwortlich.“

„Wer sagt denn das, wertester Wassili Iwanytsch, wer sagt denn das! Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich mir nicht die geringste Erwähnung erlaubt hätte, wenn mich nicht Serafima Jefimowna selbst gewissermaßen dazu bevollmächtigt hätte.“

Er schien nach Worten zu suchen.

„Bevollmächtigt?“ fragte Tjorkin dagegen.

„Ist Ihnen das etwa unangenehm zu hören?“

„Mir? ... In keiner Weise!“

Tjorkin hätte gern Nisowjew an den Augen abgesehen, ob er etwas von ihrer Vergangenheit wüßte.

„So viel ich verstehen konnte, hielt sich Serafima Jefimowna nur, um Sie zu finden, in Wasilsursk auf.“

„Warum mich?“

„Sie hatte wahrscheinlich erfahren, daß Sie an der Spitze einer Waldhandelsgesellschaft stehen, und schloß daraus, daß Sie sich auch in der Gesellschaft von uns ‚Waldteufeln‘ einfinden würden ...“

„Was dann?“

Tjorkin begann Unbehagen zu empfinden, was ihn ärgerte. Was bezweckte dieser Weiberheld nur mit seinen Fragen?

„Wenn es Ihnen unangenehm ist,“ fuhr Nisowjew noch sanfter fort, „höre ich auf ...“

„Mir ist es gleichgiltig!“

„Kann das sein? Ach, wie streng, Wassili Iwanytsch! ... Gleichgiltig — von solcher Dame, wie Frau Ruditsch! ... Eine zweite ihresgleichen gibt es nicht in allen russischen Landen ... Ich war ganz bezaubert ... Sie erlauben also auszureden?“

„Ich bitte um die Gunst.“

„Serafima Jefimowna hat mich mit ihrem Vertrauen beehrt, als sie hörte, daß ich in wenigen Tagen mit Ihnen persönlich Geschäfte haben würde. Von mir weiß sie, wo Sie sind. Ich gestehe, ich hätte nicht die geringste Veranlassung genommen, ihr das alles mitzuteilen — wenn ich nur ein wenig jünger wäre. Ich mache mir aber in Bezug auf mein Alter keine Illusionen. Wie könnte ich mit einem solchen Herrn, wie Sie, rivalisiren!“

Dabei senkte Nisowjew scherzhaft den Kopf; aber durch seinen diskret-heiteren Ton drang doch eine ganz ernstliche Neigung zu dem Weibe mit den „Feueraugen“. Tjorkin merkte das und sagte sich: „Nun, zur Gesundheit! Mag sie ihn veredeln, nach der französischen Buhlerin!“

Die Wanduhr im Saal schlug drei Uhr.

Er sah nach seiner Uhr, wie um zu markiren, daß es an der Zeit sei, zu den Geschäften zurückzukehren.

XVI.

„Drei Uhr?“ fragte Nisowjew. „Sie werden mir diese Abschweifung von unserem Geschäftsgespräch nicht übel nehmen, Wassili Iwanytsch? Ist es Ihnen wirklich gleichgiltig, wie sich solch ein entzückendes Weib zu Ihnen verhält?“

„In diesem Moment ... recht gleichgiltig ...“

Nisowjew zwinkerte ganz verwirrt mit den Augen.

„Es ist doch nicht etwa ... dépit amoureux ... Sie verstehen?“

„Entschuldigen Sie, ich bin ein schwacher Franzose ...“

„Zorn eines Verliebten. Zeitweiser Abscheu, unter dem mitunter die Leidenschaft auf einen Ausbruch lauert.“

„Ach, Du alter Affe!“ zürnte Tjorkin in Gedanken.

„Nichts dergleichen ... Allerdings habe ich Frau Ruditsch gekannt.“

„Ziemlich nahe?“ forschte Nisowjew flüsternd.

„Wenn sie Ihnen selbst eröffnet hat ...“

„Nein, nein! Ich weiß nichts Thatsächliches von Ihren früheren Beziehungen. Serafima Jefimowna hat mich nur verstehen lassen. Ich war ganz gerührt von diesem Vertrauen.“

Nisowjew hielt etwas an und streckte die Hand aus.

„Wassili Iwanytsch!... Vergessen Sie auf einen Augenblick, daß wir Handelsgeschäfte mit einander haben... Lassen Sie uns auch den Unterschied der Jahre bedenken. Man kann sich auch in meinem Alter eine jugendliche Seele bewahrt haben... Sie sehen, ich verstehe in allem eine Grenze zu setzen... Außer Ihrem Verstand und Geschäftssinn, Wassili Iwanytsch, schätze ich Sie auch besonders wegen der Neigung, die solch ein Weib, wie Serafima Jefimowna, für Sie hegt."

Tjorkin zuckte kaum merklich mit den Achseln.

„Sie sind recht verschlossen und sogar finster, wie ich sehe. Uebrigens kennen Sie mich gar nicht... Außerdem bin ich für Sie ein Verkäufer und Sie der Vertreter einer Gesellschaft, die von mir so billig wie möglich kaufen will. Die Umstände sind nicht besonders günstig für eine intimere Unterredung... Ich bin älter als Sie; mir steht also zu, dreister zu sein."

„Worin liegt denn die Dreistigkeit, Paul Ilarionytsch?"

„Worin?... Sie werden über mich lachen... Wahrscheinlich thun Sie das im Innern jetzt schon ... und nennen mich einen alten Satyr. Einen Empfindungsmenschen? Nun denn!... Für mich war Serafima Jefimowna — wie soll ich sagen... Entschuldigen Sie den französischen Ausdruck... une révélation... Eine Offenbarung... Ein unerwarteter Fund... Ich war einfach bezaubert, als ich solch ein Wesen sah... und wo — in Wasilsursk beim Zusammenlauf von Holzhändlern und solchen Typen, wie ihr Begleiter, Herr Schujew, jener Cicisbeo, Sie wissen, von welcher Sekte... Mein Erstaunen wuchs, Wassili Iwanytsch, als ich erfuhr, daß sie aus einer altgläubigen Familie unten von der Wolga sei. Und auf einmal dieser Reiz!... Ich spreche nicht allein von der Schönheit. Die Toilette, das Benehmen und dabei etwas Eigenartiges ... wie man heut zu sagen liebt... Gediegenes Metall — und was für eins!"

Nisowjew drückte die Augen zu, stützte den Kopf auf die Arme und spitzte die Lippen.

Indem Tjorkin das Gebahren dieses alten Weiberknechts sah und hörte, empfand er Ekel über dies heimliche Opfer männlicher Eitelkeit... Der reiche Herr, der sein halbes Vermögen auf Frauenzimmer in einer Stadt wie Paris auf alle Weise vergeudet hat — ein Kenner und Schätzer — und spricht von Serafima wie von einer Perle... Sie hatte sich seiner in zwei bis drei Tagen bemächtigt. Er — Tjorkin — hätte sich an seiner Stelle nicht zu der Rolle eines Vertrauten herbeigelassen, besonders während ihm Geschäfte über Hunderttausende oblagen.

„Sie haben wohl längere Unterredungen mit Frau Ruditsch gepflogen?" fragte er Nisowjew sanfter und ihn dabei ansehend.

„Wir sind auf einmal Freunde geworden... von dem Moment an, als sie erfuhr, daß ich hierher reiste und Sie mich hier erwarteten. Sie sehen, Wassili Iwanytsch, meine Mission war für mich ziemlich schwer. Ha... ha!... Sie verstehen... Es gibt derartige Begegnungen... Die Franzosen nennen sie Blitzschlag. Besonders in Zeiten der Leere ... nach Herzenskummer. Solche Leiden kann uns nur ein Weib bereiten. Ich kam in sehr, sehr gedrückter Stimmung, fast in Schwermut, an..."

„Und Frau Ruditsch hat sie etwas aufgerichtet?"

„Sprechen Sie nicht so! Sie sind undankbar! Undankbar! In ihr herrscht seit lange solche Neigung zu Ihnen. Ein anderer würde sich über Ihre Haltung gegen Serafima Jefimowna freuen, mir thut es aber leid um sie. Sie hat mich nicht in die intimen Einzelheiten ihres Romans mit Ihnen eingeweiht. Doch mit welcher Kühnheit und welchem Edelmut hat sie sich selbst beschuldigt! Und übrigens nur, um Sie auf ein Piedestal zu erheben, Sie grausamer Mensch!"

„Wessen hat sie sich beschuldigt?"

Diese Frage entglitt Tjorkins Zunge wider Willen; er mußte sich geradezu zum Gespräch über Serafima zwingen.

„Ach, mein Gott! Gewiß keines todeswürdigen Verbrechens wegen. Sie meinte, Sie könnten sie angeben, wenn Sie wollten. Das hat sie aber nie befürchtet. Sie hat große Achtung vor dem Anstand Ihrer Natur. Sie bedarf Ihrer... Verzeihung. Und, wie es scheint, nicht in der Beziehung, in der die Weiber am häufigsten etwas auf dem Gewissen haben. Nicht wahr? Um Untreue oder Erkalten handelt es sich nicht! Warum nicht darnach fragen? Sie haben weder Untreue noch Erkalten erfahren?"

„Das ist wahr," sagte sich Tjorkin. „Wann hätte sie mich je hintergangen?"

„Oder hindert Sie vielleicht unangebrachte Bescheidenheit an der Offenherzigkeit? Ich kann nicht in Ihr Herz dringen, Wassili Iwanytsch, aber wenn auch keine glühende Leidenschaft darin ist, so doch schwerlich Gleichgiltigkeit... Ich will merkwürdig offen sein. Gleichgiltigkeit würde mich wie himmlisches Manna erfreuen."

„Warum sollte ich darüber vor Ihnen Winkelzüge machen, Paul Ilarionytsch?" äußerte Tjorkin in einem etwas entgegenkommenden Ton; „ich möchte nur, daß sich diese Person selbst beruhigen wollte. Ich wünsche ihr gar nichts Böses... Ich habe das Vergangene längst vergessen... und auch vergeben, wenn ihr an meiner Verzeihung etwas gelegen ist. Wir sind allzumal Menschen. Ich bin auch kein Heiliger..."

„Wenn ſich Serafima Jefimowna jedoch perſönlich mit Ihnen ausſprechen wollte?“

„Das iſt ganz überflüſſig,“ warf Tjorkin ein und runzelte die Brauen.

„Sie fürchten für ſich?“

Niſowjew fragte, ihn mit zweideutigem Lächeln anſchielend.

„Für mich?... Ich glaube nicht, daß die Gefahr für mich übermäßig groß wäre... Sie wiſſen, Paul Ilarionytſch, daß ſich mit alter Hefe neuer Teig ſchlecht kneten läßt.“

„Welch unmöglicher Vergleich!“

„Laſſen Sie gut ſein. Wir ſind — geringes Volk. Warum ſich Serafima Jefimowna“ — er nannte ſie zum erſtenmal ſo — „nur in die unangenehme Lage gebracht hat, mich ohne Not zu reizen?“

„Und Sie erlauben mir, ihr dieſe Antwort zu bringen?“

„Haben Sie die Güte, da ſie einmal darnach gefragt hat.“

„Waſſili Iwanytſch! Ich danke Ihnen für dieſe aufrichtige Antwort.“

Die Augen Niſowjews glühten.

„Um ſo beſſer für Sie!“ hielt Tjorkin nicht zurück.

Die Freude Niſowjews war indeſſen ſo groß, daß er auf dieſen dreiſten Ausruf gar nicht achtete, ſondern hoch aufatmend wiederholte:

„Ich danke Ihnen.“

„Aber jener Cicisbeo... wie Sie ihn nennen... Bleibt der etwa bei ihr? Iſt der nicht für Sie ſchimpflich?“

Aus dieſen Fragen Tjorkins klang mehr Verwunderung als Spott.

„Das iſt ſo... der Kurioſität halber... Aus Langeweile!... Ich verſtehe Sie, Waſſili Iwanytſch ... Erbarmungsloſe Grauſamkeit bringt ein Weib zum Trotz.“

„Und Sie wollen ſie beruhigen?“

„Das will ich, das will ich! Und Sie haben mich auferweckt!“

Beide ſtanden ſich wie Leute gegenüber, die irgend eine wichtige Sache mit einander ausgemacht hatten.

„Zur Geſundheit!“ rief Tjorkin. „Aber entſchuldigen Sie, Paul Ilarionytſch, wir ſind ganz von unſerem Hauptgegenſtand abgekommen.“

„Welchem? Dem Preis für meine Beſitzung? Lohnt es denn, darauf zurückzukommen? Sie wünſchen eine Ermäßigung? Natürlich.“

„Was iſt das?“ ſagte ſich Tjorkin, und die Röte ſpielte auf ſeinen Wangen, „Du bewilligſt eine Ermäßigung, weil ich Dir meine alte Liebſte abgetreten habe. Nein, das iſt Spaß, mein Herr!“

Er trat zurück und äußerte laut in verändertem, ſcharfem Tone, ſo daß man es auch im Saale verſtehen konnte:

„Nein, wozu, Paul Ilarionytſch? Die Preiſe ſtehen, wie ſie ſtehen... Mir geht das Geſchäft — allem vor... Wollen Sie nicht gütigſt mit mir nach dem entlegenſten Teil Ihrer Beſitzung fahren, geſtern ſind wir zu deſſen Beſichtigung nicht gekommen. Falls wir dort alles in Ordnung finden — bin ich mit Ihrem Preiſe einverſtanden.“

Und mit den Augen Niſowjew faſt durchbohrend, fügte er hinzu:

„Ich bin nicht ſo geartet, um mir die Courtage mit dem weiblichen Geſchlecht bezahlen zu laſſen.“

Unmittelbar darauf ſchritt er zur Thür, öffnete ſie und rief:

„Anton Pantjeljäitſch! Wollen Sie nach Poſtpferden ſchicken und ſich zurecht machen, um uns zu dem Beſitztum zu begleiten.“

Niſowjew ſchwieg beſtürzt.

XVII.

Sanja lauſchte unter ihrer geliebten Eiche auf das in immer weiterer Ferne verhallende Stimmengewirr, die Dämmerung war geſchwunden.

Vom Fluſſe her ſtiegen Nebel auf. Von dort drang der Duft von überſchwemmten Wieſen durch die Luft. Sie atmete ganz leicht, und ihr Kopf war ihr benommen, doch nicht wie nach den Sitzungen bei Tante Martha.

Heute war alles drunter und drüber gegangen. Zum Eſſen waren die Käufer erſchienen. Am Abend vorher hatten große Unterredungen zwiſchen dem Vater und Tante Paula ſtattgefunden. An dieſen hatte ſich auch Nikolai Nikanorytſch beteiligt. Die ganze Woche über waren ſie nicht zu zweien allein geweſen; er hatte ſich ſogar nicht einmal auf der Beſitzung gezeigt. Dagegen hatte er heute beim Eſſen ganz ungenirt ihren Fuß angeſtoßen, dabei aber den Vater angeſehen und ruhig die Unterhaltung mit den Käufern fortgeſetzt. Zum erſtenmal war es Sanja ſchrecklich zum Schämen geweſen; nur gut, daß es niemand bemerkt hatte. Genirlich und zugleich erniedrigend. In ſeinem Verfahren mit ihr lag etwas durchaus Unverſchämtes... das heißt, er betrachtet ſie ganz wie ſeine Sache... Ganz gleich, ſie kann doch nicht von ihm laſſen... Wollte er ſie küſſen — nun, dann wird geküßt. Er bringt ſie zu allem, was er nur will.

Aber liebt er ſie denn? Vielleicht betrügt er ſie nur bei ihrer Dummheit? Er weiß, daß er ſchön iſt und gefällt.

Schön — ja! Sehr ſchön! Doch warum iſt ihr nur der fremde Kaufmann, Waſſili Iwanytſch Tjorkin — ſo fragte ſie ſich gedankenvoll — wenn auch nicht ſchöner, ſo doch intereſſanter vorgekommen? Es macht nichts aus, daß Tante Paula Sacharowna

von ihm als von einem „Emporkömmling“ von bäuerischer Abkunft, dem man aber „um den Bart gehen“ müsse, gesprochen hatte ... Saß doch die Tante still dabei und erwies ihm alle erdenkliche Aufmerksamkeit; ihm wurden die Speisen zuerst gereicht, und der Vater nötigte ihn fortwährend zum Trinken, kurz, alle behandelten ihn wie einen wirklichen Herrn, nur noch ehrerbietiger als den Adelsmarschall.

Er benimmt sich so angenehm, und in seinen Augen hat er etwas so Besonderes. Auf sie war er nach dem Essen zugekommen und hatte sie gleich „Alexandra Iwanowna“ genannt, als ob er jahrelang ihren Namen gewußt hätte. Seine Ausdrucksweise war sehr einfach, gar nicht vornehm ... Das hatte ihr aber erst recht gefallen.

Und solch ein „Reichmeier“.

Sie dachte an Tante Marthas Worte ... Er wühlt in Millionen! Und so spricht auch Nikolai Nikanorytsch von ihm. Auf diesen sieht Wassili Iwanytsch nicht besonders zärtlich. Doch die Tante zerfließt vor ihm.

Daraus folgt — er ist mehr wert als alle. Warum? Weil er Geld hat? Er kauft ja aber gar nicht für sich die Wälder, sondern für eine Gesellschaft. Solche Geschäfte vertraut man ihm an. Er muß also ehrenhaft und klug sein.

Tante Martha hatte ihr gesagt, daß der Vater in „äußerster Not“ den Wald verkaufen müsse und daß er am Ende auch die Besitzung aufgeben werde.

Wer kauft denn? Alles er, alles dieser „Emporkömmling“, wie ihn Tante Paula nennt. Was wird er mit dem großen Hause anfangen, wenn er sich hier niederläßt? Wird er heiraten? Am Ende ist er verheiratet? Es scheint — nein — sie schließt das aus Aeußerungen von Nikolai Nikanorytsch.

Es folgt daraus, daß sie hier nicht länger als Fräulein leben kann. Wird auf einmal nichts mehr von den beiden Gütern übrig bleiben? Darum hat sich wohl auch Nikolai Nikanorytsch ihr gegenüber so benommen. Ihr unter dem Tisch den Fuß zu drücken, das ist wohl so eine Eigentümlichkeit von ihm, wobei er nach einer andern Seite guckt ... Mitgiftlosigkeit kann er nicht brauchen. Er kann auch eine Klügere als sie in sich verliebt machen.

Und wieder kommt ihr die Frage: „Liebt er sie, oder spielt er nur mit ihr, um irgend etwas zu erreichen?“

Sie schämte sich mehr als bei Tisch, und als je nach den Gastereien auf Tante Marthas Zimmer. Heute hatte sie keinen Tropfen Liqueur getrunken. Sie hatte sich ja auf ihrem kleinen Rausch ertappen lassen; die Wärterin Thedosjäjewna hatte es schon vorgestern gemerkt und sie durch die Vorhaltung erschreckt, daß aus ihr eine „Säuferin“ werden könne, die der Vater wegjagen würde. Sie hatte die Wärterin angeschrieen und dabei sogar — zum erstenmal — mit den Füßen gestampft. War das aber recht?

Sanja verließ den Baum und begab sich zu der vernachlässigten Anlage, wo Büsche weißer Gänseblümchen standen.

Sie bekam Lust, Blüten zu pflücken. Es waren volle Gänseblümchen, die aus Töpfen eingepflanzt waren; zwei Reihen weißer Blumenblätter umrahmte das gelbe Blumenköpfchen.

„Er liebt mich, liebt mich nicht!“ begann Sanja zu zählen, indem sie mit kleinen Schritten die Anlage ab und zu schritt.

„Liebt mich nicht!“

Sie fühlte sich immer beschämter und gekränkter! Sie bückte sich zu einem Strauch, an dem noch mehrere Blütchen saßen.

„Vielleicht muß es immer auf „Liebtmichnicht“ ausgehen. Sie zählte die Blütenblättchen durch. An einer Blüte saßen vierzehn, an einer andern achtzehn, an einer dritten — zwölf; alles gerade Zahlen.

„Was bin ich —“

Das läßt sich voraussagen, wenn alle Blütenzahlen gerade sind! ... Eine ungerade Zahl ist so selten wie eine doppelte Nuß oder eine fünfteilige Fliederblüte. Da muß man nur mit Liebtmichnicht anfangen, und bekommt unfehlbar Liebtmich heraus.

Niemals hatte sie sich so klein und hilflos-dumm gefühlt. Zwei Thränen glänzten in ihren Wimpern. Die Wangen waren blaß. Sie war in diesem Augenblick wirklich hübsch. Die helle, faltige Seidenbluse mit dem Ledergürtel stand ihr vortrefflich. Die Füßchen lugten mit ihren bebänderten Atlaspantöffelchen unter dem blauen Rock hervor. Die kurzen Spitzenärmel ließen die drallen Unterarme bloß.

Sie pflückte noch eine Blume, zerrupfte sie aber nicht, sondern betrachtete ihre Hand. Diese kam ihr lächerlich, fast verkrüppelt vor. Aber der Gast, das war ihr nicht entgangen — hatte zweimal nach ihren Händen, in denen sie Messer und Gabel hielt, hingeschielt.

Die Stimmen näherten sich. Sanja begab sich an die Stelle, wo die Hochfläche des Parkes zu sinken begann und schaute von dort, unter den Bäumen stehend, hinab.

Alle vier wurden einzeln im Gehölz sichtbar, als sie, nicht auf den Pfaden, sondern gerade den Abhang hinauf zwischen den Eichen auf ihren Platz zuschritten.

Tjorkin ging voran, auf einen Stock mit Elfenbeingriff gestützt. Sein Gesicht lag im Schatten seines niedrigen schwarzen Hutes. Sie konnte ihn frei und unbemerkt betrachten.

Was hatte er für große Augen! Und durchaus nicht solche wie Nikolai Nikanorytsch. Und der prachtvolle Bart ... Etwas rötlich, das schadet aber nichts!

... An Wuchs iſt er ein wenig kleiner als der Vater. Und die breiten Schultern — eine herrliche Geſtalt! Neben ihm erſcheint Nikolai Nikanorytſch dürftig. Und der ſteht ja vollſtändig in ſeinen Dienſten ...

Der Vater geht ein wenig ſeitwärts und zeigt ihm etwas. Sein Geſicht bewahrt — wie immer — ſeine Würde, aber dem Gaſte gegenüber zeigt er ſich dienſtbefliſſen.

Er zeigt ſich dienſtbefliſſen, das konnte ſie ſich nicht verhehlen.

Sollte das allein das Geld machen? Er ſteigt mit großen Schritten, die Bruſt heraus und frei redend, den ſteilen Abhang hinauf. Seine jugendliche Stimme dringt zu ihr. Er ſieht ſo aus, als ob er heut oder morgen der Herr dieſes ganzen Landes ſein würde ... Jetzt wird ihr klar, daß es gar nicht anders kommen kann.

Dahinter folgt etwas ſchwankend der Verwalter, der Feldmeſſer, den Waſſili Iwanytſch — ſo nennt ſie ihn für ſich — mitgebracht hat, mit ſeinem runden, komiſchen Geſicht. Er hat bei Tiſch nichts geſagt, nur mit ſeinen heiteren Mauſeäugelchen herumgeblickt.

Wenn er Feldmeſſer iſt, wie allerdings Nikolai Nikanorytſch auch, ſo iſt es erſterer nur in der Art eines Aufſehers und Gehilfen, während letzteren ſogar Tante Paula — „ſtudirten Taxator" nennt.

„Iſt das nicht ganz gleich?..." Sanja beantwortete ſich dieſe Frage nicht, ſondern blickte auf Tjorkin herab, der, ſeinen Hut ſchwenkend, von unten rief:

„Hier iſt es ſchön! Hier laßt uns Hütten bauen!"

Und mit großen Sprüngen eilte er an ihre Seite.

XVIII.

In der Laube duftete die Kapriſolienblüte; die Ranken wanden ſich um das birkene Gebälk, und violette Blumenblätter und Knoſpen belebten das zarte Grün. So früh wie in dieſem Jahr war es noch nie zur Blüte gekommen.

Sie blieben zu zweien. Iwan Sacharytſch ging fort, um Chrjaſchtſchew die Pläne zu zeigen und nahm Pjerwatſch mit.

Tjorkin ſaß, den Hut in der Hand, Sanja gegenüber, ſchaute auf ihr roſig-bleiches Antlitz, auf die ländlich geflochtenen Zöpfe und die wunderbaren Händchen. Er hatte ſelbſt um die Erlaubnis gebeten, ſich zu ihr ſetzen zu dürfen. Sanja hatte ihn verlegen zur Laube geführt.

„Hier riecht es ſo ſchön!" ſagte ſie ganz kindlich.

Er empfand dabei ſelbſt eine angenehme Ungewandtheit und — überdies — Mitleid mit dieſem mädchenhaften Edelfräulein.

Nach der Beſichtigung des Parkes hatte er das Gefühl, als ob er im Hafen ſei und in den Beſitz einer erblichen Herrſchaft eingeführt würde.

Das Haus war verfallen; im oberen Stockwerk ſtockte der Parketboden in mehreren Zimmern, Möbel fehlten, Wände klafften; ſelbſt im Erdgeſchoß atmete — abgeſehen vom Kabinet des Hausherrn — alles übrige herrſchaftlichen Schmutz und Dürftigkeit; der Park indeſſen erfüllte ihn mit einem altgewohnten Gefühl, das in ihm am Abend ſeiner Ankunft auf dem Glockenturm von Sawodnoje erneut und lebhafter als je erwacht war.

Und jetzt, vor dieſem lieblichen, friſchen Mädchen, der geſetzlichen Erbin dieſes dem Verluſte geweihten Gutes, ſtieg ſein Verlangen, ſich ſelbſt in deſſen Beſitz zu ſetzen, um keinen andern Aufkäufer zuzulaſſen. Dabei war ihm vor ihr ſein Gewiſſen wie beklommen...

Seine Augen ergötzten ſich mit ſtillem Lächeln an ihrem Kopf und ihrer Geſtalt, und er hätte gern durch möglichſt zarte Anſprache ihr Vertrauen erworben. Ihre Tanten, ihr Vater, dieſer gezierte und einfältige Taxator gefielen ihm ganz und gar nicht, und ſie kam ihm in dieſer Geſellſchaft wie ein Turteltäubchen im Neſt von Krähen oder Fledermäuſen vor.

„Ihr Park iſt wunderſchön ..."

„Ja," ſagte Sanja, Atem holend, wie ſie ſchon im Inſtitut bei irgend einer Verlegenheit gethan hatte.

Es wurde ihr aber bald behaglich bei ihm, und indem ſie ihm ihren Kopf zuwandte, fragte ſie ihn:

„Sie wollen uns das alles abkaufen, Waſſili Iwanytſch?"

„Waſſili Iwanytſch," klang es ihm mit ſüß erbebender Stimme. Ihre Lippen öffneten ſich in gar zu lieblicher Weiſe.

„Das wird Ihnen ſchmerzlich ſein?"

„Das verſteht ſich, ſchmerzlich."

„Ich weiß nicht, Papachen will doch alles ſchlankweg verkaufen."

„Ja?" fragte ſie traurig zurück.

Ihm ſchien es, als ob an den Wimpern Thränen hingen.

„Warum habe ich ihr das ſo herausgeſagt?" warf er ſich vor. „Die Aermſte!"

„Sie wollen es doch für ſich haben?" fragte ſie heiterer.

„Das heißt, ſo gut wie für mich."

„Sie werden hier wohnen ... Sind Sie verheiratet?"

„Nein."

Sie wandte ſich ihm ganz zu und ließ die Hände mit einer ganz eigentümlichen Bewegung in den Schoß ſinken.

„Jedermann hätte Sie doch für verheiratet gehalten. Ich aber —"

Sie ſchämte ſich auszureden.

„Was bin ich doch für ein Dummkopf! Iſt es möglich?" dachte ſie, indem ſie ihr Erröten fühlte.

„Sie aber?"

„Ach nein, nichts! ..."

Beide Händchen streckten sich ihm entgegen.

„Wassili Iwanytsch! Wahrhaftig, das habe ich nicht sagen wollen."

„Sie haben ja noch gar nichts gesagt. Wenn ich Ihnen noch nicht verheiratet aussehe, so heißt das doch, daß ich noch nicht so sehr gealtert bin ... um so besser."

Er suchte sie durch seinen Scherz baldmöglichst zu trösten.

„Sehen Sie," wandte er sich an sie, „ich kaufe die Wälder im Namen einer Gesellschaft."

„Was ist das für eine Gesellschaft? Ich verstehe ja nichts davon."

„Eine Gesellschaft für Forstwesen. Ich bin ihr Hauptdirektor."

„Man sagt auch, daß Sie Hauptmillionär wären."

Ihr helles, herzliches Lachen schallte durch die laue Abendluft und drang in Tjorkins Brust.

Er reichte ihr die Hand.

„Sie sind ein gutes Fräulein! Sie tragen Ihr Herz auf der Zunge."

„Nicht immer," gestand sie sich selber, „wenn er wüßte!"

„Sie sind also nicht Millionär?"

„So, so ... Ich stehe großen Geschäften vor, das ist richtig; die Kapitalien gehören aber nicht mir."

„Es mag wohl sein, daß die Gesellschaft unser Haus und unsern Park braucht und mehr als andere dafür bezahlt?"

Sanja fügte betrübt hinzu:

„Dann verkauft Papa natürlich."

„Soll ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen, Alexandra Iwanowna? Mir liegen Ihr Park und seine Lage sehr am Herzen. Ich kenne sie schon lange. Ich bin schon als Bauernjunge mit meinem Vater im Dorfe Sawodnoje gewesen."

Sie sperrte weit die Augen auf.

„Tante Paula hat also doch recht gehabt: er ist aus dem Bauernstand."

Tjorkin bemerkte ihren Blick.

„Ich will nicht hinter dem Berge halten, Fräulein. Jedenfalls ist vor Ihnen von mir die Rede gewesen. Ihr Tantchen da — die Krüppelarmige — nun, die hat sich gewiß über den Bourgeois aufgehalten?"

„Bourgeois? ... Was ist das?"

„Haben Sie das Wort noch nicht gehört?"

„Nein, so etwas verstehe ich nicht. Ich lese wenig Bücher. Es heißt wohl so etwas wie — Nichtedelmann."

„Allerdings ... Aus dem Mittelstande. Nur wird ihm heutzutage eine besondere Bedeutung beigelegt."

„Besondere Bedeutung! Wie schön Sie das gesagt haben. Wie im Aufsatz!"

„Heutzutage gibt es zwei Mächte ..."

„Eine kenne ich," unterbrach Sanja.

„Welche?"

„Das Geld! So kommen Sie hierher und wollen alles kaufen. Und alle müssen vor Ihnen springen."

„Während die Kapitalien nicht einmal mir gehören! ... Es gibt noch eine andere Macht."

„Welche denn?"

„Verstand, Talent!"

„Ach ja!"

Sie konnte sich einen schnellen Blick auf ihn nicht versagen.

„Das ist wahr," äußerte sie halblaut. „Sie sind klug!"

„Ich sage das nicht, um mich vor Ihnen aufzuspielen. Es ist so, aufs Wort. Mit Ihnen bin ich nun einmal beim Aussprechen. Sie glaubten gewiß dabei, daß es sich um ein Schicksal handelt?"

„Wieso das?"

„Nun so, wie die Fräuleins immer denken. Das Mädchen wächst heran, es wird zur Jungfrau, und dann verwelkt es entweder ..."

„Wie meine Tanten!"

„Oder es trifft den Zukünftigen. Mitunter dauert es bis zu dem Treffen etliche Jahre. Und das, was im Herzen vorgeht, erscheint unabwendbar, wie vom Schicksal ausdrücklich bestimmt."

„Von wem sprechen Sie denn, Wassili Iwanytsch?"

„Von mir selbst. Nur nicht von meiner Zukünftigen. Wer sie ist, weiß ich noch nicht. Das kann ich aber schon dazu sagen. Als Bauernknabe bin ich hier auf den Glockenturm gestiegen und habe von dort Ihren Park und Ihr Haus überschaut. Es ist mir damals wie ein Palast erschienen. So erwuchs in mir das Verlangen, ein solches Gut zu besitzen. Und neidisch wurde ich bis zur Krankheit; ja seht, die Herren haben solche Besitztümer und sind sich deren Wertes nicht bewußt. Damals durfte ich mir nicht träumen lassen, je zu einer solchen Besitzung zu gelangen. Aber das Schicksal hat mich auch seinen Weg geführt. Ich stehe jetzt leibhaftig als Direktor einer Waldgesellschaft hier. Allerdings gehört mir nicht das Geld, aber der Wunsch, die Besitzung von Iwan Sacharytsch an mich zu bringen, ist erfüllbar!"

„Besser, Sie kaufen es, Sie!"

Sanja klatschte mit den Händen.

„Wir ziehen auf das Gut über. Dann werden Sie unser Nachbar. Das ist herrlich!"

„Wenn auch die Gesellschaft die Besitzung kauft, so ließe sich doch im Sommer hier wohnen. So führt das Schicksal seinen eigenen Weg, Fräulein!"

Tjorkin war über sein Gespräch mit ihr kindlich erfreut. Er bedachte keine Sekunde, ob solche Offenherzigkeit mit einem einfältigen Fräulein angebracht sei, die alles dem Vater und den Tanten ausschwatzen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortſetzung.)

Die alten Leute auf dem ſteigenden Strohſchober erzählten von vergangenen Tagen, als man noch gewohnt war, mit Flegeln auf der Scheunendiele von Eichenholz zu dreſchen, als alles, ſelbſt das Getreideworfeln, durch Handarbeit beſchafft wurde, welches ihrer Meinung nach, wenn auch mit Zeitverluſt, beſſere Reſultate ergab als die Maſchinenarbeit. Auch jene auf dem Kornſchober erzählten ſich etwas, diejenigen aber, welche auf der Maſchine ſchwitzten, Teß eingeſchloſſen, konnten durch den Austauſch vieler Worte ihre Pflichten ſich nicht erleichtern. Das Ununterbrochene der Arbeit vor allem war es, das ſie ermüdete und ihr den Wunſch eingab, ſie möchte Flintcomb-Aſh nie geſehen haben. Die Frauen auf dem Kornſchober — Marian, eine von ihnen, im beſondern — konnten eine Pauſe machen, um dann und wann Ale oder kalten Thee aus der Flaſche zu trinken oder ein wenig zu klatſchen, während ſie ihr Geſicht trockneten und die Strohteilchen von ihren Kleidern zu entfernen ſuchten; für Teß aber gab es kein Aufatmen, denn da die Trommel niemals ſtoppte, ſo konnte der Mann, der ſie fütterte, auch nicht inne halten, und ſie, die dem Manne mit den gelöſten Garben zur Hand ging, konnte ebenſo wenig Halt machen, bis Marian den Platz mit ihr wechſelte, was dieſe trotz Grobys Bemerkung, daß ſie für den Fütterer zu ungeſchickt ſei, zuweilen für eine halbe Stunde that.

Aus irgend einer wahrſcheinlich ökonomiſchen Urſache wurde gewöhnlich eine Frau für dieſe beſondere Aufgabe gewählt, und Groby gab bei ſeiner Begründung, weshalb er Teß wähle, zu, daß ſie eine derjenigen ſei, die beim Aufmachen der Garben Kraft mit Schnelligkeit und Ausdauer vereinigten. Das Summen des Dreſchers, das das Reden unmöglich machte, ſtieg bis zum Raſen, wenn die Zufuhr des Getreides etwas weniger als die gewöhnliche Quantität betrug. Da Teß und der Mann, der fütterte, niemals ihren Kopf wenden konnten, ſo bemerkte jene nicht, daß kurz vor der Mittagsſtunde eine Perſon ſchweigend durch das Thor auf das Feld kam und, neben einem zweiten Schober ſtehend, die Scene und Teß insbeſondere aufmerkſam überwachte. Er war in einen Tuchanzug von modernem Sitz gekleidet und ſchlug mit einem Spazierſtock einen Wirbel.

„Wer iſt der Mann?“ ſagte Izz Huett zu Marian. Sie hatte zuerſt die Frage an Teß gerichtet, dieſe die Frage aber nicht verſtanden.

„Irgend ein Hanswurſt, vermute ich!“ erwiderte Marian lakoniſch. „Ich wette eine Guinee, er iſt hinter Teß her.“

„O nein! Das war ein verrückter Geiſtlicher, der kürzlich hinter ihr herumſchnüffelte — kein Dandy wie dieſer hier.“

„Gut — dies iſt aber derſelbe Mann!“

„Derſelbe wie der Prediger? — Er ſieht aber ja ganz anders aus.“

„Er hat ſeinen ſchwarzen Rock und ſein weißes Halstuch zu Hauſe gelaſſen und ſeinen Backenbart abraſirt; aber trotzdem iſt und bleibt er derſelbe Mann.“

„Glaubſt Du es wirklich? Dann will ich es ihr ſagen,“ erwiderte Marian.

„Thue es lieber nicht. Sie wird ihn früh genug zu Geſicht bekommen.“

„Nun gut, ich glaube nicht, daß es gerade für ihn ſpricht, wenn er ſeine Predigten dazu verwendet, einer verheirateten Frau den Hof zu machen, obgleich ihr Mann abweſend und ſie gewiſſermaßen eine Witwe iſt.“

„O — der kann ihr nichts zu leide thun!“ erwiderte Izz trocken. „Ihr Herz kann nicht leichter von dem Platze bewegt werden, an welchem es jetzt feſt liegt, als ein Wagen aus dem Loche, in welchem

er voll beladen zum Stehen gekommen ist. Gott segne Dich, weder Hofmacherei und Predigten noch alle Donnerwetter können eine Frau von irgend etwas abbringen, wenn es besser für sie wäre, sie ließe sich davon abbringen."

Mittag kam und der Lärm hörte auf. Teß verließ ihren Posten mit wankenden Knieen und von dem Schütteln der Maschine so schwindelig, daß sie kaum wußte, wo sie war.

„Du hättest eine Quart Stärkendes zu Dir nehmen sollen, wie ich es gethan hatte," sagte Marian, „dann würdest Du nicht so weiß aussehen. Gott schütze mich, Du hast ein Gesicht, als ob Du ein Gespenst gesehen hättest."

Der gutmütigen Marian kam der Gedanke, daß, wenn Teß die Anwesenheit ihres Verfolgers bemerkte, ihr bei ihrer Müdigkeit aller Appetit vergehen könne; sie wollte sie deshalb gerade veranlassen, auf einer Leiter an der abgelegenen Seite des Schobers hinabzusteigen, als der Herr herankam und heraufschaute.

Teß äußerte nichts als ein kurzes, leises „O!" Dann sagte sie schnell: „Ich werde hier essen — hier auf dem Schober!"

Zuweilen, wenn die Arbeiter so weit entfernt von ihren Hütten waren, thaten alle dies, aber da an diesem Tage ein scharfer Wind ging, so stiegen Marian und die übrigen hinab und setzten sich unter den Strohhaufen.

Der neue Ankömmling war in der That Alec D'Urberville, der ehemalige Diener des Evangeliums, obgleich seine Kleidung und sein Aussehen sich verändert hatten. Es war schon auf einen Blick zu erkennen, daß die ursprüngliche Weltlust wieder in ihm erwacht war; er war, so weit es für einen Mann, der drei bis vier Jahre älter geworden, möglich ist, zu seinen alten geckenhaften Gigerl-Manieren, mit welchen Teß ihren alten Verehrer und sogenannten Vetter zuerst kennen gelernt hatte, zurückgekehrt. Nachdem Teß sich entschieden hatte, zu bleiben, wo sie war, setzte sie sich zwischen den Bündeln nieder und begann, ohne von unten gesehen werden zu können, ihr Mahl; sie hörte indes näher und näher Fußtritte auf der Leiter und gleich darauf erschien Alec auf dem Schober, der jetzt eine oblonge und ebene Plattform von Garben bildete. Er schritt über sie hinweg und setzte sich Teß gegenüber, ohne ein Wort zu äußern.

Teß fuhr fort, ihr bescheidenes Mittagsmahl, ein Stück dicken Pfannekuchens, das sie mit sich gebracht hatte, einzunehmen. Die anderen Arbeiter hatten sich inzwischen unter dem Schober vereinigt, wo das lose Stroh einen ganz behaglichen Aufenthalt gewährte.

„Wie Sie sehen, bin ich schon wieder hier," sagte D'Urberville.

„Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?" rief Teß, ganz Vorwurf bis zu den Fingerspitzen.

„Ich soll Sie in Ruhe lassen? Ich glaube, daß ich wohl die Frage an Sie richten darf, weshalb Sie mich nicht in Ruhe lassen?"

„Ich habe Sie doch sicherlich nie beunruhigt!"

„Das können Sie wohl sagen, aber Sie thun es dennoch. Sie spuken stets um mich herum. Diese schönen Augen, die sie vor einem Augenblick mit einem so zornigen Blitz auf mich richteten, suchen mich immer wieder heim mit demselben Ausdruck, wie eben, bei Tag und bei Nacht. Teß, seitdem Sie mir von Ihrem Kinde erzählt haben, ist es grade, als ob meine Empfindungen, die in einem starken Strom himmelwärts sich richteten, plötzlich eine Schleuse gegen Sie hin gefunden hätten, durch welche sie entfliehen. Der Kanal des Evangeliums ist ausgetrocknet; und Sie — Sie sind daran schuld."

Sie schaute ihn mit offenem Munde an.

„Was — Sie haben Ihre Predigten ganz aufgegeben?" fragte sie.

Sie hatte von Angel in der Zucht des modernen Gedankens Ungläubigkeit genug angenommen, um den blitzartigen Enthusiasmus zu verachten, aber als Frau war sie dennoch etwas erschreckt.

Mit affektirter Leichtfertigkeit fuhr D'Urberville fort:

„Vollkommen! Ich habe seit jenem Nachmittag, an welchem ich zu den Trunksüchtigen in Casterbridge Fair reden sollte, jede Verbindlichkeit abgebrochen. Der Teufel allein weiß, was die Brüder von mir denken werden. Ach — ja! die Brüder! Ohne Zweifel werden sie für mich beten — mich beweinen, denn in ihrer Art sind es gute Leute. Aber was kümmert mich das? Wie konnte ich damit fortfahren, wenn ich meinen Glauben daran verloren hatte? Es wäre Heuchelei der niedrigsten Art gewesen. Zwischen ihnen wäre ich dagestanden wie Hymenäus und Alexander, die dem Satan überliefert wurden, um zu lernen, nicht zu lästern. Welche grausame Rache haben Sie genommen! Ich fand Sie unschuldig, und ich habe Sie verraten. Vier Jahre später finden Sie mich als einen Enthusiasten des Christentums; darauf üben Sie einen Einfluß auf mich aus, der mich vielleicht völlig verderben wird. Aber Teß, Bäsle, wie ich Sie zu nennen pflegte, das sind selbstverständlich nur Redensarten, und Sie müssen nicht so entsetzt aussehen. Sie haben nichts gethan, als Ihr hübsches Gesicht und Ihre schöne Gestalt behalten. Ich sah es dort am Schober, bevor Sie mich sahen — jene enge Schürze und der Flügelhut heben es hervor. Ihr Feldmädchen solltet so etwas niemals tragen, wenn ihr euch vor Gefahr schützen wollt."

Er betrachtete Teß schweigend einige Augenblicke und schloß dann mit einem kurzen, cynischen Lachen:

„Ich glaube, daß wenn jener Junggesellen-Apostel, für dessen Stellvertreter ich mich hielt, durch ein so hübsches Gesicht in Versuchung geführt worden wäre, so hätte er wie ich den Pflug gehen lassen, wie er mag."

Teß versuchte zu widersprechen, aber so wie die Sachen lagen, fehlte es ihr an jeder Schlagfertigkeit; und ohne auf ihre Worte zu achten, fügte er hinzu:

„Nun gut, dies Paradies, das Sie zieren, ist alles in allem vielleicht eben so gut als irgend ein anderes. Aber sprechen wir ernsthaft, Teß!"

D'Urberville erhob sich, lehnte sich seitwärts über die Garben und blieb auf seine Ellenbogen gestützt liegen.

„Seit ich Sie zuletzt sah," fuhr er fort, „habe ich darüber nachgedacht, was Sie mir als *seine* Meinung mitteilten. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß in diesen abgenutzten alten Behauptungen Mangel an gesundem Menschenverstand zu sein scheint; wie ich durch die Begeisterung des armen Pfarrers Clare so mich habe anstecken lassen und so dumm habe zu Werk gehen können, indem ich ihn noch zu übertreffen suchte, begreife ich selbst nicht. Was nun das anlangt, was Sie mir kürzlich über die Intelligenz Ihres Gatten gesagt haben — ich weiß seinen Namen leider noch immer nicht — in Betreff dessen, was man ein ethisches System ohne Dogma nennt, so sehe ich nicht ein, wie man das eine mit dem andern vereinigen kann."

„Nun, Sie können doch schließlich die Religion der Barmherzigkeit haben, wenn Sie — wie nennen Sie es auch noch — sich zu keinem Dogma bekennen."

„O nein! In dieser Beziehung bin ich ein sonderbarer Kauz! Wenn es niemand gibt, der da sagt: ‚Thue dies und es wird dir nützen, wenn du tot bist; thue das und es wird dir schlecht gehen!' so kann ich nicht warm werden. Ich kann nichts dafür, aber ich kann mich nicht verantwortlich für meine Thaten und Leidenschaften fühlen, wenn es niemand gibt, dem ich verantwortlich bin; und wenn ich Sie wäre, meine Liebe, ich würde es auch nicht sein."

Sie versuchte ihn zu widerlegen und ihm auseinander zu setzen, daß er in seinem schwachen Kopf zwei Sachen vermischt habe, Theologie und Moral, die in den primitiven Tagen des Menschengeschlechts etwas ganz Verschiedenes gewesen seien. Aber infolge der Zurückhaltung Angel Clares, ihres völligen Mangels an Uebung und da sie mehr ein Gefäß voll Empfindungen als voll von Gründen war, so konnte sie nicht weiter.

„Nun, das macht nichts," begann er aufs neue. „Ich stehe jetzt vor Ihnen, meine Liebe, völlig wie in alten Zeiten!"

„Nicht wie damals — niemals — das ist sehr verschieden!" unterbrach sie ihn. „Warum behielten Sie Ihren alten Glauben nicht, wenn der Verlust desselben Sie dahin gebracht hat, so zu mir zu sprechen?"

„Weil Sie ihn mir ausgetrieben haben, und so kommt das Uebel über Ihr schönes Haupt! Ihr Gatte hat wenig daran gedacht, wie seine Lehren auf ihn zurückfallen würden! Hahaha — ich bin schrecklich froh, daß Sie einen ganz eben solchen Apostaten, wie er ist, aus mir gemacht haben! Teß, ich bin mehr für Sie eingenommen als je vorher, und zudem bemitleide ich Sie. Trotz Ihrer Verschwiegenheit sehe ich, daß es Ihnen schlecht geht und Sie von dem verlassen sind, der für Sie sorgen sollte."

Teß brachte die Bissen ihrer Mahlzeit nicht mehr durch die Kehle; ihre Lippen waren trocken, und fast erstickte sie; die Stimmen und das Gelächter des essenden und trinkenden Arbeitervolkes unter dem Schober klangen ihr, als wären sie eine Viertelstunde weit entfernt.

„Das ist grausam!" erwiderte sie. „Wie — wie können Sie wagen, so etwas zu mir zu sagen, obgleich Sie selbst mich ehemals so elend im Stich gelassen haben?"

„Das ist wahr," entgegnete er, ein wenig zurückweichend. „Ich bin indes nicht gekommen, um mich mit Ihnen über meinen Fall zu streiten. Ich bin gekommen, Teß, um Ihnen zu sagen, daß ich es nicht ertragen kann, Sie Arbeiten wie diese verrichten zu sehen, und will Ihnen einen Vorschlag machen. Sie sagen, Sie haben einen Gatten, der jedenfalls nicht ich bin. Nun gut, es ist ja möglich, aber ich habe ihn niemals gesehen, und Sie haben mir nicht einmal seinen Namen genannt; alles in allem scheint es eine ziemlich mythische Person. Aber selbst wenn Sie einen haben, so bin ich Ihnen, denke ich, doch näher, als er es ist. Ich versuche, Ihnen aus Ihrer schlechten Lage zu helfen, er nicht! Das Wort des strengen Propheten Hosea, das ich häufiger gelesen habe, fällt mir wieder ein. Kennen Sie es, Teß? ‚Und sie wird ihrem Liebhaber folgen, aber sie wird ihn nicht einholen; und sie wird ihn suchen und ihn nicht finden; dann wird sie sagen, ich will gehen und zu meinem ersten Gatten zurückkehren; denn damals ging es mir besser als jetzt!' ... Teß, meine Chaise wartet unten am Hügel, und — Du, mein Liebling, nicht die seine — weißt, was ich noch sagen will."

Bei seinen Worten hatte sie ihr Gesicht, glühendrot vor Zorn, erhoben, aber sie antwortete nicht.

„Sie sind die Ursache meines Rückfalls," fuhr er fort, indem er seinen Arm um ihre Taille zu legen versuchte; „Sie sollten sich das als Beispiel dienen lassen, und den Esel, den Sie Gatten nennen, für immer verlassen."

Einer der Lederhandschuhe, den sie ausgezogen hatte, um den Pfannekuchen essen zu können, lag in

ihrem Schoß; ohne ein Wort zu sagen, nahm sie ihn und schlug ihm direkt damit in das Gesicht. Er war dick und schwer wie der eines Kriegers und traf ihn unmittelbar auf den Mund. Mit etwas Einbildung hätte man die That als Atavismus, als die Wiedergeburt eines Tricks ansehen können, in welchem ihre Vorfahren nicht ungeübt waren. Alec fuhr zornig aus seiner geneigten Stellung auf. Ein roter Fleck erschien an der Stelle, wo ihr Schlag ihn getroffen hatte, und im nächsten Augenblick begann das Blut aus seinem Munde auf das Stroh zu tröpfeln. Er beherrschte sich indes sofort, zog ruhig sein Taschentuch aus der Tasche und wischte seine blutenden Lippen ab.

Auch Teß sprang auf, sank aber sofort wieder zurück.

„Jetzt strafen Sie mich!" sagte sie, mit dem hoffnungslosen Trotz eines Sperlings zu ihm aufsehend, dem der Räuber eben den Hals umdrehen will. „Schlagen Sie mich, treten Sie mich; die Leute da unten brauchen Sie nicht zu fürchten; ich werde keinen Laut von mir geben. Einmal Opfer, immer Opfer — das ist der Lauf der Welt!"

„O nein, nein, Teß," sagte er sanft. „Das kann ich Ihnen völlig verzeihen! Doch dürfen Sie ungerechterweise eins nicht vergessen, daß ich Sie geheiratet haben würde, wenn Sie mir die Macht nicht genommen hätten, es zu thun. Habe ich Sie nicht flehentlich gebeten, meine Frau zu werden, wie? Antworten Sie mir!"

„Ja, das haben Sie gethan."

„Sie können es nicht sein, aber erinnern Sie sich an eins!" Seine Stimme wurde härter, je mehr sein Temperament bei der Erinnerung an seine Bitte und ihre augenblickliche Undankbarkeit den Sieg über seine bessere Natur davon trug; er trat neben sie und faßte sie an der Schulter, so daß sie unter seinem Griff erzitterte. „Erinnern Sie sich, schöne Dame, daß ich Ihrer schon einmal Herr wurde. Ich werde Ihrer nochmals Herr werden. Wenn Sie irgend eines Mannes Weib sind, so sind Sie das meine."

Die Drescher begannen herauf zu steigen.

„So viel über unsern Streit!" sagte er, sie loslassend. „Jetzt gehe ich, aber ich werde diesen Nachmittag wiederkommen, um mir Ihre Antwort zu holen. Sie kennen mich noch nicht! Aber ich kenne Sie."

Sie sagte kein Wort und blieb in ihrer Stellung, als sei sie betäubt. D'Urberville zog sich über die Garben zurück und stieg die Leiter wieder herab, während unten die Arbeiter sich erhoben, ihre Arme streckten und das Bier, das sie getrunken hatten, hinab schüttelten. Dann begann die Dreschmaschine aufs neue ihre Arbeit. Und inmitten des aufs neue beginnenden Raschelns des Strohes nahm Teß ihre Stellung vor der summenden Trommel wieder ein, wie von einem Traume befangen, und löste eine Garbe nach der andern in endloser Folge.

IV.

Während des Nachmittags ließ der Farmer bekannt machen, daß der Schober während des Abends abgedroschen werden müsse, da der Mond scheine, so daß man bei der Arbeit sehen könne, und der Mann mit der Maschine auf morgen für eine andere Farm verpflichtet sei. Darauf ging das Schwirren, Summen und Rascheln ohne die geringste Unterbrechung weiter wie bisher.

Es war gegen drei Uhr, als Teß ihre Augen erhob und um sich sah. Sie fühlte sich nur wenig überrascht, als sie bemerkte, daß Alec D'Urberville zurückgekommen war und unter der Hecke beim Thor stand. Es war ihm nicht entgangen, daß sie um sich geblickt hatte, und er winkte freundlich mit der Hand, wie um anzuzeigen, daß er an ihren Streit nicht mehr dächte. Teß schlug die Augen wieder nieder und hütete sich sorgsam, in jene Richtung zu schauen.

So schritt der Nachmittag vor. Der Weizenschober schrumpfte zusammen, der Strohhaufen wuchs höher und höher empor, die Kornsäcke wurden hinweggefahren. Gegen sechs Uhr war der Weizenschober nur noch ungefähr in Schulterhöhe vom Boden, aber die ungedroschenen Garben, die noch nicht berührt worden waren, schienen noch zahllos trotz der ungeheuren Massen, die der unersättliche Schlund des Dreschers bereits verschlungen hatte. Vom westlichen Himmel war nach dem trüben Tage ein grimmiger Schein — alles, was der wilde März auf dem Wege des Sonnenscheins zum besten geben konnte — hervorgebrochen, überflutete die müden und staubigen Gesichter der Drescher und färbte sie mit einem kupferigen Licht, ebenso wie die flatternden Kleider der Frauen, die diese, trüben Flammen gleich, umhüllten.

Ein zitterndes Weh ging durch den Schober. Der Mann, welcher fütterte, war müde, und Teß konnte sehen, daß sein roter Nacken mit Schmutz und Getreidehülsen bedeckt war. Sie stand noch immer an ihrem Platze, ihr gerötetes und schwitzendes Antlitz beschmutzt mit Kornstaub, der ihren weißen Hut ebenfalls braun gefärbt hatte. Sie war die einzige Frau, deren Platz oben auf der Maschine sich befand, so daß sie durch deren Bewegung körperlich erschüttert wurde; die Abnahme des Schobers trennte sie jetzt von Marian und Izz und verhinderte diese, mit ihr die Obliegenheiten zu wechseln, wie sie es früher gethan hatten. Das unaufhörliche Zittern, an welchem jede Fiber ihres Körpers teilnahm, hatte sie in

einen Zustand stumpfer Träumerei versetzt, in welchem ihre Arme unabhängig von ihrem Bewußtsein weiter arbeiteten. Sie wußte kaum, wo sie war, und hörte nicht, wie Izz Huett ihr von unten zurief, daß ihr Haar herabgefallen sei.

Nach und nach begannen selbst die frischesten unter ihnen leichenartig und trübäugig zu werden. Wenn Teß ihren Kopf hob, so sah sie stets den höher emporwachsenden Strohhaufen mit dem Mann in den Hemdärmeln oben darauf vom grauen Nordhimmel sich abheben und vor demselben den langen, roten Elevator, wie eine Jakobsleiter, an welchem unaufhörlich ein Strom gedroschenen Strohes emporstieg und an der Spitze des Haufens sich auseinander breitete.

Sie wußte, daß Alec D'Urberville noch in der Nähe war und sie von einem oder dem andern Punkte aus beobachtete, obgleich sie nicht sagen konnte, wo er war. Seine Anwesenheit fand in dem Umstande seine Entschuldigung, daß es stets eine kleine Rattenjagd gab, wenn der Schober sich seinem Ende näherte, und Leute, die mit dem Dreschen nichts zu thun hatten, sich hierzu einfanden — Sportsleute jeder Art, Herren mit Dachshunden und lustigen Pfeifen, Bursche mit Stöcken und Steinen.

Aber es bedurfte noch mehr als einer Stunde Arbeit, bevor die Schicht mit den lebenden Ratten am Fuße des Schobers erreicht werden konnte. Als das Abendlicht in der Richtung des Riesenhügels bei Abbots-Cernel hinwegschwand, erhob sich das bleiche Gesicht des Mondes dieser Jahreszeit an der gegenüber liegenden Seite des Himmels gegen Middleton — Abbey und Schottford über den Horizont empor. Während der letzten paar Stunden fühlte Marian sich über Teß beunruhigt, an die sie nicht nahe genug herankommen konnte, um mit ihr zu sprechen, und die, während die anderen Frauen durch Ale ihre Kräfte belebt hatten, bei der Gewohnheit ihrer Kindheit zu Hause geblieben war, während der Arbeit nichts zu sich zu nehmen. Aber noch stand sie auf ihrem Posten. Wenn sie ihn nicht ausfüllen konnte, mußte sie gehen; und diese Möglichkeit, der sie vor einem oder selbst vor zwei Monaten noch mit Gleichmut entgegen gesehen haben würde, war, seit D'Urberville begonnen hatte, um sie herum zu scherwenzen, zu einem Schrecken für sie geworden.

Der Schober war jetzt so niedrig geworden, daß die Leute, welche sich auf demselben befanden, mit denen auf der Erde sich unterhalten konnten. Zu ihrer Ueberraschung kam Farmer Groby zu Teß auf die Maschine und sagte, daß, wenn sie mit ihrem Freunde etwas zu besprechen habe, er sie nicht länger halten und sonst jemand senden wolle, der sie vertreten könne. Der Freund konnte nur D'Urberville sein und sie erriet, daß dies Zugeständnis nur auf das Dazwischentreten dieses Freundes oder Feindes zurückzuführen sei. Sie schüttelte ihren Kopf und arbeitete weiter.

Schließlich kam die Zeit für den Rattenfang heran, und die Jagd begann. Die Tiere waren mit dem Sinken des Schobers abwärts geflüchtet, bis sie alle auf dem Boden sich befanden und jetzt, ihrer letzten Zuflucht beraubt, nach allen Richtungen hin auseinander liefen. Ein lauter Schrei der um diese Zeit halbbetrunkenen Marian bewies ihren Gefährten, daß eine der Ratten Schutz bei ihr gesucht hatte — ein Schrecken, gegen den die anderen Frauen durch Springen und Schürzenschwenken bisher sich geschützt hatten. Die Ratte war schließlich davongelaufen, und unter dem Gebell der Hunde, dem Gelächter der Männer, dem Geschrei der Frauen, unter Flüchen, Stampfen und der Verwirrung eines Pandämonium löste Teß ihre letzte Garbe; die Trommel schwieg, das Schwirren hörte auf, und langsam stieg sie von ihrem Gestell auf den Boden hinab.

Ihr Liebhaber, der bisher nur auf den Rattenfang geachtet hatte, war sofort an ihrer Seite.

„Was — trotz allem und allem — trotz meines beleidigenden Schlages kommen Sie?" sagte sie heiser. Sie war so übermäßig erschöpft, daß sie keine Kraft mehr hatte, laut zu sprechen.

„Ich würde wirklich närrisch sein, wenn ich mich durch irgend etwas, das Sie thun oder sagen, verletzt fühlen könnte," antwortete er mit der verführerischen Stimme der Trantridge-Zeit. „Wie Ihre Glieder zittern! Sie wissen ganz gut, daß Sie so schwach sind wie ein sterbendes Kalb; und doch hätten Sie seit meiner Ankunft nicht nötig gehabt, irgend etwas zu thun. Wie konnten Sie so widerspenstig sein? Ich habe dem Farmer gesagt, daß er keine Frauen beim Dampfdreschen gebrauchen darf. Es ist eine Arbeit, die nicht für Sie geeignet ist; und auf allen besseren Farmen hat man sie aufgegeben, wie er ganz gut weiß. Ich will bis an Ihre Wohnung mitgehen."

„O ja," antwortete sie müde, „gehen Sie mit, wenn Sie wollen! Ich vergesse nicht, daß Sie mich haben heiraten wollen, bevor Sie um meine Lage wußten. Vielleicht — vielleicht sind Sie ein wenig besser und gütiger, als ich vorausgesetzt habe. Für jede Güte bin ich dankbar, vor allem andern fürchte ich mich. Zuweilen kann ich nicht herausbringen, was Sie eigentlich wollen."

„Ich kann unsere früheren Beziehungen nicht legitimiren, aber ich kann Ihnen wenigstens helfen; und das werde ich thun, mit mehr Rücksicht auf Ihre Empfindungen, als ich früher bewiesen habe. Mein religiöser Wahnsinn, oder was es war, ist vorbei, aber ein bißchen Gutes habe ich, wie ich hoffe, davon zurückbehalten. Jetzt, Teß, dürfen Sie mir bei allem

Guten und Zärtlichen zwiſchen Mann und Weib vertrauen. Ich habe genug und mehr als genug, um Sie und Ihre Eltern und Geſchwiſter von allen Bedrängniſſen zu befreien. Ich kann Ihnen allen helfen, wenn Sie mir nur ein wenig Vertrauen zeigen."

„Haben Sie ſie kürzlich geſehen?" fragte Teß ſchnell.

„Ja. Sie wußten nicht, wo Sie waren. Ich habe Sie nur durch einen Zufall hier aufgefunden."

Der kalte Mond blickte ſchräg durch die Zweige der Gartenhecke auf Teß' verödetes Antlitz, als ſie neben der Hütte, die ihr augenblicklich als Aufenthalt diente, anhielt; D'Urberville blieb neben ihr ſtehen.

„Erwähnen Sie meine kleinen Brüder und Schweſtern nicht — ſchlagen Sie mich nicht völlig zu Boden!" ſagte ſie. „Wenn Sie ihnen helfen wollen — Gott weiß, wie nötig ſie es haben — ſo thun Sie es, ohne es mir zu ſagen. Aber nein, nein," rief ſie aus, „ich will nichts von Ihnen — weder für ſie noch für mich."

Er begleitete ſie nicht weiter, weil ſie in der Familie lebte und im Hauſe alles öffentlich wurde. Sobald ſie ſich gewaſchen, zu Abend gegeſſen und ihr Zimmer betreten hatte, fiel ſie in Gedanken, dann ſchrieb ſie in ihrer leidenſchaftlichen Aufregung, auf dem Tiſch an der Mauer, beim Lichte ihrer kleinen Lampe:

„Geliebter Mann! Laß mich Dich ſo nennen — ich muß es — ſelbſt wenn es Dir Kummer macht, an eine ſo unwürdige Frau zu denken, wie ich es bin. Ich muß Dich anrufen in meiner Not — ich habe ja ſonſt niemand. Ich bin der Verſuchung ſo ſehr ausgeſetzt, Angel. Ich fürchte es zu ſagen, wer es iſt, und mag Dir nicht alles ſchreiben. Aber ich hänge ſo ſehr an Dir, mehr als Du Dir vorſtellen kannſt. Kannſt Du jetzt nicht noch einmal zu mir kommen, ehe etwas Schreckliches ſich ereignet? O, ich weiß, Du kannſt es nicht, weil Du ſo weit weg biſt! Ich glaube, ich muß ſterben, wenn Du nicht bald kommſt oder mir ſagſt, daß ich zu Dir kommen ſoll. Die Strafe, die Du mir auferlegt haſt, iſt wohl verdient — ich weiß es — wohl verdient, und Du biſt völlig im Recht, mir böſe zu ſein. Aber, Angel, bitte, bitte, ſei nicht nur gerecht, ſei auch ein wenig gut zu mir, ſelbſt wenn ich es nicht verdient habe, und komme zu mir! Wenn Du kämeſt, ſo könnte ich in Deinen Armen ſterben. Ich würde ſehr zufrieden ſein, es zu können, wenn Du mir vergeben hätteſt.

„Angel, ich lebe ganz für Dich! Ich liebe Dich zu ſehr, um Dich zu tadeln, weil Du fort gegangen biſt, und ich weiß, daß es notwendig war, wenn Du eine Farm finden ſollteſt. Glaube nicht, ich würde ein ſcharfes oder bitteres Wort ſagen. Nur komme zurück zu mir. Ich bin troſtlos ohne Dich, Du mein Schatz, o, ſo verzweifelt. Ich mache mir nichts daraus, wenn ich arbeiten muß; aber wenn Du mir nur eine kleine Zeile ſenden willſt und ſagen, ‚ich komme bald', ſo will ich alles ertragen, Angel — und mit der größten Freude.

„Es iſt, ſeit wir verheiratet ſind, ſo ſehr meine Religion geweſen, Dir in allem Denken und Thun treu zu ſein, daß ſelbſt, wenn ein Mann mir ein Kompliment ſagte, bevor ich mich davor in acht nehmen konnte, mir dies ſchon als ein Unrecht gegen Dich erſchien. Haſt Du niemals mehr ein wenig von dem Gefühl, das Dich erfüllte, als wir zuſammen auf dem Meierhofe waren? Ich bin dasſelbe Weib, Angel, wie es diejenige war, in die Du Dich verliebteſt; ja, noch immer ganz dieſelbe — nicht die andere, die Dir mißfiel, die Du aber niemals geſehen haſt. Was war mir die Vergangenheit noch, ſobald ich Dich geſehen hatte? Sie war tot für mich. Ich wurde ein anderes Weib, erfüllt mit einem neuen Leben, das von Dir kam. Wie könnte ich je die frühere wieder werden? Warum ſiehſt Du das nicht ein? Geliebter, wenn Du das nur einſehen und mehr Glauben inſofern in Dich ſetzen würdeſt, um zu begreifen, daß Du ſtark genug warſt, dieſe Veränderung in mir hervorzurufen — Du würdeſt vielleicht den Entſchluß faſſen, zu mir zurück zu kommen — zu mir, Deinem armen Weibe.

„Wie thöricht war ich in meinem Glück, anzunehmen, ich könne ſtets auf Deine Liebe bauen. Ich hätte wiſſen ſollen, daß es ſo etwas für mich Arme nicht gibt. Aber ich bin krank am Herzen — nicht nur wegen alter Zeiten, ſondern auch wegen heute. Denke doch nur daran, wie es mein Herz verwunden muß, Dich niemals — niemals zu ſehen! Wenn ich Deinem teuren Herzen nur eine kleine Minute des Tages den Schmerz einflößen könnte, den ich Tag für Tag zu tragen habe, es würde Dich vielleicht dahin bringen, mir, die niemand hat als Dich, Mitleid zu beweiſen.

„Die Leute ſagen, daß ich noch hübſch ſei (‚ſchön' iſt das Wort, das ſie gebrauchen, um bei der Wahrheit zu bleiben). Vielleicht bin ich das, was ſie ſagen. Aber ich lege keinen Wert auf mein Ausſehen; ich freue mich nur deswegen darüber, weil ich die Deine bin und es wenigſtens doch noch etwas an mir gibt, das mich Deiner wert macht. O Angel, ich ſage Dir dies alles nicht aus Eitelkeit — Du wirſt wohl wiſſen, daß ich das nicht thue — ſondern nur, damit Du zu mir kommſt.

„Wenn Du wirklich nicht zu mir kommen kannſt, willſt Du mich dann kommen laſſen? Ich werde, wie ich ſchon geſagt habe, verfolgt und gedrängt, etwas zu thun, was ich nicht thun will. Ich werde niemals einen Schritt zurückweichen, doch bin ich in Furcht darüber, wohin das führen wird, und ſo

wenig geschützt wegen meines ersten Fehlers. Ich kann nicht mehr hierüber sagen, es macht mich zu unglücklich. Aber wenn ich niederbreche, indem ich in irgend eine fürchterliche Schlinge falle, so wird dieser Fall ein schlimmerer sein als mein erster. Ich kann nicht daran denken! Laß mich zu Dir kommen oder komme zu mir.

„Ich würde zufrieden, ja, glücklich sein, wenn ich bei Dir als Deine Magd leben könnte, wenn ich Deine Frau nicht sein darf, so daß ich wenigstens in Deiner Nähe wäre, Dich sähe und mir einbilden könnte, Du wärest mein.

„Das Licht des Tages hat mir, seitdem Du fort bist, nichts mehr zu zeigen, und ich mag die Krähen und Stare nicht mehr sehen, weil ich Dich entbehren muß, der sie mit mir sah. Ich sehne mich nur nach einem: im Himmel und auf Erden oder unter der Erde bei Dir zu sein, Du mein Geliebter! Komm zu mir — komm zu mir und rette mich vor dem, was mich bedroht!

Deine

treue, unglückliche

Teß."

V.

Dieser durchaus angemessene Appell fand seinen Weg auf den Frühstückstisch der ruhigen Pfarre im Westen, in jenes Thal, in welchem die Luft so sanft und der Boden so reich ist, daß der Ertrag seines Wachstums im Vergleich zu dem des Ackerbaus von Flintcomb-Ash kaum einer Anstrengung bedarf, und in welchem Teß die menschliche Welt so besonders erschien. Der Sicherheit wegen war sie von Angel gebeten worden, ihm ihre Mitteilungen durch seinen Vater zu senden, den er über seine wechselnden Adressen in dem Lande, das er mit schwerem Herzen aufgesucht hatte, stets völlig auf dem Laufenden hielt.

„Nun," sagte der alte Herr Clare zu seiner Frau, als er die Aufschrift gelesen hatte, „wenn Angel beabsichtigt, Rio Ende nächsten Monats zu verlassen, um heimzukehren, wie er uns geschrieben hat, so denke ich, wird dieser Brief ihn zur Eile anspornen, denn ich glaube, daß er von seiner Frau ist." Er seufzte bei dem Gedanken an sie. Der Brief wurde prompt an Angel weitergesendet.

„Ich hoffe, daß der liebe Junge gesund wieder heimkehren wird," flüsterte Frau Clare. „An meinem Todestage wird es mir auf die Seele fallen, daß er mißleitet worden ist. Trotz seines Mangels an Glauben hättest Du ihn nach Cambridge senden und es mit ihm wagen sollen, wie mit den anderen Buben. Er würde unter einem besonderen Einfluß darüber hinaus gewachsen sein und wäre schließlich dennoch ordinirt worden. Kirche hin, Kirche her, es würde besser für ihn gewesen sein."

Dies war die einzige Klage, mit welcher Frau Clare jemals den Frieden ihres Mannes in Betreff ihrer Söhne störte; denn sie war eben so vorsichtig als fromm und wußte, daß sein Gemüt ebenfalls durch Zweifel über seine Gerechtigkeit in dieser Sache gequält wurde. Nur zu oft hatte sie gehört, wie er nachts wachend lag, seufzte und für Angel betete. Aber der starre Mann des Evangeliums glaubte selbst jetzt noch nicht, daß es ihm verziehen worden wäre, wenn er seinem Sohne, dem Ungläubigen, dieselben akademischen Vorteile verschafft hätte wie den beiden anderen. Mit der einen Hand den beiden Gläubigen ein Piedestal zu errichten und mit der andern durch dieselben künstlichen Mittel den Ungläubigen zu erheben, hielt er für unvereinbar mit seinen Ueberzeugungen, seiner Stellung und seinen Hoffnungen. Nichtsdestoweniger liebte er seinen Sohn, der mit Unrecht den Namen Angel (deutsch: Engel) trug, und im geheimen grämte er sich über die Behandlung, die er ihm hatte angedeihen lassen, wie Abraham sich über den gerichteten Isaak gegrämt haben mag, als sie zusammen den Hügel hinaufgingen. Seine geheimen Selbstvorwürfe waren weit bitterer denn die Vorwürfe, welche seine Frau laut werden ließ.

Sie tadelten sich selbst wegen dieser unglücklichen Heirat. Wenn Angel niemals dazu bestimmt worden wäre, Farmer zu werden, so würde er niemals mit Bauernmädchen zusammen gekommen sein. Sie wußten nicht genau, was ihn und seine Frau getrennt hatte, und eben so wenig das Datum, an welchem diese Trennung sich ereignet hatte. Anfangs hatten sie vorausgesetzt, es müßte eine ernstliche Abneigung im Spiel gewesen sein. In seinen späteren Briefen bemerkte Angel indes gelegentlich, er wolle heimkommen, um Teß zu holen; sie entnahmen hieraus die Hoffnung, daß die Trennung keine Ursache von so dauernder Bedeutung hatte, als sie angenommen. Er hatte ihnen gesagt, daß sie bei ihren Verwandten sei, und in ihren Zweifeln hatten sie beschlossen, sich nicht in Sachen zu mischen, die sie nicht zu bessern wußten. —

Die Augen, für welche Teß' Brief bestimmt war, blickten zu dieser Zeit auf eine Landschaft von grenzenloser Ausdehnung vom Rücken eines Maultieres aus, das ihn aus dem Innern des südamerikanischen Kontinentes der Küste zutrug. Seine Erfahrungen in diesem fremden Lande waren nichts weniger als freundlicher Natur gewesen. Die heftige Krankheit, von der er kurz nach seiner Ankunft befallen worden war, hatte ihn niemals ganz verlassen, und nach und nach war er fast zu dem Entschluß gekommen, seine Hoffnung, hier sich nieder zu lassen, ganz fahren zu lassen, obgleich er, so lange es noch eine Möglichkeit gab, dort zu bleiben, diese Aenderung seiner Anschauungen vor seinen Eltern geheim hielt.

Die Haufen landwirtſchaftlicher Arbeiter, die, ſoweit ſeine Beobachtung reichte, durch die Vorſtellung einer leichten Unabhängigkeit geblendet, ins Land gekommen waren, hatten vielerlei Leiden durchgemacht und waren entweder geſtorben oder wieder fortgezogen. Er hatte Mütter mit den Säuglingen im Arm von engliſchen Farmen ſich mühſelig fortſchleppen ſehen; wenn das Kind vom Fieber ergriffen und geſtorben war, ſo hatte die Mutter mit der bloßen Hand eine Grube in die loſe Erde gegraben, mit denſelben natürlichen Grabwerkzeugen das Kind eingeſcharrt, eine Thräne vergoſſen und ſich weiter geſchleppt.

Angel war während der Zeit ſeiner Abweſenheit geiſtig um ein Dutzend Jahre gealtert. Was ihm vom Wert des Lebens geblieben, war weniger ſeine Schönheit als ſein Pathos. Nachdem bereits ſeit langem die alten Syſteme des Myſticismus Treue und Glauben bei ihm verloren, begann jetzt ſeine Achtung vor dem alten Moralgeſetz ebenfalls zu wanken. Seiner Meinung nach bedurfte es einer Reviſion. Wer war der moraliſche Mann? Und noch beſſer, wer war die moraliſche Frau? Die Schönheit oder die Häßlichkeit ihres Charakters lag nicht nur in ihren Werken, ſondern in ihren Abſichten und Impulſen; ihre wahre Geſchichte lag nicht in dem, was ſie gethan, ſondern in dem, was ſie gewollt hatte.

„Wie verhält es ſich denn nun aber mit Teß?“

Sobald er dahin gekommen war, ſie in dieſem Lichte zu ſehen, begann ein Bedauern über ſein haſtiges Vorgehen ihn zu beſchleichen. Hatte er ſie für immer verſtoßen oder nicht? Er konnte nicht mehr ſagen, daß er die Abſicht habe, ſich für immer von ihr zu trennen, um nicht zu geſtehen, daß ihm bereits der Gedanke gekommen war, ſie ſchon jetzt wieder aufzunehmen.

Dieſe ſteigende Zärtlichkeit, mit der er ſich ihrer erinnerte, traf ungefähr mit der Zeit ihres Aufenthalts in Flintcomb-Aſh zuſammen, bevor Teß indes die Freiheit in ſich gefühlt hatte, ihn nur mit einem Wort über ihre Verhältniſſe und Empfindungen zu beunruhigen. Er war im höchſten Grade peinlich berührt; und da er die Urſachen, die ſie abhielten, ihm Mitteilungen zu machen, verkannte, ſo fragte er nicht.

Während der ſchon erwähnten Reiſe auf dem Maultier durch das Innere des Landes ritt ein zweiter Mann neben ihm. Angels Gefährte war ebenfalls Engländer, der denſelben Zweck verfolgte, obgleich er aus einem andern Teile der Inſel kam. Beide befanden ſich in einem Zuſtand ſeeliſcher Herabſtimmung; trübe ſprachen ſie von ihren Verhältniſſen in der Heimat. Vertrauen fordert Vertrauen heraus. Mit jener ſonderbaren Neigung vieler, Fremden, vor allem in entfernten Ländern, Details aus ihrem Leben mitzuteilen, deren ſie Freunden gegenüber niemals Erwähnung thun würden, erzählte Angel dieſem Manne während ihres Rittes von ſeiner unglücklichen Heirat.

Der Fremde hatte ſich in viel mehr Ländern und unter viel mehr Völkern aufgehalten als Angel; ſeinem kosmopolitiſchen Gemüt waren ſolche Abweichungen von der ſozialen Norm, die für die Häuslichkeit von ſo großer Bedeutung ſind, nicht mehr als die Unregelmäßigkeiten der Thäler und Bergketten für die ganze Erdrundung. Er ſah die Sache mit ganz anderen Augen an als Angel, dachte, daß das, was Teß geweſen, von keiner Wichtigkeit neben dem ſei, was ſie ſein würde, und ſagte Clare offen, daß er unrecht gethan habe, ſie zu verlaſſen.

Am nächſten Tage kamen ſie in ein Unwetter. Angels Gefährte wurde vom Fieber befallen und ſtarb am Ende der nächſten Woche. Clare wartete einige Stunden, um ihn der Erde zu übergeben und ritt dann ſeines Weges weiter.

Die kurſoriſchen Bemerkungen des großherzigen Fremden, von dem er abſolut nichts kannte außer ſeinem ſehr gewöhnlichen Namen, wurden durch ſeinen Tod verklärt und beeinflußten Clare mehr als alles ethiſche Gerede der Philoſophen. Seine eigene Engherzigkeit beſchämte ihn durch den Kontraſt mit ihnen; die Widerſprüche in ihm überfluteten ihn wie mit einer Woge. Stets hatte er das helleniſche Heidentum auf Koſten des Chriſtentums erhoben, und dennoch war in jener Ziviliſation eine ungeſetzliche Hingabe gewiß nicht verachtet. Sicherlich hätte er dann aber auch jenen Abſcheu vor dem Zuſtande der Nichtunberührtheit, den er mit dem Glaubensbekenntnis des Myſticismus ererbt hatte, ſchließlich als der Berichtigung offen anſehen ſollen. Ein Vorwurf erhob ſich in ihm. Die Worte Izz Huetts, die ſein Gedächtnis nie ganz verlaſſen hatten, erklangen aufs neue in ihm. Er hatte Izz Huett gefragt, ob ſie ihn liebe, und ſie hatte bejahend geantwortet; ob ſie ihn mehr liebe als Teß, und „nein!“ hatte ſie erwidert. Teß würde ihr Leben für ihn laſſen und mehr könne ſie auch nicht thun.

Er dachte an Teß, wie ſie am Hochzeitstage erſchienen war, wie ſie ihn angeblickt, wie ſie an ſeinen Lippen gehangen hatte, als ſeien es die eines Gottes! Wie rührend ſie an jenem ſchrecklichen Abend, als ihre argloſe Seele ſich vor ihm enthüllte, in ihrer Unfähigkeit zu begreifen, daß ſeine Liebe und ſein Schutz ſie je verlaſſen könnten, bei den Strahlen des Feuers ausgeſehen hatte.

So wurde er nach und nach aus ihrem Kritiker zu ihrem Advokaten. Er ſelbſt hatte im Selbſtgeſpräch mit ſich cyniſch über ſie ſich ausgeſprochen, aber kein Mann kann Cyniker ſein und lieben, und ſo hatte er ſich ſelbſt berichtigt.

Das historische Interesse für ihre Familie — für jenen gewaltthätigen Zweig der D'Urbervilles — die er wie eine erschöpfte Kraft verachtet hatte, begann jetzt auf seine Empfindungen einzuwirken. Warum hatte er den Unterschied zwischen dem politischen Wert und dem, welchen solche Sachen für die Einbildungskraft haben, nicht erkannt? Von diesem Gesichtspunkt aus hatte Teß' Abstammung von den D'Urbervilles eine große Bedeutung; ökonomisch ohne Wert, war sie für den Träumer, für den, welcher über Auf- und Niedergang moralisirt, etwas sehr Wesentliches. Indem Angel sich Teß' Gesicht wieder und wieder zurückrief, bildete er sich ein, er könne darin einen Abglanz der Würde entdecken, welche die großen Damen ihres Geschlechts geziert haben mußte, und diese Vision füllte seine Adern mit jenem Hauch, der ihn schon einmal umweht hatte, und ließ ein Gefühl der Schwäche in ihm zurück.

Trotz ihrer nicht ganz fleckenlosen Vergangenheit übertraf dennoch das, was in einem Weibe wie Teß zurückgeblieben war, die Frische ihrer Gefährtinnen. Waren nicht die Trester Ephraims besser als die Trauben Abi-ezers?

So sprach die wieder erwachende Liebe und bereitete Teß' zärtlichem Erguß, der grade zu jener Zeit durch seinen Vater an ihn weiter geschickt wurde, den Weg; es verging indes noch mancher Tag, ehe er ihn erreichte.

Inzwischen war die Erwartung der Absenderin, daß Angel in Erwiderung ihrer Bitte persönlich vor ihr erscheinen werde, bald groß, bald klein. Die Erwägung, daß die Ereignisse ihres Lebens, welche zu seiner Abreise geführt hatten, dieselben geblieben waren und stets dieselben bleiben mußten, daß, wenn ihre Gegenwart sie nicht in Vergessenheit gebracht hatte, ihre Abwesenheit es auch nicht thun würde, verminderte sie. Nichtsdestoweniger beschäftigte sich ihr Herz mit der zärtlichen Frage, was sie ihm am besten werde zu liebe thun können, wenn er anlange. Sie wünschte seufzend, daß sie mehr acht auf die Melodien gegeben hätte, die er auf seiner Harfe spielte, daß sie ihn angelegentlicher gefragt hätte, welches seine Lieblingsballaden unter den Volksliedern seien. Auf Umwegen fragte sie Amby Sendling, der Izz von Talbothays her gefolgt war, und zufällig erinnerte sich dieser einiger Bruchstücke von Melodien, die unter denen, welche man auf dem Meierhofe gesungen hatte, um die Kühe zu veranlassen, ihre Milch herzugeben, Clare besonders gefallen hatten.

Sich in diesen Balladen zu vervollkommnen, war von nun an ihr sehnlichster Wunsch. Sie übte sie heimlich bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, besonders eine unter ihnen: „Bei Tagesanbruch". Es hätte ein Herz von Stein erweichen müssen, sie diese Lieder singen zu hören, so oft sie in dieser kalten, trockenen Zeit abseits von den anderen Mädchen arbeitete, während bei dem Gedanken, daß Angel sie vielleicht niemals hören werde, die Thränen ihr über die Wangen rollten und die einfachen, schlichten Worte in einer schmerzlichen Satire auf das leidbewegte Herz der Sängerin leise verklangen.

Teß war in ihren phantastischen Traum so verwickelt, daß sie gar nicht zu merken schien, wie die Jahreszeit vorschritt, daß die Tage länger wurden, Mariä-Verkündigung sich näherte und diesem Termin das Ende ihres Aufenthalts auf Flintcomb-Ash bald folgen mußte.

Bevor indes der Quartalstag ganz heran kam, ereignete sich etwas, das Teß auf ganz andere Gedanken brachte. Sie war wie gewöhnlich eines Abends in ihrem Logis und saß im Parterrezimmer mit dem Rest der Familie zusammen, als jemand an die Thür klopfte und nach Teß fragte. Im Thorwege bemerkte sie gegen das hereinfallende Licht eine Gestalt von der Größe einer Frau und der Stimme eines Kindes, ein großes, dünnes, mädchenhaftes Geschöpf, das sie im Zwielicht nicht erkannte, bis das Mädchen „Teß" sagte.

„Was — ist es Liza-Lu?" fragte Teß mit stockenden Accenten. Ihre Schwester, die sie vor gut einem Jahre als Kind zurückgelassen hatte, war durch einen plötzlichen Schuß zu dieser imponirenden Größe emporgediehen. Ihre dünnen Beine, die unter ihren für sie einst zu langen, jetzt zu kurzen Röcken hervorsahen, ihre ungeschickten Hände und Arme bewiesen ihre Jugend und Unerfahrenheit.

„Ja, Teß," sagte sie mit unerschütterlichem Ernst, „tagelang bin ich herumgetrabt, um Dich zu finden; und ich bin sehr müde."

„Wie geht es zu Hause?"

„Mutter ist sehr krank geworden, und der Doktor sagt, daß sie sterben wird, und da der Vater sich niemals recht wohl befindet und sagt, daß es sich für einen Mann von einer so hohen Familie wie der seinen nicht paßt, bei gemeinem Arbeitswerk zu schuften und zu luften, so wissen wir nicht, was wir anfangen sollen."

Teß stand lange Zeit in Träumerei verloren, bevor sie daran dachte, die Bitte an Lu zu richten, herein zu kommen und sich zu setzen. Als sie dies gethan und ihre Schwester Thee getrunken hatte, kam sie zu einer Entscheidung. Es gab keinen Ausweg, sie mußte heim. Ihre Verbindlichkeit war allerdings noch nicht zu Ende, aber bis zum Tage ihres Dienstaustritts war die Zwischenzeit nur noch eine so kurze, daß sie es wagte, sofort mitzugehen.

Ein sofortiger Aufbruch bedeutete einen Zeitgewinn von zwölf Stunden, aber ihre Schwester war zu müde, um sie sofort begleiten zu können. Teß ging

zunächſt zu Marian und Izz, erzählte ihnen, was geſchehen war, und bat ſie, ein gutes Wort für ſie bei dem Farmer einzulegen. Sobald ſie zurückgekehrt war, packte ſie ſo viel als möglich von ihren Sachen in einen Weidenkorb, gab Lu ein Abendeſſen, wies ihr ihr Bett zur Nachtruhe an und machte ſich auf den Weg, nachdem ſie ihre Schweſter beauftragt hatte, ihr morgen zu folgen.

VI.

Die Uhr ſchlug zehn, als Teß zu einem Marſch von fünfzehn Meilen unter ſtählernen Sternen in die kalte Dunkelheit der Aequinoctialnacht hineintauchte. In einſamen Diſtrikten iſt die Nacht für den geräuſchloſen Wanderer eher ein Schutz als eine Gefahr, und da Teß dies wußte, ſo wählte ſie den Weg auf Nebenſtraßen, welche ſie bei Tageszeit faſt gefürchtet haben würde; aber an Landſtreichern fehlte es augenblicklich, und die Furcht vor Geſpenſtern floh bei dem Gedanken an ihre Mutter aus ihrem Gemüt. So legte ſie Meile nach Meile zurück, Hügel auf, Hügel ab, bis ſie nach Bulbarow kam und gegen Mitternacht von der Höhe in einen Abgrund chaotiſcher Schatten hinabſah, die einzige Offenbarung jenes Thales, an deſſen anderer Seite ſie geboren war. Nach den fünf Meilen, die ſie auf dem Oberlande bereits zurückgelegt hatte, blieben ihr jetzt noch zehn für das Unterland, bevor ſie ihre Reiſe vollendet hatte.

Um drei Uhr hatte ſie die letzte Wendung der Maſſe von Straßen hinter ſich, auf der ſie in dieſer Nacht ſchon dahingeſchritten war, und näherte ſich dem Felde, auf dem ſie als Klubmädchen Angel zum erſtenmal geſehen hatte, ohne daß er, wie ſie es noch jetzt ſchmerzlich empfand, nur einmal ihr Tänzer geworden. Dann betrat ſie Marlott und ſah zum erſtenmal wieder Licht. Es kam aus dem Schlafzimmerfenſter ihres elterlichen Hauſes, und da ein Zweig vor demſelben leiſe auf und ab ſchwankte, ſo ſah es aus, als winke es ihr. Alte Eindrücke wurden lebendig. Das alte Haus, das mit Hilfe ihres Geldes ein neues Dach erhalten hatte, ſchien ihr ein Stück ihres Lebens und ihres Körpers; die Abſchrägung der Dachfenſter, die Giebel, die krumme Linie der Ziegel, welche den Schornſtein krönten, alles das hatte etwas Gemeinſames mit ihrem perſönlichen Charakter. Etwas wie Betäubung lag für ihren Blick in deren Ausſehen, das auf die Krankheit ihrer Mutter hindeutete. (Fortſetzung folgt.)

Morgen.

Von

Holger Drachmann.

Auf Zweigen erwachen zum Flüſtern der Zeiſig
Und Dompfaff und Star,
Und Hänfling und Meiſe, und Fink und die übrige
Zwitſchernde Schar.
Sie plaudern zuerſt über Wind, über Wetter,
Solch Dinge liegen dem Kleinvolk ſo nah.
Doch wenn die Nebel entfliehn, wenn die Sonne
Zu ſtrahlen beginnt,
Dann ſteigt ein jubelnder Triller zum Himmel
Aus Dank, daß der Regen nicht rinnt.

Noch hat die Natur nicht gewechſelt ihr Morgen-
Flornegligée,
Es iſt, als huſche die Nymphe im Hemden-
Wellenpliſſée.
Da ſtreicht ſie das Haar aus der Stirne und ſteckt es
Auf mit dem Kamm
Und ſteht im blaßgrünen Kleid und beſchaut ſich
In der Mühle ſpiegelndem Damm.

Nicht ſieht das der Müller, der drinnen ſich tummelt
Bei Mahlgang und Rad,
Die Müllersfrau auch nicht, die für das Kleinvieh
Futter juſt hat.
Denn der Wind und das Wetter, die kümmern ſie nicht,
Die Mühle mahlt, wenn's nicht an Waſſer gebricht.
Der Müllersſohn aber, der Pfarrer ſollt' werden,
Doch Küſter ward nur,
Der ſchrieb einen taufriſchen Vers an die Nymphe,
Die Schirmerin heimiſcher Flur.

Der ehemalige Herr.

Von

Paul Bourget.

Wenn ich auf meiner Reiſe nach dem Süden von Nordamerika zum erſten Haltepunkt eine kleine Stadt in Georgia machte, deren Namen ich hier nicht nennen kann — warum, werde ich gleich ſagen — ſo verband ich damit die Abſicht, daſelbſt einen ehemaligen Offizier der Nordarmee aufzuſuchen, einen Buſenfreund des großen Präſidenten. Den Namen desſelben verſchweige ich ebenfalls; ich nenne ihn einfach Colonel Scott, ein Pſeudonym, welches ihn ſeinen Intimen nicht unkenntlich machen wird. Er will es einmal ſo. Ein gemeinſamer Bekannter, der mir in Waſhington einen Brief für ihn übergab, hatte mir geſagt: „Machen Sie ſich auf den komplizirteſten Menſchen gefaßt, auf einen Mann, welcher wahrhaft many sided iſt, wie wir zu ſagen pflegen. Sie werden ſich ſelbſt ein Urteil über ihn bilden. Er iſt aus Maſſachuſetts gebürtig, und es ſteckt eine Art Puritaner in ihm. Er hat den Krieg mitgemacht und er hat auch etwas Soldatiſches an ſich. Später hat er Medizin ſtudirt und dabei einen gewiſſen Zug von Gelehrtheit angenommen. Darauf wurde er Geſchäftsmann und leitete eine große Geſellſchaft für Uniformen- und Livreeknöpfe, und ſeit jener Zeit iſt er auch ein Induſtrieller. Auch vom Großgrundbeſitzer hat er manches an ſich, nachdem er eine große Pflanzung im Süden angekauft; der Geſundheitszuſtand ſeiner Tochter beſtimmte ihn dazu, ein gentleman farmer zu werden. Vor allen Dingen aber iſt er ein ſehr mildthätiger und rechtſchaffener Menſch, voll von Erinnerungen an Lincoln, Grant, Hooker, Sherman ... Kurz, Sie werden ja mit ihm plaudern ...“ Ich habe in der That viel mit dem Colonel geplaudert und bei dieſen Unterhaltungen Stoff geſammelt, den ein Chroniſt des Sezeſſionskrieges benützen könnte. Er hat mir nach einigem Zaudern geſtattet, von ſeinen Mitteilungen Gebrauch zu machen und mich nur gebeten, einige Einzelheiten ſowie ſeinen Namen und den ſeiner Stadt zu ändern. Am intereſſanteſten iſt mir der Mann durch einige perſönliche Erlebniſſe mit ihm geworden, die ich hier treu und wahrheitsgemäß berichte.

*

Alſo ich kam nach Philippeville — ſo wollen wir jene kleine Stadt Georgiens nennen. Es war um die Mitte des Monats März. Das erſte, was ich that, war, daß ich mich nach der Adreſſe von Mr. Scott erkundigte. Man ſagte mir, er wohne etwa zwei Meilen von der Stadt entfernt, aber ich müßte ihm vorher ſchreiben, um ihn nicht zu verfehlen. „Er iſt ein paſſionirter Jäger,“ meinte Mr. Williams, der Hotelwirt, welcher mir dieſe Auskunft gab, „und er kehrt manchmal drei oder vier Tage lang nicht zurück. Sie müſſen nämlich wiſſen, mein Herr, daß wir die ſchönſten Jagden von Amerika haben: Damhirſche, Enten, Auerhühner, Rebhüner, Wachteln und kein einziges wildes Tier, keinen Bären, kein Puma. Ach! Philippeville ‚ſchlägt‘ alle Städte des Südens, Philippeville beats every town in the South!“

„Keine wilden Tiere?“ rief ich; „und die Alligators und die Klapperſchlangen?“

„Die ſind ganz da unten in Florida,“ antwortete er mir, „ja mein Herr, ſeit zwanzig Jahren bringe ich hier jeden Winter und jedes Frühjahr zu, und nie habe ich andere Schlangen geſehen als Nattern.“

Der werte Herr Williams vergaß hinzuzufügen, daß er während ſeines zwanzigjährigen Aufenthaltes keine hundertmal das Hotel verlaſſen hatte.

Er hatte übrigens da ein Ideal von comfortabler Herberge für ſeine Reiſenden eingerichtet, die er wie Freunde behandelte, indem er für ihre Behaglichkeit und Zerſtreuung ſorgte, wie der Kaſtellan eines Landſchloſſes, der eine Anzahl Gäſte zu bewirten hat.

Man findet nirgendwo anders als in den Vereinigten Staaten jenen Typus von Hoteleigentümer, welcher im gemeinſchaftlichen Eßſaal jeden Tag im Frack ſpeiſt, vis-à-vis ſeiner Frau, die in großer Toilette daſitzt. Alle beide verbringen nachher den Abend in dem „hall“ mit ihren Gäſten bei den Klängen eines für die Saiſon gemieteten Orcheſters. Ich habe übrigens guten Grund, zu glauben, daß bei dem Beſitzer von Williamshouſe in Philippeville die Rückſicht auf mich, den an wilde Tiere wenig gewöhnten, friedlichen Spaziergänger, über die Wahrheitsliebe ſiegte. Denn ich hatte mich kaum achtundvierzig Stunden am Orte aufgehalten, als ich bereits die Bekanntſchaft eines dieſer von Williams ſo liebenswürdigerweiſe nach Florida verbannten Ungeheuer machte. Ich will hinzufügen, daß die Grenze,

welche Georgien von Florida trennt, durch eine dreistündige Wagenfahrt von Philippeville aus zu erreichen ist. Ein Alligator oder eine Klapperschlange kann diese Entfernung ohne zu ermüden an einem Nach- oder Vormittag bequem zurücklegen, wenn die Sonne ihr kaltes Blut allzu sehr erwärmt oder wenn Hunger oder Liebe sie peinigen. Geben wir also zu, daß das Tier, von dem ich sprechen will, aus dem schrecklichen Florida gekommen war und daß somit Mr. Williams nicht gelogen hatte.

Heute, wo ich fern von jenem heißen Klima diese Erinnerungen niederschreibe, kann ich es selbst kaum glauben, daß ich nicht lüge und daß ich wirklich am Tage meiner Ankunft in Philippeville jenen leichten, kleinen Wagen nahm, daß jener Wagen wirklich die lange, von hölzernen Negerhäusern eingesäumte Straße zurückgelegt hat, und daß ich mit meinem Kutscher wirklich durch den Terpentinwald hindurch gefahren bin, bis wir an einen Pfahl der Lichtung gelangten, auf dem einfach die Worte geschrieben standen: „Scott's Place". Ich sehe mich noch wie im Traume aus der Kalesche steigen und eine gewundene Allee entlang gehen, und erblicke ganz am äußersten Ende ein breites, niedriges Haus, in dem ich das des Herrn vermute. Es war ganz aus Holz, wie die der Neger in Philippeville, aber gefirnißt, gelblackirt, mit einem dunkelrot gefärbten Dache. Um das Haus herum führte ein hölzerner, blau angestrichener Zaun. Ich brauchte nicht lange zu klingeln und nach dem Besitzer des so friedlichen und mit seinem einzigen Stockwerk so nett aus dem Gerank von wilden Rosen hervorschauenden Landhauses zu fragen. Eine Schar von fünfzehn bis zwanzig Negern, Männern, Weibern und Kindern, drängte sich am Eingange. Jener Kreis von Krausköpfen umgab einen Mann von etwa sechzig Jahren. Von großer, stämmiger Gestalt, war er doch behende, wie er so dastand in seinem Jagdkostüm mit den hohen Ledergamaschen und der braunen Sammetjacke. Der Oberst, denn dieser war es, bemerkte mein Nahen ebenso wenig als die Schwarzen, welche ihm, der einer äußerst seltsamen Beschäftigung oblag, mit gespannter Aufmerksamkeit zuschauten. Er war über eine große Kiste aus weißem Holz gebeugt, die mit Latten, welche aus einander standen, verschlossen war. Die Kiste mußte, nach dem Geräusch, das von ihr ausging, ein sonderbares und gereiztes Tier enthalten. Es klang wie ein Reibeisen, welches heftig über einen sehr harten Gegenstand hin und her geführt wird. Mr. Scott hielt in seiner rechten Hand einen Stock, an dessen äußerstem Ende er einen großen Watteknäuel befestigt hatte, und mit diesem Watteknäuel, den er von Zeit zu Zeit mit einer wasserfarbenen Flüssigkeit aus einer großen Flasche begoß, fuhr er durch die Spaliere des Deckels hindurch in die Kiste hinein. Ich empfand bald den faden und süßlichen Geruch des Chloroforms. Was war das für ein Tier, das der Oberst auf solche Weise einzuschläfern versuchte? Das reibeisenartige Geräusch wurde immer schwächer und schwächer. Ein Neger sagte endlich: „Jetzt schläft sie." Der Oberst goß nun den Rest aus der großen Flasche in den Kasten. Er stöberte mit dem Stock darin herum, um sich des Schlafes zu vergewissern. Darauf ergriff er eine Zange, riß eine von den Latten des Deckels herunter und stürzte den Kasten um. Ich sah wie zuerst ein Kopf heraus kam, ein unbeweglicher, mächtiger Schlangenkopf, so breit wie meine Hand, dreieckig und platt mit aufgequollenen Drüsen. Träge hing er am Halse herab, unter dem weich und weiß die Haut erzitterte. Der Körper des Tieres wickelte sich seiner ganzen Länge nach auf. Er maß vielleicht acht Fuß und war armdick. Ein kleiner Schwanz bildete das Ende, das aus etwa zwölf Ringen bestand. Diese sahen aus wie in die graue Hornhaut hineingedrechselt. Das Aussehen der Klapperschlange war so scheußlich und rechtfertigte den schrecklichen Beinamen, welche der Naturforscher dieser Art gegeben hat — crotalus atrox — in solchem Maße, daß die Neger entsetzt vor dem Tiere zurückwichen, obwohl es doch im Augenblicke ganz unschädlich war. Der Oberst öffnete mit der Behendigkeit eines Operateurs, der weiß, daß seine Zeit kurz bemessen ist, mittelst des Stockes das furchtbare Maul des Ungeheuers. So hielt er ihm die Kinnbacken auseinander, zwischen denen die gedoppelte und am Gaumen gleichsam festgeleimte Zunge rot hervorleuchtete. Nun sah ich, wie er mit der andern Hand ein metallenes Instrument ergriff, einen Pelikan, wie deren sich die Dentisten bedienen. Er setzte die Zange ans Maul an, das sich blutig färbte. Einen Ruck, und er wirft einen der Zähne der Schlange zu Boden. Ein zweiter, ein dritter, ein vierter Ruck: vier lange, gekrümmte Elfenbeinnadeln zieht er ihr aus, zarte aber schreckliche Beißwerkzeuge, die gegenwärtig noch genügend Gift enthalten, um dem, der sich nur ein wenig daran den Finger ritzte, den sichern Tod zu bringen. Das Tier aber schläft weiter mit einem blutigen Geifer am Rande des Maules, das wieder geschlossen ist. Der Oberst ergreift es mit seiner behaarten Hand mitten am Leibe. Er wirft die schlaffe Masse in die Kiste hinein, verschließt den Deckel wieder mit drei Hammerschlägen, liest die gefährlichen Hohlzähne einzeln vom Boden auf, legt dieselben sorgfältig auf den Vorsprung des hölzernen für die Ankunft von Reitern bestimmten Perrons und ruft einen Neger:

„Der dicke Bengel (this big fellow) wird ein bißchen verwundert sein, wenn er erwacht. Tragt ihn fort und laßt euch nicht einfallen, mir jede Woche einen neuen zu bringen."

In dem Augenblicke, wo er diese Worte sprach, erblickten mich seine Augen; Augen, die ganz grau waren und die von einem sonderbaren Glanze in seinem roten Gesichte erstrahlten. Er war ebenso wenig im unklaren über meine Person, als ich es über die seinige gewesen war. Das Empfehlungsschreiben, das er heute morgen zugleich mit der Anmeldung meines Besuches von mir erhalten hatte, ließ keinen Zweifel zu. Er begrüßte mich, nannte mich bei meinem Namen, drückte mir die Hand und

sagte ohne alle Förmlichkeit mit echt amerikanischer Familiarität auf französisch zu mir:

„Das ist die sechste, die ich seit zwei Jahren auf diese Weise operire, und zwar die dritte in diesem Jahre. Jener Jim Kenedy da, der die Kiste forträgt, ist der Besitzer einer Sammlung von Ungeheuern, welche er sich, ich weiß nicht wie, verschafft. Er zeigt sie von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und verdient in einigen Wochen damit so viel, daß er ganze Monate lang nicht zu arbeiten braucht. Das liegt nun einmal im Charakter dieser Schwarzen," fuhr er achselzuckend fort, „sobald sie satt zu essen haben, bringt man sie nicht dazu, einen Finger zu rühren ..."

„Aber sie sind doch glücklich dabei, Oberst?" antwortete ich.

„Glücklich?" wiederholte er brüsk; „glücklich? Freilich; sie sind es nur allzu sehr. Das ist aber ein tierisches Glücksgefühl, das sie noch mehr als die Sklaverei erniedrigt. Ja, mein Herr," versicherte er mit einer Eindringlichkeit, in dem ich jenen puritanischen Zug fand, wovon man mir gesprochen hatte, „sie würden besser sein, wenn sie noch Sklaven wären, das können Sie glauben. Ich war einer von denen, die Lincoln mit dem größten Enthusiasmus folgten. Und ich will auch gar nicht darüber streiten, nein... ich bestreite es wirklich nicht ... Man ist ja kein Mensch, wenn man zuläßt, daß es achtzehnhundert Jahre nach Christus noch einen Sklaven auf der Welt gebe; aber wir haben geglaubt, daß wir alles gethan hätten damit, daß wir sie befreiten. Das wäre doch zu einfach gewesen. Von der Zeit an begann erst unsere eigentliche Aufgabe. Wir haben nicht bedacht, daß Wesen einer untergeordneten Rasse, wie jene, nicht mit einemmale ohne Gefahr in eine bessere Lage versetzt werden. Sie werden traurige Dinge auf Ihrer Reise durch den Süden zu sehen bekommen ... Doch, da lasse ich Sie in der Nachmittagssonne stehen, die mir zwar nichts schadet, die Sie aber förmlich verbrennen muß. Kommen Sie mit ins Haus; ich will Sie Miß Scott vorstellen. Es ist ein sehr bescheidenes Haus und gibt Ihnen eine Idee davon, wie eine Sklavenhalterei in Georgien vor vierzig Jahren beschaffen war. Rings herum, sehen Sie, waren Negerhütten. Ich habe drei oder vier davon erhalten. Die Küche besorgte man außerhalb, in jenen kleinen Gebäuden da. Das hier sind die Pferdeställe. Ich habe bloß wieder in stand setzen lassen, was die Chastins hinterlassen haben. Sie erkennen einen französischen Namen? Es war der der Familie, welche hier lebte. Der letzte von ihnen ist vor fünf Jahren gestorben. Sie kamen von New-Orleans. Wollen Sie glauben, daß die Chastins, nach Beendigung des Krieges durch die Befreiung der Sklaven ruinirt, nichts anderes mehr besaßen als dieses Stück Land, und daß sie zehn Jahre lang auf demselben lebten, ohne es zu verlassen, ohne es zu bebauen, indem sie nur von Zeit zu Zeit ein Schwein schlachteten, auf die Jagd gingen, von den Tomaten aßen im Gemüsegarten, den ein armer Neger ihnen bebaute, welcher sie niemals verlassen wollte? Es waren Leute von Herz und Gemüt und brave Herren. Das hindert nicht, daß sie nach einander die sieben Kinder jenes Biedermannes verkauft hatten. Er hat Ihnen ja das Gitter öffnen müssen ..."

„Jener kleine, fast komisch aussehende Mensch mit grauem Bart und Haar?"

„Er selbst," sagte der Oberst. „Nun, da sehen Sie, bis zu welchem Grade die Sklaverei den Menschen entartet. Der da hat seinem Herren den Verkauf der Kinder nie verargt. Er fand und findet es noch ganz natürlich, daß sie über seine Söhne wie über junge Schweine oder junge Kälber verfügten. Und er liebte seine Herrschaft und seine Herrschaft liebte ihn ... Das ist schier unbegreiflich... Aber setzen Sie sich nur. Ich will meine Tochter holen. Man hat, als ich gerade vom Lunch aufstand, mich zu jener Arbeit da draußen gerufen. Hoffentlich werden Sie diese meine Rolle als Dentist für Klapperschlangen nicht als ein Charakteristikum der Obersten meines Landes betrachten? Diese Schwarzen sind so unvorsichtig. Das erspart ihnen immerhin einige böse Bisse."

Auf diese Weise plaudernd, waren wir in eines der Vorzimmer eingetreten, welches mit zwei gewaltigen Karibuköpfen geschmückt war, glorreichen Trophäen, welche bewiesen, daß der Oberst ein ebenso passionirter Jäger in dem schneeigen Canada gewesen, wie er es in dem sonnigen Georgien war. Der Salon, an den dieses Zimmer stieß und in dem mein Wirt mich allein ließ, war ein langes, mit Schaukelstühlen möblirtes Gemach, die der angenehmen Beschäftigung des rocking dienten. An den Wänden erinnerten eingerahmte Photographien an weite Reisen. Zufällig erkannte ich auf den ersten Blick die Omar-Moschee zu Jerusalem, das Parthenon, die heilige Agnes von Andrea, die sich auf einer der Säulen des Doms zu Pisa befindet, den Löwenbrunnen in der Alhambra. Ein riesiger Buddha aus lackirtem Holz ließ über diese Zeugen eines thatenreichen Wanderlebens das milde Lächeln des Propheten der Unbeweglichkeit und des Nirwana schweben. Ich erfuhr später, daß der Oberst und seine Tochter zweimal die Reise um die Erde gemacht hatten. Ein Oelporträt von ziemlich schülerhaftem, aber frischem Können zeigte in Drittel Lebensgröße Mr. Scott im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren in seinem Reiterdolman als Offizier der Nordarmee. Er war noch erkennbar, jetzt nach einem Vierteljahrhundert, mit seinem rauhen Soldatengesicht, das in seiner unbesiegbaren Energie dem der Generale der französischen Revolution ähnelte. Ich hatte nicht die Muße, mich einer sorgfältigeren Prüfung dieses Salons hinzugeben und die Titel der Bücher zu lesen, welche in einem niedrigen Bücherschrank mit ungleichen Regalen standen. Die Seitenthür wurde soeben geöffnet, und ich sah den Oberst eintreten, der mit der Sorglichkeit eines Krankenwärters einen Rollstuhl vor sich her schob, in dem ein Mädchen von ungefähr fünfundzwanzig Jahren saß.

Der Anblick jeder unheilbaren Krankheit, wenn sich die Krankheit mit der Jugend vereint, läßt schmerzlich in der Tiefe unserer Seele eine Saite erklingen. Und wenn nun gar das Geschöpf schön und gut ist, dem solches Siechtum in der Blütezeit der Jugend bestimmt ist, so ist unser Mitleid noch viel größer. Miß Ruth Scott hatte, wenn man nur ihr Gesicht ansah, gewisse zarte und doch zugleich ausdrucksvolle Züge von jener Seelengröße, welcher das Alter keinen Eintrag zu thun pflegt, sie besaß einen Teint, durch den die Kraft eines herrlichen Blutes hindurchschimmerte, einen fein gesäumten Mund, bei dessen Lächeln tadellose Zähne zum Vorschein kamen, Zähne, wie die ihres Vaters. Ihre hellblauen Augen erzählten von dem redlichsten und stolzesten Frauenherzen, und um ihre edelgeformte Stirn rahmte sich reiches, üppiges goldblondes Haar. Eine böse, unerbittliche Krankheit, eine Krankheit, deren Namen bei dieser Jugend und Schönheit fast unglaublich klingt, nämlich ein chronischer Gelenkrheumatismus, lähmte ihre Füße, die von Decken eingehüllt waren und die sie völlig am Gehen verhinderten. Dagegen ließ sie ohne Koketterie ihre durch Schwellungen an den Gelenken grausam entstellten Hände sehen, arme, kranke Hände, welche keine Feder mehr führen und keine Nadel mehr halten konnten. Und dennoch las man auf diesem Gesicht eine lächelnde Resignation, ja noch mehr, eine strenge, ernste Freudigkeit, welche der Ausdruck aller Traurigkeit eines Märtyrerschicksals zu sein schien. Ich begriff alsbald, woher jene Heiterkeit des Geistes bei einem so großen und unabänderlichen Unglück kam. Miß Ruth hatte noch keine zehn Sätze gesprochen, als das Geheimnis ihrer innerlichen Stärke mir bereits offenbar war. Sie war wie ihr Vater von der Verantwortlichkeit der Leute ihrer Rasse gegenüber den Schwarzen durchdrungen, und bei ihr konnte ich wie bei dem Vater jenen Proselytenеifer wahrnehmen, den ohne Mißtrauen zu betrachten einem Romanen so schwer fällt. Die Geschichte der Angelsachsen wäre indessen unverständlich, wenn man bei ihnen nicht einen angeborenen Instinkt zur aktiven und persönlichen Mission voraussetzte. Miß Scott war nur eine von Tausenden in dieser Hinsicht, allerdings viel rührender als viele andere, weil sie selber unglücklich war. Noch jetzt klingt mir ihre ein wenig barsche Stimme im Ohr, jene Stimme, worin die Härte eines stets aufs Apostolat gerichteten Bewußtseins erklang, und ich höre sie noch, wie sie mir in Bezug auf einen von diesen Negern sagte, dessen beschauliche Sorglosigkeit ich gerühmt hatte:

„Nein, das ist nicht immer zutreffend. Es gibt selbst heute noch Rassentragödien, die man nicht ahnen möchte ... Es sind jetzt zehn Jahre her, ich war auf einer Schule in Boston. Da stellt sich eines Tages ein farbiges Mädchen in unserem College ein. Die Leiterin desselben besaß Gerechtigkeitsgefühl. Sie ließ uns alle kommen und bat uns, ihr zu versprechen, daß wir den neuen Ankömmling als eine der unsrigen betrachten möchten, sonst würde sie ihn nicht aufnehmen. Sie gab uns eine Stunde Bedenkzeit. Wir überlegten mit einander, und da die Meinungen geteilt waren, so beschlossen wir, daß Stimmenmehrheit entscheiden sollte. Diese war der Fremden günstig. Welche Grausamkeit, nicht wahr, wäre es auch gewesen, ihr wegen ihrer Abstammung das bißchen Bildung vorzuenthalten, zumal da ihr Vater ein angesehener Arzt war? ... Sie blieb vier Jahre bei uns. Sie war sehr intelligent, was diese Schwarzen ja oft sind, und sehr rechtschaffen, was sie nicht immer sind. Wir hatten sie sehr gern. Selbst die, welche nicht zu ihren Gunsten gestimmt hatten, hielten Wort und ließen sie nie fühlen, daß sie sie als etwas anderes als eine Weiße betrachteten. Sie selbst war darüber sehr glücklich ... Da starb ihr der Vater, ohne Vermögen zu hinterlassen. Sie mußte nach Savannah zur Familie ihres Großvaters zurückkehren. Doch jetzt fand das Mädchen, welches in der besten Gesellschaft des Nordens zu verkehren gewohnt war, keinen anständigen Menschen, der sie aufnehmen oder überhaupt nur kennen wollte. Sie war ausschließlich auf den Umgang mit den untergeordneten, groben, brutalen Leuten ihrer Rasse angewiesen ... Sie hat so viel gelitten, daß sie endlich ein Verbrechen beging. Sie endete durch Selbstmord; sie stürzte sich ins Wasser. Habe ich nicht recht, ist das nicht ein furchtbares Schicksal?"

„Doch warum ist sie nicht im Norden geblieben?" fragte ich. „Hätte sie sich nicht in dem Milieu, in welchem sie auferzogen worden war, verheiraten können?"

„Nein," sagte jetzt der Oberst, „und das kann ich auch sehr wohl verstehen. Die Ehen zwischen Schwarzen und Weißen sind bei uns nicht statthaft, und das ist auch ganz gerecht. Gott hat nicht gewollt, daß dieses Blut sich mische, und der Beweis dafür ist, daß die Mulatten fast immer schlecht sind. Nein, nicht darum handelt es sich, die weiße Rasse durch die schwarze zu verderben. Es handelt sich vielmehr darum, aus dieser so lange geknechteten Rasse ein Menschengeschlecht zu machen, das wirkliche Menschen darstellt, Bürger, welche wirkliche Bürger sind, kurzum, etwas anderes als Kinder oder Tiere."

„Aber sie sind doch bereits Christen?" unterbrach ich.

„Und zwar gute Christen," versetzte Miß Ruth. „Man muß bloß hören, wie sie ihre Lieder singen, worin sie von dem alten Paulus oder dem alten Moses sprechen, wie von Leuten, die sie gekannt haben, und mitunter steckt Poesie in diesen Liedern! Erinnerst Du Dich, Vater, an das Lied von den Gebeinen und dem jüngsten Gericht? Möchtest Du es uns einmal vorsingen?"

„Ich will's versuchen," sagte der Oberst. Und ohne weiteres setzte er sich ans Pianino. In welchem Alter er nur die Muße gehabt haben mochte, angenehm musiziren und singen zu lernen? Er präludirte, besann sich auf die Melodie, und dieselben gewandten Finger, welche den Offiziersdegen gehalten hatten, die Lanzette des Arztes, die Feder des Ad-

miniſtrators und die vor kaum einer halben Stunde die Zange in den Rachen der Klapperſchlange geführt, ſie griffen jetzt die Taſten. Es war eine ſanfte, dumpfe Weiſe, eine von jenen gedämpften Melodien, welche klingen wie das Echo eines in monotonem Takte zur Nachtzeit geſchlagenen Trommelwirbels. Der Text lautete ungefähr alſo: „Ich weiß, daß dieſe Gebeine mir gehören — daß ſie mir gehören — und daß ſie wieder auferſtehen werden — an jenem Morgen da ...“ Welch ein Satz von herzzerreißendem und ſeltenem Inhalt, wenn man bedenkt, daß er von armen Sklaven erfunden und geſungen wurde, die in der That nichts anderes beſaßen, als dieſe Gebeine, dieſes Knochengerüſt, das man ihnen unmöglich aus dem Leibe herausreißen konnte, um es zu verkaufen! Welch ein Elend und welch eine Hoffnungsfreudigkeit dabei!

„Und ſie ließen die Knochen ihrer Ferſen und ihrer Kniee aneinander klappern des Nachts, wenn wir ſie dieſe Worte längs unſeres Hauſes ſingen hörten,“ meinte Miß Scott. „Wenn Sie dieſe Lieder gern haben, ſo werden wir Ihnen noch andere herausſuchen.“

„Es gibt einen Geſang,“ antwortete ich, „den ich nie gehört habe, den Sie aber kennen müſſen, Oberſt. Ich denke, die Neger müſſen ihn ebenfalls ſingen, da er der Schlachtgeſang ihrer Befreiung geweſen iſt. Ich meine den Marſch John Browns.“

Nicht ohne Abſicht hatte ich meinen Wirt, den ich ſo gefällig ſah, um das Kriegslied gebeten, das mir in ſeiner männlichen Schlichtheit immer einen ſolchen Eindruck machte:

„Der Körper John Browns — wird im Grabe faulen. — Heil, Heil, Hallelujah! — Aber ſeine Seele wird gen Himmel ſchweben.“

Ich rechnete darauf, daß dieſe Marſeillaiſe der Nordarmee ihm Gelegenheit zu der Mitteilung einiger Kriegsabenteuer geben würde, wie die Soldaten ſie zu erzählen lieben. Doch ich beurteilte die erſtaunliche Einfachheit dieſes Mannes ſchlecht. Er ſchien ein wenig verwundert über meinen Einfall, gleich als ob dieſes Lied John Browns etwas Altmodiſches, Unintereſſantes wäre: „chestnut, eine alte Kaſtanie“, ſo heißt bei ihnen der Ausdruck dafür. Dennoch beugte er ſich von neuem über das Pianino und ſtimmte den Kriegsgeſang an. Es iſt eine ſehr einfache, lebendige und beinahe heitere Melodie. Sie iſt der Ausdruck des Selbſtvertrauens, eines faſt freudigen Selbſtvertrauens und des Mutes im Dienſte einer gerechten Sache. Ich betrachtete den Sänger, während er den für ihn mit blutigen Erinnerungen verknüpften Text ausſprach. Er ſang die Melodie luſtig, wie vorgeſchrieben, mit einer Miene, als ob er ſich darüber freute. Das befremdete mich indeſſen noch lange nicht ſo als gleich darauf ſein Anerbieten, mir den Südmarſch vorzuſingen, „Das Dixey-Land“, eine echt leichtfertige, behende und frivole Tanzmuſik. Der Oberſt hatte bei der Erinnerung an beide das gleiche Vergnügen, ſo ſehr war für ihn jener Bürgerkrieg ein Ereignis aus vergangener Zeit, beinahe ein retroſpektives Schauſpiel von lediglich maleriſchem Reize, und als er das Pianino verließ, um ſeinen großen, biegſamen Körper in einem Schaukelſtuhle zu wiegen, meinte er:

„Sie hätten beide Lieder von Tauſenden von Soldaten auf den Märſchen ſingen hören ſollen ... Das waren tapfre Leute, die einen wie die anderen, und Soldaten bis zum letzten Augenblick. Ich hab' geſehen, wie dieſe Armeen gemacht, gebildet wurden, täglich, ſtündlich, gleich einer neuen Stadt ... Ich erinnere mich. In der allerletzten Zeit fragte mich ein franzöſiſcher Offizier, der einer unſerer Paraden beiwohnte: ‚Jetzt, wo Sie dieſe ſchöne Armee beiſammen haben, wo wollen Sie nun beginnen? Mit Kanada oder Mexiko?‘ — ‚Wir wollen damit anfangen, daß wir ſie alle heimſchicken zur Arbeit,‘ antwortete ich. Und ſo war's auch. Am Ende des Krieges hatten wir zwölfmalhunderttauſend Mann und ſechs Monate darauf fünfzigtauſend ...“ Und dabei zeigte er ein ſchönes Lächeln nationalen Stolzes. Er that ſich auf dieſe Beurlaubung mehr zugute als auf zwanzig Siege. — Doch ernſt auf ſein eigentliches Thema zurückkommend, wie ein echter Amerikaner, ſchloß er: „Trotzdem haben wir nicht genug für die Schwarzen gethan. Man durfte ihnen weder die Rechte verleihen, die man ihnen gab, noch ſie ſo gänzlich vernachläſſigen.“

„Kann man denn eine Raſſe beſſern?“ fragte ich. „In Kanada, wovon Sie eben ſprachen, und zwar in der Nähe von Montreal, habe ich ein Dorf bekehrter Irokeſen beſucht. Ihr Geiſtlicher ſagte mir, es ſei unmöglich, ſie über einen gewiſſen Punkt hinaus zu bilden. Es exiſtirt gleichſam im Blute eines jeden von uns eine vorgeſchriebene Kulturſchranke.“

„Dann müßte man eben dieſe wenigſtens zu erreichen ſuchen,“ meinte lebhaft Miß Ruth. — Ich bemerkte in ihrer Stimme jenen Klang von Unwillen, ja faſt von Zorn, den ſolche Apoſtelſeelen gegenüber naturwiſſenſchaftlicher Notwendigkeit nicht zu unterdrücken vermögen. — „Sie werden vielleicht eine andere Meinung bekommen,“ fuhr ſie fort, „wenn Sie die Schule geſehen haben werden, die wir in Philippeville gegründet haben.“

Als ich den Oberſt verließ, hatten wir auch bereits ſchon ein Rendezvous zu dieſem Beſuch verabredet. Ich ſollte meinen Lunch bei ihm einnehmen, und dann ſollten wir nach der Schule fahren in Geſellſchaft ſeiner Tochter, die mittelſt eines ſinnreichen und von ihm vervollſtändigten Apparates vom Rollſtuhl in den Wagen gehoben werden konnte. Er erzählte mir, was wir an jenem Nachmittag alles anfangen würden, indem er mich durch den Park hindurch zu meinen Wagen zurückbegleitete. Wir hatten einen andern Weg eingeſchlagen als den, auf welchem ich angekommen war, und als wir zu einem kleinen mit Bäumen bewachſenen und von niedrigen Mauern eingeſchloſſenen Orte gelangten, ſagte mein Führer:

„Sehen Sie, das iſt der Kirchhof, wo die Chaſtins alle ſeit hundertfünfzig Jahren begraben worden ſind. Wollen Sie die Gräber ſehen? Derartige Winkel

bilden ein Stück Altamerika, das die Reisenden oft und allzu sehr über dem neuen Amerika vergessen. Und dennoch ist dieses ohne jenes unverständlich."

Wir betraten also den Kirchhof. Die üppig sprießende südliche Vegetation hatte gegenwärtig diese ungefähr dreißig Quadratmeter in einen ungeheuren Blumenkorb verwandelt. Wilder Jasmin, Weißdorn, Geißblatt, Narzissen wuchsen da bunt durch einander. Schlingpflanzen wanden sich an den Bäumen empor, und gelbe Rosen von der Art jener Miniaturrosen, die man banksias nennt, kletterten in dichten Büscheln zu den dunklen Cypressen hinauf. Steine, von der Zeit verwittert, wurden in diesem jugendschönen und frühlingsduftigen Garten sichtbar. Ich bog die saftigen Zweige und die schönen Blumen auseinander, um einige Grabschriften zu entziffern. Der neueste dieser Steine war zweifellos von Mr. Scott gesetzt und mit einem eingemeißelten Säbel geschmückt. Ich las die Inschrift und sah, daß dies das Grab des letzten der Chastins war und daß dieser letzte Träger des Namens ebenfalls Oberst, doch in der konföderirten Armee gewesen war. Dicht daneben, auf einem andern Grab, das ganz unter der Vegetation versteckt lag, unterschied ich das Datum 1738 und die Worte: „New-Orleans". Ich begriff, daß der Nachfolger der entschwundenen Herren die fromme Absicht gehabt hatte, den Stifter der Besitzung und alle seine Nachfolger der Reihe nach neben einander ruhen zu lassen. Die Humanität, welche er hier auf diesem Friedhof übte, rührte mich sehr. Ein ganzes französisches Geschlecht schlief hier. Es war einst mächtig gewesen, und niemand war übrig geblieben, um sein Andenken zu ehren, außer einem hochherzigen Feinde, der sein Erbe angetreten hatte. Und der Frühling verschwendete seine Pracht an diesem Asyl der Trauer mit jener rühmlichen Gleichgiltigkeit der Natur, die man haßt, wenn man jung ist, und die man liebt, wenn man zu altern beginnt. Wenn wir darüber nachsinnen, wie gering wir doch sind, so nehmen wir die unvermeidliche Vernichtung leichter mit friedlichem Gemüte hin. Obwohl als Mann der That und als Kriegsheld der Oberst nicht ganz dieselbe Empfindung haben mochte, so ließ ihn doch jene kleine Totenoase, welche zu so sonnenheller Stunde allein das Gesumm der Fliegen belebte, durchaus nicht gleichgiltig. Er schwieg wie ich, und erst als wir wieder draußen waren, sagte er mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit:

„Sie haben gesehen, daß der Kirchhof in gutem Stande sich befindet. Eine von ihren alten Sklavinnen läßt sich das angelegen sein. Man nennt sie Tante Sarah. Sie werden sie in der Schule kennen lernen; sie besorgt daselbst den Haushalt der Kinder. Diese ihre Anhänglichkeit gereicht den Chastins zur Ehre und sie macht mir jenen Ort völlig teuer. Ja, es ist ein Vergnügen, wenn man bedenkt, daß man ein Haus besitzt, welches durch vier oder fünf Generationen hindurch von guten Leuten bewohnt war. Das ist gleichsam als ob es keine Unglücklichen um einen gebe. Sie werden sehen, wie zufrieden die Leute blicken. Ein bißchen gesalzenes Schweinefleisch und einige Früchte: damit sind sie so vergnügt, als besäßen sie die Millionen aller Villenbewohner von Newport ... Doch da steht schon Ihr Wagen ..."

Meine kleine Kalesche erwartete mich ganz in der Nähe und zwar fast unmittelbar an dem Thore des Kirchhofs. In dieser zartsinnigen Gastlichkeit erkannte ich das liebenswürdige Wesen der Kranken. Der Oberst gab dem Kutscher einige Instruktionen, und als er zu mir sagte: „Also Dienstag um ein Uhr!" und mir die Hand dabei drückte, so fühlte ich mich fast versucht zu antworten: „Dienstag? ... Das ist mir ja viel zu lange bis dahin! ..." Die Originalität seines Charakters, das edle Antlitz seiner Tochter, das Malerische ihres Heims hatten mir in kurzer Zeit ein Interesse eingeflößt, wie es die Romanschriftsteller von Beruf vielleicht allein verständlich finden werden. Unsere Phantasie ist wie verzaubert, und wir haben den leidenschaftlichen Wunsch, alles über jemand zu erfahren, seine Luft zu atmen, sein Leben zu leben, seine Gedanken zu denken. Als ich auf sandiger Landstraße nach Philippeville zurückfuhr, bemerkte ich kaum die Schönheit der mich umgebenden Landschaft, so sehr war ich in Sinnen versunken über diese beiden mir vor wenigen Stunden noch völlig unbekannten Menschen. Ich wunderte mich, wie der puritanische Eifer, in dem sich ihre Vorfahren verzehrt hatten, noch mit ungelöschter Glut in ihnen fortbrannte. Ich fand in ihrem Bekehrungsfieber den Atavismus der Passagiere des Mayflower wieder. Ich staunte ob der Beharrlichkeit des Rassengefühls, welcher sie trotz dieses Apostolates die Heirat einer der ihrigen mit der besten ihrer schwarzen Schützlinge als eine Schmach betrachten ließ. Ich dachte an den geistigen und körperlichen Reichtum dieser Mannesnatur, die fünf oder sechs verschiedene Berufsarten und eine sechzigjährige Arbeit nicht zu erschöpfen vermocht hatten, an das traurige Geschick seines Kindes, an den Zauber dieses märchenhaften Landes, an die sonderbare Erscheinung Mr. Scotts, wie er einer chloroformirten Klapperschlange die Giftzähne auszog. Kurzum, hunderterlei Gedanken gingen mir durch den Kopf, die in mir den Wunsch lebendig machten, sobald als möglich den Mann wieder zu sehen, den ich heute erst kennen gelernt hatte. Ich ahnte nicht, daß ich ihm am Dienstag unter ganz anderen Umständen wieder begegnen würde, fern von dem traulichen Lunch, bei dem Miß Ruth die Honneurs zu machen pflegte, und ich ließ mir nicht im Traume einfallen, daß ich in seiner Gesellschaft an einer Treibjagd teilnehmen würde, die für einen Pariser Schriftsteller noch weit sonderbarer war als eine Jagd auf Klapperschlangen.

Ich hatte dem Obersten meinen Besuch am Freitag gemacht. Während der folgenden drei Tage fiel ein in jenen warmen Klimaten häufiger Regen nieder, der die Atmosphäre, anstatt sie abzukühlen, mit heißen Dämpfen zu erfüllen schien. Ans Hotel gefesselt, hatte ich keine andere Zerstreuung als zuzuschauen, wie das Wasser unaufhörlich niederflutete, und mit dem Wirt zu plaudern. Ich war so boshaft ge-

wesen, ihm meine Begegnung mit einem jener furchtbaren Reptile zu schildern, deren Vorhandensein er, glaube ich, auch dann noch hartnäckig geleugnet haben würde, wenn er eines davon mitten auf seinem Tennisplatz sich hätte sonnen sehen.

„Die Neger werden die Schlange aus Florida geholt haben," sagte er mir. „Sie haben die Manie, dieselben lebendig einzufangen, um sie an irgend einen zoologischen Garten zu verkaufen." — (Er sagte einfach: „an einen Zoo", der Kürze halber). „Mr. Scott, der sonst ein so guter Mensch ist, sollte ihnen nicht derartige Dienste leisten, welche sie in ihrem Thun noch ermutigen, ganz abgesehen davon, daß die Schlange leicht während der Operation hätte erwachen können ... Aber der Oberst ist immer viel zu gut zu den farbigen Leuten gewesen. Manchmal wird ihm das schön vergolten. Hat er Ihnen nicht erzählt, daß gegenwärtig ein ehemaliger Diener von ihm, ein gewisser Henry Seymour, im Philippeviller Gefängnis sitzt, den er wegen Diebstahls entlassen hat und der seitdem im Lande herumplünderte? ... Der Mann hatte sich nach einem Morde in den Wald geflüchtet und daselbst mit seinem Winchester ein Jahr lang gelebt. Er schoß so gut, daß er der Schrecken aller anderen Neger war. Die Feiglinge lieferten ihm Essen, Whiskey und Patronen. Endlich hat man ihn bekommen. Ein falscher Freund that ihm Opium in den Whisky und lieferte ihn dann aus. Man hat dem Seymour den Prozeß gemacht und ihn zum Tode verurteilt ... Wollen Sie glauben, daß Mr. Scott empört darüber war, daß man den Mann auf solche Weise dingfest gemacht hat? Er hat es durchgesetzt, daß man die Hinrichtung aufschob. Er ist nach Atlanta gereist, um ein Gnadengesuch durchzusetzen. Das ist ihm übrigens nicht geglückt, und nun wird die Canaille gehenkt werden ..."

„Aber der Oberst muß doch wohl noch andere Gründe als diesen Verrat angegeben haben, um für Nachsicht mit ihm zu plädiren?"

„Gewiß. Er hat behauptet, Seymour wäre zu jung bekehrt worden. Sie haben doch Menschen in braun und weiß gestreiften Anzügen mit Ketten an den Füßen auf den Landstraßen arbeiten sehen? Das sind unsere Zwangsarbeiter. Der Bursche hat ebenfalls diese Beschäftigung verrichten müssen. Ich erinnere mich seiner. Er war freilich erst siebenzehn Jahre alt. Doch warum hatte er schon zwei Diebstähle begangen, ganz abgesehen von dem bei Mr. Scott, für den er nicht einmal bestraft wurde?"

„Siebenzehn Jahre!" antwortete ich, „das ist trotzdem noch sehr jung. In diesem Alter ist man noch sehr leicht zu beeinflussen, und eine solche Gesellschaft von Zwangsarbeitern wird kaum einen Charakter bessern, der zum Bösen neigt ..."

„Well," meinte Williams, „viele von ihnen bleiben ein, zwei Jahre an der Kette und dann beginnen sie ein neues Leben. Wenn bei uns ein Mensch seine Schuld bezahlt hat, so glauben wir Amerikaner, daß dieselbe auch wirklich bezahlt ist. Seymour hätte die seinige durch Arbeit abbüßen können. Er hat es indessen vorgezogen, sich so zu führen, daß eine andere Buße notwendig geworden ist. Das ist seine Sache... Würde es Sie übrigens nicht interessiren, der Hinrichtung beizuwohnen? In Georgien haben wir die Elektrizität nicht eingeführt. Wir halten es noch mit dem Galgen. So können Sie ja Vergleiche mit Frankreich anstellen. Sie haben die Guillotine, nicht wahr? ..."

„Ich habe sie niemals funktioniren sehen," sagte ich zu ihm, „und ich zweifle, daß meine Nerven kräftig genug sein werden, um zuzuschauen, wie ein Mensch gehenkt wird."

„Ich werde immerhin für Sie beim Sheriff ein Billet bestellen," meinte der Hotelier, „ob Sie nun Gebrauch davon machen oder nicht."

Er hielt Wort, und zwei Tage darauf, am Montag, hatte ich die versprochene Einlaßkarte. Doch am Abend desselben Tages kam er im Hotel an mich heran, um mir mit der besorgten Miene eines guten Bürgers, den eine Nachricht betrübt, und eines Wirtes, der in seinen Interessen durch einen ärgerlichen Zufall geschädigt wird, folgendes zu sagen:

„Nun! Wissen Sie schon die Geschichte? Sie werden von Ihrem Erlaubnisscheine keinen Gebrauch machen können. Der verdammte Kerl, der Seymour, wird nicht hingerichtet werden."

„Hat Mr. Scott sein Gnadengesuch durchgesetzt?" fragte ich.

„Nein, aber der Lump ist entwischt. Man gab ihm zu viel Freiheit in seiner Zelle. Er bekam viel Besuch. Jemand hat ihm ein Messer zugesteckt, und wie ihm heute nachmittag der Wärter das Essen brachte, hat Seymour den Augenblick benützt, wo der Mann die Schüssel auf den Boden setzte, und hat ihm das Messer da zwischen die Schultern gestoßen. Der Wärter fiel sofort tot nieder. Seymour nahm ihm den Revolver, die Schlüssel und befreite so noch sieben andere Schwarze und Mulatten, die wie er gefangen waren. Und die acht Verbrecher entwischten durch eine Hinterthür des Gefängnisses, welche nach dem Dorfe hinausgeht. Sie haben das Glück gehabt, daß niemand sie bemerkte, so daß ihr Ausbruch erst zwei Stunden später bekannt wurde. Und nun sind sie im Walde bei diesem Regen und den aufgeweichten Wegen, wo man ihre Spur nicht finden wird. Weiß Gott, wenn man sie wieder erwischen wird! Hatte ich nicht recht, als ich Ihnen sagte, der Oberst sei zu nachsichtig mit diesen Leuten? Hätte er keinen Aufschub erbeten, so wäre Seymour bereits in der vergangenen Woche gehenkt worden, der Wärter wäre noch am Leben und unsereins würde nicht seine Kundschaft einbüßen. Ich sollte nächste Woche eine Millionärsfamilie aus Philadelphia beherbergen. Nun brauchen sie bloß von dieser Flucht in den Zeitungen zu lesen und sie werden Furcht bekommen und werden, in der Meinung, Georgien sei nicht sicher, nach St. Auguftine gehen ..."

Ich selbst war zu sehr an die Lektüre der von Williams gefürchteten Zeitungen gewöhnt und an ihr seltsames „Vermischtes", als daß ich mich weiter ge-

wundert hätte über seine Erzählung. Verläßt man einmal die großen Zentren, so ist und bleibt Amerika immer noch das Land der Handstreiche, die hier mit einer Kühnheit ausgeführt werden, welche keine Gefahr beeinträchtigt. Trotzdem hatte ich, ein friedliebender gallo-romanischer Literat, mir keineswegs träumen lassen, daß ich in die tragische Geschichte eines aus dem Gefängnisse ausgebrochenen Banditen mit verwickelt werden könnte. Ich brachte den Abend nach der Erzählung Williams damit zu, nachzusinnen, wie ich beim Dejeuner am folgenden Tage den Obersten am ehesten dazu bringen könnte, mir von seinem früheren Diener zu sprechen. Ich hatte nämlich aus den wenigen Andeutungen des Hoteliers entnehmen können, daß dies eine empfindliche Stelle im Herzen des Philanthropen von Scotts Place sein mußte. Der sonderbare Mann sollte mir diese Ungewißheit ersparen, denn am Dienstag Morgen um neun Uhr überbrachte man mir seine Karte mit einigen schriftlichen Worten. Er wartete unten auf mich. Ich fand ihn im Jagdkostüm, wie das erstemal, seine Beine steckten in hohen Ledergamaschen, seine Stiefel waren mit gewaltigen Sohlen versehen. In der Hand hielt er einen Karabiner.

„Ich bin gekommen," sagte er, „um Sie um Entschuldigung zu bitten, wir müssen das Frühstück auf ein anderesmal verschieben ... Sie wissen wohl, daß mehrere Sträflinge aus dem öffentlichen Gefängnis entwichen sind, unter anderen ein zum Tode Verurteilter, ein ehemaliger Diener von mir ..."

„Man hat es mir gesagt," antwortete ich, „und auch, daß Sie sehr gut zu dem Unglücklichen gewesen sind ..."

„Man hat Ihnen nicht die Wahrheit erzählt," versetzte er, „doch daran liegt übrigens wenig. Das, worauf es jetzt ankommt, ist, ihn wieder zu fassen, damit er nicht von neuem die Umgegend unsicher mache. Wir haben sofort telegraphirt und blood hounds von Atlanta kommen lassen, Hunde, die auf den Mann dressirt sind. Ich habe zehn Bürger zu diesem Zwecke rekrutirt. Für alle Fälle habe ich Ihnen auch ein Pferd mitgebracht, wenn Sie mit uns kommen wollen ..."

„Warum nicht?" erwiderte ich ihm nach einigem Zögern, „vorausgesetzt indessen ..."

„Sie fürchten irgend eine Lynchjustiz? ..." unterbrach mich der Oberst, der mir meine Gedanken von den Augen abgelesen hatte. „Seien Sie unbesorgt. Wenn ich dabei bin, dürfte man Derartiges nicht wagen ... Haben Sie eine Flinte? ..." Und auf meine verneinende Antwort meinte er: „Sie brauchen übrigens keine. Sie sind nicht aus dieser Gegend und brauchen infolge dessen nur Zuschauer zu sein, das ist ganz natürlich. Außerdem ist nur dieser Seymour bewaffnet und zwar bloß mit einem Colt Nr. 48, dem des Wärters. Wenn er seinen Winchester hätte, würde ich Sie nicht mitnehmen, denn dann würde er sich nicht fangen lassen, ohne fünf oder sechs von uns niederzuschießen ..."

Zwanzig Minuten später und ich folgte ohne weitere Vorbereitungen dem Oberst auf einem der Wege, die den gewaltigen Terpentinforst um Philippeville durchqueren. Mein Pferd war ein Tier aus Kentucky, sehr sanft und auf jenen Galopp dressirt, den die Amerikaner den single foot nennen — eine schnelle und wiegende Gangart, die ich sonst nirgends gefunden habe. Unser kleines Gefolge setzte sich, wie ich später erfuhr, aus einfachen Kaufleuten zusammen. Abgesehen von den Gamaschen, waren sie alle wie in ihren Comptoirs gekleidet, nur zeigten sie im Gesichtsausdruck eine seltene Energie und eine nicht geringere und nicht minder erstaunliche Geschicklichkeit im Reiten. Offenbar hatten sie alle einen andern Beruf ausgeübt, bevor sie in diesem gottvergessenen Winkel von Georgien der eine als Krämer, der andere als Sattler, dieser als Passementeriewarenhändler, jener als Inhaber eines Beerdigungsmagazins sich etablirt hatten. Mit Ausnahme des Obersten und meiner selbst priemte die ganze Karawane. Ich sah wie ihre Kinnbacken sich hin und her bewegten und wie die Karabinerläufe düster neben den in automatischer Beschäftigung begriffenen Gesichtern blinkten. Die Hunde, acht kleine Tiere, die für einen Laien wie ich wie die gewöhnlichsten Jagdhunde aussahen, liefen vor uns, neben uns, zur Rechten, zur Linken, schnüffelnd, stutzend, umkehrend, eine Spur wieder aufnehmend und bald wieder verlassend. Das Unwetter vom vorigen Tage hatte aufgehört, und der Morgen nach dieser mehrtägigen Sintflut war feucht und sonnenglänzend. Obgleich die Waldwege bereits fast den ganzen Regen aufgesogen hatten, so war dennoch alles überschwemmt, die kleinsten Flüsse selbst, welche sich in ein nahes Wasser ergossen, waren übergetreten, und wir hatten in einem fort Bächlein zu überschreiten, die sich in förmliche Seen verwandelt hatten, in denen unsere Pferde bis an den Bug versanken. In den großen Wäldern von Georgien und Florida haben die Neger die Gewohnheit, das Harz aus den Terpentinbäumen zu entnehmen, indem sie dieselben anschneiden. Dieser Einschnitt ist so tief, daß infolge dessen ein stärkerer Wind genügt, um den Baum zu brechen. Nun hatte vorher ein wahrer Sturm sich während zweimal vierundzwanzig Stunden über die ganze Gegend entfesselt. So kam es, daß wir immerwährend über Baumstämme hinweg zu setzen hatten, welche den Weg versperrten.

„Die Schwarzen nennen die umgestürzten Stämme Orkane," sagte der Oberst erklärend zu mir. Das Bellen der Hunde, welche jetzt eine Spur verfolgten, belebte die Frühlingslandschaft mit einem gar seltsamen Lärm. Da ich keine Alltagssorgen hatte, wie jene Reiter auf ihren Gesichtern solche erkennen ließen, indem sie hinter einander im Schritt herritten, den Zügel um die Faust gewickelt, die Augen zu Boden gesenkt, die Büchse in der Hand, so hatte ich Muße, daran zu denken, mit welchem Schrecken dieses laute Hundegebell von sieben oder acht Unglücklichen gehört werden könnte, die entweder im Versteck unbeweglich dastehen oder im wilden Lauf dahinstürmen mochten,

indem sie mit zitternden Armen die Zweige zerteilten, vor Angst keuchten, vor Erschöpfung wankten. Plötzlich stürzte die Meute, die soeben schnüffelnd inne gehalten hatte, auf einen Seitenweg mit solcher Wut los, daß wir sie bald aus dem Gesicht verloren hatten. Der Oberst befahl uns allen, stehen zu bleiben. Er horchte einige Augenblicke mit der gespannten Aufmerksamkeit eines alten Praktikus, der gewohnt war, die Geräusche in Entfernungen umzusetzen.

„Die Hunde sind stehen geblieben," sagte er endlich, „sie haben einen. Wir müssen einen Kreis bilden, um sie und den Mann einzuschließen." Auf sein Geheiß verteilte sich in wenigen Minuten die kleine Truppe zwischen den Bäumen. Ich sah jetzt, wie die Reiter nach einander sich im Dickicht verloren, indem sie den Zügel losließen und die Büchsen schußbereit hielten. Die klugen Pferde schienen instinktiv zu fühlen, wohin sie gehen mußten. Der Reiter gab bloß einen Druck mit dem breiten, hölzernen und mit Leder überzogenen Steigbügel, worin der Fuß auf merikanische Art ruhte, und das Tier wandte sich, oder es trat vorsichtig in die Wasserlachen, oder es nahm die Hindernisse in Gestalt der großen allenthalben herumliegenden Baumstämme, ohne dieselben mit dem Hufe zu berühren. Der Oberst und ich blieben allein und wandten uns nach der Richtung, aus der das Gebell kam. Wir waren noch keine zweihundert Meter weit geritten, als wir langsamer vorwärts dringen mußten. Der Fluß — einer von jenen kleinen, meist unbenannten Flüssen, wie sie da drüben breit wie die Etsch oder der Po zu Hunderten fließen — war übergetreten. Er überschwemmte mit seinem schlammigen Gewässer den Teil des Waldes, wo wir zu reiten hatten. Der Oberst ritt voraus.

„Ich kenne den Weg ein wenig," sagte er zu mir, „und so riskire ich weniger, daß mein Pferd in irgend einem Loche stecken bleibt und ein Bein bricht." Ich sah ihn eine Pferdelänge vor mir. Sein trotz des Alters sonst noch behender Körper erschien mir heute etwas schwerfällig. Zeitweise bewegte er sich und neigte sich ein wenig, wie um auf das Geräusch zu hören, auf das wir zuritten. Ich erblickte sein ernstes, entschlossenes Profil von einer Traurigkeit erfüllt, die ich mir zur Genüge aus den Indiskretionen des Hoteliers sowie aus dem eigentümlichen Charakter des Obersten erklären konnte. Selbst jetzt, wo er seine Pflicht als guter Bürger erfüllte und auf einen Briganten Jagd machte, sah er ohne Zweifel diesen Briganten im Geiste noch als seinen Diener: als einen kleinen, jungen Menschen, der fast noch Kind war. Der Kontrast zwischen dem Tage, wo er Seymour nach einem geringfügigen Vergehen fortgejagt hatte, und dem heutigen, wo er durch den überschwemmten Wald einen Trupp führte, um den ehemaligen Diener, welcher ein Verbrecher geworden war, einzufangen, war zu stark. Bei seiner puritanischen Auffassung von der Verantwortlichkeit der Menschen mußte der Oberst sich diese beiden Episoden vergegenwärtigen und sich sagen: „Ich hätte das verhindern können, wenn ich weniger streng gewesen wäre." Die Sorge eines gequälten Gewissens auf diesem männlichen Gesichte mischte sich mit dem Ausdruck kriegerischen Trotzes. Auf einmal sah ich sein Antlitz ängstlich erzittern. Der Oberst hatte von neuem sein Pferd angehalten, seine Hände erfaßten krampfhaft den Karabiner und langsam machte er die Waffe schußbereit. Ich beugte mich über den Hals meines Pferdes, erblickte das Ufer des Flusses und sah, wie die Hunde dichtgedrängt hinter dem Kopfe eines Menschen herschwammen. Mit einem Arm schwamm der Unglückliche, während er mit dem andern einen Revolver über das Wasser hielt. Langsam, fast unmerklich kam er vorwärts, indem er, gegen die Strömung ankämpfend, eine überschwemmte Brücke zu erreichen suchte, deren eiserner Anker noch fünf Meter über das Wasser hinausragte. Dieser bildete seine einzige Hoffnung, über den Fluß hinwegzukommen, dessen reißende Strömung man an der Schnelligkeit erkennen konnte, womit die Bäume auf demselben dahintrieben. Wie durch ein Wunder wurde der Schwimmer von keinem derselben erfaßt. Er kämpfte schon geraume Zeit gegen die Strömung, ohne den Mut zu verlieren. Und als ihm nun die Meute ganz nahe kam, drängend und heulend, doch ohne ihn zu beißen, so schlug er mit dem Kolben seiner Waffe nach ihren Schnauzen. Dadurch trieb er sie ein wenig auseinander und es gelang ihm, noch ein Stück vorwärts zu kommen. Offenbar sparte er den Revolver zu einem wirksameren Gebrauch auf, für den Fall, daß er auf die einzige Hoffnung, zu fliehen, verzichten mußte. In diesem erbitterten Kampfe gegen so viele Gewalten, gegen Elemente, Tiere und Menschen, lag ein verzweifelter Mut, welcher einem das Herz zusammenschnürte. Wir waren jetzt dem Manne so nahe, daß ich genau die Linien seines Gesichtes erkennen konnte. Es war ein jugendliches Mulattengesicht, eher gelb als braun, mehr an die Abstammung von Weißen als von Schwarzen gemahnend. Sein Haar war nicht kraus, nur ein klein wenig gelockt, die Nase war adlerartig anstatt platt. Welches Spiel der Vererbung mochte jenem Räuber und Mörder ein so aristokratisches Aussehen verliehen haben? Von wem stammte Henry Seymour ab? Denn er war es. Wenn ich nach der Beschreibung, die mir der Hotelier von ihm gegeben hatte, überhaupt noch zweifeln konnte, so mußte mir die Unruhe des Obersten den letzten Rest von Zweifel benehmen. Dieser hielt seinen Karabiner immer noch zum Schuß bereit, doch sein Finger drückte den Hahn nicht ab. Doch, hätte er es auch gethan, die Kugel würde ihr Ziel verfehlt haben, derartig zitterte der Arm des ehemaligen Herrn, der auf den ehemaligen Diener zielte. Dann hob Mr. Scott den Lauf in die Höh', ohne abzuschießen, und sagte laut, als wäre er ganz allein: „Nein, ich kann auf ihn nicht schießen."

Darauf gab er seinem Tiere, das noch ein wenig vordrang, die Sporen. Das Wasser war jetzt so tief, daß es dem Reiter bis an die Kniee reichte. Er hätte nur durch Schwimmen mit seinem Pferde näher kommen können. Er war an der Leiste des Waldes, kein Baum befand sich mehr vor ihm. Ich sah, wie

der Flüchtling, der seinen Revolver immer noch über Wasser hielt, auf einen Ruf des Obersten die Waffe auf diesen richtete und gleich darauf wieder sinken ließ. Seymour hatte ebenfalls Mr. Scott erkannt und schoß nicht. Diese Unentschlossenheit erschien mir bei einem gewohnheitsmäßigen Mörder unter derartigen Umständen so auffällig, daß ich trotz der aufregenden Situation mich nicht enthalten konnte, mich darüber zu wundern. Der Mann, der schon so viel Blut vergossen hatte in seinem Leben, mußte für seinen Herrn eine seltsame Verehrung haben, wenn er in dieser Lage vor einem Revolverschuß mehr zurückschreckte. Oder hatte er vielleicht die Handbewegung des Obersten gesehen und war er sicher, daß dieser nicht Feuer geben würde? Meinte er vielleicht, es sei thöricht, eine von seinen fünf Kugeln zu verschwenden? Möglich auch, daß der ausgezeichnete Schütze sich außer stande glaubte, beim Schwimmen sein Ziel zu treffen. Ich werde nie hinter das Geheimnis der Motive kommen, die ihn während dieser mit rapider Tragik sich abspielenden Scene leiteten. Der Oberst schien nichts von alledem zu bemerken. Aufrecht in seinen Steigbügeln stehend und so mit seiner stattlichen Figur noch ein viel besseres Ziel bildend, schrie er mit einer Stimme, die das wütende Gekläff der Hunde, das Tosen des Wassers und das Rauschen des Waldes übertönte:

„Vorwärts, Henry, mein Junge! Du siehst, daß Du verloren bist; ergib Dich. Neun andere Gewehre suchen Dich, und werden in fünf Minuten zur Stelle sein!"

Der Mensch schüttelte den Kopf, ohne zu antworten. Und wie wenn die Gegenwart seiner Feinde ihm neue Kraft verliehen hätte, feuerte er auf die Hunde, so daß einer vor Schmerz laut aufheulte und die anderen zurückwichen. Nun meinte er wohl, seine Waffe könnte ihm nichts mehr nützen. Er ließ sie ins Wasser fallen und schwamm mit beiden Armen davon.

„Er entwischt!" rief der Oberst, und seine hellen Augen blickten finster. Er hob den Karabiner, und nun wußte ich, daß er nicht mehr schwanken würde. Doch diese heroische Selbstüberwindung sollte ihm erspart bleiben. Seymour war jetzt ganz nahe bei der Brücke, so nahe, daß er den Anker fassen konnte. In demselben Augenblicke tauchte er unter, um gleich darauf auf der andern Seite des Ankers zum Vorschein zu kommen. Vielleicht wäre er, wenn er, auf der Brücke untertauchend, vorwärts gegangen wäre, entkommen. Das Bedürfnis, nach einer derartigen Anstrengung seine Glieder zu dehnen, ließ ihn einen Augenblick sich aufrichten, sobald er festen Boden unter seinen Füßen fühlte. Sein Rumpf erschien außerhalb des Wassers, und in demselben Moment knallten rechts von uns zwei Flintenschüsse. Eine der Kugeln traf den Mulatten am Arm, der gleich darauf schlaff herabhing. Die andere traf den eisernen Anker, prallte dort ab und verwundete den Banditen am Kopf. Dieser führte die heile Hand an die Stirn und geriet ins Wanken. Instinktiv machte er noch einige Bewegungen, um sich an dem Eisen festzuklammern. Er wurde ohnmächtig und fiel ins Wasser. Doch bereits war der Oberst auf seinem Pferde auf ihn zugeschwommen. Derselbe hob ihn mit kräftigem Arme auf und zog ihn ans Land, wo er ihn zwischen den Bäumen hinlegte. Eine Viertelstunde darauf hatte der ganze Trupp, durch die Schüsse herbeigelockt, sich um den Ohnmächtigen versammelt. Die Hunde krochen zwischen den Beinen der Pferde hindurch und beschnüffelten und beleckten die blutigen Linnen, mit denen Mr. Scott die übrigens nur leichten Verletzungen des Unglücklichen reinigte. Wir erfuhren nun, daß dieser in der Hoffnung, seine Hinrichtung zu verhindern, eine Krankheit vorgeschützt und seit mehreren Tagen Speis' und Trank zurückgewiesen hatte. Das wurde die eigentliche Ursache seines Verderbens. Wäre er kräftiger gewesen, so würde er sich nicht verspätet haben, und er hätte wie die anderen eine Stunde vor unserer Ankunft die Brücke überschritten. Einmal auf der andern Seite des Waldes angelangt, würde er wie sie eine Eisenbahnlinie erreicht und nach Art der professionellen tramps einen Zug im Fahren bestiegen haben. Ich muß übrigens bemerken, daß, nachdem man einmal den Mörder dingfest gemacht hatte, sich niemand mehr um seine Spießgesellen bekümmerte. Man war dessen sicher, daß sie nicht mehr in der Gegend herumschweifen würden und wahrscheinlich Georgien überhaupt verlassen dürften. Der Staat war sie los. „Good bye, old chums." — Ich glaube, die braven Bürger von Philippeville hätten den Flüchtlingen gern diesen herzlichen Gruß nachgerufen, wenn sie im Augenblick nicht mit der Pflege ihres Gefangenen beschäftigt gewesen wären, an dem sie für alle farbigen Burschen der Umgegend ein warnendes Beispiel statuiren wollten.

Inzwischen kam Henry Seymour wieder zu sich. Bei der ersten Bewegung, die er machte, um sich aufzurichten, zog einer der Leute den Hahn seines Karabiners auf, während zwei andere die Beine des Verwundeten packten und sie ihm fest an einander knebelten.

Seymour machte übrigens keinen weiteren Versuch zu einem nunmehr gänzlich aussichtslosen Widerstande. Die zweite Kugel, die am Eisen abgeprallt war, hatte ihm die Augenbraue getroffen. Die ganze linke Seite der Stirn und des Augenlides war furchtbar entstellt. Sie war bereits dick angeschwollen, so daß sich nur noch das rechte Auge zu öffnen vermochte. Der Blick dieses einzigen Auges war bei der Musterung unseres Kreises so wild und frech, daß einer der Jäger auf die schweigende Herausforderung, ganz unwillkürlich laut antwortete:

„It is too late, man. — Es ist zu spät, Mann!"

Seymour schien diese Worte, welche schlechthin sein Schicksal verkündeten, nicht gehört zu haben. Jetzt betrachtete ihn der Oberst und zwar mit einem ganz andern Blicke. Ich machte mich auf irgend eine seltsame oder rührende Ansprache gefaßt. Doch er sagte nichts, und auch der Verwundete schwieg eine Zeit lang, bis er sich endlich direkt an Mr. Scott,

als wären die anderen für ihn nicht da, mit der Bitte wandte:

„Trinken, Oberst, ich hab' Durst ... Wollen Sie mir zu trinken geben?"

Es klang etwas Einschmeichelndes, fast Kindliches in seiner Stimme, als er den ehemaligen Herrn anredete — gleichsam ein Appell an die Nachsicht, durch die er einst verwöhnt worden war. Mr. Scott zog eine platte Flasche aus seiner Tasche, entkorkte sie und hielt die Oeffnung dem Gefangenen an die Lippen, indem er dabei dessen Kopf hielt, Seymour trank gierig einige volle Züge, sein Auge erglänzte liebevoll, er lächelte vergnügt, und wie wenn er seine soeben noch an den Tag gelegte Wut vergessen hätte, sein gestriges Verbrechen, seine wahnwitzige Flucht von heute morgen, seine Verwundung, die Gewißheit des traurigen Loses, das ihm bevorstand, sagte er, mit der Zunge schnalzend:

„Ja, das ist ja immer noch derselbe Whisky, den wir zu trinken pflegten, wenn wir zusammen auf die Jagd gingen. Der übertrifft doch jeden andern. Danke, Oberst."

„Und nun," antwortete dieser, „sei vernünftig und laß Dich verbinden."

„Bekomme ich dann noch Whisky?" fragte Seymour.

„Du sollst noch welchen haben."

„Und eine von Ihren Cigarren, Oberst?"

„Und eine von meinen Cigarren!"

„Dann meinetwegen," meinte der Mulatte, der willig seinen Kopf und darauf seinen Arm hinhielt. Mr. Scott hatte Verbandzeug mitgebracht. Er nahm es hervor und säuberte und verband die beiden Wunden mit der Geschicklichkeit eines alten Chirurgen, während der Militär in ihm einen ihm unverständlich gebliebenen Punkt sich zu erklären suchte:

„Wieso hast Du nicht schon gestern abend den Fluß überschritten, Henry?" fragte er.

„Weil wir bis zur Georgetownbrücke gegangen sind, Oberst, und weil das Wasser sie fortgeschwemmt hatte. Wir konnten nur zweierlei thun: entweder wir gingen bis zu der zwanzig Meilen entfernten Brücke von Berkeley Farms oder wir kehrten zu dieser zurück. Da wir die Wege besser kannten, so haben wir die zweite Straße gewählt, und wir hatten unrecht. Aber wie konnten Sie wissen, Oberst daß wir auf dieser Seite waren?"

„Ich wußte, daß die Brücke von Georgetown vor zwei Tagen zerstört wurde," meinte Mr. Scott, „und ich dachte mir bald, daß ihr so handeln würdet, wie ihr es gethan habt. Ihr habt auch gesagt: ‚Man hält uns nicht für so tollkühn, daß wir wieder in die Nähe der Stadt kommen werden.' — Aber Dir, Henry, fehlte es weder an Klugheit noch an Mut ... Und kann ich noch etwas thun für Dich? Der Verband ist fertig."

„Schicken Sie mir eine Flasche von Ihrem Whisky ins Gefängnis," meinte Seymour, „und bitten Sie den Sheriff, er soll sie mich austrinken lassen, bevor es mit mir zu Ende geht."

„Sie haben es gehört," sagte der Oberst zu mir, als wir beide nach der Stadt zurückkehrten. Unsere Gegenwart war nun überflüssig, und wir hatten die Jäger verlassen, die ihre Vorkehrungen trafen, um den Gefangenen nach Philippeville zurückzuführen. „Ja," wiederholte er, „Sie haben es gehört. Er hat einen Löwenmut, dieser Junge, und er besitzt auch noch einige andere gute Eigenschaften. Sie haben doch gesehen, daß er nicht auf mich schoß, als er mich erkannte? ... Uebermorgen wird er gehenkt werden, und sein einziger Gedanke bei dem ihm so nahe bevorstehenden Tode ist, sich noch ein letztesmal zu betrinken ... sonst nichts ..."

„War er denn immer so?" fragte ich.

„Immer," meinte Scott; und mit ernstem Tone, in dem ein leiser Schmerz klang, fuhr er fort: „Sie haben bemerkt, daß ich ebenfalls nicht auf ihn geschossen habe, als ich ihn vor meinem Karabiner hatte, und sie mußten es unerklärlich finden, daß ich so einem Mörder Gelegenheit gab, zu entfliehen. Das ist indessen sehr natürlich. Man hat Ihnen gesagt, ich sei sehr gut zu ihm gewesen, und ich habe Ihnen gesagt, daß dies nicht wahr wäre, wenigstens nicht in der letzten Zeit, denn anfangs hatte ich ihn allerdings sehr gern. Später war er mir widerwärtig aus einem eigentümlichen Grunde. Das ist nun bald neun Jahre her. Es war in der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthalts, und ich hatte noch nicht das Gut von den Chastins gekauft. Ich jagte viel, und Seymour begleitete mich stets. Ich hatte ihn zufällig in der Umgegend aufgegriffen. Ich war sehr zufrieden mit seiner Intelligenz, mit seiner Thätigkeit und auch mit seinem Charakter. Außerdem war er noch ein ausgezeichneter Kutscher. Als wir nun eines Tages in den Wald fuhren, wurden die Pferde, zwei eben erst aus Texas angekommene Tiere, scheu und gingen durch. Es war ein Weg wie dieser hier. Sie waren noch keine zweihundert Meter weit gerast, als der Wagen über einen Baumstamm stürzte, zerbrach und wir herausgeschleudert wurden. Wir standen bald wieder auf, ohne allzu großen Schaden genommen zu haben, und da die Pferde von selbst stehen geblieben waren, so machten wir uns ans Werk und brachten unser Gefährt wieder in Ordnung. Dann suchten wir meine Jagdutensilien zusammen, die im Grase ringsum zerstreut lagen. Es fehlte nur ein großes Messer, dessen ich mich zum Tranchiren bediente und das gewöhnlich in dem Riemen des Proviantkorbes steckte. Ich fange an zu suchen. Ich sage zu Seymour, daß er ebenfalls suchen solle ... Wir wühlen im Grase herum. Auf einmal, wie ich mich umdrehe, sehe ich, daß das äußerste Ende von dem Stiele des Messers inwendig aus der Weste des Burschen herausguckt. Nichtsdestoweniger kniete er ruhig auf dem Boden und stellte sich, als ob er suche. Ich rufe ihn heran und nehme ihm das Messer weg. Er beginnt zu zittern, zu weinen und sagte mir schließlich: ‚Ich hab' geglaubt, Sie wären wütend auf mich, weil ich die Pferde habe durchbrennen lassen, und ich dachte, Sie würden mich töten. Da hab' ich das

Messer gestohlen . . .' Er, den ich wie meinen Sohn behandelte!"

„Ich begreife, daß Sie ihn darnach nicht mehr leiden mochten," sagte ich. „Für ein Kind von sechzehn Jahren, das Sie so gut behandelten, war dieses Mißtrauen abscheulich."

„Nicht wahr?" meinte Mr. Scott. „Ich hätte nur bedenken müssen, daß dieser widerwärtige Verdacht ein Erbteil der Sklaverei war. Die Weißen hatten sie so furchtbar mißhandelt! — Doch diese Handlungsweise machte auf mich den Eindruck einer zu niedrigen Undankbarkeit. Ich fuhr nicht mehr mit ihm aus und sprach nur selten noch ein Wort mit ihm. Er behielt mich trotzdem auf seine Art noch gern, und ich habe dafür manche Beweise, von dem heutigen ganz abgesehen . . . Hat das Gefühl seiner Mißliebigkeit bei mir in ihm die bösen Instinkte entfesselt? Möglich ist das immerhin. Kurz, bald fehlte Miß Scott ein Kleinod, eine Diamantenbrosche. Seymour hatte den Gegenstand entwendet, um seiner Geliebten damit ein Geschenk zu machen. — Das Laster erwacht bei ihnen ebenso zeitig als die Eitelkeit. — Nun stahl er anderswo. Er wurde festgenommen, verurteilt und in Ketten gelegt. Dadurch wurde er nur noch schlechter, stahl von neuem, wurde wieder eingesperrt, entwischte, mordete. Das übrige wissen Sie . . . Nun wohl, ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß wenn ich ihn nach der Geschichte mit dem Messer bei mir behalten und seine arme Seele gerettet hätte, ich einen anständigen Menschen aus ihm gemacht haben würde. Es war ein guter Bedienter. Er hatte etwas Anmutiges und Einschmeichelndes in seinem Wesen . . . Aber gerade der Kontrast zwischen dieser Zutraulichkeit und seinem unerhörten Argwohn hat ihn mir verhaßt gemacht. So viel Heuchelei mit so großer Tugend vereint empörte mich . . . Hatte ich recht? Kurz, an alles das habe ich mich erinnert, als ich ihn da vor meinem Gewehr hatte, dem Gewehr, welches er mir so oft getragen hatte. Ich bin glücklich darüber, daß ich nicht auf ihn geschossen habe. So wird er wenigstens vor seinem Tode Zeit zur Reue finden."

Ereignisse wie die, welchen ich soeben beigewohnt hatte, sind nichts Außergewöhnliches in Philippeville, in einer Stadt, wo man sich kaum erinnert, einmal ein Jahr zugebracht zu haben, ohne Lynchjustiz zu üben. Daher nahmen die Dinge alsbald wieder ihren gewöhnlichen Verlauf, und als ich am Abend dieses dramatisch bewegten Tages mir neuen Richmonder Cigarrettentabak besorgte, erkannte ich in dem Händler, welcher ihn mir verkaufte, einen von jenen Reitern, mit denen ich auf der Suche nach Henry Seymour den Wald durchstreift hatte. Er priemte mit demselben unerschütterlichen Phlegma wie zuvor, und wir spielten auf unser gemeinschaftliches Abenteuer ebenso wenig an, wie zwei Pariser, die sich im Klub begegnen, von dem Gruße sprechen, welchen sie im Bois de Boulogne gewechselt haben. Selbst die Zeitung brachte nicht die übertriebene Darstellung von der Verfolgung, auf die ich mich gefaßt gemacht hatte. Das liegt so im Charakter der Amerikaner: ihre gewohnte Sucht zur Uebertreibung hört in dem Augenblicke auf, wo die Verhältnisse wirklich ernst und tragisch werden. Was den Obersten anbelangt, den ich gleich am nächsten Tage besuchte, so erfuhr ich, daß er in aller Frühe auf die Jagd gegangen war, während Miß Ruth sich in ihre Schule begeben hatte. Nur Mr. Williams schien einen tiefen Eindruck von dem Ereignis empfangen zu haben, denn er konnte sich nicht enthalten, mir seine fast unpassende Freude zu bekunden. Doch er rechtfertigte dieselbe mit dem naiven Geständnis:

„Die Leute aus Philadelphia, von denen ich Ihnen gesprochen habe, werden übermorgen hier sein," sagte er; „ich habe ihnen soeben die Gefangennahme Seymours telegraphirt. Sie müssen die Nachricht von seiner Festnehmung zur selben Zeit bekommen haben wie die von seiner Flucht, und sie haben mir mit dieser Depesche hier geantwortet, welche mir ihre Ankunft anzeigt . . . Ah! ich war sehr besorgt . . . Ich habe ganz vergessen, Ihnen Ihr Eintrittsbillet zur Hinrichtung zu übergeben. Seymour ist nicht so verwundet, scheint es, daß man ihm nicht morgen, Donnerstag, wie es bestimmt war, den Garaus machen sollte. Ich werde Sie die genauere Zeit noch wissen lassen. — Doch halt," fügte er hinzu, indem er aus seiner Brieftasche ein vom Sheriff auf meinen Namen ausgestelltes Stück Papier hervorzog, das er mir zeigte: „Man hat den Titel ‚ausländischer Doktor' darauf gesetzt, weil ich gesagt habe, Sie wären ein Arzt, der aus wissenschaftlichen Gründen (for a scientific purpose) zusehen möchte, wie jemand gehenkt wird."

„Wie ein Mensch gehenkt wird," murmelte ich unwillkürlich leise, als der Hotelwirt mich verlassen hatte und ich mich allein inmitten der Halle befand, mit dem Vorzugsbillet in der Hand. Ich erinnere mich: ich zerknitterte den Papierwisch und warf ihn in eine Ecke dieses öffentlichen Lokals, um eine Schranke zu setzen zwischen die Versuchung, dem Strafakte beizuwohnen, und die innere Stimme, die mir zurief: „Du wirst nicht hingehen!" Eine Viertelstunde später kehrte ich aus meinem Zimmer zurück, um den Erlaubnisschein wieder aufzuheben. Zum Glück oder auch zum Unglück fand ich ihn noch und gab ihm wieder eine anständige Form. Von dem Augenblick an wußte ich, daß die Versuchung zu stark war und daß ich diesen Tod mit ansehen würde. Vermutlich haben alle gebildeten Menschen, die den furchtbaren Entschluß faßten, einer Todesstrafe beizuwohnen, dieselbe nervöse Erregung durchgemacht, welche mich während der folgenden Stunden befiel. Sehr mannigfaltige Stimmungen machen sich dabei bemerkbar. Zunächst Mitleid mit dem Unglücklichen, dessen Todeskampf unsere Schaulust befriedigen soll, dann Gewissensbisse, daß wir wirklich dahin gehen wie zu einem Schauspiel, ferner eine quälende Angst bei dem Gedanken an das Schreckliche des Anblicks und schließlich eine Art menschlicher Neugierde, von der ich beinah behaupten möchte, daß sie ein edles Gefühl in sich

schließt. Das Mysterium des Todes, die Verantwortlichkeit des sozialen Rechts sind hinter einer derartigen Hinrichtung verborgen. Man will ihm ins Angesicht schauen, diesem Mysterium, man will es verkörpert sehen, nicht mehr bloß in dem kalten Buchstaben des gedruckten Wortes, sondern in Fleisch und Blut. Wir schauern in innerster Seele zusammen wie beim Herannahen aller tragischen und unabwendbaren Ereignisse des Lebens. Ich wenigstens hatte diese Empfindung, als ich am Donnerstag, mittags um halb eins, nach dem Gefängnis ging. Die Hinrichtung war auf zwei Uhr festgesetzt. Der Tag strahlte in so hellem, frühlingsprächtigem Glanze wie der vorige. Die Sonne brannte bereits fast unerträglich. Die Menge umstand den Verschluß von Brettern und Bäumen, der das Gefängnis umgab, und drängte sich jetzt dicht an den Zaun, um ein wenig Schatten zu haben. Dieses Menschengewühl bildete einen unheimlichen Kontrast zu einem inmitten des Weges einsam stehenden Gefährte, worauf ein ganz neuer Sarg sich befand. Das oberste Brett desselben lag auf sehr langen Nägeln, die nur halb eingeschlagen waren und deren Köpfe herausragten. Doch wer in der heiteren, geschwätzigen Menge mochte den Wagen und die Bahre betrachten? Die etwa aus zweihundert Personen und zwar zumeist aus Negern bestehende Versammlung schaute dem Tode zweifellos mit jener der Rasse eigentümlichen philosophischen Gelassenheit ins Antlitz. Die Männer und Weiber da kannten Seymour; sie kamen hin und hofften gar nicht eingelassen zu werden; sie wollten nur erfahren, wann und wie die Sache enden würde. Als ich meine Karte mit dem Erlaubnisschein des Sheriffs überreichte, hörte ich in meiner Umgebung einen ziemlich harmlosen Scherz. Der Wächter nannte beim Einführen meinen Namen, dem er den von Williams mir verliehenen Titel „Doktor" voransetzte:

„Der arme Henry!" sagte ein junger Mensch, „er braucht einen Arzt sehr . . ."

Zwischen der Einzäunung und dem Gefängnis — welches letztere ein banaler Bau aus roten Ziegeln war — dehnte sich eine weite, gegenwärtig leere Fläche aus. Drei Kühe weideten auf ihr und zwei kleine Knaben spielten Schlagball. Das Alltägliche im Dasein, das man unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum bemerkt, wirkt immer unheimlich, wenn ein Drama sich daneben ereignet. Doch war dies wirklich ein Drama? Der Anblick des Raumes, den ich im Erdgeschoß des Gefängnisses zunächst betrat, konnte mich daran zweifeln lassen. Fünf oder sechs Männer, Weiße, hielten sich dort auf. Sie rauchten und plauderten so friedlich, wie wenn der Galgen, welcher in einem kleinen und durchs Fenster sichtbaren Hofe errichtet war, gar nicht vorhanden gewesen wäre. Der große, dunkelgelbe, mit Talg eingeriebene Strick hing von einem unbeweglich drohenden Balken herab. Die Leute beachteten ihn kaum. Der, an den ich mich wandte, um die genaue Stunde der Hinrichtung zu erfahren, antwortete im Tone vollständiger Gleichgiltigkeit, wie wenn er mir die Abgangszeit eines Zuges mitgeteilt hätte: „Dreiviertel auf zwei!"

„Und warum gerade diese Zeit?" fragte ich.

„Der Verurteilte hat's so gewollt," erwiderte der Mann. „Man hat ihm die Wahl gelassen von neun Uhr früh bis um vier Uhr nachmittags. Er hat dreiviertel auf zwei gewählt, um noch seinen Lunch zu bekommen."

„Seinen Lunch zu bekommen?" rief ich; „aber er wird ja nicht den Mut haben, auch nur einen Bissen davon herunterzuschlucken."

„O, der hat schon Mut," sagte ein anderer von den Rauchern. „Sie brauchen bloß heraufzusteigen, und Sie werden sehen, ob er nicht mit ebenso viel Appetit ißt wie Sie und ich. Der Sheriff hat ihm vor kaum fünf Minuten die Schüsseln gebracht."

Man hatte mich nicht getäuscht. Als ich die dreißig Stufen emporgestiegen war, welche zum ersten Stock führten, und mich vor der Zelle Seymours befand, sah ich durch die Eisenstäbe hindurch ihn mit dem Verbande des Obersten in einer Ecke liegen. Er nahm aus den Händen eines alten Mannes eine Schüssel mit Bratfischen, eine zweite mit Kuchen und ferner eine Flasche Wein. Der alte Mann, der ihm das Essen reichte, war derselbe, welcher ihn alsbald henken sollte, der erste Beamte der Stadt und kraft dieses Titels mit den Funktionen des Henkers betraut. Sein längliches und rauhes Gesicht war mit einer Haut bedeckt, die sich am Halse zu Falten runzelte, welche so hart wie Schuppen schienen. Seine rote Gesichtsfarbe, seine blauen Augen, sein gelblich weißes Haar, bildeten einen ergreifenden Kontrast zu dem sonnengebräunten Antlitz, dem langen dunklen Lockenhaar, den pechschwarzen Augen des Mulatten, ebenso wie seine steife Würde zu den behenden, schlangenartigen Bewegungen, die Seymour noch bis zum letzten Momente bewahrte. Ich hatte nur noch Augen für diesen Banditen, dessen letzte Stunde geschlagen hatte, den ich mit übermenschlicher Tapferkeit sein Leben verteidigen gesehen hatte und der jetzt den Bratfisch der Henkersmahlzeit mit so erstaunlicher Genußfähigkeit verzehrte. Mit dem einen Arm, der wie seine Stirn verwundet und verbunden war, hielt er auf den Knieen die Schüssel; mit dem andern riß er die Stücke von dem Essen los. Ich sah seine behenden Negerfinger geschickt die Fischreste ablösen. Die Gräten knackten zwischen seinen weißen Zähnen. Die große Schüssel, die man ihm gereicht hatte, wurde immer leerer. Als er die letzte Krume heruntergeschluckt hatte, wandte er sich zu mir, und da er offenbar meine Aufmerksamkeit gewahrte, sagte er lächelnd:

„Ich will meinen Bauch voll mit Fisch da 'raufstragen. — I will carry with me a belly full of fish, where I go!"

Er erblickte darauf eine Flasche, welche schwarzen Kaffee enthielt. Er trank bedächtig mehrere Schluck davon, nahm darauf einen Teller mit Süßigkeiten und leerte ihn mit demselben langsamen Wohlbehagen. Der Sheriff pfiff jetzt eine Melodie, in der ich den Westpointer Kadettenmarsch erkannte. Ich sah,

wie er, über ein Paket gebeugt, ein neues Hemd und einige Knäuel Bindfaden herausnahm. Menschen kamen und gingen im Korridor. Sie wechselten mit Seymour einige Worte und riefen „Henry" in einem Tone, der weder mitleidig noch verächtlich klang. Nun erschien auch Oberst Scott und zwar in demselben Augenblick, als der Sheriff dem Verurteilten das neue Hemd, in dem er hingerichtet werden sollte, überwarf. Der braune Leib des Unglücklichen ähnelte in seiner muskulösen Magerkeit dem einer Bronzestatue. Obwohl der verwundete Arm ihn in seinen Bewegungen behinderte, so ließ sich doch in jeder Muskelbewegung die behende Geschmeidigkeit einer wilden Katze erkennen, und der unversehrte Arm, die Schultern, die Brust waren wunderbar modellirt. Das kräftige, so gesunde und so junge Fleisch, dessen Stunden gezählt waren, erbebte in leichtem Schauer bei der Berührung mit der frischen Leinwand. Mr. Scott folgte, ohne ein Wort zu reden, mit den Blicken jenen Vorbereitungen. Bei seinem Kommen hatte er mir die Hand gedrückt und hatte sich ebenso wenig darüber gewundert, mich hier zu treffen, als ich ihn. Als Seymour sich Gesicht und Hände gewaschen, sein Haar gekämmt und von selbst die Arme auf den Rücken gelegt hatte, damit der Sheriff sie bände, fragte der Oberst den letzteren:

„Wollen Sie mich mit Henry einige Minuten allein lassen?"

„Ja, Oberst," sagte der alte Mann und sah auf seine Uhr. „Wir haben die Geschichte auf dreiviertel vor zwei festgesetzt, und jetzt ist es noch nicht halb zwei ..."

„Ich danke," versetzte Mr. Scott, „wir werden es kurz machen."

Als der ehemalige Herr in die Zelle des ehemaligen Dieners eintrat, kam mir ein romantischer Gedanke. Ich erinnerte mich unseres vorgestrigen Gesprächs und bildete mir plötzlich ein, daß er dem Verurteilten Gelegenheit geben wollte, dem Galgen und den Todesschmerzen zu entgehen, indem er ihm eine geladene Waffe oder ein schnell wirkendes Gift reichen würde. Ich hatte den Getreuen des Präsidenten Lincoln, den letzten mystischen Sproß eines Geschlechts begeisterter Christen, in falschem Verdacht. Kaum hatte sich das Gitter wieder hinter ihm geschlossen, so war der Oberst ohne Scheu vor den Leuten, die ihn sehen konnten, auf den Steinfliesen ins Knie gesunken. Er half Seymour, ein Gleiches zu thun, und nun begann er: — „Vaterunser ..." — „Vaterunser ..." wiederholte der Mulatte — „... der du bist im Himmel, dein Wille ..." — „... der du bist im Himmel, dein Wille ..." Und so ging es weiter. Der Oberst sprach die Sätze des Gebetes mit kräftiger Stimme. Der andere wiederholte sie im leisen, lispelnden Tone eines Kindes. Selbst in der Haltung offenbarte sich die Verschiedenheit der beiden Wesen. Mr. Scott hielt sich gerade und aufrecht in den Knieen, Seymour geduckt und zusammengekauert. Letzterer versprach sich bisweilen. Dann begann der Oberst von neuem langsamer und deutlicher mit der Geduld eines Lehrers, der nachsichtig einen Schüler lehrt. Und manche seiner Formeln klangen gar seltsam unter diesen Umständen und zu dieser Stunde ... „Und führe uns nicht in Versuchung ..." Ich weiß nicht, wie es kam, aber als ich hörte, wie der arme Teufel, dessen ganze Aussicht der schmale Hof mit seinen hohen Mauern und seinem Galgen bildete, diesen Satz nachsprach, da erinnerte ich mich an den seichten Scherz eines sterbenden Vaudevilledichters. Man fragte ihn: „Was hat Ihnen der Priester gesagt?" — „Ach!" meinte er, mit dem Tode ringend, „er hat mir gute Ratschläge gegeben. Hätte er mir übrigens schlechte gegeben, ich wäre außer stande gewesen, sie zu befolgen ..." Nicht als ob Mr. Scott unrecht damit gehabt hätte, den Banditen das heiligste aller Gebete stammeln zu lassen. Für mich, der ich diese Worte in dieser Weise hörte, hatten sie einen ganz bestimmten Sinn. Für Seymour hatten sie einen solchen zwar nicht, aber indem dieser sie dem Obersten aus Gehorsam nachsprach, bewies er zum letztenmale seine Anhänglichkeit. Der durchaus physische und fast tierische Mut, welchen er vorhin beim Essen gezeigt hatte, wurde nun durch einen gewissen Zug von Idealismus geadelt. Er wollte nicht mit vollem Wanste bloß dahingehen, wie er vorhin gesagt hatte. Er legte auch Wert darauf, versöhnt mit dem einzigen Wesen, das ihm von Kind an Gutes gethan und ein wenig Achtung eingeflößt hatte, aus der Welt zu scheiden.

Ich zog mich in den Hintergrund des Korridors zurück, denn ich setzte voraus, daß die beiden Männer intime Angelegenheiten mit einander zu besprechen hatten. Seymour war verheiratet. Seine Frau und seine beiden Kinder lebten. Ich hatte es von dem Hotelier erfahren. Obwohl sie sich gehütet hatte, zu erscheinen, könnte er ihr doch einen Scheidegruß senden wollen. Ich dachte daran, mit welch erstaunlicher Gleichgiltigkeit dieser Mulatte aus dem Leben ging, einem Leben, an dem er dennoch hing, da er sinnlich, lasterhaft und energisch war. Ich sagte mir: Welch eine Ironie liegt doch darin, daß ein Mensch von dem Schlage, ein Orangutang, der die Fähigkeit besitzt, eine Flinte zu handhaben und zu sprechen, im Handumdrehen sich die Philosophie erwirbt, die wir als die reifste Frucht des Denkens betrachten: die Fügung ins Unvermeidliche. Ich erinnerte mich an einen meiner Lehrer, den größten Denker der Zeit, mit dem ich zwei Jahre vor seinem Tode, im Herbst, durch einen Wald ging. „Ich versuche, sterben zu lernen, indem ich diese Bäume betrachte, welche es sich ruhig gefallen lassen, daß sie ihr Laub verlieren," sagte er zu mir. „Und doch, wie ist das bitter! ..." Ich fragte mich, ob der Mut dieses unerschrockenen Seymour nicht doch etwa Prahlerei wäre und ob er bis ans Ende standhaft bleiben würde. Mich verlangte auch zu wissen, was der Oberst fühlte und empfand, ob er bereits früh schon dagewesen wäre oder ob er sich damit begnügt hatte, erst im letzten Augenblicke zu erscheinen und zu befehlen, daß der Verurteilte noch einmal bete. Wollte der Puritaner

seine Gewissensbisse beschwichtigen, von denen er mir gesprochen hatte? Das eine steht jedenfalls fest: Als er aus der Zelle heraustrat und auf mich zukam, glänzte eine ernste Freudigkeit auf seinem martialischen Antlitz.

„Er wird gut sterben," sagte er schlicht, „und Sie werden sehen, wie alle diese Leute das empfinden werden."

Er hatte bei diesen Worten nach einem geöffneten Fenster hingewiesen, welches auf den Hof hinausging und durch das ein immer lauter werdendes Getöse heraufdrang. Die vierzig Personen, denen der Sheriff, wie uns, die Erlaubnis gegeben hatte, der Hinrichtung beizuwohnen, hatten sich während der letzten Viertelstunde dicht um das Schafott gedrängt; diese Leute lachten, plauderten, pfiffen. Wir traten ans Fenster und wir konnten sehen, daß die schlimmsten Habitués der „saloons" von Philippeville, vermutlich auch die Rädelsführer bei den Wahlen, sich daselbst ein Rendezvous gegeben hatten. Die Neger waren vorherrschend. Sie zeigten ihre vom Trunk entstellten Galgenphysiognomien. Sie blickten zu dem offenen Fenster empor und begrüßten uns mit ungeduldigem Geschrei. Eine Gruppe weißer Riesen mit hellem Haar und hämischen Gesichtern, welche priemten oder Pfeife rauchten, begannen uns auszuzischen. Als sie Mr. Scott erkannten, schwiegen sie. Es war dies ein Spitzbubengesindel, auf welches indessen die Seelenstärke des Delinquenten bereits den von dem ehemaligen Herrn vorausgesagten Eindruck zu machen anfing. Obschon wir am Fenster standen, so hörten wir deutlich, wie der Sheriff die Worte sprach, die uns veranlaßten, uns umzudrehen.

„Bist Du bereit, Henry?"

„Ja, Kapitän," antwortete der junge Mensch. „Geben Sie mir nur diese Cigarre und zünden Sie sie an." Der alte Mann steckte ihm eine halbe Cigarre zwischen die Lippen, die auf einem hölzernen Vorsprung in der Zelle sorgfältig aufgehoben worden war. Die erste Hälfte von dieser Havanna, die ein mitleidiger Besucher geschenkt hatte, hatte Seymour vorzüglich geschmeckt, und er hatte die zweite Hälfte aufbewahrt, um sich kurz vor dem Tode noch einmal den angenehmen Genuß zu verschaffen. Diese letzten Rauchwolken, die er beim Hinabsteigen der Treppe aus seinem Munde blies, waren ein Abschied vom Leben — von seinem Leben. Als die Thür des Hofes sich öffnete und er das Schafott erblickte, fiel ihm die Cigarre aus dem Munde. Diese Erregung war das einzige Zeichen von der Ergriffenheit des Mannes. Er gewann im übrigen sofort seine Selbstbeherrschung wieder und stieg die hölzernen Stufen rasch empor, ohne daß seine nackten Füße zitterten. Seine Haltung war so fest, so schlicht und eine trotz der Schande der Strafart so völlig würdige, daß tiefes Schweigen unter den rohen Zuschauern entstand. Unterhalb des unheilverkündenden Strickes, der unbeweglich herabhing, war ein frei schwebendes und an der einen Seite mit Lederriemen am Schafott angebrachtes Brett befestigt. Auf der andern Seite hing es an einem Scharnier an den beiden Balken des Galgens. Seymour trat auf das Brett. Der Sheriff band ihm Beine und Füße fest, legte ihm die Schlinge um den Hals und zog sich, nachdem er ihm das Gesicht mit einem schwarzen Schleier verhüllt hatte, auf die Plattform des Schafotts zurück, um ihn zu fragen:

„Was hast Du noch zu sagen, Henry?"

„Nichts, Kapitän," antwortete der Verurteilte, ohne daß der schwarze Schleier sich bewegte; so sehr war der Mensch gewillt, sich ruhig zu zeigen.

„Sag: ‚Herr, gedenke meiner in deinem Reiche,'" rief mit kräftiger Stimme neben mir der Oberst.

„Herr, gedenke meiner in deinem Reiche," wiederholte lispelnd der Mulatte. Und sodann fuhr er nach kurzem Schweigen fort: „I am all right now;" und mit Festigkeit sagte er, sich zum Sheriff wendend: „Good bye, captain, good bye, everybody." Noch einmal, diesmal sanfter, ertönte seine Stimme: „Good bye, colonel!"

„Wir alle antworteten instinktiv: „Good bye, Henry!" Lauter als die anderen rief der Oberst: „Good bye, my boy . . . good bye, my boy!" — In diesem Augenblicke zerhieb mit einem Beile der Sheriff die Ledergurten, welche das Brett festhielten. Es fiel unter den Füßen des Delinquenten hinweg, der um Leibeslänge hinabstürzte. Ich gestehe, daß ich mich umdrehte, um das Schreckliche nicht zu sehen. Als ich wieder hinblickte, hing der Leichnam am Ende des straffen Strikes schlaff herab. Auf den Gesichtern der Zuschauer lag ein eigentümlicher, unbeschreiblicher Ausdruck. Alle schwiegen, während draußen jetzt dasselbe Geschrei, dasselbe Pfeifen und Lachen hörbar ward, das Mr. Scott und mich bereits im Innern des Gefängnisses angewidert hatte. Es war die Menge von der Straße, der man die Thüren der Umfriedigung öffnete, damit sie den Leichnam sehen und den Tod feststellen konnte.

„Verhalten Sie sich ruhig, meine Herrschaften," schrie der Sheriff mit einer Stimme, welcher den Lärm übertönte. „Der Arzt will hören, ob das Herz noch schlägt."

Ein Mensch mit jovialem Gesichtsausdruck stand auch wirklich auf dem Schafott. Er hatte den Gehenkten zu sich herübergezogen und sein Ohr an dessen Brust gelegt. Einige Minuten nach dieser letzten Auskultation rief er: „Es ist aus!" und ließ den Delinquenten wieder los. Der Sheriff hielt den hin und her schwebenden Körper im Vorbeigehen an und mit dem Phlegma eines Packträgers, der von seinem Koffer spricht, sagte er: „Jetzt muß ich den Leichnam abnehmen." Der alte Mann ergriff darauf sein Beil. Mit einem Hieb durchschlug er den Strick gerade über dem immer noch verschleierten Kopfe. Vier Männer, die ihm freiwillig Hilfe leisteten, nahmen die Last auf ihre Arme und trugen sie nach dem Sarge, während die anderen Zeugen des letzten Aktes von diesem Drama, die nach der Beseitigung der sterblichen Hülle Seymours ihre wahre Natur wieder-

fanden, ſich um die Stücke des Strickes und um die Lederriemen balgten. Der Oberſt und ich eilten ſchnell von dieſem ſchrecklichen Treiben fort; er ſagte zu mir:

„Ich kann Ihnen leider nicht anbieten, Sie in meinem Wagen nach dem Hotel zurückzufahren. Ich habe meiner Tochter verſprechen müſſen, ſo ſchnell als möglich heimzukommen, damit ſie wiſſe, ob der arme Junge vor dem Tode noch einmal gebetet hat. Seit achtundvierzig Stunden befindet ſie ſich in großer Aufregung. Es iſt doch ein Troſt für uns, daß er bereut hat und gerettet iſt . . .“

Von Dieſem und Jenem.

Paul Bourget.

Paul Bourget, der unter ſo ſchmeichelhaften Bedingungen in die Académie française erwählt worden, iſt das jüngſte Mitglied nicht nur dieſer verehrenswerten Verſammlung, ſondern auch des ganzen Inſtituts.

Er zählt in der That kaum zweiunddvierzig Jahre. Sohn eines gelehrten Mathematikers, des Rektors der Akademien von Aix und Clermont, machte er ſeine Studien zu Ste-Barbe, erhielt bei dem allgemeinen Wettbewerb von 1870 den zweiten Ehrenpreis in der Rhetorik und erwarb ſich nach einem glänzenden Examen den Grad eines Lizenziaten ès lettres.

Seit 1872 iſt er Mitarbeiter an dem Journal »La Renaissance« von Emile Blémont und Jean Aicard, und im Jahre 1873 fand er mit einem Artikel über den „realiſtiſchen und den pietiſtiſchen Roman“ Aufnahme in die »Revue des Deux-Mondes«.

Sein erſtes Buch war eine Sammlung von Gedichten »La vie inquiète«, in denen ſich ſchon die pſychologiſchen Neigungen zu erkennen gaben, die ſich durch ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hinziehen. Dieſem Erſtlingswerke folgte eine Dichtung »Edel« und ein zweiter Band Gedichte »Les aveux«.

Er wandte ſich dann von der Poeſie ab und dem Roman zu, dem er das zarte Gefühl für die Empfindung entgegenbrachte, das den poetiſchen Gedanken ſelbſt bis in die Sinnlichkeit hinein gewahrt wiſſen will, und erwies ſich, wie er ſelbſt ſagt, als „einen bedingungsloſen Anhänger der pſychologiſchen und einen leidenſchaftlich begeiſterten Verehrer der analytiſchen Richtung“ (»maniaque de psychologie et amoureux passionné de l'analyse«).

Er veröffentlichte nach einander eine Reihe pſychologiſcher Eſſays, die Romane: »L'irréparable«, »Cruelle énigme«, »Un crime d'amour«, »Mensonges«, »Le disciple«, »Pastels«, »Nouveaux pastels«, »Coeur de femme«, »La terre promise«, »Sensations d'Italie«, »Cosmopolis«, Bücher, die das Publikum gleich von Anfang an feſſelten und es ſchließlich ganz und gar für ſich einnahmen.

Von einem längeren Aufenthalte in den Vereinigten Staaten hat Bourget ſchließlich in der letzten Zeit ſehr geiſtvolle Studien über die amerikaniſchen Sitten mitgebracht. Sie wurden unter dem Titel »Outre mer« veröffentlicht, und es iſt bekannt, mit wie großem Erfolg. Dieſer Sammlung iſt unſere Novelle „Der ehemalige Herr“ entnommen.

Bald in Paris, bald in Cannes, lebt der junge Akademiker ſtets in friedlicher Zurückgezogenheit. Er gehört zu jenen überlegenen Geiſtern, von welchen Grimm ſpricht, die ſich ſammeln und alle Geiſtesvermögen zur Konzentration bringen in einer Einſamkeit, die gewöhnliche Geiſter in Schlaffheit verfallen läßt.

•

Neuerdings hat ſich Emile Zola in der »Nouvelle Revue internationale« folgendermaßen über Bourget geäußert:

Es iſt lange her, daß ich Paul Bourget kenne und liebe, wohl an die zwanzig Jahre. Er hatte damals gerade in ſehr wackerer Weiſe mit akademiſchen Banden gebrochen, um, von der Leidenſchaft Stendhals und Balzacs hingeriſſen und plötzlich zur Erleuchtung gekommen, ſich ſeine ganze geiſtige Freiheit zurückzugewinnen; und er machte ſich an die Arbeit als eine arbeitſame und methodiſche Natur, die ein Ziel vor Augen hatte.

Seit damals habe ich ihn mit großer Teilnahme verfolgt; ich habe alles, was er veröffentlicht hat, geleſen. Bei ſeinen erſten proſaiſchen Sachen dachten wir in der kleinen ſtreitbaren Gruppe, die wir um jene Zeit bildeten, nicht daran, daß er je ein Romancier erſten Ranges werden werde. Er ſchien uns ſpeziell für die Kritik veranlagt, für die er ein wunderbares analytiſches Werkzeug mitbrachte, von einem ganz ungewöhnlichen Durchdringungsvermögen, das den Gegenſtänden bis auf die feinſten Faſern nachging. Damals ſetzten uns Studien über Balzac, über Stendhal und, ich glaube, eine über Napoleon in Erſtaunen, wegen des umfaſſenden und feinen Verſtändniſſes, das ſie bei dieſem jungen Manne von zwanzig und einigen Jahren enthüllten. Und infolge eines jener beſtändig ſich wiederholenden neckiſchen Spiele der Logik, welche die nicht hinreichend überlegten Vorherſagungen zu Schanden machen, iſt es gekommen, daß gerade die ſchätzenswerten analytiſchen Eigenſchaften, wegen deren wir ihn unter die Kritiker verweiſen wollten, aus ihm einen unſerer großen Romanſchriftſteller gemacht haben.

Das Gebiet des Romanes, ach, wie iſt es in unſerem Jahrhundert ſo gründlich bearbeitet, ſo gründlich durchwühlt und immer wieder in Angriff genommen worden! Man ſollte glauben, es ſei auch nicht ein einziges Fleckchen Erdreich übrig geblieben, mit dem ſich noch etwas anfangen ließe. Nach den großen Ernten der Romantiker, einem Chateaubriand, einem Hugo, einer George Sand, einem Dumas, einem Eugène Sue, ſind gleichzeitig oder ſpäter etwas weitere Einheimſungen der Wirklichkeitsrichtung gekommen, ein Stendhal, ein Balzac, ein Flaubert und die Goncourt; und es iſt ſelbſt noch eine Nachleſe vorhanden in meiner Generation, in den Schriftſtellern, welche heute die Fünfziger paſſirt haben. Was für eine Verlegenheit daher für die wachſende Schar der jungen Romanciers dieſem durchwühlten und dem Anſcheine nach erſchöpften Felde gegenüber! Im Roman wie in der Poeſie, ſoll man meinen, haben die Aelteren alles geſagt. Das erklärt zugleich die Ausſchreitungen nach dem Schlimmeren hin, denn die Zuletztgekommenen haben das Recht, dem Boden ihren Platz abzuverlangen, und ſie mögen glauben, daß ihnen nichts als die revolutionäre Gewalt übrig bleibt, das Eiſen und das Feuer, das ein Reich zerſtört, um eine neue Welt zu gründen.

Aus dieſem von drei Generationen von Romantikern ausgebrüteten Eroberungsfelde hat Bourget für ſeine Perſon die geiſtige Fähigkeit beſeſſen, ſich noch ein ganzes Königreich herauszuſchneiden. Sie ſind nicht zahlreich, die Romanciers ſeiner Generation, die ſich über Formeln hinauszuſetzen verſtanden haben, und die neben dem Beſitzſtande der älteren ein ihnen eigentümlich gehörendes Erdreich aufzuweiſen haben, deſſen legitime Herren ſie ſind. Ich rechne dazu kaum noch zwei andere, Huysmans, der in ſeiner goldziſelirten Kapelle etwas abſeits vom Wege geblieben iſt, und Maupaſſant, dieſen klaren und feſten, allzu früh vom Strahle des Geſchickes getroffenen Geiſt. So bleibt von allen denen, die uns folgten, Bourget faſt allein noch übrig in voller originaler Thätigkeit, das heißt, nachdem er mit ſeinem

neuen Format hervorgetreten ist, sich sein Publikum erobert hat und Herr der Welt ist, die er sich geschaffen hat.

Ich schreibe hier keine vollständige Studie und kann diese Welt Bourgets nicht genauer abgrenzen. Bourget ist nach dem herrschenden Sprachgebrauch der Meister des psychologischen Romanes. Diese Bezeichnung ist ungenau, denn es gibt keinen Roman ohne psychologischen Gehalt. Er selbst hat in der kürzlich geschriebenen Vorrede zur »Terre promise« sehr gut gesagt, was es über diese Frage des psychologischen Momentes im Roman zu sagen gibt. Es genügt aber, wenn man sich verständigt; die Domäne, die er sich zu eigen gemacht und die sich neu geschaffen hat, ist das Gebiet der intimen Analyse, des Innenlebens, der Zergliederung der Leidenschaften vom Standpunkte des individuellen Glückes und der Moral aus, ohne Berücksichtigung der Rückwirkung auf die breiten menschlichen Massen, auf den Verlauf einer Zivilisation. Von »Cruelle énigme« an bis zu »Outre mer« stellt und löst jedes Werk, einschließlich von »Mensonges« und »Coeur de femme«, ein kasuistisch-leidenschaftliches Problem, in welchem die Liebe unserer Zeit, so wie die Rasse und das Milieu sie gemacht haben, zum Gegenstande einer Studie gemacht wird. Trotzdem das Gebiet nach allen Richtungen hin ausgebeutet ist, entfaltet er auf demselben entschieden Originalität, mit einer ganz wunderbaren Durchdringung des Gegenstandes, mit Darlegungen und Untersuchungen, die geradezu staunenswert und dabei so persönlich sind, wie kein anderer Schriftsteller unserer Zeit sie zu schreiben im stande ist.

Und dieses Gebiet, das er sich erobert hat und als König beherrscht, verweist, ich wiederhole es, Bourget auf die erste Rangstufe. Trotz der kritischen Einwendungen sogar, die sich gegen seine Formel erheben lassen, nimmt er eine herrschende Stellung ein, weil er sich seinen Vorgängern gegenüber genug Unabhängigkeit gewahrt hat, um eine der Provinzen des Romanes neu begründen zu können. Nur um diesen Preis erwirbt man sich die Stellung eines großen Romanciers.

Andere Kritiker haben schon mit Recht hervorgehoben, daß bei Bourget ein vollständiger Entwicklungsgang zu verfolgen ist. Er ist ganz gewiß von dem reinen Intellektualismus, von der Freude am Verständnis ausgegangen. Das war aber nicht möglich ohne in den Bann des Dilettantismus zu geraten, ohne die Lustempfindung, welche die allen Gegenständen sich mit der gleichen Leidenschaftlichkeit zu wendende Gehirnthätigkeit gewährt; wenn er auf Reisen gegangen ist, wenn er Museen und Bibliotheken besucht hat und ihn der lebhafte Drang beseelte, die verschiedenen Zivilisationen kennen zu lernen, kam das nur von dieser Bevorzugung einzig und allein, des Erkenntnistriebes in seiner Ausdehnung auf das weite Gebiet der intellektuellen Welt her: Dilettant und Kosmopolit, ist er das alles sicherlich mit Eifer und rastlosem Streben gewesen.

Und da schreibt er ein düsteres Buch gegen den Intellektualismus, gegen den Dilettantismus und Kosmopolitanismus. In diesem Roman werden die Kosmopoliten hart mitgenommen; sie säen nichts, sie begründen nichts, sie sind einfache Spieler, welche die Vorsehung mit ihrem Blitzstrahle trifft. Die Schlußfolgerung, die sich aus »Cosmopolis« ergibt, wäre, mit allen diesen verlorenen Kräften aufzuräumen. Das fabula docet läßt sich aber vielleicht noch deutlicher aus Dorsenne, einer der handelnden Persönlichkeiten, abstrahiren. In ihm wird der aus Verständnisfreudigkeit auf Abwege geratene Intellektualist, der Dilettant mit dem gelähmten Herzen, in grausamer Weise von der Strafe ereilt. Ueber seine Freude an der endlosen Zergliederung hat er den Willen zu lieben verloren: er ist es, der alle Verantwortung zu tragen und moralisch den Tod Albas verschuldet hat, worüber er sich niemals zu trösten vermag. Alles um uns her fällt der Vernichtung anheim, und es sollte das Leben nicht als ein glückloses geführt werden.

Die Absicht ist augenscheinlich, Bourget ist dahin gelangt, an der reinen Intelligenz zu zweifeln und diejenigen zu verdammen, die sich mit der Hoffnung tragen, daß das Leben sich innerhalb der Schranken des Gehirns und der Sinnesempfindung halten lasse. Es scheint sogar, daß er dem Glauben zustrebt, und zwar nicht dem unbestimmten Glauben des Deisten, sondern dem noch unerschütterten und durch das Dogma geregelten katholischen Glauben. In dieser Hinsicht sollte die Schlußscene von »Cosmopolis« keinen Zweifel lassen, jene Scene, in welcher Dorsenne, verwirrt und weich gestimmt, den heiligen Vater, an einer Rose riechend, durch den päpstlichen Garten schreiten sieht. Bereits im »Disciple« und später in der »Terre promise« sprach dieser Entwicklungsgang, der hier so stark zum Ausdruck und zum Vollzuge gelangt, sich aus.

Gewiß, der katholische Glaube ist ein fester Wanderstab, wenn man zufällig das Glück hat, ihn zu besitzen. Auch ich bin überzeugt davon, daß es nichts Besseres gibt, als zu glauben, und daß der Glaube allein die Glücksfrage löst. Aber meine Unruhe beginnt, wenn Bourget das Wort Balzacs citirt: „Der Gedanke, der Anfang des Guten und des Bösen, kann nur durch die Religion vorbereitet, gebändigt und geleitet werden.“ Hört sich das nicht an wie eine politische Maxime der Regierung von dieser Welt? Ich meine, Balzac hat in seinem autoritativen und herrschsüchtigen Charakter lediglich die Ordnung durch Unterwerfung im Auge gehabt. Denn, beim allmächtigen Gott! hat nicht andererseits gerade die Religion häufig die Intelligenz wachgerufen, und gibt es eine Stille, die nicht von den Leidenschaften durchweht wird, welcher Art diese immer auch seien?

Nein! Das Glück liegt in der Natur, in dem natürlichen Verlaufe des Lebens. Unsere Leiden kommen stets daher, daß wir unser Dasein nicht führen, wie es geführt werden sollte. Muß es nicht auffallen, daß bei Bourget, da wir gerade doch einmal von ihm sprechen, die handelnden Personen stets Müßiggänger sind, die niemals mit ihren zehn Fingern etwas machen? Es ist immer und immer wieder eine Gruppe schöner Damen und schöner Herren, die im Treibhaus gezüchtet sind und das unmotivirteste und einfaltigste Dasein führen. Darum verhängt auch die geringste Kleinigkeit, die für die große Arbeit des Weltgetriebes ganz und gar belanglos ist, die allergrößten Leiden über sie. Ich meine, wenn sie sich jeden Tag ihr Brot zu verdienen hätten, würden sie in der Erbitterung ihrer Unthätigkeit weniger über ihr nichtiges Weh in Thränen ausbrechen.

Es verhält sich damit gerade so wie mit der Liebesfrage: ist sie nicht sehr einfach? Das Kind muß an der Brust liegen, sonst gibt es nichts als Schmutz und Unrat. Muß es nicht in Staunen versetzen, daß in all diesen weltlichen Liebesgeschichten der Gedanke des Kindes nicht einmal zum Vorschein kommt? Man betet sich an, man nimmt sich, man verläßt sich, man bricht in Thränen aus und man tötet sich, und das alles mit Außerachtlassung des einzig natürlichen und gerechtfertigten Zweckes. Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie leiden! Sie brauchen nur zur natürlichen Ordnung der Dinge zurückzukehren: ein guter Mann, eine gute Frau und ein hübsches Kind in der Wiege.

Wird Bourget mir wohl die Bemerkung gestatten, daß es außer der guten Natur weder Wahrheit noch Gewißheit gibt! Er ist ein sehr großer Schriftsteller, und der einzige Fehler, den er, meiner Ansicht nach, hat, ist vielleicht nur der, daß er nicht auch ein einfacher Mensch ist.

•

Aus den „Pensées et Maximes“

von

Emanuel Wertheimer:

1. So lange man geliebt ist — nur Zweifel; wird man es nicht mehr — quälende Vorwürfe, wie sehr man es war.
2. Mit den Ursachen der Eifersucht schwinden zuweilen auch die der Liebe.
3. Die Liebe ist nur ein Gast der Ehe.
4. Für eine Ehescheidung haben die Frauen mehr Gründe, die Männer mehr Wünsche.
5. Einer letzten Liebe folgt gewöhnlich immer noch eine vorletzte.
6. Die Vivisektion besteht, seit es Gerichtshöfe gibt.
7. Die Pflicht hält sich so aufrecht, weil sie von der einen Seite durch die Strafe, von der andern durch die Belohnung gestützt wird.
8. Durchs Fernrohr entdeckt der Astronom immer unermeßlichere Gebiete seiner Unwissenheit.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 14. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des vierzehnten Heftes.

	Seite
Die kleine Kirche. Roman aus dem Französischen von Alphonse Daudet (Fortsetzung)	629
Wassili Tjorkin. Roman aus dem Russischen von P. Boborykin (Fortsetzung)	643
Tess. Roman aus dem Englischen von Thomas Hardy (Fortsetzung)	659
Tirard y Soult. Novelle aus dem Amerikanischen von Rebekka Harding Davis	669
Peruanisches Lied	676

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist in unserem Verlage erschienen:

Berlin in farbigen Naturaufnahmen

von

Otto Troitzsch

Zwanzig Farbenlichtdrucke mit dreisprachigem Text

(Bildgrösse $12^1/_2 \times 17^1/_2$ cm, Kartongrösse 20×25 cm)

In eleganter Leinwandmappe mit Gold- und Farbendruck Preis 5 Mark.

Inhalt:

Reichshaus
Siegessäule auf dem Königsplatz
Brandenburger Thor
Unter den Linden: Kaffee Bauer und Kaffee Kranzler
Palais Kaiser Wilhelms I.
Denkmal Friedrichs des Grossen
Königliche Universität
Königliches Opernhaus
Schlossbrücke und Ruhmeshalle
Museum und Denkmal Friedrich Wilhelms III.
Nationalgalerie und Denkmal Friedrich Wilhelms IV.
Börse
Königliches Schloss und Begasbrunnen
Rathaus
Königliches Schauspielhaus
Potsdamer Bahnhof
Belle-Alliancebrücke am Halleschen Thor
Victoriapark und Kriegerdenkmal
Mausoleum (Aeusseres)
Mausoleum (Inneres)

Bei der Auswahl von Berliner Ansichten, die als Andenken oder zu Reisegeschenken etc. dienen sollten, war der Besucher der Reichshauptstadt seither fast ausschliesslich auf Photographien angewiesen. Unser **Berlin in farbigen Naturaufnahmen** bringt zwanzig der schönsten Ansichten aus dem rühmlichst bekannten K. Hofkunstinstitut von O. Troitzsch in Berlin in vielfarbigem Lichtdruck, der eine feine, naturwahre Farbengebung mit der photographischen Treue verbindet, was den Bildern eine malerische Wirkung von unübertrefflichem Reiz gibt. Die noble Ausstattung der Tafeln in Druck und Papier, wie der mit reichem Gold- und Farbendruck geschmückten Mappe verleiht dem Ganzen den Charakter eines kleinen Prachtwerks, welches das

schönste Erinnerungs-Album von Berlin

bietet für alle unserer Reichshauptstadt alljährlich zu Hunderttausenden zuströmende Fremde, wie überhaupt für alle, die Berlin schon kennen oder erst kennen lernen wollen.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Fortsetzung.)

Entzückt darüber, den Damen zeigen zu können, daß es auch ihm nicht an Beleſenheit und Beredſamkeit fehle, reckte der Richter ſeinen Kopf in die Höhe und erhob ſeine Stimme wie vor Gericht; aber das Ende ſeines Vortrages ging in einer allgemeinen Verwirrung verloren. Der Herr Pfarrer hatte gefunden, daß der Beſuch lange gedauert habe, hatte ſich lebhaft erhoben, ſich von der Herrin des Hauſes verabſchiedet und ging gerade auf die Thüre zu, als der Vikar ſeinen Aufbruch bemerkte. „O, mein Gott," ſagte ſich der Unglücksmenſch, „wieder eine Zerſtreutheit ..." Er ſtürzte durch den Saal, ſtieß an ein Tabouret, warf einige Stühle um und umſchlang mit den Worten: „Nein, das werde ich nicht dulden ... ich weiß zu wohl, was ich meinem Vorgeſetzten ſchuldig bin," ſeinen kleinen, dicken Pfarrer mit beiden Armen gerade in dem Augenblick, als dieſer hinausgehen wollte. Er hob ihn förmlich auf und ſtürzte auf den Flur hinaus, wo er mit einer triumphirenden Geſte als guter erſter ankam.

„Ein drolliger Kauz ... Warum hat er immer ſolche Eile?" fragte Delcrous ganz leiſe Lydie und ihre Mutter, die den beiden Geiſtlichen nachſahen. Die Pelerine des Pfarrers begleitete ſeine heftigen Zornesgeberden mit wütenden Bewegungen. Der Vikar ging ganz beſtürzt mit geſenktem Kopf nebenher und ließ eine fürchterliche Predigt über den geſellſchaftlichen Anſtand über ſich ergehen, die indeſſen gar nichts nützte; denn als er den Briefträger traf, der vor dem Gitterthor von ſeinem Velociped ſtieg, blieb er, der immer zerſtreut und mitleidig war, ſtehen, um ſich nach dem Befinden ſeiner kranken Frau zu erkundigen. Man hörte die ſcharfe und nervöſe Stimme des Pfarrers: „Wenn's gefällig iſt, Herr Abbé! ..." und darauf Entſchuldigungen des unglücklichen Ceres, der dann auf der Straße in einem Wirbel von Staub und heftigen Worten verſchwand.

„Unſer armer Vikar," ſagte Frau Fénigan. „Der da wird ihm das Leben auch nicht gerade ſüß machen."

Lydie antwortete nicht. Sie war von einem Briefe Richards in Anſpruch genommen, der ihr ſeine und Mérivets Rückkehr für den kommenden Dienstag ankündigte. „In drei Tagen, Mama ... In drei Tagen wird er da ſein." Der Ausdruck der Freude, mit dem ſie ihre Arme um den Hals der Schwiegermutter ſchlang, verriet ſo viel ehrliches Gefühl, daß der Richter, als er gegen Abend nach Corbeil zurückkehrte, bei ſich dachte: „Das iſt gewiß, die Ehe iſt eine ſolide Inſtitution. Sollte man es für möglich halten, daß dieſe Leutchen nach derartigen Stürmen noch eine glückliche Ehe führen können?"

So urteilt die Welt, die von Menſchen und Dingen immer nur die Außenſeite ſieht, ohne von den inneren Vorgängen eine Ahnung zu haben. Sogar in dem nächſten Bekanntenkreis, unter denen, die die Nachſicht des Gatten, ſeine hochherzig ihr aufgedrungene Verzeihung billigten oder tadelten, ahnten die wenigſten, daß das Drama noch fortdauerte, daß der traurige Konflikt ſich noch mehr zugeſpitzt hatte; die wenigſten hatten eine Ahnung von dem Grund zu Richards langer Reiſe, von den in ihrer grauſamen Eintönigkeit herzzerreißenden Briefen, die die beiden Gatten ſeit zwei Monaten wechſelten. Beſonders in der erſten Zeit ſteigerte die Abweſenheit, das Fernſein, die ſonſt auf Wahnideen ſo günſtig einwirken, die eiferſüchtige Erregung des Mannes. Der Gedanke, daß der Prinz in Grosbourg war, daß ſie ſich begegnen, ſich wiederſehen konnten, brachte ihn dazu, in endloſen, in fliegender Haſt geſchriebenen, beinahe unleſerlichen Briefen immer von neuem die Scene aus der Nacht vor ſeiner Abreiſe zu wiederholen: „Warum haſt Du ihn geliebt? ... Schwöre mir, daß Du ihn nicht mehr liebſt." Und ſie ſchwor

und bedeckte ganze Seiten mit Beteuerungen und erschöpfte alle Eidesformeln.

Aber das wunderbare, mannigfaltige Landschaftsbild der algerischen Sahel und mehr noch als dieses Landschaftsbild, das sich seinen spießbürgerlichen Blicken verschloß, die Hetzjagden, der Gang auf den Anstand, die langen Ritte, denen ein tiefer Schlaf im Zelt folgte, bewirkten es endlich doch, daß Richard Fénigans Nerven sich beruhigten und daß er seine fixe Idee aufgab. Der Ton seiner Briefe änderte sich, wurde heller und fester, wie die Stimme eines Genesenden. Eines Tages schrieb Mérivet: „Es geht besser.“ Und Richard schrieb einige Zeit darauf: „Ich befinde mich vollkommen wohl.“ Sehr bald folgte dann der Brief, der seine Ankunft für den kommenden Dienstag anzeigte.

Lydie saß in stiller Einsamkeit auf einer Bank im Parke und las immer wieder den lieben Brief, der ganz erfüllt war von zärtlichen Worten und von Plänen für ihr Glück. Der Tag ging zur Neige, und die Atmosphäre färbte sich in weichen Tönen. Durch die Zweige hindurch erblickte man ein Stück Himmel, der aus einem tiefen Blau in ein zartes Grün hinüberschimmerte. Es war das rechte Wetter zum Hoffen und zum Glauben. Plötzlich hörte man ganz in der Nähe hinter einem Gebüsch eine wütende Frauenstimme schelten, die die Leidenschaft so entstellte, daß man sie gar nicht erkennen konnte: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie schlechte Person ... Benimmt sich so eine verheiratete Frau ... Schämen sollten Sie sich, Sie gemeine Kreatur!“

Lydie war ganz erschreckt aufgesprungen, weil sie glaubte, daß die Beleidigung ihr gelte, als sie vor dem auf den Wald hinausführenden Thore Rosine Chuchin erblickte, die sich mit beiden Händen an die Gitterstäbe festklammerte und ihren Zorn in der Richtung hin ergoß, in der ein rosagestreiftes Kleid und ein Sonnenschirm in den Wald hinein flüchteten. Die Wäscherinnen hatten ihr von der langen Unterredung des Herrn Alexander mit Sautecoeurs Tochter erzählt und, da sie auf ihren alten Liebhaber eifersüchtig war, erschien ihr ein Liebeshandel zwischen den beiden um so wahrscheinlicher, als sie seit einigen Tagen die Sautecoeur in dem kleinen Sénart in der Umgebung von Uzelles, wohin Alexander fortwährend kam, herumstreifen sah. Lydies Gegenwart störte sie nicht; sie rief sie vielmehr zur Zeugin auf für diese Unverschämtheit und Gemeinheit: „Machen Sie sich eine Vorstellung von der Frechheit dieser Person, gnädige Frau ... bis zu uns zu kommen, um uns unsere Männer wegzukapern!“

„Bist Du denn verheiratet, meine arme Rosine?“

„Nein, gnädige Frau, aber es gibt auch zu peinliche Dinge ... Wenn sie glaubt, daß ich sie ihre Ränke schmieden lassen werde ... Ich werde es nicht ihrem Dummkopf von Mann sagen, sondern ihrem Schwiegervater, dem Indier, der ihr den Standpunkt klar machen soll ... Du sollst es mir teuer bezahlen, Du Dirne!“

Aber auf dem Waldwege, der an diesem Abend in köstlicher Ruhe dalag, hörte man nichts mehr als das Springen der Kaninchen und das Flattern der durch all das Geschrei erschreckten Fasane. Lydie war ganz starr, in dieser Chuchin, die sie für verschlafen und verschlossen, für ein rechtes Murmeltier hielt, so viel Leidenschaft zu finden, und versuchte ihr vernünftig zuzureden: „Es wäre ja entsetzlich, wenn Du dem Schwiegervater etwas sagtest. Du weißt ja, er ist das reine wilde Tier ... Aber ich kenne Dich, Du wirst es nicht thun, Du bist ja nicht schlecht.“

Rosine schüttelte den Kopf.

„Nein, aber ich bin eifersüchtig ... O, eifersüchtig ... Sehen Sie, gnädige Frau, das ist eine Krankheit, wie der Wahnsinn ... Man ist gebissen und man will beißen. Man leidet und man macht andere leiden.“

Ihr gewöhnliches Gesicht wurde ordentlich schön und bekam Farbe durch die Leidenschaft, die es durchzuckte; und Lydie Fénigan fand zu ihrem Schreck in dem Mienenspiel des Bauernmädchens als eine Art von Drohung oder Vorboten den schmerzlichen Gesichtsausdruck wieder, den sie so gut kannte und der sie an so grausame Stunden erinnerte.

XV.

Tagebuch des Prinzen.

Ich weiß jetzt, warum meine Familie mich so lange von Grosbourg verbannt hat. Der Gatte der Frau F..., der die Entführung seiner Frau mit philosophischem Gleichmut dahingenommen hatte, soll in die hellste Wut geraten sein, als er erfuhr, daß sie verlassen worden war. Die Drohungen des Herrn Bum-bum haben auf meine Mutter einen großen Eindruck gemacht; sie sah mich schon ertränkt, gehängt, gespießt, skalpirt und hat sich erst wieder etwas gefaßt, als sie mich unter dem Schutze meines Vetters von Boutignan und der unüberwindlichen Fünfziger Dragoner wußte. Was mag bei unseren Nachbarn in Uzelles vorgegangen sein, während wir im großen Manöver waren. Man versichert mir, daß Madame in die eheliche Wohnung zurückgekehrt, daß Bum-bum nach Algier ausgerissen sei, ohne daß mir jemand den Schlüssel zu diesem doppelten Geheimnis hätte geben können. Die Hauptsache ist, daß mich der Oberst meiner Familie wieder gegeben hat, mit einem Urlaub, der unbeschränkt erneuert werden kann.

Lustig ist es gerade nicht in der Familie. Die Herzogin ist immer unterwegs in dieser endlosen

Erbschaftsangelegenheit; der General kann sich von Tag zu Tag weniger bewegen und ist jenen mythologischen Personen ähnlich, von denen Virgil und Ovid uns erzählen, wie sie vom Zorn eines Gottes verfolgt und in einen Baum oder in einen Felsen verwandelt werden. Von Stunde zu Stunde steigt die schmerzliche Scheide des Steines oder der Rinde, die sie umschließt, höher hinauf. An ihm wird auch bald nichts mehr leben, als der Kopf und dann die Augen, diese finsteren und empörten Augen, in denen das Licht noch aufleuchtet, wie die untergehende Sonne in einem Mansardenfenster. Seine Gedanken beherrscht er noch, ebenso die Sprache, aber er benützt sie nur, um in verzweifelten Worten seine Krankheit zu schildern. Alles, was er spricht, ist wild, blitzt, zwickt und schneidet wie ein chirurgisches Instrument; und doch werden, wenn man ihm glauben soll, seine Kräfte stumpf, denn das Cello des Magister Jean kitzelt seine Nerven nicht mehr so wollüstig wie einst. Allerdings kann Magister Jean selbst kaum mehr japsen; wenn er mit einem spricht, glaubt man taub zu sein, man hat den Eindruck, als höre man ihn im Nebenzimmer sprechen; vielleicht wird sein Cello aphonisch wie er.

Gestern nachmittag sprachen wir drei mit einander auf der Uferterrasse. „Mach mir eine Cigarrette," sagte der General mit scharfer Stimme. Während ich sie ihm rollte, habe ich wohl auf seine großen, leblosen Hände gesehen, die, wie welke Blätter zusammengeschrumpft, auf seinen Knieen lagen. Seine üble Laune brach deutlicher hervor:

„Was gibt's denn da, mit meinen Händen? Sie sind freilich nicht so weiß, wie die der Frau F..." Sobald er den Namen ausgesprochen hatte, fuhr er auch auf, warf mir vor, daß ich mich dieser Frau gegenüber gemein benommen habe und beschuldigte mich, daß ich mich ihr wieder zu nähern suche. Und während die Eifersucht seinen Mund verzerrte, schrie er mir, in dem befehlenden Ton, mit dem er in Longchamp den Vorbeimarsch der Truppen vor der Tribüne des Präsidenten zu kommandiren pflegte, zu: „Ich verbiete es Dir, hörst Du wohl, ich verbiete es Dir." Da warf ich mich in die Brust:

„Sie verbieten es mir? Und mit welchem Recht?"

„Mit meinem Recht als Vater ... mit meinem Recht als Familienoberhaupt."

Gerade Ihr letzter Brief, mein lieber Vallongue, behandelte das Prinzip der Autorität und ihren allgemeinen Bankerott. Ich erinnerte mich an Ihre hochtönenden, sehr beredten Phrasen und setzte sie dem General vor, als wenn es mein eigenes Gewächs gewesen wäre.

Als ich ihm sagte, daß die Familie den Fußstapfen des Staates folge, daß sie, nachdem sie nach seinem Bilde monarchisch gewesen sei, zu monarchischem Liberalismus übergegangen sei und jetzt mit ihm demokratisch werde, nein, Sie können sich von der Verwirrung und dem Entsetzen meines erlauchten Vaters, die sich in dem traurigen Gesicht des Magister Jean widerspiegelte, keine Vorstellung machen.

Das Kurze und Lange von der Sache ist, daß der General immer noch an unsere hübsche Nachbarin denkt und vor Wut über sein Untergestell sterben möchte, wenn er mich über die Brücke gehen sieht, da er überzeugt ist, daß ich um Uzelles herumstreiche ... Ich gebe Ihnen aber mein Ehrenwort, daß ich seit unserem Bruch Frau F... nicht mehr gesehen habe, bis wir uns heute früh bei einem Juwelier in Corbeil trafen. Sie schien mir etwas magerer geworden zu sein, zeigt aber immer noch ihre indolente Grazie und eine gewisse Blässe, die ich aber dem Schreck der Begegnung zuschreibe. Kein Wort, kaum ein Blick wurde gewechselt und dabei blieb es. Ich kann Ihnen sogar versichern, daß es dabei bleiben wird, denn wenn man mich beschuldigt, ich ginge wieder nach Uzelles, so hat das seinen Grund darin, daß ich mit meiner kleinen Sautecoeur fast immer in dem Teil des Waldes zusammenkomme, der sich an dem Park der Fénigans hinzieht. Ich habe Ihnen gesagt, wie sie überwacht wird, die liebe Kleine, und welch tolle Angst sie vor dem Indier hat, dank dem wir erst bis zu den Präliminarien gekommen sind. Darum fesselt wohl ohne Zweifel diese Liebelei meine Phantasie, und darum hat keine Frau der Gesellschaft, weder eine hochadelige noch eine bürgerliche, mich jemals so gereizt, wie diese entzückende kleine Zuckerbirne.

Ob sie hübsch ist? Das wäre schon das allerhöchste. Sie hat einen großen Mund, eine kleine Montmartrenase und die lendenlahme Eleganz des Lehrmädchens mit dem großen Karton. Als Frau F... neulich bei dem Juwelier eintrat, bei dem wir eine goldene Kette aussuchten, schleuderte sie mir ihre ganze Verachtung in einem Blick zu, der sagen sollte: „Da sind Sie also angelangt ... Ich gratulire." Unglücklicherweise stand mir als einzige Antwort auch nur ein ausdrucksvoller Blick zu Gebote, und das genügte nicht, um ihr einen deutlichen Aufschluß zu geben.

Sie sehen, Wilkie, daß ich, obgleich ich noch sehr jung bin, meine Studien über das Weib, besonders so weit sie die französische Frau betrifft, fast vollendet habe. Und nun zunächst, wo ist sie denn, die Französin? Welches ist ihr Typus? Ist es die mit kaltem Blute ausschweifende Phantastin, von der uns die Romane des achtzehnten Jahrhunderts erzählen? Ist sie jemals errötet, hat sie jemals geseufzt wie die Malwinas der jungfranzösischen Romantiker? Finden wir sie eher unter dem tiefsinnigen

Viehstand der parnassischen Dichter, unter den Instinktiven der Naturalisten oder den Mystisch-Nervösen der Decadenten? Sie ist vielleicht überall da gewesen, oder sie hat es sich wenigstens eingebildet, als Gliederpuppe für die Romanschriftsteller, als schlanke, gefällige Probirmamsell für alle, auch noch so exzentrischen Moden; aber im Grunde habe ich den Verdacht, daß ihre Leidenschaft falsch, daß sie ohne Ueberzeugung leichtfertig ist, daß sie einfach und fast immer die Mutter, die Mama ist. Während der mehr als drei Jahre, die ich mich nun in Frauenarmen herumwälze, ist das der Typus, dem ich am häufigsten begegnet bin. Das hängt mit meinem Alter zusammen, werden Sie sagen. Und doch verkehre ich hier sogar mit ganz jungen Mädchen und Frauen, unseren Nachbarinnen aus Mérogis, bei denen ich das ganz bestimmte Gefühl habe, daß alles nur Maske, Trainirung oder Mode ist, alles, mit Ausnahme des zärtlichen, schützenden Instinktes der Mütterlichkeit. Bei der Sautecoeur ist es etwas anderes; sie ist ein kleines, erregtes Wesen, Tollheit und Begierde spiegeln sich in ihrem Gesicht; das ist weder die aristokratische Schönheit der Gräfin, noch der Typus der rothaarigen Jüdin einer Rebekka Dollinger, aber ich weiß gewiß, daß mich da etwas anzieht, wofür ich den Gegenwert nicht kenne. Ich werde Ihnen das morgen sagen, lieber Freund, und will mein Tagebuch daher heute noch nicht abschließen, damit ich sehe, ob ich mich nicht in meiner Diagnose geirrt habe.

Sie fragen: „Warum morgen?“ Weil ich, mit einiger Hinterlist, uns eine Nacht habe sichern können, eine schöne Nacht, ganz für uns, in einem richtigen Bett, nicht mehr unter dem drehbaren Schutz eines Sonnenschirms. Ich habe nämlich den Oberaufseher veranlaßt, ein großes Treibjagen auf die Wilddiebe zu veranstalten, deren Kühnheit anfängt unerträglich zu werden. Der Indier, der mit der ganzen Rotte aus dem großen und kleinen Sénart auf heute abend nach der Fasanerie beordert ist, wird nicht vor sechs Uhr morgens nach der Eremitage zurückkehren. Sie können sich also denken, daß wir uns das zu nutze machen werden.

Ich lege hier die in zwei Farben ausgeführte Skizze meiner verehrlichen Larve bei, die der Ritter Borski, Fälscher bei den Fünfzigern Dragonern angefertigt hat. Wie Sie sehen, war sie schon recht ähnlich, nur hat dieser leidenschaftliche Borski nach dem Gesetz der Subjektivität, von dem wir einmal sprachen, und das meinen dicken Schneider, trotz allem, was ich ihm sagen mag, zwingt, seiner Kundschaft Westen mit einem Bauch zu machen, in meine Augen die brennende Glut der seinen gelegt, wodurch der Ausdruck meines Gesichtes vollkommen verändert ist. Ich habe diesen unglücklichen Jungen im Kasernenhof wieder gesehen an dem Morgen, an dem nach seiner Verurteilung zur Zwangsarbeit die Exekution an ihm vorgenommen wurde. Die traurige und theatralische Zeremonie der Degradation bei regnerischem Himmel, zwischen den vier schwarzen Mauern und den triefenden Menschen und Pferden schien gar keinen Eindruck auf ihn zu machen. Als er bei mir vorbei kam, den umgekehrten Waffenrock über den Schultern, den Kopf hoch aufgerichtet, war ich darüber ganz betroffen, wie wenig er bei der Sache war, wie sehr sich seine Gedanken und Blicke über die Situation wegsetzten. Man fühlte, daß er, tausend Meilen von allen Kerkern entfernt, der, die ihn zum Verbrecher gemacht hatte, begeistert zulächelte. Diese flammende Leidenschaft hat er auch mir verliehen, aber sehr zu Unrecht.

Ach nein, in den Augen unserer Generation sprüht keine Flamme, nicht wahr, Vallongue? Wir erglühen ebenso wenig für die Liebe, wie für das Vaterland. Woran liegt die Schuld? Sie, der Philosoph, der Denker, der Grübler, der Bücherwurm, haben, wie Sie glauben, Ihre Wärme und Ihre Strahlen in dem Nebel der deutschen Metaphysik verloren; Sie beschuldigen die Bücher, die Sie zu früh aufgeklärt und ausgetrocknet hätten. Aber wie steht's denn mit uns, mit uns Faulpelzen, die wir nichts lesen? wir hätten es doch behalten müssen, dieses Feuer der ehrlichen Ueberzeugung, und just das Gegenteil davon ist der Fall. Wahrscheinlich braucht man die dicken Schmöker, die Sie ernüchtert haben, gar nicht aufzuschlagen, um sie zu kennen; die trostlosen Ideen, die sie im Keime enthalten, haben Gestalt angenommen und sich über die ganze Welt zerstreut, und wir atmen sie mit der Lebensluft ein, wir saugen sie durch alle Poren auf. Nicht ein einzigesmal haben Sie mir eines der schönen und traurigen Axiome Ihrer Philosophie citirt, ohne daß ich mir gesagt hätte: „Aber das weiß ich ja schon.“ Wir haben da eines jener unerklärlichen Phänomene, durch die in einem Tage die Nachricht von einem großen Ereignis von einem Ende der Wüste zum andern verbreitet wird, ohne daß man sich den Vorgang der Fortpflanzung erklären könnte. Dieses Phänomen ist mir nicht bekannt. Deswegen leiden wir alle von der jüngsten Generation, von der Generation der Eroberung, ob wir nun nichts wissen, wie ich, oder gelehrt sind, wie Sie, wir alle leiden an Langeweile und Erschöpfung, wir sind besiegt noch vor der Schlacht, wir sind alle Anarchistenseelen, denen der Mut zur That gefehlt hat . . .

Charlexis.

XVI.

Als der alte Mérivet in Marseille, wo er sich einen oder zwei Tage zur endgiltigen Regelung seiner Geschäfte aufhalten mußte, an Land ging, war er

höchst erstaunt, als er sah, daß Richard fest entschlossen war, sich von ihm zu trennen und nach Paris weiter zu fahren.

„Aber warum denn nur?“ fragte Napoleon, während er seinen launischen Reisegefährten vom Dampfer an die Bahn begleitete. „Sie haben unsere Ankunft auf Dienstag oder Mittwoch angekündigt, was haben Sie davon, wenn Sie einen Tag früher kommen? Sie werden keinen Wagen bekommen, niemand wird Sie erwarten.“

„Es ist gut, was ich vorhabe,“ sagte Richard und errötete dabei, da er sich, ohne zu wollen, verraten hatte. Mérivet geriet außer sich und machte eine heftige Bewegung, nach der sich der ganze Boulevard des Italiens umgesehen hätte, die aber unter so vielen ähnlichen Bewegungen auf den geräuschvollen Trottoirs der Cannebière unbemerkt blieb.

„Wie, Unglücklicher, so steht es mit Ihnen? ... Sie wollen heimlich zurückkehren und Ihre Frau zu ertappen suchen? ... Und ich war dumm genug, zu glauben, daß Sie endlich geheilt seien. Nun, Sie verdienten, daß, wenn Sie ankommen —“ Aber da er Richards Bewegung sah, hatte er nicht den Mut, den Satz zu vollenden. „Also glückliche Reise, großer Narr; und, da Sie sie früher sehen werden als ich, so umarmen Sie Ihre Mutter und Ihre Frau im Namen ihres alten Freundes.“

Es war nicht nur die Eifersucht, die Richard dazu trieb, vierundzwanzig Stunden früher nach Hause zurückzukehren. Es drängte ihn, Lydie an sein Herz zu drücken, aber er wagte nicht, es Mérivet gegenüber zuzugeben, ihm einzugestehen, daß es ihm unerträglich schien, nachdem ihm seine Frau mehr als ein Jahr geraubt gewesen war, sie einen Tag länger zu entbehren.

Als er am Morgen in Villeneuve-Saint-Georges angekommen war, übernahm es ein altertümlicher Omnibus mit einem Kutscher in blauer Bluse und einer lahmenden, abgetriebenen Rosinante, ihn und sein Gepäck nach Uzelles zu befördern. Es ging recht gemächlich, in einem rechten langsamen Trott; und da die Sonne höher hinauf stieg und das Leder des alten Karrens in der Sonne brannte, und einen ekelhaften Duft von Viktualien und Tabak entwickelte, setzte sich Richard auf den Bock neben den Kutscher, den ein an der Biegung von Château-Frayé genossenes Glas Weißwein gesprächig gemacht hatte. Es war ein alter Trompeter von den dritten Jägern aus der Zeit, als der Herzog von Alcantara das Regiment kommandirte.

„Ein guter Kerl, der Herzog, der sich seinerzeit die Weibchen zu holen wußte, wo er ging und stand. Da ist es denn kein Wunder, daß er sich das Mark verbrannt hat. Uebrigens scheint sein Junge, der kleine Charles-Sixte sich auch ein kleines Vergnügen zu gönnen. Im vorigen Jahre ist er mit der Frau eines hier in der Nähe ansässigen Herrn davongegangen; bei dem letzten Fest in der Eremitage sprach man von nichts anderem als von dieser Geschichte. Der Herr Reisende hat vielleicht davon sprechen hören.“

Richard machte ein verneinendes Zeichen und sprach auf dem ganzen Wege kein Wort mehr. Nach einigen fruchtlosen Versuchen glaubte der Kutscher, daß sein Fahrgast, den er zwischen den Zähnen summen hörte, die Musik liebe, holte unter seinem Sitz ein eingedrücktes, mit Grünspan bedecktes Horn hervor und begann, alle Signale des dritten Regiments zu blasen. Richard war bald von all der Blechmusik, deren Gellen ihm die Ohren zerriß, ermüdet. Als sie sich dann seinem Wohnsitz näherten, begegneten sie auf der Bergstraße Leuten, die ihn kannten und die sich über dieses sonderbare Gefährt wunderten. Hinter Draveil stieg er ab und schlug sich in den Wald, während der Omnibus im heißen Sonnenbrande seine musikalische Fahrt auf der Straße fortsetzte. In Wahrheit aber hatten die Erzählungen des Kutschers seine häßliche Neugier wieder rege gemacht und ihn veranlaßt, zu einer Stunde und auf Wegen, wo man ihn nicht erwarten konnte, überraschend einzutreffen.

„Was macht sie? Denkt sie an mich?“

Diese Worte gaben ihm den Takt an, während er rasch und lautlos über das elastische Moos auf einem nach der Prioreiche führenden Fußpfad dahinschritt. Von der kleinen Kirche, deren Glocke er in der zitternden Hitze der Ebene erkannte, ertönte der Mittags-Angelus. Er lauschte auf den bekannten Ton, als er in seiner Nähe Aeste krachen hörte, wie wenn jemand eilig davonflieht; gleichzeitig hörte er das Geräusch eines Werkzeuges, eines Spatens, den er auf einen der großen Ameisenhaufen geworfen sah, von dem man die Eier als Fasanenfutter zu holen pflegte. Es war offenbar irgend ein Räuber, den er bei der Arbeit gestört hatte.

Ohne weiter daran zu denken, setzte er seinen Marsch fort, den er unwillkürlich beschleunigte, je mehr er sich seinem Ziele näherte, und befand sich auch bald an dem Rundell der Prioreiche, von dem mehrere Alleen strahlenförmig ausliefen, unter anderem auch eine, an deren Ende man das Gitterthor seines Parkes erblickte. Schon von weitem sah er dieses Thor, das für gewöhnlich geschlossen war, offen und ein Hinundher von Menschen, das ihn sehr überraschte. Es liefen Leute aus dem Park und wandten sich nach rechts in den Wald, wo man eine Ansammlung erblickte, die sich als dunkler Punkt in der hellen Lichtung hin und her bewegte. Er wandte sich dorthin, da ihn das gespenstische Schweigen der Menge sehr beunruhigte. Die ganze Umgegend war

da versammelt: Soisy, Draveil, Jagdhüter und Gendarmen. Was ging da denn vor? Jedenfalls etwas Trauriges, da gleichzeitig mit ihm, in den Geleisen der Kohlenwagen daherrumpelnd, der schwere Karren Foucarts anlangte.

„Da ist Herr Richard," sagte jemand. Sofort trat die Menge respektvoll aus einander, und man erblickte den Richter Jean Delcrous mit seinem Gerichtsschreiber, den Arzt von Soisy und den von Draveil, die für sich in einem Kreise bei einander standen und sich ganz leise mit Herrn Alexander unterhielten. Vor ihnen lag im Grase hingestreckt eine leblose Gestalt, von der man nur die mit hohen Gamaschen bekleideten Beine sah; der übrige Teil des Körpers lag unter einem großen gelben Sonnenschirm, der ihn schützte und verbarg.

„Ach, mein lieber Fénigan, es ist schrecklich!" murmelte der Richter in dem kühlen Amtston und reichte Richard die Hand, ohne im geringsten überrascht zu sein, ihn hier zu sehen. Die übrigen Personen der Gruppe grüßten ihn mit vor Schreck erstarrten Mienen, aber niemand klärte ihn über den Unfall auf.

„Wer ist es?" fragte er und plötzlich durchzuckte ihn ein Verdacht, der seine Lippen entfärbte und seine Augen aufleuchten ließ. Delcrous sah ihn erstaunt an:

„Wie, Sie wissen nicht? ... Aber der Prinz von Olmütz, tot, wie man annimmt, seit zwei oder drei Tagen. Wir haben ihn soeben an den Platz und in die Stellung gebracht, in der ihn Alexander heute früh gefunden hat."

Auf die Aufforderung des Richters las der Gerichtsschreiber Richard halblaut den Bericht vor, den er gerade nach dem Diktat des ehemaligen Haushofmeisters niederschrieb:

... Nachdem der Prinz Freitag abend nach seinem Diner Grosbourg verlassen hat, ist er bis heute, Montag früh, nicht wieder erschienen: aber niemand im Schloß beunruhigte sich darüber, besonders in den ersten beiden Tagen, weil er öfters derartige Ausflüge unternahm. Man wurde erst am Sonntag abend besorgt, als man ihn nicht bei dem Diner erscheinen sah, das zur Feier seines neunzehnten Geburtstages gegeben wurde und zu dem die ganze Nachbarschaft eingeladen war. Um jedoch die Herzogin nicht zu erschrecken, blieb der Salon bis spät in die Nacht erleuchtet und die Jugend tanzte ein Menuet, das für diese Gelegenheit einstudirt worden war. Am Montag in der ersten Morgenstunde ließ der General, der die ganze Nacht über kein Auge geschlossen hatte, Herrn Alexander holen, und teilte ihm seine geheime Besorgnis mit. Herr Alexander lächelte bei den ersten Worten.

„Aber, Herr General, ich habe ihn ja gestern gesehen, den Herrn Charlexis ... Ich habe ihn auch vorgestern gesehen."

„Wo denn?" fragte der Vater ganz erfreut.

„Im Walde und immer an derselben Stelle ... Es ist ein Winkel im kleinen Sénart in der Gegend der Prioreiche, wo der Prinz seit einem Monat jeden Nachmittag auf die Farnkräuter hingestreckt und unter dem Schutze eines großen Sonnenschirms auf jemand wartet. Auf wen? ... Darüber mich zu erkundigen, bin ich niemals so neugierig gewesen, aber wenn der Herr General es wünscht ..."

„Nicht im geringsten. Ich wundere mich nur, daß er, da sein Manöverfeld so nahe ist, nicht nach Grosbourg zurückkommt, um seine Mutter zu beruhigen. Wenn Sie ihn heute sehen, so autorisire ich Sie, das Inkognito des Stelldicheins zu stören und ihm das in meinem Namen mitzuteilen."

Herr Alexander versprach es und, da er wieder nach Uzelles zurückging, kam ihm der Gedanke, ohne auf den Nachmittag zu warten, seinen Weg längs der Parks durch den Wald zu nehmen. In der Nähe des Thores der Fénigans beugte er sich, von einem unerklärlichen Gefühl getrieben, und blickte durch das Unterholz in die Ferne in der Richtung, in der sich der Prinz gewöhnlich aufhielt. Es war sonderbar, obgleich es kaum acht Uhr morgens war, stand der Sonnenschirm weit aufgespannt in dem betauten Grase, das an dieser Stelle sehr dicht ist. Auch der Liebhaber war da, schlief aber offenbar, denn Herr Alexander erhielt, nachdem er ihn zweimal angerufen hatte, keine Antwort. Da ...

Hier brach das Protokoll ab und der Gerichtsschreiber wandte sich zu Herrn Alexander, der fortfuhr:

„Da, meine Herren, schob ich den Sonnenschirm beiseite und ich erblickte etwas so Entsetzliches, daß ich schreiend davonlief. Die Gärtner des Herrn Richard hörten mich, man kam von allen Seiten herbeigelaufen, aber bis die Gerichtsbeamten von Corbeil ankamen, ließ ich niemand an den Körper heran treten, nichts berühren und nichts verrücken."

Die Umstehenden murmelten zustimmend.

„War der Tod gewiß?" fragte Fénigan, von einer unbestimmbaren Bewegung ergriffen, in der sich noch mehr Erleichterung als Schreck erraten ließ. Der Richter und sein Schreiber wechselten ein trübes Lächeln.

„Nicht den Schatten eines Zweifels ... Sehen Sie selbst," sagte Delcrous und zeigte das, was einst der Prinz von Olmütz gewesen war, der Herzenssieger, der unwiderstehliche junge Mann mit der Cavata, der jetzt diese scheußliche, nicht zu bezeichnende Masse geworden war, ein schlecht macerirter, stellenweise schon skelettirter Schädel. Neben völlig gereinigten Knochenteilen, die weiß und glänzend

waren wie Elfenbein, hingen wie blutige Spitzen zerfetzte Fleischlappen in den klümperigen Augenhöhlen; in der Mundhöhle, in den Nasenlöchern und den Ohreingängen, um den Unterkiefer herum, der durch einen Rest von Muskeln verzogen war, wimmelten unzählige rote Ameisen, Würmer, Kakerlaken. Das war das, was so viele Frauen geliebt und geliebkost hatten, das, was Männer wahnsinnig vor Eifersucht gemacht hatte.

Die neugierige Menge, die, trotzdem sie von den Gendarmen zurückgehalten wurde, den Blicken Richards, die sich jetzt auf die Leiche richteten, gefolgt war, fuhr vor Schrecken und Entsetzen zurück. Die, die etwas gesehen hatten, berichteten den anderen unter Ausbrüchen des Mitleids, in den dem Volke eigentümlichen Worten und Bildern ... „Der Kopf durchlöchert wie eine Laterne ..." Und dazwischen ließ sich, wie bei jedem düsteren Drama, hier und da ein ersticktes Lachen hören. Sofort aber war die Stille wieder hergestellt, die große, erregende Stille der Versammlungen, in die hier das Summen der im Sonnenschein tanzenden Mücken hineintönte, das Brummen und Rascheln all der Käfer im Gras. Auf ein Zeichen des Richters fuhr der Totenkarren vor und zwei Jagdhüter legten den Leichnam hinein, nachdem der eine von diesen Männern das Zartgefühl gehabt hatte, den Kopf mit einem Tuche zu bedecken. Diese wenigen Schritte hatten genügt, um die blauen Uniformen der Träger von oben bis unten mit Ungeziefer und mit Blut zu bedecken.

„Wohin lassen Sie ihn bringen?" fragte Richard Fénigan, indem er sich zu einem schmerzlichen Tone zwang, den Richter Delcrous.

„Nach Grosbourg über den Leinpfad, um die Eltern nicht zu sehr zu erschrecken, die Alexander zu benachrichtigen übernommen hatte. Die Alcantaras besitzen auf dem Gute ein Familiengrab und die Beerdigung kann sofort stattfinden. Was eine gerichtliche Sektion betrifft, so glaube ich wohl, daß die beiden Aeskulape in Cylindern, die hinter uns hergehen, sich dieser Aufgabe kaum ohne Beistand entledigen werden. Dieser zermaderte Kopf bringt sie aus der Fassung. Sie nehmen einen plötzlichen Tod infolge einer Blutstockung an, ein Unfall, der in der Familie schon häufig vorgekommen ist und der dem jungen Prinzen unter seinem Sonnenschirm zugestoßen sein wird. Ich bin im großen und ganzen ihrer Meinung; man müßte sonst einen Mord annehmen, nach dem der Körper in seine gewöhnliche Lage und unter sein gewöhnliches Schutzdach gebracht worden wäre. Das wäre dann schon eine ganz raffinirte Grausamkeit ... und was sollte sie bezwecken?"

Sie folgten im Gespräch dem traurigen Wagen, den Herr Alexander und die Gendarmen über den kleinen, steinigen und dornigen Weg geleiteten, der sich längs des Parkes der Fénigans hinzieht. Langsam teilte sich die Menge in schwatzende Gruppen und zerstreute sich über alle Wege des Waldes, als plötzlich Richards Stimme, den Schall der Schritte und das Knarren der Räder laut übertönend, den Karrenführer, der sein Pferd am Zügel nahm und Miene machte, zu wenden und in den Park hinein zu fahren, heftig zurief:

„He, Sie, wo wollen Sie hin?"

Als der Mann antwortete, daß, wenn man über das Gut führe, man eine halbe Stunde gewinnen würde und daß Herr Alexander es angeordnet habe, schrie Richard zornig:

„Nie und nimmer! Ich dulde es unter gar keinen Umständen ... Was hat sich dieser Lump von einem Lakaien da hinein zu mischen?"

Delcrous zitterte bei der Nervosität der Stimme und der Bewegung und sofort stiegen tausend Gedanken, die sich fast zum Verdachte steigerten, in ihm auf, die er aber bald wieder aufgab, weil er sich einfach sagte: „Ja, es ist wohl der frühere Liebhaber seiner Frau; aber es ist ja schon längst alles aus, und die Ehegatten haben sich schon längst wieder ausgesöhnt. Und dann sehen ja die Untersuchungsrichter überall Mörder. Da das die erste Untersuchung ist, die ich übernommen habe, wollen wir doch lieber diese Lächerlichkeit vermeiden ..." Man war inzwischen an dem Thore angelangt; er drehte sich um, erteilte seinem Schreiber einige Aufträge, verabschiedete sich von den Aerzten, schob seinen Arm unter den Richards und zog ihn gemütlich in den Park hinein: „So, jetzt wollen wir Ihre Damen aufsuchen; ich habe ihnen heute morgen versprochen, sobald ich die Schinderei hinter mir hätte, zu kommen und ihnen Bericht zu erstatten ... Sie sagten mir übrigens, daß sie Sie erst morgen erwarteten."

„Ja, aber es machte mir Spaß, einen Tag früher einzutreffen und durch den Wald zu gehen, um sie zu überraschen. Und nun habe ich die Ueberraschung gehabt, und was für eine entsetzliche Ueberraschung."

Der Ton, in dem er das sagte, war aufrichtig, ebenso wie die Verstörtheit dieses ehrlichen, derben Gesichtes, das der Sirocco verbrannt hatte. Der Richter zürnte sich wegen des Verdachtes, der flüchtig in ihm aufgestiegen war, und es hätte wenig gefehlt, so hätte er sich in der freudig gehobenen Stimmung, in der er sich befand, ganz laut deswegen entschuldigt: „Gewiß, mein lieber Richard, es ist ein schreckliches Ereignis, aber, soll ich es Ihnen gestehen? Ich bin andererseits so glücklich, daß es mir sehr schwer fällt ... Sie kannten wohl meine Absichten auf Ihre Cousine Elise? Sie hat nun Ihrer Frau Mutter, wie es scheint, in günstigem Sinne geantwortet, aber diese hat mir soeben in der Verwirrung,

in der sich das ganze Haus befand, nur ein paar Worte sagen können ... Ah, da sind ja die Damen."

Am Ende der Allee tauchte Frau Fénigan und Lydie auf. Sie waren zufällig heute früh beide im Obstgarten gewesen und hatten Rosen geschnitten, als die Frau des Gärtners ganz verstört ankam und ihnen von dem grausigen Funde berichtete, den Alexander auf dem Rasenplatz gemacht hatte. Die kleine Gartenschere mit den Elfenbeingriffen, die Lydie in der Hand hielt, hatte — das hatte Frau Fénigan beobachtet — ihr Geschäft ohne die geringste Unterbrechung, ja sogar ohne jedes Zucken weiter verrichtet. Lydie begnügte sich, den Gedanken, der sie bei dieser Nachricht erfaßte, halblaut auszusprechen: „Welch ein Glück, daß Richard noch nicht zurück ist!" Ihren zweiten Gedanken aber sprach sie nicht aus: „Nachdem er so oft gedroht, den Prinzen zu ermorden, hätte man zweifellos ihn beschuldigt... ich selbst hätte ja glauben können ..." Dieser Gedanke verließ sie nicht mehr, und als Delcrous, von Corbeil herbeigeholt, einen Augenblick im Schlosse vorsprach und sie ihn mit seinem Schreiber die verschiedenen Möglichkeiten des Unfalles erwägen hörte, war sie drauf und dran, sich laut zu der Abwesenheit ihres Gatten Glück zu wünschen; aber ein geheimnisvoller Instinkt hielt sie davon ab. Unter diesen Umständen kann man sich das Entsetzen der jungen Frau vorstellen, als sie gegen Mittag Richards Koffer und seine Reisetasche vor dem Pavillon erblickte.

„Das ist mit dem Omnibus aus Villeneuve gekommen," sagte ihr die Gärtnersfrau. „Herr Richard hat den Weg durch den Wald genommen."

Lydie war zu Tode erschrocken, denn sofort hatte sich ihrer die Ueberzeugung bemächtigt: „Er hat Charley getötet ..." Mit einem Schlage stand ihr das Drama klar vor Augen: Ihr Mann war einen Tag früher angekommen, um sie zu überraschen, der Prinz lag in der Nähe des Gitterthores auf der Lauer, die beiden Männer hatten sich getroffen, ein Wutanfall und der Mord war geschehen. Es blieben zwar noch Einzelheiten unerklärlich, aber bei denen hielt sie sich nicht auf, so sehr war sie von Schreck und von Bewunderung ergriffen; denn sie bewunderte ihn, weil er das gewagt hatte, er, dieser schüchterne und schwache Mensch, dieses Kind, dem sie nur Thränen und Klagen zutraute. Wie verliebt und eifersüchtig mußte er gewesen sein! Und bei all ihrer Angst stieg eine dankbare Zärtlichkeit in ihr auf, eine fieberhafte, süße Liebe, die sich noch steigerte, als sie Richard an einer Biegung der Allee erblickte. Er war durch den afrikanischen Sonnenbrand gebräunt und abgemagert, seine Augen leuchteten vor Freude, und in seinem ganzen Wesen war etwas Männliches, Bestimmtes, was sie bisher an ihm nicht gekannt hatte.

Auf Lydies Arm gestützt, deren lebhaften Schritt sie verzögerte, rief die Mutter ihrem Sohne schon von weitem zu, indem sie die Worte in ihrer Ungeduld hastig herausstieß: „Das war einmal eine Idee, uns nicht zu benachrichtigen! Weißt Du, daß wir große Angst gehabt haben, als wir Dein Gepäck sahen und niemand... Besonders nach dieser entsetzlichen Geschichte ..."

„Das ist wahr, ihr Lieben, Guten, ich habe den Tag recht schlecht gewählt."

Er unterbrach sich, fiel seiner Mutter um den Hals und zog zugleich Lydie an sein Herz, deren zartes Gesicht er sich erst unter einem großen Rosahut suchen mußte. Es fiel ihm auf, daß sie eiskalt war, und am ganzen Körper zitterte, so daß er darüber ganz laut eine Bemerkung machte. Frau Fénigan, die wohl merkte, daß sie allein sein wollten, ging mit Delcrous voran.

Trunken vor Freude preßte Richard seine Frau, die an seinem Arme ging, an sich, wie der Arme sein Stückchen Brot an sich drückt, wie der Ertrinkende den Rettungsgürtel festhält; bei jedem Schritte blieb er stehen, sah sie an, blickte bis auf den Grund ihrer Augen und fragte sie: „Warum zitterst Du? Warum sind Deine Hände, Deine Lippen wie Eis? Meine überraschende Rückkehr hat Dich ja wohl erregt... aber das ist ja jetzt vorüber ... Ist es nicht vielmehr das Entsetzen, die Ergriffenheit über diesen Tod?"

„O nein," antwortete sie so aufrichtig, daß eine Täuschung ausgeschlossen war. Er drang aber weiter in sie:

„Weißt Du, Du mußt es mir sagen; jetzt kann ich alles hören ..."

„Für mich war er schon lange tot, wie Du weißt ... Nein, Richard, das ist es nicht."

„Also was?... Freust Du Dich nicht, mich zu sehen? Deine Briefe waren doch so zärtlich."

„Ich bin viel zärtlicher wie sie, mein Richard, und sehr glücklich, bei Dir zu sein. O sehr — sehr — das schwöre ich Dir."

Sie zitterte immer mehr und schmiegte sich in innigster Hingebung an ihn, während auf den stummen, bebenden Lippen ein Bekenntnis oder eine Frage schwebte, die sie nicht auszusprechen wagte. Und Richard grübelte und stellte Vermutungen auf, während er über die gleichgiltigsten Dinge sprach, die immer das erste Band zwischen zwei Herzen sind, die lange getrennt waren. Von Zeit zu Zeit flammten in seinen guten, großen Augen Blitze auf, die zu ihrer sehr alltäglichen Unterhaltung in keinerlei Beziehung standen. Ein finstrer Argwohn, den er vergebens zu verscheuchen suchte, stieg auch in ihm immer wieder auf und er beobachtete schließlich seine Frau mit denselben angst- und furchterfüllten Blicken, mit denen sie zu ihm aufsah.

Vor ihnen ging am Arme der Frau Fénigan der Richter Delcrous und ſchwamm in Glück und Seligkeit, als er hörte, daß Eliſe bereit ſei, „Ja“ zu ſagen. Er ſah ſich ſchon am Vorabend ſeiner Hochzeit, überlegte ſich, wem er ſeine Katzen, ſeinen Papagei, ſeinen ganzen Junggeſellenhausſtand vermachen ſollte, und fragte Richards Mutter wegen ſeiner künftigen Wohnung und der Wahl der Trauzeugen um Rat: „Wenn dieſe traurige Geſchichte heute morgen nicht paſſirt wäre, hätte ich meinen erlauchten Freund, den Herzog von Alcantara, bitten können ...“ Das Stirnrunzeln der Frau Fénigan veranlaßte ihn, nicht fortzufahren.

„Sie vergeſſen, mein Herr, daß Uzelles niemals etwas mit Grosbourg zu ſchaffen haben könnte. Gott weiß es, daß ich ihnen nach dem Schlage, der ſie getroffen hat, nicht mehr grolle, aber wir ſind durch dieſe Leute ſo unglücklich geweſen ...“

„Verzeihen Sie meine Tölpelhaftigkeit, gnädige Frau,“ ſagte Delcrous in gerührtem Tone, „der Ueberſchwall meines Glückes iſt ſchuld daran ...“

Die Stirne der Frau Fénigan blieb gerunzelt. Das Wort Glück erſchien ihr unpaſſend in nächſter Nähe der andern Mutter da drüben, der man ihren Sohn auf dem Totenwagen nach Hauſe brachte. Glücklicherweiſe wurde die Unterhaltung durch die Nachricht unterbrochen, daß man den Herrn Unterſuchungsrichter in Grosbourg zu ſprechen wünſche; Alexander war in einem Tilbury gekommen, um ihn zu holen und wartete auf der Straße. Lydies Erregung ſteigerte ſich bei dieſer Nachricht ſichtlich, und während der Beamte ſeine Wirte bat, ihn zu entſchuldigen, fürchtete Richard, ſie werde in ſeinen Armen ohnmächtig werden.

*

Kaum hatte ſich Delcrous neben Alexander niedergelaſſen, als auch wieder das Intereſſe für das geheimnisvolle Drama, das er aufzuklären beauftragt war, in ihm wach wurde. Er erkundigte ſich über die Stimmung auf dem Schloſſe.

„Ich glaube wohl, daß die Frau Herzogin noch von nichts eine Ahnung hat,“ antwortete der alte Diener in reſervirtem Tone. „Was den Herrn General anbetrifft, ſo hat er dieſes neue Unglück ſehr heldenmütig aufgenommen; er hat uns befohlen, den Körper in das ſogenannte Fantôme zu bringen, einen kleinen Bau, in den man gelangen kann, ohne das Haus zu betreten ...“

„Und was ſagt man, was denkt man in der Umgegend, ſtimmt die Anſicht der Aerzte mit der öffentlichen Meinung überein?“

Der alte Diener machte eine unbeſtimmte Handbewegung: „Was das Landvolk ſagt, ſehen Sie, Herr Richter, das könnte man ſchließlich wohl erfahren. Was es denkt, das iſt eine ganz andere Sache.“

„Aber Sie, Herr Alexander?“

„O, ich —“

Um ſich nicht äußern zu müſſen, that er, als müßte er das Tier, das einen furchtſamen Seitenſprung gemacht hatte, beruhigen ... Sie waren an den Pappeln der Brücke angelangt. Von dem Waſchboote klangen grelle Stimmen herauf, während die Wäſche, die unten auf der Wieſe an Leinen aufgehängt war, im Winde flatterte: „Wenn Ihr Schreiber hätte aufzeichnen können, was man hier ſeit heute morgen erzählt,“ fuhr der alte Geck fort, indem er ſeinen langen Oberkörper im Wagen aufrichtete, um recht weit in Geſellſchaft des Unterſuchungsrichters im Wagen der Alcantaras geſehen zu werden, „dann wüßten Sie vielleicht, was man über die Angelegenheit ſagt, was ohne Zweifel —“

Als er dieſe jetzt wieder hermetiſch geſchloſſenen, breiten Lippen ſah, wußte der Richter, daß er von dieſem von einem Bauern gezeugten Leporello nichts weiter herausbringen würde, obgleich ſeine kleinen Augen dabei ſehr verſtändnisinnig dreinſchauten. Er regte ſich nicht weiter darüber auf, in der Ueberzeugung, daß derſelbe Alexander, der jetzt ſo zurückhaltend und verſchloſſen war, ſich in ſeinem Amtszimmer in Corbeil bei der erſten gerichtlichen Vorladung, dieſes Schreckgeſpenſt für die Leute vom Lande, ſehr geſprächig zeigen würde.

Delcrous war an dem menſchenleeren Ufer bei einem der kleinen Thore von Grosbourg ausgeſtiegen und trat jetzt auf die Unterterraſſe, wo die Herzogin im Hute, zum Ausgehen bereit, lebhaft mit ihrem Mann und Magiſter Jean diskutirte, die auf einer Bank vor den Rainweiden des Lawn-Tennisplatzes ſaßen. In dem langen Geſicht des Generals zuckte es auf, als er ihn ſah und ſchon von weitem rief er ihm, während die Augen des Erziehers hinter den Brillengläſern ein wildes Geberdenſpiel aufführten, zu: „Kommen Sie mir zu Hilfe, mein Lieber ... Helfen Sie uns, die arme Herzogin zu beruhigen, die glaubt, daß wir ihr irgend etwas verbergen.“

Delcrous antwortete, auf den Wink des Herzogs eingehend: „Sie haben alſo noch immer keine Nachrichten, Herr General?“

„Immer noch nicht; und darum habe ich Sie zu mir gebeten, denn ich muß geſtehen, daß ich anfange, unruhig zu werden.“

„Die Sache iſt die ...“ ſagte der Richter, indem er verlegen ſeinen Backenbart ſtrich. Die Herzogin, die mit der Spitze ihres Sonnenſchirmes im Kies wühlte, ſah die drei Männer mit einem argwöhniſchen Blick an. Ihre Wangen ſahen bleifarben aus, ihr gelbſüchtiger Teint ſpielte ins Schwarze herüber, ſie war in zwei Tagen eine alte Frau

geworden. Sie fühlte es, daß die drei in derselben Lüge gegen sie verbunden waren, daß sie fest entschlossen waren, ihr nichts von dem zu sagen, was sie nicht zu erraten wagte, und daher wandte sie sich an den Erzieher, als den schüchternsten unter ihnen, mit den Worten: „Den Schlüssel vom Fantôme, verstehen Sie mich, Magister Jean, ich brauche ihn."

„Gewiß, Frau Herzogin ... Aber ich weiß wirklich nicht," stotterte der arme Teufel, „der Prinz selbst hat es abgeschlossen ... die Tennisbälle rollten immer da hinein ... er hat jedenfalls den Schlüssel in der Tasche behalten."

„Dann werden Sie ihn weiter suchen; ich wiederhole Ihnen, daß ich ihn noch vor morgen brauche."

Während sie sich entfernte, sagte der General sehr laut, damit sie es hörte: „O, diese Einbildungen der Frauen ... hat doch die Herzogin heute nacht geträumt, daß man ihren Sohn in dem alten Musikpavillon, den man, ich weiß selbst nicht warum, das Fantôme genannt hat und in dem niemals ein Tropfen Wasser war, ertrunken aufgefunden habe." Er winkte Delcrous heran und zeigte mit seinem Stock den kleinen roten Backsteinbau, der hinter dem Gesträuch stand. „Sie wissen, daß er da drin ist und daß die Sektion im Laufe des Abends stattfinden muß. Ich wünsche eine sofortige Einsargung; die Mutter würde wahnsinnig werden, wenn sie ihn so sähe ... Ach, mein lieber Delcrous, ich habe in meinem Soldatenleben so manches entsetzliche Gemetzel mit angesehen, aber als ich sah, was man mir von meinem Sohn zurückbrachte, von diesem hübschen, blonden Jungen, hier an diese selbe Stelle, wo er noch vor kaum acht Tagen spielte —"

Er hielt inne, denn er sah im Geiste Charleys strahlendes Bild, das ihnen allen noch so gegenwärtig war, daß sie sich einbildeten, sie hörten auf dem Rasenplatze sein Lachen, seine Rufe: „Play...", während die Bienen die Rainweiden umsummten. Nach einem langen Schweigen ergriff der Richter zuerst das Wort und sagte, immer noch halblaut: „Es ist gut, Herr General, die Aerzte werden vor Einbrechen der Nacht hier sein; aber wenn sie ihre Ansicht nicht ändern, so werden sie, wie ich glaube, die Sektion für überflüssig erklären, da sie, wie ich, glauben, daß der Prinz vom Schlage getroffen ist."

„Ich bin einer durchaus entgegengesetzten Ansicht," sagte der Herzog von Alcantara, ohne daß eine Falte seines leichenblassen Gesichtes gezuckt hätte. „Aber ich möchte vor allen Dingen eine Frage an Sie richten ... Wie ist es gekommen, daß Sie in dieser düstern Angelegenheit mit den ersten Erhebungen beauftragt worden sind?"

Delcrous geriet in eine leichte Verlegenheit.

„Aus dem einfachen Grunde, Herr Herzog, weil unser Untersuchungsrichter aus Gesundheitsrücksichten beurlaubt ist und der Staatsanwalt seine Hochzeitsreise macht ..."

„Und Sie, wollen Sie sich denn nicht zu der Ihrigen rüsten?"

„In meiner Hochzeitsreise, ich ..." sagte der Beamte, sehr erstaunt darüber, daß seine Pläne schon bekannt, und an so hoher Stelle bekannt, waren.

„Sollen Sie nicht eine Cousine der Fénigans heiraten, eine geschiedene Frau, eine hübsche Person, mit einem hübschen Vermögen?"

Von der Bank, auf der sie saßen, sah man auf dem gegenüber liegenden Hügel den Pavillon von Uzelles und den langen Laubengang, der auf die Hauptfassade stieß. So vorsichtig und zurückhaltend er auch war, wagte der Richter angesichts dieser Steine und dieser Bäume, die seine Vertrauten und seine Zeugen waren, doch nicht, seine Hoffnungen zu leugnen; er gestand, daß allerdings noch Einzelheiten festzustellen wären, daß diese Verbindung aber im Prinzip seiner Ansicht nach beschlossene Sache sei.

„Dann, mein Verehrter ..." und die Stimme des Generals, wie seine matten Augen bekamen eine starke, durchdringende Lebenskraft, „ist es absolut notwendig, daß Sie die Untersuchung dieses Falles einem Ihrer Kollegen übergeben, denn mein Sohn ist das Opfer eines Mordes geworden, und der Mörder ist niemand anders als der Ihnen künftig verwandte und verschwägerte Richard Fénigan."

Delcrous sprang in einer fast natürlichen Empörung auf und rief: „Was sagen Sie da, Herr Herzog?"

„Nichts, was ich nicht beweisen könnte ... Magister Jean, bitte, wollen Sie den Herrn lesen lassen ..."

Verstört holte der Erzieher aus einer Maroquinmappe, die auf seinen Knieen lag, eine Anzahl von Briefen hervor, die er Delcrous zeigte. Es waren die unglücklichen, im Wahnsinn geschriebenen Briefe, in denen Richard, wütend darüber, daß sich ihm niemals jemand stellte, in allen Tonarten und in allen Varianten wiederholte: „Er will sich nicht schlagen, nun gut, dann werde ich ihn töten, dann werde ich ihn töten." Auf einen Wink des Generals fügte Magister Jean mit seiner kranken, kaum hörbaren Stimme hinzu: „Und diese Drohungen hat man sich nicht nur zu schreiben begnügt. Herr Fénigan hat sie zweimal im Gespräch mit meiner Wenigkeit ausgestoßen und geschworen, daß er dem Prinzen an irgend einem Kreuzweg im Walde auflauern und ihm sein hübsches Gesicht mit dem Absatz zu Brei zertreten werde, wie er es mit seinem Medaillonbild gethan habe."

„Was denken Sie davon, mein Lieber?" fragte der General.

„Ich gestehe," antwortete Delcrous, „daß mein

Verdacht sich ganz zuerst auch in dieser Richtung bewegte. Aber die Unmöglichkeit liegt klar zu Tage. Die Rückkehr des Mannes, die allerdings sehr unvorhergesehen kam, erfolgte erst heute morgen, während das Verbrechen vor mehreren Tagen begangen sein muß. Sonst könnte das Ungeziefer des Waldes —"

Er wagte in Gegenwart des Vaters nicht, seinen Satz zu vollenden. Der Herzog aber fuhr mit der größten Ruhe fort: „Der Mörder hat vielleicht die That nicht selbst ausgeführt ... Das aber, was er dem hübschen Gesicht, das ihm ein Dorn im Auge war, angedroht hat, ist zu sehr im Sinne seiner eifersüchtigen Wut ausgeführt worden, als daß er nicht dabei beteiligt sein sollte. Glauben Sie mir, Delcrous, ich weiß nicht, wie sich diese entsetzliche Sache zugetragen hat, aber ich erkenne darin das Gepräge der Leidenschaft, seine Kralle ... Es ist Richard, ich sage Ihnen, er ist es, und wenn Sie ihn entwischen lassen, wenn Sie ihn nicht fassen lassen, und zwar schleunigst, so wird man Ihnen vorwerfen, daß Sie Ihre Familie schonen, und es könnte Ihnen teuer zu stehen kommen."

Delcrous zitterte: „Ach, Herr Herzog ..."

„Die Sache ist sehr einfach. Telegraphiren Sie nach Versailles nach einem Stellvertreter."

Der Richter wog seine Chancen ab, überlegte einige Sekunden und sagte dann mit einer pathetischen Geste: „Herr General, das ist eine Gewissenssache; ich erbitte mir von Ihnen bis heute nacht Bedenkzeit."

XVII.

Während unter den schattigen Bäumen von Grosbourg diese traurige Verhandlung stattfand, ging auf der andern Seite des Flusses auf den unbewaldeten Abhängen, auf denen der Obstgarten der Fénigans sich mit seinen von Wespen umschwärmten Spalieren, seinen bogenförmigen Weingeländern und seinen mit kleinen, verkrüppelten Obstbäumen bepflanzten Alleen hinstreckt, Richard mit seiner Mutter auf und ab. Es war rührend, anzusehen, wie sie den Hünen, der neben ihr herschritt, wie ein kleines Wickelkind ängstlich mit einem Sonnenschirm schützte. Lydie war im Salon zurückgeblieben, um die Gäste zu empfangen, denn der Montag war der Empfangstag der Damen Fénigan, und infolge des Dramas von heute früh war eine besonders große Anzahl von Besuchen erschienen, die neugierig darauf waren, Einzelheiten zu erfahren, und die besonders neugierig darauf waren, was die junge Frau angesichts der Katastrophe für ein Gesicht machen und welche Haltung sie annehmen werde.

Trotz ihrer Verwirrung, trotz ihres Wunsches, bei ihrem Gatten zu sein, hatte Lydie eingesehen, daß sie Richards Sicherheit und der Würde ihres Hauses schuldig war, dem Ueberfall aller dieser übelwollenden Leute stand zu halten. Was war denn dieses kleine Opfer ihres Stolzes dem gegenüber, was er für sie gewagt hatte? Und während die Glockenschläge am Schloßthore sich rasch auf einander folgten, sagte die Mutter, die von dem Ende des Obstgartens aus die Besucher erkennen konnte, ihrem Sohne nach einander: „Das ist der Break von Château-Frayé ... Das sind die kleinen Jüdinnen von Mérogis ... Nein, wirklich, Deine Frau hat sehr wohl daran gethan, sie zu empfangen, mein liebes Kind ... Wenn man bemerkt hätte, daß sie heute den Besuchen aus dem Wege gegangen wäre, Gott weiß, was all das Volk gesagt und vermutet hätte."

„Was hätte man denn glauben können?" fragte Richard ganz leise. Um ungestörter zu sein, hatten sie sich in die letzte Allee geflüchtet, zwischen die vielfarbigen, nach Pfeffer und Weihrauch duftenden Nelken- und Levkojenbeete.

„Kann man das wissen?" antwortete sie ... „Daß dieser Tod des Prinzen Lydie sehr angreift, daß sie sich versteckt, damit man nichts davon sieht ... Die Welt ist ja so schlecht."

Richard atmete erleichtert auf, als ob er viel schrecklichere Vermutungen erwartet hätte. „So grausam dieser Tod auch ist, der sein Opfer viel zu früh erreichte, so hieße es doch, die stolze Natur unseres Lieblings verkennen, wenn man glauben wollte, er hätte sie eine Thräne kosten können ... Zunächst hat sie ihn niemals geliebt, diesen Charlexis ... Und soviel Feigheit und Roheit haben ihr schließlich sogar Haß eingeflößt, ja, ein Rachebedürfnis ... Ich erinnere mich, daß ich sie in Quiberon in ihren Delirien sogar Todesdrohungen habe ausstoßen hören ..."

„Schweige, schweige," flüsterte der Sohn lebhaft, als er einen Gärtnerburschen kommen sah, der ein Treibhausfenster vorbeitrug, und als der Bursche sich entfernt hatte, fragte Richard seine Mutter etwas befangen: „Wußtest Du, daß der ... er ... nun Charley ... wußtest Du, daß er seit einiger Zeit hier herumstrich?"

„Ich habe es heute früh erfahren; Deine Frau wußte es auch nicht, wenigstens hat sie es mir versichert, und ich zweifle niemals an ihrem Wort; dazu kenne ich sie jetzt zu gut."

Richard blieb tief bewegt in der Allee stehen und sagte: „Da Du sie kennst, so kannst Du mir vielleicht sagen, warum sie seit meiner Rückkehr so verstört und so gezwungen ist? Ich fühle, daß irgend ein Geständnis auf ihr lastet, das sie mir nicht zu machen wagt. Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, daß der Anblick dieses scheußlichen, krüppelnden ..."

„Aber sie hat ja gar nichts gesehen."

„Ja, das weiß ich und darum suche ich auch nach etwas anderem ... O, sei unbesorgt, es sind nicht meine schwarzen Schmetterlinge, die mich verfolgen ... Ich bin geheilt und zwar für immer ... Aber dieser Charlexis, der komplizirt und korrumpirt war wie sein Name, hatte eine teuflische Seele; und ich frage mich, ob er nicht, wütend darüber, daß er Lydie sich entschlüpfen sah, durch irgend eine verbrecherische That versucht hat, ihrer wieder habhaft zu werden. Stelle Dir einmal vor, daß er Briefe aufbewahrt habe, vielleicht ein allzu intimes Bild, und daß er das in meiner Abwesenheit gewissermaßen als Köder benützte, als Drohmittel, um zunächst eine Zusammenkunft zu erlangen ..."

„Ach, mein Gott, das ist wahr, Du erinnerst mich ..." Frau Fénigan wurde durch zwei heftige Glockenschläge, die aus dem innern Hof kamen, unterbrochen. „Ich wette, Lydie schickt nach mir, der Salon muß brechend voll sein ..." Der Sohn machte eine Bewegung, die sie begriff. „Aber zuerst muß ich Dir meine Geschichte zu Ende erzählen ... Also, am letzten Freitag, am Markttage von Corbeil, hatte ich Lydie, die seit Deiner Abreise nicht ausgegangen war, mitgenommen."

Die Mutter ging bei ihrem Bericht über die Begegnung mit dem Prinzen, die im Juwelierladen stattgefunden hatte, vorsichtig zu Werke. Sie betonte das bleiche Aussehen der jungen Frau, als sie aus dem Laden heraustrat, ihre Bestürzung, die deutlich bewies, daß es ein unerwartetes Abenteuer war; und da sie immer einen Ausbruch des armen Eifersüchtigen fürchtete, setzte sie hinzu: „Wenn Lydie Dir in ihren Briefen nicht darüber gesprochen hat, so geschah es, weil ich sie darum gebeten hatte ... Hörst Du wohl, mein Sohn, Du darfst ihr nicht zürnen; ich, ich allein — — —"

Richard zweifelte keinen Augenblick an der Wahrhaftigkeit seiner Mutter und an der Ehrbarkeit seiner Frau. Er dachte nur an die schreckliche, so ganz andere Scene, deren Zeuge vor kaum einigen Monaten dieser selbe Obstgarten gewesen war. Was war inzwischen alles geschehen, wie hatten sie alle ihre Gefühle verändert! Ernst ergriff er die alten, lieben, mütterlichen Hände, die in den Gartenhandschuhen steckten, und drückte sie inbrünstig an die Lippen: „Sei ohne Furcht, geliebte Mutter, hinfort glaube ich an Lydie, wie an Dich selbst ... Aber was Du mir erzählst, das bestätigt nur meine Ahnungen. Ich weiß jetzt, ich errate ..."

„Was? Was gibt es denn? Was vermutest Du ...? Du machst mir wirklich angst."

Wieder ertönte ein Glockenschlag und fast gleichzeitig erschien ein Diener, um Frau Fénigan zu holen. Es war so, wie sie sich gedacht hatte; ihre Anwesenheit im Salon war schlechterdings notwendig geworden. Und in einem erzwungen fröhlichen Tone, denn das Angstgefühl ihrer Kinder begann jetzt auch sie zu ergreifen, rief sie im Davongehen Richard zu: „Ich werde Dir Deine Frau schicken, nimm sie einmal in die Beichte."

Die Ellenbogen auf die Ziegelsteinkappe der niedrigen Mauer gelehnt, die den Obstgarten von einem großen Haferfelde trennte, das sich den Abhang hinunter bis zur Seine erstreckte, stand Richard lange unbeweglich in Gedanken: ... „Lydie beichten lassen, zu welchem Zweck?" Seine Ueberzeugung stand fest ... Zwischen ihr und ihrem alten Liebhaber bestand noch irgend ein beschimpfendes, entehrendes Band. So erklärte sich das Herumschweifen um den Park und die Begegnung in Corbeil. Gefangen, umstellt einerseits von der Kühnheit dieses Elenden, andererseits von der bevorstehenden Rückkehr ihres Gatten, war sie tapfer zu diesem letzten Stelldichein gekommen, um das Pfand, den Brief oder das Bild, die in verbrecherischen Händen geblieben waren, um jeden Preis wieder zu erhalten. Dort hatte sich das arme Kind, da ihr zu gemeine Bedingungen gestellt wurden, gerächt, sich verteidigt und, wie eines Abends in Quiberon, aber mit sicherer Waffe, die sie diesesmal nicht mehr gegen sich selbst richtete ... Jetzt, da der Mensch tot war und ihre Empörung sich gelegt hatte, war sie starr und entsetzt über ihr Verbrechen und hatte das so menschliche Bedürfnis, zu bekennen, besonders ihrem Manne, der allein im stande war, sie zu entschuldigen, sie zu verstehen. Darum schmiegte sie sich so an ihn an und versenkte ihre Augen in die seinigen, als wollte sie ihm sagen: „Ich fürchte mich, ich schäme mich ... Verbirg mich, rette mich."

Was sollte er thun? Wie konnte er dieses entsetzliche Geständnis anders aufnehmen, als indem er sein Herz und seine Arme weit öffnete? War er nicht mit verantwortlich? Wie oft und in welch verzweifeltem Tone hatte er ihr nicht gesagt: „So lange dieser Mensch lebt, werden wir nicht glücklich sein können ... Ich werde immer daran denken, daß er Dich besessen hat, ich werde immer fürchten, daß er Dich noch besitzt." Konnte er seiner Frau darüber zürnen, daß sie sich endlich befreit hatte? Und wenn er in diesem Augenblicke seine Seele weit und von einer unbegreiflichen Freude erhoben fühlte, und wenn ihn die zitternden Wogen der Buchweizen und Haferfelder, der flammenstrahlende Fluß, der sich da unten durch die große Ebene schlängelt, der Himmel und die Bäume, wenn der ganze, ihm so vertraute Horizont ihn blendete, wie noch nie, verdankte er es nicht dem Gefühl, daß er jetzt der einzige war, der dieses entzückende Geschöpf zu besitzen begehrte? ...

Flüchtige, rasche Schritte und das Rauschen eines Musselinkleides wurden hörbar. Sie stand an seiner

Seite, raſchatmend und ſehr blaß ... „Delcrous iſt da," flüſterte ſie Richard zu, ohne ihn anzuſehen, indem ſie ſich neben ihn auf die kleine Mauer ſtützte. „Die Situation hat ſich, wie es ſcheint, vollſtändig verändert, man glaubt jetzt an ein Verbrechen ... eine neue Spur ..." Ach, dieſe armen weißen Lippen, die ſich, während ſie ſprachen, zu lächeln bemühten, wie ſchnell hätte er ihnen Farbe und Leben wiedergegeben, wenn ſie im Garten allein geweſen wären; aber man hörte in allen Alleen Rechen knirſchen und die Gießkanne auf der Steineinfaſſung der Brunnen aufſchlagen.

„Was für eine Spur? ... Weiß man? ..." fragte Richard mit gleichgiltiger Miene, die ſie beruhigen ſollte.

„Nein, der Richter will nichts ſagen. Wie ich fortging, war der ganze Salon in eifriger Neugier um ihn verſammelt."

„Was kann uns ſchließlich daran gelegen ſein," ſagte Richard mit einer gewiſſen zärtlichen Heftigkeit. Und dann ergriff er unter dem leichten Muſſelin einen jungen, runden Arm, den er gegen den ſeinigen preßte. „Es iſt hier ſo gut ſein ..." Während die Sonne zur Rüſte ging, verbreitete ſich um ſie herum der würzige Geruch der gelben, purpurroten und malvenfarbigen Levkojen; die Nelken erfüllten die Luft mit ihrem kräftigen, balſamiſchen Duft, und in dieſer Wechſelwirkung von ſtarken Gerüchen und lebhaften Farben flatterten ganze Wolken von mikroſkopiſchen Schmetterlingen, die die friſchbegoſſenen Beete aufſuchten und wie blaue Funken über den Blumen hin und her ſchwebten.

„Ja, hier iſt's gut ſein," ſeufzte Lydie, indem ſie ihren Kopf mit einer kindlichen Koketterie an die Schulter ihres Mannes lehnte, während ihr Herz von grauſamer Angſt erfüllt war. Sie fragte ſich, erſtaunt darüber, ihn angeſichts deſſen, was ihm drohte, ſo ruhig zu ſehen: „Was hofft er? Woher nimmt er ſeinen Mut ...? Wenn man noch die Gewißheit hätte, daß man ſich nicht verlaſſen müßte, daß man gemeinſam leiden und ſühnen dürfte ... Ach, armer, lieber Freund!" Richard dagegen, der durch Charleys Tod von der Laſt befreit war, die ſo lange ſein Herz bedrückt hatte, genoß in vollen Zügen die ſtrahlende Schönheit ſeiner Frau, wie er ſich an dem Glanz des Himmels und des Horizontes berauſchte; aber die Angſt der ſchönen grauen Augen, die ſich auf ihn richteten, ſtörte ihn, quälte ihn: „Ach, ſeufze nicht mehr ſo ... Sage, Lydie, was haſt Du nur ...? So lange nur wir beide bei einander ſind, ganz allein, einander ganz nah ..."

„Nicht allein genug, mein Richard, nicht nah genug für das, was wir uns zu ſagen haben."

„Wo denn? Wann willſt Du? Heute abend, heute nacht ..."

„Ja, heute nacht ... Da wollen wir uns alles ſagen."

Ihre Lippen und ihre Hände ſuchten ſich und tauſchten Glut um Glut. Und Richard ſagte ſanft: „Haſt Du denn keine Angſt, daß ich wieder ſchlecht bin wie damals, weißt Du, in der Nacht vor meiner Abreiſe?"

„Ich fürchte mich nicht mehr davor," ſagte ſie ruhig.

„Warum?"

Sie hatte die Faſſung, die ſie einen Augenblick verloren hatte, wieder gewonnen und ſagte: „Weil jetzt etwas zwiſchen uns iſt ..."

Er that, als habe er nicht verſtanden und fragte ganz leiſe: „Was für ein Etwas?" Sie ſahen ſich bebend an, wie von demſelben Fieber ergriffen, von demſelben glühenden Verlangen entzündet. Hinter ihr erſtrahlte der ganze Himmel im Feuerglanze und verbreitete um ihre feinen Haare eine Art von Heiligenſchein. Ueber ſeine Augen ergoß ſich der rote Schimmer der untergehenden Sonne. Niemals hatten ſie ſich ſo ſchön gefunden, niemals hatten ſie ſich ſo heiß begehrt. Und es war nicht das verklärende Licht, das ſie umgeſtaltete, daß ſie den einen für den andern neu und herrlich erſcheinen ließ. Es war das „Etwas", das düſtere „Etwas", das einer von dem andern argwöhnte, und das, ſtärker als das Mitleid und die Vergebung, allein die Kraft haben wird, ihre Zärtlichkeit neu zu beleben und ſie alles vergeſſen zu laſſen.

„Fénigan! He, Fénigan ..."

Die befehlende und ſchneidende Stimme ertönte eben im Obſtgarten. „Das iſt Delcrous," ſagte die junge Frau, von einem plötzlichen Entſetzen ergriffen. Richard fluchte zwiſchen den Zähnen: „Was hat er uns denn bis hierher nachzuſteigen?" Zugleich ſchloß er in einem inſtinktiven Gefühl Lydie ſchützend in ſeine Arme, als wollte er ſagen: „Ich bin da, fürchte nichts."

Sie dachte, als ſie ihn ſo ruhig ſah: „Wie tapfer er iſt! Wie ich ihn liebe!" Und Richard wieder fand ſie rührend, ſo ganz, das zarte Weib, das nach der That von nervöſer Furcht erſchüttert war.

„Entſchuldigen Sie mich, mein lieber Fénigan," rief Delcrous, indem er mit kleinen, raſchen Schritten herankam. „Ich möchte gerne in Corbeil ſein, ſo lange mein Schreiber noch da iſt; könnten Sie mich vielleicht hinfahren laſſen?" Fénigan antwortete: „Nichts iſt leichter als das," und Lydie rief mit überquellender Freude: „Ich will Libert ſagen, daß er anſpannt." Delcrous ging; es war heute nichts mehr zu fürchten. Und ihr Mann ſetzte lachend hinzu: „Dann wollen wir alle zuſammen zu Libert gehen."

Während ſie den Garten, in dem die Schwalben im Abendſonnenſtrahl zwitſcherten, wieder hinan-

stiegen, flüsterte der Richter, der neben Fénigan ging, diesem ins Ohr: „Begleiten Sie mich doch ein Stück Weges, aber so, daß wir beide allein bleiben; ich möchte mir ein paar Auskünfte von Ihnen holen.“ Es war klar, er wollte ihn über Lydie ausfragen; das war die Spur, auf die man ihn in Grosbourg gebracht hatte. Richard mußte seine ganze Kaltblütigkeit und Sicherheit aufbieten.

„Ich bin bereit,“ antwortete er gleichfalls in geheimnisvollem Ton.

Als Lydie die offene Kalesche in den Hof fahren sah, wo die Wagen der Gäste vor der Paulownia warteten, als sie sah, daß Richard neben dem Untersuchungsrichter einstieg, da entfärbte sich ihr süßes Gesichtchen, und ein geheimer Instinkt sagte ihr plötzlich, daß man ihr ihren Mann raubte, daß sie ihn so bald nicht wieder sehen würde. Trotzdem bezwang sie ihre Bewegung und sagte lächelnd: „Seien Sie nett, meine Herren, und nehmen Sie mich mit; ich will nur noch einen Hut aufsetzen.“

Richard verstand das Zeichen, das der Beamte ihm gab, indem er ihn mit dem Ellenbogen anstieß und sagte: „Das lohnt sich wirklich nicht, ich fahre bloß bis zum Dorfeingang mit,“ und, indem er ihr eine Kußhand zuwarf, setzte er hinzu: „Geh wieder etwas in den Salon hinein, Du wirst der Mama damit einen Dienst leisten.“ Durch die offenen Parterrefenster drang ein Gewirr weiblicher Stimmen hinaus, ein sehr lebhafter Gesellschaftsklatsch. Lydie stand oben auf der Freitreppe und sah, wie die Pferde der Kalesche steppend zum Thore hinausfuhren und ihr Mann sich umdrehte, um ihr zuzurufen: „Auf sogleich . . .“ Nicht ohne herzzerreißenden Schmerz — obgleich dieser Ausdruck, wenn wir von Delcrous sprechen, vielleicht etwas übertrieben ist — hatte der Richter Uzelles Grosbourg, die Liebe dem Avancement, geopfert. Er war die Seine entlang zu Fuß gekommen und auch, als er schon mitten auf der Brücke angelangt war, war er noch immer unschlüssig; und wenn das Rotkäppchen da gewesen wäre, so ist kein Zweifel, daß der Zauber ihres Lachens, die Macht ihrer lebendigen Gegenwart über seine Sehnsucht nach einem raschen Avancement und dem Nimbus hoher Gönnerschaft triumphirt haben würde. Aber seinen eigenen Instinkten völlig überlassen, war der Richter nicht im stande, bis nach Uzelles zu kommen, ohne den Entschluß gefaßt zu haben, zu dem ihm sein Ehrgeiz und sein vertrocknetes Herz rieten. Er wollte „seine Beamtenpflicht“ thun und zu diesem Zweck vor dem eigentlichen Verhör eine vertrauliche Unterredung mit seinem lieben Fénigan herbeizuführen suchen, um so die Geständnisse des Angeklagten durch die vertraulichen Mitteilungen seines Freundes kontrolliren zu können. Kaum hatten sie auch das Dorf verlassen, kaum erdröhnte unter dem Hufschlag der Pferde der harte Boden der großen Straße, so begann er auch schon mit seinem Verhör. Freund Fénigan werde wohl den Grund begreifen, der sie verhindert habe, seine junge Frau mitzunehmen; wie könne man denn in ihrer Gegenwart von dem Tode des Prinzen von Olmütz sprechen, der thatsächlich ein gewaltsamer und höchst tragischer gewesen sei und durchaus nicht der einfache Unfall, von dem die Aerzte geredet hätten?

„Haben Sie denn Beweise?“ fragte Richard begierig. Und Delcrous antwortete mit einer Kopfbewegung:

„Unanfechtbare!“

Jetzt zweifelte der Mann nicht mehr. Es handelte sich um Lydie. Aber welch ein Wahnsinn war es, zu glauben, daß er seine Frau diesen Gerichtsmenschen ausliefern würde, daß er nicht hundertmal lieber sich selbst ausliefern würde! Obgleich Delcrous nicht sehr feinfühlig war, hatte er doch bemerkt, daß Richards gebräuntes Gesicht von einer Bewegung ergriffen wurde und fuhr entzückt fort: „Der erste Beweisgrund, der uns anfangs ganz entgangen war, ist folgender: Wie die meisten reichen Leute, besonders die jungen, trug der Prinz Briefe von Frauen, Bilder und sonstige Andenken bei sich, die er gerne vorzeigte. Ein kleines Schildpatttäschchen, das mit derartigen Votivbildern gefüllt war und das seine Freunde sehr gut kannten, verließ ihn nie. Nun, als man ihn auffand, waren seine Taschen leer; das hat unserem Verdacht die Richtung gegeben und ihn bestärkt.“

Das war genau das Drama, das Richard sich ausgemalt hatte, Lydie, die um jeden Preis das Andenken wieder haben wollte, das Charley ihr zurückzugeben sich weigerte; aber er nahm sich doch zusammen und fand die Kraft, dem Richter, dessen Gründe ihn zusammenpreßten wie eine Zange, einzuwerfen: „Aber wenn seine Taschen so sehr durchsucht waren, so hat man ihn eben ganz einfach ermordet, um ihn zu bestehlen.“

„Nein, denn er hatte noch sein Portemonnaie, seine Uhr und seine Ringe bei sich. Man hatte es nur auf diese Briefe und dieses hübsche Mädchenjägergesicht abgesehen. Das ist durchaus die Art und Weise eines aus Leidenschaft verübten Verbrechens.“

(Schluß folgt.)

Waſſili Tjorkin.

Von

W. Woborykin.

(Fortſetzung.)

XIX.

„Sie ſind immer noch hier?“

Der Anruf Pjerwatſchs ließ die beiden zuſammenſchrecken. Der Taxator ſtand am Eingang der Laube, lächelnd und im bunten Halstuch prangend. Sein heller, knapp geſchnittener Rock ließ ſeine Taille hervortreten. Der Strohhut ſaß ihm etwas ſchräg auf dem Kopf.

„Ja, wir ſind hier,“ antwortete Tjorkin trocken und fragte ihn mit dem Blick: was er wolle?

„Iwan Sacharytſch und Paula Sacharowna ſchicken mich, um Sie zum Thee zu bitten. Alexandra Iwanowna,“ wandte er ſich an Sanja mit einem Lächeln, das Tjorkin nicht gefiel, „iſt es Ihnen hier nicht zu kühl? Die Sonne iſt untergegangen und Sie ſind in einer leichten Bluſe.“

„Kühl iſt mir nicht! Ich fühle mich ſehr wohl! Hier iſt es ſogar noch etwas ſtickig.“

„Erlauben Sie mir, Platz zu nehmen?“ fragte Pjerwatſch mehr Tjorkin als Sanja, im Tone eines Menſchen, der ſich wohl dienſtfertig erweiſen, zugleich aber auch ſeine Würde wahren wollte.

„Es iſt Platz genug. — Setzen Sie ſich.“

Tjorkin entſann ſich, bemerkt zu haben, wie Sanja plötzlich errötet war und verſtohlen nach Pjerwatſch hingeſchielt hatte, ſo daß ihm jetzt der Gedanke kam: „Zwiſchen dem Fräulein und dieſem Fant ſcheint ein Techtel-Mechtel zu beſtehen.“

Jetzt wurde ihm die Anweſenheit von Pjerwatſch, der ihr trauliches Zwiegeſpräch geſtört hatte, unangenehm.

„Waſſili Iwanytſch, Sie ziehen alſo vor, hier zu übernachten? Ihr Zimmer iſt im Anbau bereitet, wo ich auch wohne. Und für den braven Anton Pantjeljäitſch wird ſich ſchon ein Platz finden.“

„Dieſer Anton Pantjeljäitſch iſt doch Ihr Feldmeſſer? Er iſt doch Feldmeſſer?“ fragte Sanja eifrig.

„Wieſo Feldmeſſer?“ unterbrach Pjerwatſch verächtlich. „Einfacher Aufſeher.“

„Nein,“ dehnte Tjorkin und warf einen Blick auf Pjerwatſch. „Anton Pantjeljäitſch iſt Agronom von ausgezeichneten Kenntniſſen und im Forſtfach Kenner.“

„Allerdings, allerdings, er hat manche praktiſche Erfahrung,“ bemerkte Pjerwatſch.

„Und gelehrt iſt er zur Genüge. Und überhaupt iſt er eine ſehr eigenartige und ehrenwerte Perſönlichkeit.“

„Er iſt entzückend!“ rief Sanja. „Im guten Anzug ſieht er gewiß wie Papa aus.“

„Was befehlen Sie in Bezug auf Ihr Nachtquartier, Waſſili Iwanytſch?“

Die Blicke Sanjas und Tjorkins kreuzten ſich. Sie wurde kaum merklich verwirrt und drehte den Kopf ſo, daß ihn Pjerwatſch nicht ſehen konnte.

„Sie müſſen wohl gar zur Stadt zurück?“ fragte ſie.

„Nein, wenigſtens hat es keine Eile. Es iſt nur, um Sie nicht zu beläſtigen.“

„Gar nicht — gar nicht! Die Wärterin Thedosjäjewna wird Sie vortrefflich unterbringen. Nikolai Nikanorytſch ſagen Sie der Tante Martha Sacharowna, bitte, daß Waſſili Iwanytſch über Nacht bleibt. Wollen Sie?“

„Ich danke Ihnen.“

„Und der Thee?“ fragte Pjerwatſch, mit dem augenſcheinlichen Wunſch, fortzukommen.

„Wir kommen gleich . . . Hier iſt es ſo herrlich!“

„Gehen Sie, gehen Sie, Nikolai Nikanorytſch.“

Pjerwatſch ſah mit einer gewiſſen Spottluſt auf Sanja, ſtand auf und ſagte in der Laubenthür zu Tjorkin:

„Es wird alles beſorgt werden . . . Man erwartet Sie.“

Bis ſeine Schritte auf dem Gartenwege verſchollen waren, ſchwiegen beide.

„Alexandra Iwanowna!“ begann Tjorkin halblaut, „wir sind allerdings kaum erst eine Woche mit einander bekannt, ich möchte Sie aber doch über etwas befragen ... Sie brauchen mir ja nicht zu antworten.“

„Worüber denn, worüber denn?“

Sanja erglühte und spielte mit der rechten Hand an dem Zopfende, das ihr über die Schulter hing.

„Wie finden Sie diesen ... Taxator?“

„Nikolai Nikanorytsch?“

„Ja, Nikolai Nikanorytsch.“

„Er ist sehr nett.“

„Nun, das ist nicht gut. Das sagen Sie nur als ... Ausflucht.“

„Hübsch. Lustiger Gesellschafter.“

„Weiter nichts?“

Tjorkin sah sie von der Seite an.

„Ich weiß nicht.“

„Nun, lassen Sie gut sein. Ich bin kein solcher Inquisitor. Jener Fant und gelehrte Schwarzkopf bringt mir ein russisches Sprichwort in Erinnerung, das sich allerdings vor jungen Damen nicht paßt.“

„Sagen Sie.“

„Es paßt sich nicht. Der Sinn davon ist, daß man niemand den Finger in den Mund stecken soll. Dieser Sinnspruch gilt auch für junge Damen. Iwan Sacharytsch scheint große Stücke auf ihn zu halten.“

„Ja, es scheint so.“

„Und das Tantchen, die hauptsächliche ... Sie scheint die Herrschaft im Hause zu haben. Wie heißt sie doch?“

„Paula.“

„Auch die scheint von ihm sehr eingenommen zu sein.“

„Ich glaube.“

Sanja wurde bei diesen Fragen Tjorkins unheimlich. Er merkte dies gleich.

„Alexandra Iwanowna, denken Sie ja nicht, daß ich Sie peinlich verhören will.“

„Peinlich verhören?“

„Ausforschen heißt das. Ich bin offenherzig — wie Sie sehen. Eines sage ich Ihnen: ich will Ihren Papa nicht übervorteilen, noch mir seine Notlage zu nutze machen. Ich bitte Sie, mich nicht für eine Spinne zu halten, die ihr Netz nach allen Ihren Gütern ausstreckt.“

Warum er ihr das nur sagte? Wenn ihn einer seiner Auftraggeber, ein Aktionär der Gesellschaft gehört hätte, mußte er meinen, daß er vor jedem Unterrocke kröche, sich von jedem einfältigen Edelfräulein in Gefühlswallungen bringen ließe, wenn nur seine männliche Großmut in Frage kam ...

Immerhin! ... Ihm that das Mädchen mehr leid als der Vater. Er würde seine Lage nicht ausbeuten, aber ein anderes Gefühl als das eines verächtlichen Ekels vor aller dieser gutsherrlichen Sinnlichkeit und Liederlichkeit könnte er für ihn nicht aufbringen.

„Man erwartet uns zum Thee,“ erinnerte Sanja, sich erhebend.

Sie war schon ganz verwirrt. Warum hatte sie denn Nikolai Nikanorytsch nicht verteidigt? Er gefiel ihr doch und — stand ihr nah. Solche „Freiheiten“ erlaubt sich nur ein Bräutigam. Aber heute — erschien er ganz fremd. Warum ein so guter Mensch wie Wassili Iwanytsch mit ihr nur gleich in solchem Tone sprach. War das absichtslos? Oder ahnte er ihre Vertraulichkeit und war eifersüchtig? Alle Männer sind eifersüchtig, das ist das dumme! Wie wird es mit ihrer Herzenssache weiter gehen?

„Bitte sehr!“

Tjorkin bot ihr den Arm. Das hatte Sanja nicht erwartet und ihre Verlegenheit schwand mit einemmale. Ihr wurde so wohl und warm an der Seite dieses stattlichen und schönen Mannes. Er meinte es gewiß gut mit ihr und bei etwas näherer Bekanntschaft würde sie ihm sicher alles anvertrauen und ihn bei allem um seinen Rat fragen.

Sie kamen an einem Fliederstrauch vorbei. An seinem Wipfel blühten erst einige Büschel. Es war weißer Flieder.

„Ach, ich sehe jetzt erst, wie groß Sie sind, Wassili Iwanytsch. Können Sie bis an den Flieder ganz oben hinaufreichen?“

„Erlauben Sie!“

„Wundervoll, wie er duftet!“

Sie hielt ihm mit ihren winzigen Händchen den Büschel unter die Nase. Er hätte gar zu gern die kleinen Fingerchen geküßt, bezwang sich aber.

„Wundervoll!“ stimmte er bei. „Und so schade, daß solch ein Garten verwildert. Bekümmern Sie sich denn nicht um die Blumen, Fräulein?“

„Ich? ... Das verstehe ich nicht.“

„Haben Sie keinen Lehrer?“

„Keinen.“

„Die Gutsherren sind in zu große Gleichgiltigkeit für ihre Besitzungen verfallen.“

Sanja schwieg.

„Wassili Iwanytsch! Haben Sie gute Augen?“

„Allerdings! Ich kann nicht klagen.“

„Bitte, sehen Sie dieses Büschel. ... Suchen Sie doch nach einer fünfteiligen Blüte.“

„Sie wollen wohl wahrsagen, nein?“

„Ja!“

Tjorkin begann lächelnd zu suchen. Sanja folgte ihm mit den Augen. Sie hatte gefragt: ist Nikolai Nikanorytsch ein schlechter Mensch oder nicht? Schlecht war er, wenn sich eine fünfteilige Blüte fand.

„Gestatten Sie?“

„Nein, das ist nicht möglich!“

„Sehen Sie!“

Die Blüte hatte fünf Blättchen.

„Ach!“ schrie Sanja beinah auf, während ihr die Röte über die Ohren stieg. „Kommen Sie. Man erwartet uns.“

XX.

Der Zwerg Tschurilin fragte an der Thür:

„Haben Sie noch etwas zu befehlen?“

„Halt! Morgen bin ich um sechs Uhr zu wecken.“

„Und Herr Chrjaschtschew?“

„Ist nicht nötig. Er wacht früh auf.“

„Gute Nacht!“

Das geräumige, dreifenstrige Zimmer ging nach dem Garten und stieß an einen Flur, wo man für Tschurilin auf einer Truhe ein Lager bereitet hatte. Chrjaschtschew schlief unten. Pjerwatsch hatte seine Wohnung im Seitengebäude.

Tjorkin besah sich die Wände, die Möbel mit Zitzbezug, den Kupferstich über dem Sofa, sowie sein Bett mit der dünnen, frischen Wäsche. Auf dem Nachttisch stand eine Karaffe und ein Glas. Es roch nach irgend welchen Kräutern. Hinter dem Bette führte eine Thür in ein Zimmer, in welchem weiche Tritte hörbar wurden.

„Anton Pantjeljäitsch? ... Sind Sie das?“ rief er.

Niemand antwortete, dagegen knarrte die Thür und es erschien ein Kopf mit einer Nachthaube.

„Ist noch etwas gefällig?“

Die Stimme klang noch nicht alt. In dem geräumigen Zimmer herrschte bei nur einer Kerze Dämmerung. Das Gesicht konnte er nicht einmal erkennen.

Er schloß aber sofort, daß es eine Schließerin oder Wärterin sein müsse.

„Kommen Sie, kommen Sie, Mütterchen!“ lud er sie sehr freundlich ein.

Es erschien eine Alte mit aufgewecktem, etwas strengem Gesicht in der Kazawjaika, von kleiner Gestalt, von Aussehen — nicht wie vom Hofgesinde, sondern wie aus einem andern Stande. Die Haube bedeckte das Haar. Die dunklen Augen blickten forschend.

„Wir sind Nachbarn?“

„Ganz recht. Ich wohne hier. Nur wollen Sie sich nicht beunruhigen. Man hört mich nicht. Aber, brauchen Sie noch etwas zur Nacht? Kwaß oder sonst ein Getränk?“

„Danke! Daran bin ich nicht gewöhnt.“

Er wollte nicht schlafen. Er ließ sie sich neben sich auf das Sofa setzen.

„Sie belieben morgen früh aufzustehen? Unser Herr — thut dies spät. Wünschen Sie Kaffee oder Thee?“

„Ich würde für Thee dankbar sein.“

„Sehr gut.“

Ihr Ton war sehr — artig, aber ohne Kriecherei oder Aufdringlichkeit.

„Sie sind wohl gar die Wärterin des Fräulein Alexandra Iwanowna?“ fragte Tjorkin, ihr näher rückend.

„Ich habe nicht nur sie, sondern auch ihre Mama gewartet, Herr.“

Ihre bleichen Lippen zogen sich zusammen.

„Ein herrliches Mädchen!“

„Hat sie Ihnen gefallen? Sie ist noch ganz minderjährig ... Nicht an Jahren, sondern an Verstand. Man müßte sie recht hüten und anleiten, statt dessen —“

Sie stockte.

Aus ihrer Stimme klang Kummer.

„Sie werden es nicht falsch verstehen, Väterchen,“ hub sie halblaut an, indem sie nach der Flurthür blickte. „Ich lebe hier Tag für Tag im Flügelbau. Wochenlang bekomme ich Sanja nicht zu sehen. Sie flieht mich wie eine alte Schwätzerin. Doch mir thut sie in der Seele weh. Ich habe heute zum erstenmal das Vergnügen, Sie zu sehen, halte Sie aber für einen edeldenkenden Mann.“

Diese Erklärung erschien Tjorkin sehr sonderbar.

„Sie sind von dem ehemaligen Hofgesinde, Mütterchen?“

„Nein, Herr,“ antwortete Thedosjäjewna fast gekränkt. „Ich war nie in Hörigkeit. Von den Eltern der Mama von Sanetschka bin ich als Wärterin gemietet. Mein Vater diente als Schreiber auf dem Rathause und hinterließ sieben Kinder.“

„Ah — ah —“ dehnte Tjorkin, „ich verstehe, Sie wurden als ihre Pflegerin angenommen und haben dann auch noch die Tochter gewartet.“

„Ganz recht. Erlauben Sie ... ich habe nicht die Ehre, Ihren Tauf- und Vatersnamen zu kennen.“

„Wassili Iwanytsch.“

„Ich habe gehört, Wassili Iwanytsch, daß Sie das ganze Erbgut kaufen wollen.“

„Bisher handelt es sich noch um einen Waldbesitz.“

„Alles, alles wollen sie aufgeben —“ sie wandte den Kopf in der Richtung nach dem Hauptgebäude — „erst dieses Gut, dann das übrige. Die ältere Schwester wird ihrem Bruder alles abnehmen, doch die Tochter sucht sie zu verführen und wird sie dann in alle vier Winde jagen. Sie, als edeldenkender Mann, Sie werden mich nicht verraten. Ich habe immer das Gefühl, daß Sie, Wassili Iwanytsch, nicht zufällig hierher gekommen sind. Es ist Gottes Finger! Er kann nicht wollen, daß alles verloren geht und meine Sanja verdirbt.“

Im Verlauf einer halben Stunde wußte er alles, betreffs der Mutter Sanjas, betreffs der „boshaften Buckeligen“, ihrer Arglist und Gewinnsucht, darüber,

wie Sanja von der Tante Martha unter Vorwissen der Tante Paula jeden Nachmittag mit dem Feldmesser zusammen bei Liqueuren zusammengebracht würde. Maura Thedosjäjewna schwor, daß ihre Herrin nie ihren Gemahl betrogen habe, und daß Sanja die richtige Tochter von Iwan Sacharytsch sei.

„Jeden Nachmittag, Väterchen, bewirtet die Dicke sie mit solcher ‚Schleckerei', — wie es Pjerwatsch nennt — und wenn er sie verführt, dann sagt die Buckelige zu ihrem Bruder: ‚Siehst Du wohl, ganz die Mutter, gerade eine solche Herumtreiberin; besser sie gleich an den Feldmesser abzugeben.' Sie beide werden Iwan Sacharytsch schon herumkriegen. Er heiratet sie aber gar nicht einmal; darum ist es ihm gar nicht zu thun. Es ist eine Schande! . . ."

„Aber Alexandra Iwanowna selbst," sagte Tjorkin, „gefällt er ihr denn?"

„Je nun, Herr, das ist ja das reine Vögelchen."

„Vögelchen!" wiederholte er mit stillem Lächeln.

„Es singt, es hüpft . . . das Blut in ihr auch, offenbar. Wer zuerst kommt . . . Ich sehe es, beim Himmel, von meiner Komorke aus . . . wie man sie Tag für Tag immer näher zum Abgrund schleift. Und dabei geht alles nach Wunsch. Die Buckelige läßt den Bruder in Ruh, sobald er ihren Willen thut. Daß der Kopf von Iwan Sacharytsch nicht an übergroßer Klugheit krankt, haben Sie wohl selbst schon bemerkt."

„Was soll ich aber dabei thun?" drängte sich ihm als Frage auf, die er aber nicht aussprach. Ihm that die liebliche Sanja leid, mit ihren Händchen, Stimmchen, Anstande und Offenherzigkeit, und besonders in ihrem hilflosen Wesen.

„Verzeihen Sie, Wassili Iwanytsch, daß ich Sie im Schlafen störe. Wohl möglich, daß der Herrgott Sie uns als Rettungsengel geschickt hat. Mir sagt mein Herz, daß, wenn kein edler Mann hier hilft, alles drunter und drüber geht. Ich dachte daran, mich an den Adelsmarschall zu wenden. Wir haben aber einen von der Sorte! . . . Ich bitte Sie mit Thränen . . . die Selige hat sie meinen Händen anvertraut. Sie ahnte, wie es mit ihrem Kindchen kommen würde . . . Zu Ihren Füßen beschwöre ich Sie —"

Maura Thedosjäjewna erhob sich vom Sofa und wollte sich vor ihm auf die Kniee werfen. Tjorkin fing sie mit beiden Armen auf und klopfte ihr auf die Schulter.

„Danke für Ihr Vertrauen. Mir thut das Fräulein leid. Jener windige Messer soll sich in acht nehmen. Ich bleibe noch bei Ihnen . . ."

„Seien Sie mir nicht böse, verzeihen Sie die Störung."

Er führte sie zur Thüre und rief ihr nach:

„Gute Nacht! Noch einmal besten Dank!"

Er lag mit offenen Augen auf dem Bett, bei gelöschtem Licht, und konnte nicht einschlafen, obwohl er den ganzen Tag über gelaufen war.

„Schutzengel!" wiederholte er, in der Dunkelheit lächelnd. Er — ein Gutsaufkäufer, ein Schlaukopf in den Augen eines jeden weltkundigen Menschen!

Thedosjäjewna hatte die Wahrheit gesagt. Das Schicksal lenkt! Wassia Tjorkin, ein Bauernknabe, auf den Glockenturm geklettert — träumte sinnlos von dem Glück, solches Schloß mit Park an den Ufern der Wolga zu besitzen — jetzt kann er es kaufen, sogar noch ein anderes und ein gut Stück Wald dazu.

Warum denn nicht? Die Gesellschaft heißt alle seine Handlungen gut. In drei bis vier Jahren wird er sich mit ihr aus einander gesetzt haben. Der Park — ist sein, das Haus ist sein. Wird er in solchem Hause auch allein wohnen?

Ueber diese Frage — schlief er ein.

Schluß.

XXI.

Der Morgen brach mild und feucht an; ein rosig bläulicher Nebel lagerte über dem Wolgalande. Im Park erglänzten auf den saftigen Eichen die silbernen Tautropfen.

Noch schlief alles, als sich Anton Pantjeljäitsch Chrjaschtschew auf der Lindenallee mit zögernden Schritten dem Bankplatz näherte, von dem aus der Blick nach Sawodnoje am schönsten war.

Er lächelte still, während er sich nach allen Seiten umsah und an den glitzernden Blättern der Eichen und Ahornbäume ergötzte, welche die nahe, zum Fluß abfallende Schlucht bestanden. Niederes Haselgestrüpp umwallte hie und da die Stämme der mächtigen Bäume, und die weiße Borke der einzelnen Birken spielte in dem Grün des abfallenden Blätterdaches.

„Es wird einen Regenguß geben!" äußerte er im Flüsterton.

Er hatte die Gewohnheit, beim Alleinsein die Gedanken laut auszusprechen.

Unter den Bäumen lagen kaum bemerkbare Schatten, und in der Luft summten die Insekten. Das Zwitschern und Singen der Vögel ertönte aus allen Winkeln des Parkes. Es duftete nach Maiblumen und Traubenkirschenblüten. Alles sproßte und trieb in diesem Jahre früher und reichlicher als sonst. Das Herz des Forstmanns war erfreut. Für ihn gab es keine schönere Zeit als die frühen Morgenstunden, bei gutem Wetter, oder die Nacht im Waldesdickicht, wenn die Sterne durch die Lücken der hohen Fichtenwipfel leuchteten.

Er liebte auch den Gartenbau, obwohl er sich nie für einen gelernten Gärtner ausgab. Es interessirten ihn auch mehr die großen Fruchtbäume, das Aufpfropfen, das Akklimatisiren der Südfrüchte. Wenn es sich traf, daß er einmal irgend ein südliches Gewächs, und sei es nur eine Staude, in die Pflege bekam, dann sorgte er dafür wie für ein leibliches Kind und äußerte selbst, daß er sich damit anstellte wie der Narr mit dem gemalten Korbe.

In diesem Parke fand er den Bestand reichhaltiger, als man nach dem „Beitengrade" — Anton Pantjeljäitsch liebte wissenschaftliche Bezeichnungen — annehmen durfte, was er durch die günstige Lage der Schluchten erklärte, die zum Wohnsitze aufstiegen und die Südwestseite des Flusses schützten.

Im Schatten der Eichen wurde es ihm noch freudiger. Gestern war er in schrecklicher Erregung eingeschlafen. Ihm stand eine Unterredung mit Wassili Iwanytsch bevor, die ihm äußerst unangenehm und seiner ganzen Natur zuwider war.

Seine Gedanken gingen nach der entgegengesetzten Richtung. Alles wird sich zum besten wenden. Mit solchem Manne, wie Wassili Tjorkin, weiß man, daß die Dinge gelingen werden, und daß es große, gute Dinge sind.

Mit Tjorkin muß man sich leicht verständigen. Er liebte nicht die heutigen „Autodidakten", die sich aus niederem Stande hervorgearbeitet hatten, achtete sie geringer als die schlechtesten Herren von Geburt und pflegte sie mit verschiedenen aus Journalen und Büchern herausgelesenen Beinamen zu belegen. Dieser war aber ein Mann der That, und auf ihn vertraute er; sie waren sich in ihren Gedanken und Plänen einig. Ihm waren die russische Erde, die Wolga, der Wald teuer; in der Gesellschaft, deren Seele er war, steckte eine Idee.

Chrjaschtschew wandte sich hinunter nach dem Ziergarten und setzte sich dort auf eine Bank, von der aus er die Pforte zum Flügelbau unter Augen hatte. Beim Herausgehen hatte er Tschurilin befohlen, ihm schleunigst die Meldung zu bringen, sobald Wassili Iwanytsch aufstehen und seinen Thee verlangen würde; das Anspannen des Tarantaß hatte er selbst angeordnet. Sie mußten vor dem Frühstück zu zweien, ohne Pjerwatsch, zur Besichtigung des Waldgutes fahren.

Die Aussprache war unabweisbar, und es war besser, sie hier vorzunehmen. Vielleicht will Wassili Iwanytsch einen Blick in den Park werfen. Beim Thee würde es sich nicht schicken. Es möchte auch der Windbeutel dazwischen kommen oder am Fenster lauschen. Solche Leute sind zu allem fähig.

Und wiederum schweiften die Gedanken Anton Pantjeljäitschs nach einer andern, angenehmeren Richtung. Er schaute auf das Haus, auf die verhängten Fenster des zweiten Stockes, auf die Abmessungen des ganzen Gebäudes, und sein Kopf spielte ihm einen neuen, ganz erheiternden Gedanken vor.

„Ja, ja, darin liegt eine Idee!..." sprachen halblaut seine etwas wulstigen Lippen.

„Zu welchem Zweck wünscht nur Wassili Iwanytsch selbst diese Besitzung mit dem von ihm so geliebten Park zu erwerben. Für sich allein? Er ist Junggeselle. Aber möglicherweise denkt er ans Heiraten. Nun, schließlich, eins schließt das andere nicht aus — eine Kombination kommt zur andern."

„Eine herrliche Idee!" äußerte er laut und begann sich zu schämen.

Durfte er nicht auch einmal einen eigenen Gedanken haben. Vorschlagen konnte er ihn immer. Solch ein Mann wie Tjorkin nimmt das nicht übel und sagt nicht gleich: „Was hast du mir denn mit deinen eigenen Projekten zu kommen, ich trage meinen eigenen Kopf auf meinen Schultern."

Es duldete ihn nicht am Platz. Er begann auf dem einen Schlage der vierseitigen Allee auf und ab zu rennen, wobei er aus herzinnigem Behagen unaufhörlich die Arme ausstreckte.

Im Kopf arbeitete es immer lebhafter. Was für eine wundervolle Baumschule mußte sich im Park einrichten lassen, mit Reihen von Fruchtbäumen, mit üppigen Abteilungen rein russischer Gewächse, mit Beeten und Spalieren für Beerenfrüchte. Und da draußen, was läßt sich nicht da noch anbauen?

Die Backen von Anton Pantjeljäitsch röteten sich, und die Aeuglein irrten bald freudig, bald nachdenklich umher. Er wandte den Kopf nach der Pforte und sah die stattliche Gestalt Tjorkins in einem nagelneuen Anzug und einem Strohhut. Er ging ihm noch heiterer entgegen.

„Er wird schon Stutzer!" meinte er und eilte mit gezogenem Hut auf seinen „Chef", wie er Tjorkin bereits im stillen nannte, zu.

„Guten Morgen, Wassili Iwanytsch! Es ist eine Wonne hier!"

Jener reichte ihm die Hand, schaute ihn freundlich an und fragte:

„Himmel, Ihr Herz ist erfreut, Herr Verwalter?"

„Das ist's!... Wollten Sie nicht gefälligst von der Laube dort durch den rosigen Nebel auf das Wolgaland schauen? Oder ziehen Sie vor, Thee zu trinken, Wassili Iwanytsch?"

„Der Thee wartet. Kommen Sie."

„Machen Sie mich nur nicht dafür verantwortlich, daß ich sogleich etwas zu Ihrer Kenntnis bringen muß... was zu der herrlichen Offenbarung der gütigen Natur nicht stimmt."

„Lassen Sie gut sein, lassen Sie gut sein!" unterbrach ihn Tjorkin. „Nur nicht so hitzig! Geschäft

nach Geschäft ... Jetzt lassen Sie mich nur noch etwas in der Morgenkühle verschnaufen."

„Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie, Wassili Iwanytsch, meine Vorrede. Ich habe ja selbst hier geträumt. Wunderschöner Platz! Im Park kann man das gar nicht so sehen. Und alles ist in solchem Verfall."

„Wem sagen Sie das?"

Tjorkin beschleunigte seinen Schritt auf dem Wege, indem er behaglich mit kräftigen Zügen die laue Luft einatmete.

„Und was für ein Duft!"

„Vorzüglich! ... Die Blumen des Wonnemonats! ... Maiblumen, wie sie die Deutschen sogar nennen sollen. Kein Waldblümchen blüht verstohlener und schamhafter."

„Anton Pantjeljäitsch! Da sind Sie wieder — Poet."

„Was?"

„Ich sage Poet. Ihre Seele ist im Fluge und im Gefühle ... wie soll ich sagen ..."

„Der Natur! ... Der endlos waltenden Natur, Wassili Iwanytsch — das ist's."

Sie gingen nach dem Abhang zu. Tjorkin näherte sich bis auf zwei Schritte dem äußersten Rande und sah mit gekreuzten Armen lange nach dem Fluß über das Wolgaland mit den weißen Kirchtürmen des Dorfes Sawodnoje hinaus.

Er war in seiner Brust durch etwas bewegt. Ueber seinen Seelenzustand war er sich noch nicht klar. Sein gestriges Gespräch mit Maura Thedosjäjewna ging ihm im Kopfe herum. Wie das alles so wunderbar gekommen war! ... Sanjas Haupt mit dem Zopf, ihre Händchen, ihr Augenausdruck, ihre Gestalt tauchten vor ihm auf ... Auch das Stimmchen klang ihm im Ohr ... Es that ihm leid um das Mädelchen, und ein neues Gefühl großmütiger Schutzbereitschaft wurde in ihm wach. Sie ist doch die gesetzliche Erbin dieses Besitztums, dieser Taxator stellt ihr nach, und die eigenen Tanten sinnen auf ihr Verderben. Alles gerade wie im Märchen — worin er der Ritter und Retter der Zarentochter ist, mit der er zwölf Stock hoch vom Turm herunterspringen muß.

Waren wohl solche Anstrengungen nötig? Mochte ihn nicht das Schicksal einen einfacheren und ehrbareren Weg führen?

Er dachte lange nach.

XXII.

„Die Sache ist also die, Wassili Iwanytsch —"

Chrjaschtschew saß auf einem Ende der Bank und streckte zweimal seine Arme aus, doch lange nicht so weit, wie vor einer halben Stunde während seiner Träumerei.

„Vielleicht etwas betreffs jenes ... gemeinen Lümmels?"

Tjorkin wandte den Kopf nach dem Seitenbau.

„Sie haben es erraten! Ueber den!"

„Nun, was ist los?"

Tjorkins Gesicht nahm sogleich einen geschäftlichen Ausdruck an.

„Er — wie soll ich sagen ..."

„Er hat sich an Sie heran gemacht? Versprechungen gegeben?"

„Von etwas der Art war die Rede. Und ich habe mich ein wenig so angestellt, Wassili Iwanytsch, als ob ich ihn ganz und gar nicht verstünde. Er scheint große Lust zu haben — in den Dienst der Gesellschaft zu treten."

„Das mag sein!"

„Mich armen Sünder fing er an auszuforschen ... wissen Sie ... auf moderne Art ... mit ganz gewählten Worten ... und in Wagemut gehüllt ..."

„Was?"

„In Wagemut gehüllt! Das ist so ein Ausdruck, wie ihn meine Gattin von ihren Brüdern und Verwandten auf dem Seminar erwischt hatte."

„Was haben Sie ihm gesagt, Anton Pantjeljäitsch?"

„Ich schwieg ganz still ... Sonst hätte ich mich um den Hals reden können. Ich durfte auch nicht annehmen lassen, daß sich solche Größe wie ich zu einer Verbindung mit dem Herrn Taxator herbeilassen würde. Handelte es sich doch um nicht mehr und nicht weniger als wie wir Sie alle — Nisowjew, Tschernoschni, Sie, Wassili Iwanytsch und — in Ihrer Person — die ganze Gesellschaft leiten und lenken sollten."

Als Chrjaschtschew auf den strengen und klaren Blick Tjorkins traf, fuhr er, den Kopf senkend, unsicherer fort:

„Meine Lage ist in diesem Augenblick gar nicht vorteilhaft, Wassili Iwanytsch, sogar einem solchen Manne wie Sie gegenüber ... Ich stelle den Gogolschen Erdarbeiter vor ..."

„Nur daß ich kein Chlestakow bin, Anton Pantjeljäitsch, da Sie sonst gar nicht erst anzufangen brauchten."

„Deshalb mache ich mich gerade lieb Kind, und beanspruche eine Belohnung ... wie für das Finden einer verlorenen Brieftasche."

„Das ist vergeblich. Pjerwatsch ist — ein Gauner und soll schleunigst entfernt werden. Dafür stehe ich ein!"

„Selbstverständlich wird er sich zur Wehr setzen."

„Als ob ich gerade so drauf los gehen werde? Ich bin kein kleiner Junge ... Ich werde schon mit ihm fertig werden. Seien Sie unbesorgt."

Tjorkins Augen blitzten.

„Um so besser, Wassili Iwanytsch, wenn Sie sich selbst dieses Jünglings annehmen. Er wird Ihnen nicht entgehen. Mich hielt er für Ihre Vertrauensperson — wenn ich auch die Maske der Bescheidenheit vorgenommen habe."

„Und hat er sich denn darin geirrt, Anton Pantjeljäitsch?"

„Worin denn?"

„Sie sind jetzt knapp ein Jahr in meinem Dienst, dennoch vertraue ich Ihnen vollkommen und spreche das offen aus."

Ihm war es angenehm, Chrjaschtschew zu schmeicheln. Dessen Augen blickten erfreut und verlegen auf Tjorkin.

„Das übrige wird von Ihnen abhängen, Anton Pantjeljäitsch. Geschäfte gibt es viele und große."

„Das gesegnete Geschäft," brach es bei Chrjaschtschew hervor. „Und wenn Sie mich auch sonst nicht dazu ermuntern ... So möchte ich Ihnen gleich einige meiner verwegenen Gedanken bekennen."

„Bekennen Sie! ... Ich höre ..."

„Ich fürchte aufzuhalten ..."

„Wir werden gleich Thee trinken. Es ist noch früh. Wollen Sie eine Cigarrette?"

„Ich kann keinen Gebrauch davon machen."

„Sprechen Sie, sprechen Sie!"

„Es ist mir ... die Idee gekommen vor Ihrem Eintreffen ..."

„Los, los mit der Idee! Es geht nichts über eine Idee. Ohne Ideen ist alles nur Schlendrian und Zopf."

„Ganz Ihrer Ansicht, Wassili Iwanytsch ... Ich bin von diesem Park sehr entzückt. Ihnen scheint er sogar schon krankhaft ans Herz gewachsen zu sein. Seine Lage im Verein mit der Besitzung ist so günstig für eine Forstschule, wie es im ganzen Wolgalande keine günstigere geben mag."

„Wahrlich," rief Tjorkin — dachte aber gleich: „Sollte der etwa auch ein Mantelträger sein und mir nach dem Munde reden?"

„Das Waldgut des Herrn Tschernoschni hat eine gute Beschaffenheit, ohne Frage. Dasselbe aber ohne diese Besitzung und die Uferanlagen zu erwerben, möchte nachteilig sein."

Tjorkin sah ihn von der Seite an.

„Sie haben mir das — gewiß aus meinem Kopf abgelesen, Anton Pantjeljäitsch?"

„Also haben Sie schon selbst den Gedanken betreffs der Besitzung gehabt?"

„Durchaus!"

Von seinen kindlichen Träumereien auf dem Glockenturm von Sawodnoje hatte er ihm nichts gesagt.

„Um so schmeichelhafter wird es auch sein, Wassili Iwanytsch — Ihnen meine Idee vorzutragen. So weit ich Sie verstanden habe, denken Sie nicht daran, nur aus Eigennutz und zu Ihrem persönlichen Vorteil das herrschaftliche Besitztum zu erwerben."

„Uebrigens," warf Tjorkin ein, „schmeichelhaft ist es immerhin, an die Stelle der thörichten, angestammten Erbherren zu treten, besonders für einen Bauernfindling, wie mich."

Davon, daß Tjorkin ein Bauernfindling wäre, hatte Chrjaschtschew früher schon gehört; das hatte ihn aber nicht weiter bekümmert.

„Dem sei, wie ihm wolle," hub er an, „schmeichelhaft — keine Frage. Die ganze Sache steht aber höher ... Ich habe noch soeben darüber nachgedacht, als ich in jener Allee promenirte. Es würde Wassili Iwanytsch ein Leichtes sein, die Gesellschaft zu bewegen, zugleich mit dem Forstrevier auch diesen Wohnsitz mit Park zu erwerben, und diesen zu einer Zentralstelle für ihre ganze wolgische Waldwirtschaft zu machen. Hiermit wäre der Grund zur Verbreitung regelrechter Kenntnisse in der Forstwissenschaft, sowie zur praktischen Pflege aller Arten von Nutz- und Obstbäumen zu legen ... Betrachten Sie das Haus ... das eine Stockwerk eignet sich gerade zur Schule. Nur Park und Blumengarten! Welch reichhaltige Baumschule ließe sich da anlegen! Was für ein vielseitiger Obstgarten. Was wäre da Euer Gorygorjätsk dagegen! Eine ganze Lissinskische Forstanstalt! ... Sie sind ein solcher Eiferer für die vaterländischen Reichtümer, Wassili Iwanytsch! Sie könnten auf dieser Besitzung Ihr Sommerquartier nehmen, um von hier aus alle wolgischen Forsten zu verwalten, den Feldzug gegen die Waldverwüstung, gegen die liederliche Verschleuderung, sowie gegen die gutsherrliche Sinnlosigkeit zu führen. Doch, wem sage ich das? Die Schule wird der Gesellschaft nicht Gott weiß was kosten, im Vergleich zum Nutzen! Wie mancher arme Schlucker, der, wie ich, bei einiger praktischen Erfahrung und aller Verehrung der Wissenschaft, dennoch der theoretischen Kenntnisse entbehren mußte, könnte zur Pflege eines solchen nationalen Schatzes, wie es der Wald ist, und ohne den die Wolga, besonders im oberen Lauf, bald austrocknen würde, herangebildet werden."

Je länger er sprach, desto lebhafter wurden Chrjaschtschews Stimme und Gesten.

Tjorkin hörte rauchend, mit gesenktem Blicke zu. Früher — vor zwei Jahren — hätte er es wohl übel vermerkt, wenn solch ein ihm untergebener Wicht ihm hätte seine beste Idee wegnehmen und zu einem großartigeren, ausführbaren Plane aufbauschen wollen.

„Anton Pantjeljäitsch," rief er nach der Chrjaschtschewschen Tirade und sah ihn freundlich an ... „Sie hätten mir meine Grundideen nicht so rauben sollen ... doch Ihr Plan geht über den meinigen hinaus. Ich wäre vielleicht auch noch auf denselben verfallen, wenn auch mehr im persönlichen Interesse."

„Alle Wege führen nach Rom, Wassili Iwanytsch. Warum wollten Sie sich Ihrer Persönlichkeit entäußern? Das erste ist, seinen Namen mit solcher Sache zu verknüpfen. Unter Ihrem Namen müßte die Normalschule für rationellen Forstbetrieb begründet werden ... Uebrigens sind Sie nicht ohne bedeutende Vorgänger. Im Nordosten ... hat eine Familie Strogonow etwas derart gegründet ... ob Anfang dieses oder Ende vorigen Jahrhunderts ... lasse ich dahingestellt. Sie schickte auf ihre Kosten Zöglinge nach Deutschland und gewann dadurch einen Stamm gelernter Forstmänner. Jetzt wäre es aber schon lange an der Zeit, einen neuen Anstoß zu geben, weil ohne einen solchen das ganze Werk einschlafen würde."

Tjorkin lächelte still vor sich hin.

„Herrlich, Anton Pantjeljäitsch, herrlich. Die Idee ist kostbar, nur muß man sie unseren Aktionären vergolden, damit sie nicht von vornherein über unfruchtbare Unternehmungen schreien ... Ich will Ihnen — unumwunden — gestehen, daß ich ein krankhaftes Gelüst verspüre, diese Besitzung für mich selbst zu erwerben und mich mit der Gesellschaft darüber ins Einvernehmen zu setzen."

„Um so besser! Sie werden Ihr Pfund nicht vergraben! ... Und was für ein Wohnsitz im Sommer ... besonders wenn Sie Gott mit Familie segnet ... Sie müssen doch lauter -- Prachtkerle bekommen!"

„Prachtkerle! ... Sie kennen das Wort! So hat man mich auf dem Gymnasium genannt."

„Denken Sie nur an mein Wort ... Prachtkerle!"

Beide lachten und erhoben sich zugleich.

„Nun aber zum Thee, und dann in den Wald!" kommandirte Tjorkin.

XXIII.

In Martha Sacharownas Stube ging die Bewirtung ihren gewohnten Gang. Zum Essen war der Käufer nicht erschienen — er hatte ausdrücklich abgesagt. Iwan Sacharytsch und Paula Sacharowna waren unruhig. Auch Pjerwatsch fühlte sich unbehaglich, und alle peinigte der Zweifel, ob Tjorkin direkt zur Stadt abgefahren sei. Den ganzen Tag über hatte er mit seinem Gehilfen die entfernten Grenzen des Forstreviers besichtigt; zuerst waren sie am frühen Morgen weggefahren und dann nach dem Frühstück wiederum, ohne den Taxator mitzunehmen.

Auch in Sanja gärte die Unruhe. Sie hatte sich besonders geputzt und lauerte nur auf eine zweite Unterredung mit Tjorkin. Pjerwatsch saß ihr zur Seite und hätte gern das alte Manöver wieder versucht; sie zog aber ihren Fuß zurück und guckte nach der andern Seite. Als zum Schluß des Essens die Unterhaltung betreffs des Waldes erregter wurde und Pjerwatsch darauf anspielte, daß Tjorkin leicht Winkelzüge machen könne, so daß man die Ohren steif halten müsse, ärgerte sie sich wohl in Wassili Iwanytschs Namen, dachte aber doch selbst: „Wer weiß, ob er sich nicht nur so bieder und aufrichtig stellt, um uns alle anzuführen, nicht nur ein solches Dummerchen wie mich, sondern auch Nikolai Nikanorytsch."

Bei Tante Martha wurde sie zu Pjerwatsch zutraulicher, ließ sich von ihm unter dem Tisch die Hand drücken, und stieß zweimal mit ihm an, wobei sie Liqueur trank und viel Leckereien naschte.

„Martha Sacharowna!" rief Pjerwatsch der Dicken zu, die mit schwimmenden Augen und brennender Cigarrette — sie rauchte mitunter — auf dem Sofa saß: „Alexandra Iwanowna hat sich bei Tisch gegrämt; sie hat sich auf Herrn Tjorkin gespitzt."

Dabei blinzelte er nach Sanja zu, welche erglühte und die Stirn runzelte.

„Gar nicht, gar nicht!"

„Ich sage ja."

„Ich sage nein."

Sanja klopfte sogar mit der Faust auf die Tischkante.

„Nun, was zankt ihr euch, Kinder?" beschwichtigte die Tante, „was sich liebt, neckt sich! ... Sanja, trinke ein Schlückchen! Willst Du noch ein halb Gläschen?"

„Tante ... gib mir zu rauchen!"

„Wolltest Du?"

„Sie will ihren Kummer betäuben," behauptete Pjerwatsch.

„Ach, wie Sie garstig sind! ... Ich wollte auf Ihre Gesundheit trinken, nun thue ich es nicht."

„Na, na, stoßt an!" besänftigte die Tante.

Sanja und Pjerwatsch stießen an. Sie sog mit vollen Lippen die süße, dunkelrote Flüssigkeit aus dem Glas und lächelte ihm dabei mit den Augen zu.

„Singt ‚Plowzow!'" schlug Martha Sacharowna vor.

„Ach, Tante, immer Plowzow. Etwas anderes, was nicht so alt ist."

„Meinetwegen! ... Was für ein Lied ..."

„Es schäumt der Fluß,
Der Fluß erbraust."

„Losgesungen!" kommandirte Pjerwatsch.

Martha Sacharowna ergriff die Guitarre und sie sangen zu dreien.

„Ach! ..."

Sanja sprang erschreckt vom Platz.

Tjorkin war erschienen. Er stand in der Thür und klatschte in die Hände.

„Lustige Gesellschaft! Ich wünsche viel Vergnügen!"

„Wassili Iwanytsch, welche Ueberraschung!"

Pjerwatsch erhob sich geräuschvoll vom Sessel und eilte auf ihn zu. Martha Sacharowna zupfte an dem oberen Rande ihrer Kapote.

„Verzeihen Sie, bitte!“ stammelte sie, „wir sind hier zu Hause.“

„Um Gottes willen, geniren Sie sich nicht! ... Gestatten Sie mir, Platz zu nehmen, hier neben Alexandra Iwanowna.“

Er zeigte sich sehr aufgeräumt, und sein Auftreten ärgerte die Dicke und den Taxator. Sanja reichte ihm, noch immer fassungslos, die Hand. Sie wurde sich plötzlich ihres Liqueurglases bewußt, das vor ihr auf dem Tische stand. Sie rückte ab; Tjorkin setzte sich zwischen sie und Pjerwatsch.

„Martha Sacharowna!“ rief er munter: „Sie spielen Guitarre? Ich auch ...“

„Nun sagen Sie 'mal an! Wie nett das ist! Ist Ihnen nicht aber etwas gefällig? Oder haben Sie noch nicht gespeist? Dann werde ich es gleich anordnen.“

„Ich danke ... Wir sind beim Bienenvater eingefallen. Dort hat man uns mit Weißbrot und Honig bewirtet ... Doch wenn Sie ein Gläschen Branntwein gestatten —“

Alle zeigten sich geschäftig. Man holte noch ein Glas und noch eine Flasche Pflaumenbranntwein. Tjorkin erbat die Guitarre von Martha Sacharowna, stimmte sie neu und erkundigte sich nach dem gesungenen Liede.

Die Tante, mit glühenden Wangen, mit trunkenen, weit aufgerissenen Augen, lächelte Tjorkin zu und stieß mit ihm über den Tisch an.

„Sanjetschka hat eine nette Stimme,“ sagte sie in süßem und verschämtem Ton.

„Wünschen Sie ein Duett?“ fragte er Sanja.

„Ich kann ja eigentlich gar nichts singen.“

„Das sagt sie nur so. Auch Nikolai Nikanorytsch singt sehr hübsch.“

„Dann besser gleich im Chor!“

„Kennen Sie nicht ... die wunderschöne, wenn auch etwas altmodische Romanze: ‚Es schäumt der Fluß? ...‘“

„Ach, Tantchen, schon wieder!“ rief Sanja.

„Warum denn nicht?“ scherzte Tjorkin.

„Siehst Du! Siehst Du!“

Martha Sacharowna rückte sich auf dem Sofa zurecht und zupfte sich wieder am Kapotenrand.

Die Guitarre erklang unter Tjorkins Fingern. Er neigte sich zu Sanja und sprach leise zu ihr:

„Sollten wir nicht zusammen harmoniren, Alexandra Iwanowna? Ich bin doch Ihr guter Freund? ... Ja? ...“

„Ja ...“ brachte Sanja hervor, aber weiter kein Wort.

Die Gegenwart von Pjerwatsch beunruhigte sie. Auch erschien ihr die Beteiligung von Wassili Iwanytsch nicht als eine „harmlose“, sondern als eine „absichtliche“. Dabei kam ihr Nikolai Nikanorytsch auf einmal so fremdartig vor. Wenn er sich doch nur entfernen wollte!

„Also, Achtung, Herrschaften! Zugleich!“ rief Tjorkin:

„Es schäumt der Fluß,
Der Fluß erbraust.“

Alle stimmten an. Pjerwatsch sang mit verhaltenem Lachen; Martha Sacharowna kreischte ihre Spittelweiberstimme dazu; das Stimmchen Sanjas verschmolz mit der Stimme Tjorkins und schlug bei ihm zugleich die Saite des Mitleids mit diesem „Knöspchen“ an. So nannte er sie, indem er gedankenvoll ihre Wangen, ihr Näschen, ihren Schopf, ihre Händchen betrachtete ... Und er ahnte, daß sie sich vor ihm schämte.

Die Wärterin hatte nichts erfunden. Sie wird hier nach und nach verdorben, und Pjerwatsch küßt sich wohl schon mit ihr.

„Küßt sich, weiter wird es schwerlich gekommen sein.“ Doch der Gedanke, daß das arme Mädchen diesem Nichtsnutz zum Opfer fallen sollte, machte ihn ganz krank. Er hieb indessen munter auf die Guitarre los und machte ein sehr vergnügtes Gesicht dabei.

„Sie sind ein Meister!“ sagte Pjerwatsch schmeichelnd, nachdem die erste Strophe gesungen war. „Martha Sacharowna, erlauben Sie, daß ich das Wohl von Wassili Iwanytsch ausbringe!“

Alle standen auf, um mit ihm anzustoßen. Für Sanja goß die Tante ein volles Glas ein. Sanja hielt es Tjorkin hin, that aber nur ein ganz kleines Schlückchen. Hatte sie doch vor seiner Ankunft bereits zwei volle Glas geleert, was ihre Wangen verrieten.

„Ihr Wohl!“ sagte sie leise.

Er stieß noch einmal mit ihr an und sagte ebenso leise:

„Und auf unsere Freundschaft!“

Pjerwatsch hörte diese Worte und blickte über die Schulter Tjorkins hinweg zu Sanja hinüber.

„Hat er sich etwa auch schon in sie verschossen?“ dachte er, ohne indessen die geringste Eifersucht zu spüren.

Ihm kam auch das gelegen. Wenn ihn Tjorkin als Haupttaxator in den Dienst der Gesellschaft nimmt und sie Frau Direktor wird — ganz wunderschön. Er wird sich schon im Vertrauen von Mann und Frau festzusetzen verstehen.

Man sang noch einige Zigeunerlieder und Glinkas: „Nimmer kehrt ihr wieder, Tage alter Zärtlichkeiten ...“ Tjorkin begleitete Sanja in Terzen.

Ihr Glas hatte sie immer noch nicht ausgetrunken.

„Auf Ihre Gesundheit!“ bot er ihr an.

„Nein, genug.“

Sie schaute auf ihn schamhaft und bescheiden, stand auf und sagte zu Martha Sacharowna:

„Tantchen, es ist heiß! Ich möchte in den Garten, Wassili Iwanytsch! Kommen Sie nicht mit?“

„Wir können ja alle!“ mischte sich Pjerwatsch ein.

„Sie haben gewiß vergessen ... Papa hat Sie gebeten, zu ihm zu kommen ... Er hat wahrscheinlich ausgeschlafen. Tante ... Sie bleiben wohl auf dem Sofa ... das kann ich nicht. Es ist mir zu stickig hier.“

Sanja sprang fort.

XXIV.

Martha Sacharowna zog hinterdrein.

„Wir kommen gleich nach!“ rief Tjorkin. „Ich habe noch zwei Worte mit Nikolai Nikanorytsch zu reden.“

Sobald die Dicke aus dem Zimmer war, stützte er den Ellenbogen auf den Tisch und lud den Taxator ein, sich zu ihm zu setzen.

„Trinken wir nicht noch ein Gläschen?“ forderte er ihn auf.

„Mit Vergnügen.“

Während Pjerwatsch seinen Stuhl heranrückte, sah er ihn aufmerksam an. Es kam ihm in den Sinn, daß ihn der „Wälderdauß“, wie er Tjorkin für sich nannte, ausholen wollte. Bisher hatte er jede Unterredung unter vier Augen mit ihm vermieden gehabt; jetzt knüpfte er eine solche an, ehe die Geschäfte mit Iwan Sacharytsch und Nisowjew zum Abschluß gekommen waren.

Tjorkin schaute ausnehmend treuherzig darein. Sie stießen an.

„Was das betrifft, Herr Taxator,“ hub er munter an; „mit Ihren Arbeiten bin ich zufrieden ... Sowohl im Nisowjewschen Besitztum, wie auch hier ...“

„Mir außerordentlich schmeichelhaft,“ war Pjerwatsch im Begriff zu sagen, was Tjorkin indes abschnitt.

„Nur muß ich in allem Klarheit haben ... Es mag Ihnen daran gelegen sein, die ferneren Arbeiten, welche die Gesellschaft in ihren Forstbeständen vorzunehmen hat, weiter auszuführen.“

„O, gewiß!“

Dieser Ausruf war Pjerwatsch unwillkürlich entschlüpft.

In Tjorkins Augen sah Pjerwatsch den Ausspruch glänzen: „Lieber Freund, vor allem mußt du erst lernen, uns die Stange zu halten —“

„In Bezug auf die Nisowjewschen Forsten,“ fuhr Tjorkin fort, „sind Sie nicht Vermittler gewesen, wie es betreffs der Iwan Sacharytschschen Liegenschaften der Fall war.“

„Erlauben Sie, Wassili Iwanytsch, Ihnen einzuwenden,“ unterbrach Pjerwatsch, „daß auch im Nisowjewschen Besitztum, über dessen Wert auf weite Strecken hin noch keine volle Aufklärung besteht, die erst von mir erwartet wird ... Ich spreche schon gar nicht von dem Walde und dem Wohnsitz von Iwan Sacharytsch — wenn Sie diese etwa erwerben wollten, in welcher Sache ohne meine Mitwirkung gar nichts geschehen kann.“

Tjorkin nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Ein anderer an meiner Stelle würde als Makler eine Forderung stellen ... Ich bin aber von jeder erbärmlichen Courtage weit entfernt ... das verhehle ich Ihnen nicht,“ — Pjerwatsch sah sich dabei um und sprach leiser — „in der Familie Tschernoschni ist dieser Verkauf mit verschiedenen Interessen verknüpft. Und ohne meinen Rat — wage ich zu denken — wird nichts geschehen. Der Schwerpunkt liegt nicht in der Alten, dem Haupt der Familie, sondern in einer andern Person — und Sie werden vielleicht erraten, wen ich meine.“

„Ah, ah?“ dehnte Tjorkin in fragendem Ton.

„In gleichem Sinne habe ich schon mit Herrn Chrjaschtschew gesprochen.“

„Haben Sie etwas erreicht?“ warf Tjorkin dazwischen.

„Ich hatte ihn für Ihr Faktotum und vollen Vertrauten gehalten ... doch ist er nichts ... als eine Art Aufseher.“

„Das trifft nicht zu, Nikolai Nikanorytsch; die Stellung von Chrjaschtschew ist eine sehr verantwortliche. Der Mann besitzt große, praktische Erfahrungen.“

„Das bestreite ich nicht. Nur fürchte ich, Wassili Iwanytsch, daß er mich falsch verstanden hat. Er denkt vielleicht, ich habe ihn durch das Anerbieten einer Courtage erkaufen wollen. Nichts derart liegt vor. Wohl verstanden ... mir lag daran, etwas von Ihren Absichten zu erfahren. Auch das verberge ich nicht, daß das Schicksal der Familie Tschernoschni für mich nicht gleichgiltig ist.“

„Sie wollen wohl gar mit ihr in Verwandtschaft treten?“ fragte Tjorkin zwinkernd.

„Das liegt noch fern ... Iwan Sacharytsch kann in kurzer Zeit in recht traurige Verhältnisse geraten. Einem andern Käufer würde ich nichts davon sagen, doch Sie sind ein so edeldenkender Mann, daß ich vor Ihnen davon reden darf. Selbstverständlich ist die Gesellschaft nicht verpflichtet, in die Familienverhältnisse des Verkäufers einzudringen. Andererseits hängt es von mir ab, den Kauf auf die eine oder andere Weise zu beeinflussen.“

Pjerwatsch richtete schnell seine schönen Augen auf Tjorkin und senkte die Lider.

„Nach meiner Ueberzeugung,“ nahm Tjorkin ruhig und bestimmt das Wort, „ist Iwan Sacharytsch so

in seine Geschäfte verwickelt, daß er Hals über Kopf einen Käufer für seinen Wohnsitz suchen muß. Und diese Abgabe wiegt schwerer als die des Waldes."

„Selbstverständlich."

Pjerwatsch stieß ein kurzes Lachen aus. Die Thür öffnete sich leise. Paula Sacharowna trat ein. Beide standen zugleich auf.

„Nikolai Nikanorytsch! Der Bruder bittet Sie zu sich," sagte sie und sah sich verstohlen um. „Sie sind zurück, Wassili Iwanytsch, was mir niemand gemeldet hat ... Wo sind Ihre Damen?"

„Im Garten," antwortete Pjerwatsch.

„Und Sie sind hier beschäftigt?"

„Nein ... Ich gehe zu Iwan Sacharytsch. Ich habe mich ein wenig mit Wassili Iwanytsch unterhalten."

Pjerwatsch wandte sich Tjorkin zu:

„Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, Wassili Iwanytsch; unsere Unterredung können wir fortsetzen, wann es Ihnen beliebt."

„Ich will nicht stören!" sagte Paula Sacharowna und sah beide aufmerksam an.

„Es hat keine Eile," entgegnete Tjorkin, „das Wichtigste ist bereits besprochen."

Pjerwatsch scharrte beim Herausgehen mit den Füßen.

„Wollen Sie in den Garten?" fragte Paula Sacharowna noch einmal.

Sie setzte sich in die Sofaecke und betrachtete den Tisch mit den Resten der Leckereien.

„Sie haben lustige Gesellschaft gehabt? Auch Musik, wie es scheint?"

Ihre Lippen zeigten ein wegwerfendes Lächeln.

„Ja," antwortete ihr Tjorkin, sich am Tisch niederlassend; „ich traf die Gesellschaft in vollem Zuge. Allem Anschein nach wird es bei Ihnen bald eine Hochzeit geben?"

„Hochzeit? Wer sollte denn heiraten?"

„Ihre Nichte, Alexandra Iwanowna. Ist etwa Herr Pjerwatsch nicht ihr Bräutigam?"

„Das erste, was ich höre."

„Dann erlaubt Ihre Schwester, verehrteste Paula Sacharowna, dem fremden Herrn sich auf solchen Fuß zu der Tochter eines solchen Hauses zu stellen? Sie verzeihen mir, ich habe kein Recht zu solcher Bemerkung ... Ich urteile nach dem Augenschein."

„Das Mädchen ist — von Natur aus bis zur Wurzel verdorben ... Ganz ihre Mutter ... Ich wasche meine Hände ... Die Schwester unterstützt in ihrer Charakterschwäche ihre schlimmen Neigungen. Ob Herr Pjerwatsch, ob ein anderer — sie ist der Verführung preisgegeben."

„Das thut mir leid ... Wenn ich meine Herzensmeinung äußern darf; sie ist so jung und hilflos ... dabei die einzige Erbin ihres Vaters ... An Bewerbern kann es ihr — bei ihrer Mitgift — nicht fehlen."

„Welcher Mitgift?"

Paula Sacharowna zuckte ihre verwachsenen Schultern.

„Sollte denn von den beiden Erbgütern Iwan Sacharytschs nichts übrig bleiben? Mir geziemt diese Frage nicht. Ich — bin der Vertreter der Gesellschaft, der Ihr Vater seinen Wald, und sogar — wie Sie wissen werden — diesen Wohnsitz mit dem Park angetragen hat. Wenn wir einig werden, erhält er einen schönen Preis für die hiesigen Plätze ... doch nur, verehrteste Paula Sacharowna, wenn jeder unnötige Vermittler und Makler ausgeschlossen bleibt."

„Auf wen spielen Sie denn an?"

Sie hatte schon gemerkt, daß er den Taxator meinte. Pjerwatsch konnte jederzeit ihn und ihres Bruders Partei verlassen und auf die Seite des Verkäufers treten. Möchte er nur so bald als möglich das Mädchen verführen und mit ihr, aus dem Kaufgelde mit einer Mitgift von fünf oder zehntausend abgefunden, auf Nimmerwiedersehen das Weite suchen!

Aber dieser Bürgersmann war wohl selbst ein Einfaltspinsel, den man bei dem Edelmut seiner Gefühle erwischen konnte. Er möchte gern beweisen, daß er mehr Edelsinn und Ehrenhaftigkeit als der Adel besitzt. Sie hatte schon gestern die Absicht gehabt, sich mit ihm unter vier Augen auszusprechen. Wie es scheint, hat ihm das Mädchen auch in die Augen gestochen ... Mag er sie dem Feldmesser abnehmen und mit ihr abziehen ... Um so besser.

„Ist es Ihnen nicht gefällig, mit mir zu kommen?" sagte sie und erhob sich. „Ich werde Sie nicht lange aufhalten ... Doch, wie Sie sehen, kommen Sie mit meinem Bruder nicht zum Abschluß, ehe Sie mich nicht gehört haben."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Paula Sacharowna, Sie sind ja hier — das Haupt ... das habe ich gleich bemerkt."

Sie erwiderte nichts, sondern stieß nur einen unartikulirten Nasenlaut aus.

„Wassili Iwanytsch!" rief Sanja über die Terrasse laufend. „Sind Sie hier?"

„Wassili Iwanytsch ist jetzt nicht da!" entgegnete Paula Sacharowna durch das Fenster und humpelte am Stock davon, Tjorkin mit sich führend.

XXV.

„So steht also die Sache, Paula Sacharowna!"

Tjorkin hatte der Buckeligen aufmerksam und mit ehrerbietigem Gesichtsausdruck zugehört, obwohl er am liebsten der ihm widerwärtigen Person in die Haare gefahren wäre. Schließlich that ihm die böse, alte Jungfer doch leid — besonders ihres pincho-

pathiſchen Zuſtandes wegen. Sie hatte ihm den Hauptbeweggrund ihres Handelns nicht enthüllt, wenn er aber die Eröffnung Thedosjäjewnas mit in Betracht zog, ſo wurde ihm alles klar.

„Ja — a," äußerte Paula Sacharowna, mit eingekniffener Unterlippe. „Sie verſtehen, liebſter Herr, wenn mein Bruder ſo große Verpflichtungen mir und meiner Schweſter gegenüber hat, und in ſeiner Schlaffheit die Sache ſo verwirrt, dann muß ich Ihnen klaren Wein einſchenken ..."

„Allerdings, allerdings," beeilte ſich Tjorkin zuzuſtimmen, „doch was hat das mit Ihrer Nichte zu thun? Iwan Sacharytſch behält immer noch im Falle des Verkaufs dieſer Beſitzung — das entfernte Gut; auf das Sie aber auch Anſpruch erheben. Angenommen, es bleibt wirklich nicht in ſeinem Beſitz, ſo müßte es dennoch ſchließlich Alexandra Iwanowna als Ihrer Erbin zufallen ..."

„Entſchuldigen Sie ... Ich denke noch nicht ans Sterben! Es iſt Sache des Vaters — für ſeine Tochter zu ſorgen ... Und übrigens, das ... das ..."

„Geht mich nichts an, wollen Sie ſagen? Das — ſtimmt, Paula Sacharowna. Aber gerade um Ihr Fräulein thut es mir wunderbar leid. Sie iſt — ohne jede Obhut. Sie mögen nicht wiſſen, was hier zwiſchen Ihren Wänden vorgeht. Sie werden mich entſchuldigen ... Ich ſpreche ſo, nach Ihrer Erklärung zu mir ... Sie wünſchen, daß ich Sie bei meiner Verhandlung mit Ihrem Bruder vertreten ſoll? Alſo — vertrauen Sie mir!"

Die Buckelige hob die Schulter, zwinkerte erſt mit den Augen, die ſich darauf mit Feuer füllten, während die Lippen zitterten.

„Herr Tjorkin! Wenn Sie auch ein fremder Menſch ſind, muß ich Ihnen doch ſagen — dieſes Mädchen iſt von Natur im Grunde ſeiner Seele verdorben ... Mein armer Bruder hat ihre Mutter angebetet und dieſe hat ihn auf das ſchnödeſte betrogen."

„So, ſo!" dachte Tjorkin; „Thedosjäjewna hat die Wahrheit geſagt."

„Und Sie alſo auch ... Sie rächen jetzt an der Tochter, was die Mutter, wie Sie behaupten, an ihrem Gatten geſündigt hat!"

„Entſchuldigen Sie, liebſter Herr! Das Mädchen iſt gar nicht Bruder Iwans Tochter — iſt es nie geweſen!"

„Mag ſein, verehrteſte Paula Sacharowna, ſie gilt indeſſen als ſeine Tochter, iſt — Edelmanns Sproß, in einem adeligen Inſtitut erzogen — und das reine und unſchuldige Kind."

Als er dies ſagte, fühlte Tjorkin wohl, daß er aus der Rolle als Diplomat fiel, der die Buckelige dazu zu bringen trachtete, ihre Karten vor ihm aufzudecken ... Was ihn zu Sanja hinzog, war etwas mehr als bloßes Mitleid.

„Unſchuldig!" entgegnete Paula Sacharowna ſcharf; „Scherze hat ſie ſchon angefangen. In allen Ecken küßt ſie ſich ja herum."

„Mit wem?"

Tjorkins Frage klang faſt zornig. Er rückte ihr näher und ſagte halblaut und haſtig:

„Iſt das nicht eine Sünde von Ihnen — von Ihnen und Ihrer Schweſter — ſie in die Klauen eines ſolchen Schlaukopfs, wie dieſes Taxators fallen zu laſſen ... Denken Sie — er werde ſie heiraten, ohne eine gehörige Kuſche mitzubekommen? Daraus wird nichts. Sie legen es aber offenbar darauf an, ſie zu entehren und ohne Biſſen Brot ins Elend zu jagen ..."

„Meine Gefühle und Gedanken behalte ich für mich."

„Genug der Winkelzüge!" fiel Tjorkin lauter ein und ſchritt im Zimmer einher. „Ich habe Sie angehört. Jetzt komme ich an die Reihe. Um Ihre verwandtſchaftlichen Verhältniſſe brauche ich mich nicht zu kümmern, wenn ich aber will, kann ich auf Ihren Bruder einen Druck ausüben, der Ihnen, wenn nicht die ganze, ſo doch einen Teil der Schuld ſichert. Dafür ſtelle ich aber als erſte Bedingung: dieſer gemeine Taxator muß entfernt werden. Er iſt ein — Schuft, er hat meinem Forſtmann wie mir Verſprechungen gemacht und iſt ſofort bereit, Sie alleſamt zu betrügen."

„Das thut heutzutage jeder."

„Wohl möglich; aber morgen muß er verſchollen ſein. Wollen Sie gütigſt Ihren Bruder dazu beſtimmen, das noch heut und zwar in meinem Beiſein anzuordnen. Zudem hat Iwan Sacharytſch, für den Fall des Verkaufs ſeines Wohnſitzes mit Park an mich, für ſeine Tochter durch Abſchluß unſeres Vertrages — für deren Lebenszeit zu ſorgen."

Paula Sacharowna erhob ſich, zupfte nervös an ihrem Gewande um ihren dürren Hals herum, und humpelte haſtig in die äußerſte Ecke des Zimmers.

„Liebſter Herr, Sie ſcheinen uns Geſetze vorſchreiben zu wollen?"

Dieſe empörende Dreiſtigkeit durchzuckte ſie bis in die Fingerſpitzen. Ein Bauer oder Bürgersmann — und wagt ihr das zu bieten.

Sie atmete ſchwer und kehrte zu ihrem Platz zurück.

„Sie haben mein Vertrauen gemißbraucht — und jetzt ..."

„Ta — ta — ta!" unterbrach ſie Tjorkin und fuchtelte mit der Hand. „Ohne böſe Worte, Paula Sacharowna, ohne böſe Worte ... Sie brauchen mich. Und außer mir kauft augenblicklich kein Menſch Iwan Sacharytſch ſeinen Wald und ſein Gut zu einem guten Preiſe ab. Nur unſere Geſellſchaft kann ſich das leiſten. Und zum Ankauf des Wohnſitzes

mit dem Park bedarf es noch meiner besonderen Fürsprache bei der Gesellschaft. Folglich — wollen Sie selbst den Schluß ziehen: Thun Sie Ihre Schuldigkeit, beschummeln und verderben Sie dieses gänzlich unschuldige Mädchen nicht, besonders auf diese ganz nichtswürdige Manier!"

„Ich soll sie verderben?!"

„Was sonst? Ihre Schwester bringt sie geradezu an den Trunk — und verkuppelt sie an einen Gauner."

Er hielt sich vor, ob er nicht etwa zu weit gegangen wäre; dennoch verspürte er keine Lust, den Ton zu ändern. Das Köpfchen Sanjas mit den klaren Augen, ihr Stimmchen, die eigenartige Hilfsbedürftigkeit und Harmlosigkeit ihres ganzen Wesens sachten in ihm das Mitleid mit diesem einer gutsherrschaftlichen Familie entsprossenen Kind an. In ihr rannen noch gesunde Säfte; der Rest flößte ihm Abscheu und Bewußtsein eigener Ueberlegenheit ein; diese Buckelige, ihre dicke, dumme Schwester, beider nichtiger Bruder. Gegen die wahnwitzige Marotte der nutzlosen alten Jungfer, sich für die Liebe des Bruders zu der verhaßten Schwägerin an der Tochter rächen zu wollen ... da mußte eingeschritten werden!

Die Augen Paula Sacharownas glänzten heller, die Mundwinkel zitterten. Sie stieß eine kurze Lache aus.

„Wollten Sie nicht etwa selbst unsere Blödhold durch Ihr Anerbieten von Herz und Hand beglücken? Ha, ha!"

Diese Frage fuhr ihm in die Glieder. Das Blut stieg ihm in die Wangen. Er dämpfte indessen seine Erregung und antwortete mit Bedacht:

„Ich stehe hier als einfacher Bürger ... Sie setzen sich aufs hohe Pferd, das eine sage ich nur — hätte ich Absichten auf Alexandra Iwanowna, dann würde ich das Geschäft ganz anders anfassen ... Sie belieben mir nur zum Trutz vorzuhalten, daß ich mir auf diese Weise eine gute Mitgift verschaffen wolle. Dem entgegen muß ich Sie aber versichern, mein gnädiges Fräulein" — er nannte sie zum erstenmal so — „daß meine finanzielle Lage mir ermöglicht, ganz andere Summen herauszuschlagen, wenn ich mich darauf hin verheiraten wollte."

Vor der Thür wurden Pjerwatschs Schritte laut.

„Darf man eintreten?"

„Vertrag geht über Geld!" flüsterte Tjorkin auf den Tisch gebeugt: „Ihn ..." dazu machte er eine Handbewegung.

„Sie können eintreten!" rief Paula Sacharowna.

„Meine Konferenz mit Iwan Sacharytsch ist beendigt," sagte er, sich die Hände reibend. Seine Augen schweiften unruhig von der Buckeligen zu Tjorkin.

„Ist der Bruder in seinem Kabinet?" fragte Paula Sacharowna.

„Er möchte vor dem Thee noch Wassili Iwanytsch sprechen."

„Bitten Sie Iwan Sacharytsch hierher!" sagte Tjorkin ... „Allein!" fügte er ausdrücklich hinzu.

„Ich verstehe! Ich will nicht lästig fallen ... Bitte sehr!"

Pjerwatsch machte auf einem Absatz Kehrt, wandte in der Thür sein Gesicht noch einmal zurück.

„Sie beunruhigen sich unnötig, Wassili Iwanytsch! Lästig will ich nicht fallen."

„Gar zu liebenswürdig!" rief ihm Tjorkin nach.

XXVI.

Auf dem Balkon war alles beim Thee versammelt, Martha Sacharowna schenkte ein. Sanja saß ein wenig abseits, Pjerwatsch lehnte am Geländer, kaute an einem Grashalm und warf nach dem Tischende, an welchem Tjorkin zwischen Iwan Sacharytsch und Paula Sacharowna Platz genommen hatte, unruhige Blicke.

Ihm ahnte schon, daß seine Rolle in diesem Hause ausgespielt und sein Eintritt in den Dienst der Gesellschaft ausgeschlossen sei ... Auch mit dem Fräulein wird es nichts Gescheites werden.

Iwan Sacharytsch, im hellblauen Hausrock, rauchte zaghaft an seiner Cigarrette und bemühte sich, seine Würde zu wahren. Sein Gesicht war ungewöhnlich rot. Es wurmte ihn, daß er einen bürgerlichen Aufkäufer in seine Familienverhältnisse einweihen müsse. Schwester Paula hatte ihm anbefohlen, sich mit diesem Menschen gut zu stellen. Niemals war sein adeliger Tick so gekränkt worden, dennoch mochte es schon gut sein, wenn sich Tjorkin in Sanja verliebte und ihr einen Antrag machte. Und warum sollte er dies nicht? Spielte er doch schon die Rolle eines herzenssiechen Vormunds, indem er die Versorgung Sanjas als Vertragsbedingung aufstellte. Gott weiß, was alles Schwester Paula ihm, Iwan Sacharytsch, noch mehr zumuten wird; eines schönen Tages mag er seine ungesetzliche Ehe auflösen wollen, dann muß wieder abgefunden werden. Ohne Verkauf des Wohnsitzes weiß er weder aus noch ein; ein besserer Käufer ist aber nicht zu finden. Gegen die Schwester anzukämpfen, wagt er gar nicht. Formell ist sie ja im Recht, wenn er sich auch niemals hätte einen solchen Ausgang träumen lassen.

Paula Sacharowna schielte nach ihrem Bruder hin, der würdevoll seinen Thee schlürfte. Sie wird jetzt schließlich zu ihrem Gelde kommen, wenn auch dieser Duckmäuser die ganze Lage verschoben hat. Ihm und nicht dem eigenen klugen Kopf wird sie verpflichtet sein. Er gewährt ihr eben ein Geschenk. Dem sei nun, wie ihm wolle, ihm gefällt zweifellos das Mädel, das auch vortrefflich für ihn passen mag! Abweisen kann ihn der Bruder gar nicht; dann braucht sie aber auch nichts für die verhaßte Brut der liederlichen Schwägerin abzugeben. Und wie wird

es weiter kommen? Während Frau Tjorkin hier als Herrin und Millionärin hauſt, kommt der Vater ganz herunter und verkauft auch das andere Gut. Die Schweſtern verſtehen es und nehmen ihn mit hin. Wenn aber der Schwiegerſohn mit der Tochter hier Hof hält, dann holen ſie ihn wieder her ... Das thut der Duckmäuſer ſchon aus reinem Bürgerhochmut.

Der Thee wollte ſchlecht durch Paula Sacharows Gurgel durch; ſie mußte wiederholt hüſteln.

Tjorkin ſaß zwiſchen ihnen, unterhielt ſich aber meiſt mit Sanja.

Er hatte die Empfindung, als ob er jemand aus dem Waſſer gezogen habe. Auf Sanja blickte er wie auf ſein eigenes „Kind". Darum vertraute er darauf, daß ſie ihre Unſchuld noch bewahrt habe. Der Taxator mußte morgen weg; das hatte er beſtimmt verlangt. Damit beſeitigte er in erſter Linie nicht den gaunerhaften Makler, ſondern vielmehr den Frechling, der im ſtande war, das liebliche Mädchen zu verderben. Er ſchämte ſich dieſer Veranſtaltung nicht. Der Wunſch, Sawodnoje ſein eigen zu nennen, wenn nicht gleich, ſo doch in drei, vier Jahren, wuchs mehr und mehr. Der Entſchluß, den Ankauf auf ſeine Kappe zu nehmen, ſtand jetzt bei ihm feſt. Stimmt die Geſellſchaft nicht zu — um ſo beſſer, das Gut iſt dann ſein eigen und er richtet eine Schule für praktiſche Forſtwirtſchaft auf eigene Koſten ein.

Das war es nicht allein, was ihn erfreute. Er ſaß hier als Ehrengaſt inmitten einer gutsherrlichen Familie, er, der Bauernfindling und Bürgersmann, mochte ihn Tante Paula auch wohl „Duckmäuſer" und „Emporkömmling" nennen ... Ja! Erbgüter gehen ſchon auf ſolche Leute über, die ein Herz für die Heimaterde, den reichen Wald und den nährenden Strom haben. Und das verdankt er nicht dem eigenen Beutel, deſſen er ſich nicht rühmen kann, ſondern nur ſeinem Kopf und ſeinem Herzen, ſowie der Aufſicht über ſein Gewiſſen.

„Wünſchen Sie ihn ſtark, Waſſili Iwanytſch?" erſcholl Sanjas Stimmchen zu ihm.

Sie blickte vom Samowar her zu ihm herüber.

„Ja, ſtark, Alexandra Iwanowna."

„Mit Sahne?"

„Nein, mit Zitrone, wenn ich bitten darf."

Das Stimmchen Sanjas und der weiche Schimmer ihrer Augen berührten eine Saite des Mitgefühls in ſeiner Bruſt. Am liebſten hätte er ſie dieſer Familie ſogleich entriſſen, ſie gehegt und gepflegt und ihr ein neues Leben bereitet. Schnelle, ſchnelle Gedanken jagten in ſeinem Gehirn. Da war ein Weib — zwei Jahre iſt es her — die hat ihn mit ihrem Geld auf den Weg gebracht, auf dem er in ſo erſtaunlich kurzer Zeit an ſein heutiges Ziel gebracht iſt. Aber jene hat ihn zu einer Abfindung mit dem Gewiſſen verführt, an die er zeitlebens denken wird. Dafür hat er ſie ausgebeutet — hier ſoll er dagegen ſelbſt ein hilfloſes weibliches Weſen ſchützen, als Gefährtin an ſein Daſein knüpfen, und das nicht aus wilder, tieriſcher Leidenſchaft, ſondern weil es hat ſo ſein ſollen.

Sein Blick liebkoſte Sanja, als ſie ihm den Thee reichte.

Im ganzen Hauſe bereitete ſich ein Ereignis vor. Auch in ihr ſelbſt geſchah etwas Neues. Die Gegenwart von Nikolai Nikanorytſch wurde ihr läſtig. Sie hätte gern alles ausgemerzt, was zwiſchen ihnen vorgefallen war. Er war ihr fremd. Ein „guter Menſch" iſt er nicht, wie der andere, Waſſili Iwanytſch, vor dem ſie alle kriechen, ſogar Tante Paula. Der ſcheint auch das ganze Schickſal der Familie in der Hand zu haben. Dabei kommt er ihr aber gar nicht fremd vor. Im Gegenteil! Waſſili Iwanytſch iſt gut und hübſch, viel netter als Nikolai Nikanorytſch. Und ſicher wird er ſich noch viel mit ihr unterhalten ... dann wird ſie ihm auch alles geſtehen und gar nicht erſt ſeine Fragen abwarten.

„Wo iſt denn Ihr Beamter?" fragte Martha Sacharowna Tjorkin ... „Er muß doch auch Thee haben."

„Er iſt noch nicht aus dem Wald zurück," entgegnete Tjorkin.

Paula Sacharowna warf ihrer Schweſter einen Seitenblick zu: „Wir haben, meine ich, an einem Eindringling genug und brauchen nicht noch allerhand Bedienſtete in unſern Kreis aufzunehmen."

Tjorkin fing dieſen Blick auf und ſagte zu Iwan Sacharytſch gewandt:

„Er kennt Ihren Wald ſchon ſo gut wie ſeine fünf Finger."

Iwan Sacharytſch ſchwieg und lächelte nur ſüßlich. Ihm ſtand eine Auseinanderſetzung mit Pjerwatſch bevor, die er nicht einzuleiten wußte. Die Schweſter hatte jede Beteiligung abgelehnt ... Geld, um Pjerwatſch zu bezahlen — beſaß er nicht; er hätte es erſt von dem Käufer erbitten müſſen.

Es trat ein längeres Stillſchweigen ein, was Tjorkin nicht läſtig fiel. Er verlangte keine Unterhaltung, ihm war wohl. Aus dem Blumengarten wehte ein duftiges Lüftchen. Im Parke ſchlug die Nachtigall. Dort unten glitt lautlos der Strom, zu dem er gern Arm in Arm mit Sanja gewandelt wäre.

„Die Glocke!" rief Sanja leiſe, wie aufgeſchreckt.

„Wer mag das ſein?" fragte Martha Sacharowna. „Der Adelsmarſchall?"

„Der iſt noch nicht auf Reiſen!" entgegnete Iwan Sacharytſch.

Der Ton erſchallte deutlich an der Freitreppe.

Tjorkin dachte an Swjärjew. Hatte ſich Pjotka in ſeinem geſtrigen Zuſtande zu ihm aufgemacht,

dann beabsichtigte er gewiß, ihn um ein paar Tausend zu erleichtern.

Der Kammerdiener Iwan Sacharytschs erschien an der Thür zur Terrasse.

„Wer ist gekommen?“ fragte Martha Sacharowna als erste.

„Eine Dame ... Sie haben eine Karte gegeben ... für Herrn Tjorkin ... In Geschäften ... Sie wünschen, Sie zu sehen.“

„Mich?“ fragte Tjorkin und erhob sich schnell.

„Ganz recht.“

Auf der Karte stand: „Serafima Jefimowna Ruditsch.“

Er bezwang seine Erregung, wenn auch Sanja bemerkte, daß sich sein Blick verdüsterte.

„Erlauben Sie mir, die Dame im Flügelbau zu empfangen?“ wandte er sich an den Hausherrn.

„Warum nicht? Das Empfangszimmer steht zu Ihrer Verfügung,“ erwiderte Iwan Sacharytsch geziert.

Tjorkin war schon auf der Schwelle, er eilte im schnellen Schritt durch das Empfangszimmer und traf im Salon auf den Gast.

Sein erster Gedanke war gewesen, sie nicht zu empfangen, doch wies er diesen als „erbärmliche Feigheit“ zurück und ging kühn allem entgegen, was ihm dieses Zusammentreffen mit Serafima bringen konnte.

XXVII.

In derselben Laube, in der er zum erstenmal mit Sanja geredet hatte, saßen sie einander gegenüber.

Tjorkin warf schnell einen flüchtigen Blick auf sie und wandte sodann die Augen von ihr ab. Serafima war bunt gekleidet, doch der Hut mit hellen Federn und der seidene, pelzverbrämte Regenmantel von dunkler Himbeerfarbe mit gestickten Aermeln standen ihr vortrefflich zu Gesicht. Sie schminkte sich ein wenig, wie ihm schien. Ihre Augen standen unnatürlich weit offen, als ob sie dieselben gemalt oder die Augensterne mit irgend etwas behandelt habe. Ueber ihr bleiches, ein wenig aschfarbenes Gesicht jagte es wie nervöses Zucken. Ein starker Duft nach Essenzen strömte von ihr aus. Unter dem hellen Unterkleid lugten ihre Füße in roten Stiefelchen hervor. Ihre Stirnhaare waren gebrannt.

„Die Kokotte, wie sie im Buche steht,“ entschied er in Gedanken — und empfand in der Brust eine Art von Brennen. Von Freude oder gar Aufregung spürte er nichts. Ihm stand etwas Zweckloses und Lästiges bevor.

„Guten Tag, Wassia!“ begann Serafima zuerst und näherte ihm ihre üppige Büste.

Er erwiderte nichts.

„So empfängst Du mich?“

„Wozu diese Fahrt hierher? ... Ich habe doch ein Quartier in der Stadt ...“

„Wer kann dafür, daß Du Tag und Nacht hier bist? ... Nisowjew hat vergeblich nach Dir geschickt. Er erwartet Dich übermorgen. Hast Du seinen Brief erhalten?“

„Ja ... Ich bin aber hier noch nicht fertig.“

„Nun, ich zog es vor — selbst zu kommen. Mich führen Geschäfte her — nichts Unschickliches — falls Du jetzt etwa solcher Zierlich-manierlich geworden sein solltest. Oder stehst Du mit diesen Unholden in näheren Beziehungen als nur als Käufer?“

Ihre Lippen bebten deutlich. Sie kniff sie zusammen, um die Thränen zurückzuhalten.

„Das alles gehört nicht hierher, und es ist vergeblich, daß Sie ...“

„Nein, ich muß dringend bitten — nicht mit — Sie ... Wie Du Dich immer zu mir stellen magst — das vertrage ich nicht ... hörst Du, Wassia — ich vertrage es nicht. Das ist schlecht, Deiner unwürdig. Ich bin — frei, gehöre niemand an, kann nach Belieben mit jedermann auf Du und Du stehen. Noch dazu, da ich Frau bin. ... Wir sind alte Freunde. Wie steht es mit Dir — Du bist jemand Rechenschaft schuldig?“

Ihre Augen hefteten sich glühend und leidenschaftlich auf ihn. Ihm wurde unheimlich. Er sah sie nicht an.

„Mit der Freiheit ist es nicht weit her,“ erwiderte er sanfter.

„Komm von hier fort. Man hört und sieht uns hier ... Und Du wirst Dich geniren.“

„In wiefern?“

„Ich bitte Dich.“

Sie brachte diese drei Worte so hervor, daß er nicht widerstehen konnte. Serafima nahm ihn selbst unter den Arm.

„Dorthin, dorthin! ... Hinunter. Dort kann man mich für eine Käuferin halten ... Siehst Du das Rasenfleckchen unter den Eichen? Wie schön ist es hier!“

Serafima erfaßte seine Hand und hielt ihn an.

„Ach, Wassia!“ seufzte sie aus voller Brust. „Wie uns das Leben doch mitspielt! Da bin ich nach Wasilsursk auf die Holzmesse geraten ...“

„Ich weiß — mit wem ...“

Er konnte das Gelüste nicht unterdrücken, ihr scharf zu Gemüt zu führen, mit wem sie dort erschienen war und mit was für Verehrern sie sich jetzt abgab. Besonders kam ihm in den Sinn, was Nisowjew von dem sektirenden Petersburger Holzhändler erzählt hatte.

„Nisowjew hat Dir gewiß von Schujew gesprochen?“

„Von was für einem Schujew?“

„Nun, von den ... von den ... ‚weißen Täubchen‘.“

Sie stockte und lächelte.

„Ist das wahr?“ fragte er und seine Lippen verzogen sich zu einem verächtlichen Lächeln.

Sie durchbohrte ihn mit den Augen, indem sie die Hand losließ.

„Du meinst, ich und er? . . .“

„Schwierig wär's!“ spottete er.

„Nun, ganz gleich, Du denkst, ich beute ihn aus. Mag sein! . . . Wie er ist . . . von Leidenschaft erfüllt . . . das kennst Du nicht! Er ist bis zur Schwärmerei verliebt. Ja. Und er gibt seine Seele zum Pfande, daß er jedes Verlangen von mir erfüllt. Sein Onkel — mit sieben Millionen, hat volles Vertrauen zu ihm. Hörst Du — sieben Millionen! Und er ist — einziger Erbe . . .“

„Gut, gut!“

Ihm that seine Anspielung auf den Sektirer schon leid.

„Ich habe ihm verboten, mir zu folgen . . . Es machte zu allgemeines Aufsehen!“ rief sie und nahm ihn wieder unter den Arm. „Hier wollen wir uns setzen. Bitte schön! Hier ist es herrlich!“

Er widerstrebte nicht. Serafima ließ sich im Schatten zwischen den Bäumen auf den Rasen nieder.

„Setz Dich da her . . . Nun, ich danke Dir. Es ist Dir nicht recht, daß ich Dich, wie von alters her, mit Wassia und ‚Du‘ anrede. Ah?“

„Mir ist es recht.“

„Nun, auch dafür Dank.“

Ein großer Traubenkirschbaum breitete seine Zweige bis über sie aus und streute ihnen weiße, zarte Blütenblätter vor die Füße.

Serafima hob den Kopf und atmete voll die Luft ein.

„Herr Gott,“ unterbrach sie sich, „wie herrlich! . . . die Luft! . . . Wie es duftet! Unser Strom — noch ganz der alte. Ist es lange her? Etwa zwei Jahre, noch weniger. An demselben Ufer . . . und zu derselben . . . Ach! Wassia? Ist es Dir unangenehm? Verzeih, aber ich kann nicht. Mein Herz hüpft mir so freudig. Gerade, als ob das nur ein Traum war, ein bunter, schwerer — Du weißt, wie Alpdrücken — und jetzt bin ich erwacht . . . in einem Zaubergarten. Und Du bist da, mir zur Seite. Herr Gott!“

Die Bewegung hemmte ihre Rede. Sie wandte den Kopf und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Tjorkin saß etwas höher als sie, mit dem Rücken an eine junge Eiche gelehnt. Auch er dachte — wider Willen — an die Vergangenheit. Seine Kniee zitterten wie damals, als er sie beim Denkmal im Gärtchen von weitem kommen sah. Er prüfte sich, fast besorgt, ob sich das Anzeichen erwachender Leidenschaft einstellen möchte. Und es stellte sich ein. Diesem herrlichen und üppigen Weibe mußte er mehr Tiefe der Empfindung und Ehrbarkeit zugestehen, als sich selbst. Weise war es nicht, daß sie seinem Andenken diese Treue bewahrte, während sie bereits anderen Männern den Kopf verdrehte. Wer hatte ihn je so geliebt?

Seine Augen hefteten sich — verstohlen — auf ihr Profil, ihre Büste, die Linien des Hauptes. Ja, sie glich einer Kokotte; aber in diesem Augenblick wurde sie von Sehnsucht nach Versöhnung, Liebe, Abbüßung jeder Schuld durchbebt.

Eichen und Traubenkirschen spendeten ihren Wohlgeruch; in der Nähe girrten Turteltauben, Gänseblümchen ängelten aus den Gräsern.

Tjorkins Herz wurde weicher. Er wollte des Bösen nicht gedenken. Doch konnte und durfte er nicht lügen, heucheln oder das Aergernis geben, gleich zu sagen: „Du bist zu Kreuze gekrochen . . . schön, nun verzeihe ich Dir!“

Unversehens streifte er ihren Arm. Serafima fuhr bei dieser Berührung zusammen.

„Ich habe nichts gegen Dich,“ sagte er, ohne den Blick auf sie zu richten, und die Worte wollten nicht über seine Lippen. „Mein Herz ist ausgebrannt. Es mag wohl sein, daß ich Dich zuerst hätte um Verzeihung bitten müssen. Das sage ich wie ein Bruder zu seiner Schwester.“

„Wofür?“ unterbrach ihn Serafima fast bestürzt.

„Daß ich Dich zur Sünde verleitet habe. Das hat niemand sonst gethan.“

„Nun, so etwas! Seit wann befleißigst Du Dich solcher Scheinheiligkeit, Wassili? Das sieht Dir nicht ähnlich. Oder . . .“

Sie wollte sagen: „Oder hat Dich Kaljeria so verwandelt?“

„Von Scheinheiligkeit ist keine Rede. Ich gebrauche das Wort ‚Sünde‘ ausdrücklich. Ich strebte nach Deinem Besitz, obwohl ich Dich das Weib eines andern wußte, ohne an den andern auch nur zu denken. Und das war gemein . . . das übrige weißt Du. Auch vor Dir bin ich schuldig. Ich — kein anderer — habe Dich zur That bestimmt und Dein ganzes Wesen umgewandelt.“

Diese Eröffnung ergoß sich aus einer verborgenen Falte seines Gewissens und erleichterte ihn ungemein.

„Ich bin kein Pharisäer, Sima. Ich erkläre mich schuldig und bereit, Dich auf jede mögliche Weise vor tieferem Sinken zu bewahren. Ich habe Dich häßlich aufgenommen; halb war ich erschreckt, halb erzürnt. Doch das ist jetzt ganz vorüber. Unsere Rechnung ist somit vollkommen ausgeglichen, hörst Du, vollkommen.“

„Vollkommen?“ stammelte sie und näherte ihm ihr zuckendes Antlitz.

„Vollkommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortſetzung.)

Teß öffnete die Thür ſo leiſe als möglich, um niemand zu ſtören; das untere Zimmer war leer, aber die Nachbarin, welche bei Frau Durbeyfield wachte, zeigte ſich an der Spitze der Treppe und flüſterte, daß die Kranke ſich nicht gebeſſert habe, obgleich ſie augenblicklich ſchlafe. Teß machte ſich ſelbſt ein Frühſtück und inſtallirte ſich als Pflegerin im Zimmer ihrer Mutter.

Als ſie die Kinder am Morgen ſah, hatten ſie alle ein merkwürdig verlängertes Ausſehen; obgleich Teß nur etwas mehr als ein Jahr abweſend geweſen war, ſo waren ſie dennoch erſtaunlich viel größer geworden; die Notwendigkeit, Herz und Seele auf ihre Bedürfniſſe zu richten, zog ſie von ihren eigenen Sorgen ab.

Das Uebelbefinden ihres Vaters war noch immer von der gleichen, unbeſtimmten Art, und wie gewöhnlich ſaß er in ſeinem Stuhl. Aber den Tag nach ihrer Ankunft war er ungewöhnlich heiter. Er hatte einen vernünftigen Lebensplan gefaßt, und als Teß ihn fragte, worin er beſtände, antwortete er:

„Ich beabſichtige, an alle alten Altertumsnarren in dieſem Teil von England ein Rundſchreiben zu richten und ſie zu bitten, einen Fonds zu ſammeln, um mich zu unterhalten; ich bin ſicher, ſie werden es für eine romantiſche, künſtliche und ganz beſondere Sache halten, dies zu unternehmen. Sie geben Haufen von Geld aus, um alte Ruinen zu erhalten, Knochen auszugraben oder Aehnliches zu ſchaffen; lebende Ueberbleibſel werden doch noch intereſſanter für ſie ſein — ſie müſſen mich nur erſt kennen. Ich möchte, daß jemand herumginge und ihnen ſagte, was unter ihnen lebt, ohne daß ſie davon wiſſen. Wenn Pfarrer Tringham, der mich entdeckt hat, noch lebte, er würde es ſicher thun.“

Teß verſchob es, ihre Meinung über dies große Projekt laut werden zu laſſen, bis ſie ihre Kraft an naheliegenden dringenden Sachen, die durch ihre Geldſendungen wenig gebeſſert ſchienen, erprobt hätte. Als das Notwendigſte im Hauſe geordnet war, wandte ſie ihre Aufmerkſamkeit den Dingen außerhalb zu. Es war Zeit, zu pflanzen und zu ſäen; viele Gärten und Loſe der Dorfbewohner waren bereits beſtellt, der Garten und das Los der Durbeyfields aber lagen noch völlig brach. Zu ihrem Verdruß entdeckte Teß, daß dies daher kam, weil man die Pflanzkartoffeln gegeſſen hatte — der letzte thörichte Streich der Unbeſonnenen. Zunächſt that ſie ſelbſt, was in ihrer Kraft ſtand; nach wenigen Tagen war ihr Vater indes wohl genug, um ſich infolge ihrer Vorſtellungen des Gartens anzunehmen, während ſie ſelbſt das Ackerſtück bearbeitete, das man auf einem etliche hundert Ellen vom Dorfe entfernten Felde gepachtet hatte.

Nach ihrer Haft in dem Krankenzimmer, wo ſie jetzt bei der Beſſerung ihrer Mutter nicht mehr nötig war, unterzog ſie ſich gern dieſer Mühe. Starke Bewegung leitete ihre Gedanken ab. Das Ackerland befand ſich in einer hochgelegenen, trockenen, offenen Umzäunung unter vierzig bis fünfzig ähnlichen Stücken, auf welchen es am geſchäftigſten herging, wenn die Mietarbeit des Tages bereits vorbei war. Das Graben begann gewöhnlich um ſechs Uhr und erſtreckte ſich bis in die Dämmerung oder in den Mondſchein hinein. Grade jetzt ließ man Haufen von dürrem Unkraut und Rankenwerk im Feuer aufgehen, da das trockene Wetter dieſe ausgedörrt hatte und den Verbrennungsprozeß begünſtigte.

Eines ſchönen Tages arbeiteten Teß und Liza-Lu hier mit ihren Nachbarn, bis die letzten Strahlen der Sonne flach auf die weißen Pfoſten ſchien, welche die Loſe teilten. Sobald die Dämmerung dem Sonnenuntergange folgte, begann das Flackern der Quecke und der Kohlſtrünke luſtig die Stücke zu

erleuchten, während die Umgebung bei dem dichten Qualm je nach der Richtung des Windes bald hell aufleuchtete, bald verschwand. Wenn ein Feuer frische Nahrung erhielt, so wurden die Bänke von Rauch, dicht an der Erde dahinziehend, durch einen düstern Glanz erleuchtet und schieden die Arbeitenden völlig von einander; so erklärte sich die Bedeutung jenes Ausdrucks: „Säule von Nebel", die bei Tage einer Mauer und bei Nacht einer Lichtwolke glich.

Als die Dunkelheit zunahm, kehrten einige der Männer und Frauen heim; die meisten blieben indes zurück, um ihre Pflanzarbeit zu vollenden — unter diesen Teß, obgleich sie ihre Schwester hatte gehen lassen. Es war eines der vom Feuer beschienenen Stücke, das sie mit ihrer Gabel bearbeitete, deren blitzende Zinken in kleinen Schlägen gegen die Steine und trockenen Schollen klangen. Zuweilen wurde sie durch den Rauch völlig eingehüllt; dann wieder stand sie völlig frei, beschienen von dem kupferigen Glanz des brennenden Haufens. Sie war für die Nacht etwas sonderbar gekleidet und gewährte einen auffallenden Anblick, denn ihr Anzug bestand aus einem Rock, der durch häufiges Waschen gebleicht war, und aus einer kurzen schwarzen Jacke, so daß sie gleichzeitig den Eindruck eines Hochzeits- und eines Beerdigungsgastes machte. Die weiter entfernten Frauen trugen weiße Schürzen, das einzige, was man außer ihren bleichen Gesichtern im Dunkel unterscheiden konnte, im Falle sie nicht hie und da durch einen Strahl heller beleuchtet wurden.

Westlich erhoben sich die drahtförmigen Zweige der nackten Dornenhecke, welche die Grenze des Feldes bildete, gegen das blasse Farbenspiel des dunklen Himmels. Drüber hing Jupiter gleich einer voll erblühten Jonquille — so hell, daß er fast Schatten warf. Einige namenlose Sterne erschienen hie und da. In einiger Entfernung bellte ein Hund, und Räder rasselten dann und wann die trockene Straße entlang.

Noch klangen die Zinken unausgesetzt gegen die Schollen und Steine, denn es war noch früh; und, obgleich die Luft frisch und scharf wehte, so merkte man doch etwas vom Frühling in ihr, das die Arbeitenden aufmunterte. Ort und Stunde, das Prasseln des Feuers, der phantastische Zauber von Licht und Schatten machten anderen sowohl wie Teß den Aufenthalt angenehm. Das Hereinbrechen der Nacht, das im Frost des Winters als etwas Feindliches und in der Wärme des Sommers als etwas Freundliches daherkommt, schien an diesem Märztage Ruhe und Frieden zu bringen.

Niemand sah auf seine Gefährten. Die Augen aller waren auf den Boden gerichtet, so daß die Gesichter der Arbeitenden durch die Feuer hell beschienen wurden. Während Teß, leicht vornübergeneigt, ihre närrischen kleinen Lieder vor sich hin sang, jetzt schon fast ohne Hoffnung, daß Clare sie jemals hören werde, schenkte sie der Person, die ihr am nächsten arbeitete, lange Zeit keine Aufmerksamkeit — einem Manne in einem langen, groben Rock, der, wie sie bald entdeckte, mit ihr auf demselben Lose beschäftigt war und von dem sie annahm, daß ihr Vater ihn ihr zu Hilfe gesendet habe, damit sie rascher fertig werde. Als die Richtung der Grabarbeit ihn näher an sie heranbrachte, konnte sie ihn genauer sehen. Zuweilen trennte der Rauch sie; dann wieder, wenn er eine andere Richtung nahm, waren sie beide einander sichtbar, aber von allen übrigen geschieden.

Teß sprach nicht mit ihrem Nebenarbeiter, und er sprach nicht mit ihr. Teß erinnerte sich, daß er bei vollem Tageslicht noch nicht dagewesen sei, und erkannte in ihm keinen der Arbeiter aus Marlott — was indes nichts sagen wollte, da sie während der letzten Jahre so lange und häufig abwesend gewesen war. Nach und nach kam er indes so nahe an sie heran, daß die Strahlen des Feuers von den Stahlzinken seiner Gabel ebenso deutlich zurückgeworfen wurden als von denen der ihren. Als sie auf das Feuer zuging, um eine dürre Ranke hineinzuwerfen, bemerkte sie, daß er von der andern Seite ebenfalls sich näherte. Das Feuer flackerte auf und sie erkannte Alec D'Urberville.

Das Unerwartete seiner Gegenwart, das Groteske seiner Erscheinung in dem faltigen Rock, der nur noch von den altmodischen unter den Arbeitern getragen wurde, hatten etwas unheimlich Komisches, das sie bis auf das Mark durchschauerte. D'Urberville brach in ein leises, lang anhaltendes Lachen aus.

„Wenn ich aufgelegt wäre, zu scherzen, so würde ich sagen: ‚Wie sehr gleicht dies dem Paradies!'" bemerkte er mit einem gewissen Galgenhumor, indem er sie mit vorgeneigtem Haupt betrachtete.

„Was sagen Sie?" fragte sie schüchtern.

„Ein Narr könnte behaupten, es ginge hier wie im Paradiese zu. Sie wären Eva und ich wäre der Böse, der in Gestalt eines niedern Tieres gekommen, Sie zu versuchen. Als ich noch theologisch gesinnt war, ging ich ganz auf in jener Scene Miltons. So etwa heißt sie: ‚O Königin, bereitet ist der Weg und gar nicht weit, dort unter jenen Myrtenbäumen führt er hin ... Wenn du erlaubst, daß ich dich führe, ich bring' dich bald ans Ziel!' ... ‚Nun, gut denn', sagte Eva, ‚führe mich!' Und so weiter. Meine süße, geliebte Teß, so ungefähr werden Sie — indes mit Unrecht — etwa gedacht haben, und nur als Ihre Voraussetzung citire ich diese Stelle."

„Ich habe niemals gesagt, daß Sie Satan wären, oder es auch nur gedacht. Ich denke überhaupt nicht in dieser Weise an Sie. Ich gedenke Ihrer nur mit

Kälte, ausgenommen, wenn Sie mich beleidigen. Sie sind also nur meinetwegen hierher gekommen und graben nur meinetwegen hier?"

„Nur Ihretwegen, ganz allein Ihretwegen! Der alte Rock hier, den ich zum Verkauf aushängen sah, als ich hierher kam, diente mir nur als Verkleidung, damit ich nicht erkannt werde. Ich komme, um Protest dagegen zu erheben, daß Sie eine Arbeit wie diese verrichten."

„Ich verrichte sie gerne — sie ist für meinen Vater."

„Ihr Engagement an jenem Platze ist zu Ende?"

„Ja."

„Wohin werden Sie denn jetzt zunächst gehen? Wollen Sie sich mit Ihrem geliebten Gatten vereinigen?"

Der demütigende Mahner wurde ihr fast unerträglich . . .

„O, das weiß ich noch nicht," erwiderte sie bitter. „Ich habe keinen Gatten."

„Das ist völlig wahr — in dem Sinne, den Sie meinen. Aber Sie haben einen Freund, und ich habe beschlossen, daß Sie es gut haben sollen trotz Ihrer selbst. Wenn Sie nach Hause kommen, werden Sie sehen, was ich für Sie dorthin gesendet habe."

„O Alex, ich habe nur den einen Wunsch, daß Sie mir überhaupt nichts schenken. Ich kann nichts von Ihnen annehmen. Ich mag es nicht — es ist nicht recht."

„Es ist recht!" erwiderte er fest. „Ich halte es nicht aus, eine Frau, die ich so zärtlich liebe wie Sie, in Not zu sehen, ohne den Versuch zu machen, ihr zu helfen."

„Aber es geht mir ja ganz gut! Ich bin nur in Not über — über — nicht über das Leben im allgemeinen."

Sie wendete sich ab und nahm verzweifelt ihre Grabarbeit wieder auf, während Thränen auf ihren Gabelstiel und auf die Erdschollen hinabfielen.

„Aber wegen der Kinder — wegen Ihrer Brüder und Schwestern!" schloß er. „Ich habe an sie gedacht."

Teß zitterte das Herz. — D'Urberville hatte es in der That an seiner empfindlichsten Stelle berührt. Ihre größte Sorge galt allerdings den Kindern. Seit sie nach Hause zurückgekehrt war, war ihre Seele mit einer Zuneigung auf diese Kinder gerichtet, die an Leidenschaft grenzte.

„Wenn Ihre Mutter nicht wieder hergestellt wird, muß jemand etwas für sie thun, da Ihr Vater, wie ich voraussetze, nicht im stande sein wird, viel Hilfe zu leisten."

„Er kann es, wenn ich ihn unterstütze. Er muß es!"

„Und wenn ich ihm beispringe."

„Nein, Herr!"

„Wie elend dumm!" brach D'Urberville aus. „Er denkt doch, daß wir von derselben Familie sind, und wird ganz zufrieden sein."

„Nein. Ich habe ihn umgestimmt."

„Um so närrischer sind Sie!"

Voll Aerger verließ D'Urberville sie und ging zur Hecke, wo er den Faltenrock, der ihn unkenntlich gemacht hatte, auszog, ihn zusammenrollte und in das Feuer warf; dann ging er.

Nach diesem Zwischenfall hatte Teß nicht mehr den Mut, ihre Arbeit fortzusetzen. Sie war voll Unruhe, ob Alex zu ihres Vaters Hause zurückgekehrt sei; sie nahm deshalb ihre Gabel und zog heimwärts.

Ungefähr zwanzig Schritte vom Hause entfernt traf sie auf eine ihrer Schwestern.

„O Tessy — was glaubst Du wohl! Liza-Lu weint und ein Haufen Volks ist im Hause; Mutter ist viel besser, vom Vater aber glaubt man, daß er tot ist."

Das Kind hatte eine Ahnung von der Wichtigkeit ihrer Neuigkeiten, aber noch nicht von ihrer schlimmen Bedeutung; es blieb stehen und sah mit runden, fragenden Augen auf Teß, bis es, den Eindruck gewahrend, den ihre Worte auf Teß machten, fortfuhr:

„Was, Teß, werden wir niemals mit Vater mehr sprechen können?"

„Aber Vater war ja nur sehr wenig krank!" rief Teß verwirrt.

Liza-Lu kam herbei.

„Er ist gerade hingefallen, und der Doktor, welcher der Mutter wegen hier war, sagte, daß es keine Hoffnung für ihn gebe, weil sein Herz gebrochen sei."

Ja, das Durbeyfieldsche Paar hatte die Plätze gewechselt; der sterbende Teil war außer Gefahr, und derjenige, der kaum krank gewesen, tot. Das bedeutete aber mehr, als der Wortlaut sagte. Das Leben des Vaters besaß einen Wert, der mit seinen persönlichen Eigenschaften nichts zu thun hatte oder vielleicht nicht viel zu thun gehabt haben würde. Es war das letzte der drei, während deren Dauer das Haus und die Grundstücke unter Pacht gehalten wurden; und schon seit langer Zeit waren sie von dem Farmer für seine regulären Arbeiter, die sich mit einem Hütten-Quartier hatten behelfen müssen, begehrt worden. Zudem wurden diese Pächter auf Lebenszeit wegen ihrer Unabhängigkeit in den Dörfern fast eben so scheel angesehen wie die Freisassen, und wenn eine Pacht zu Ende ging, wurde sie niemals erneuert.

So sahen jetzt die Durbeyfields, die ehemaligen D'Urbervilles, ein Geschick auf ihre Häupter sich herabsenken, das sie selbst, als sie noch unter den Olympiern der Grafschaft waren, ohne Zweifel häufig

grausam genug denen bereitet hatten, die, wie sie jetzt, kein Land besaßen. So lösen sich Strömung und Gegenströmung — der Rhythmus des Wechsels — in allen Dingen dieser Welt ruhelos ab.

VII.

Schließlich war der Abend von Mariä Himmelfahrt herangekommen und die landwirtschaftliche Welt war in einem Fieber der Aufregung, wie es nur an jenem einzigen Tag des Jahres sich zu ereignen pflegt. Es ist ein Tag der Erfüllung; Verträge auf Außenarbeit für das folgende Jahr, die um Lichtmeß abgeschlossen worden sind, treten jetzt in Kraft. Die Arbeiter, die auf ihren alten Plätzen nicht länger bleiben wollen, begeben sich zu ihren neuen Herren.

Diese jährliche Wanderung von Farm zu Farm war hier im Zunehmen. Zur Zeit, als Teß' Mutter ein Kind gewesen, war die Mehrzahl des Feldvolks ihr Leben lang auf einer Farm geblieben, die schon ihren Vätern und Großvätern eine Heimat gewährt hatte; später aber war der Wunsch, sich jährlich zu verändern, stets allgemeiner geworden. Den jüngeren Familien bereitete der Wechsel eine angenehme Aufregung und hatte vielleicht Vorteile zur Folge. Das Aegypten der einen Familie war das Land der Verheißung für die andere, welche es nicht näher kannte, bis es bei längerem Aufenthalt auch für diese wiederum zu einem Land der Plage wurde; und so wechselte man fort und fort.

Alle diese Veränderungen, die im Dorfleben in wachsendem Maße sichtbar wurden, hatten indes nicht allein ihren Ursprung in der landwirtschaftlichen Unrast; eine Abnahme der Bevölkerung ging mit ihr Hand in Hand. Das Dorf hatte früher neben den landwirtschaftlichen Arbeitern eine wichtige und besser unterrichtete Klasse enthalten, die jenen übergeordnet war — jene Klasse, zu welcher Teß' Eltern gehört hatten und die den Schreiner, den Schmied, den Schuster, den Höker und alle Arbeiter außer den Taglöhnern umfaßte, eine Volksschicht, der eine gewisse Stetigkeit der Richtung und der Lebensweise inne wohnte, da sie entweder Pächter auf Lebenszeit, wie Teß' Vater, Zinspächter oder gelegentlich auch Freisassen waren. Wenn aber die Pachthäuser auf lange Zeit eingingen, wurden sie selten denselben Pächtern wieder überlassen, sondern meistens niedergerissen, im Falle sie nicht von dem Farmer für den eigenen Gebrauch eingezogen wurden. Häusler, die nicht direkt auf dem Acker arbeiteten, wurden mit Mißgunst angesehen und die Austreibung einiger schädigte das Geschäft anderer, die auf diese Weise gezwungen wurden, zu folgen. Diese Familien, die das Rückgrat des Dorflebens in der Vergangenheit gebildet hatten, welche die Sachwalter der Dorftradition waren, mußten eine Zuflucht in den großen Städten suchen. Dieser Prozeß, der von Statistikern humoristisch als „die Tendenz der ländlichen Bevölkerung den großen Städten zu" bezeichnet wird, gleicht in Wirklichkeit der Tendenz des Wassers, welches durch Maschinen gezwungen wird, thalauf zu fließen.

Die Wohnungsgelegenheit in Hütten war auf diese Weise auch in Marlott durch Zerstörung sehr eingeschränkt worden; und jedes Haus, das stehen geblieben war, wurde durch den Landwirt für seine Arbeiter in Anspruch genommen. Seit dem Ereignis, welches einen so tiefen Schatten über Teß' Leben gebreitet hatte, war die Familie Durbeyfield stets als eine derjenigen angesehen worden, die zu gehen haben werde, wenn ihr Pacht zu Ende sei, wenn auch nur im Interesse der Moralität. Es war in der That durchaus wahr, daß der Haushalt niemals glänzende Beispiele weder der Mäßigkeit, noch der Ordnung und Keuschheit gegeben hatte. Der Vater und selbst die Mutter hatten zeitweilig dem Trunke sich ergeben, die jüngeren Kinder häufig die Kirche geschwänzt und die älteste Tochter in sonderbare Verbindungen sich eingelassen. Auf irgend eine Weise mußte das Dorf von ihnen befreit werden. Infolge dessen wurde an diesem ersten Mariä Himmelfahrtstag, an welchem die Durbeyfields vertrieben werden konnten, das geräumige Haus für einen Kärrner mit großer Familie in Anspruch genommen; und Witwe Joan, ihre Töchter Teß und Liza-Lu, der Knabe Abraham und die jüngeren Kinder mußten wandern.

An dem Abend, der ihrem Auszuge vorherging, wurde es frühzeitig dunkel, weil ein rieselnder Regen den Himmel verhing. Da es der letzte Abend war, den sie im Dorfe, ihrem Geburtsplatz und ihrer vieljährigen Heimat verbrachten, so waren Frau Durbeyfield, Liza-Lu und Abraham fortgegangen, um einigen Freunden Lebewohl zu sagen, und Teß bewachte bis zu ihrer Rückkehr das Haus.

Sie kniete auf der Fensterbank und hielt ihr Gesicht nahe an die Scheiben gedrückt, an denen das Regenwasser hinabrieselte. Ihre Augen hafteten auf dem Netz einer wahrscheinlich längst verstorbenen Spinne, welches aus Versehen in einer Ecke ausgespannt worden war, wohin niemals eine Fliege kam, und das in dem leichten Zuge, der durch die schlecht schließenden Flügel ins Zimmer drang, zitternd sich hin und her bewegte. Teß dachte nach über die Lage ihrer Familie, an der sie selbst nicht ohne Schuld war. Wäre sie nicht heimgekommen, so hätte man ihrer Mutter und den Kindern wahrscheinlich erlaubt, als wöchentliche Mieter zu bleiben. Aber unmittelbar nach ihrer Rückkehr war sie von einigen Leuten kleinlichen Charakters und von großem Einfluß

beobachtet worden; ſie hatten ſie auf dem Kirchhof ſich aufhalten und mit einer Gartenkelle die verfallene Grabſtätte eines kleinen Kindes wieder herrichten ſehen. Infolge deſſen hatte man entdeckt, daß ſie wieder hier lebe; ihre Mutter war dafür geſcholten worden, daß ſie ſie beherberge; Joan hatte es an ſcharfen Erwiderungen nicht fehlen laſſen und ſich mutig bereit erklärt, zu gehen; ſie war beim Wort genommen worden und die Folgen blieben nicht aus.

„Ich hätte niemals heimkommen ſollen," ſagte Teß voll Bitterkeit zu ſich ſelbſt.

Dieſe Gedanken nahmen ſie ſo in Anſpruch, daß ſie anfangs von einem Manne, der in einem weißen Mackintoſh die Straße herabritt, kaum Notiz nahm. Möglicherweiſe war ihr eigenes Geſicht, das ſo dicht an der Scheibe ſich befand, die Urſache, daß er ſie ſo ſchnell ſah und ſo nahe an die Hausfront heranritt, daß die Hufe ſeines Pferdes faſt auf den Pflanzenſaum traten, der an der Mauer ſich entlang zog. Sie achtete nicht eher auf ihn, als bis er mit dem Knopf ſeiner Reitpeitſche an das Fenſter klopfte. Der Regen hatte beinahe aufgehört; ſie öffnete daher, ſeiner Geſte gehorchend, den Fenſterflügel.

„Sahen Sie mich nicht?" fragte D'Urberville.

„Ich war unaufmerkſam," erwiderte ſie. „Ich hörte Sie, glaube ich, aber ich bildete mir ein, Pferde und Wagen kämen daher. Ich war in einer Art Traum."

„Sie haben vielleicht die D'Urbervillekutſche gehört. Sie werden doch die Legende kennen?"

„Nein — nein — irgend jemand wollte ſie mir einmal erzählen, iſt aber nicht dazu gekommen."

„Wenn Sie wirklich von den D'Urbervilles abſtammen, ſo ſollte ich Ihnen nichts ſagen. Was mich anbelangt, ſo bin ich ein falſcher D'Urberville, und deshalb iſt die Geſchichte für mich ohne Bedeutung. Sie iſt grauſig genug. Das Geräuſch einer Geiſterkutſche ſoll nämlich nur von jemand aus dem Blut der D'Urbervilles gehört werden können, und für denjenigen, der es hört, gilt es als ein böſes Omen. Es handelt ſich um eine Mordthat, die jemand aus der Familie vor Jahrhunderten begangen haben ſoll."

„Nun Sie angefangen haben, erzählen Sie auch nur bis zu Ende."

„Meinetwegen. Es wird geſagt, einer aus der Familie habe ein ſchönes Weib entführt, das aus der Kutſche, in welcher er ſie fortbrachte, zu entkommen ſuchte; in dem Kampfe, der ſich entſpann, tötete er ſie oder ſie ihn — ich weiß es ſelbſt nicht mehr. So lautet die Erzählung ... Ich ſehe, daß Ihre Bütten und Eimer zuſammengepackt ſind — gehen Sie fort?"

„Ja, morgen — an Mariä Himmelfahrt."

„Ich hörte es, konnte es aber kaum glauben; es ſcheint zu plötzlich; wie kommt das?"

„Vater war der letzte Mieter auf Lebenszeit im Hauſe; und als er ſtarb, hatten wir kein Recht mehr, zu bleiben. Wir hätten vielleicht als Wochenpächter bleiben können — wenn ich nicht geweſen wäre."

„Was hat denn das mit Ihnen zu thun?"

„Ich bin kein Weib — ohne Makel."

D'Urbervilles Geſicht überzog ſich mit einer jähen Röte.

„Was für ein verfluchter Unſinn! Dieſe armſeligen Lumpen! Ihre ſchmutzigen Seelen mögen zu Aſche verbrennen!" rief er in Tönen hochmütigen Zornes. „Deshalb müſſen Sie gehen, werden Sie hinausgetrieben?"

„Nicht hinausgetrieben — dem Wortlaut nach. Aber da man ſagte, wir müßten bald gehen, war es am beſten jetzt zu gehen, wenn jedermann geht, weil es am leichteſten Gelegenheit gibt, wieder unterzukommen."

„Wohin gehen Sie?"

„Nach Kingsbere. Wir haben dort Zimmer gemietet. Mutter iſt ſo närriſch in Betreff der Verwandten Vaters, daß ſie durchaus dorthin will."

„Aber die Familie Ihrer Mutter iſt für Nachtquartiere und für ein kleines Loch wie jenes wenig geeignet. Und warum wollen Sie nicht in mein Gartenhaus in Trantridge ziehen? Seit dem Tode meiner Mutter iſt nur noch wenig Geflügel da, und das Haus, das Sie kennen, mit dem Garten wartet auf Verwendung. Es kann in einem Tage geputzt werden und Ihre Mutter kann ganz angenehm dort leben; die Kinder will ich in eine gute Schule ſchicken. Ich muß wirklich etwas für Sie thun."

„Aber wir haben die Zimmer in Kingsbere ſchon gemietet!" erklärte ſie. „Dort können wir warten —"

„Warten — auf was? Auf den netten Ehemann, ohne Zweifel! Jetzt hören Sie 'mal, Teß, ich weiß, wie die Männer ſind, und kann die Gründe Ihrer Trennung leicht erraten; ich bin feſt überzeugt, er wird ſich niemals mehr um Sie kümmern. Obgleich ich Ihr Feind geweſen, bin ich doch jetzt Ihr Freund, ſelbſt wenn Sie es nicht glauben wollen. Kommen Sie mit auf mein Landhaus! Wir wollen eine reguläre Kolonie von Geflügel aufziehen; Ihre Mutter kann ſie ausgezeichnet pflegen und die Kinder werden etwas Ordentliches lernen."

Teß atmete ſchneller und ſchneller und ſchließlich ſagte ſie:

„Wie kann ich wiſſen, ob Sie dies alles auch thun werden? Ihre Anſchauungen können ſich ändern — und dann — werden wir — wird meine Mutter — abermals heimatlos ſein."

„O nein, nein. Ich will es Ihnen, wenn es nötig iſt, ſchriftlich geben. Ueberlegen Sie es ſich!"

Teß ſchüttelte ihren Kopf. Aber D'Urberville

blieb standhaft; sie hatte ihn selten so entschlossen gesehen; eine Ablehnung nahm er nicht an.

„Bitte, sprechen Sie sofort mit Ihrer Mutter!“ sagte er emphatisch. „Es ist ihre Sache, zu entscheiden, nicht die Ihre. Ich werde das Haus bis morgen früh auskehren, weißen und heizen lassen; bis Abend ist es trocken, so daß Sie sofort einziehen können.“

Teß schüttelte abermals den Kopf — die Brust von widerstreitenden Empfindungen geschwellt. Sie wagte den Blick nicht zu erheben.

„Ich bin der Vergangenheit wegen in Ihrer Schuld, Sie wissen es wohl,“ fuhr er fort, „und Sie haben mich zudem von jenem Wahnsinn kurirt; ich bin deshalb froh —“

„Es wäre besser, Sie hätten jenen Wahnsinn behalten und mit ihm den Wandel, der damit verbunden ist.“

„Ich freue mich dieser Gelegenheit, Ihnen etwas wieder heimzahlen zu können; morgen werde ich darauf warten, die Sachen Ihrer Mutter ausladen zu sehen. Geben Sie mir Ihre Hand darauf — liebe, reizende Teß!“

Bei den letzten Worten hatte er seine Stimme bis zum Murmeln gedämpft und streckte seine Hand in das halboffene Fenster. Mit aufgeregten Augen verließ sie schnell die Fensterbank und quetschte in ihrer Eile seinen Arm zwischen dem Fensterflügel und dem Fensterkreuz.

„Verflucht — Sie sind aber grausam!“ sagte er, seinen Arm zurückziehend. „Nein, nein! Ich weiß, Sie thaten es nicht mit Absicht. Nun gut — ich werde Sie, Ihre Mutter und die Kinder alle erwarten.“

„Ich werde nicht kommen — ich habe Geld genug!“ rief sie.

„Wo?“

„Bei meinem Schwiegervater, wenn ich darum bitte!“

„Wenn Sie darum bitten! Aber das werden Sie nicht, Teß; ich kenne Sie — Sie werden eher sterben, ehe Sie darum bitten.“

Mit diesen Worten ritt er davon. Gerade an der Wendung der Straße traf er auf den Mann mit dem Farbentopf, der ihn fragte, ob er die Brüder verlassen habe.

„Gehen Sie zum Teufel!“ erwiderte D'Urberville.

Teß blieb bewegungslos an derselben Stelle, wo sie schon so lange verweilt hatte, bis eine plötzlich hervorbrechende Empörung gegen das Unrecht, das sie zu erleiden hatte, ihr die Thränen in die Augen trieb. Ihr Gatte, Angel Clare, hatte wie die anderen zu harten Maßregeln gegen sie gegriffen — gewiß hatte er das! Bisher hatte sie einen solchen Gedanken niemals in sich aufkommen lassen — aber sie konnte ihm den Vorwurf nicht ersparen. Niemals in ihrem Leben — sie war von Herzen bereit, es zu beschwören — hatte sie beabsichtigt, Unrecht zu thun, und dennoch hatte sie diese harten Urteile erdulden müssen. Was sie auch gesündigt hatte, sie hatte gegen ihren Willen, aus Sorglosigkeit gesündigt; warum war sie ohne Ende und Wende gestraft worden?

Aufgeregt ergriff sie das erste Stück Papier, das in ihre Hand kam, und beschrieb es mit folgenden Zeilen:

„O Angel, warum behandelst Du mich so schrecklich? Ich verdiene es nicht. Ich habe alles sorgsam überdacht und kann Dir niemals — niemals vergeben. Du weißt, daß ich nimmer beabsichtigt habe, Dir Unrecht zu thun — warum bist Du so ungerecht gegen mich? Du bist grausam, in der That grausam! Ich will versuchen, Dich zu vergessen. Ich habe nichts als Unrecht aus Deiner Hand empfangen. T.“

Sie wartete, bis der Postbote vorbeikam, lief hinaus zu ihm mit ihrer Epistel und nahm ihren einsamen Platz innerhalb der Fensterscheiben wieder ein.

Es wurde dunkler; nur der Widerschein des Feuers erhellte das Zimmer. Die beiden größten der jüngeren Kinder waren mit der Mutter gegangen; die vier kleinsten im Alter von drei bis elf Jahren, sämtlich in schwarzen Kleidern, hatten sich um den Herd versammelt und schwatzten mit einander. Schließlich gesellte sich Teß zu ihnen, ohne ein Licht anzuzünden.

„Dies ist die letzte Nacht, die wir hier in dem Hause, in welchem wir geboren sind, schlafen werden, Kinder!“ sagte sie. „Das dürfen wir nicht vergessen, nicht wahr?“

Sie alle verfielen in Schweigen; mit der Eindrucksfähigkeit ihres Alters, waren sie bei dem Gemälde des Scheidens, das Teß heraufbeschworen hatte, sofort bereit, in Thränen auszubrechen, obgleich sie bisher Tag für Tag bei dem Gedanken an ihren neuen Aufenthalt in ein Jubelgeschrei ausgebrochen waren.

„Singt nur Kinder!“ sagte Teß.

„Was sollen wir singen?“

„Was ihr kennt, es ist einerlei!“

Eine augenblickliche Pause trat ein, die zuerst durch eine kleine Probenote unterbrochen wurde; eine zweite Stimme fiel ein, eine dritte und vierte verstärkten sie und unisono erschallten die Worte, welche sie in der Sonntagsschule gelernt hatten:

„Hier ist nimmer Fried' und Ruh',
Leid und Wandern immerzu,
Rast allein im Himmel.“

Die vier sangen weiter mit der phlegmatischen Gleichgiltigkeit von Leuten, welche die Frage längst vorher entschieden haben und die, weil kein Irrtum

möglich iſt, auch nicht die Notwendigkeit empfinden, weiter darüber nachzudenken. Ihre Züge verrieten die Anſtrengung, mit der ſie die Melodie herausbrachten, während ihre Augen ſtarr auf den Mittelpunkt des flackernden Feuers gerichtet waren; die Stimmen der jüngeren klangen regellos in die Pauſen hinein, welche die älteren machten.

Teß wendete ſich von ihnen ab und ging wieder an das Fenſter. Ueberall war es völlig dunkel, dennoch drückte ſie ihr Geſicht gegen die Scheibe, als ob ſie hinausſähe — in Wirklichkeit aber, um ihre Thränen zu verbergen. Wenn ſie nur hätte glauben können, was die Kinder ſangen, wie zuverſichtlich würde ſie ſie der Vorſehung und ihrem zukünftigen Königreich überlaſſen haben; aber da ihr der Glaube fehlte, hatte ſie die Pflicht, etwas für ſie zu thun, ihre Vorſehung zu ſein, denn für Teß wie für viele andere lag eine furchtbare Satire in den Verſen des Dichters:

„Nicht in der Nacktheit unſeres Körpers,
In Ruhmeswolken eingehüllt — ſo kommen wir!“

Für ſie und ihresgleichen war die Geburt ſelbſt ein Gottesurteil von einem perſönlich erniedrigenden Zwange, deſſen Willkür nichts in dem Reſultat zu rechtfertigen ſchien und die im beſten Fall nur beſchönigt werden konnte.

In dem Schatten der naſſen Straße unterſchied ſie in kurzem ihre Mutter mit Liza-Lu und Abraham. Frau Durbeyfields Holzſchuhe klapperten der Thüre zu und Teß öffnete.

„Ich ſehe die Hufſpuren eines Pferdes draußen vor dem Fenſter,“ ſagte Joan. „Hat jemand vorgeſprochen?“

„Nein,“ antwortete Teß.

Die Kinder am Feuer ſchauten ernſt zu ihr hinüber und eins murmelte:

„Doch, Teß, der Herr zu Pferde!“

„Er ſprach nicht vor,“ erwiderte Teß. „Er rief mir nur im Vorbeigehen einige Worte zu.“

„Wer war der Herr?“ fragte die Mutter weiter. „War es Dein Mann?“

„Nein. Der wird wohl nimmer — nimmer kommen,“ antwortete Teß mit ſtarrer Hoffnungsloſigkeit.

„Wer war es denn?“

„O, Du *brauchſt* nicht zu fragen. Du haſt ihn ebenſo gut geſehen wie ich.“

„Ah ſo! Und was hat er geſagt?“ fragte Joan neugierig.

„Ich werde es Dir morgen ſagen, wenn wir umgezogen ſind — in Kingsbere — Wort für Wort!“

VIII.

Während der wenigen Stunden des nächſten Morgens, in welchen es noch dunkel war, wurden die Anwohner der Landſtraßen in ihrer Nachtruhe durch ein Geräuſch geſtört, das mit Unterbrechungen bis Tagesanbruch immer ſich wiederholte — ein Geräuſch, das in dieſer beſondern erſten Woche des Monats ſo gewiß ſich hören ließ, wie der Kuckuck in der vierten. Es war der Vorbote des allgemeinen Umzuges — die Fahrt der leeren Wagen und Geſpanne, welche die Habe der umziehenden Familien fortführen ſollten; denn ſtets wurde der gemietete Mann durch das Gefährt des Farmers, der ſeine Dienſte in Anſpruch nahm, ſeinem Beſtimmungsort zugeführt. Die Abſicht, dieſe Aufgabe in einem Tag zu vollenden, erklärte das Geräuſch, das ſchon früh nach Mitternacht begann, da die Fuhrleute um ſechs Uhr, wenn das Verladen der Mobilien anfing, bereits an der Thür der verziehenden Familien ſein mußten.

Vor die Wohnung von Teß und ihrer Mutter ſandte indes kein ſorgſamer Farmer ſein Geſpann. Sie waren nichts als Frauen, keine regelrechten Arbeiter; ſie wurden nirgends beſonders verlangt. Deshalb hatten ſie einen Wagen auf ihre eigenen Koſten mieten müſſen und erhielten nichts umſonſt geſendet.

Es war für Teß, als ſie an jenem Morgen aus dem Fenſter ſah, ein Troſt, zu entdecken, daß es trotz des windigen und trüben Wetters nicht regnete und der Wagen ſich rechtzeitig eingefunden hatte. Ein naſſer Mariä Himmelfahrtstag war ein Geſpenſt, das eine verziehende Familie niemals mehr vergaß; feuchte Möbel, feuchte Betten und feuchte Kleider begleiteten es und ein Heer von Krankheiten ließ es zurück.

Teß' Mutter, Liza-Lu und Abraham waren ebenfalls erwacht, die jüngeren ſchliefen aber. Die Aelteren frühſtückten bei einem dünnen Talglicht, dann wurde die Räumung des Hauſes in Angriff genommen.

Da ein paar befreundete Nachbarn halfen, ſo machte ſich bald eine gewiſſe fröhliche Stimmung bemerkbar. Als die großen Möbelſtücke untergebracht waren, machte man aus den Betten und dem Bettzeug ein kreisförmiges Neſt, in welchem Joan Durbeyfield und die jüngeren Kinder während der Fahrt ſitzen ſollten. Nach dem Aufladen verging eine lange Zeit, bis die Pferde gebracht wurden, da ſie abgeſchirrt worden waren; gegen zwei Uhr aber war alles endlich zur Abfahrt bereit; der Kochtopf ſchwang an der Achſe unter dem Wagen hin und her, Frau Durbeyfield und ihre Familie ſaßen hoch oben, jene mit der Hausuhr in ihrem Schoß, damit dem Werk kein Unheil widerfahre. Teß und das nächſtälteſte Mädchen hatten ſich entſchloſſen, nebenher zu gehen, bis man das Dorf hinter ſich habe.

Da man am Morgen und am vorhergehenden Abend bei einigen wenigen Nachbarn Beſuch gemacht hatte, ſo kamen einige, um ſie abfahren zu ſehen und

ihnen gute Wünſche für die Zukunft mit auf den Weg zu geben, obgleich ſie tief im Herzen kaum erwarteten, daß es einer ſolchen Familie gut gehen könne, harmlos, wie die Durbeyfields gegen alle waren, ausgenommen gegen ſich ſelbſt. Die Karawane ſetzte ſich in Bewegung und begann bald zu einem höher liegenden Terrain emporzuſteigen; mit dem Wechſel der Erhebung und des Bodens wurde auch der Wind härter und rauher.

Da der Tag der ſechste April war, ſo begegneten die Durbeyfields vielen Wägen mit Familien auf der Höhe ihrer Ladung. Einige derſelben waren ſehr lebendig, andere ſchweigſam, andere hielten vor den Thüren der Schenken an der Straße; in entſprechender Zeit kehrte auch die Durbeyfieldſche Menagerie ein, um die Pferde zu füttern und den Reiſenden eine kleine Erfriſchung zu gönnen.

In der Zwiſchenzeit fiel Teß' Auge auf einen blauen Dreipintenkrug, der zu der Frauenabteilung eines Haushaltes auf der Höhe einer Ladung des öftern auf und ab ſtieg. Sie verfolgte ſchließlich die Reiſe des Kruges aufwärts und bemerkte, daß ſie in Händen endigten, die ihr wohl bekannt waren.

Sie trat näher an den Wagen heran und rief: „Marian und Izz!“ Denn dieſe, welche die Familie, bei welcher ſie bisher gewohnt hatten, auf ihrem Umzuge begleiteten, waren es. „Wollt ihr euch auch verändern, wie faſt jedermann heute?“

So war es in der That. Das Leben zu Flintcomb-Aſh war ihnen zu rauh geweſen; ſie waren faſt ohne Ankündigung davongegangen und überließen es Groby, ſie zur Rechenſchaft zu ziehen, wenn er Luſt dazu hatte. Sie nannten Teß ihr Ziel und Teß ihnen das ihre.

Marian beugte ſich über die Ladung herab und dämpfte ihre Stimme.

„Haſt Du erfahren, daß der Herr, der Dich verfolgt — Du wirſt erraten, wen ich meine — in Flintcomb nach Dir fragte, als Du fortgegangen warſt? Wir haben ihm indes nicht verraten, wo Du warſt, da wir ja wohl wußten, daß Du ihn nicht ſehen willſt.“

„Aber ich ſah ihn!“ flüſterte Teß. „Er entdeckte mich.“

„Und weiß er, wohin Du gehſt?“

„Ich glaube wohl.“

„Iſt Dein Mann zurück?“

„Nein.“

Sie ſagte ihren Bekannten Lebewohl — denn die Fuhrleute waren inzwiſchen aus der Schenke zurückgekehrt — und die beiden Wagen ſetzten ihre Reiſe in entgegengeſetzter Richtung fort. Das Vehikel, auf welchem Marian, Izz und die Familie ihres Wirtes ſaßen, war glänzend geſtrichen und mit drei kräftigen Pferden beſpannt, die blitzenden Schmuck an ihren Geſchirren trugen; der Wagen dagegen, welchem Frau Durbeyfield und ihre Familie ſich anvertraut hatten, war ein krachendes und knirſchendes Bauwerk, das kaum das Gewicht der auf ihm ruhenden Laſt tragen konnte, und wurde nur durch zwei Pferde fortbewegt. Der Kontraſt bezeichnete den Armen ſcharf den Unterſchied, von einem reichen Farmer geholt zu werden oder auf eigene Koſten an einen Ort ſich begeben zu müſſen, wo kein Mietsherr mit einem Willkommen auf ſie wartete.

Die Entfernung war groß — zu groß für eine Tagereiſe — und nur mit der äußerſten Kraftanſtrengung erreichten die Pferde das Ziel. Obgleich der Aufbruch ſo früh erfolgt war, ſo erreichte man dennoch erſt am ſpäten Nachmittage den Abhang einer Höhe, die einen Teil des Greenhill genannten Hochlandes bildet. Während die Pferde verſchnauften, ſchaute Teß ſich um. Unterhalb des Hügels, gerade voraus lag der halbtote Marktflecken, der Endpunkt ihrer Pilgerſchaft, Kingsbere, die Ruheſtätte jener Vorfahren, von denen ihr Vater bis zum Ueberdruß geſungen und geſprochen hatte: Kingsbere, der Ort aller Orte der Welt, die Heimat der D'Urbervilles, in welcher ſie volle fünfhundert Jahre reſidirt hatten.

Ein Mann näherte ſich ihnen von der Vorſtadt her und beſchleunigte ſeine Schritte, ſobald er die Art der Wagenladung erkannt hatte.

„Sie ſind die Frau, die man Frau Durbeyfield nennt, rechne ich!“ ſagte er zu Teß' Mutter, die abgeſtiegen war, um den Ankommenden auf der Straße zu erwarten.

Sie nickte mit dem Kopfe und ſetzte hinzu:

„Obgleich Witwe des verſtorbenen Sir John D'Urberville, eines armen Edelmannes, wenn ich meine Rechte verteidigte — die zurückkehrt zur Domäne ſeiner Vorfahren.“

„Wirklich? — Nun, ich weiß nichts davon; aber wenn Sie Frau Durbeyfield ſind, ſo bin ich hergeſchickt, um Ihnen zu ſagen, daß die Zimmer, die Sie haben wollten, vermietet ſind. Wir wußten nicht, daß Sie kommen würden, bis wir dieſen Morgen Ihren Brief erhielten — als es zu ſpät war. Aber Sie werden hier leicht anderswo ein Unterkommen finden.“

Der Mann hatte Teß' Geſicht beobachtet, das bei ſeiner Nachricht aſchfahl geworden war. Ihre Mutter ſah hoffnungslos vor ſich hin und ſagte bitter: „Was ſollen wir jetzt thun, Teß? Das iſt der ‚Willkomm' im Lande Deiner Ahnen! Indes — verſuchen wir es weiter!“

Sie begaben ſich in die Stadt und während Teß bei dem Wagen blieb, um die Kinder zu beaufſichtigen, hielten ihre Mutter und Liza-Lu Umfrage. Als Joan in ſpäterer Stunde zu dem Wagen zurückkehrte und berichtete, daß alle Mühe vergebens

gewesen, sagte der Fuhrmann, daß die Sachen abgeladen werden müßten, da die Pferde halbtot seien und er wenigstens einen Teil des Heimweges noch am Abend zurückzulegen habe.

„Nun gut, laden Sie hier ab!“ sagte Joan sorglos. „Ich werde schon irgendwo ein Unterkommen finden.“

Der Wagen hatte unter der Kirchhofsmauer Halt gemacht, an einem Platze, der vor neugierigen Augen geschützt war; bereitwillig holte der Fuhrmann den armseligen Haufen von Haushaltungsgegenständen herunter. Als er fertig war, zahlte Joan ihm aus, indem sie sich fast bis auf den letzten Schilling entblößte, und er fuhr davon, froh, mit einer solchen Familie nichts weiter zu thun zu haben. Es war eine trockene Nacht und er nahm an, daß ihnen kein Ungemach zustoßen werde.

Verzweifelt betrachtete Teß die Möbelpyramide. Das kalte Sonnenlicht des Frühlingsabends schielte boshaft auf die Töpfe und Kessel, auf die Bündel trockener Kräuter, die im Winde zitterten, auf die Messinggriffe des Anrichtetisches, auf die Wiege aus Weiden, in welcher sie alle geschaukelt worden waren, und auf den wohl gebohnten Uhrkasten; alles atmete den vorwurfsvollen Glanz häuslicher Gegenstände, die nicht gewohnt sind, dem Wechsel einer Ausstellung ohne Dach und Fach ausgesetzt zu werden. Rund umher befanden sich entwaldete Hügel und Schluchten — jetzt in kleine Gehege aufgeteilt — und die grünen Grundmauern, die anzeigten, wo ehemals das Schloß der D'Urbervilles gestanden hatte; auch ein vorspringender Ausläufer von Egdon Heath hatte einst zu der Besitzung gehört. Ganz in der Nähe schaute unerschüttert das Schiff der Kirche, das man einst das D'Urbervilleschiff genannt hatte, in die Welt hinaus.

„Ist nicht euer Familiengewölbe euer Freigut?“ sagte die Mutter, als sie von einer Rekognoszirung durch Kirche und Kirchhof zurückkehrte. „Natürlich ist es das; und dort wollen wir kampiren, Mädchen, bis die Stadt eurer Ahnen uns ein Dach gewährt. Teß, Liza und Abraham, helft mir! Wir wollen für die Kinder ein Nest machen und dann wollen wir uns noch einmal umsehen.“

Teß legte schweigend Hand an und in einer Viertelstunde war die alte vierpfostige Bettstelle aus dem Haufen von Sachen entfernt und unter der südlichen Kirchenmauer aufgeschlagen, in der Nähe jenes Gebäudeteiles, der als das D'Urbervilleschiff bekannt ist und neben dem die großen Gewölbe liegen. Oberhalb des Betthimmels befand sich ein schön verziertes Fenster mit vielen Scheiben aus dem fünfzehnten Jahrhundert; es wurde das D'Urbervillefenster genannt; und in seinem oberen Teil konnte man heraldische Embleme unterscheiden, die denen auf dem alten Siegel und dem Löffel der Durbeyfields glichen.

Joan zog die Vorhänge um das Bett wie ein Zelt zusammen und legte die kleineren Kinder hinein. „Wenn es zum schlimmsten kommt, so können wir für eine Nacht wohl alle darin schlafen,“ sagte sie. „Aber wir wollen uns nicht aufhalten und zugleich etwas zum Essen für die Lieben einkaufen. O Teß, was nützt Dein Spiel, Herren zu heiraten, wenn es uns einer Lage wie dieser überläßt!“

Begleitet von Liza-Lu und dem Knaben, begann sie die kleine Gasse, welche die Kirche von dem Städtchen trennte, abermals hinaufzusteigen. Sobald sie in die Straße gelangt waren, bemerkten sie einen Mann zu Pferde, der auf und ab spähte. „Ah, da sind Sie ja — ich habe nach Ihnen ausgeschaut!“ sagte er, auf sie zureitend. „Das ist in der That eine Familienversammlung an diesem historischen Orte.“

Der Reiter war Alex D'Urberville.

„Wo ist Teß?“ fragte er.

Persönlich hatte Joan keine Neigung für Alex. Sie deutete daher nur kurz die Richtung nach der Kirche an und ging weiter, nachdem D'Urberville gesagt hatte, er werde sie wiedersehen, im Falle sie Glück auf ihrer Suche nach einem Unterkommen hätte, von der er soeben gehört habe. Als die drei fort waren, ritt D'Urberville einer Schenke zu und kam nach kurzer Zeit zu Fuß wieder heraus.

Inzwischen war Teß mit den Kindern im Innern der Bettstatt zurückgeblieben und hatte eine Weile mit ihnen sich unterhalten, bis sie sah, daß sie für den Augenblick nichts mehr thun könne, um es ihnen behaglich zu machen, und auf den Kirchhof hinausging, der jetzt bereits anfing, durch die Schatten der Dämmerung sich zu verschleiern. Die Thür der Kirche war unverschlossen und zum erstenmal in ihrem Leben betrat sie sie jetzt.

Innerhalb des Fensters, unter welchem die Bettstelle stand, befanden sich die Gräber der Familie, die mit ihren Daten über mehrere Jahrhunderte sich ausdehnten. Sie waren mit Baldachinen bedeckt, von Altären beschattet oder auch einfach; die Bildhauerarbeit an ihnen war zerbrochen und abgeschliffen, das Metall von seinen Muttern abgedreht; die Niethöhlungen glichen Marderlöchern in einem Sandhügel. Von allen Mahnungen, die ihr jemals zu Gemüte geführt hatten, daß ihr Geschlecht sozial ausgelöscht sei, war keine so eindringlich gewesen, wie diese Verwüstung.

Sie trat näher an einen schwarzen Stein heran, auf dem folgende Inschrift eingegraben war:

„Ostium sepulchri antiquae familiae D'Urberville.“

Teß las das Kirchenlatein nicht wie ein Kardinal, aber sie erkannte, daß dies der Eingang zu ihrer

Familiengruft war und daß die großen Ritter, von welchen ihr Vater im Rausche gesungen, in ihr die letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Nachdenklich wendete sie sich zum Gehen und ging an einem Altargrab, dem ältesten von allen, auf welchem eine liegende Gestalt ausgestreckt lag, nahe vorbei. In der Dämmerung hatte sie es vorher nicht beachtet und würde es auch jetzt kaum beachtet haben, wenn es ihr nicht sonderbar genug vorgekommen wäre, daß die Figur sich bewege. Sobald sie nahe genug herangetreten war, entdeckte sie indes sofort, daß sie es mit einer lebenden Person zu thun hatte; und der Schreck, daß sie nicht allein gewesen sei, war so heftig, daß sie völlig übermannt wurde und fast ohnmächtig niedersank, indes nicht ohne vorher Alec D'Urberville erkannt zu haben.

Er sprang von der Steinplatte herab und eilte ihr zu Hilfe.

„Ich sah Sie eintreten," sagte er lächelnd, „und kletterte dort hinauf, um Ihre Meditationen nicht zu unterbrechen. Ist es nicht eine Familienversammlung mit diesen alten Burschen unter uns? Hören Sie 'mal!"

Er stampfte mit dem Absatz heftig auf den Boden; ein hohles Echo antwortete von unten.

„Das wird sie ein bischen in Aufregung bringen, dafür stehe ich!" fuhr er fort. „Und Sie glaubten wirklich, daß ich nichts sei, als ein Steinbild einer derselben! Aber keineswegs — die alte Ordnung wechselt: Der kleine Finger des falschen D'Urberville kann mehr für Sie thun als die ganze Dynastie der wahren dort unten ... Jetzt befehlen Sie über mich. Was soll ich thun?"

„Gehen Sie fort!" murmelte sie.

„Ja," antwortete er sanft, „ich will nach Ihrer Mutter sehen." Im Vorbeigehen flüsterte er indes: „Merken Sie sich aber dies: Seien Sie von nun an höflich gegen mich!"

Als er fort war, beugte sie sich zu dem Eingang in die Gewölbe hinab und sagte:

„Warum bin ich an der unrechten Seite dieses Thores?" ...

Inzwischen hatten Marian und Izz Huett ihre Reise in der Richtung auf ihr Kanaan — das Aegypten einiger anderen Familien, die erst diesen Morgen gegangen waren — fortgesetzt. Die Mädchen dachten indes nicht lange daran, wohin sie gingen. Sie sprachen von Angel Clare und Teß und Teß' beharrlichem Liebhaber, dessen Verbindung mit ihrer früheren Geschichte sie zum Teil gehört, zum Teil erraten hatten.

„Daß er sie einmal gewonnen hat," bemerkte Marian, „verschuldet allein den ganzen Streit. Es wäre jammerschade, wenn er sie wieder in seine Gewalt bringen sollte. Herr Clare kann niemals etwas für uns sein, Izz; weshalb sollten wir ihn ihr mißgönnen und nicht versuchen, diesen Streit aus der Welt zu schaffen? Wenn er nur wüßte, welchen Nöten sie ausgesetzt ist und was um sie her vorgeht, er würde kommen und nach dem Rechten sehen."

„Könnten wir es ihn nicht wissen lassen?"

Sie dachten während ihres ganzen Weges bis an ihr Ziel hierüber nach; aber die Unruhe, bis sie sich in ihrer neuen Heimat wieder eingerichtet hatten, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Einen Monat später hörten sie von der nahe bevorstehenden Rückkehr Angels, obgleich sie von Teß inzwischen nichts mehr erfahren hatten. Daraufhin entkorkte Marian, aufs neue von ihrer Anhänglichkeit an ihn bewegt und edel gegen Teß gesinnt, ihr Pfennigtintenfläschchen, das die Mädchen gemeinsam gekauft hatten, und beide zusammen verfaßten folgende Zeilen:

„Geehrter Herr! Schauen Sie nach Ihrer Frau, wenn Sie sie so sehr lieben, als sie Sie liebt, denn sie wird heftig verfolgt von einem Feinde in Gestalt eines Freundes. Geehrter Herr, es ist einer bei ihr, der so weit als möglich von ihr fern sein sollte. Eine Frau sollte nicht über ihre Kräfte hinaus versucht werden und ein fortgesetzter Tropfenfall höhlt einen Stein — ja, mehr — einen Diamanten.

Zwei gute Freunde."

Diesen Brief adressirten sie an Angel Clare und schickten ihn an die Pfarre von Emminster, den einzigen Ort, den sie im Zusammenhang mit ihm hatten erwähnen hören. Dann verfielen sie über ihren eigenen Edelmut in eine Art exaltirter Erregung, sangen hysterische Liederbruchstücke, um dann zur Abwechslung kläglich zu weinen. (Fortsetzung folgt.)

Tirard y Soult.

Von

Rebekka Harding Davis.

Robert Knight, der in New-England geboren, erzogen und erwachsen war, genährt mit seinem Glauben und seinen Zweifeln entwöhnt, ging vom Gymnasium direkt nach Louisiana auf eine Plantage, und es kam so, daß er ging:

Er war Zivilingenieur. Unter den Plantagenbesitzern bildete sich eine Gesellschaft, um die Distrikte vom Golfe mit ihren Sümpfen trocken zu legen, und dort große Reisplantagen anzulegen. James B. Eads, der Knight kannte, nannte ihnen seinen Namen als denjenigen eines jungen, viel versprechenden Menschen, der vollständig im stande sei, das von ihnen gewünschte einfache Werk auszuführen, und der wahrscheinlich mehr Eifer und Zeit an die Sache wenden würde als ein Mann, dessen Ruf schon gesichert sei.

Nachdem Mr. Knight das Feld der Arbeit gründlich untersucht hatte, wurde er von dem Präsidenten der Gesellschaft, Monsieur de Fourgan, eingeladen, ihn auf seine Plantage Lit de Fleurs zu begleiten, wo er die Direktoren der Gesellschaft treffen würde.

„Es ist eine große und plötzliche Veränderung," schrieb er seiner vertrauten Freundin, Miß Cramer. „Von Boston zu dem Lit de Fleurs, von der Concordschule der Philosophie zur Gesellschaft von Exsklavenbesitzern, von Emmerson zu Gayarré. Ich erwartete — geistig — den Atem zu verlieren. Ich erwartete in der Plantage große Fruchtbarkeit, Unordnung und Schmutz zu finden; die Männer ungebildete Feuerfresser; die Frauen Houris wie die, von denen unsere Väter in Tom Moore zu lesen pflegten; statt dessen fand ich die Farm ungeheuer groß, es ist wahr, aber in Ordnung. Die Kornfelder sind mit der genauen Nettigkeit eines holländischen Gartens bearbeitet. Die Zuckerwerke werden durch geschickte deutsche Arbeiter bedient. Die Direktoren sind scharfsinnig und sehr klug. Madame de Fourgan ist eine dicke, alltägliche kleine Frau. Da sind andere Frauen — das Haus wimmelt von Gästen — aber keine Houri unter ihnen. Auf morgen. R. K."

Das Ende war plötzlich, aber Knight hatte den Rand seines Blockpapiers erreicht. Er riß es ab, schob es in ein Geschäftscouvert und gab es auf die Post. Er und Miß Cramer pflegten eine gewisse männliche Geringschätzung kleinlicher Formen zu beobachten. Er schrieb ihr auf der Rückseite alter Couverts, einem Stückchen Umschlagpapier, was ihm gerade zuerst in die Hand kam. Sie hatte das gerne! — Er war arm und sie war arm, und sie waren zwei gute Kameraden, die mit einander keine Umstände machten; sie hatten ihre Freude daran, ihre Verachtung für elegante Spielereien irgend einer Art zu zeigen, in Kleidung, Literatur oder Religion.

„Gebt mir das Ehrliche — das Solide!" war Emma Cramers Wahlspruch, und dieses Gefühl schien Knight hoch und schön. Emma selbst war eine kleine Person mit unbedeutender Nase, Haut, Haar und Augen von gelblicher Farbe. Eine gewisse Nettigkeit und Pikanterie der Kleidung hätte sie entschieden hübsch erscheinen lassen. Sie ging aber in einem enganschließenden grauen Kleide umher, ein schwarzseidenes Tuch um den Hals geschlungen, das Haar nach oben im kleinsten Knötchen zusammen genommen.

Doch, kurz und einfach wie sie war, so liebte sie doch den kurzen Schluß dieses Briefes nicht.

Welcher Art waren jene Frauen, die keine Houris waren? Er hätte es wissen können, daß sie einige Neugierde empfinden würde. Hatten sie irgend eine geistige Schulung? Sie dachte sich, sie könnten tanzen, singen und sticken gleich jenen armen Geschöpfen in den Harems.

Miß Cramer lebte auf einer Farm in der Nähe des Dorfes Throop in Massachusetts. An jenem Abend, nachdem sie ihr Werk vollendet, nahm sie den Brief hinüber zu Mrs. Knight, um ihr denselben vorzulesen. In einem Briefe von Robert an sie waren keine Geheimnisse, die seine Mutter nicht hätte teilen können. Sie waren alle zusammen intime Freunde, und Mrs. Knight war vielleicht von den dreien die Jüngste und Unbesonnenste. Die Knights wußten, wie der Onkel des Mädchens sie überanstrengte, denn Emma war eine Waise und von ihm abhängig. Sie kannten alle verschiedenen Medikamente, die sie für Verdauungsstörungen einnahm, und wußten genau, wie viel sie durch Schreiben von Bücherrezensionen für ein Bostoner Blatt verdiente. Und Emma wieder wußte um jeden Dollar von Roberts jährlichen Ausgaben auf dem Gymnasium. Sie hatten alle die furchtbare Sorge geteilt, daß sich

vielleicht keine Stellung für ihn finden würde, und sich zusammen an dem Anfang in Louisiana erfreut.

Mrs. Knight eilte ihr entgegen, sie zu begrüßen.

„O, Du hast auch einen Brief? Hier ist meiner!"

Sie las den Brief mit dem nervösen Nicken und Lachen überfließender Freude, die Schmetterlingsschleife aus gelbem Bande auf ihrer Haube flatterte im Triumphe. Emma setzte sich auf die Stufen der Pforte — mit einem seltsamen, erkältenden Gefühle, als wäre sie von diesem Erfolge ausgeschlossen.

„Das Lit de Fleurs? Welch ein merkwürdiger Name für eine Farm. Und wie seltsam von diesem Monsieur de Fourgan, Robert zu bitten, in seinem Hause zu wohnen! Glaubst Du, er wird ihn für die Kost zahlen lassen?"

„Nein, ich glaube es nicht!"

„Nun, Robert wird dabei nichts gewinnen. Er muß es irgendwie ausgleichen. Ich möchte nicht, daß er dem Manne gegenüber für den Aufenthalt verpflichtet wäre. Ich habe ihm geschrieben, seinen Gehalt in die Sparkasse von Throop zu legen, bis er es anzulegen wünscht. Er wird schöne Gelegenheiten zum Anlegen haben, im Lande herumreisen — Osten, Westen, Süden — überall. Das Haus voller Frauen. Ich hoffe, er wird sich nicht zu schnell verlieben! Robert muß jetzt gut heiraten!"

Miß Cramer sagte nichts. Die Sonne war untergegangen und eine kalte Dämmerung breitete sich über die felsige Ebene mit ihrem spärlichen Graswuchs. Rechts war Mrs. Knights Flecken in kleine Beete mit Kartoffeln, Korn und Kohl geteilt. Als Emmas Auge darauf ruhte, dachte sie daran, wie viele Jahre sie der Witwe geholfen hatte, jenes Feld zu hacken und zu jäten, und wie stolz sie auf jeden Schilling gewesen, den sie aus dem Garten gemacht. Für Robert — alles für Robert!

Jetzt legte er seine Hand der Welt auf den Nacken und bezwang sie! Norden und Westen und jener große tropische Süden mit seinen Blumen und Houris — alles stand ihm offen. Sie schaute auf den Kreis von unfruchtbaren Feldern. Er war hinausgegangen — sie war eingeschlossen.

Mrs. Knight beobachtete sie mit ihren umherirrenden grauen Augen. Sie fühlte ein gewisses Mitleid mit dem Mädchen.

„Nimm eine Rose, Emma," sagte sie, eine pflückend, die etwas wurmstichig war.

Emma dankte ihr, wünschte ihr ein „gute Nacht" und ging den dunkelnden Pfad hinunter, heimwärts. Sie sah auf die Rose, lachte und warf sie fort. Welch eine Thörin sie war! Das Faktum, daß Robert einen guten Gehalt hatte, konnte nicht in einem Tage die ganze Ordnung der Welt ändern. Ihre Kameradschaft mit Knight, ihre Pläne, ihre Sympathie — dieses war die Weltordnung — die der armen Emma ewig und solide erschien.

„Ich bin seine Freundin," sagte sie sich jetzt. „Wenn er zwanzig Frauen hätte — keine von ihnen könnte meinen Platz einnehmen."

Nun hatte aber Knight in seinem Briefe gar nicht die Möglichkeit einer Verheiratung angedeutet. — Zwischen ihm und Emma war nie ein Wort oder ein Blick der Liebe gewesen; und doch sah sie ihn jetzt ganz deutlich am Altar und neben ihm eine schwarzäugige Houri.

Sie ging durch den Küchenweg in das Farmhaus. Da stand die kalte weiße Pastete bereit, um zum Frühstück geschnitten zu werden, und die zum Bügeln angefeuchtete Wäsche. Oben in ihrem eigenen öden Zimmer waren Papier und Tinte und zwei Bücher zum Rezensiren — „Abstrakta der griechischen Philosophie" und „Die unterirdische Trockenlegung". Diese Rezensionen waren einer von den Gegenständen, an denen sie versucht hatte, ihn Interesse gewinnen zu lassen. Ihn zu interessiren! Griechische Philosophie! Trockenlegungen!

Sie warf die Bücher auf die Erde, und vor den Spiegel laufend, löste sie ihr Haar und fuhr mit ihren Fingern durch dasselbe, riß das Tuch von ihrem Halse, untersuchte mit atemlosem Eifer ihre blassen Augen, die Haut voll Sommersprossen und die formlose Nase; und ihr Gesicht in den Händen verbergend, wandte sie sich ab — ins Dunkle.

*

Die Nachtluft, die in Throop so dünne und kühl war, wehte naß über Lit de Fleurs und schwer von den guten und schlechten Gerüchen, die den Sümpfen des Golfes entströmen. Madame de Fourgans Gäste hatten das Abendessen beendet und saßen auf der niedrigen Galerie, die um das Haus lief, oder lagen müßig in den Hängematten unter den großen Magnolien auf dem freien Platze. Unter ihnen waren eine oder zwei Frauen von unzweifelhafter Schönheit; aber Robert Knight interessirte sich an jenem Abend nicht für das gute oder schlechte Aussehen irgend einer Frau, weder in Throop noch in Louisiana. Er war durch einen neuen Gefährten amüsirt, der von einer benachbarten Plantage herüber geritten war, einem Monsieur Tirard. Knight hielt ihn zuerst für einen aufgeschossenen Knaben; ihm näher tretend, bemerkte er aber graue Streifen in dem kurzgeschorenen Haare und Barte.

Tirard hatte nach Mittag eine komische Geschichte erzählt und gespielt, und die älteren Männer hatten darüber wie über die Luftsprünge eines Affen gelacht. Während sie Karten spielten, spielte er mit den Kindern Croquet. Für die Frauen mußte er Gänge machen.

„Josè, mein Fingerhut ist in der Bibliothek!" — „Josè, sehen Sie doch, wo die Wärterin das Baby hingebracht hat!"

Ein Stuhl war für die Tante von Monsieur de Fourgan herausgebracht worden, einer alten Dame mit schneeweißem Haar und zarten, stolzen Zügen. Josè flog, ihr einen Shawl zu bringen, und wickelte sie in denselben ein. Sie klopfte ihn auf seine fette Wange, und als er herumhüpfte, erzählte sie Knight, wie unschätzbar das „cher enfant" wäre.

„Er machte heute jene Creole-sauce. Ah, der

petit gourmand kennt viele Geheimnisse für Krebse und Suppen. Er sagte, die chefs in Paris vertrauen sie ihm an, — aber es sind seine eigenen, monsieur; sie sind in Josés kleinem Gehirn geboren" — und sie klopfte ihre eigene Stirne. „Ah, hören Sie ihn jetzt! Es ist die Stimme eines Seraphs!"

Sie erhob ihre Hände, um im Himmel und auf Erden Schweigen zu gebieten, sich zurücklehnend und die Augen schließend, während der kleine Mann, zu den Füßen eines hübschen Mädchens mit einer Guitarre sitzend, sang. Selbst Knights träge Nerven erzitterten. Er hatte nie eine Stimme wie diese gehört. Sie bewegte sein Herz mit ihrem unendlichen Weh und Pathos. Sich seiner Bewegung schämend, wandte er sich ab, um fortzugehen, aber es herrschte eine atemlose Stille um ihm. Die Kreolen lieben alle die Musik und Josés Stimme war in den Distrikten des Golfes berühmt. Selbst die Negerinnenwärterinnen standen und harrten mit offenem Munde.

Der Gesang endete und Tirard ging ins Haus.

„Seltsamer Kauz!" sagte Monsieur de Fourgan. „Er wird vielleicht in Monaten nicht wieder die Guitarre berühren."

„Er würde singen, wenn ich es wünschte," sagte die alte Dame. „Er achtet das Alter."

Monsieur de Fourgan, hinter ihr, zog die Augenbrauen in die Höhe.

„José," sagte er zu Knight, „ist ein guter Junge für die Frauen und Babies; aber er hat eine jeunesse orageuse' gehabt mit seinem eigenen Volk in St. Charles; es gibt keine ausschweifenderen Strolche in New-Orleans!"

„Ist er ein Plantagenbesitzer?" fragte der neugierige Neu-Engländer.

Madame Dessaix scharfe Ohren hörten die Frage.

„Ah, der arme Junge! Er hat kein Land, nicht einen Acker! Sein Vater war ein Spanier. Ruy Tirard, er heiratete Bonaventura Soult. Die Plantagen der Soult und Tirard auf dem Bayou Sara waren ungeheuer. Josés Vater hatte seinen Teil. Aber Hungersnot — Karten — der Krieg — und alles ist fort!" Ihre Hände weit öffnend: „Als Ihre Regierung den Frieden erklärte, ließ sie den armen José — mit zwanzig Jahren — mit dem Einkommen eines Bettlers."

„Aber das war vor zwanzig Jahren," sagte Knight. „Konnte er sein Vermögen nicht wieder ersetzen — durch seinen Beruf — durch Arbeit? Was thut er?"

„Was er *thut*? — thut?" — sie wandte ihr erstauntes, bestürztes Gesicht von einem zum andern. „Glaubt er, daß José arbeiten wird? José? — Mon Dieu!"

„Tirard," sagte Monsieur de Fourgan lachend, „ist nicht gerade ein Geschäftsmann, Mr. Knight. Er hat unzählige Freunde und Verwandte. Wir alle sind Vetter der Tirards und Soults. Er ist überall willkommen."

„O!" sagte Knight, mit bedeutungsvollem Kopfnicken. Selbst während seines kurzen Aufenthalts in dieser Nachbarschaft hatte er andere Männer als José gefunden, die in nicht mehr wohlhabenden Verhältnissen, in absolutem Nichtsthun lebten. Sie waren weder alt, noch krank, noch unfähig. Zu arbeiten entsprach einfach nicht ihrer Laune. Sie wurden unterstützt und so sorgfältig behütet, als wären sie Stücke unschätzbaren Porzellans. Es ist ein schlaffer, verschwenderischer Zug des Lebens, ebenso natürlich in Louisiana, als er in Connecticut unmöglich ist. Es reizte Knight und zog ihn doch an, wie alles Neue für einen jungen Mann. Er wandte sich ab und schlenderte im Zwielicht auf und ab. Auf jenen reichen, fruchtbaren Prairien ohne Arbeit zu leben, nie an das „Morgen" zu denken, zu geben ohne Grenzen, selbst faulen Parasiten — es lag etwas Königliches darin. Es berührte seine Phantasie! denn man muß nicht vergessen, daß er zwanzig Jahre lang nur Throop und schwere Arbeit gekannt hatte.

Die Luft war kühl geworden. Im Hause hatte M. Tirard auf dem Herde ein großes Feuer angefacht. Er kniete, es mit dem Blasebalg anfachend, während ein junges Mädchen nachlässig gegen den Kaminsims lehnte, die Flammen beobachtete und ab und zu José ein Zeichen gab, ein anderes Scheit Holz aufzuwerfen. Die unbedeutende Handlung erstaunte Knight merkwürdig. Wie sie das Holz vergeudeten!

Seine ganze Knabenzeit hindurch sollte er jeden Span und jede Rute sammeln. Wie oft hatte es ihn verlangt, ein großes, verschwenderisches Feuer zu machen, wie sie es jetzt thaten.

Die junge Dame war eine Miß Venn, die gegen ihn höflich gewesen war. Es fiel ihm ein, daß sie die wahre Personifikation des verschwenderischen Lebens an diesem Orte sei. Er dachte weder jetzt noch später darüber nach, ob sie schön sei oder nicht. Aber die weiche, lose Menge rötlichen Haares, und die großen, ruhigen, blauen Augen müßten, dachte er, einer Frau gehören, die eine freigebige Verschwenderin des Lebens sei. Vielleicht war Knight im Herzen ein Verschwender. Jedenfalls fühlte er plötzlich einen merkwürdigen Eifer, mit Miß Venn besser bekannt zu werden. Am nächsten Morgen suchte er sie unter den Gruppen unter den Magnolien auf. Es konnte kein Zweifel darüber sein, daß sie dumm war. Sie hatte nichts als ihre Bibel und die Erzählungen in den Zeitungen gelesen und hatte weder über das eine noch über das andere eine Meinung. Sie gestand aber die Unwissenheit, mit dem ruhigsten, unschuldigsten Lächeln daliegend.

„‚Hamlet'? O ja; ich las es, als es zuerst erschien. Aber jene Dinge entfallen meinem Gedächtnisse wie Wasser durch ein Sieb."

Für Robert, dessen Verstand lange an Emmas stacheligen Ideen sich gerieben, war diese Einfältigkeit wie ein Daunenbett der Ruhe. Emma rang immerwährend mit allen Kräften ihres Verstandes nach Fortschritt. Es fiel Lucretia Venn nie ein, darüber nachzudenken, was sie morgen oder in Zukunft machen würde. In Throop war unter den Nachbarn

auch viel hartes Vorurteil. Klug zu sein, hieß eine scharfe Herbigkeit des Witzes zu haben; Emmas Sarkasmus war einschneidend wie ein Riemen. Diese Leute aber waren freundlich geboren; sie waren freundschaftlich gegen alle Welt, während in Lucretia ein sanfter Ueberfluß der Natur war, der sie zum Zentrum all dieses warmen, angenehmen Lebens machte. Die alten Leute nannten sie bei irgend einem Liebesnamen, die Hunde folgten ihr, die Kinder kletterten in ihren Schoß. Knight fühlte sich ihr gegenüber wie ein Reisender, der lange auf einem öden, kalten Moor umhergeirrt war und in ein durch Feuer erhelltes, gastfreies Zimmer tritt.

Eines Nachmittags erhielt er die Karte von Monsieur Tirard y Soult, der kam, ihm einen förmlichen Besuch abzustatten. Der kleine Geck war blendend — in weißem Leinen, auf der Brust und an den Handgelenken glänzten Diamantsolitaires.

„Sie werden reiten?" sagte er, als die Pferde vorgeführt wurden. „Lucretia, mein Kind, Du wirst reiten? Es droht zu regnen" — an den Rand der Galerie hüpfend, „Du wirst Dich erkälten."

„Es ist keine Wolke am Himmel," sagte Monsieur de Fourgan. „Komm, Lucretia, steige auf! José glaubt Dich immer am Rande irgend eines Unglücks."

„Es kommt ein Sturm," beharrte Tirard. „Du mußt einen schweren Anzug anlegen, ma petite."

Miß Venn lachte, lief auf ihr Zimmer und wechselte den Anzug.

„Welchen Weg werden Sie reiten?" fragte José Tirard ängstlich.

„Zu den Sümpfen."

„Da ist's sehr gefährlich, Monsieur. Da sind Herden von wildem Vieh — und schlüpferiger Boden" — zornig die Galerie auf und nieder rennend. „Chut! Tirard wird selbst gehen. Ich will nicht des Kindes Leben in Gefahr sehen — ich!"

Knight war ärgerlich.

„In welcher Beziehung steht Monsieur Tirard zu Miß Venn?" fragte er seinen Wirt beiseite. „Er nimmt ihr gegenüber die Kontrolle eines Vaters in Anspruch."

„Er ist ihr Vetter. Er pflegte das Kind auf den Knieen zu schaukeln und fühlt es nicht, daß sie eine erwachsene Frau ist. O ja, der arme kleine Bursche liebt sie, als wäre sie sein eigenes Kind!

„Als ihr Großvater, Louis Soult, vor zwei Jahren starb, hinterließ er seinen ganzen Besitz Lucretia, José nicht einen Dollar. Es war unmenschlich! Aber José war entzückt. ‚Eine Frau muß Geld haben, oder es ist ihr kalt in der Welt,' sagte er. ‚Aber für geschorene Lämmer gleich mir ist jeder Wind gemildert.'"

Mr. Knight war während des ersten Teiles des Rittes nachdenklich. „Ich wußte nicht," sagte er plötzlich zum jungen Mc Cann von Saint-Louis, einem Fremden gleich ihm, „daß Miß Venn eine vermögende Dame ist."

„O ja, der Landeigentümer des Distriktes und nebenbei zehntausend im Jahre rein."

Zehntausend im Jahre! Und Emma — sich bis Mitternacht plagend, für zwei oder drei Dollars die Spalte! Arme Emma! Ein Strom ungewohnter Zärtlichkeit füllte sein Herz. Die einfache, treue Seele!

Zehntausend im Jahr! Knight hätte es als eine Demütigung gefühlt, daß dieses Geld seine Gefühle für das junge Mädchen, die es besaß, hätte ändern können. Doch es änderte dieselben. Sie war nicht länger ein einfältiges, für seine Phantasie anziehendes Geschöpf. Sie war eine Macht; etwas, auf das man mit Respekt sehen mußte, wie eine Bauassociation oder eine Pacificeisenbahn. Aber aus irgend einem unerklärlichen Grunde vermied er sie während des Rittes geflissentlich. Miß Venn war über dieses Desertiren ärgerlich und zeigte es, wie ein Kind es gethan hätte. Sie winkte ihm immer und immer wieder, ihm das Nest eines Reihers zu zeigen, oder die Wasserschnecken, wie sie über den Rand des Bayou schossen, oder eine Chamäleonfamilie, die auf einem stacheligen Birnbaum hauste. Als sie sah, daß er nicht an ihrer Seite blieb, gab sie zuletzt ihre unschuldigen Kunstgriffe auf und ritt schweigend weiter. Monsieur Tirard warf sich dann kopfüber in die Bresche. Er erging sich, zum Vorteile von Knight, in Auskünften über Louisiana, seine eigenen flüchtigen Ansichten überall hineinstreuend. Er erzählte Geschichten und lachte über dieselben lauter als sonst jemand, während seine braunen Augen vor Lust tanzten; unterdessen beobachtete er verstohlen Lucretia, um zu sehen, welche Wirkung es auf sie machte.

Sie hatten jetzt die Sümpfe erreicht, die den Golf entlang liegen. Sie waren mit dünnem Grase bedeckt, das in dem heißen Mittage wie heller Smaragd leuchtete. Die Ebbe sog die Erde unten ein und die schmalen Lagunen, die sich seewärts hinzogen, traten zurück. Eine Herde knochiger Rinder wanderte ziellos über die schwammige Oberfläche, zweifelnd, ob das Land — Wasser, oder das Wasser — Land sei. Sie stolperten im Gehen vor lauter Schwäche; ein Thier fiel erschöpft, und als Lucretias Pferd vorüberschritt, hob es matt den Kopf, sah sie mit beschwörenden Augen an und fiel zurück. Eine Schar Bussarde witterten ihr Opfer in der Ferne und begannen aus dem klaren Himmel niederzustoßen, — gleich schwarzen Blitzen über dem lebhaften Grün der Prairie, — mit immer tieferen Senkungen, bis sie sich bebend auf dem verendeten Tier niederließen und anfingen, ihm das Fleisch von den Seiten zu reißen. José ritt sie nieder, vor Wut schreiend. Er kam zurück, spanisch schwatzend und düster über den weiten, öden Sumpf blickend.

„Ich hasse den Tod überall, aber dieses ist Mord im großen! Diese elenden Cujone der Sümpfe sammeln größere Herden, als sie ernähren können; sie hungern zu Hunderten. Jenes arme Vieh ist tot — Gott sei es gedankt!" Nach einer Weile rief er mit einem Zucken der Schultern: „Gut, gut! Euer Syndikat wird dieses Delta bald in festen Boden verwandeln, Mr. Knight; es ist eine edle Arbeit! Große Vermögen" — mit großsprecherischer Be-

wegung der Arme — „liegen in diesem Schlamm verborgen."

„Weshalb nehmen Sie denn an diesem edlen Werk nicht teil?" fragte Mc Cann, „das heißt, wenn es nicht Ihre anderen Beschäftigungen hindern würde!"

„Ich? Ich habe keine Beschäftigungen. Welche Arbeit sollte ich thun?" fragte José mit einem Schnalzen seiner dicken Finger. Plötzlich galoppirte er an Miß Venns Seite.

„Lucretia, mein Kind, ist Dir der Gedanke gekommen, daß Du mich lieber hättest, wenn ich Doktor wäre, oder Rechtsanwalt, oder irgend etwas?"

Lucretia sah ihn erschreckt an, sagte aber nichts.

„Mir ist der Gedanke nicht gekommen," fuhr er ernsthaft fort. „Ich habe drei- bis vierhundert Dollars in jedem Jahre, mir meine Kleider zu kaufen. Ich habe den Schmuck der Tirard. Was brauche ich mehr? Alles, was ich brauche, kommt zu mir."

„Natürlich, warum nicht?" antwortete sie zerstreut, während ihre Augen über den Sumpf wanderten, als suchten sie etwas.

„Es ist Dir also nicht unangenehm?" fragte er besorgt. „Ich möchte mein kleines Mädchen mit dem alten José zufrieden sehen. Was die übrige Welt anbetrifft..." — und er machte eine verächtliche Bewegung mit dem Daumen. Miß Venn lächelte matt. Sie hatte ihn nicht einmal gehört. Sie beobachtete Knight, der die Gesellschaft verlassen hatte und allein heimwärts ritt. José glaubte in ihren Augen Thränen zu sehen.

„Lucretia!"

Keine Antwort.

„Lucretia, quäle Dich nicht! Ich bin hier."

„Du! O, mon Dieu! Du bist immer hier!" rief sie verdrießlich.

José rang nach Atem, als hätte er einen Schlag erhalten — dann zügelte er sein Pferd und blieb zurück, während Mr. Mc Cann gerne seinen Platz einnahm.

Nach diesem Tage kehrte Monsieur Tirard nicht auf die Plantage zurück. Einmal traf er Monsieur de Fourgan irgendwo im Bezirke und fragte mit einem schwachen Lächeln, ob Lucretia gesund wäre.

„Denken Sie daran, Jean," fügte er ernsthaft hinzu, ein Stück Weges mit ihm reitend. „Ich bin des kleinen Mädchens Vormund. Wenn sie je heiratet, so ist es José, der sie fortgeben muß. So lächerlich von ihrem Vater, einen närrischen, jungen Burschen wie mich zu ihrem Vormund zu machen!"

„Gar nicht! Nein, wirklich! Sehr passend, Tirard!" sagte Monsieur de Fourgan höflich, worüber Josés Gesicht noch blasser und ernster wurde.

Eines Tages erschien er gegen Mittagszeit auf der Galerie. Seine Schuhe waren kotig und seine Kleider hatten die Farbe einer schmutzigen Motte.

„Ah, mon enfant!" rief Madame Dessaix freundlich von ihrem Stuhle in einer schattigen Ecke. „Was ist da nicht recht? Kein weißes Kostüm heute? Keine Diamanten, kein Lachen? Was ist es, José?"

„Nichts, Madame," sagte der kleine Mann traurig. „Ich werde alt. Ich kleide mich nicht mehr wie ein junger Mann. Ich passe mich dem Alter an — und den Runzeln."

„Runzeln? Bah! Kommen Sie und setzen Sie sich zu mir. Nach wem schauen Sie aus?"

„Aber — ich glaubte, ich hörte Lucretia lachen, als ich heraufritt?"

Madame Dessaix nickte bedeutungsvoll, und ihre Finger an die Lippen legend, mit all der Freude, die eine Französin an Liebenden hat, führte sie ihn auf den Fußspitzen ans Ende der Galerie, und den Wein beiseite ziehend, zeigte sie ihm Lucretia in einer Hängematte unter einem riesigen Pecanbaum. Ein Gewirre von hängendem grünem Moos umgab sie. Sie lag darin wie ein weicher weißer Vogel in einem großen Nest. Knight lehnte gegen den Stamm des Baumes, auf sie niedersehend, der Ausdruck gespannt und sein mageres Gesicht erhitzt. Er hatte zu ihr gesprochen, aber sie antwortete nichts. Sie lächelte träge, wie sie es auch that, wenn die Kinder ihr die Wange klopften.

„Voilà!" flüsterte Madame Dessaix triumphirend; dann, als sie bemerkte, daß Monsieur Tirard schweigend hinblickte, sah sie ihn an.

Er raffte sich mit einem eigentümlichen Geräusch in der Kehle auf. „Ja, ja! Nun — was antwortet sie ihm?"

„Mère de Dieu! Was kann sie antworten? Er ist jung; er ist ein Mann, der seinen Willen durchsetzt. Er will keine andere Antwort haben als die eine. Wir betrachten die Angelegenheit als beendet!"

Tirard machte keine Bemerkung. Er wandte sich ab und ging schnell hinunter in den Scheunenhof, wo die Kinder waren, und stand eine Weile unter ihnen und den Kühen. Die Stalljungen, an allerlei Scherze und Foppereien von ihm gewöhnt, ergingen sich in verschiedenen ausgelassenen Späßen. Als er aber weder lachte noch fluchte, sahen sie ihn aufmerksamer an und bemerkten mit Erstaunen und Geringschätzung seine schäbige Kleidung.

„Don José krank, ta — ta!" flüsterten sie, „Don José, Ihr nicht sehen Schmutz auf Euren Kleidern?"

Aber er lehnte am Zaun, blind und taub für sie. Seine Quälgeister versuchten einen andern Angriffspunkt. „Don José nicht krank, aber seine Stute krank. Arme Chiquita! Sie altes Pferd jetzt."

„Es ist eine verdammte Lüge!" und Tirard kehrte sich mit solcher Wut zu dem Burschen, daß er zurücksprang. „Sie ist nicht alt. Führe sie heraus!"

Die Neger stolperten in ihrem Schrecken über einander. Die kleine weiße Stute wurde herausgeführt. José streichelte sie mit zitternden Händen. Wie groß der Kummer auch war, der ihn erschüttert hatte, er machte sich jetzt in diesem kleinen Ausbruch Luft.

„Es gibt kein Pferd wie dieses in Attakapas!" murmelte er für sich. „Ich bin alt, aber sie ist jung!"

Die Stute wieherte vor Freude, als er sie streichelte und aufstieg.

Als er aus der Umzäunung ritt, wurde ein plumper Brauner aus dem Stalle geführt. Knight kam die Anhöhe herunter, ihm entgegen. José betrachtete das Pferd mit grimmiger Verachtung.

„Ah, das gemeine Vieh! Und sein Herr ist nicht anders! Aber wer kann sagen, was dem kleinen Mädchen gefällt?“ Tirard konnte seine Augen aber nicht vor der Thatsache verschließen, daß die Gestalt auf dem schweren Pferde männlich und hübsch war. Die Courage in seinem Herzen war in vollständiger Ebbe.

„José ist alt und fett — fett. Das ist ein junger Bursche — er sieht wie ein Mann aus!“

Sein Kinn zitterte, wie bei einer hysterischen Frau. Im nächsten Augenblicke warf er sich auf den Hals der Stute.

„Jetzt habe ich nur dich, Chiquita! Niemand als dich!“

Sie legte die Ohren zurück und flog über die Prairie, leichtfüßig wie ein Reh. Als er an Knight vorüberritt, grüßte Monsieur Tirard ihn mit tiefer Verneigung.

„Komischer kleiner Mann,“ sagte Robert zu Mc Cann, der sich ihm angeschlossen hatte. „Man könnte ihn als ein Ausrufungszeichen in der Welt bezeichnen, aber er reitet ein schönes Pferd.“

„Ja, ihrerzeit ein berühmter Renner, wie man mir sagt. Tirard spricht von ihr, als wäre sie eine Blutsverwandte. Ich wünschte, wir hätten gerade Pferde von ihrem Bau. Euer Tier sinkt bei jedem Schritt in den Schlamm.“

„Er ist heute tiefer als gewöhnlich. Ich verstehe es nicht; wir haben keinen Regen gehabt.“

Nach einigen Minuten trennten sie sich, und Knight schlug den Weg zu den Sümpfen am Meere ein. Auf den Sümpfen war es immer still, heute aber herrschte eine seltsame, tiefe Stille. Die Sonne war durch tief niederhängende Nebel verborgen und verwandelte sie in zeltartige Schleier, ihnen einen sanften, silbernen Glanz verleihend. Die Farben und selbst der Geruch auf den Sümpfen waren unter ihnen merkwürdig stark; die regungslose Luft drückte auf den starken Geruch des Grases und der Rosen; die Lagunen, gewöhnlich schokoladenfarbig, waren schwarz wie Tinte unter ihren Fransen von gelben und violetten Schwertlilien; die unzähligen kreisförmigen Teiche mit klarem Wasser schienen sich vervielfältigt zu haben, und hüpften und sprudelten als wären sie lebendig. Wenn die arme Emma doch ihre Augen von den Feldern von Throop zu diesen fremdartigen, bezaubernden Ebenen hätte wenden können?

Er stockte. Welches Recht hatte er, nach Emma zu verlangen? Lucretia —

Aber Lucretia würde darin nichts sehen als Schlamm und Unkraut! Lucretia war ein liebes Geschöpf; aber, dachte er und lachte, schließlich sind ihre besten Eigenschaften diejenigen einer gutmütigen Kuh. An diesem selben Tage hatte er es versucht, um sie zu werben, mit so viel Ueberzeugung in den Worten, als sein Gehirn ihm eingab; sie hatte ihm zugehört, mit dem amüsirten, angenehm berührten, dummen Starren eines dieser Rinder, wenn ihre Seiten von dem langen Grase gekitzelt werden. Sie hatte ihm keine bestimmte Antwort gegeben. Knight pflügte deshalb seinen Weg durch die schwammige Prairie in sehr schlechter Laune, welche die ungewöhnliche Tiefe des Schlammes nicht liebenswürdiger machte. Er war immer wieder gezwungen, in die Bayous zu reiten, um die klebrigen Klumpen von den Beinen seines Pferdes zu spülen.

*

Wohin Monsieur Tirard an jenem Tage ritt, hätte er selbst, als der Nachmittag kam, nicht sagen können. Er hatte eine unbestimmte Erinnerung, daß er bei verschiedenen Farmhäusern ohne irgend einen Zweck angehalten hatte. Er war kein Trinker und hatte den ganzen Tag nichts als Wasser genossen, und doch war sein Kopf betäubt und verwirrt, als erwachte er von einer langen Schwelgerei. Als er zu sich kam, war er auf den niederen Sümpfen. Chiquita war plötzlich stehen geblieben, spreizte die Beine gleich einem Maultiere und weigerte sich, auch nur einen Zoll weiter zu gehen. Was war diesem Bayou? Auch er hatte Halt gemacht — und war zu einem stagnirenden schwarzen Teiche angeschwollen.

José war jetzt ganz weh. Er verstand was geschehen war. Eine schwere Springflut im Golfe hatte alle Ausflüsse für die Bayous versperrt, welche die Sümpfe durchschnitten. Der große Fluß, für den sie nur Mündungen waren, bahnte sich schon seinen Weg über ihre Ufer und floß durch all den schwammigen Boden. Es war keine augenblickliche Gefahr des Ertrinkens da; wenn er aber nicht augenblicklich entfloh, so war es sicher, daß er in dem sich schnell verbreitenden Triebsande und Schlamm versinken würde — und ertrinken. Wenn Chiquita —?

Er kehrte ihren Kopf zum Lande und rief ihr zu. Sie begann mit größter Vorsicht vorzugehen, jeden Schritt versuchend, ab und zu auf einen Hügel von fester Erde springend. Zweimal hielt sie an und veränderte die Richtung. José stieg verschiedenemale ab und versuchte sie zu führen, versank aber bald knietief. Er sah ein, daß der Instinkt des Pferdes sicherer war als sein Urteil, und blieb zuletzt ruhig im Sattel sitzen. Zu gewöhnlicher Zeit hätte er geflucht und geschimpft und vielleicht, da er allein war, Thränen vergossen, denn im Herzen war José feige und sein Leben war ihm teuer. Heute war aber in des kleinen Mannes Herzen tiefe Ebbe. Der größte Teil des Lebens hatte ihn mit Lucretia verlassen. Seine Liebe zu ihr hatte ihm in seinen eigenen Augen einen Wert gegeben; ohne sie war er ein armer Spaßmacher, der seine Späße von Haus zu Haus brachte, als Bezahlung für Almosen. Er that jedoch, was er konnte, und ziemlich vernünftig, um sein Leben zu retten, warf seine schweren Stiefel fort und den spanischen Sattel, der Stute die Last zu erleichtern, klopfte sie, sang und lachte, um sie zu erheitern. Einmal, als es verzweifelt schien, sprang er ab.

„Sie soll nicht sterben!“ sagte er grimmig. Er versuchte sie fortzutreiben, doch sie stand still und sah ihn sehnsüchtig an.

„Aha!“ schrie José entzückt, einem unsichtbaren Zuschauer zunickend. „Seht ihr das? Sie will mich nicht verlassen! So, mein Liebling! Du und Tirard werden bis zuletzt zusammenhalten.“ Und er stieg wieder auf.

Chiquita machte nach diesem langsamen, aber sicheren Fortschritt. Sie erreichte ein höheres Plateau. Selbst da wurden die Pfützen schnell größer; das abfließende schwärzliche Wasser fing an, zwischen den Grashalmen hindurchzuscheinen. In weniger denn einer Stunde würde dieses mit der See gleich sein, aber in weniger denn einer Stunde würde Chiquita ihn auf trockenen Boden gebracht haben. José sprach jetzt unaufhörlich zu ihr spanisch, den Beweis für diese oder jene Richtung führend. „Na! Was ist das?“ rief er, sie zügelnd. „Jener schwarze Klumpen am Bayou? Ein Mann? — Nein! Ein Pferd und ein Mann! Sie sinken — sitzen fest!“ Er schwieg einen Augenblick, vor Aufregung keuchend, dann schrie er: „Es ist Knight! Wie eine Ratte in der Falle gefangen! Er wird sterben — Gott sei es gedankt!“

Ist Knight tot, so wäre Lucretia wieder sein eigenes kleines Mädchen. Der Gedanke durchzuckte ihn wie ein Blitz! José wartete unentschlossen, denn Knight kehrte ihm den Rücken und sah ihn nicht.

Nach dem ersten mörderischen Triumphe hoffte er doch, Robert würde gerettet werden. Tirard war feige, im Grunde war er aber ein Mann — wie viel er vom Manne in sich hatte, mußte er noch beweisen. Je länger er den Ingenieur ansah, desto mehr haßte er ihn mit einer blinden, kindischen Wut.

„Ich bin aber kein Mörder — ich!“ sagte er sich mechanisch wieder und wieder. Chiquita scharrte mit dem Fuß — ungeduldig fortzukommen. Das Wasser stieg ihr über die Hufe. Es blitzte jetzt überall unter dem Schilfe. Der Tod erwartete beide Männer, ein stiller, schweigender, sicherer Tod — um so grauenhafter, weil ohne Wut und Dunkelheit. Der silberne Nebel umfing die Erde noch immer, gleich den Wänden eines Zeltes; die violetten und gelben Schwertlilien leuchteten friedlich in der ruhigen Beleuchtung; oben die fliegenden Bussarde, schwebten tiefer und tiefer hernieder. Sie sehend, knirschte Tirard mit den Zähnen. Chiquita konnte einen Mann retten — und nur einen! Die Tirard und Soults waren durch Generationen Männer von Mut und Ehre gewesen. Ihr Blut regte sich in seinem kleinen, fetten Körper. Ein Gedanke durchfuhr ihn wie ein Messerstich.

„Wenn Knight stirbt, wird es ihr das Herz brechen, aber ich?“ Er knackte seinen Daumen verachtungsvoll. „Was fühlt sie für den armen, alten José?“

Wir wollen nicht fragen, was während der nächsten zehn Minuten in seinem Herzen vorging. Er war allein mit seinem Gott!

Er ritt an Knight heran und klopfte ihn auf die Schulter.

„Hallo! Was ist da nicht richtig?“

„Ich bin in den Sumpf versunken. Dies Vieh von einem Pferde sinkt immer tiefer in den hölischen Schlamm.“

„Schlagen Sie es nicht! Ich will mit Ihnen die Pferde wechseln, wenn Sie Eile haben, die Plantage zu erreichen. Chiquita kann Sie schneller hintragen, als jener da.“

„Aber Sie? — Ich verstehe Sie nicht. Was wollen Sie thun?“

„Ich habe keine Eile.“

„Dieses Pferd wird Sie nicht tragen. Es scheint mir, daß der Schlamm tiefer wird.“

„Ich kenne den Schlamm unserer Sümpfe besser als Sie. Kommen Sie, nehmen Sie Chiquita; gehen Sie!“

Knight stieg ab und bestieg die Stute mit einem verdutzten Gesichte. Er hatte geglaubt in wirklicher Gefahr zu schweben und es demütigte ihn, zu sehen, daß José die Sache so leicht nahm.

„Nun, guten Tag, Monsieur Tirard!“ sagte er. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, jenes verdammte Vieh von mir zu nehmen. Ich will es, wenn möglich, morgen verkaufen!“ Er nickte José zu und zog die Zügel scharf an. „Komm, vorwärts!“ sagte er, Chiquita mit der Peitsche berührend.

José sprang auf wie eine Katze.

„Verdammt! Untersteht Euch nicht, sie zu berühren!“ — Er entrang die Peitsche seiner Hand und hob sie, ihn zu schlagen. „Pardon, monsieur!“ sagte er dann steif. „Mein Pferd erträgt keinen Schlag. Sprecht nicht mit ihr, und sie wird Euch sicher tragen.“

Seine Hand ruhte einen Moment auf dem Nacken der Stute. Er murmelte ihr etwas spanisch zu und kehrte dann den Rücken, um nicht zu sehen, wie sie sich entfernte. Mr. Knight erreichte in ungefähr zwei Stunden die höheren Sümpfe. Er bemerkte ein Boot das Bayou herunterfahrend und erkannte in ihm Monsieur de Fourgan und einige andere Männer der Plantage und ritt hinunter ihnen entgegen.

„Gott sei Dank, Sie sind gesund, Knight!“ rief Monsieur de Fourgan. „Was ist das? Das ist ja Chiquita, die Sie da reiten? Wo fanden Sie sie?“

„Jener sonderbare kleine Mexikaner bestand darauf, daß ich mit ihm die Pferde wechselte. Mein Klepper war versunken und —“

Die Männer sahen sich gegenseitig an.

„Wo verließen Sie ihn?“

„In den Seesümpfen, in der Nähe der Mündung dieses Bayou. Wie, was denken Sie? Ist er in Gefahr? Halt!“ schrie er, als sie, ohne ein Wort zu sagen, abstießen. „Ums Himmels willen, laßt mich mit euch gehen!“

Er ließ Chiquita auf dem Ufer, sprang in das Boot und nahm ein Ruder. „Sie glauben doch nicht, daß er sein Leben für meines riskirt hat?“ sagte er.

„Es scheint so,“ antwortete Mc Cann. „Und ich hätte doch darauf schwören können, daß er gegen Sie eine besondere Abneigung hatte.“

„Das alte Blut der Tirard ist auf Erden noch nicht ausgestorben," sagte Monsieur de Fourgan mit lauter Stimme, „strengt euch an! Jetzt zusammen! Ich fürchte, wir kommen zu spät!"

Bevor sie den Sumpf erreichten, war er ganz unter Wasser. Sie fanden Josés Körper überschwemmt, aber in den Aesten eines Pecanbaumes eingeklemmt, auf den er geklettert war. Er fiel gleich einem Stein in das Boot.

Monsieur de Fourgan legte sein Ohr an sein Herz, drückte seine Brust und erhob sich, ihre Blicke mit einem Kopfschütteln beantwortend. Er nahm sein Ruder und ruderte einige Minuten stillschweigend. „Zieht, Gentlemen!" sagte er dann heiter. „Die Nacht ist fast da. Wir wollen ihn in mein Haus bringen."

Doch Knight glaubte nicht, daß José tot sei. Er entkleidete ihn und rieb und erwärmte den aufgedunsenen Körper auf dem Boden des Bootes. Als sie das Haus erreichten und nach Stunden vergeblichen Versuchens selbst der Arzt es aufgab, wollte Knight nicht auf sie hören.

„Er soll nicht sterben, sage ich euch! Warum sollte sein Leben für meines dahingegeben sein? Ich dankte ihm nicht einmal, Tier, das ich bin!"

Es war nur einige Minuten später, daß er vom Reiben aufblickte, sein Gesicht wurde plötzlich weiß. Der Doktor legte seine Hand auf Tirards Brust.

„Es schlägt!" rief er erregt. „Tretet zurück! Luft — Branntwein!"

Endlich öffnete José seine Augen und seine Lippen bewegten sich.

„Was ist's, mein lieber Junge?" riefen sie alle, sich um ihn drängend. Doch nur Knight verstand das Geflüster. Er erhob sich mit dem Ausdrucke bestürzten Verständnisses in den Augen. Monsieur de Fourgan beiseite ziehend sagte er: „Ich verstehe jetzt! Ich sehe, weshalb er es that!" Und er eilte plötzlich fort, Miß Venn zu suchen.

Den nächsten Morgen wurde Monsieur Tirard in einem Armstuhl auf die Galerie getragen. Er war der Held des Tages. Der ganze Haushalt, von Madame Dessaix an bis zu den schwarzen Picaninnies, bemühte sich um ihn. Miß Venn kam die Galerie herunter, strahlend, gerötet, die Augen sanft durch Thränen blickend. Sie winkte sie alle beiseite und setzte sich zu ihm, seine kalte Hand mit ihren Händen streichelnd.

„Hast Du m i c h nötig, José? Nicht diese anderen? Nur mich?"

„Wenn Du mir ein wenig Zeit widmen kannst, Lucretia?" sagte er demütig. Sie antwortete nicht — so lange, daß er sich wandte, ihr ins Antlitz zu sehen.

„Ein wenig Zeit? Die ganze Zeit!" flüsterte sie.

José beugte sich plötzlich vor. Sein erkältetes Herz schien kaum zu schlagen, seit er aus dem Wasser gezogen war. Jetzt sandte es ihm das Blut heiß durch den Körper.

„Was meinst Du damit, Kind?" sagte er streng. „Bedenke, was Du sagst. Es ist der alte José. Willst Du damit sagen —?"

„Ja, und ich meinte es immer," sagte sie ruhig. „Wir, nur wir sind ja noch geblieben — Du und ich. Und Chiquita!" fügte sie lachend hinzu.

*

Eine Woche später erhielt Mrs. Knight einen Brief von Robert mit der Erzählung seiner Errettung. Sie weinte viel darüber.

„Obgleich ich nicht einsehe, warum er denkt, daß es von dem kleinen Manne so außerordentlich war, so zu handeln!" erwog sie. „Jedermann würde Robert retten wollen, selbst ein wilder Mexikaner. Und warum, in aller Welt, weil sein Leben in Gefahr war, er geschrieben und es Emma angeboten hat, übersteigt meine Begriffe! Sie hat nicht einen Dollar!"

Durch das Fenster sah sie jetzt das Mädchen mit leichten, schnellen Schritten über die Felder kommen.

„Sie hat von ihm gehört! Sie kommt, es mir zu sagen. Nun, ich dachte wohl, Robert würde eine Frau mit Vermögen heiraten, da er die Wahl hatte —" Aber der Witwe Herz war tief bewegt worden.

„Arme Emma! Sie ist Robert so treu wie ein Hund gewesen. Wenn sie auch kein Geld hat, so wird sie seines sparen, wie keine Erbin es gethan hätte. Die Vorsehung ordnet alle Dinge zum Besten," dachte sie nachgebend. „Hat das Mädchen nicht an einem Wochentage ihr bestes Kleid angezogen! — Wie froh sie sein muß! Ich will ihr entgegen gehen, denke ich! Sie hat jetzt keine Mutter, sie zu küssen, oder ein ‚Gott segne Dich' zu sagen, armes Kind!"

Und sie eilte zum Thore!

Peruanisches Lied.

Wohl im Nest des Kuckucks hat mich
Meine Mutter einst geboren,
Denn nun muß ich irre gehen
Und mich kränken alle Menschen.

Und es will mich niemand lieben,
Wankend muß ich weiter wandern.
Kommt der Regen, klag' ich trübe,
Weht der Wind, umher dann flieg' ich.

Gleiche so dem Mond am Himmel,
Gleiche ihm auf dieser Erde:
Einsam bin ich, habe niemand,
Der verstände meine Klagen.

Auf der weiten, weiten Erde
Ist wohl keiner, der mir gleiche;
Ward auf ödem Feld geboren
Und auf ihm ich enden werde.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895 5. Heft 15 Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941
German Department

Inhalt des fünfzehnten Heftes.

Seite

Die kleine Kirche. Roman aus dem Französischen von Alphonse Daudet (Schluß) 677
In einem Vorortzuge. Gedicht aus dem Französischen von François Coppée 691
Wassili Tjorkin. Roman aus dem Russischen von P. Boborykin (Fortsetzung) 692
Teß. Roman aus dem Englischen von Thomas Hardy (Fortsetzung) 703
Krischna Singh. Erzählung aus dem Indischen von Pandit S. M. Nateşa Sastri . . . 711

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues alpin-photographisches Kunstwerk!

Soeben ist erschienen die **zweite Lieferung** von

Wanderbilder
aus den Dolomiten.

Von

Theodor Wundt.

In Farben gesetzt von Maler Professor G. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Vollständig in vier Lieferungen,
enthaltend
16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format nach photographischen Aufnahmen
mit erläuterndem illustrirtem Text.
Preis pro Lieferung 6 Mark 50 Pfennig.
Alle zwei Monate wird eine Lieferung ausgegeben.

Komplet in hocheleganter origineller Mappe 30 Mark.

Inhalt der zweiten Lieferung:

Tafel 5 Die Palagruppe bei San Martino di Castrozza (in Farben).
Tafel 6 Monte Cristallo vom Schönleiten Joch.
Tafel 7 Auf dem Bande des Monte Cristallo (in Farben).
Tafel 8 Kletterer.

Ein Werk, das nicht nur die Bergsteigerwelt fesseln wird, sondern das auch als eine Festgabe geeignet erscheint, wie sie in Inhalt und vornehmer Ausstattung nicht schöner gedacht werden kann.
Illustrirte Zeitung, Leipzig.

Ein Prachtwerk allerersten Ranges, welches das Entzücken aller Kunstfreunde, insbesondere aber der alpinen Kreise erregen wird. Mitteilungen des Deutschen und Oesterreich. Alpenvereins, Berlin.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Die kleine Kirche.

Von

Alphonse Daudet.

(Schluß.)

Der Mann antwortete nicht. Delcrous fürchtete ſchon, daß er zu weit gegangen ſei und nichts mehr von ihm würde erreichen können; um ihn wieder einzufangen, verſuchte er es mit einer Ablenkung: „Wiſſen Sie, woran ich gedacht habe, Richard? An die Rache einer Frau ...“ Er ſah ihn zittern, und da er glaubte, daß der Köder gut ſei, fuhr er fort: „Dieſer Gedanke iſt mir angeſichts des ſorgfältig hingebetteten Körpers gekommen, der in einer gewohnten Lage und unter einem gewohnten Schutz die Illuſion des Lebens hervorruft. Finden Sie nicht, daß dieſe eines Panoptikums würdige Anordnung, das Raffinement und die Koketterie eine durchaus weibliche Blutrache verrät?“

Richard ſah, daß ſeine Frau verloren war, und trat ſchützend vor ſie. „Die Rache hat kein Geſchlecht, mein Lieber, ebenſowenig wie die Eiferſucht. Ein betrogener Ehemann, der ſich rächt, kann ſein Verbrechen ebenſo ſpitzfindig in Scene ſetzen, wie die entartetſte Frau.“

„Dann glauben Sie alſo keine Frauenhand darin zu erkennen?“

„Ich möchte das Gegenteil beſchwören.“

„Na, Sie verſtehen ſich darauf,“ ſagte der Richter unter lautem Lachen, das er für ſehr geiſtreich hielt. Dann machte er einen jener Sprünge, die zu den Finten einer Unterſuchung gehören, und fragte plötzlich vertraulich und ernſt: „Sie ſind, wie man mir verſichert hat, ſehr eiferſüchtig?“

„Sehr eiferſüchtig in der That.“

„Sie haben, wie es ſcheint, unter dem Zwange dieſer Leidenſchaft Briefe geſchrieben von einer Heftigkeit ...“

„Weiß man denn, was man in einem ſolchen Zuſtande thut ...?“

Hier kam einer jener Orgelpunkte, dem einige Takte Pauſen folgen, während deren die Gemüter ſich beruhigen und ſich wieder faſſen. Auf der Straße, die um ſo heller erſchien, je mehr der Himmel ſich verdunkelte, gingen Arbeiter, die müde und ſtumm, mit der ganzen Laſt des Tages in ihren Gliedern heimkehrten, zu zweien und dreien, den Knüppel mit dem Queerſack auf der Schulter, an ihnen vorüber. Ein Kärrner, der bei dem eintönigen Geläute ſeines Geſpanns eingeſchlafen war, ſprang raſch von ſeinem Tier herunter, um der Kaleſche Platz zu machen, der der Landſtreicher, der an einem Grabenrande ſaß und die leinenen Binden von ſeinen blutig gelaufenen Füßen abnahm, neidiſch nachblickte. Zu Füßen der rebenbeſtandenen Abhänge ließ die Seine, die die untergehende Sonne purpurn gefärbt hatte, die dichten Wälder, die ſich drüben längs der ganzen Bergſtraße hinzogen, noch dunkler erſcheinen. In weiten Abſtänden ertönten Signalpfiffe auf dem Fluſſe und die Nachtigallen oben im Walde antworteten mit einer Flut von verliebten, jubelnden Tönen. Der Duft von Maiglöckchen, der unterwegs zu dem Wagen aufſtieg, rief in Richards Herzen Lydies entzückendes Bild hervor, erinnerte Delcrous an das Lachen und die blitzenden Zähne Eliſens. O du ſingender, klingender Mai, o du duftendes Grün des Waldes, mit welch geheimnißvoller Kraft ergreift ihr auch die ſprödeſten Seelen!

Der Richter war ſehr ergriffen und hätte beinahe nach Verſailles telegraphirt, um ſich bei der Unterſuchung vertreten zu laſſen, aber dieſe Schwäche hielt nicht lange vor.

Plötzlich, in der Nähe des Einganges von Soiſy, ſtieg von einem kleinen in die Weinberge hinaufführenden Wege ein langer Schatten auf, der ſich von dem kreideweißen Wege tiefſchwarz abhob. „Guten Tag, Herr Ceres!“ rief Richard und gab dem Kutſcher den Befehl, zu halten. Das erſte Wort des Vikars war die naive Frage, ob der Be-

sitzer der kleinen Kirche auch zurückgekommen sei. Richard antwortete, daß er Herrn Mérivet in Marseille zurückgelassen habe, aber nicht für lange. „Und Sie, mein lieber Abbé, wer hält Sie noch so spät unterwegs? Es gibt hier wohl Elend zu lindern?“ Der alte Geistliche trocknete sich den Schweiß von den weißen Haaren, die kranzförmig unter dem breitrandigen Hute hervorsahen, und sagte sehr einfach: „Ich komme von Ihrer Fischerei, Herr ... Vater Georg, der alte Bettler, den Sie bei sich aufgenommen haben, hat mich rufen lassen.“

„Ist er immer noch krank?“

„O, er liegt im Sterben ... Ich werde ihm noch im Laufe des Abends die letzte Oelung geben.“

„Armer Vater Georg! Lydie wird sehr betrübt sein,“ sagte Richard, und als die Soutane in der Dämmerung verschwand, fügte er hinzu: „Alle Beerdigungskosten, wenn ich bitten darf, auf meine Rechnung, Herr Abbé.“

„Danke, braves Herz,“ antwortete die kräftige Stimme des Priesters schon aus der Ferne.

Der Schatten der Bäume schwand von den Wiesen. Alles wurde schwarz, als wenn der Flügel des Todes über den Weg dahin geflogen wäre. Während der Kutscher seine Laterne anzündete, hatte sich Delcrous wieder auf das Drama des Morgens und auf seine Beweisstücke besonnen und fragte Freund Fénigan:

„Wann haben Sie denn Herrn Mérivet verlassen?“

„Ich habe ihn gestern früh verlassen ...“ Er verbesserte sich sehr rasch, denn es fiel ihm ein, daß er seine Frau bloßstellte. „Ach nein, was sage ich denn ... Vorgestern ... Kurz, vor zwei Tagen. Man glaubt gar nicht, wie man durch so eine durchreiste Nacht aus aller Zeitrechnung herausgebracht wird.“

„Er reitet sich hinein, der Unglücksmensch,“ dachte der Richter, und aus einer Art von Mitleid, vielleicht in einer Anwandlung von Dilettantismus, bemühte er sich, da er so das Spiel zu leicht fand, Richard die Augen über seine Unvorsichtigkeit zu öffnen. „Aber, als wir uns heute früh im Walde begegneten, haben Sie mir doch gesagt, daß Sie soeben erst angekommen seien. Und so wird es wohl auch gewesen sein, denn man kann doch nicht annehmen, daß Sie seit zwei Tagen die Gegend hier durchstreifen, ohne ein einzigesmal bei sich einzukehren.“

„Das ist klar,“ murmelte Richard in gespielter Bestürzung. Diesmal sagte der Richter sich: „Er spielt den Dummen ...“ Nachdem er einen Augenblick überlegt hatte, sagte er zu Richard: „Nun, Fénigan, ganz unter uns gesagt, Sie wissen ja, daß unglücklicherweise die Beziehungen des Prinzen von Olmütz zu einer Person, die Ihnen teuer ist, in der Gegend sehr bekannt waren?“

„Ich weiß es,“ sagte Richard unempfindlich.

„Nun, haben Sie sich denn nicht gesagt, daß, als man den Leichnam des Prinzen fast vor Ihrer Thüre fand, die Justiz zunächst an einen Racheakt denken würde, der, wenn auch nicht von Ihnen, so doch von Ihrer nächsten Umgebung ausgegangen sein könnte?“

„Diesen Gedanken habe ich nicht gehabt, weil diese Vermutung in der That zu nahe lag und es vielleicht geschickter war, anzunehmen, daß der Prinz an einem andern Ort getötet und in einer sehr durchsichtigen Absicht an diesen Platz gebracht worden sei.“

Jetzt sah Delcrous sich übertrumpft und sagte ganz laut mit den ehrlichsten Augen: „Das ist vernünftig gedacht. Ich will Ihnen aber noch eine Frage vorlegen, auf die es Ihnen freisteht, mir nicht zu antworten. Nehmen wir einmal an, daß Sie, eifersüchtig, wie man Sie nun einmal kennt, geheimnißvoll durch das in den Wald führende Thor nach Hause kamen und sich plötzlich dem jungen Prinzen gegenüber fanden, der beim Morgengrauen aus Ihrem Park heraustrat, was wäre dann geschehen? Glauben Sie nicht, daß ...“

„Daß ich ihn getötet hätte? Ja, gewiß, und noch dazu mit Erlaubnis des Gesetzes.“

„Aber nein, Unglücklicher, nie im Leben! ... Das Gesetz, ja freilich ... aber doch nur auf frischer That.“

„Mein lieber Delcrous, für die Phantasie des Eifersüchtigen ist überall eine frische That.“

Diese Worte wurden mit einer Heftigkeit ausgesprochen, die den Beamten von den Kissen der Kalesche aufspringen ließ und die ihm das bestimmteste Geständnis zu sein schien, das er aus diesen freundschaftlich-vertraulichen Mitteilungen erzielen konnte. Jetzt hatte der Untersuchungsrichter das Wort. Der Gatte seinerseits war sehr beunruhigt und fragte sich: „Was will er thun? Was hat er mir mitzuteilen, daß er mich bis hierher geführt hat?“

Sie fuhren in der That schon nach Corbeil hinein, als der Schein der ersten Straßenlaternen sich zugleich mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne in der Seine widerspiegelte. Leichte Rauchwölkchen stiegen noch von diesen Schornsteinen der Kunstmühlen und Papierfabriken auf, deren Arbeiter in schweigenden Trupps die Trottoirs entlang kamen und die alle, Männer wie Weiber, düstere Strohkörbe trugen, die zweifellos infolge der Ausdünstung der Fabrik rußfarbig waren. Außer diesen müden Herden, die da herauskamen, war weder in der Rue Notre-Dame, noch auf der engen und finstern Place Galignani ein Mensch zu sehen. Hier erhob sich in einer Ecke, an die wie beschneit aussehenden, mehlbestreuten Dächer der großen, an der Essonne liegenden Mühle gelehnt, das alte Gerichtsgebäude, das mit dem Gefängnis in Verbindung stand.

„Der Wagen des Präsidenten ist noch da," sagte Delcrous, als er die beiden Flügel des Hauptportals offen stehen sah, und als der Kutscher zauderte, rief er ihm zu: „Fahren Sie doch hinein!"

Im Hof, der von dem letzten Schein des Tages und zwei alten Laternen nur undeutlich erleuchtet war, stieg er zuerst aus und bat Richard, ihm in sein Bureau zu folgen: „Es handelt sich um eine dringliche Eröffnung," brummte er mit veränderter Stimme sehr schroff. Richard folgte ihm, ohne zu antworten, in ein großes Zimmer am Ende des Korridors, wo eine kleingeschraubte Lampe auf einem Cylinderbureau brannte. Die Stille, die in dem Raume herrschte, wurde nur von den schweren, dumpfen Schlägen unterbrochen, die von der Mühle und ihrer hydraulischen Maschine herüberklangen. Delcrous schraubte die Lampe in die Höhe und klingelte nach seinem Schreiber, der in dem Nebenzimmer arbeitete. Während sie schmierten und flüsterten: „Haftbefehl, Amtsgeheimnis", erblickte Richard durch ein offenstehendes, hohes, vergittertes Fenster in einem zweiten Hofe über einer gelben Thüre eine Inschrift, die er in der Dämmerung mit einiger Mühe entzifferte; sie lautete: „Zellengefängnis" ... Ach, die so fahle, niedrige Thüre! Und welch treffendes Sinnbild des Elends, das dahinter verborgen war, war die Fledermaus, die zwischen den vier hohen, dumpfen schwarzen Mauern an diesem schwülen Sommerabend hin und her flatterte.

„Mein lieber Herr Fénigan ..." bei dem scharfen Ton der Stimme des Richters drehte sich Richard nach dem Bureau um ... „Sie sehen mich untröstlich. Ich bin gezwungen, Sie in Verhaft zu nehmen."

Richard nahm eine entsetzte Miene an, aber er mußte eine derartige Ueberraschung erwartet haben, da er dem Kutscher Libert, der unbeweglich auf seinem Bock saß, einen Zettel für Lydie zugesteckt hatte, der die Worte enthielt: „Reise sofort ... ich bin in längstens acht Tagen bei Dir, wo Du auch seist."

XVIII.

Der Abbé Ceres hatte Richards Wagen weiterfahren lassen und die Straße von Soisy überschritten, wo über jede Schwelle das Knistern von grünem Holz und ein scharfer Duft von Zwiebelsuppe drang, und hatte eben an dem Thor des Waisenhauses geklingelt.

„Unsere teure Mutter Oberin ist immer noch sehr leidend," wurde ihm am Schiebfenster von der Pförtnerin geantwortet, „aber wenn der Herr Abbé Schwester Martha zu sehen wünscht, sie ist gerade im vordern Hof."

Die Irländerin, hinter der ein Hümpel kleiner Mädchen von allen Größen hersprang und tollte, schüttelte ihren Rock mit beiden Händen ab und kam noch ganz atemlos von ihrer tüchtigen Leistung bei dem alten Geistlichen an. Bei den ersten Worten des Vikars bewegten sich die großen Flügel der Haube, die sich von dem dunklen Hof blendend weiß abhoben, in freudiger Ueberraschung. „Kommen Sie hierher, Herr Abbé, niemand wird Sie besser aufklären können als ich." Sie traten in das sanft erhellte Sprechzimmer ein, in dem die weißen Rosen des Ruhealtars, der für den Marienmonat vor dem Standbilde der Jungfrau mit dem langen, zur Erde fallenden Rosenkranze errichtet worden war, ihren Duft ausströmten. Schwester Martha nahm mit einer ihrer heftigen Ignorantinerbewegungen von einem Bücherbrett der Bibliothek ein dickes Eintragsbuch mit grünem Rücken herunter und sagte, nachdem sie rasch darin geblättert hatte:

„Hier ist das genaue Datum von dem Eintritt unserer kleinen Lydie in dem Waisenhause ... am 28. Oktober 1860. Es sind nun bald neunundzwanzig Jahre, es war das erste Jahr meines Noviziates, und darum sind mir wohl auch alle, selbst die kleinsten Einzelheiten dieser Aufnahme gegenwärtig ... Es war acht Uhr, wir waren beim Abendgebet. Marie von Bethanien, unsere Schwester Pförtnerin, die Ihnen soeben aufgemacht hat, trat mit entsetzter Miene an Fräulein von Bouron heran. Sie hatte soeben vor ihrem Schiebfenster ein kleines Mädchen von achtzehn Monaten oder zwei Jahren vorgefunden, das eingeschlafen und halbnackt in einer Decke steckte, auf der, wie ein großer Schmetterling, ein weißes Papier festgesteckt war, das in einer großen, ungeschickten Handschrift den Namen ‚Lydie' trug."

„Es stimmt genau," sagte der Vikar, über den Folioband gebeugt.

Die Irländerin fragte strahlend: „Sie haben also ihre Familie wiedergefunden? Ich war überzeugt davon ... Es sind Leute aus unserer Gegend, nicht wahr?"

„Nein, meine Schwester."

„Ohne Zweifel hoher Adel?"

„O, weit entfernt."

„Aber ich erinnere mich doch," beharrte die Irländerin, „auf der Decke, einer großen Pferdedecke, war eine Krone und ein Wappen mit einem bildlich dargestellten Namen eingestickt. Sehen Sie, auch unser Register erwähnt es."

„Ich fürchte, es war eine gestohlene Decke," sagte der Vikar der kleinen Kirche mit einem freundlichen Lächeln.

Die Irländerin rief empört aus: „Gestohlen! Aber woher stammt sie dann, das unglückliche Kind?"

Der Vikar bat, ihn zu entschuldigen, wenn er

nur Richards Frau selbst das Geheimnis ihrer Geburt enthüllen könne. Er habe sich dazu einem alten Großvater gegenüber verpflichtet, der, dem Tode sehr nahe, seine kleine Lydie wiedersehen wolle: „Wenn ich zuerst hierhergekommen bin, meine Schwester, so geschah es, um mir für gewisse Einzelheiten, gewisse Daten die Bestätigung zu holen. Denn der Bericht, der mir gemacht wurde, war recht verwirrt und wurde von einem zahnlosen, von Alter und Krankheit entstellten Munde gestammelt, der aber, wie ich sehe, doch die Wahrheit gesagt hat."

Er stand auf. Auch Schwester Martha erhob sich, ohne weiter in ihn zu dringen, da sie, wie sie sagte, seine Zurückhaltung um so mehr billigte, als alle Welt, sowohl bei Fénigans als im Waisenhause, sich der Illusion hingebe, daß die junge Frau von hoher Geburt sei.

„Da fehlt's aber arg, uj jeh!" sagte der Vikar in seiner derben Arièger Sprechweise. —

Sehr spät am Abend ging er mit Lydie am Ufer der Seine entlang. Sie war mit diesen schmalen Graspfaden wohl vertraut, die sie doch so oft beschritten hatte, wenn sie ihren Mann begleitete, um die Reusen ihrer Fischerei auszuwerfen oder einzuziehen. In einen großen Spitzenschleier gehüllt, ging sie vor dem Priester her und machte ihn auf ein Erdloch aufmerksam, auf den Ring, an dem ein Boot festgemacht war, denn er ging nur zaudernd vorwärts, da seine Hände, in denen er das Viatikum trug, behindert waren. Trotzdem die Nacht klar war, war ein dichter Nebel vom Wasser aufgestiegen, der die beiden Ufer vereinigte und sich in leichten Schichten bis zur halben Höhe des Abhanges ausbreitete. Als sie sich dem kleinen Hafen näherten, in dem Richards Boote festgemacht waren, erblickten sie durch die schlecht in einander gefügten Bretter der Hütte ein Licht. Gleichzeitig stürzte ihnen ein schmächtiger Schatten entgegen.

„Seid Ihr es, Mutter Lucriot?"

„Ja, Herr Abbé, aber Sie bringen uns den lieben Gott zu spät. Der Vater Georg hat ausgelebt."

Der kleine Schatten gestikulirte mitten im Nebel wie eine Marionette hinter einem Oelpapier und berichtete mit Worten und Geberden von den letzten Augenblicken des armen Alten. Den ganzen Abend habe er unverständliche Worte gemurmelt und mit seinen Katzenaugen nach der Thür geschielt; dann, als der Arzt eingetreten sei, habe er sich in seinem Bette aufgerichtet und sei, als er das nicht erscheinen sah, was er erwartet hatte, mit offenem Munde zurückgesunken, ohne mehr einen Atemzug zu thun. Glücklicherweise habe Mutter Lucriot eine Flasche mit Weihwasser bei sich gehabt und seit einer Stunde hielte sie bei ihm die Totenwache.

„Ich danke Ihnen, meine Gute," sagte der Vikar, „jetzt warten Sie hier, ich werde Sie rufen."

Sanft schob er Lydie, die am ganzen Körper zitterte, vor sich hinein. In einem feuchten Durcheinander von Ruderstangen, Bootshacken, Netzen, Pfählen und Angelruten standen zwei silberne Leuchter auf einem mit einem weißen Tischtuch bedeckten Kasten, der zur Aufnahme des Viatikums hergerichtet worden war; dadurch war an dem Kopfende des Totenlagers ein heller und sauberer Winkel entstanden. Die Hände, die Arme, der ganze Körper des alten Bettlers verschwanden wie die Kleidungsstücke, die auf dem ärmlichen Bette lagen, im unbestimmten Dunkel; nur der Kopf tauchte still und stolz hervor, nicht mehr weinrot und aufgedunsen, sondern wachsbleich und von entstellenden Runzeln befreit. Auch der Bart machte, entwirrt und geordnet, einen majestätischen Eindruck, und man mußte unwillkürlich an den alten König Lear der Landstraße denken, der vom Schlage getroffen worden war, während er seine Cordelia erwartete.

Lydie hatte der undefinirbare Ameisengeruch, den die Kleider und die kleinen, winkeligen Wohnungen des wahren Elendes ausströmen, der „Armengeruch", zuerst den Atem benommen, dann aber war sie sofort von der Größe und Schönheit dieses Bildes von einem alten Bettler ergriffen worden. Und angesichts des alles gleich machenden Todes war die Scham, die sie seit diesem Abend verzehrte, seit sie wußte, daß sie die Enkelin dieses Landstreichers war, einem zärtlichen und ehrfurchtsvollen Mitleide gewichen. Der Priester hatte sie fast gegen ihren Willen mit sich gezogen, denn sie war empört, wütend und wollte gegen diese entehrende Herkunft protestiren, dem Greise zurufen: „Sie lügen . . ." Jetzt, als sie sich über das blasse Gesicht beugte, in dem sie vielleicht eine Aehnlichkeit entdeckte, traten ihr die Thränen in die Augen, da sie an das von Aufopferung und Elend erfüllte Leben dachte, von dem ihr Ceres erzählt hatte:

. . . Ein Herbstabend auf der Straße von Corbeil. Ein Wagen kommt dahergefahren, in dem Zigeunervolk sitzt, Korbwarenhändler, Scherenschleifer, Wahrsager. Es fehlt an Brot und die Räder kreischen, weil sie längst nicht mehr geschmiert werden konnten. Da ruft am Eingange von Soisy das schöne Waisenhaus mit den neuen Dächern und den hellen Vorhängen bei dem fahrenden Volke den Gedanken wach, einen von ihren kleinen, hungrigen Schreihälsen, den jüngsten, das kleine, engelhafte Mädchen, da zu lassen, und als der Tag sich geneigt hatte, legten sie es unter dem Thorbogen nieder, auf dem sich ein Kreuz erhob. Am ersten Abend hatte die Mutter geweint, aber unter all den anderen, die ernährt werden mußten, tröstete sie sich damit, daß wenigstens diese dem Elend

entrissen sei, und als erst die Räder etwas weiter gerollt waren, dachte niemand mehr an das kleine Mädchen, niemand außer dem alten Großvater, der allein zurückgeblieben war und sich sein Brot in der Umgebung des Klosters von Soisy zusammenbettelte, um sehen zu können, ob man das verlassene Kind aufnehme, und der dreißig Jahre hindurch bis zu seinem Tode sich nicht mehr aus der Gegend entfernte, der die hübsche, kleine Zigeunerin vorbeigehen, heranwachsen, zum jungen Mädchen erblühen und zur jungen Frau werden sah, ohne daß er ein einzigesmal das Geheimnis seiner erniedrigenden Vaterschaft verraten hätte.

Und in Lydie steigen jetzt die Erinnerungen auf ... Die Donnerstagsspaziergänge, an denen der alte Bettler auf der glühenden Straße von weitem folgte. „Lydie, Dein Armer!“ schrieen die Kleinen. „Lydie, Dein Liebhaber!“ flüsterten die Großen. Und alle zeigten lachend auf den Landstreicher mit dem kahlen Schädel, über den sich eine dicke, blaue, von der Sonne angeschwellte Ader hinzog ... Und wieder andere Tage, an denen der Boden überschwemmt war, heftige Windstöße den Herbstregen vor sich her jagten und den Horizont mit einem ungeheuer großen grauen Netz von engen, zitternden Maschen überzogen, zwischen denen die Gestalt des Vaters Georg sichtbar wurde, der auf einem Grenzstein saß und zum Sprechzimmer des Waisenhauses hinaufblickte, während das Wasser von seinem Bart und seinen Augen herablief ... Und jener Morgen im vergangenen Winter, während sie sich als Genesende im Kloster befand, als man den alten Bettler im Schnee auffand, in dem er die ganze Nacht schlafend zugebracht hatte ... Und jener andere Morgen vor zwei Jahren, der trotz der hellen Julisonne so traurig war, als Lydie aus dem Gitterthore in den Wald hinaustrat und ihr Vater Georg plötzlich den Weg, die Flucht vertrat, als ahnte er ihr tolles Vorhaben und als suchte er es zu verhindern. O ja, er wußte, daß sein Kind ihm entschlüpfte, vielleicht für immer verloren war, und das verzweifelte Schluchzen, das sein Abschiedsgruß für sie war, hätte Lydie verraten müssen, welch herrische und zärtliche Hingebung unter diesem Haufen von Lumpen wohnte ... Armer Vater Georg! Nach all den Leiden hatte die letzte Freude, sein Kind nur einmal, nur ein einzigesmal sehen und in die Arme schließen zu dürfen, dieser Wunsch seines letzten Atemzuges, nicht in Erfüllung gehen sollen. Sie war zu spät gekommen, seine Cordelia, und fragte sich angesichts des Ahnherrn, der sich zur ewigen Ruhe niedergelegt hatte, womit sie so viel entsagende Liebe wettmachen könnte.

„Drücken Sie ihm die Augen zu, gnädige Frau, das ist alles, was er von Ihnen begehrte.“

Sie erzitterte bei den Worten des Priesters, beugte sich über die Stirne des Toten, der schon kalt und starr war wie ein Stein, und küßte sie. Dann schob sie die leblosen Augenlider über die verglast dreinblickenden, gebrochenen Augen. „Das ist auch alles, was ich ihm geben konnte,“ murmelte sie und fuhr dann, zu dem Vikar gewandt, fort: „Ich bitte Sie, Herr Ceres, halten Sie mich nicht für die hochmütige und herzlose Frau, als die ich Ihnen erscheinen muß, das, was heute abend hier vorgekommen ist, unter uns, ganz unter uns zu bewahren.“

„Ich wollte es Ihnen eben vorschlagen,“ sagte der Geistliche kühl. „Ich begreife die Familienrücksichten ...“

Aber sie unterbrach ihn:

„Nein, Sie wissen nicht ... Sie können nicht wissen. Die Rücksichten, von denen Sie sprechen, hätten mich nicht daran gehindert, meine Herkunft einzugestehen und dem alten Großvater ein Leichenbegängnis zu bereiten, das seines Mutes würdig gewesen und bei dem ich selbst an der Spitze des Leichenzuges gegangen wäre. Das wäre ich ihm wohl schuldig gewesen. Aber schreckliche, unvorhergesehene Umstände ... Man hat soeben meinen Mann verhaftet, Herr Ceres ... gerade heute abend, in der Sache des Prinzen von Olmütz ... Es handelt sich um einen Mord und Richard ist angeklagt. Das erklärt Ihnen auch die Verwirrung, in der wir uns alle auf dem Schlosse befanden und wie mein Weggang unbemerkt bleiben konnte. Als Sie ankamen, hatten wir eben die Nachricht erhalten. Sie können sich das Entsetzen, die Verzweiflung meiner Schwiegermutter vorstellen. Ihr Sohn des Mordes angeklagt, ein Fénigan im Gefängnis ... Und wie es scheint, um mich, um seiner Frau willen. Sie klagt mich nicht an, die unglückliche Mutter, aber ich errate sie. Ist es da denkbar, daß zu allen ihren gerechten Beschwerden die über meine Herkunft, der Makel kommen sollte, den ich dem Namen der Fénigans angeheftet habe, die durch mich Verwandte des Vaters Georg geworden sind. Nein, ich würde nicht den Mut haben, es ihnen mitzuteilen, ebenso wenig ihr, wie ihrem Sohn ... Ja, wenn man wüßte, daß Richard sich seine Frau aus dem Wagen einer herumziehenden Wahrsagerfamilie geholt hat, so würde sogar in der öffentlichen Meinung und in der Anschauung des Richters das Bild meines Mannes an seiner Makellosigkeit verlieren, er würde gesunken, heruntergekommen erscheinen, und das könnte ihn noch mehr gefährden.“

Der Abbé Ceres, in dessen energischen und beweglichen Gesichtszügen alle seine Gefühle deutlich zu sehen waren, war zuerst ganz erstaunt und dann bei den Geständnissen der jungen Frau tief bewegt; vertraulich ergriff er ihre Hände und sagte:

„Sie haben hundertmal recht, mein liebes Kind, aber seien Sie ruhig, das ist ja eine Art Beichtgeheimnis. Niemand hat Sie hier eintreten sehen, als die Mutter Lucriot, für die ich einstehe; übrigens weiß man ja, daß Sie immer ein Herz für die Armen hatten, und besonders für diesen hier. Ihre Anwesenheit in der Hütte, in der Sie ihm ein Obdach gewährten, würde übrigens aller Welt ganz natürlich erscheinen, besonders da Ihr Mann selbst die Kosten der Beerdigung auf sich genommen hat." Und da Lydie erstaunt aufsah, erzählte er ihr von der Begegnung, die er mit Richard und dem Untersuchungsrichter auf der Landstraße gehabt hatte.

„Der Gute . . ." seufzte Lydie, bis zu Thränen davon gerührt, daß er mitten in dem Drama, mitten im Kampfe um sein Leben an ihren Armen gedacht hatte. Der Geistliche fuhr fort: „Ich denke, die Beerdigung wird morgen stattfinden, sehr würdig, aber sehr einfach. Ich bitte Sie, mir Ihre Einwilligung dazu zu geben, daß ich am nächsten Sonntag die Messe in der kleinen Kirche als Totenmesse lese, von der wir beide allein wissen werden, wem sie gilt. Auf dem Friedhof von Draveil wollen wir ihn nicht auf der Armenabteilung begraben. Da ich von Herrn Richard dazu bevollmächtigt bin, werde ich eine kleine Grabstelle kaufen, so nah wie möglich an der Landstraße, auf der dieser wandernde Geselle immer gelebt hat, und werde einen großen schwarzen Stein bestellen, auf dem das Datum seines Todes und seiner Geburt sowie sein Name eingegraben werden sollen, den ich in diesem Büchelchen hier gefunden habe."

Er nahm vom Kopfende des Bettes ein kleines, schimmeliges, schmutziges Heft, das von dem schrecklichen Geruch ganz durchtränkt war. Es war eine sogenannte Identitätsbescheinigung, in der zwischen Amtsstempeln und den Spuren schmutziger Finger zu lesen stand:

„Georg Mendelsohn, genannt Vater Georg.
Rougegoutte (Elsaß) 1802."

Das war alles, was man bei ihm gefunden hatte, dieses Büchelchen und den Schlüssel „seiner Hütte", wie er sagte, einen ungeheuer großen Schlüssel, den er, sorgfältig an einer kleinen Kette befestigt, direkt auf der Haut am Halse trug. Der arme Mensch war so alt, so krank, sein Gedächtnis war in allen Dingen, die nicht die „Kleine" betrafen, so unzuverlässig, daß der Geistliche nichts Genaues über seine Heimat, seinen Namen und seine Familie in Erfahrung hatte bringen können. Die Welt begann und endete für ihn mit Lydie, alles übrige verschwand im Staub und Nebel der Landstraße. Da aber die Bescheinigung bei seiner Ankunft in Soisy ausgestellt war, ehe noch Alter und Krankheit ihn geschwächt hatten, so konnten das Datum 1802 und der Name Mendelsohn immerhin richtig sein.

„Es ist ein berühmter Künstlername, nicht wahr, gnädige Frau?" fragte der Vikar. Er wollte damit offenbar ihren Schmerz abschwächen, denn er nahm an, daß ihr Stolz stärker getroffen war, als sie eingestehen wollte. Sie nickte leise mit dem Haupte. In ernster Haltung stand sie schweigend da und hielt das kleine Buch des Elends in der Hand, in dem der große Name auf dem besudelten, zerknitterten Blatt einen ebenso eigentümlichen Gegensatz bildete, wie ihre elegante Erscheinung in der schmutzigen Baracke zwischen den schwarzen, geteerten Wänden.

Der langgezogene Pfiff eines Schleppers, der die Schleuse passiren wollte, riß Lydie aus ihrem Traume. Die Lichter begannen zu qualmen; große Schatten glitten über das mattbleiche Gesicht des Toten hin, während der Priester vor dem ärmlichen Bette kniete und betete. Lydie fand nicht den Mut, dasselbe zu thun. Zu viele widerstreitende Gefühle hatten sie mehr aufgeregt als wirklich bewegt, und sie hatte hauptsächlich das Bedürfnis, sich zu sammeln, sich zu fassen. Einen letzten Blick noch warf sie auf ihren Armen, den sie um seinen tiefen Schlaf beneidete, und dann war sie draußen . . .

„Wünscht die gnädige Frau, daß ich sie begleite?" flüsterte die alte Lucriot, die, den Kopf in ihre Röcke vergraben, auf dem Hinterteil eines kleinen Bootes eingeschlafen war.

„Danke," sagte Lydie, die möglichst bald allein sein wollte, und dann entfernte sie sich in dem Nebel, der inzwischen noch dichter und dunkler geworden war. In der Ferne versperrte die Schleuse den ganzen Horizont mit ihrem ununterbrochenen dumpfen, donnerähnlichen Grollen, in dem der verzweifelte Schrei des Schleppers verhallte. Sie hatte das Gefühl, als sei sie das, als sei das ihr unglückliches Leben, das um Hilfe rief, um Hilfe schrie. So dunkel, so wirr sah es nach all den Stürmen des endlos langen Tages in ihrer armen Seele aus! Was hatte sich nicht alles ereignet! Am Morgen die Auffindung des Toten auf dem Rasenplatz, dann Richards Verhaftung und endlich, während sie sich vergeblich abmühte, den wunderlichen Zettel zu verstehen, der ihr aus dem Gefängnis zugegangen war, der Besuch des Abbé Ceres, der sie an das Krankenbett des Vaters Georg führte! . . . Das also steckte hinter jener Krone und jenem Wappen, den goldenen Träumen ihrer Kindheit, in die sie sich in trüben Stunden gehüllt, zu denen sie sich mit ihrem Stolz und ihrer unbewußten Empörung geflüchtet hatte. Jetzt war ja ihre adelige Herkunft festgestellt, ihre Abenteuerlust und ihr Wandertrieb erklärt! Ihr armen, wandernden Arbeiter, die ihr an der Straßenecke am Brunnen Rast machtet, ihr herum-

ziehenden Jahrmarktswagen, deren Rauch sie nachblickte, bis er sich ins Graue verlor, darum liebte sie euch so sehr! Ihr wart Genossen ihrer Heimat, ihres wandernden Stammes!... Und als sie dann an Richard und seine Mutter dachte, die schlichten, friedlichen Existenzen, die ihr Zigeunerblut bis zur Tollheit verwirrt hatte, da bedauerte Lydie aufrichtig, daß man sie da unten in Quiberon nicht hatte sterben lassen. Einen Augenblick trat sogar die Versuchung zum Selbstmord wieder an sie heran: der Fluß war ihr so nahe, das Ufer steil abfallend, das tiefe Wasser, auf dem lange Gräser, das aufgelöste Haar des Abgrundes, schwammen, schlug gegen die Brückenpfeiler und lockte hinab. Sie sah schon, wie sie am andern Morgen auf dem Selbstmörderkarren das Ufer hinaufgefahren wurde... Plötzlich aber erinnerte sie sich an Richards hingebende Liebe; sie dachte an das, was er für sie gethan hatte, und wußte dann, wo ihre wahren Pflichten lagen. Nein, sie durfte nicht mehr über ihr Leben verfügen. Und auch, wenn sie für ihren Gatten nicht das tiefe, süße Gefühl gehabt hätte, das ihre Brust erfüllte, sie wäre es sich doch schuldig gewesen, ihm zu folgen, ihm bis zum Ende auf der verzweifelten Bahn zur Seite zu stehen, in die er sich aus Liebe zu ihr gestürzt hatte. Und während sie sich in ihrem glühenden, romantischen Köpfchen alle möglichen Entbehrungen und Opfer ausmalte, während sie sich vorstellte, daß sie mit ihm verbannt, unter den sengenden Himmel eines Deportationsortes verwiesen sei, weckte gerade das ferne Signal des Corbeil passirenden Schleppers Richard Fénigan auf, der ganz glücklich darüber war, daß er sich an Stelle seiner Frau in dem am Ufer liegenden Gefängnis befand.

XIX.

An einem leuchtenden Sommermorgen, an dem kein Wölkchen am tiefblauen Himmel zu sehen, kein Lüftchen zu spüren war, wurden in Grosbourg die Rasenstücke gemäht. Auf den langen Rasenplätzen, die weiße mit Vasen und Statuen geschmückte Marmorballustraden einfaßten, bückten und erhoben sich wieder unter dem sengenden Strahl der Sonne zwei Reihen von Mähern. Kein Gesang, kein Wort begleitete das ländliche Geschäft; man hörte nicht einmal die Sichel an dem Schleifstein klirren. Wenn das Bild nicht von einem so prunkreichen Rahmen umgeben gewesen wäre, hätte man glauben können, eine Strafkolonie bei der Heuernte zu sehen.

Plötzlich ertönte ein schriller, herzzerreißender Schrei, ein empfindungsloses, trauriges Aufschreien, wie man es in den Gärten der Irrenhäuser hört, und hallte von dem einen Ende des ungeheuren Gutes bis zum andern, von der Uferterrasse bis zum Haupteingang, dem großen, monumentalen Gitterthor, dessen Embleme, vergoldete Liktorenfasces, an den ehemaligen Oberbefehlshaber der kaiserlichen Reiterei erinnerten. Als diese verzweifelte Klage über die Rasenplätze hin ertönte, hob sich nicht ein einziger Kopf; die Arbeiter schienen unempfindlich zu sein wie die Bildsäulen. Man hätte meinen können, es handle sich um ein dem Hause eigentümliches Geräusch, das seine Bewohner schließlich gar nicht mehr hören. Aber in dem kleinen Eckſalon mit den gelbseidenen Tapeten, in dem sich der Herzog von Alcantara mit dem Richter Delcrous unterhielt, wurde das Gespräch doch plötzlich unterbrochen, als der Schrei durch die hohen, halb geschlossenen Jalousien hereindrang.

„Da hören Sie, mein Lieber, ist es nicht entsetzlich!“ sagte der Herzog. „Seit dem Morgen, an dem sie sich trotz aller unserer Bemühungen das Fantôme öffnen ließ, wo sie ihren Sohn mit dem von dem Ungeziefer zerfressenen Totengesicht auf dem Seziertisch liegen sah, hat die Herzogin nichts mehr gesagt und keinen Menschen mehr erkannt; dieser traurige Schrei, den sie von Stunde zu Stunde ausstößt, ist das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gibt. Und nun sitze ich hier, zwischen diesem Toten und dieser Wahnsinnigen, in meinem Krankenstuhl ... Und Sie wollen mir davon sprechen, den Mörder laufen zu lassen, mir auch noch die Freude der Rache zu rauben!“

Die Augen des Gelähmten, in denen allein noch das Feuer seines nervösen Lebens brannte, funkelten vor Wut, während sich der Richter, sehr bestürzt, verteidigte und sich ganz verwirrt ausdrückte. Der Herr Herzog könne doch an seinem guten Willen nicht zweifeln ... die Verhaftung noch am selben Abend ... die schon drei Tage währende Untersuchungshaft ... und doch sei nichts, nicht das geringste Resultat erreicht.

„Er führt Sie hinter's Licht ... Sie sind ihm nicht gewachsen,“ brummte der General.

„Aber im Gegenteil, mein teurer Herzog ... er scheint sich absichtlich zu belasten, sich zu überlasten. Das ist rein unerklärlich. Ich habe jetzt den Beweis in Händen, daß er erst Montag früh, zwei Tage nach dem Morde angekommen ist ... Und während sich diese Fährte allmälich verliert, komme ich auf eine andere, viel sicherere, wo alles zusammenstimmt, die Stunde, der Tag, die Beweggründe, die Berichte meiner Agenten und anonyme Briefe, die mir zugeschickt werden.“

Delcrous hielt inne, da er in der halb offen stehenden Thüre einen Diener erscheinen sah: „Wer ist da? Ich habe doch gesagt, das man uns nicht stören soll,“ schalt der General in seiner Kommandostimme. Der Diener zog sich erschreckt zurück. An seiner Stelle verdunkelte ein riesenhafter Schatten

den Eingang, und eine Stimme sagte: „Um Vergebung, Herr Herzog.“

„Ah, Ihr seid's, Sautecoeur?“

Rasch und geräuschlos näherte sich Delcrous dem General und sagte: „Ich bitte Sie, empfangen Sie diesen Menschen; wenn Sie ihn gesprochen haben, wollen wir weiter reden.“

Der General zuckte die Achseln, zeigte ihm die Tapetenthüre, die in die Empfangszimmer führte und sagte: „Gehen Sie da hinein, ich werde Sie dann rufen.“ Dann wandte er sich gegen die Freitreppe und rief: „Kommt herein, Eugen!“

Abgemagert, zusammengesunken, mit schwankenden Beinen schien der Indier eben eine schwere Krankheit überstanden zu haben. Auch seine Stimme hatte an Metall verloren, obgleich er sich alle Mühe gab, bestimmt zu sprechen und aufrecht zu gehen, wie er auch in Paradeuniform und bewaffnet vor seinem Gebieter erschienen war.

„Herr Herzog,“ sagt er, vor dem General stehend, während seine Augen sich an den Teppich hefteten, „ich wollte Sie bitten, mir meine Entlassung zu bewilligen.“

„Warum?“

„Mein Sohn geht mit seiner Frau nach Amerika. Die Kinder haben mich gebeten, sie zu begleiten; aber erst wenn ich ... wenn ich mich mit den Gerichten aus einander gesetzt habe.“

Der Herzog wurde in seinem Lehnstuhl unruhig. „Mit den Gerichten? Was ist Dir denn passirt?“

„Eine häßliche Sache!“

„Erzähle!“

„Weiß nicht, ob's gehen wird,“ sagte der Forstwart ganz leise. Er lehnte sich an den Kamin und zitterte dabei so heftig, daß der Hahn der Flinte, die er umgehängt hatte, auf dem Marmor klapperte. Er mußte sich wieder ganz gerade hinstellen, um seine Geschichte erzählen zu können. Sie war einfach und düster, diese Geschichte. Freitag nacht war er zu einem Treibjagen auf die Wilddiebe kommandirt worden und kam gegen zwei Uhr morgens nach Hause, als er aus einem Fenster seines Hauses einen Mann ein paar Schritte von sich entfernt in den Hof der Eremitage springen sah. Es war dunkel. Er glaubte, es wäre ein Dieb, zielte aufs Geratewohl, traf, und als er herankam, um zu sehen, wer es war —

Eine brutale Stimme unterbrach ihn:

„Du lügst!“

Der Forstwart fuhr bei dem beleidigenden Worte auf:

„Herr General!“

„Ich sage Dir, daß Du lügst! So hast Du den Prinzen nicht getötet! Das weiß ich, ich weiß, was Du gethan hast, so genau, als wenn ich Dein Gewissen wäre; aber ich will es Dich selbst erzählen hören. Also, vorwärts, sprich ... oder nein, warte.“ Er rief heftig: „Delcrous!“

Als der Indier den Richter vom Gerichtshof in Corbeil, dem er so oft in Wilddiebsangelegenheiten Anzeige gemacht hatte, gewichtig hereintreten sah, da fühlte er seine Kniee wanken, als wenn ihm der Scharfrichter schon die Hand auf die Schulter gelegt hätte und sagte: „Vorwärts!“ Seine breiten, flachen Wangen erbleichten und fielen ein. Er hatte wirklich nicht gedacht, daß es so rasch gehen würde.

„Nun, Herr Untersuchungsrichter,“ sagte der Herzog triumphirend, „ich hatte doch, wie mir scheint, einigen Grund, anzunehmen, daß der Elende, von dem wir sprachen, die That sehr wohl nicht selbst ausgeführt zu haben brauchte. Hier haben wir jetzt sein Werkzeug und zugleich auch die Erklärung für alle die Alibis, die Sie außer Fassung bringen ... Vorwärts, Sautecoeur, wenn Du willst, daß man gnädig mit Dir umgeht, so erzähle uns genau, wie sich alles zugetragen hat ... aber vor allen Dingen, keine Lügereien.“ Er glaubte, daß sein Forstwart sich zu sprechen scheute, und um ihm das beschämende Geständnis zu erleichtern, kam er ihm zu Hilfe, legte er ihm die Worte in den Mund: „Nun also, was hatte man Dir versprochen? Was hat man Dir gegeben? Denn Du hast ja doch nicht auf eigene Rechnung gearbeitet?“

Sautecoeur richtete sich kerzengerade auf, seine Wangen glühten, seine Stirnmuskeln waren straff gespannt, und nur mit der größten Anstrengung konnte er seine Fassung bewahren, als er sagte: „Es ist ja möglich, daß dergleichen Streiche auch um Geld ausgeführt werden; daß aber mein Herr, nachdem ich achtundzwanzig Jahre treu gedient habe, dreizehn Jahre in der Poste-aux-Lièvres und fünfzehn Jahre in der Eremitage, mich für fähig halten kann ... Nein!“

„Du wirst uns doch nicht erzählen wollen, daß die Geschichte, die Du vorhin zum besten gegeben hast, wahr wäre,“ sagte der General höhnisch, dabei aber etwas verwirrt.

„Vorhin habe ich gelogen, Herr Herzog, aus einem dummen Stolz, zu dem ich kein Recht mehr habe. Der Arm ist einmal gepackt, da wird wohl auch der ganze Kerl hinterdrein müssen ... Nun, so mag er denn in drei Teufelsnamen hinterdrein fahren!“ Er stellte sich fest hin, ballte die Fäuste und begann: „Vor zehn Tagen erhielt ich während der Abwesenheit meines Sohnes in der Eremitage ein Briefchen ohne Unterschrift, in dem mir mitgeteilt wurde, daß ich in der folgenden Nacht zwischen drei und fünf Uhr von der Pachomiuspforte aus würde sehen können, wie ein Mann durch das Fenster aus dem Zimmer meiner Schwiegertochter steige. Nun muß ich bemerken, daß ich seinerzeit Unglück in der Ehe

gehabt hatte. Ich hatte eine Frau, die ich liebte und die mir gehörige Hörner aufgesetzt hat. Schließlich ging sie mit einem Gendarmen von Montperon durch und ließ uns, das Kind und mich, allein in unserer Einöde der Poste-aux-Lièvres. Ein Nichts, nicht wahr? Aber seit diesem Erlebnis habe ich einen Haß gegen alle Weiber behalten, und als mein Junge heiratete, habe ich mir das Wort gegeben, ein Auge auf sein Haus zu haben, fest entschlossen, wenn es dazu kommen sollte, sein Elend und das meinige mit einem Schlage zu rächen. Das war in unserer Gegend sehr genau bekannt und die, die mir den Brief geschrieben haben, wußten sehr genau, was sie thaten."

Delcrous fragte: „Haben Sie diesen anonymen Brief aufbewahrt?"

„Lassen Sie ihn doch zu Ende erzählen," sagte der Herzog ungeduldig.

„Just an diesem Freitag war alles auf den Beinen, um ein paar Lumpen aus Mainville abzufangen, die unsere besten Rehe wegschossen ... In dem Briefe stand: zwischen drei und fünf. Gegen drei Uhr verließ ich meinen Posten in der Allee der großen Eiche und versteckte mich in der Nähe der Pachomius-Pforte im Gebüsch. So wahr ich nun meine Flinte hier in meiner Hand halte, wußte ich nicht, wen meine Dirne von Schwiegertochter in ihrem Zimmer empfing. Ich hatte wohl gehört, daß der Prinz um sie herum scherwenzelte, aber nachdem ich mit der Kleinen eine Scene gehabt hatte, hielt ich die Sache für beendigt, auch hatte mir der Brief, wie Sie sehen werden, meine Herren, einen ganz andern Namen in den Kopf gesetzt. Ueber eine halbe Stunde wartete ich schon in einem nicht enden wollenden Platzregen, so daß ich bis auf die Knochen durchnäßt war, da hörte ich das Geräusch eines Fensterriegels. Etwa zehn Schritte von meinem Versteck entfernt sprang jemand heraus und lief davon. Man konnte nicht recht sehen, wenn er also weitergelaufen wäre, hätte ich leicht fehlen können. Unglücklicherweise blieb er aber stehen, um eine Art von Regenschirm, den er bei sich trug, aufzuspannen, und ich drückte ab. Der Mensch machte ein paar rasche Schritte vorwärts, dann stürzte er in den Graben, ohne sich auch nur zu rühren, wie ein Tier, das seine Ladung hat. Dann lief ich ins Haus. Die Kleine that als schliefe sie und hatte ihre Decke bis über die Augen hinaufgezogen: ‚Steh auf und nimm die Laterne,' sagte ich ihr, ‚ich habe Deinen Liebhaber getötet, komm und hilf mir ihn vergraben.' Sie zitterte vor Angst, und ich brauchte es ihr nicht zum zweitenmale zu sagen, das können Sie mir glauben ... Noch in diesem Augenblick hatte ich keine Ahnung davon, was ich als Opfer meiner Büchse finden sollte. Der beste Beweis dafür ist, daß ich, als wir beide im Graben neben dem unbeweglichen Körper standen, meine Schwiegertochter fragte: ‚Wer ist es?' — ‚Sehen Sie hin,' sagte sie mir ganz leise, indem sie die Laterne hinunter hielt ... Ach, Herr Herzog, als ich sah, was ich gethan hatte ..." Er wischte sich mit dem Aermel seines Dienstrockes die triefende Stirne. Der Herzog beobachtete heimlich den Eindruck, den diese Erzählung auf Delcrous machte und fragte seinen Jagdhüter im ruhigsten Tone:

„Womit hast Du geschossen?"

„Mit Rehposten."

„Und wo hast Du ihn getroffen?"

„Er hat nicht die ganze Ladung bekommen ... Nur ein Loch, da, in der Schläfengegend."

Es entstand eine schreckliche, stumme Pause, während der wieder der Schrei der Mutter ertönte, als habe sie soeben die Wunde gesehen, das Loch, da, in der Schläfengegend. Dann begann das Verhör wieder von neuem:

„Du sagst, daß er dicht bei der Eremitage gefallen ist, und doch hat man ihn nicht dort gefunden?"

„Wir hatten ihn erst in eine alte Steingrube gelegt, wie es deren an dieser Seite des Waldes so viele gibt, und ihn mit Dorngestrüpp und Laub zugedeckt. Als wir dann, immer noch ganz starr vor Schreck, nach Hause gekommen waren, kam uns der Gedanke, ihn aus der Grube herauszuholen und auf den Rasenplatz bei dem Féniganschen Park nieder zu legen. Die Kleine hielt die Laterne; ich trug den Toten in meinen Armen wie ein Kind, ich bin sehr stark."

Jetzt nahm der Richter eine schlaue Miene an und fragte aus seinem Winkel: „Und was sollte der aufgeschlagene Sonnenschirm über dem Kopfe?"

„Ich erinnerte mich daran, daß man einmal im Wald von Fontainebleau eine Frau tot unter ihrem Sonnenschirm auffand, die acht Tage ungestört auf derselben Stelle gelegen hatte."

„Und warum in der Nähe des Féniganschen Parkes?"

Sautecoeur reckte seinen Hals und stammelte:

„Das war ein gemeiner Gedanke, Herr Delcrous ... der Gedanke eines Feiglings, für den ich mich jetzt strafe, indem ich ihn Ihnen eingestehe. Nach den Geschichten, die zwischen dem Prinzen und Frau Richard Fénigan vorgefallen waren, war es leicht möglich, daß man den Verdacht gegen den Gatten richtete ... Aber ich muß doch hinzufügen, daß wir, meine Schwiegertochter und ich, nie auf diesen Gedanken gekommen wären, wenn uns nicht ein Brief, den der Prinz bei sich trug, darauf gebracht hätte."

„Nun endlich, sind wir so weit!" schrie der Herzog in wild erregter Heftigkeit. „Gestehe doch, daß Du ihm die Taschen durchsucht hast, um die Papiere

an Dich zu nehmen, die der Mann haben wollte... Gestehe das, und wir wollen Dich in Ruhe lassen."

Der Jagdhüter zog, ohne zu antworten, einen Brief und ein Täschchen aus seinem Rock. „Der Prinz von Olmütz," sagte er ernst, „hatte außer den Gegenständen, die Ihnen übergeben worden sind, dieses Täschchen hier bei sich und diesen unverschlossenen Brief, den er an einen seiner Freunde schrieb. Er wollte mit der Absendung desselben warten, bis er erfahren hatte, ob die Nacht schön gewesen war... Ich hätte ja den Brief zweifellos nicht lesen sollen, aber ich hatte meinen Kopf so vollkommen verloren, und meine Schwiegertochter wiederholte mir dazu noch fortwährend: ‚Vielleicht steht etwas darin, wodurch man uns fassen könnte.' Und in der That ist dieser Brief das Beweisstück für alles das, was ich gesagt habe. Wenn Sie ihn lesen, werden Sie sehen, daß ich nicht gelogen habe und daß ferner der unglückliche junge Mann mit eigener Hand die Schlinge gelegt hat, in der er dann den Tod gefunden hat."

Er legte auf ein Pult, das zum Gebrauch des Kranken an den Stuhl herangerückt war, den letzten Brief an Vallongue und ein Schildpatttäschchen.

„Und die anonyme Anzeige, die Sie erhalten haben, wo ist sie?" fragte Delcrous, während der Herzog las.

„Ich habe sie hier... Wenn der Herr Untersuchungsrichter Einsicht nehmen will!"

„Sieh da... Die Handschrift einer Frau und zwar die einer ungebildeten Frau... Ah, alle Teufel..." Er zitterte, während er halblaut zum Forstwart redete, als fürchtete er, daß der Vater ihn hörte: „Sie waren also der Meinung, auf Alexander zu schießen?"

„Ja," sagte der Förster und nickte daher mit dem Kopfe.

Der General, der während der ganzen Zeit wütend seinen Schnurrbart gedreht hatte, sah von dem Brief an Vallongue auf und sagte:

„Und doch sind da Dinge, die ich mir nicht erklären kann... Was bezweckt zum Beispiel der Schritt, den Du eben jetzt unternimmst... Und warum hast Du ihn nicht schon früher gethan?"

„Ach, Herr Herzog, die Weiber... Ich habe den Bitten meiner Schwiegertochter nachgegeben, die ihren Mann wie das höllische Feuer fürchtet und ihm alles verheimlichen wollte. So kam es denn, daß der gute Junge die ganze Zeit mit uns zusammen lebte, ohne von etwas eine Ahnung zu haben. Er fuhr in sein Geschäft und sprach im Waggon mit aller Welt über die Sache... Ich, nun, Sie können sich denken, wie mich die Sache mitnahm! Der Gedanke, daß ein Unschuldiger meinetwegen im Gefängnis saß, vielleicht verurteilt wird... Gestern endlich, wir saßen alle drei bei Tisch, sah mein Sohn, daß ich, ohne etwas gegessen zu haben, meinen Teller zurückschob, wie mir das seit einigen Tagen schon öfter passirt war, und sagte: ‚Heraus mit der Sprache, Vater, was hast Du?' Da konnte ich nicht mehr an mich halten, es lastete zu schwer auf mir, und ich sagte ihm alles... Ach, der arme Junge! Ich dachte, der Schlag, den ich ihm versetzte, würde ihn jäh zu Boden strecken. Seine Frau warf sich vor ihm auf die Kniee, er sah sie nicht einmal an; an sein eigenes Unglück dachte er gar nicht. ‚Nein, nein,' sagte er, ‚zunächst handelt es sich nur um den Vater! Der Vater hat gefehlt, das muß er sühnen!' Ach, das sind Augenblicke in einer Familie!... Schluchzend umarmten wir uns alle drei. Ich habe ihm geschworen, daß ich Sie heute morgen aufsuchen wolle... und ich bin hier!"

„Das alles klingt nach Wahrheit," murmelte Delcrous.

„Und es stimmt mit dem zusammen, was ich soeben gelesen habe," sagte der General wie bedauernd. „Unerklärlich ist nur noch der Rehpostenschuß, dessen Spur die Aerzte nicht haben auffinden können, da das Gesicht schon ganz zerstört war... Und doch ist der Körper nur zwei Tage im Walde geblieben!"

„Ein Wilddiebskniff, Herr Herzog," antwortete Sautecoeur schaudernd, „aber ich würde mir lieber die Zunge ausreißen, als..."

„Als dem Vater erzählen, daß man seinen Sohn, um ihn unkenntlich zu machen, eine ganze Nacht die Beine in der Luft, den Kopf bis zu den Schultern in einem Ameisenhaufen an einer Birke hatte hängen lassen."

Der Richter hielt den Brief von Charlexis in der Hand und flüsterte dem General ins Ohr: „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es eine falsche Fährte war... Es ist ja ganz klar, daß dieser Mensch der Mörder ist; und wenn Ihnen daran liegt, sich zu rächen..."

„Mich zu rächen, an diesem Kerl!... Nein, nein, mein Lieber, mit Fénigan hatte ich es vor... aber der da..."

„Um so mehr, als dieser Brief bei den Akten eine Verurteilung sehr erschweren würde."

Der Herzog besann sich einen Augenblick und sagte dann entschlossen: „Ich glaube, daß der gute Name des Prinzen und unserer Familie, wenn die Sache ruchbar würde, nicht gerade gewinnen würde, ebenso wenig wie durch die cynischen Bekenntnisse dieser beiden jungen Ehrenmänner... Wenn irgendwo, so ist hier eine der beliebten Niederschlagungen am Platze —"

Der Beamte mit den Wolfszähnen und den hinausstarrenden, von Le Nôtre aufgebauten Bartkoteletten unterbrach ihn lebhaft und wandte sich an

Sautecoeur, der immer noch kerzengerade, die Mütze in der Hand, unbeweglich dastand: „Sie hören, der Herr Herzog will diese unselige Angelegenheit nicht weiter verfolgen. Verlassen Sie die Gegend so bald wie möglich, ohne gegen irgend jemand etwas davon zu erwähnen; es hängt nur von Ihrer Vorsicht ab, daß Ihnen keine weiteren Unannehmlichkeiten zustoßen."

Der Forstwart verbeugte sich: „Danke, meine Herren." An der Thüre fragte er noch, ehe er das Zimmer verließ, zögernd: „Und Herr Richard?"

„Seien Sie ohne Sorgen ... Herr Richard wird heute noch vor Abend nach Uzelles zurückkehren."

Als Delcrous dem Förster diese Versicherung gab, fragte ihn der General übellaunig: „Heute noch vor Abend? Und warum? Sie können es wohl gar nicht erwarten, daß dieser rohe Kerl wieder in den Besitz seiner Frau gelangt?"

Es war der Aufschrei des Hasses, der Eifersucht des Krüppels, der ihm trotz des nagendsten Kummers und all der Qualen seiner väterlichen Verzweiflung entschlüpft war.

*

In Uzelles saßen am Abend Frau Fénigan Mutter und der alte Mérivet unter der großen Paulownia an der Einfahrt und tauschten melancholische Gedanken aus, die dann wieder von langem Stillschweigen und von jenen Seufzern unterbrochen wurden, die den Funken eines verlöschenden Feuers gleichen. Indessen schöpften die Gärtner und Mägde der Meierei auf der mondbeschienenen Straße vor dem geöffneten Thore frische Luft. Die unabänderliche Feierabendstunde hatte längst geschlagen, ohne daß sich irgend jemand daran gekehrt hätte, vielleicht, weil die Nacht so unbeschreiblich schön war, vielleicht aber auch, weil das verdüsterte und verstörte Haus sich über die peinliche Befolgung der Hausordnung hinwegsetzte. Aber welch ein Kontrast herrschte zwischen der Stille des geräumigen, hell erleuchteten, aber einsam daliegenden Parterres und der lärmenden Freude der Dienerschaft, zwischen dem schallenden, nichtssagenden Lachen und dem schmerzlichen Tone, in dem die beiden Stimmen im Schatten des schlummernden Baumes flüsterten.

„Wie weit die Luft heute nacht den Schall trägt ... man hört jemand über die Brücke von Ris gehen," sagte der Eigentümer der kleinen Kirche, der seit seiner Rückkehr Richards Mutter und seine Frau nicht mehr verließ.

„Ohne Zweifel irgend jemand, der mit dem letzten Zug von Corbeil angekommen ist, und jemand, der große Eile hat," antwortete Frau Fénigan, die auch diesen ungewöhnlich raschen Schritt hörte.

Der alte Mérivet fuhr fort: „Frau Lydie war heute abend sehr traurig, noch trauriger als gewöhnlich. Der Tod dieses Bettlers scheint einen sehr großen Eindruck auf sie gemacht zu haben."

„Wessen Herz schwer ist, dem bietet alles einen Vorwand, seine Thränen zu vergießen," seufzte Frau Fénigan. „Denken Sie doch, mein Freund, seit drei Tagen, seit der Verhaftung keine andere Nachrichten von ihrem Mann als dieser geheimnisvolle, kleine Zettel ..."

„Der Ihnen beweist, wie sicher er seiner baldigen Befreiung ist. Ein Mißverständnis, gnädige Frau, ich wiederhole Ihnen, es ist ein Mißverständnis ... Ich wußte es sofort, als ich Delcrous gegenüber stand, seine verlegene, verzweifelte Miene... Glauben Sie mir, Sie werden Ihr teures Kind bald wieder sehen ... Uebrigens da, sehen Sie einmal... Aber so sehen Sie doch, Frau Fénigan!" schrie Napoleon Mérivet, der inzwischen aufgesprungen war, mit dröhnender Stimme.

Ueber die bläulich-weiße Straße vor dem weit offen stehenden Thore huschte eine wohlbekannte Silhouette. Ohne die Kraft zu besitzen, sich zu rühren, rief die Mutter in den Schatten hinein: „Richard, Richard!"

„Ihr seid da," antwortete eine Stimme, die tapfer klingen wollte und sich in einem Schluchzen brach; dann, sobald er sprechen konnte, fragte er: „Und Lydie, habt Ihr Nachrichten von ihr?"

„Lydie? Aber sie ist in Deiner, in eurer Wohnung im Pavillon."

Starr vor Staunen und ohne auf die Erklärungen seiner Mutter zu hören, stürzte Richard durch den Laubengang davon. Das dunkle Blättergewölbe rauschte, die Lindenblüten strömten ihren Duft aus, und am Ende des Ganges erstrahlte ein Licht, ein verheißendes Zeichen.

Im Nachtgewand, die schönen Haare für die Nacht schon aufgesteckt, saß Lydie in dem Parterrezimmer ihres Mannes und schrieb. Sie drehte sich nicht um, da sie glaubte, daß Rösine eingetreten war, und erhob erst ihren Kopf, als Richard dicht neben ihr stand. Dann aber war es ein Ausbruch der Ueberraschung und der Freude, daß zwischen Küssen und Umarmungen ein Wort das andere jagte: „Frei! Du bist frei!"

„Ja, der Schuldige ist entdeckt!"

Sie sah ihn ganz vernichtet an: „Wie, der Schuldige?"

Ihre Bewegung, der Ausdruck ihrer Augen entrissen Richard den Schrei: „Du glaubtest also, daß ich es sei?"

„Ja," sagte sie ganz leise, ohne die Kraft zu finden, zu lügen. Und ihr Mann, der ebenso verwirrt war wie sie, murmelte:

„Und dabei habe ich dasselbe von Dir gedacht."

Lydie blickte wieder zu ihm auf und sagte: „Ist's

möglich?" Dann plötzlich erriet sie den Zusammenhang und rief: „O, jetzt begreife ich, warum Du mir schriebst, ich sollte abreisen ... warum Du diesen Richter glauben ließest ... Du wolltest Dich an meiner Statt verurteilen lassen ... Mein Mann, mein geliebter Mann!"

Sie warf sich schluchzend an seine Brust. Richard fühlte durch das zarte Spitzengewand das Wogen ihres Busens, die Bewegung ihres jungen Körpers, und eine süße Bethörung erfaßte ihn: „Komm und sage mir's, daß Du mich liebst, und ich werde für alles belohnt sein," murmelte er, indem er sie sanft mit sich zog.

XX.

„Lydie ... Richard ... vorwärts, ihr Faulpelze, es hat schon zum letztenmal zur Messe geläutet."

Dieser Ruf ging von Cousine Elise aus, die seit zwei Tagen in Uzelles war und jetzt eben unter den Fenstern des Pavillons herumschwirrte, während die Glocke der kleinen Kirche ihre hellen Töne in die Stille des Sonntagmorgens erklingen ließ und Frau Fénigan mit ihrem majestätischen Patrizierinnenschritt am Ende des Laubenganges erschien, in der einen Hand ein goldbeschlagenes Meßbuch, in der andern ihre seidene Tasche, in der die Schlüssel und die Schlüsselringe klirrten.

„Und Richard?" fragte die Mutter, als sie Lydie, deren elegantes schwarzes Kleid mit den lebhaften und auffallenden Farben des kleinen Rotkäppchens scharf kontrastirte, allein herunterkommen sah.

„Wir haben noch sehr lange gelesen, ich habe nicht gewagt, ihn zu wecken," antwortete die junge Frau, über deren Gesicht sich bei dieser Lüge eine Purpurglut ergoß. Dann eilte sie der Kapelle zu, noch damit beschäftigt, ihre Handschuhe anzuziehen.

Ohne gerade zu schlafen, lag Richard, die Augenlider von einer süßen Müdigkeit beschwert, in dem großen Bett und ließ sich von dem Glockenspiel der Sainte-Irène, das mit dem Rauschen des Brunnens an der Landstraßenecke und dem Klirren seines Bechers durch das offene Fenster hereindrang, in eine Art von Schlaf lullen ... Warum hatte er seine Mutter und seine Frau nicht zur Messe begleitet? Ohne Zweifel, weil er fürchtete, lächerlich zu erscheinen, weil es ihn langweilte, da hinein zu gehen, sich nach all den Ereignissen dort zu zeigen. Und doch hatte seine Mutter in dieser bescheidenen Kirche menschliches Verzeihen, menschliches Mitleid gelernt, und von dort war sie abgereist, um die Entflohene aufzusuchen und wieder zurück zu bringen. Ja, er war ihr Dank schuldig, der kleinen Kirche, und wenn es auch seinen Stolz kostete, er wollte bestimmt an einem der nächsten Sonntage ...

... Die Glocke ließ ihre letzten Töne erklingen. In der Verworrenheit des Halbschlummers hörte Richard die rauhe Stimme des Fischereiaufsehers Chuchin, der ihn daran erinnerte, daß sie noch, ehe die Sonne zu hoch gestiegen sei, in der Nähe der Sperlingsinsel ihre Netze auswerfen sollten. Er sprang rasch aus dem Bett und stieß beim Fortgehen an der Thüre auf eine ganz gebrechliche alte Frau, die mit einem Strauß prächtiger Blumen davoneilte, die ihr Rosine Chuchin eben gegeben hatte. Das verlegene, geheimnisvolle Gebaren des großen Mädchens beunruhigte ihn seit einiger Zeit. Er kam wieder zurück und fragte argwöhnisch: „Wer ist denn dieses Weib da?"

„Die Mutter Lucriot aus Draveil."

„Und die Blumen, was haben die zu bedeuten?"

Rosine wußte es nicht. Frau Lydie habe befohlen, der Lucriot jeden Morgen einen Strauß zu übergeben, weiter nichts. Richard fragte nicht weiter, da er es für anständiger hielt, sich an Lydie zu wenden; er fühlte nur, daß er ganz traurig geworden war. An der Biegung der Landstraße begegnete er den heimkehrenden Kirchenbesuchern mit ihren knarrenden Stiefeln und ihren rauschenden Seidenkleidern. In der Gruppe der Damen Fénigan sprach das kleine Rotkäppchen sehr erregt und schüttelte dabei ihren Sonnenschirm und ihre Bänder: „Ganz, wie Sie wollen, liebe Cousine, aber ich liebe es nicht, für Leute zu beten, die ich nicht kenne ... Und dann, hätte ich gewußt, daß ich einer Totenmesse beiwohnen würde, so hätte ich ein weniger auffallendes Kleid angezogen, so wäre ich in Schwarz gekommen wie Lydie."

„Aber ich ... ich wußte nicht, warum ..." stotterte Lydie, welche der Blick, den ihr Mann auf ihr dunkles Kleid warf, verwirrte.

Richard fragte: „Wem zu Ehren hat heute morgen das Totenamt stattgefunden?"

„Niemand weiß es. Nicht einmal Herr Mérivet," antwortete Elise, während Fénigan seine Frau beiseite nahm, um sie ganz leise und rasch zu fragen:

„Und Du? Weißt Du es?"

„Ja."

„Ist es derselbe, dem Du Blumen schickst?"

Sie fuhr vor Erstaunen zusammen und sagte dann entschlossen: „Derselbe ... ja, der Vater Georg." Das war alles.

Sie waren seit einigen Tagen so glücklich; die Wogen, auf denen sie sich so sanft schaukelten, erstrahlten in einem so goldenen Sonnenschein, sangen ihnen eine so berauschende Weise, daß sie sich fürchtete, in dieses volle Glück ihr erbärmliches, ihr klägliches, ihr erniedrigendes Abenteuer hinein zu schleudern. Wenn er sie nun nicht mehr liebte, die Tochter dieses fahrenden Volkes, einer umherirrenden, verhaßten Rasse! Vor allem fürchtete sie aber eine Auseinander-

ſetzung mit ihrer Schwiegermutter, die zwar ſehr verändert, ſehr liebevoll und mütterlich war, die aber noch ſtolzer und hochmütiger war wie ihr Sohn; darum verſchob ſie dieſe unvermeidliche Auseinanderſetzung, wobei ſie hauptſächlich auf den Einfluß des Abbé Ceres rechnete. Unglücklicherweiſe ſagten ihr die Worte und das bekümmerte Ausſehen ihres Mannes, daß ihr Geheimnis nicht mehr lange ihr allein gehören würde.

Anſtatt zum Fiſchwaſſer hinunter zu gehen, ſetzte Richard ſeinen Weg auf der Landſtraße fort; ſein Fiſchzeug intereſſirte ihn nicht mehr. Er dachte an die Meſſe, an die Blumen und beſonders an die Trauerkleidung, die für den alten Bettler eine wirklich zu auffallende Kundgebung geweſen wäre. Nein, es war durchaus unwahrſcheinlich, daß es ſich um den Vater Georg handelte, da würde man nicht ſo geheimnisvoll zu Werke gegangen ſein ... Wer alſo war es? Jener, der im Park von Grosbourg in dem ſtolzen Familiengrabe ſchlummerte? Wäre es möglich geweſen, daß ſie noch an ihn dachte? Um ſich darüber zu vergewiſſern, brauchte er ja ſchließlich nur bei den Lucriots einzukehren, die hinter Draveil in einem alten Bahnwärterhäuschen mit einander hauſten; er wollte die Alte fragen ... Und während ihn ſeine Schritte faſt unbewußt dorthin zogen, herrſchte auf der Straße um ihn herum das friedliche Sonntagsleben. Napoleon Mérivet, der eben ſeine Kapelle abgeſchloſſen hatte, drohte ihm mit ſeinem Schlüſſel und Richard dachte wütend bei ſich: O nein, er würde ſeinen Fuß nie in dieſe Kirche der Verzeihung um jeden Preis ſetzen, in der man für Leute betete, die einem Uebles gethan ... Dann traf ihn der unterwürfige, kriecheriſche Gruß des Herrn Alexander, der, obgleich die Jagd noch nicht eröffnet war, ausgerüſtet wie ein Jäger aus dem „Freiſchütz“ an ihm vorüberging. Er hatte den ganzen Morgen in den Gehegen von Grosbourg auf Kaninchen gejagt. Und ſeine Jagdtaſche, ſeine hohen Gamaſchen und ſeine Flinte, alles war neu, glänzte und krachte. Sogar der Hund, der ihm folgte und ſich furchtſam an die Gamaſchen ſeines Herrn drückte, ſah nach einem fünfſtündigen Birſchgang aus wie ein Hund aus Karton, der eben friſch aus der Schachtel kam. „Gute Jagd, Herr Alexander!“ ſchrieen ihm die Mägde der Meierei zu. — Die Bäckersfrau beugte ſich unter dem Verdeck ihres Wagens hervor und fragte im Vorbeigehen: „Gute Jagd, Herr Alexander?“

Jedem und jeder antwortete Alexander in dem nachläſſigen und gleichgiltigen Ton, in dem er auf dem Schloß hatte reden hören: „Nein, ich habe nichts geſehen.“ Der Hund hatte auch nichts geſehen. Aber ſie, ſein Herr und er, hatten ſchon ſo oft dieſelbe Antwort geben müſſen, daß, als eine der Töchter des Straßenwarts, die gerade auf einem umgekippten Schiebkarren ihrem Vater das Frühſtück vorſetzte, ihm von weitem zurief: „Gute Jagd, Herr Alexander? Haben Sie etwas für mich?“ der alte Bediente ſich umdrehte, als habe ihn eine Viper gebiſſen, und ihr mit einer ſüßlich wütenden Miene zurief: „Etwas für Dich, meine Kleine? Ich habe immer etwas für Dich.“ Der Tonfall, in dem er dies ſagte, war ſo komiſch, daß Richard ſich nicht enthalten konnte zu lachen; aber die Begegnung, die er gleich darauf hatte, brachte ihn wieder auf ſeine düſteren, nagenden Gedanken.

An der Ecke, von der der ſteile Abhang zu der Brücke von Ris hinunterführt, war ein mit Möbeln beladener Karren ſtehen geblieben. Zwei Männer, zwei Rieſen waren um ihn beſchäftigt, zogen die Bremſe an und brachten die gelockerten Seile wieder in Ordnung. Dann rief vorne die Stimme Sautecoeurs: „Hü, Blanchette!“ und das Fuhrwerk ſetzte ſich ſchwerfällig in Bewegung, gefolgt von den beiden Männern, die, ohne ein Wort zu ſprechen, neben einander hergingen. Richard, der zur Seite getreten war, um die armen Leute nicht in Verlegenheit zu bringen, blickte ihnen nach, während ſie den Abhang hinuntergingen, und ſah, wie ihre hohen Schultern wie von einem Schluchzen erſchüttert wurden. Für den alten Forſtwart bedeutete bei ſeinem hohen Alter dieſer Wegzug die Vernichtung alles deſſen, was ihm lieb und teuer war; ſein Wald, ſeine Eremitage, ſein ganzes Leben war zerſtört, verſengt und alles um der Laune eines grünen Jungens willen. Allerdings hatte der kleine Lump ſeine Grille teuer genug bezahlen müſſen ... Bei ſeiner Jugend, ſeinem großen Namen, bei dem Erbe, dem größten Majorate Frankreichs, das ſeiner wartete, war ein ſolches Schickſal wirklich bejammernswürdig, und in Lybies Ergriffenheit, ihren Blumenſträußen und ihren Gebeten konnte ſchließlich kein Menſch eine Schuld finden. War das dies erniedrigende Verhör wert, das er jetzt bei dieſen Lucriots anzuſtellen verſuchen wollte, bei der perſonifizirten Verleumdung und Verkommenheit? Um ſo mehr, als der kleine Kirchhof ganz in der Nähe lag und er nur das Grab des Vater Georg aufzuſuchen brauchte, um zu erfahren, ob ſeine Frau gelogen hatte. Als er ſich in der Richtung des Friedhofes eilig auf den Weg machte, zog der Geſangverein von Draveil, der, die Fahne voran, ſeinen Sonntagsausflug machte, an ihm vorbei. Die Leute marſchirten in vier Gliedern dicht auf einander gerückt in das offene Feld hinein, bliſen in die Blechinſtrumente, daß ihre biederen blauraſirten, bäuerlichen Wangen, auf die die Goldborte ihrer Mützen einen goldenen Schimmer warf, beinahe platzten, und ließen eine heroiſche Marſchmuſik erklingen, die ganze Ketten von Rebhühnern aus den Garben aufſcheuchte.

Richard sah schon über einer großen Mauer am Eingang des Dorfes die Taxushecken und die weißen Grabkreuze auftauchen, als ihn wieder seine Zweifel erfaßten und er sich auf einer Steinbank am Rande der Straße niederließ. Nein, nein, dieses Nachspüren wäre nach seiner Aussöhnung mit Lydie wirklich zu erbärmlich gewesen; er wollte sich nicht dazu erniedrigen. Warum wollte er seiner Frau nicht einfach sagen: „Ich glaubte mich geheilt, ich bin es nicht. Ich glaubte, daß mit seinem Tode alles ein Ende haben würde, und jetzt bin ich sogar eifersüchtig auf diesen Tod. Da dieses posthume Mitleid in Deinem Herzen mich zur Verzweiflung bringt, bitte ich Dich, verzichte darauf ... Ich bin zu unglücklich!" Während er so dachte, besänftigte, beruhigte sich sein Gemüt und allmälich strömte von der großen Sonntagsstille, von den unbeweglichen Schatten, den weiten, einsamen Gefilden, den Raps- und Buchweizenfeldern, deren silberweiße und goldbraune Wogen bis zu dem Waldrande reichten, ein süßes, belebendes Gefühl in ihn hinüber, wie es ein Verwundeter empfindet, dem man, nachdem man ihm seinen drückenden Küraß abgenommen hat, einen Trunk reicht.

Wie lange mochte er wohl an derselben Stelle sitzen geblieben sein? Der Gesangverein war vorbeigezogen und war, während die Blechinstrumente und die Medaillen in der Sonne erglänzten, wieder zurückgekommen; dann zog die Herde der Meierei vorüber, ein paar Hausirer, der Briefträger, der Mann mit seinem melancholischen Ruf: „Lumpen, altes Eisen zu verkaufen", der kleine, buckelige Schuhhändler, alle die Gesichter des Gänsespiels. Plötzlich wurde der Angelus von zwanzig kleinen Glockentürmen geläutet, von denen einer dem andern antwortete, und als Echo ertönten die Frühstücksglocken in den Höfen der Schlösser und Villen; da erst, als er aufstand, bemerkte Richard, daß er auf dem Unterbau eines großen eisernen Gedächtniskreuzes gesessen hatte, das an der Stelle errichtet worden war, wo den ehemaligen Notar von Draveil, Herrn Fénigan, dereinst der Schlag getroffen hatte. Eine mehr abergläubische als liebevolle Erinnerung rief in ihm das ferne, verblaßte Bild des Vaters hervor, den er fast gar nicht gekannt hatte. Hatte er sie von ihm, diese brennende Wunde in seinem Herzen, dieses entsetzliche Uebel der Eifersucht, das ihm in Fleisch und Blut übergegangen war? War das bei den Fénigans erblich wie der Stolz, eines jener geheimnisvollen Legate, die die Testamente nicht erwähnen? „Ach, Vater, Vater ..." seufzte der arme Bumbum, der, als die Erinnerung der schlimmen Tage in ihm aufstieg, wieder nach Hause zurückkehrte, „weniger Mühlen, Wälder und Wiesen, und dafür nicht diese entsetzliche Wunde, die doch, das fühle ich, niemals ganz heilen wird —"

Bis zum Abend schwebte ein Mißbehagen über Uzelles, trotz der Freudenrufe des kleinen Rotkäppchens. Das brave Mädchen war gleich nach der Katastrophe herbeigeeilt, war zum Untersuchungsrichter gestürzt und ihr verdankte Richard seine sofortige Entlassung aus der Haft. In Draveil und in Soisy hatte man natürlich gesagt: „Die Fénigans sind so reich ... bei denen, da hat es keine Gefahr, daß die Gerichte lange herumtrödeln." In Wahrheit aber fühlte Delcrous sich seinen Freunden gegenüber in der Schuld. Was lag daran! Im Vertrauen auf seine Liebe und eine starke Dosis Unverschämtheit hatte er sich auf heute Sonntag abend zum Besuch angesagt; man kann sich leicht vorstellen, wie dieser Besuch im Dienstbotenzimmer und bei Clements kommentirt wurde. Rosine Chuchin aber, die durch ihren anonymen Brief die Urheberin des ganzen Dramas geworden war, lief, sobald sie am Abend die Hausthürglocke erklingen hörte, in die Isba, schloß sich dort ein und rührte sich nicht mehr von der Stelle. Im Salon, den man nach dem stillen, duftenden Park zu offen gelassen hatte, fand der Mann mit den starren schwarzen Bartkoteletten für jeden ein passendes Wort. Seine Wolfszähne blitzten, als er die atlasweichen, vollen Formen des kleinen Rotkäppchens sah, und während er Lydie inständig ersuchte, sich an das Klavier zu setzen, ließ er Richard und seine Mutter einen dithyrambischen Artikel über die Familie Fénigan lesen, der am Morgen an der Spitze des „Journal de Corbeil" erschienen war. Der Artikel war Verax unterzeichnet und enthielt eine Ueberfülle theatralisch aufgeputzter, schaler, leerer Phrasen, deren Verfasser leicht zu erraten war. Dieselbe Nummer enthielt unglücklicherweise die folgenden Zeilen:

„Heute Sonntag hat in der kleinen Kapelle von Grosbourg, sowie in den Hauptkirchen des Sprengels, in Draveil, Soisy, Ris, Athis und Morangis eine Messe für die Seelenruhe des Prinzen von Olmütz stattgefunden. Gleich nach dem Gottesdienst sind der Herzog und die Herzogin von Alcantara, die beide sehr krank sind, mit dem Doktor Jean Metzer nach dem Engadin abgereist."

Richard, der lange auf die Nachricht hingestarrt hatte, als wenn er sie buchstabiren oder übersetzen sollte, trat an das Klavier heran, legte das zusammengefaltete Zeitungsblatt, in dem er mit dem Fingernagel eine Stelle bezeichnet hatte, vor Lydie auf das Notenpult und sagte mit leiser Stimme: „Jetzt weiß ich es ... Hier, für diesen da hast Du heute morgen gebetet ... Die Blumen waren wohl auch für ihn?"

Sie erhob ihre schönen, angsterfüllten Augen zu ihm und sagte: „O Richard!..." Sie spielte weiter, aber ihre Thränen fielen in schweren Tropfen

auf ihre Tasten und ihre schmalen, weißen Hände, denen die Kraft versagen wollte. Dann erhob sie sich in einem plötzlichen Entschluß und sagte: „Du sollst alles wissen ... komm!“

„Wohin geht ihr, Kinder?“ rief die Mutter überrascht, aber sie hatten den Saal schon verlassen.

*

Am folgenden Sonntag, um die Zeit der Messe, stand Napoleon Mérivet, Ritter des Ordens vom heiligen Gregor, vor seiner Kirche, in der er alle Besucher nach genau bemessenen Abstufungen begrüßte, als er die freudige Ueberraschung hatte, Richard Fénigan ankommen zu sehen, seine Frau am Arme, seine geliebte kleine Mendelsohn, die ganz in Blau gekleidet war wie die Heilige des Kirchenfensters. Als sie in die Kirche eintraten, flatterten ein paar Tauben um den Glockenturm, und der gute Alte verbeugte sich heute sanft lächelnd etwas tiefer und hieß sie mit einer zärtlichen und befriedigten Miene willkommen!

In einem Vorortzuge.

Von

François Coppée.

Es hielt der Zug, man rief den Namen der Station,
Die Cigarrett' im Mund saß ich in dem Waggon,
Warf einen Blick hinaus und sah dort an den Thüren,
Die vom Perron hinab ins kleine Städtchen führen,
Drei hübsche Schwestern stehn, einander völlig gleich.
Dasselbe lock'ge Haar umweht die Stirnen weich;
Derselbe Blumenhut, das gleiche Sommerkleid
Und auch derselbe Blick naiver Heiterkeit.
Die Augen strahlend froh sie mit einander lachten
Und mit dem Sonnenschirm von weitem Zeichen machten
Dem Vater zu, ein Mann mit grauem Backenbart,
Der von Paris heimkehrt mit Päckchen aller Art.
Vom Staube ganz bedeckt, stieg er aus dem Coupé
Und reichte sein Billet am Ausgang dem Portier.
Er ließ sich zärtlich von den Töchterchen umarmen,
Die die Pakete ihm erst nahmen aus den Armen.
Und alle drei zugleich bestürmten ihn mit Fragen,
Der Größten reichte er den Arm und schien zu sagen
Voll Stolz und Glück: „Seht, mein ist alles dies!“

Ein Pfiff, und unser Zug den Bahnhof schon verließ;
Und träumend dachte ich den Weg entlang für mich:
„Welch schön Familienglück, sie wohnen sicherlich
In einem Häuschen dort am waldbegrenzten Feld;
Der Vater scheint ein Kaufmann, gut gestellt.
Sie wohnen stets das halbe Jahr hier droben
Und denken jetzt daran, die Aelteste zu verloben.
Hier könnt' sein Glück man machen, wenn man wollte;
Im Sommer Sonntags stets heraus man kommen sollte,
Man führe mit der Bahn und rauchte guter Dinge,
Und alles uns vergnügt auf der Station empfinge;
Man würde froh begrüßt und voller Scherz geneckt,
Und für das Frühstück wär' die Tafel schon gedeckt
Im hübschen Garten auf dem frischen Rasenbeet,
Jedoch zuvor man in das kleine Zimmer geht,
Holt eine Bluse sich und einen alten Hut,
Sieht prüfend auf den Tisch, ob die Melone gut.
Und während der Papa zum Flaschenkorbe greift
Man nach dem Rebengang und in den Garten läuft,
Um reifes Obst und Blumen abzuschneiden,
Mit seiner Braut und ihren Schwestern beiden,
Die uns von Zeit zu Zeit mit muntern Worten necken.
So streift man fröhlich durch die üppig grünen Hecken.“

Nicht schwer gewesen wär's, zu haben alles dies,
Vielleicht hätt' es genügt, daß ich den Zug verließ.
Doch nein, das Glück, das ich idyllisch mir erdacht,
War in der Phantasie viel schöner als vollbracht.
Ob es wohl besser war, wenn ich dort eingekehrt?
Nein, denn der Wunsch ist mehr als die Erfüllung wert.
Und ich wär' heut ein Narr, wenn ich bedauert hätte
Den Traum, der ausgelöscht mit meiner Cigarrette.

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Fortsetzung.)

XXVIII.

„Wassia! . . . Vergib!“

Unter diesem Aufschrei sank sie mit dem Kopf auf seinen Schoß, während das Schluchzen sie erstickte.

„Du! Du!“

Tjorkin fand keine Worte. Er suchte sie an den Schultern zurückzudrücken. Sie gab nicht nach und preßte krampfhaft ihr Haupt auf seine Kniee.

„Vergib der Verdammten! Ich kann nicht leben . . . ich kann es nicht . . . ohne Dich!“ entrang sich mühsam ihren starren Lippen.

Ihr ganzer Körper bebte.

So verstrichen Minuten. Es gelang ihm, sie an der Schulter aufzurichten.

Der plötzliche Ausbruch von Leidenschaft und Reue stimmte seine Seele zum Mitleid und veränderte ihr Bild, wie es sich ihm seit Jahren eingeprägt hatte. Aber die Regung, sie zu umfangen, mit Küssen zu bedecken, durfte nicht aufkommen und so enthielt er sich jeder unvorsichtigen Liebkosung.

Mit verschwommenen, geröteten Augen lehnte sie an einem Stamm, mit der Handfläche auf den Rasen gestützt und unterdrückte mühsam das Schluchzen.

„Genug, genug!“ beruhigte er sie flüsternd, zu ihr geneigt.

Er rührte sie aber nicht weiter an und ließ auch ihre Schulter los.

„Du bist gut, herrlich. Ich rechtfertige mich nicht etwa. Ich flehe um Gnade, Wassia! Mir ist alles so zuwider geworden . . . das ganze Leben . . . das Reisen . . . die Gesellschaft . . . das Kokettiren . . . die Männerwelt, alte und junge . . . die ganze Meute . . . Soupers . . . Champagner . . . Putz . . . diese Lappen . . .“

Sie riß sich den Hut ab und schleuderte ihn von sich.

„Nicht zu ertragen!“

Und mit einer plötzlichen Bewegung warf sie sich mit dem Kopf an seine Schulter.

„Wassia! Mein Leben! . . . Verwehre es nicht. Nimm mich mit . . . Ich brauche nichts . . . Keine Rechte . . . Wenn Du mir selbst die Ehe böteſt — ich würde sie ablehnen. Was ich aber ersehne! Dich, Dich . . . hören, zur Seite haben . . . zu wissen, daß Du da bist . . . daß Dich mir niemand raubt, als . . . Du selbst, oder der Tod. Ich werde ja früh sterben. Ich weiß es. Mir bleiben noch fünf Jahre. Nicht so viel . . . Wohl nur zwei! Vielleicht nur eins!“

Aus ihrer abgerissenen Rede klangen ihm ungewohnte Töne entgegen, etwas Naiv-kindliches, Durchsichtiges, von unverhüllter Glut. Nie hatten ihn jemals Worte von ihr — selbst bei den sinnlosesten Ausbrüchen ihrer Leidenschaft — so in der Tiefe des Herzens bewegt.

Er war nahe daran, ihr zuzurufen: „Laß ab! Sprich nicht so!“

Die Thränen drangen ihm in die Augen und die Lippen bebten. Das Mitleid zu ihr wuchs, ein Mitleid, wie mit einem Menschen, der sich auf dem Sterbebette mit aller Verzweiflung an das Leben klammert.

Weiter empfand sein Herz indessen nichts — dessen war er sich klar bewußt.

„Sima,“ sagte er leicht hin, in der Besorgnis loszuweinen, „Du hast mich mehr als je bewegt . . . An Deine Liebe glaube ich . . .“

„Glaubst Du!“ schrie Serafima auf und richtete sich gerade. Die Augen sprühten, das Gesicht verklärte sich.

„Glaube ich,“ wiederholte Tjorkin mit abgewandtem Gesicht. „Aber ich bitte, ich beschwöre Dich . . . Bestürme nicht mein Herz . . . Unwandelbar dahin ist das Gefühl . . .“

Er brachte das Ende nicht übers Herz.

„Ja—a,“ sprach sie gedehnt und dumpf, mit

gesenktem Kopf. Die Arme sanken gleichfalls herab und wiederum stützte sie sich mit der Hand auf den Rasen. „Das wußte ich, Wassia ... ich konnte es voraussehen ... Ihr Männer seid nicht so, wie wir. Und doch fordere ich nichts! Versteh! Nichts! Nur verstoße mich nicht. Du bist ja allein ... frei ... Wenn Du niemand liebst, laß mich in Deiner Nähe atmen! Ich bin Dir doch nicht zuwider? Ich bin kein Unhold. Du bist jung ..."

Serafima errötete plötzlich. Sie schämte sich ihrer Worte.

Beide schwiegen über eine Minute.

„Wozu ... Dich erniedrigen!" hub Tjorkin zuerst an, wurde sich aber gleich der Ungehörigkeit dieser Worte bewußt.

„Erniedrigen!" wiederholte sie mit thränenloser Stimme und in eigentümlichem Flüsterton. „Erniedrigen! Kann ich mich etwa mit Dir vergleichen? Versteh! Ich flehe um Gnade, und Du kommst mit einer Sittenpredigt."

Das verschloß ihn. Er schaute strenger auf sie, und sein Bedauern war schon anderer Art. Was sollte er damit, daß sie ohne ihn nicht leben könne? Seinem Herzen war sie nichts. Sie aber zur Liebsten nehmen, nur weil sie schön und feurig war, das hätte er wohl früher fertig gebracht — doch jetzt nicht mehr.

Aus ihrem ganzen Benehmen, selbst aus ihrer ungezügelten Leidenschaft, trat ihm nur ein nervöses Weib mit unlöschbarem Durst nach Sinnenlust, sogar niedrigster Art, entgegen. Psychopathie und Hysterie grinsen ihn mit allen Zuckungen an. Ist es nicht eins, so ist's das andere, ist's nicht der Mann, so ist es das Morphium, was sie berauscht. Dort windet sich ein der Klinik verfallenes Opfer.

Der scharfe Aetherhauch, der von ihr ausging, drückte auf seine Schläfen. Dieser Geruch erstickte in seinem Herzen die letzte Regung von Mitleid, das er noch vor kurzem empfunden hatte.

„Ich will nicht heucheln, Serafima," sagte er schwer, indem er sich ihrer Umschlingung entrang.

„Ich fordere nichts ... Verstoße mich nicht!"

„Nicht verstoßen! Das heißt, mit Dir ... leben. Nichts weiter ... Ich bin nicht von Stein, sondern von Fleisch und Blut. Mit Dir leben, ohne Dich zu lieben, das will ich aber nicht."

„Fürchtest Du Dich?"

„Ob ich mich fürchte? ... Ja! Ich leugne es nicht. Ich fürchte mich!"

„Was fürchtest Du denn?"

„Allerlei! Die Verirrung fürchte ich! ... Du kannst Deine Leidenschaften nicht beherrschen, für Deine Natur nicht einstehen. Reiche ich Dir den kleinen Finger, so nimmst Du die ganze Hand."

„Du bist also jetzt ein Gerechter."

Sie langte nach dem Hut und setzte ihn auf.

„Kein Gerechter. Wie sollte ich!"

„Du bist hoch gekommen ... giltst als großer Geschäftsmann."

„Darum muß ich über mich wachen, daß das Gold nicht allein mein ganzes Herz erfüllt."

Serafima sprang mit einer Bewegung ihres geschmeidigen Körpers auf die Füße.

„Das ist es alles nicht!"

Ihre Wangen verfärbten sich, ihre Augen traten aus den Höhlen.

„Was denn?" fragte Tjorkin leise.

„Hast Du Dich nicht in das Fräulein vergafft?" — sie zeigte mit der Rechten nach dem Hause hin — „Mit dem Wohnsitz willst Du auch gern die Verwandtschaft ererben? ... Ha, ha! Und um solchen ‚Hamster', wie jene feiste Dirne — verschmähst Du mich und meine Liebe! ... Das ist gar kein Weib, sondern ein Hamster, Hamster!"

Dieses mit Schadenfreude aufgegriffene Wort hätte sie bis in die Unendlichkeit wiederholen mögen.

„Was soll das heißen?" unterbrach sie Tjorkin mit Selbstbeherrschung.

Sie standen dicht an einander, und Serafimas Atem streifte sein Gesicht. Ihre Augen funkelten und um ihren Mund spielten nervöse Zuckungen.

„Nun ja! ... Wir sind Liebhaber von runden, prallen Backen. Und ein Rittergut möchten wir auch gern mitnehmen. Dann werden wir Landstand. Schade, daß es mit dem Adelsmarschall nicht geht ... Ha, ha!"

Ihr hysterisches Lachen erklang.

„Genug, Serafima! Schäme Dich!" hielt er sie noch einmal an.

„Nun, also ... zur Gesundheit! Lebe wohl!"

Sie begann eigentümlich mit den Händen und dem Hals zu zucken, beherrschte sich aber, reckte die Schultern, nahm die Handschuhe, zog ihren Paletot zurecht, wandte sich und schritt hinauf, indem sie ihm zurief:

„Nimm nur Deinen Hamster in Beschlag! ... Verstand und Liebe! ... Begleitung brauche ich nicht; ich kenne den Weg ... Meinen Weg kenne ich nun."

XXIX.

Er dachte nicht daran, sie aufzuhalten, oder ihr nur nachzusehen. Serafima verfolgte mit stürmischen Schritten den schmalen Fußpfad, indem sie nervös an ihrem Umhang zupfte.

Schicklicherweise hätte er sie begleiten, sowie die Hausherrschaft über das schnelle Verschwinden der Dame aufklären müssen. Sie hatte sich indessen „in Geschäften" anmelden lassen, und zum Lügen hatte er keine Lust.

Mit diesem Weib sich von neuem einzulassen,

war undenkbar. Doch hatte er keine Veranlassung, ihre Schuld ihr nachzutragen. Gern hätte er ihr hilfreich die Hand geboten, wenn ihr damit gedient gewesen wäre. Aber: „Alles oder nichts," das ist und bleibt ihre Parole. Jetzt war mit diesem Weibe das anstößige Gebild von Sinnenlust und zerrütteten Nerven von ihm gewichen. Er atmete erleichtert auf. Dagegen regte sich in seiner Seele das Streben nach etwas anderem. Das „Ausschweifen" mußte ein Ende nehmen. Jenes Wort hatte Serafima bei ihrem ersten Liebesringen seinem Gedächtnis eingeprägt. Wozu stets Leidenschaften suchen! War es nicht besser, wenn die Annäherung an ein weibliches Wesen zugleich eine gute That war? Eine einfache bäuerliche Ehe — nur ohne Eigennutz und Roheit. „Das Schicksal sendet dir ein junges, gesundes, herziges Mädchen — mache daraus, was du willst, flöße ihm eine stille und ehrliche Empfindung ein, werde ihr eine Quelle alles Rechts, jeder Erleuchtung. Nimmst du dich ihrer nicht an, geht sie hilflos unter."

Tjorkin hatte sich noch nicht vom Flecke gerührt.

Wäre oben das helle Kleid Sanjas sichtbar geworden, hätte er sich ein Herz gefaßt und sie angerufen. Das geht auf dem Laube. Sucht man nicht nach ihm? Es erschien etwas Dunkles. Er sah genauer hin und erkannte Chrjaschtschew.

„Anton Pantjeljäitsch!" rief er von unten. „Hier bin ich! Kommen Sie."

Chrjaschtschew beschleunigte den Schritt und kam den Hügel hinunter gerade auf ihn zu, mit der Mütze in der Hand und etwas außer Atem.

„Sie sehen mich als Eilboten bei Ihnen, Wassili Iwanytsch. Bei meinem Eintreffen fand ich soeben die Herrschaften Tschernoschni in gewaltiger Aufregung. Darf ich mich ein wenig auf den Rasen setzen?"

„Nehmen Sie Platz! Was ist los?"

Tjorkin fragte dies mit etwas bewegter Stimme.

„Es wäre eine Dame zu Ihnen gekommen. Ich bin ihr am Thor begegnet ... In einer Kalesche ... Solcher Hut mit Federn und überhaupt pikfein."

„Nun, was dann?"

„Mich hat gleich alles attakirt. Die Bucklige, deren Bruder und der liebe Taxator, was das wohl für eine Person wäre? Ob sie sich am Ende in den Handel mischen wolle? Ich weiß nicht, warum sie auf einmal so aus dem Häuschen geraten sind. Man sagte mir, sie sei in Geschäften angekommen, Wassili Iwanytsch habe sie in den Garten geführt und dann erst in der Laube, doch später hier unten mit ihr zusammengesessen. Nach kurzer Zeit hat man dann die Dame in einer Equipage abfahren sehen ... Man ist in großer Aufregung und hat mich gebeten, Sie aufzusuchen. Ha, ha! ... Nun finde ich Sie hier heil und unbeschädigt!"

„So hat man sich weniger darum geängstigt, daß mich jene Dame mit Vitriol begießen, als daß sie vielmehr die Kaufsverhandlungen stören würde?"

„Selbstverständlich. Nur darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß das Fräulein Ihrer eigenen Person wegen besorgt ist ... Sie hat mich auf den Balkon geführt und mir dort leise zugeraunt: ‚Geben Sie mir, bitte, ein Zeichen ... falls etwas nötig sein sollte ... Ich werde mich in der Allee aufhalten.'"

„Alexandra Iwanowna?"

„Ganz recht ... Und die Aeuglein leuchteten. Es geht noch oft mit ihr die Kindheit durch."

Tjorkin setzte sich und streckte die Beine aus. Wenn es ihn auch nach oben zog, wollte er dies Chrjaschtschew doch nicht gleich zeigen.

„Danke, Anton Pantjeljäitsch," sagte er in ruhigem, geschäftsmäßigem Ton. „Haben Sie die entlegenen Waldreviere besichtigt?"

„Ich bin fertig, Wassili Iwanytsch."

„Und was sagen Sie?"

„Ausholzungen sind vorhanden ... auch zwei Sümpfe. An alten, verfaulten Sümpfen ist kein Mangel. Doch im ganzen — nicht schlecht."

„Ich kann Sie aber erfreuen. Der Gauner da mit dem schönen Halstuch geht heute schon heidi!"

„Sie haben beliebt, ihm einen Reisepaß auszustellen?"

„Den habe ich ihm ausgestellt."

Chrjaschtschew hockte nieder und warf seine weiße Mütze ins Gras. Sein Gesicht zeigte fröhliches Lachen und Bewegung der Nasenflügel. Tjorkin lachte.

„Wassili Iwanytsch! ... Wohlthäter! ... Lassen Sie mich Sie so bäuerisch benennen. Herrgott, ich freue mich nicht aus Bosheit ... Nur warum zu Ihrem reinlichen Geschäft solche Burschen zulassen —"

Und sich besinnend, kroch Anton Pantjeljäitsch an Tjorkin heran und fragte flüsternd:

„Wie denn ... wollen Sie sich selbst zu dem lieblichen Fräulein begeben, oder soll ich sie beruhigen gehen?"

„Ich selbst."

Mit einem Sprunge war Tjorkin auf den Beinen und machte sich zurecht.

„Alexandra Iwanowna ist dort in der Allee?"

„Ganz recht ... Sie werden Sie um die Laube herum finden. Aber mir erlauben Sie, mich hier ein wenig zu wälzen. Ich bin schon ganz in diesen Park verliebt und lasse meiner Phantasie hier freien Lauf ... Alles auf Kosten der dendrologischen Pflanzstätte ..."

„Eine Pflanzstätte soll es geben ... Wie sagten Sie? Den ... den ..."

„Das ist wissenschaftlich: dendrologiich, aber einfach: Baumschule."

„Das gibt's, Anton Pantjeljäitsch, das gibt's!“ rief Tjorkin vergnügt und lief, ohne sich an das niedrige Unterholz zu kehren, den Abhang hinauf.

Oben schimmerte Sanjas helles Kleid. Sie ging auf die Laube zu, wo die Unterredung mit Serafima vor kaum einer Stunde begonnen hatte.

Ihm unbegreiflich, stellte sich ihm der öde, verbrannte Garten mit den elenden, wahnsinnigen Weibern im Lichte eines heißen Julitages dar, wie er ihn damals durch die Ritze in schauerlicher Furcht vor dem eigenen Wahnsinn betrachtet hatte. Nicht um Serafima war ihm bange, sondern um das holde Mägdelein, das jene so wegwerfend mit dem Worte Hamster bezeichnet hatte. Wäre er nicht gekommen, so hätte sie irgend ein nichtsnutziger Taxator entehrt und dann verstoßen. Sie wäre vielleicht Mutter geworden und hätte ihre Schande nicht ertragen — und dort wälzt sie sich heulend wie jene Alte, in einem schmutzigen Hemde auf dem verdorrten Rasen.

Schauer durchbebte ihn vom Scheitel bis zur Sohle bei diesem deutlichen Schreckensbilde. Noch unter diesem Eindrucke stürzte er oben auf Sanja mit dem Anruf zu:

„Alexandra Iwanowna, Alexandra Iwanowna! Hier bin ich!“

Sanja wandte sich schnell um und stieß ein lieblich mädchenhaftes „Ach!“ aus.

Tjorkin eilte heran und führte sie in die Laube.

Die beiden waren von dem Aufenthaltsorte Anton Pantjeljäitschs unter den Eichen her sichtbar. Dessen weiße Mütze lag im Grase. Auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen ... Er kniff die Augen, die nach oben auf die nach der Laube schreitenden Gestalten von Tjorkin und Sanja gerichtet waren.

Der Humor spielte in kaum bemerkbaren Linien um Anton Pantjeljäitschs braven Mund ... dann erhielten die Augen einen nachdenklichen Ausdruck.

„So, so,“ dachte er laut; „Mutter Natur leitet alle Geschöpfe, jedes zum selben Ziel ... Ob Kampf ums Dasein, ob Liebeswerk, der Ausgang ist nur einer ... Alles verrinnt im All, wiederum entsprießt aus unsichtbarem Samen der Grashalm, wie der Mensch, und die Seele erbebt vor dem Wunder der Welt!“

Die umrankten Laubwände verbargen das Paar seinen Blicken. Er lächelte still.

XXX.

Sanjas Busen wogte heftig, und die Wangen glühten, als sie Tjorkin ungestüm zur Laube brachte.

„Mein liebes Fräulein, Sie haben mich gesucht? Waren Sie beunruhigt?“

Unter dem Blick seiner großen Augen wurde sie noch verwirrter; ihre Lippen kräuselten sich zu dem Lächeln eines reizenden und auf irgend einer Unart ertappten Kindes.

Man hatte sie ausgeschickt, zu ergründen, nicht ob Wassili Iwanytsch etwas zugestoßen sei, wohl aber, ob die Dame etwa einen Schabernack verübt habe, der das Kaufgeschäft zum Scheitern bringen könne.

Sanja wagte nicht zu lügen.

„Lieber Wassili Iwanytsch!“ sie faßte ihn mit beiden Händen und wandte den Kopf ab, um nicht loszuweinen; „Papa fürchtet ... und Tante Paula gleichfalls ... Sie verstehen ... Sie glauben — daß jene Dame etwas wegen des Gutes ... Sie verstehen ... Es thut dem Papa leid ... er muß verkaufen.“

„Ihnen thut es wohl auch leid um den Wohnsitz und den Park?“

„Ja — sehr.“

Die Thränen standen ihr in den Augen.

„Und mich sehen Sie für ein wildes Tier an, das Ihr heimatliches Nest ausraubt?“

„Nein, nein!“ Sanja begann ihn an der Hand zu zupfen — „denken Sie so etwas nicht! Sie sind gut und brav!... Sie sagen alle: mehr als Sie gibt keiner. Sie haben aber gefragt, ob es mir leid thut? Und wie soll es mir nicht leid thun!“

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich,“ drängte Tjorkin, ohne ihre Händchen loszulassen. „Sie können nicht lügen! Liebe ... Sie sind das reine Kind. Ein Kindskopf! wie man bei mir zu Hause sagt. Dabei sind wir allzumal Sünder!“

„Und ich erst!“

Dieser Ausruf entrang sich ihr unwillkürlich, indem sie den Kopf noch mehr abwandte und eine Hand befreite, um mit dem Tuch ihre Augen abzutrocknen.

„Sie auch?“

„Ja, ich, ich. Wassili Iwanytsch ... Sie sprechen so freundlich zu mir ... wie ein älterer Bruder... Sie halten mich gewiß für einen unschuldigen Cherub, mit Engelsflügeln, und dabei bin ich — ein Ekel!“

„Nun, gleich ein Ekel?“

„Ein Ekel!“

Sanja entwand ihm auch die andere Hand und bedeckte sich mit beiden Flächen das Gesicht.

„Was haben Sie denn groß verbrochen?“

„Wenn ich mich nur nicht vor Ihnen schämte... Ich habe mich ...“

„Küssen lassen?“ ergänzte Tjorkin, und zwar mit innerem Unbehagen bei dieser Frage... Er wünschte keine bejahende Antwort.

„Das habe ich!“ lispelte Sanja, während ihre Thränen unter Schluchzen hervorbrachen.

Zwischen durch flossen ihre Worte:

„Sie werden mich verachten ... Tante Paula nennt mich: ‚Verworfene Dirne ...‘ Und hat sie nicht recht? Herrgott!“

Auch bei ihm meldeten sich Thränen. Er hielt sich nicht — er faßte ihre Hand, dann zog er sie an sich heran und küßte sie heiß und innig auf die Stirne.

Das Schluchzen ließ nach; sie seufzte nur noch kaum hörbar.

Nicht eine Sekunde dachte er daran: „Was thust du da? Hat das Schicksal dir etwa bestimmt, diesen Hamster zum Altar zu führen?"

Der Hamster wurde ihm im Laufe weniger Minuten noch teurer. Er spürte keine Regungen männlicher Raubgier. Nur Sanja erfreuen und auf den rechten Weg bringen!

Ihr wurde still und friedlich im Busen. Und wie süß war diese Beruhigung. Jetzt durchbebt sie nur die Freude darüber, daß der liebe Wassili Iwanytsch, der nun ihr garstiges Benehmen kennt, ihr verzeiht, und sich nicht von ihr, als von einer verworfenen Dirne, abkehrt. Die Hoffnung, seine Braut zu werden, war ihr noch gar nicht aufgedämmert. Sie hatte sogar vergessen, wie sehr sie sich noch vor zehn Minuten die Ankunft der geputzten Schönheit zu Herzen genommen hatte.

Als Tjorkin sie auf die Stirn küßte, bemerkte er, wie weit sie in diesem Moment von jeder mädchenhaften Berechnung entfernt war ... Und er ergriff wieder zart ihre Hand, führte diese an die Lippen und schaute ihr lange in die Augen, aus denen die stillen Thränen tropften.

„Kindskopf!" wiederholte er in seinen heimatlichen Lauten. „Kleines ... unbedächtiges Mädchen! Der ganze Schrecken ist mit einemmal vorbei ... Und es soll keiner folgen. Wir werden alles gut machen. Ich bin nicht gekommen, Ihr Nest zu zerstören, sondern neu herzustellen."

„Wie?" fragte Sanja, ihn unter Thränen anlächelnd.

„Ich bringe Wohnsitz und Park an mich. Etwas nur sage ich Ihnen ins Ohr ... Sie kostet es bloß ein Wörtchen. Sie wissen, ich bin bäuerischer Art ... Ich frage auf bäuerische Manier: Darf Ihnen, Fräulein, der Bürgersmann Wassili Iwanytsch Tjorkin Liebe bieten ... Eh? Wenn Sie sich selbst noch nicht antworten können — warten Sie."

„Liebe!" rief Sanja laut und mußte unwillkürlich lachen.

In dieses Lachen stimmte er ein, und seine breite Brust bebte, indem sich seine Augen mit Thränen füllten.

Sie saßen Hand in Hand neben einander.

„Wenn Sie meine Liebe annehmen — dann brauchen Sie sich nicht von Ihrem heimatlichen Nest zu trennen."

Sanja sperrte verwundert die Augen auf.

„Wieso nicht? Wollen Sie etwa nicht kaufen?"

„Ich kaufe. Ach, Sie kindliche Einfalt!... Verstehen Sie denn nicht?" Seine Augen erklärten, was er nicht aussprach.

Das Blut stieg ihr bis über die Ohren; ganz verstört stammelte sie: „Lassen Sie mich, Täubchen, Wassili Iwanytsch —" und sie stürzte aus der Laube.

Er hielt ihre Hand nicht, rief ihr aber nach:

„Alexandra Iwanowna!"

Sanja stand, ganz über und über zitternd, still.

„Vertrag ist besser als Geld! Gegen niemand einen Mucks, bis ich selbst mit dem Papa gesprochen habe ... Möglicherweise kann man mir auch den Stuhl vor die Thür stellen."

Die Verwirrung Sanjas machte einer stillen Heiterkeit Platz.

Sie trat an ihn heran, ergriff die Hand und beugte ihren Kopf dicht an sein linkes Ohr.

„Darf ich eine Frage stellen?"

„Welche Sie wünschen, Kindskopf!"

„Ist jene Dame ... Ihre Bekannte oder Verwandte?"

„Jene Dame," antwortete Tjorkin heiter, „werden Sie in Ihrem ganzen Leben nicht wieder sehen..."

„So?"

Ihre Lippen berührten ganz leise Tjorkins Schläfe, worauf sie noch schneller als das erstemal die Allee entlang flog. Die Wangen glühten wie Feuer; in der Brust schäumte es, aber freudig, wie in einem Champagnerpokal. Im Kopf hüpfte alles umher. Sie konnte keinen ordentlichen Gedanken fassen.

Und plötzlich an der fünften oder sechsten Linde stand sie wie gebannt. Ein Frösteln überlief sie. Jetzt wurde ihr alles klar. Das war ein Antrag gewesen, und sie hatte ihn angenommen, doch wie? Deutlich vom Gelächter begleitet ertönte ihr das Wort: „Liebe".

„Ach, ich Unglückliche!"

Sie griff mit den Händen nach einem Baumstamm; ihre Füße schwankten.

„Werden denn die hochgeborenen Herrschaften ihre Einwilligung geben? Was denkt er denn!... Du kannst lachen, Schätzchen, daß ich mich deiner annehme. Du magst dem Bettelstand Lebewohl sagen, da ich nicht nur Bürgersmann, sondern auch Millionenmann bin. Du hast ja auch ‚Liebe' gerufen, gerade als ob du das große Los in der Lotterie gezogen hättest."

„Herrgott, Herrgott!" flüsterte sie verstört.

Der kalte Schweiß trat ihr vor die Stirn, und vor ihren Augen flimmerte es. Das dauerte aber nur Sekunden.

„Nein, so ist er nicht!" rief sie freudig und munter für sich, und eilte schnelleren und leichteren Schrittes, ohne des Weges zu achten, auf das Haus zu.

„Alexandra Iwanowna! Wo haben Sie gesteckt?"

Eine scharfe männliche Stimme hielt sie an. Pjerwatsch vertrat ihr mit ausgebreiteten Armen den Weg. Beinah wäre sie ihm an den Hals gefallen.

„Nikolai Nikanorytsch!" sagte sie laut, ihm beim Weitergehen ausweichend. „Gehen Sie, sagen Sie allen: was Wassili Iwanytsch beschlossen hat, das führt er durch."

„Wozu denn diese Feierlichkeit? Hat er euch etwa alle beglückt? Spaß!"

„Er hat mehr als das gethan!... Er hat mich von Ihnen befreit! Leben Sie wohl!"

Hart an der Terrasse vorbei, wo noch alle um den Theetisch saßen, eilte Sanja nach dem Anbau, um sich über alles mit der Wärterin Thedosjäjewna zu besprechen.

XXXI.

Ein stiller, warmer Morgenhimmel mit leichten Wolkenballen am südlichen Horizont ruhte auf dem zum Wohnsitz von Sawodnoje gehörigen Hegwald. Der Fichtenbestand dehnte sich stromabwärts zu beiden Seiten der Wolga Hunderte von Dessiatinen weit aus; die Schonung war mit Ahorn und Schwarzholz bestanden.

In der siebenten Morgenstunde nahmen zwei Fußwanderer, die schon seit Tagesanbruch den Wald durchstreift hatten, auf alten, verwitterten Baumstümpfen inmitten des hohen Grases und niedrigen Gestrüpps einer Lichtung Platz.

Es waren dies Tjorkin und sein Gehilfe Chrjaschtschew.

Sie hatten tags zuvor verabredet, mit dem frühesten, ohne jemand zu wecken, und nüchtern zum Walde aufzubrechen. Gestern war der Erbsitz der Tschernososchnis in die Hand der Gesellschaft übergegangen, und gestern hat Tjorkins Verlobung mit Sanja stattgefunden.

Er fühlte den Drang, seine Seele dem Walde zuzuführen. Wenn er auch Chrjaschtschew gesagt hatte, daß sie die Gehege besichtigen wollten, so hatte Anton Pantjeljäitsch doch gleich begriffen, daß es ihm nur darum zu thun war, mit dem Walde zu fraternisiren, was ihn ungemein gerührt hatte. In der gemeinsamen Liebe zur Mutter Natur und im Schmerz um die dem Raube geweihten Volksgüter hatten sie sich beide ja zusammen gefunden.

Beide waren etwas ermüdet, spürten aber weder Hunger noch Durst.

Vor ihnen standen jenseits eines schmalen Aushaues, an dem ein Fußpfad entlang führte, mächtige Tannen mit dunkelgrünen Nadelbüscheln. Andere mischten sich mit nackten Stämmen und vertrockneten Wipfeln unter die Fichten. Hinter dem Wall von Nadelholz lag ein dunkelgrünes Feld mit Haselsträuchern und Ebereschen. Hie und da blinkten heiter und hell vereinzelte Birkenstämme. Von rechts glänzte die Sonne auf die Lichtung und ließ den Rasenstreifen in hellsmaragdner Färbung strahlen.

Hierauf richtete Anton Pantjeljäitsch seine klugen und lachenden Augen, indem er mit seinen dicken Fingern Tjorkin darauf hinwies.

„Solch ein Rasenstück, Wassili Iwanytsch, scheint gleichsam wie aus einer andern Welt! Was ein Sonnenstrahl nicht alles kann... Und was für eine Pracht — die Tanne!... Sie nimmt es mit der Eiche auf... Sehen Sie nur jenen Riesen dort! Das ist eine Zeder des Libanon — wenn sie auch keine so süßen Kerne gibt und nicht auf südlichen Bergen, sondern in der Niederung wächst."

„Für die Fichte tausche ich nicht die Tanne ein," entgegnete Tjorkin, indem er einen freundlichen Blick auf den Grübler warf.

„Ach nein, sagen Sie das nicht, Wassili Iwanytsch! Die Fichte ist bei Abendbeleuchtung ja auch ganz schön, aber mit den Tannen doch nicht zu vergleichen. Sehen Sie, wie jene dort ihr Zeltdach ausspannt und jedes Grashälmchen beschützt. Woher der Rasen, die Sträucher, die Beeren hier? Sie leben alle unter ihrer Obhut. Im Fichtenwalde ist dagegen alles tot. Allerdings schreitet man wohl auf weichem Teppich, doch der Teppich ist leblos... eine Anhäufung abgestorbener Nadeln."

„Das macht es nicht, Anton Pantjeljäitsch! Die Fichte ist — die Königin unseres Nadelholzes... Sie baut unsere Häuser, sie richtet unsere Maste... Mit der Eiche nimmt sie es nicht nur in der Schönheit, sondern auch in der Festigkeit auf. Sie ist — hier zu Lande — die Grundlage des ganzen Waldreichtums. Daß dem gegenüber das Tannenholz gar nicht in Betracht kommt, wissen Sie selbst."

„Ich weiß, ich weiß! Und ich behaupte, daß das auf Vorurteil beruht... Es herrscht oft heißer Streit über den größeren oder geringeren Harzgehalt, als ob die Hauptbedeutung dieser Giganten im — Pech bestände. Nein, unter dem Schatten der Tannen herrscht fröhliches Blühen und Gedeihen."

Im Bereich des Aushaues, sowohl zu ihren Füßen, wie um die Tannen herum, belebten farbige Waldblumen, Anemonen, Gänseblümchen, Erdbeerblüten, auch einzelne versteckte Beeren den Rasenteppich. Zarter Blumenduft wurde gewissermaßen von dem leichten Lüftchen emporgehoben und mit den kräftigen Harzgerüchen von oben her gemischt.

Ueber ihren Häuptern schüttelte eine einsame Espe ihre schwankenden Zweige und verkündete Aenderung des Wetters. Dieses Rascheln entging Chrjaschtschew nicht, der sofort den Kopf dorthin erhob.

„Unsere wolgische Pappel!"

„Jene Espe dort?" fragte Tjorkin spöttisch.

„Was kann sie dafür, daß man sie mit Judas

Ischariot in Verbindung gebracht hat? ... Und welch ein Rauschen in ihr ... Musik! Und der Wuchs! Man muß nicht alles mit der wirtschaftlichen Elle messen."

Diese Worte hätten Tjorkin kränken können. Chrjaschtschew errötete und warf ihm einen entschuldigenden Blick zu.

„Nehmen Sie's nicht übel ... Ich bitte um Entschuldigung."

„Ich verstehe!" rief Tjorkin treuherzig und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie ruhen, wie ich sehe, mit ganzer Seele am Busen der Natur! Und das ist mir außerordentlich lieb, Anton Pantjeljäitsch."

„Sehr erfreut!" murmelte Chrjaschtschew verwirrt, schwieg dann nach einem Seufzer und schloß die Augen.

Aus dem dichten Gebüsch hinter ihnen mischte sich mit dem wetterverkündenden Zittern des Espenlaubes das melodische Gezwitscher eines Singvogels.

„Das ist ein Stieglitz!" äußerte Chrjaschtschew kaum hörbar.

„Ein Stieglitzmännchen?" fragte Tjorkin.

„Ja, ja. Aber da hat sich auch ein Zeisig vernehmen lassen."

Unterwegs hatten sie auf den Vogelsang und das Getriller wenig geachtet; jetzt aber trugen ihnen die Schwingungen der silberhellen Luft alle diese Wohllaute zu.

Noch ein Vögelchen sandte seine Töne von der smaragdnen Wiese im Gehege her.

„Ich kann es nicht ohne weiteres sagen, Wassili Iwanytsch, doch scheint mir das ein Dompfaff zu sein."

Er schwieg bald, wogegen sich wieder der Zeisig vernehmen ließ, und zwar aus nächster Nähe.

Tjorkin hatte sich in seinem Leben nicht so tief beglückt und herzlich zufrieden wie an diesem Morgen gefühlt. Der Zeisig lenkte mit seinem Zwitschern sein nicht leidenschaftliches, aber süßes Sinnen auf Sanja, die jetzt mit ihrem hohen, vibrirenden Stimmchen vielleicht auch wie dieses Vögelchen sang. Er schämte sich vor Chrjaschtschew. Dieser liebe Sonderling hätte sein Vertrauen verdient. Wahrscheinlich hatte ihm doch seine neue Freundin, die Wärterin Thedosjäjewna, gestern abend Sanjas Verlobung anvertraut.

„Anton Pantjeljäitsch!"

„Ah?"

„Die Vögel singen auch mir ins Herz hinein."

„Um so besser, Wassili Iwanytsch."

„Wissen Sie auch warum?"

Er blinzelte ihm heiter zu.

„Wenn Sie erlauben ... Ich will nicht leugnen — schon gestern ..."

„Hat Thedosjäjewna geplaudert, ist's nicht so?"

„So ist's. Gestatten Sie mir, Ihnen von ganzem Herzen meine Glückwünsche darzubringen."

Chrjaschtschew streckte seine Hand hin, in die Tjorkin kräftig einschlug.

„Sie haben einen vollen Sieg errungen. Vivat! Da hat Ihnen gewiß der künftige Schwiegervater geholfen, wenn er auch sehr auf dem hohen Roß zu sitzen scheint ..."

„Gestehen Sie, Anton Pantjeljäitsch, ohne Umschweife. Sie denken sich meine Verhandlung mi dem Schwiegerpapa rein geschäftlich: ich bitte um Deine Tochter; willst Du nicht, kaufe ich Dir keine Dessiatine ab."

„Da sei Gott vor! ... So ganz ohne wäre ein solches Verfahren ja nicht gewesen, ha, ha! ... aber das ist nicht Ihr Fall ... Sie sind ein Held, ein Krieger, ein Ritter in allen Lebenslagen."

„Danke!"

Tjorkin freute sich von neuem darüber, daß er zuerst den Handel mit Iwan Sacharytsch abgeschlossen und dann erst die Hand der Tochter erbeten hatte. Dieser hatte erst ablehnen wollen, dann nach einigem Besinnen etwas gemurmelt, worauf Tante Paula erschienen war und die Sache in wenigen Minuten ins reine gebracht hatte.

„Geheimnis!" äußerte Chrjaschtschew, beide Hände ergreifend ... „Wie stets!" fügte er hinzu und schwieg.

Tjorkin sagte auch nichts weiter. Sie saßen jeder auf seinem verwitterten Baumstumpf und lauschten beide auf das Rauschen in der Luft. Die hellgrüne Lichtung verdunkelte sich unter heraufziehenden Wolkenmassen. Die nahen Espen, die Birken und Sträucher im Gehege und jenseits der Tannenwand raschelten unter den Wirbelwinden in verschiedenartigen Tönen. Darein mischte sich das kräftigere Geräusch der hohen Tannen wie mächtiges Wogengebrause.

Die Vögel verstummten. Aber trotz alles Getöses der bewegten Luft blieb die Stille auf der Lichtung doch derart, daß kein fremder Laut von außerhalb verloren ging.

„Tuck!" erklang es zwei Schritte neben ihnen.

„Ein Tannenzapfen ist herabgefallen," flüsterte Chrjaschtschew und erhob sich.

„Ai — da! Anton Pantjeljäitsch," rief Tjorkin. „Es wird gewiß eine tüchtige Husche geben; ich möchte aber erst noch dorthin."

Sie gingen schweigend im tüchtigen, nicht zu schnellen Schritt. Die Sonne verlor sich ganz hinter düsterem Gewölk.

XXXII.

Eine Viertelstunde lang verfolgten sie kreuz und quer einen kaum sichtbaren Fußpfad und gelangten in ein Gebüsch. Beide erfreuten sich am wachsenden

Rauschen des Waldes. Von einer Seite türmten sich die Wolken auf. Zur Rechten war noch ein Streifen reinen Azurs frei. Das Unterholz des Schwarzholzes verlegte ihnen den Weg. An den Enden der alten, dunkelgrünen Tannenbüsche hatte der Frühling neue, hellfarbene Nadelbündel ergrünen lassen.

Die Vögel schwiegen im Vorgefühl des Regens oder Gewitters. Nur ein vereinzelter Specht pickte, und wohl von weit her tönten laut und melodisch seine Schnabelstöße.

„Der Alte strapazirt sich!" hub Chrjaschtschew nachdenklich an, indem er sich durch das Haselnuß- und Ahorngestrüpp, das über seinen Schultern zusammenschlug und sein Gesicht verkratzte, durchwand. „Höre einer, wie er sich strapazirt! Der allerweiseste Vogel macht sich nützlich. Die Spechte und die Drosseln — das sind die Vorwisser des Guten und Bösen in der Natur."

„Wie das?" fragte Tjorkin lächelnd.

Er drang voran.

„Jeder Stamm, den der Specht anhackt, ist dem Verderben geweiht. Die Drossel pickt gleichfalls, aber pickt für sich, indem sie die schmarotzenden Ameisen abfängt und die unscheinbaren Werkzeuge des Todes zerstört. Es ist gut, solche Leute im Auge zu behalten ... Jener bietet ein Beispiel dafür, was es heißt, seine Seele dem Geiste der Finsternis vermacht zu haben.

„So etwa kriechen in der Welt die Sklaven und Schmeichler um die mächtigen Bösewichte und Verbrecher herum, indem sie sich als Opfer bieten.

„So ist's, dabei ist die Diagnose leicht zu stellen, um es medizinisch auszudrücken. Einerseits Schmeißfliegen und Mistkäfer, die von Abfall und Unrat leben, andrerseits reinliche Vögel, langlebig und von großem Verstand. Die Drossel ist klüger als der Papagei, und wenn sie von Anbeginn an in täglicher Gesellschaft mit Menschen zubrächte, würden beide Teile wohl mit einander reden können."

Tjorkin lachte kopfschüttelnd.

Hinter dem Gebüsch trafen sie auf einen länglich ovalen Waldsee, dessen rechtes Ufer mit Wassergewächs gesäumt war. Weiter vom Rande entfernt, wiegten sich gelbe Lilienkelche auf breiten, heiteren Blättern im Schilfe. Noch mehr nach der Mitte zu schwammen weiße Wasserrosen auf dem Teich. Und von der dunklen Tannenwand hoben zwei nahe aneinander stehende junge Fichten ihre schokoladefarbenen Stämme ab.

„Anton Pantjeljäitsch!" rief Tjorkin, während beide am Wasser standen. „Was habe ich Ihnen gesagt! Schauen Sie dorthin! Die Fichten. Welche Farbe! Wie beleben sie das ganze Bild."

Chrjaschtschew blinzelte und blickte lange schweigend hin.

„Das bestreite ich nicht! Eine Art Säulen für den Tannentempel. Dennoch tausche ich sie nicht für Tannen und Zedern ein."

„Hier hat jemand in gewinnsüchtiger Absicht einen Aushau geschlagen."

Tjorkin wies auf einen nahen Holzstoß hin.

„Der Förster hat sich für den Winter vorgesehen," bemerkte Chrjaschtschew. „Beim Fällen ist der Wechsel des Besitzers nicht bedacht. Der Stoß Erlenholz wird sich indessen nicht schlecht bezahlt machen."

Sie lächelten einander an und gingen am Ufer entlang an eine Stelle, wo eine Landenge den See in zwei kleine Seen teilte. Dieser Platz war besonders lieblich und zeigte eine echt russische Landschaft. Das äußerste Ende des zweiten Seearmes war von viereckiger Gestalt und trug eine solch dichte Pflanzendecke, daß nur die frische Farbe des Grüns vor dem Irrtum bewahrte, sie für einen jungen Rasenplatz zu halten.

„Nichts als Schimmel und Kahm, die Kräutersuppe da!" bemerkte Tjorkin laut.

„Schimmel und Kahm," wiederholte Chrjaschtschew, lächelnd mit der Hand das fette Kinn streichelnd. „Sie sagen: ‚Anton Pantjeljäitsch schwatzt klug und betrachtet alles vom agronomischen Standpunkt aus.' Schimmel ist eine bekannte Sache. Vergleich mit der Krautsuppe trifft auch zu. Dort gibt es ein ganzes Meer von niedrigen Gewächsen, die alle unter dem Glas ihre besondere Schönheit zeigen."

Tjorkin hörte seinen Forstmann mit traulicher Liebenswürdigkeit an und dachte an dessen warmen Ausruf: „Alles ist Wunder!" womit er seiner Beziehung zum Leben des Universums Ausdruck gegeben hatte.

Auch der letzte Himmelsstreifen war jetzt umwölkt. Aber keine düsteren Gewitterwolken verdunkelten die Natur, sondern ein helles Lichtgrau, das dem Auge ungemein wohlthat, lagerte auf der weiten Lichtung mit den beiden Teichen.

In das melodische Waldesrauschen mischte ein Vogel den Ruf: „Tiu—it, tiu—it, tiu—it!"

Tjorkin entsann sich dieses Rufes von seiner Kindheit her, konnte aber jetzt auf den Namen des Sängers, den er als Knabe sicher gewußt hatte, nicht kommen. Das bekümmerte ihn ordentlich. Bei Chrjaschtschew, der nicht mit ihm sprach, sondern ganz Auge und Ohr war, wollte er sich nicht erkundigen.

Mit zögerndem, etwas müdem Schritt hielten sie sich links, wo ihrer Vorstellung nach der neue, von Pjerwatsch ausgeführte Durchhau liegen mußte.

„Tiu—it, tiu—it, tiu—it!" rief von dort der Tjorkin unbekannte Vogel.

Er schritt wieder voran. Sein Fuß stieß bald

an eine Wurzel, bald an einen Ameisenhaufen, die unter Sträuchern und Blätterwerk verdeckt waren.

„Anton Pantjeljäitsch!“ rief er den vorsichtig weiter dringenden Chrjaschtschew an.

„Hier!“

„Verirren Sie sich nicht?“

„Gott behüte, Wassili Iwanytsch.“

Aus dem blühenden Blätterdickicht schaute das breite Gesicht Chrjaschtschews heraus. Er hielt einen glänzenden Gegenstand in der Hand.

„Was haben Sie da?“ fragte Tjorkin.

„Einen Taschenkompaß — ohne den ich nie bin. Wir gehen recht. Dort ist Norden. Der Wohnsitz liegt im Südosten. Wir müssen uns nach Nordwesten halten!“

Der Wind erstarb, während das gelockerte Gewölk am grauen Himmel einzelne hellblaue Stellen zeigte.

Der Wald wurde lichter. Sie begannen unter sich einen Abhang zu fühlen. Auf einer kleinen Lichtung bildeten einige im Kreise stehende Tannen eine Art Zelt.

„Ist es nicht genehm, auszuruhen? Sehen Sie, in dem Nest dort!“

Sie nahmen daselbst Platz, wo der flache Stumpf einer hundertjährigen Tanne, geschwärzt und mit Farnkraut rings umwachsen, einen weichen Ruhesitz bot.

„Ich nenne solche Orte Nester, Wassili Iwanytsch,“ hub Chrjaschtschew in dem ihm eigentümlichen herzlichen Ton an. „Wollen Sie dort sehen, wie unter den Tannen allerhand Kraut, besonders in solchen Nestern, ersprießt, während sich unter den Fichten kaum ein Halm findet. Die Ebereſche wächst auch da. Vorsicht! Das ist erleichternd für den Magen ... Und Muttergottesthränen!“

„Was Sie nicht alles wissen, Anton Pantjeljäitsch! Und anfänglich stellten Sie sich so bescheiden! Nun, hier ist ein Kraut!“ Tjorkin reichte Chrjaschtschew einen Stengel mit einer Blüte hin: „Ich kenne es bei seinem einfachen Namen, doch Sie werden gewiß den lateinischen wissen ...“

„Wie sollte ich nicht, Wassili Iwanytsch? ... Zu was würde ich dann sonst auf Kosten der Gesellschaft unterrichtet?“

„Nun also?“

„Leontodon Taraxacum.“

„Und das weiß ich nicht. Ich habe es sogar niemals gehört. Dagegen habe ich auf der Schule drei ciceronianische Reden auswendig gelernt — was habe ich aber davon?“

„Alles ist nützlich, Wassili Iwanytsch.“

Gerade über ihren Häuptern gellte hoch am Himmel das klagende Geschrei eines Vogels.

„Ein Habicht?“ äußerte Tjorkin fragend.

„Er erwartet Sturm ... nur wird es keinen geben,“ sagte Chrjaschtschew etwas giftig, da er das Raubgetier nicht besonders leiden mochte.

Sie setzten sich dann schweigend mitten in die starken Nadelhaufen und dichten Kräuter, jeder in seine eigenen Gedanken versunken.

Im Walde war alles ganz still geworden. Die Vögel sangen und zwitscherten. Der Himmel über ihnen hatte sich aufgeklärt. Nach etwa fünf Minuten fing es irgendwo, man wußte nicht recht, ob hinten oder seitwärts, zu scharren an.

Chrjaschtschew hatte schon auf den Laut geachtet, als ihn Tjorkin anrief.

„Das kennen Sie nicht?“ fragte Chrjaschtschew mit verwunderten Augen.

„Holzhau?“

„Durchaus nicht, das ist — Meister Petz.“

„Ein Bär?“

„Ja, ja —“

Chrjaschtschews Augen leuchteten zärtlich.

„In welcher Richtung haust er?“

Tjorkin zeigte Unruhe und wollte aufstehen.

„Er mag gerade hierher durchbrechen ... Er thut niemand etwas zu leide, wenn man ihn nicht reizt. Jetzt ist er satt ... Er geht nur etwas nach dem Waldessaum spazieren. Das Tier ist sehr verständig und kein Spielverderber, dabei von Geburt und Erziehung ein Pflanzenfresser.“

Chrjaschtschew sagte die letzten Worte ruhig und liebenswürdig. Tjorkin streckte die Beine aus, legte beide Arme unter den Kopf, richtete die Augen auf die blaue Himmelsstelle, die auf die Tannen nieder schaute, gähnte behaglich und wandte sich an seinen Gefährten:

„Es ist alles Geheimnis, in uns und um uns, nicht so, Anton Pantjeljäitsch?“

„Geheimnis!“ entgegnete Chrjaschtschew mit langem Seufzer und dehnte sich auch im Grase.

Das heitere Vögelchen schmetterte wiederum über ihnen sein Tiu—it, tiu—it, tiu—it!

XXXIII.

Auf dem Tische standen noch das Dessert, eine Flasche Wein und das Kaffeegeschirr.

Im Saale des Stadtquartiers von Nisowjew saßen gegen zwei Uhr Serafima und Pjerwatsch weit über den Tisch gebeugt und rauchten. Vor ihnen stand je ein Glas mit Liqueur.

Die Unterhaltung war noch ebenso lebendig wie bei Beginn ihres Frühstückes. Die Dienerschaft kam nicht herein.

„Nun seien Sie so gut, Nikolai Nikanortsch, und stellen Sie sich nicht an ... Ich bin also für Herrn Tjorkin — eine nichtsbedeutende Person. Rechte habe ich auf ihn in keiner Weise — das versteht

sich. Bis zur Küsserei sind Sie doch mit jenem Hamster gekommen — eh?" Pjerwatsch saß rot, mit aufgerissenen Lidern seiner glühenden, spitzbübischen Augen, ganz Feuer und Flamme, da. Die Ringe an seiner rechten Hand funkelten. Mit dem kleinen Finger schnippte er die Asche von der Cigarrette ab und blickte spöttisch umher.

Im Kopfe wirbelte es ihm ein wenig. Serafima setzte ihm gehörig mit Trinken zu, trank auch selbst, wenn auch bedeutend weniger. Sie rührte in ihm alle Begierden und Berechnungen, Schwärmerei für ihre Schönheit, sowie die durch seine plötzliche und unentschiedene Entlassung aus Sawodnoje erfahrene Kränkung auf. In Serafima fand er eine unverhoffte Rächerin. Durch sie erhielt er bei Nisowjew den Posten eines Aufsehers über dessen ganzen Waldbesitz. Solch ein Weib war ihm noch nicht zu Gesicht gekommen. Nisowjew war in ihrer Hand, obwohl sie sich ihm schwerlich ergeben hatte. Wer weiß!... Mag sein, anfänglich nimmt sie seine Freundschaftsdienste in Anspruch.

„Na, nun los! beichten Sie!" drängte Serafima, indem sie ihn über den Tisch an den Händen hielt.

Ihre bleiche Bernsteinfarbe war in ein goldiges Rot übergegangen. Der leichte, halb durchsichtige Frisirmantel ließ die Arme frei; die Haare waren nachlässig auf dem Wirbel in einen Knoten geschlungen.

„Ich habe den Grundsatz," sagte Pjerwatsch, mit den Augen umherfahrend, „sogar, wenn die, die mir nahe gestanden hat, sich nicht gentlemanlike benommen haben sollte."

„Ach was, Unsinn!... Also Schmatzerei hat's gegeben?"

„Wenn Sie wollen, ja."

„Vielleicht noch mehr?"

„Ich hielt es nicht für nötig, mich zu beeilen."

„Und sicherlich hat dieses Mädel zuerst Anlaß gegeben, sich mit Ihnen zu küssen. So, daß Sie nur ‚put, put' zu sagen brauchten. Man sieht ihr gleich die üppige, sinnliche Dirne an, die dem ersten besten Manne nachläuft. Und Herr Tjorkin hält für nötig, mit ihr Hermann und Dorothea zu spielen."

„Wie nannten Sie die?"

„Das haben Sie wohl nicht gelesen?"

„Nein, ich bin nicht dazu gekommen."

„Es ist ein Gedicht von Goethe... Ich habe es in russischer Uebersetzung auf der Schule gelesen. Da gibt es noch ältere Geschichten: Daphnis und Chloe, Philemon und Baucis, in eben demselben rührseligen Geschmack."

Ihre Augen sprühten Funken, ihr roter, feuchter Mund zog sich leicht zusammen. In ihrem Innern dröhnte nur das eine Wort: „Wicht!"

Alle Männer — verächtliches Pack, alle: sowohl dieser Feldmesserling, wie jener adelige Weiberknecht, den sie anders behandelt, als seine Pariser Maitresse — und ihr ganzer anderer Anhang. Vor allen verächtlich aber — Tjorkin, ihr Idol, ihre Sonne, der Verräter an solcher Liebe, an solchem Weibe, um was, um wen? Um solchen Hamster, den der bübische Feldmesser in einer Woche zu allem gebracht hätte!

„Ha, ha!" erschallte ihr Gelächter durch das Zimmer. „Ha, ha! Wundervoll! Ausgezeichnet! Warum haben Sie ihm denn nicht berichtet... wenn auch brieflich? Zum Dank dafür, daß Sie von seiner zukünftigen Verwandtschaft auf seinen Wink so unzeremoniös an die Luft gesetzt sind!"

„Darüber bin ich erhaben!"

„Paperlapapp! Darüber wohl auch, daß der Hamster Sie so schnöde aufgegeben hat! Aber vielleicht hat sie sich ihm verkauft... nach Art so manchen adeligen Pensionsfräuleins."

„Kaum! Ich war selbst überrascht... wie soll ich sagen... von dem Ton, mit dem sie..."

„Ihnen den Stuhl vor die Thüre setzte? Zu solcher Niedertracht ist auch das sinnloseste Weibsstück befähigt."

Serafima selbst gehörte nicht zu dieser Sorte. Ihr ganzes Selbst ging in der einen unteilbaren Leidenschaft zu dem Manne auf, der sie so empörend gemißhandelt hatte, nachdem er mit ihrem Gelde so hoch gekommen war. Hätte er sie noch im Anfalle seiner thörichten Reue, von der niemand etwas wissen wollte, der „geißelwütigen Himmelsbraut" wegen verraten. Diese Kaljeria hatte doch noch Heiligkeit, aufgelöste Haare und einen engelhaft durchsichtigen Teint für sich. Aber nun? Solch eine strohköpfige, skrofulöse Landpomeranze! Seiner Großthuerei zu fröhnen, muß er mit dem Rittergut auch ein Ritterfräulein zugleich erstehen, wobei ihm das Bewußtsein schmeichelt, eine ganze Familie zu beglücken und eine leichtfertige Dirne durch eine gesetzmäßige Ehe zu beehren.

Alles kam ihr so niedrig und gemein vor. Trotz alledem konnte sie sich nicht davon losreißen, und wenn Pjerwatsch etwas von dem Verhältnis Tjorkins zu dem Hamster hätte erzählen können, dann hätte sie ihm den ganzen Tag lang zugehört. Er wußte aber nichts oder so gut wie nichts davon.

„Hat eine Verlobung stattgefunden?" fragte sie, ohne Antwort auf ihre unhöfliche Anfrage abzuwarten.

„Weiß ich nicht!" antwortete Pjerwatsch affektirt. „Ist mir auch gänzlich gleichgiltig."

Und dieser Schlingel hielt es für gut, sich vor ihr als ebensolcher Spitzbube und Bösewicht wie alle Männer zu erweisen. Er war aber auf seiner Hut und unterließ das Prahlen. Sicher hatte das Fräu-

lein vor Tjorkins Ankunft in Sawodnoje mit ihm geliebelt. Wäre es nicht am zweckmäßigsten, Wassili Iwanytsch in einem Briefe über den Schatz aufzuklären, den er dem liederlichen Feldmesser abgejagt hatte? Wie ein Kammermädchen hatte sie nach Herzenslust im Garten getändelt! Das ist sein Ideal. So sieht es in dem ersehnten Hafen aus, in den er eingelaufen ist!

Ihre Brust zog sich krampfhaft zusammen. Sie überdachte schon den Brief, in dem sie ihr Gift ausspritzen wollte. O, sie wird schon zeigen, daß sie ihre goldene Medaille auf der Schule verdient hat. Für ein stumpfsinniges, grützköpfiges Institutsfräulein hat sie nie gegolten.

Ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf, der ihr Frösteln verursachte. Wie, wenn sie gebeichtet hätte, als er um ihre Hand anhielt, und er in seinem raskolnischen Edelmut ihr alle Sünden vergeben, und dadurch in ihren Augen noch an Erhabenheit gewonnen hätte?

Auf keinen Fall wird sie ihre Handschrift verstellen oder anonym schreiben; das ist gemein! Mag sie mit ihrem Namen eine Schande schlucken!

Alles umsonst. Sie verzehrt sich bei lebendigem Leibe. Die Liebe quält sie. An ihre Stelle sollte der glühende Haß auf das ganze Männergeschlecht treten — nicht nur auf den einen Mann, der sie drei Jahre lang als Sklavin ihrer unverantwortlichen Leidenschaft in Fesseln gehalten hatte. Kein Erbarmen — nicht für einen! So lange ihre Reize noch blühen, wird sie ihre volle Herrschaft über alle üben, die für dieselben empfänglich sind; sie wird deren Herzblut trinken, deren Kraft erschöpfen und sie dann wie ein Bündel alter Kleider beiseite werfen.

Himmel! Mangel daran ist nicht zu fürchten. Zuerst Nisowjew — der schon von greisenhafter Sinnlosigkeit befallen ist. Wenn ihm seine französische Liebste — die Gräfin — zwei Millionen Franken gekostet hat, dann werden ihr noch die unverkauften Hunderttausende von Walddessiatinen an der Wolga, Unscha, Welluga und Kama verbleiben.

Und gerade, als ob sie keine Zeit verlieren wollte, lehnte sie sich im Stuhl zurück und rief in kurzem, geschäftlichem Ton:

„Pjerwatsch!"

„Was gefällig, Serafima Jefimowna?"

„Paul Ilarionytsch sollte zum Essen zurück sein?"

„Ja wohl."

„Lange werde ich mit Ihnen nicht fackeln. Sie haben mich gestern verstanden? Eh?"

„Vollkommen verstanden, Serafima Jefimowna."

„Wenn Sie Oberverwalter werden wollen — vergessen Sie nicht, wer das Regiment führt."

„He, he!" lachte Pjerwatsch im vergnügten und boshaften Ton. „Mutter-Commandeuse — Serafima Jefimowna. Das springt in die Augen."

„Gut, gut! Und nun will ich Sie nicht aufhalten. Ich muß mich ankleiden."

„Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Er entfernte sich mit einem tiefen Bücking, während in seinen glänzenden Augen die Schlangen züngelten. Der eingebildete Tropf dachte bei sich:

„Kommt Zeit, kommt Rat!"

Nach seinem Abgang verharrte Serafima starr einige Minuten in derselben Stellung, dann legte sie die bloßen Arme auf den Tisch, sank auf diese mit dem Kopf und brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Die Töne gurgelten in der Kehle, und Brust und Schulter zuckten konvulsivisch.

XXXIV.

Die Abendröte sandte einen feurigen Streifen durch die halb geschlossenen Rollläden. Serafima lag auf dem Bett, noch in demselben Morgenrock, den sie beim Frühstück mit dem Taxator angehabt hatte.

Sie war von einem epileptischen Anfalle heimgesucht worden, so daß sie zur Rückkehr von Nisowjew keine Toilette hatte machen können. Der Anfall war heftig und langwierig gewesen. Das geschickte und ordentliche Kammermädchen, Katja, das ihr von Moskau gefolgt war, hatte in ihrem ersten Schrecken einen Doktor holen wollen, war aber von der gnädigen Frau angeschrieen worden:

„Ich will keinen Doktor! ... Laßt mich zufrieden! ..."

Mehrere Stunden hatte sie hinter halb geschlossenen Rollläden gelegen und mit ihrem hysterischen Zustande gerungen. Eine solche abscheuliche Widerwärtigkeit war ihr seit dem Tage nicht passirt, an dem sie wegen ihres Attentats auf Kaljeria von der Datsche fortgejagt worden war.

Das quälte und beschämte sie in den eigenen Augen. Und das alles um ihn, um den verächtlichen Menschen, der sie für jenen Hamster verraten hatte. Sie mußte ihre dumme weibische Schwäche überwinden, und sie überwand sie. Es blieb nur noch der alberne Kopfschmerz in den Schläfen zurück. Darauf war sie eingeschlafen und wieder erwacht. Als sie die schweren Augenlider hob, glänzte bereits die Abendröte durch die Spalten der Läden. Im Hause herrschte Stille; nur rechts im Zimmer der Kammerzofe ließ sich ein leises Tuscheln hören. Sie erkannte Nisowjews Stimme.

Er war es wirklich, der nun schon zum zehntenmal nach ihrem Befinden fragte, und ob es nicht besser wäre, nach einem Arzte zu schicken.

(Schluß folgt.)

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Fortſetzung.)

Siebentes Buch.

I.

Es war Abend in der Pfarre von Emminſter. Die gewohnten Kerzen brannten unter ihren grünen Schleiern im Studirzimmer des Vikars, aber dieſer hatte noch immer keine Zeit gefunden, ſich niederzulaſſen. Gelegentlich trat er einmal ein, ſchürte das kleine Feuer, welches für die wachſende Milde des Frühlings genügte, und ging wieder hinaus, machte einen Augenblick Halt vor der Hausthür, ging weiter bis in das Wohnzimmer und kehrte abermals zur Hausthür zurück.

Sie ging nach Weſten hinaus, und obgleich die Dunkelheit auf der Innenſeite überwog, ſo war es dennoch auch hier hell genug, daß man, wenn auch undeutlich, ſehen konnte. Frau Clare, welche im Wohnzimmer geſeſſen hatte, folgte ihrem Manne.

„Noch viel Zeit!“ ſagte der Pfarrer. „Chalk-Newton erreicht er nicht vor ſieben Uhr, ſelbſt wenn der Zug pünktlich eintreffen ſollte; und zehn Meilen Landſtraße, von denen fünf auf Crimmercrock-Lane kommen, können von unſerm alten Pferde nicht mit einem Hui überwunden werden.“

„Aber mit uns hat es ſie ſchon in einer Stunde zurückgelegt!“

„Vor Jahren einmal!“

So verbrachten ſie die Minuten, obgleich jeder wußte, daß es Zeitverſchwendung war und ihnen nichts weiter übrig blieb, als einfach zu warten.

Schließlich machte ein leichtes Geräuſch auf der Straße ſich bemerkbar, und die alte Ponychaiſe erſchien in der That außerhalb des Gitters. Sie ſahen eine Geſtalt ausſteigen, welche ſie gerne erkannt hätten, an der ſie aber gleichgiltig vorbeigegangen ſein würden, wäre ſie nicht in dem beſtimmten Augenblick, in welchem eine beſtimmte Perſon erwartet wurde, in ihrem Wagen angekommen.

Frau Clare eilte durch den dunklen Eingang dem Thor zu, und ihr Gatte ſchritt langſamer hinter ihr her.

Der neue Ankömmling, der gerade eintreten wollte, entdeckte im Thorwege ihre aufgeregten Geſichter und den Schimmer des Weſtens in ihren Brillengläſern; ſie aber konnten nur die Umriſſe ſeiner Geſtalt gegen das Licht hin wahrnehmen.

„O, mein Junge, mein lieber Junge — endlich wieder daheim!“ rief Frau Clare, welche in dieſem Augenblick, um den Makel der Heterodoxie, der die ganze Trennung verurſacht hatte, ſich nicht mehr kümmerte als um den Staub auf ſeinen Kleidern. „Aber das iſt nicht Angel,“ rief ſie, als man das Zimmer betreten hatte und die Lichter das Antlitz des jungen Mannes beleuchteten; „das iſt nicht mein Sohn, der Angel, der von uns ſchied!“

Auch ſein Vater war erſchüttert über ſein Ausſehen, ſo ſehr war er durch das zehrende und ſchlechte Klima verändert, das er in ſeinem erſten Zorn über den Hohn der Ereigniſſe in der Heimat ſo übereilt aufgeſucht hatte. Man konnte das Skelett hinter dem Mann und hinter dem Skelett faſt das Geſpenſt erkennen. Er glich Crivellis totem Chriſtus. Das Licht in ſeinen Augen war erloſchen, und dieſe lagen tief in ihren Höhlen, die eine krankhafte Farbe hatten. Die winkeligen Runzeln und Linien ſeiner gealterten Vorfahren waren in ſeinem Geſicht zwanzig Jahre vor der Zeit zur Herrſchaft gekommen.

„Ich war krank da drüben!“ ſagte Angel. „Aber jetzt geht es mir gut.“

Wie um ihn Lügen zu ſtrafen, verſagten ihm die Beine plötzlich den Dienſt, und um nicht zu fallen, nahm er ſchnell Platz. Es handelte ſich indes nur um einen vorübergehenden Schwächeanfall, den die ermüdende Tagereiſe und die Aufregung des Wiederſehens verurſacht hatten.

„Iſt kürzlich irgend ein Brief für mich gekommen?“ fragte er. „Den letzten, den ihr auf gut Glück hinabſendetet, empfing ich nach vielen Kreuz- und Querwegen im Inlande.“

„Er war von Deiner Frau, wenn wir recht vermuteten.“

„Ja!“

Nur einer war inzwiſchen angekommen. Man hatte ihm denſelben nicht geſendet, weil man wußte, daß er bald eintreffen werde.

Er öffnete ihn haſtig und las mit großer Ver-

wirrung das Gekritzel, das in Teß' Handschrift so schwere Vorwürfe gegen ihn erhob.

„O Angel, warum behandelst Du mich so schrecklich? Ich verdiene es nicht. Ich habe alles sorgsam überdacht und kann Dir niemals — niemals vergeben. Du weißt, daß ich nimmer beabsichtigt habe, Dir unrecht zu thun — warum bist Du so ungerecht gegen mich? Du bist grausam, in der That grausam! Ich will versuchen, Dich zu vergessen. Ich habe nichts als Unrecht aus Deiner Hand empfangen. T."

„Das ist durchaus wahr!" sagte Angel, den Brief sinken lassend. „Vielleicht wird sie sich niemals mehr mit mir aussöhnen."

„Sei doch nicht so besorgt eines gewöhnlichen Landmädchens wegen!" sagte die Mutter.

„Eines gewöhnlichen Landmädchens wegen? Ich wünsche, sie wäre es in dem Sinne, den Du meinst, aber laßt mich jetzt endlich einmal aus einander setzen, was ich bisher stets verschwiegen habe; ihr Vater ist der Nachkomme eines der ältesten normännischen Häuser in männlicher Linie, wie so viele andere, welche in unseren Dörfern als Landleute im Dunkeln leben und ‚Landleute' betitelt werden."

Ermüdet ging er bald zu Bett und blieb am andern Morgen, da er sich entschieden unwohl fühlte, grübelnd in seinem Zimmer. Die Umstände, unter denen er Teß verlassen hatte, waren derart, daß es ihm jetzt nach seiner Ankunft in Europa keineswegs so leicht erschien, in ihre Arme zurück zu eilen, als zu jener Zeit, da er jenseits des Aequators ihren Liebesbrief empfangen und beschlossen hatte, ihr zu vergeben.

Sie war leidenschaftlich, und ihr letzter Brief bewies, daß ihre Achtung vor ihm infolge seines Zögerns gesunken war, und mit Recht gesunken war, wie er sich trübe gestand; er fragte sich daher, ob es klug sei, unangemeldet in Gegenwart ihrer Eltern ihr gegenüber zu treten. Vorausgesetzt, daß ihre Liebe in der That während der letzten Wochen der Trennung in Abneigung sich verwandelt hatte, konnte eine plötzliche Begegnung leicht zu bitteren Bemerkungen Veranlassung geben.

Clare glaubte deshalb, es würde am besten sein, eine Zeile, die seine Rückkehr anzeigte, nach Marlott zu senden, um Teß und ihre Familie vorzubereiten, da er hoffte, daß sie, wie er es bei seiner Abreise von England angeordnet hatte, noch dort bei ihren Verwandten sich aufhalte. Er führte noch an demselben Tage seine Absicht aus, und bevor die Woche verging, erhielt er von Frau Durbeyfield eine kurze Antwort, die seine Unsicherheit indes keineswegs verminderte, denn sie enthielt keine Adresse, obgleich sie zu seiner Ueberraschung nicht aus Marlott kam.

„Mein Herr!" so lautete sie. „Ich schreibe Ihnen diese wenigen Zeilen, um Ihnen mitzuteilen, daß meine Tochter gegenwärtig nicht bei mir ist; ich bin nicht sicher, wann sie zurückkehren wird, aber ich will es Sie wissen lassen, sobald sie es thut. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen sagen darf, wo sie sich zurzeit aufhält, aber ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich und meine Familie für einige Zeit Marlott verlassen haben.

Ihre

J. Durbeyfield."

Für Clare war es eine solche Erleichterung, zu erfahren, daß es Teß scheinbar wenigstens gut gehe, daß der Eigensinn ihrer Mutter, ihm ihren Aufenthalt zu verschweigen, ihn nicht lange betrübte. Sie waren offenbar alle erzürnt auf ihn. Er wollte warten, bis Frau Durbeyfield ihm über die Rückkehr von Teß, welche dem Briefe nach nahe bevorstehen mußte, Nachricht geben konnte. Er verdiente es nicht besser. Seine Liebe hatte „sich geändert, wenn sie eine Abwechslung fand". Er hatte in seiner Abwesenheit einige sonderbare Erfahrungen gemacht; er hatte die Faustina in der Cornelia, eine Lucretia dem Geiste nach, in einer Phryne dem Körper nach gesehen; er hatte an die Frau, die er genommen und in unsere Mitte gesetzt ist, gedacht wie an eine, die verdient, gesteinigt zu werden, er hatte an Uriah gedacht, die Königin wurde; und er hatte sich gefragt, warum er Teß nicht lieber ihrem Wesen, als ihren Erlebnissen, nicht lieber ihren Absichten, als ihren Handlungen nach beurteilt hatte.

Ein oder zwei Tage vergingen, während er in seinem Elternhause auf die versprochene zweite Mitteilung Joan Durbeyfields wartete und etwas mehr Kraft zu gewinnen suchte. Die Kraft kam allen Anzeichen nach zurück, aber der Brief Joans ließ auf sich warten. Dann suchte er den alten Brief wieder hervor, den Teß in Flintcomb-Ash geschrieben und den man ihm nachgesandt hatte, und las ihn wieder und wieder. Einzelne Sätze machten jetzt einen viel stärkeren Eindruck auf ihn als beim ersten Durchlesen.

„Ich muß Dich anrufen in meiner Not — ich habe ja sonst niemand. Ich glaube, ich muß sterben, wenn Du nicht bald kommst oder mir sagst, daß ich zu Dir kommen soll. Bitte, bitte, sei nicht nur gerecht, sei auch ein wenig gut zu mir. Wenn Du kämest, so könnte ich in Deinen Armen sterben. Ich würde sehr zufrieden sein, es zu können, wenn Du mir vergeben hättest. Wenn Du mir nur eine kleine Zeile senden willst und sagen, ‚ich komme bald', so will ich alles ertragen, Angel — und mit der größten Freude. Denke doch nur daran, wie es mein Herz verwunden muß, Dich niemals — niemals zu sehen! Wenn ich Deinem teuren Herzen nur eine kleine Minute des Tages den Schmerz einflößen könnte, den ich Tag für Tag zu tragen habe, es würde Dich vielleicht dahin bringen, mir, die niemand hat als Dich, Mitleid zu beweisen. Ich würde zufrieden,

ja, glücklich sein, wenn ich bei Dir als Deine Magd leben könnte, wenn ich Deine Frau nicht sein darf, so daß ich wenigstens in Deiner Nähe wäre, Dich sähe und mir einbilden könnte, Du wärest mein. Ich sehne mich nur nach einem: im Himmel und auf Erden oder unter der Erde bei Dir zu sein, Du mein Geliebter! Komm zu mir — komm zu mir und rette mich vor dem, was mich bedroht!"

Clare beschloß, seiner Furcht, daß sie ihn mit anderen und strengeren Augen ansehen könne wie früher, nicht mehr nachzugeben, sondern zu gehen und sie sofort aufzusuchen. Er fragte seinen Vater, ob sie während seiner Abwesenheit Geld verlangt habe. Herr Clare antwortete verneinend, und nun kam Angel zum erstenmal der Gedanke, daß ihr Stolz sie abgehalten und sie vielleicht Mangel gelitten habe. Aus seinen Bemerkungen erfuhren jetzt seine Eltern die wirkliche Ursache ihrer Trennung; und so aufrichtig war ihr Christentum, daß ihre zärtliche Neigung für Teß, welche ihr Blut, ihre Einfachheit, selbst ihre Armut noch nicht hervorgerufen hatten, durch ihre Sünde sofort erregt wurde.

Während er einige wenige Sachen hastig für seine Reise zusammenpackte, glitten seine Augen über eine arme, einfache Sendung, die ihm ebenfalls zu spät in die Hand kam — über die Zeilen, welche Marian und Izz Huett mit so viel Mühe zusammengebracht hatten: „Geehrter Herr! Sehen Sie nach Ihrer Frau, wenn Sie sie ebenso lieben, als sie Sie liebt!" und unterzeichnet waren „Zwei gute Freunde".

II.

Nach einer Viertelstunde verließ Clare das Haus, von seiner Mutter geleitet, die seine magere Gestalt mit zärtlicher Sorge in der Straße verschwinden sah. Er hatte es abgelehnt, seines Vaters alte Stute zu benützen, da er wohl wußte, wie nötig sie im Haushalt war. Er ging deshalb in eine Schenke, wo er eine kleine Ponychaise mietete; mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, bis sie aufgeschirrt war. Nach wenigen Minuten fuhr er aus der Stadt, den Hügel hinauf, den Teß drei Monate früher mit so viel Hoffnungen hinab- und mit so erschütterten Vorsätzen wieder hinaufgestiegen war.

Bald streckte Benvill Lane sich vor ihm aus, deren Hecken und Bäume von Knospen gerötet waren; Angel sah aber nach anderen Dingen und kümmerte sich nur so weit um seine Umgebung, als nötig schien, ihm den Weg zu zeigen. In weniger als ein und einer halben Stunde hatte er die südlichen Grenzen der Kings Hintock-Güter erreicht und kletterte zu der ungastlichen Einsamkeit von Croß-in-Hand empor, wo Teß durch Alec D'Urberville gezwungen worden war, auf den gottlosen Stein den sonderbaren Eid zu leisten, daß sie ihn absichtlich niemals mehr versuchen wolle. Die bleichen und verwelkten Nesselstauden des vorhergehenden Jahres schmachteten nackend auf den Wällen, während die jungen grünen Schüsse dieses Frühlings bereits aus den Wurzeln emporsproßten.

Darauf fuhr er am Rande des Hochlandes entlang, das oberhalb der andern Hintocks sich erhebt, und sich zur Rechten wendend, kam er in die Kalkregion von Flintcomb-Ash, von welchem Orte aus sie den einen der Briefe an ihn geschrieben hatte und wo er sie nach dem Billet ihrer Mutter noch zu finden erwartete. Seine Hoffnung erfüllte sich nicht, und seine Niedergeschlagenheit wurde noch erhöht durch die Entdeckung, daß man von einer „Frau Clare" nichts gehört hatte, obgleich Teß bei ihrem Vornamen dort bekannt genug war. Sie hatte augenscheinlich seinen Namen während ihrer Trennung nicht getragen, und ihre Annahme, daß sie sich niemals mehr zusammenfinden würden, wurde nicht weniger bewiesen durch diese Enthaltung als durch die harte Arbeit, von der er jetzt zum erstenmal erfuhr und der sie sich also lieber unterzogen hatte, als seinen Vater um Geld anzugehen.

Man erzählte ihm, daß Teß Durbeyfield ohne die schuldige Mitteilung von hier fort in die Heimat zu ihren Eltern gegangen sei; es wurde daher notwendig für ihn, Frau Durbeyfield aufzusuchen. Sie hatte ihm geschrieben, daß sie nicht mehr in Marlott sei, hatte aber in einer sonderbaren Zurückhaltung ihre gegenwärtige Adresse verschwiegen, so daß ihm nichts übrig blieb, als nach Marlott zu gehen und sie dort zu erfragen. Der Farmer Groby, der so hart gegen Teß gewesen war, benahm sich gegen Clare ganz umgänglich und lieh ihm ein Pferd und einen Kutscher, um ihn nach Marlott zu bringen; die Gig hatte Angel bei seiner Ankunft nach Emminster zurückgesendet; denn die Grenze einer Tagereise war hier für jenes Gespann bereits überschritten.

Clare benützte das Vehikel des Farmers nicht weiter als bis zu den Grenzen des Thales und kehrte, nachdem er es zurückgesendet hatte, in einer Schenke ein; am nächsten Tage ging er zu Fuß dem Geburtsort seiner geliebten Teß zu. Es war noch zu früh im Jahr, als daß schon viel Farbe in den Gärten und im Blätterwerk sich bemerkbar gemacht hätte; der sogenannte Frühling war nur ein Winter, der einen dünnen Rock von Grün angezogen hatte, und erst ein kleiner Teil seiner Hoffnungen war in Erfüllung gegangen.

Das Haus, in welchem Teß die Jahre ihrer Kindheit verbracht hatte, war jetzt durch eine andere Familie bewohnt, die sie nicht einmal kannte. Alle, die zu ihr gehörten, waren im Garten und unterhielten sich angelegentlich über ihre Arbeit, als ob diese Heimstätte niemals mit der Geschichte anderer verknüpft gewesen, neben der ihre eigene sich aus-

nahm wie ein Märchen aus alten Zeiten. Selbst die Frühlingsvögel sangen über ihren Häuptern, als ob sie niemand vermißten.

Als Clare diese kostbaren Unschuldigen, denen selbst der Name ihrer Vorgänger entfallen war, um Auskunft bat, brachte er schließlich heraus, daß John Durbeyfield tot sei und seine Witwe mit den Kindern nach Kingsbere habe gehen wollen, aber an einen andern Ort, dessen Namen man ihm nannte, sich begeben hätte. Von diesem Augenblick an war das Haus, das aufgehört hatte, Teß zu beherbergen, ein Abscheu für Angel, und hastig entfernte er sich, ohne auch nur einen Blick zurück zu werfen.

Sein Weg führte ihn der Wiese zu, auf welcher er Teß zum erstenmal beim Tanz gesehen hatte. Es machte einen ebenso üblen Eindruck auf ihn wie das Haus, und schnell ging er dem Friedhof zu. Zwischen den Grabsteinen entdeckte er einen von etwas besserer Ausführung als die übrigen. Die Inschrift lautete folgendermaßen:

„Zur Erinnerung an John Durbeyfield, rite D'Urberville, Glied der einst so mächtigen Familie dieses Namens und direkter Nachkomme der illustren Linie des Sir Bryan D'Urberville, eines Ritters im Heere des Eroberers. Gestorben am 10. März 18—

Wie sind die Mächtigen gefallen!"

Irgend ein Mann, dem Anschein nach der Mesner, hatte Clare beobachtet und kam näher.

„Nun, mein Herr," sagte er, „das ist ein Mann, der hier nicht bleiben, sondern nach Kingsbere gebracht werden wollte, wo seine Vorfahren liegen."

„Und warum hat man seinen Wunsch nicht erfüllt?"

„Ach ja, das Geld, Herr, das Geld! Gott segne Ihre Seele, mein Herr, aber — ich möchte es sonst nirgendwo sagen — aber selbst dieser Stein mit allen seinen hochtrabenden Worten ist noch nicht einmal bezahlt."

„So? Wer hat ihn gemacht?"

Der Mann nannte den Steinmetz im Dorfe, und Clare sprach bei diesem vor, als er den Kirchhof verlassen hatte. Er fand die Angaben wahr und berichtigte die Rechnung. Dann folgte er den Auswanderern.

Die Entfernung bis zu ihrem neuen Aufenthaltsort war für eine Fußwanderung zu weit, aber Clare fühlte so lebhaft das Bedürfnis, allein zu sein, daß er zunächst weder ein Gefährt zu mieten noch eine der benachbarten Eisenbahnstationen aufzusuchen beabsichtigte, von der aus er sein Ziel hätte erreichen können. Zu Shaston glaubte er indes doch fahren zu müssen; gegen sieben Uhr abends endlich erreichte er den Ort, wo Joan sich aufhalten sollte, nachdem er mehr als zwanzig Meilen von Marlott aus zurückgelegt hatte.

Das Dorf war klein, und so erfuhr er ohne große Schwierigkeit, daß die Familie Durbeyfield in der That dort wohne und wo ihr Haus sich befinde; es lag ziemlich entfernt von der Hauptstraße in einem ummauerten Garten, und so gut es ging, hatte sie ihr plumpes, altes Möbelwerk darin untergebracht. Es war offenbar, daß sie aus irgend einer Ursache nicht gewünscht hatte, ihm zu begegnen; er hatte deshalb ganz das Gefühl, als ob er sie nicht besuche, sondern überfalle. Sie empfing ihn an der Thür, und das Licht des Abendhimmels fiel voll auf ihr Gesicht.

Es war das erstemal, daß Clare ihr begegnete, aber er war innerlich zu beschäftigt, um mehr zu sehen, als daß sie noch eine hübsche Frau im Gewande einer respektablen Witwe war. Er war gezwungen, aus einander zu setzen, daß er Teß' Gatte sei und was ihn hierher führe; und er that es ungeschickt genug. „Ich möchte Teß einmal sehen," fügte er hinzu. „Sie haben mir versprochen, mir noch einmal zu schreiben; Sie haben es bis jetzt aber nicht gethan."

„Weil sie noch nicht heim gekommen ist," erwiderte Joan.

„Wissen Sie, ob es ihr gut geht?"

„Nein!"

„Wo hält sie sich auf?"

Vom Beginn der Unterredung an hatte Joan ihre Verlegenheit dadurch verraten, daß sie ihre Hand seitwärts gegen ihre Backe hielt.

„Ich . . . genau weiß ich es nicht, wo sie heute sich aufhält," antwortete sie. „Vor kurzem war sie . . . aber . . ."

„Wo war sie?"

„Nun, jetzt ist sie nicht mehr da."

In ihrer Unbeholfenheit hielt sie abermals inne; die jüngeren Kinder waren inzwischen an die Thür gekommen, und das jüngste flüsterte, an der Schürze der Mutter sich haltend:

„Ist das der Herr, der Teß heiraten will?"

„Er hat sie bereits geheiratet," murmelte Joan. „Geh hinein!"

Clare sah, wie sie sich bemühte, ihm auszuweichen, und fragte:

„Glauben Sie, daß Teß mir zu begegnen wünscht und es ihr recht ist, wenn ich sie aufsuche? Wenn nicht, so . . ."

„Ich glaube nicht, daß sie es wünscht."

„Sind Sie fest davon überzeugt?"

„Sicher, sie wünscht es nicht."

Er wendete sich ab und dann dachte er an Teß' zärtlichen Brief.

„Und ich bin überzeugt, daß sie es wünscht," erwiderte er leidenschaftlich. „Ich kenne sie besser als Sie es thun."

„Das ist leicht möglich, Herr; denn ich habe sie nie recht verstanden."

„Bitte, sagen Sie mir ihre Adresse, Frau Durbeyfield, in Güte, einem einsamen, unglücklichen Manne."

Teß' Mutter rieb abermals ruhelos ihre Wange mit ihrer flachen Hand, und da sie sah, daß er litt, sagte sie schließlich mit leiser Stimme:

„Sie ist in Sandbourne."

„Und wo da? Sandbourne ist ein großer Ort geworden, wie man sagt."

„Weiter weiß ich nichts, als was ich Ihnen gesagt habe. Sie ist in Sandbourne. Ich selbst war niemals da."

Augenscheinlich sagte Joan die Wahrheit; Clare drängte sie deshalb nicht weiter.

„Haben Sie irgend etwas nötig?" fragte er freundlich.

„Nein, Herr," erwiderte sie. „Wir sind mit allem reichlich versehen."

Ohne das Haus zu betreten, wendete Clare sich ab. Es befand sich eine Station drei Meilen entfernt, und nachdem er seinen Kutscher bezahlt hatte, ging er dort hin. Der letzte Zug nach Sandbourne ging kurz darauf; unter seinen Fahrgästen war auch Clare.

III.

Um elf Uhr abends wanderte er, nachdem er sich ein Bett in einem der Hotels gesichert und unmittelbar nach seiner Ankunft seinem Vater telegraphisch seine Adresse angegeben hatte, in die Straßen von Sandbourne hinaus. Es war zu spät, um irgendwo vorzusprechen oder nach jemand zu fragen, und widerstrebend schob er sein Vorhaben bis zum andern Tage auf. Aber er konnte sich nicht zurückziehen, um schon jetzt zur Ruhe zu gehen.

Dieser modische Badeplatz mit seinen östlichen und westlichen Stationen, seinen Piers, seinen Nadelholzhainen, seinen Promenaden und Wintergärten, glich Angel Clare einem Feenlande, das auf den Wink eines Zauberstabes plötzlich vor ihm sich enthüllt hatte und ihm gestattete, ein wenig schwindelig zu werden. Ein seitab liegender Teil der ungeheuren Egdonwüste war ganz in der Nähe; und dennoch hatte an den Grenzen jenes braungelben Stückes Altertum etwas so glänzend Neues wie diese Stadt des Vergnügens ihren Ursprung sich erwählt. Innerhalb der Ausdehnung einer Meile von ihren Vorstädten an war jede Unregelmäßigkeit des Bodens vorgeschichtlich, jeder Graben ein unzerstörter britischer Wegezug, kein Stück Rasen war hier seit den Tagen Cäsars gewendet worden. Dennoch war hier plötzlich wie der Kürbis des Propheten eine exotische Pflanze aufgeschossen und hatte Teß dorthin gezogen.

Bei dem Licht der Mitternachtslaternen wanderte er die windigen Straßen dieser neuen Welt inmitten einer alten auf und ab und konnte zwischen den Bäumen und gegen die Sterne die stolzen Dächer, Schornsteine und Türme der zahlreichen phantastischen Schlösser unterscheiden, aus denen sich der Ort zusammensetzte. Es war eine Stadt abgelegener Häuser, ein mittelländischer Faulenzerort am englischen Kanal, und bei Nacht gesehen, schien er großartiger als er war.

Die See war nahe, aber nicht zudringlich; man hörte sie murmeln, aber man glaubte, es seien die Tannen; die Tannen flüsterten ganz in denselben Tönen, und man glaubte, es sei die See.

Wo konnte Teß, ein Dorfmädchen, Clares junges Weib, inmitten all dieses Reichtums, dieser Modenwelt sich aufhalten? Je mehr Angel nachdachte, um so verwirrter fühlte er sich. Gab es hier Kühe zu melken? Jedenfalls gab es hier keine Wiesen dafür. Höchst wahrscheinlich war sie in irgend einem dieser großen Häuser für irgend eine Arbeit engagirt, er schlenderte an ihnen entlang, sah in die erleuchteten Zimmerfenster und fragte sich Haus für Haus, in welchem sie vielleicht wohnen möchte.

Jede Mutmaßung war nutzlos; er kehrte deshalb heim und ging etwas nach zwölf Uhr zu Bett. Bevor er sein Licht ausmachte, las er Teß' leidenschaftlichen Brief noch einmal. Schlafen konnte er indessen nicht — ihr so nahe und dennoch so fern; immer wieder lüftete er die Rouleaux, betrachtete die Rückseite der gegenüber liegenden Häuser und fragte sich, hinter welcher dieser Fensterladen sie in diesem Augenblick ruhe.

Er hätte ebenso gut die ganze Nacht aufbleiben können; er erhob sich deshalb schon um sieben Uhr, sobald sich im Hause etwas rührte, und ging gleich darauf in der Richtung des Hauptpostgebäudes fort. An der Thüre begegnete er einem intelligent aussehenden Beamten mit den Briefen für die Morgenauslieferung.

„Kennen Sie die Adresse von Frau Clare?" fragte Angel.

Der Postbeamte schüttelte den Kopf.

Clare fiel es nun ein, daß Teß vielleicht auch hier ihres Mädchennamens sich bediene, und sagte:

„Oder eines Fräulein Durbeyfield?"

„Durbeyfield?"

Auch dieser Name war dem Postmanne unbekannt.

„Hier kommen und gehen die Gäste tagaus tagein, wie Sie wissen, mein Herr," sagte der Beamte, „ohne die Hausnummer ist es unmöglich, sie zu finden."

Einer seiner Kollegen kam in diesem Augenblick heraus; auch ihm wurde der Name genannt.

„Den Namen Durbeyfield kenne ich nicht," entgegnete er; „aber in The Herons gibt es einen Namen D'Urberville."

„So?" fragte Clare erfreut, daß Teß zu der alten Aussprache ihres Familiennamens zurückgekehrt war. „Was ist The Herons für ein Platz?"

„Ein ſtilvolles Logirhaus. Es ſind ja, bei Gott, alles Logirhäuſer hier!“

Clare erhielt Auskunft, wie er das Haus finden könne, eilte dort hin und kam gleichzeitig mit dem Milchmann an. The Herons, obgleich eine gewöhnliche Villa, ſtand auf ihrem eigenen Grund und Boden, und ſicherlich würde man ſie zuletzt für eine Beſitzung gehalten haben, in welcher man Logis hätte finden können, ſo durchaus glich ſie einem vornehmen Landhauſe. Wenn die arme Teß hier Dienſtbote war, wie Angel fürchtete, ſo würde ſie an die Hinterthür zu jenem Milchmann kommen, und er hatte ſchon die Abſicht, ebenfalls dorthin zu gehen. In ſeinen Zweifeln wendete er ſich indes ſchließlich der Frontſeite zu und läutete.

Da es noch früh war, ſo öffnete die Hauswirtin ſelbſt. Clare fragte nach Tereſa D'Urberville oder Durbeyfield.

„Frau D'Urberville?“

„Ja!“

Teß galt alſo als verheiratete Frau, und Angel freute ſich, obgleich ſie ſeinen Namen nicht führte.

„Wollen Sie ihr nur freundlichſt ſagen, daß ein Verwandter ſie ſehnlichſt zu ſehen wünſcht.“

„Es iſt noch ein wenig früh. Welchen Namen darf ich nennen, mein Herr?“

„Angel!“

„Herr Angel?“

„Nein, Angel. Es iſt mein Vorname. Sie wird es ſchon verſtehen.“

„Ich will nachſehen, ob ſie wach iſt.“

Clare wurde in das Frontzimmer geführt — das Eßzimmer — und ſchaute durch die geöffneten Vorhänge auf den kleinen Grasplatz, die Rhododendrons und die anderen Sträucher auf demſelben. Augenſcheinlich war Teß' Stellung keineswegs ſo niedrig, als er gefürchtet hatte, und der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, daß ſie auf irgend eine Weiſe die Juwelen ſich verſchafft und ſie verkauft haben müßte. Keinen Augenblick tadelte er ſie. Bald vernahm ſein geſchärftes Ohr Fußtritte auf der Treppe, und nun begann ſein Herz ſo ſchmerzvoll zu klopfen, daß er es kaum ertragen konnte. „Mein Gott, was wird ſie von mir denken, wenn ſie mich ſo in Aufregung ſieht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt; und die Thür öffnete ſich.

Teß erſchien auf der Schwelle — durchaus nicht ſo, wie er ſie zu ſehen erwartet hatte — und dennoch in der That, wenn auch in anderer Weiſe, verwirrend. Ihre große, natürliche Schönheit war, wenn auch nicht erhöht, dennoch durch ihre Kleidung mehr in die Augen fallend. Sie war loſe umhüllt von einem grauweißen, in Halbtrauer geſtickten Morgenkleid und trug Pantoffeln von derſelben Farbe. Ihr Hals erhob ſich aus einer niedrigen Krauſe und ihre Zöpfe von ſtarkem braunem Haar, die Angel ſo wohl bekannt waren, hatte ſie zum Teil am Hinterkopf aufgeſteckt, zum Teil hingen ſie über ihre Schulter — als ein Zeichen ihrer Eile.

Angel hatte ſeine Arme ausgeſtreckt, aber er ließ ſie wieder ſinken; denn ſie war nicht näher gekommen, ſondern blieb in der Thür ſtehen. Nichts als ein braunes Skelett, wie er jetzt war, fühlte er den Kontraſt zwiſchen ſich und ihr plötzlich ſcharf und bitter und glaubte, daß ſeine Erſcheinung ihre Abneigung errege.

„Teß,“ ſagte er heiſer, „kannſt Du mir vergeben, daß ich Dich verlaſſen habe? Willſt Du — zu mir kommen? Wie kommſt Du — zu dieſem Aufzuge?“

„Es iſt zu ſpät!“ ſagte ſie mit harter Stimme und mit unnatürlich glänzenden Augen.

„Ich habe Dir unrecht gethan — ich habe Dich nicht ganz verſtanden!“ fuhr er fort, ſich zu verteidigen. „Ich habe es inzwiſchen gelernt, meine geliebte, ſüße Teß!“

„Zu ſpät, zu ſpät!“ ſagte ſie, ihre Hand mit der Ungeduld eines Menſchen hin und her ſchwingend, deſſen Qualen ihm jeden Augenblick zu einer Stunde machen. „Komme mir nicht nahe, Angel! Nein, nein — Du darfſt nicht! Geh fort!“

„Aber liebſt Du mich nicht mehr, mein ſüßes Weib, weil ich durch Krankheit ſo heruntergekommen bin? Du biſt doch nicht ſo wankelmütig — ich bin Deinetwegen gekommen — mein Vater und meine Mutter werden Dich jetzt willkommen heißen.“

„Ja, ja — o ja! Aber ich habe es Dir doch ſchon geſagt, es iſt zu ſpät, zu ſpät!“ Sie ſchrie es faſt. Sie glich einem Flüchtlinge in einem Traum, der fort will und ſich nicht bewegen kann. „Weißt Du denn nichts — weißt Du es nicht? Wie kommſt Du denn hierher, wenn Du es nicht weißt?“

„Ich habe hie und da nachgefragt, und ſo habe ich den Weg hierher gefunden!“

„Ich habe auf Dich gewartet und gewartet!“ fuhr ſie fort, während ihre Stimme plötzlich das alte, weich klingende Pathos wiederfand. „Aber Du biſt nicht gekommen! Ich habe an Dich geſchrieben, und Du biſt nicht gekommen! Da iſt er gekommen und hat geſagt, Du würdeſt nie zu mir zurückkehren, und ich ſei närriſch. Er war gut gegen mich, gegen Mutter und gegen uns alle nach Vaters Tode. Er...“

„Ich verſtehe Dich nicht!“

„Er hat mich wieder in ſeine Gewalt gebracht!“

Clare ſchaute ſie durchdringend an; dann ſchwankte er, den Sinn ihrer Worte begreifend, wie von einer Ohnmacht überraſcht, hin und her und ſein Blick ſenkte ſich; er fiel auf ihre Hand, die, einſt roſig, jetzt weiß und zart war.

Sie fuhr fort:

„Er iſt droben. Ich haſſe ihn jetzt, weil er mir etwas vorgelogen hat — weil er mir vorgelogen hat, daß Du niemals heimkehren werdeſt! Und Du biſt

dennoch heimgekehrt! Diese Kleider hat er mir aufgehängt! Es war mir gleich, was er mit mir machte! Aber willst Du nicht gehen, Angel! Und, bitte, komme nie, nie zu mir zurück!"

Starr standen sie einander gegenüber, während die Trostlosigkeit ihrer getäuschten Herzen ihnen erschütternd aus den Augen schaute. Beide schienen etwas anzuflehen, sie vor der Wirklichkeit zu beschützen.

„Es ist meine Schuld!" rief Angel.

Aber er fuhr nicht fort. Worte konnten nicht mehr sagen als alles Schweigen. Aber er hatte ein dunkles Bewußtsein, obgleich es ihm jetzt nicht klar wurde, daß seine ursprüngliche Teß geistig aufgehört hatte, den Körper da vor ihm als den ihren anzusehen — daß sie ihn treiben ließ, wie eine Leiche auf einem Strom, in eine Richtung, von der ihr lebendiger Wille nichts wußte.

Einige Augenblicke vergingen, dann kam es ihm zum Bewußtsein, daß Teß gegangen sei. Sein Gesicht wurde kälter und kälter, während er, vom Moment hingenommen, dastand; eine oder zwei Minuten später fand er sich auf der Straße und wanderte und wanderte, ohne zu wissen wohin.

IV.

Frau Brooks, die Hauswirtin in The Herons und Eigentümerin all der hübschen Möbeln in derselben, war keine Person von einer ursprünglich neugierigen Gemütsrichtung. Sie war ein viel zu materialistisch gesinntes armes Weib infolge ihrer langen und erzwungenen Leibeigenschaft unter dem arithmetischen Dämon Gewinn und Verlust, um eine andere Wißbegierde als diejenige, welche sich auf die Taschen ihrer Gäste erstreckte, sich konservirt zu haben. Nichtsdestoweniger war der Besuch Angel Clares bei ihren pünktlich und gut zahlenden Mietern, Herrn und Frau D'Urberville, in Betreff der Zeit und der Art genügend ungewöhnlich, um ihre weibliche, angeborene Leidenschaft aufs neue zu beleben.

Teß hatte zu ihrem Gatten vom Korridor aus gesprochen und das Eßzimmer nicht betreten; Frau Brooks, die innerhalb der halb geschlossenen Thür ihres etwas zurückliegenden Wohnzimmers stand, konnte Fragmente der Unterhaltung — wenn man diese Geständnisse so nennen darf — zwischen den beiden armen Seelen vernehmen. Sie hörte Teß die Treppe zum ersten Stock wieder hinaufsteigen, Clare fortgehen und die Thür hinter ihm zufallen. Dann wurde die Thür zum Zimmer oben geschlossen, und Frau Brooks wußte, daß Teß ihr Appartement wieder betreten hatte. Da die junge Dame noch nicht völlig angekleidet war, so konnte sie voraussehen, daß sie so bald nicht wieder auftauchen werde.

Sie stieg deshalb leise die Treppe hinauf und blieb vor der Thür des Frontzimmers stehen — eines Wohnzimmers, das mit dem unmittelbar daranstoßenden Zimmer, dem Schlafzimmer, durch Flügelthüren in Verbindung stand. Der ganze erste Stock, der die besten Appartements der Frau Brooks enthielt, war für die ganze Woche von den D'Urbervilles gemietet worden. Das hintere Zimmer lag noch in Schweigen; aber vom Wohnzimmer her schlugen Laute an ihr Ohr.

Alles, was sie anfangs unterscheiden konnte, war nur eine einzige Silbe, die mit unterdrückter, wehklagender Stimme, wie von einem Menschen, der an das Rad des Ixion geschmiedet ist, unaufhörlich wiederholt wurde:

„O—o—o!"

Dann Schweigen, ein schwerer Seufzer und wieder:

„O—o—o!"

Die Hauswirtin sah durch das Schlüsselloch. Nur ein kleines Stück des Zimmers inwendig war sichtbar, aber innerhalb dieses Raumes kamen eine Ecke des Frühstückstisches, der bereits gedeckt war, und ein daneben stehender Stuhl zum Vorschein. Ueber den Sitz dieses Stuhles, vor dem Teß kniete, war ihr Antlitz gebeugt; ihre Hände waren über ihrem Kopf gefaltet, die Falten ihres Kleides breiteten sich hinter ihr über den Boden aus und ihre Füße, von denen die Pantoffeln herunter geglitten waren, ruhten nackt auf dem Parkete. Von ihren Lippen kamen die Laute einer wortlosen Verzweiflung.

Dann hörte sie die Stimme eines Mannes aus dem benachbarten Schlafzimmer:

„Was ist los?"

Teß antwortete nicht, sondern jammerte weiter in Tönen, die eher einem Selbstgespräch als einer Klage und eher einem Trauerlied als einem Selbstgespräch entsprachen. Frau Brooks konnte nur einzelne Sätze verstehen:

„Und nun ist mein teurer, geliebter Mann dennoch heimgekommen, und ich habe es nicht gewußt! Und Du hast mir zugesetzt mit Deinen grausamen Ueberredungskünsten... endlos... endlos... ohne mir Ruhe zu gönnen! Und meine kleinen Schwestern... meine Brüder... meine Mutter waren so in Not... das trieb mich... Und Du sagtest, mein Gatte würde niemals heimkommen... niemals mehr!... Und Du verhöhntest mich... und sagtest, was für eine Närrin ich sei, auf ihn zu warten... und schließlich glaubte ich Dir und gab nach!... Und nun ist er dennoch heimgekommen und wieder gegangen! Zum zweitenmal gegangen, und ich habe ihn verloren für immer! Und von nun an wird er mich nicht mehr lieben, nicht im geringsten mehr — er wird mich nur noch hassen! Jetzt — habe ich ihn verloren — für immer... für jetzt und alle Zeit!... Und wieder durch Dich... durch Dich allein... ganz allein!"

Zuckend wendete sie, mit dem Kopf auf dem Stuhl, ihr Antlitz der Thür zu, so daß Frau Brooks die Qual

erkennen konnte, die in ihren Zügen sich malte; ihre Lippen bluteten unter dem Druck der Zähne gegen dieselben, und die langen Wimpern ihrer geschlossenen Augen berührten in nassen Strähnen ihre Wangen.

„Und sicher stirbt er," fuhr sie fort, „er sah aus, als werde er sterben!... Und meine Sünde wird ihn töten und nicht mich!... Du hast mein Leben in Stücke zerbrochen... mich geopfert und zu einer unglücklichen Sklavin gemacht... Mein wahrer, wirklicher Gatte wird niemals, niemals... o Gott, ich ertrag' es nicht!... Es ist unmöglich!"

Der Mann antwortete schärfer und lebhafter; dann ein plötzliches Rauschen; Teß war aufgesprungen. In der Meinung, daß sie die Thür öffnen und herauseilen werde, zog die Lauscherin sich hastig die Treppe hinab zurück.

Sie hätte sich indes ihre Eile sparen können, denn die Thür des Wohnzimmers wurde nicht geöffnet. Aber Frau Brooks hielt es für gefährlich, auf dem Treppenabsatz zu warten und trat in ihr eigenes Zimmer unten.

Sie hörte indes nichts mehr, obgleich sie aufmerksam horchte; sie ging darauf in die Küche, um das unterbrochene Frühstück zu vollenden. Nachdem sie wieder in das Frontzimmer des untern Stockwerks zurückgekehrt war, nahm sie eine Näherei vor und wartete auf das Klingelzeichen ihrer Gäste, um das Frühstück hinweg zu tragen, eine leichte Arbeit, die sie diesmal selbst besorgen wollte, um möglicherweise zu entdecken, wie die Sache stünde. Ueber ihrem Haupte konnte sie jetzt die Fußbodendielen leicht krachen hören, als wenn jemand darauf herum spaziere; dann wurde die Bewegung erläutert durch das Rauschen von Kleidern; die Etagenthür wurde geöffnet und wieder geschlossen, und Teß passirte das Thor, um auf die Straße zu treten. Sie war jetzt völlig angekleidet und trug das Promenadekostüm einer wohlhabenden jungen Dame, in welchem sie gekommen war, mit dem einzigen Unterschied, daß sie über ihren Hut und dessen schwarze Federn einen Schleier gezogen hatte.

Frau Brooks hatte kein Wort des Abschiedes zwischen ihren Mietern oben wechseln hören. Vielleicht hatten sie sich noch weiter gestritten, vielleicht könnte auch Herr D'Urberville wieder eingeschlafen sein, denn er war kein Frühaufsteher.

Sie ging in das hintere Zimmer, in welchem sie sich meistens aufzuhalten pflegte, und nähte weiter. Es kehrte indes weder die Dame zurück noch läutete der Herr. Immer wieder dachte die Wirtin an die Verzögerung, die heute ihre häusliche Thätigkeit erfuhr, und zugleich an das Verhältnis, in welchem der frühe Gast möglicherweise zu dem Paar oben stehe. Nachdenklich lehnte sie sich in ihrem Stuhl zurück.

Als sie ihre Augen zufällig über die Zimmerdecke schweifen ließ, wurden sie plötzlich durch einen Fleck auf seiner weißen Fläche gefesselt, den sie dort bis dahin nicht bemerkt hatte. Er hatte, als sie ihn zuerst sah, die Größe einer Oblate, vergrößerte sich aber schnell bis zur Ausdehnung einer Hand. Der oblonge weiße Plafond mit dem Scharlachfleck in der Mitte hatte das Aussehen eines riesigen Herzaß.

Frau Brooks bekam plötzlich einen sonderbaren Anfall von Besorgnis. Sie kletterte auf den Tisch und berührte den Fleck an der Zimmerdecke mit ihren Fingern. Er war feucht und sie bildete sich ein, daß er von Blut herrühren könne.

Sie stieg vom Tisch herunter, verließ das Zimmer und ging hinauf mit der Absicht, in das Schlafzimmer einzudringen, um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung sei. Nichtsdestoweniger konnte sie sich, plötzlich Weib geworden, nicht entschließen, nur den Griff an der Thür zu berühren. Sie horchte. Die Totenstille drinnen wurde nur durch einen regelmäßigen, schwachen Laut unterbrochen.

„Dripp, dripp, dripp!" klang es.

Frau Brooks eilte die Treppe hinab, öffnete die Hausthür und lief auf die Straße. Ein Mann, den sie kannte, ein Arbeitsmann, der auf der benachbarten Villa beschäftigt war, kam vorbei; diesen bat sie, mit hinein und dann hinauf zu kommen, da sie fürchte, daß mit einem ihrer Mieter etwas geschehen sei. Der Arbeitsmann willigte ein und folgte ihr die Treppe hinauf.

Sie öffnete die Thür des Wohnzimmers und trat hinter ihm ein. Das Zimmer war leer; das Frühstück — eine substantielle Kollektion von Eiern, Schinken, Butter, Brot und Kaffee — stand unberührt auf dem Tische, als sei es eben gebracht worden; nur das Brotmesser fehlte. Sie bat den Mann, durch die Flügelthür in das benachbarte Zimmer zu treten.

Er öffnete die Thür, machte einen oder zwei Schritte und kam fast unmittelbar darauf mit erstarrtem Gesicht wieder heraus.

„Mein Gott, der Herr im Bett ist tot!" rief er. „Ich glaube, er ist mit einem Messer verwundet worden — eine Masse Blut ist auf den Fußboden hinab gerannt."

Es wurde Lärm gemacht, und das Haus, das eben noch so ruhig gewesen, hallte wider von den Fußtritten zahlloser Neugieriger; unter diesen befand sich auch ein Chirurg. Die Wunde war klein, aber die Spitze der Messerklinge hatte das Herz durchbohrt; das Opfer lag bleich, steif und tot auf dem Rücken, als ob es nach dem tödlichen Stoß sich kaum noch bewegt hätte.

Eine Viertelstunde später hatte die Neuigkeit, ein Herr, ein vorübergehender Gast der Stadt, sei in seinem Bett erstochen worden, durch alle Straßen und jede Villa des populären Badeplatzes sich verbreitet.

(Schluß folgt.)

Kriſchna Singh.

Von

Pandit S. M. Natesa Sastri.

I.

Vor vielen Jahren lebte in Puſchpapura, einer Stadt im Süden Indiens, ein armer Botenläufer, Namens Tan Singh.

Sein Gehalt betrug nicht mehr als ſieben Rupien monatlich. Davon gab er fünf Rupien für ſeinen Lebensunterhalt aus. Das übrige ſparte er auf. Nach fünf Jahren überzählte er das Erſparte und fand, daß es ſich auf genau einhundertundzwanzig Rupien belief. Wieder und wieder, wohl zwanzigmal, zählte Tan Singh ſie, immer mit der eitlen Hoffnung, es ſolle mehr werden — es waren und blieben einhundertundzwanzig Rupien.

Traurig ſann er darüber nach.

„Ach," ſagte er zu ſich ſelbſt, „das iſt nun alles, was ich mit Mühe und Not bei fünfjähriger Arbeit habe erſparen können! Einhundertundzwanzig Rupien! Was kann ich mit ſo wenigem anfangen? Genügt es, um mir ein ſchützendes Dach zu erwerben? Nein! Kann ich mit einem derartigen Heiratsgut mir eine Frau nehmen? Nein! Um nur die nötige Summe zum Ankauf einer elenden Hütte zu erſparen, müßte ich noch wieder fünf Jahre dienen. Zum Beſitz einer ſchönen Frau ſind fünf- bis ſechshundert Rupien unerläßlich notwendig — die Erſparniſſe von nicht weniger als zwanzig bis dreißig Jahren Arbeit! Darüber könnte ich ſterben! Viel beſſer wird ſein, ich beginne ein neues Leben und gebe das erbärmliche Daſein, das ich bis jetzt führte, auf. Kaum zehn Jahre ſind es her, ſo erzählt man, da begann Tavudu Setti mit elenden zehn Rupien einen Handel mit Gemüſe. Und was iſt er jetzt? Ein ‚Navakoti Naryana Setti', der Beſitzer rieſiger Bazare und Schiffe. Ich habe zwölfmal ſo viel, als er, da er ſeine Laufbahn begann; warum ſollte nun die Reihe nicht an mir ſein und das Glück mich nicht auch begünſtigen?"

Den Kopf voll von dieſen Gedanken, gab Tan Singh ſeine Stelle auf. Er vertraute dem Glücke und eröffnete wie Tavudu Setti ein kleines, beſcheidenes Geſchäft für den An- und Verkauf von Hülſenfrüchten.

Durch umſichtigen, thätigen Handel gelang es ihm, ſein Kapital im folgenden Jahre zu verdoppeln, und als er glücklicher Beſitzer von zweihundertundfünfzig Rupien war, vertauſchte er ſeinen Laden mit einem Bazar für Betelnüſſe und -blätter. Als das zweite Jahr verſtrichen war, belief ſich ſein Kapital auf fünfhundert Rupien, und ſchnell vertauſchte er ſeinen Laden mit einem ſolchen für Zuckerwaren. In Hindoſtan aber verſünffacht die Zuckerbäckerei ſchnell das Kapital, wenn der Händler ſich vor dem Verkauf auf Kredit hütet.

Tan Singh ging ſehr geſchickt zu Werke, und noch war das dritte Jahr nicht zu Ende, als er ſchon mehr als dreitauſend Rupien aufgeſpart hatte. Nun glaubte er, das Glück habe ihn, wie früher Tavudu Setti, zum Günſtling erwählt. Jedes Jahr geſtaltete ſich ſein Handel einträglicher und anſehnlicher.

Während er ſtets klug und ehrlich blieb, vergaß er nie, in welch erbärmlicher Lage er ſich früher befunden hatte.

Endlich nach zehnjähriger erfolgreicher Arbeit verwirklichte ſich ſein Ideal, es zu einem Navakoti Naryana Setti zu bringen; er wurde nämlich ein bedeutender Perlenhändler.

Perlen und Diamanten vom hellſten Waſſer bildeten den einzigen Handelsartikel, den er vertrieb.

Sein jetziges Leben ſtand im grellſten Kontraſt mit dem beſchwerlichen Daſein, das er vor zehn Jahren friſtete. Während er damals ein armſeliger Botenläufer mit einem monatlichen Lohn von ſieben Rupien war, befahl er jetzt ſelbſt über tauſend Läufer, von denen jeder ein monatliches Gehalt von ſieben Rupien bekam, und ſein Einkommen überſtieg das eines Rajahs.

Tan Singh dachte, er würde ſich gröblich verſündigen, wenn er bei einem ſolchen Daſein das Leben nicht genießen wollte. So kaufte er ſich denn für mehr als ſechzigtauſend Rupien einen großartigen Palaſt in Puſchpapura und heiratete eine Jungfrau, genannt Kamalabai, aus der beſten Familie Singh in der Stadt.

Niemals ſchlugen ſeine Unternehmungen fehl, und auch das Geſtirn ſeiner Frau war ihm günſtig;*) mit jedem Tag ſeines Lebens ward er reicher.

*) In Hindoſtan herrſcht der Glaube, daß wenn nach der Einführung einer neuen Frau in die Familie gute oder böſe Zeiten kommen, dieſe dem Geſtirn des neuen Familiengliedes zugeſchrieben werden müſſen.

Zwei Jahre nach ſeiner Verheiratung ward ihm ein Sohn geboren. Er nannte ihn Ram Singh und zog ihn mit aller Zärtlichkeit auf.

Drei Jahre ſpäter wurde ihm ein zweiter Sohn geboren, dem er den Namen Lakſchmana Singh gab. Und nach wieder zwei Jahre kam ein dritter Sohn, der ſchönſte von den dreien. Kriſchna Singh wurde dieſer genannt.

So war er, nachdem er ſieben Jahre verheiratet geweſen, Vater von drei der ſchönſten Knaben der Stadt; der älteſte war eben fünf Jahre alt.

Da er nun ein ebenſo kluger wie reicher Mann war, ſo ſcheute er keine Mühe, um ſeinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben. Aber das Sprichwort: „Der Aelteſte iſt immer einfältig“ *) bewahrheitete ſich hier. Um die Klugheit war es verzweifelt ſchlecht beſtellt bei Ram Singh.

Keine Kunſt der Lehrer vermochte etwas über ſeinen dicken Schädel, obgleich ſeine Erzieher mit Rutenhieben nicht geizten. Der Maulari, der Pandit, der Upad Hyayar und andere kamen einer nach dem andern und ſparten keine Mühe. Aber nichts ſchlug bei Ram Singh an. Dafür war er jedoch ſtets für ein elegantes Ausſehen beſorgt, er kleidete ſich wie ein Rajah, aß wie ein Vielfraß und hegte mit Vorliebe Umgang mit liederlichen, verſchwenderiſchen Leuten.

Lakſchmana Singh war anders geartet. Wenn er auch nicht beſonders klug war, ſo war er doch äußerſt fleißig und machte trotz der geringen Begabung, die Parameſvara ihm verliehen, in ſeinen Studien Fortſchritte.

II.

Der jüngſte der drei Brüder war es, der von den Lehrern als ein rechtes Licht befunden wurde. Er bewies eine bewundernswerte Faſſungskraft und eignete ſich alles nach einmaliger Erklärung an. Er war die Freude ſeiner Erzieher und ſeiner Eltern. Letztere vergötterten ihn förmlich, ſowohl weil er der jüngſte war, als auch weil er zu ſo ſchönen Hoffnungen berechtigte.

So lebten die drei Söhne Tan Singhs dahin bis zu dem Tage, wo Ram Singh ſein achtzehntes Jahr vollendete, während Lakſchmana Singh fünfzehn und Kriſchna Singh dreizehn Jahre alt war.

Um dieſe Zeit geſchah folgendes:

Tan Singh erging ſich eines Morgens in Betrachtungen über ſein früheres Elend und ſein jetziges Glück nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe. Er rief Kamalabai, ſein Weib, herbei und trug ihr auf, jedem ſeiner Söhne dreihundert Rupien zu geben, damit ſie ſich ein Vergnügen verſchaffen könnten. Kamalabai kam dieſem Wunſche nach und gab Ram Singh, der gerade von ſeinem Morgenſpaziergang zurückkam, ſogleich ſeinen Teil, wobei ſie ihm ſagte, das ſei ein Geſchenk ſeines Vaters.

Voller Freude nahm er das Geld, ohne auch nur zu fragen, wie man dazu käme, ihm dasſelbe anzubieten. Dann verzehrte er ſein Frühſtück, das aus kaltem Reis beſtand, begab ſich in die Wohnung einer Bajadere und ſchenkte ihr die dreihundert Rupien.

Kaum hatte Ram Singh das Haus verlaſſen, da kam Lakſchmana Singh von ſeinen Lehrern zurück, um ſein Frühſtück, das auch aus kaltem Reis beſtand, zu ſich zu nehmen. Seine Mutter übergab ihm das Geſchenk. Er erkundigte ſich nach dem Anlaß und bekam zur Antwort, er ſolle ſich dafür luſtig halten. Lakſchmana Singh empfing das Geld mit freudigen Empfindungen und gab es für Bücher und Kleider aus.

Kriſchna Singh kam gewöhnlich ſpät zum Eſſen. Als er lange nach den anderen in das Haus zurückkehrte, überreichte ſeine Mutter ihm ſeinen Teil, als er ſeinen kalten Reis aß, wobei ſie auch ihm mitteilte, daß es ihm zur Beluſtigung beſtimmt ſei. Kriſchna Singh lachte über den Gedanken, dreihundert Rupien zum Vergnügen auszugeben, und er tadelte ſeine Mutter, daß ſie ihm das Geld gebracht, obgleich ſein Vater es für ihn beſtimmt hatte. Er fand es ſehr unüberlegt von ſeiten Tan Singhs, daran zu denken, dreihundert Rupien für eine unnütze Ausgabe wegzugeben. Auf dieſe Weiſe würde er monatlich neuntauſend Rupien verſchleudern und nach Verlauf von einem oder zwei Jahren ein Bettler ſein.

Dann bat er ſeine Mutter ſogar, ſie möchte dem Vater das Geld wieder geben und ihn es in ſeinen Geldſchrank einſchließen laſſen, damit es zu einem nützlicheren Zwecke verwendet werden könne.

Die Mutter brachte auf ſeinen Wunſch das Geld zurück. Der Vater, über die Klugheit ſeines jüngſten Sohnes ſehr glücklich, wollte ihm nun ſechshundert Rupien geben. Der Knabe blieb bei ſeiner Weigerung, obſchon auch der Vater ſeinerſeits nicht nachgeben und Kriſchna Singh zwingen wollte, die ſechshundert Rupien anzunehmen.

„Wie kommt es,“ rief Tan Singh, „daß Du, ſonſt ein ſo gehorſamer Sohn, heute ſo ſtörriſch biſt?“

„Verſuche nicht, das Unmögliche zu erzwingen!“ entgegnete der Junge.

Tan Singh war außer ſich vor Zorn. Durch ſeine Reichtümer verblendet, fragte er hochmütig:

„Was wäre denn Deinem Vater unmöglich? Nichts auf dieſer Welt.“

Kriſchna Singh lachte über die Vermeſſenheit ſeines Vaters, indem er ſagte, es gäbe doch Dinge, die er nicht bewerkſtelligen könne.

„So beweiſe es,“ ſagte der Kaufmann.

„Nun, würdeſt Du es denn ermöglichen können, Deinen Sohn mit der Prinzeſſin von Puſchpapura zu verheiraten?“

Kriſchna Singh dachte nicht im entfernteſten daran, Schwiegerſohn des Königs zu werden; er führte dies einfach als Beiſpiel an, um zu zeigen, daß es doch etwas gäbe, das zu verwirklichen ſeinem Vater unmöglich wäre. Aber kaum hatte Tan Singh den Namen der Prinzeſſin vernommen, als ihm auch ſchon der Gedanke kam, ſein Sohn liebe ſie wirklich, obſchon er erſt dreizehn Jahre alt war.

*) Ein tamuliſches Sprichwort lautet: »Mutta Muttana«, der Aelteſte iſt dumm.

Sofort zog er die Pantoffeln von den Füßen und schlug mit denselben kräftig auf Krischna Singh los.

Mit der größten Ruhe nahm der Junge die Züchtigung hin, aber auf einmal entriß er die Pantoffeln den Händen seines Vaters und enteilte mit der Schnelle eines Falken.

Bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit durchstreifte er die Stadt, ohne einen seiner Freunde oder seiner Verwandten zu treffen. Nun konnte er sich, ohne von jemand bemerkt zu werden, in den Tempel Kalis schleichen.

Dort wählte er eine passende Nische in einer der Außenmauern, stellte die Pantoffeln, mit denen ihn sein Vater geschlagen, hinein, bedeckte sie mit einer Schicht Kalk und ließ sie so sicher geborgen zurück.

Dann wollte er nicht länger mehr in Puschpapura bleiben. So jung und zart er auch war, schreckte er nicht davor zurück, das Glück der Unabhängigkeit in einer andern Stadt zu suchen.

So verließ Krischna Singh seine Vaterstadt noch in derselben Nacht. Er schlug die Richtung nach Norden ein, ohne zu wissen, wohin er käme. Ohne einen Plan für die Zukunft gemacht zu haben, folgte er seinem Geschick. Er ging, so lange ihn seine Füße trugen, nährte sich von Wurzeln und Früchten und übernachtete, keine Gefahr scheuend, auf freiem Felde; kurz, er benahm sich wie jemand, der dem Leben durchaus keine besondere Wichtigkeit beilegt.

So durcheilten seine Füße weite Strecken Landes. Dichte Wälder, wilde Gebirge, endlose Wüsten, reißende Gewässer lagen hinter ihm, als er an eine große Stadt kam, die man ihm als Dharapura bezeichnete, die Hauptstadt des Kaisers oder des „Herrn der Sonnenscheibe“,*) dem die sechsundfünfzig Fürsten der Welt huldigten.

Der Kaiser von Dharapura hatte keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, die als die schönste Prinzessin der Welt galt.

Schandramukhi war ihr Name.

Sie hatte das Alter von neun Jahren noch nicht überschritten und lag noch den Studien in der Fürstenschule von Dharapura ob.

Diese königliche Schule, Rajakumar genannt, war eine Anstalt, die eigens für die Erziehung der Mitglieder der königlichen Familie eingerichtet war. Während der Schulstunden stand draußen eine Truppe der Leibwache aufgestellt, die die Prinzessin stets auf ihrem Schulwege begleiten mußte. Der Sohn des Ministers Ramaschandra, des obersten Heerführers, und die Söhne anderer hoher Persönlichkeiten waren die Schulgefährten der Prinzessin.

Zufällig mußte Krischna Singh durch die Straße, in der die Schule lag, und der eine von der königlichen Leibwache, der der Kaste Singh angehörte, erkannte ihn als einen jungen Angehörigen seines Stammes. Da ihm das traurige Schicksal eines so schönen und zarten Knaben leid that, rief er ihn zu sich und fragte ihn nach seiner Herkunft.

Krischna Singh stellte sich einfältig und erwiderte jenem, er kenne sich selbst nicht, da er keine Eltern habe und, so lange er sich erinnern könne, das Land durchstreife.

In diesem Augenblicke kam Schandramukhi aus dem Schulgebäude, um ein Glas Wasser zu trinken. Betroffen über die Schönheit und das ernste Aussehen Krischna Singhs, über das die durch das lange Umherirren verursachte Ermattung und Erschöpfung nichts vermocht hatten, fragte sie ihn nach seinem Namen und seiner Familie.

Die erste Frage beantwortete er richtig, und in Betreff der zweiten sagte er, daß er nichts von seiner Herkunft wisse, ausgenommen, daß er ein Waisenknabe sei. Dann fragte sie ihn, ob er wohl Lust hätte, ihr Diener zu sein. Auf seine bejahende Antwort hin verlieh sie ihm sofort das Amt eines Tukkuttukki oder eines Riechkissenträgers und sagte ihm, seine Pflicht bestände darin, fortwährend um sie zu sein und ihr das Riechkissen nachzutragen, sowohl wenn sie in die Schule ginge, als wenn sie in den Palast zurückkehrte. Dafür versprach sie ihm, daß er gehalten werden sollte wie sie selbst. Was hätte Krischna Singh sich mehr wünschen können? Er lächelte vor Freude, nahm das Anerbieten mit Dank an und folgte Schandramukhi in ihre Klasse. Von diesem Tage an diente er ihr ohne Unterbrechung.

Der Kaiser war mit dem Amte einverstanden, das die Prinzessin Krischna Singh übertragen hatte, und, ihrem Versprechen treu, war sie mit vollster Hingebung für ihn besorgt. Er durfte an ihrer Seite die Mahlzeiten einnehmen, und hätte er nicht das Riechkissen getragen, so hätte man keinen äußeren Unterschied in der Stellung beider finden können.

Im Volke war man allgemein der Ansicht, daß der Kaiser diese Vertraulichkeit zwischen Krischna Singh und seiner Tochter gestattete, weil er die Absicht haben mochte, die Prinzessin, sobald sie älter geworden, mit dem jungen Manne zu verheiraten. Aber da auch allgemein der Glaube verbreitet war, Krischna Singh wäre ein sehr dummer Bursche, so erregte dies Heiratsprojekt Mißfallen. Denn es muß noch gesagt werden, daß, seit Krischna im Dienste der Prinzessin stand, er fortgefahren war, den Einfältigen zu spielen. Als einer von Schandramukhis Schulgefährten ihn fragte, ob er lesen und schreiben könne, antwortete er: Ja, das könne er; er verstehe sich darauf fast so gut, wie aufs Fliegen. Dabei blieb er nicht stehen. Bei verschiedenen Gelegenheiten benahm er sich so einfältig, daß alle, die ihn kannten, ihn für den größten Dummkopf hielten, den die Welt je gesehen.

Auch die Prinzessin teilte diese Meinung, war deshalb aber nicht weniger gut gegen ihn. Sie bewies ihm nach wie vor die zärtlichste Zuneigung, so daß man sich immer häufiger zuraunte, sie habe die Absicht, den jungen Singh zu heiraten.

Hätte Krischna Singh gezeigt, daß er ebenso klug

*) Ekaschakradhipati, Herr der Sonnenscheibe, ist der Titel, den die Kaiser aus ihrem Rechte, eine Sonnenscheibe zu führen, herleiteten. Dieses Vorrecht hatten die kleineren Könige nicht.

— oder noch klüger — wie sie wäre, so wäre es ganz anders gewesen; dann hätten viele sich schon an den Gedanken dieser Heirat gewöhnen können, während jetzt nur der Kaiser daran festhielt. Er war überzeugt, daß seine Tochter keinen besseren Gemahl wählen könne, als Krischna Singh. Gewiß war derselbe sehr einfältig. Aber was that's? Seine Tochter war klug genug, um alles im Hause und im Reiche zu leiten. War es nicht durchaus notwendig, daß ein ihr an Schönheit ebenbürtiger Mann ihr Gatte würde? Da Krischna Singh dieser Anforderung genügte, warum sollte sie ihn nicht nehmen? So dachte der Kaiser, und da er von dieser Idee ganz beherrscht wurde, wollte er die stets wachsende Vertraulichkeit zwischen dem jungen Singh und seiner Tochter Schandramukhi nicht stören.

III.

Mit sechzehn Jahren war es der Prinzessin gestattet, zu heiraten — sieben Jahre, nachdem Krischna Singh in ihren Dienst getreten war. Ramaschandra, der Sohn des Ministers, hegte seit langem den Wunsch, ihr Gemahl zu werden; ein- oder zweimal hatte er sogar die Kühnheit gehabt, es ihr zu sagen.

Sie schien ihm nicht abgeneigt zu sein, aber sie fuhr fort, die königliche Schule zu besuchen, nachdem sie schon erwachsen war.

Eines Tages wartete Ramaschandra auf die Prinzessin. Bald kam sie aus der Schule und wollte in den Palast zurückkehren; vor ihr ging, wie es die Sitte forderte, ihr Tukkuttukki Krischna Singh mit dem Riechkissen, während die Wache nachfolgte.

Ramaschandra ließ sich bei einem Wagen nieder und bat die Prinzessin, zu ihm zu kommen, indem er vorgab, er habe ihr ein Geheimnis mitzuteilen. Er gab den Wächtern Befehl, sich zu entfernen, und auch den Tukkuttukki bat er, ein wenig voraus zu gehen.

Der Tukkuttukki entfernte sich scheinbar, denn es gelang ihm, sich unbemerkt auf die andere Seite des Wagens zu schleichen. Dort hörte er alles, was die beiden mit einander sprachen. Ramaschandra fragte die Prinzessin, ob sie ihn heiraten wolle. Die Prinzessin antwortete, daß sein Antrag sie ehre, sowohl in Anbetracht seiner vornehmen Herkunft, als auch wegen seiner großen geistigen Vorzüge; aber sie sagte ihm auch, daß ihr Vater diese Vereinigung nicht wünsche, da er, Ramaschandra, nur unansehnlich von Gestalt sei, der Kaiser aber die bestimmte Absicht habe, sie nur demjenigen zur Gemahlin zu geben, der ebenso schön wie sie wäre.

Sie fügte hinzu, daß, da sie selbst eine Verbindung mit ihm von ganzem Herzen wünsche, es am besten wäre, sie flöhen nach irgend einem Ort, wo sie sich heiraten könnten. Dann setzten sie den Tag der Flucht fest — es sollte der achte Tag nach dieser Unterredung sein — und bald darauf trennten sie sich.

Sobald Krischna Singh das Datum der Flucht gehört hatte, glitt er unbemerkt am Wagen entlang und blieb erst in einer gewissen Entfernung wieder stehen. Da die Wache zu weit ab von ihnen gestanden, um etwas von der Unterhaltung zu hören, so glaubten Ramaschandra und Schandramukhi bestimmt, niemand habe ihr Geheimnis erlauscht, und sie begaben sich ruhig und ohne Argwohn nach Hause.

Die Nacht ging wie gewöhnlich vorüber, aber am nächsten Morgen, als der Kaiser Hof hielt, kam plötzlich der Tukkuttukki und sagte, er wünsche ihn im geheimen über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen. Da der Kaiser Krischna Singh mehr als sein eigenes Leben liebte, erfüllte er sogleich seine Bitte und befahl allen, einige Minuten hinaus zu gehen.

Der Kaiser zog einen Sessel an den seinen heran und hieß den Tukkuttukki sich setzen und seine Sache vorbringen. Hierauf fragte Krischna Singh: „Wissen Eure Majestät, wie Könige ihre Töchter erziehen müssen?"

Der Kaiser war vollständig verblüfft über diese Frage. Er hatte den Tukkuttukki immer für den dümmsten Menschen der Welt gehalten, und nun stellte er ihm eine Frage von der größten Schwierigkeit.

Der Tukkutiukki sagte ihm, berühmte Autoritäten, wie Manu, Vyasa*) und andere, lehrten, ein König müsse seine Tochter bis zum siebenten Jahre in die Schule schicken, dann wäre es empfehlenswert, sie von Privatlehrern unterrichten zu lassen, bis sie mannbar würde; von dieser Zeit an müsse sie dann nach dem Karadaschen System erzogen werden, welches anordnet, daß der Lehrer auf der einen und das junge Mädchen auf der andern Seite einer spanischen Wand sitze, so daß sie nichts von einander sehen könnten.

Zum Schluß sagte er zum Kaiser, er habe diese trefflichen Regeln nicht beobachtet und das Resultat sei nun, daß seine Tochter gar nicht mehr seine Tochter sei. Dann erzählte er, was sich am vorhergehenden Abend zugetragen.

Der König war glücklich über die Klugheit und Treue, die der junge Mann bewiesen, indem er ihm diese Nachricht überbrachte, bevor es zu spät war. Er befahl Krischna Singh, das tiefste Schweigen über dies Ereignis zu bewahren, damit er die nötigen Maßregeln treffen könne, um der von seiner Tochter und Ramaschandra beabsichtigten Flucht zuvor zu kommen.

Sofort ließ er an alle Handwerker den Befehl ergehen, sich innerhalb zwei Stunden in dem Palaste einzufinden.

Diese Ordre wurde strikt befolgt, und als die Leute beisammen waren, fragte sie der König, ob es ihnen möglich wäre, in zwei Tagen einen Palast von sieben Stockwerken zu bauen. Sie erwiderten, wenn der Kaiser ihnen huldvoll seine Gunst zuwende, so vermöchten sie das auch in einem Tage.

Der Herrscher traf die erforderlichen Anordnungen und befahl dem Minister und den anderen Beamten, alle Arbeiten aufzuschieben und den Bau des Palastes

*) Altindische Gesetzgeber.

zu beaufsichtigen, sowie alles Nötige herbeischaffen zu lassen.

Dann ging der Kaiser zu seiner Tochter und wich nicht mehr aus ihrer Nähe, wie wenn er sie gleich einer Diebin bewachen wollte. Niemand konnte sich denken, wozu der neue Palast dienen sollte, und niemand besaß die Kühnheit, darnach zu fragen. Aber das Gebäude wuchs wie im Fluge empor. Man hätte sagen mögen, auch die Natur gehorche den Befehlen des Kaisers; der Bau des ungeheuren Palastes von sieben Stockwerken wurde noch vor der achten Stunde desselben Abends beendet.

Der Minister und die anderen Beamten, die mit der Aufsicht der Arbeit betraut waren, ließen den Kaiser benachrichtigen, das Gebäude sei fertig und sie würden sich mit seiner Erlaubnis nun zum Essen zurückziehen. Mit solcher Eile wurde das Werk zu Ende gebracht.

Hierauf berief der König alle Eunuchen und befahl ihnen, die drei oberen Stockwerke des Palastes zu bewachen und mit Ausnahme von einer oder zwei Personen, die er noch nennen würde, einem jeden den Ein- und Ausgang zu verweigern. Was die vier unteren Etagen betraf, so bestellte er zu deren Bewachung alte, ausgediente Soldaten, welche dieselben Befehle wie die Eunuchen bekamen. Darauf erklärte er, er habe das Gebäude für seine Tochter bestimmt, damit sie bis zu ihrer Verheiratung darin lebe; mit ihr sollten zwanzig Frauen ihres Gefolges zu ihrer Bedienung und Gesellschaft dort wohnen; die oberste derselben hieß Sellam.

Einzig und allein Sellam und der Tukkuttukki durften die Mundvorräte und andere unentbehrliche Dinge in den Palast bringen. Außer Sellam und dem Tukkuttukki (und den Eltern natürlich) durfte niemand die Prinzessin sehen. Jedem Mann oder jeder Frau, die in den Palast dringen wollte, selbst wenn ihnen das Verbot unbekannt wäre, sollte sofort der Kopf abgeschnitten werden.

So wurde die Prinzessin schon am Abend nach dem Tage, an dem sie die Flucht besprochen hatte, eine Gefangene.

Niemals hatte sie sich etwas Derartiges träumen lassen. Wie! Außer Sellam und dem Tukkuttukki durfte niemand die Schwelle ihrer Wohnung überschreiten! Wodurch hatte sie denn eine solche Strafe verdient?

Sollte irgend ein Spion ihre geheime Unterredung mit Ramaschandra belauscht und dem Kaiser ihren Fluchtplan mitgeteilt haben? Nein! Das war unmöglich, da sie doch niemand in der Nähe gesehen hatte.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke: Sollte der Tukkuttukki einige Brocken ihrer Unterhaltung hinter dem Wagen aufgefangen und sie verraten haben? Aber wie konnte man von seiten eines so einfältigen Menschen so etwas erwarten?

In ihrer Angst jedoch stieg dieser Argwohn wieder und wieder in ihr auf, und sie beschloß, ihren Gefährten mit List zu erforschen.

Es war um die fünfzehnte Ghatika der Nacht. Die Prinzessin saß kummervoll und traurig da, sie konnte an nichts als an die plötzliche, grausame Vereitelung ihrer Pläne denken.

Krischna Singh saß vor ihr und, um ihn zu prüfen, begann sie mit folgenden Worten:

„Will der Tukkuttukki mir das Buch von jenem Schranke geben, die elfte Seite aufschlagen und lesen?"

Krischna Singh sah sie eine Minute lang zornig an, dann erhob er sich, nahm das Buch vom Schranke und, anstatt zu lesen, zerriß er es heftig und fing an zu weinen und zu schluchzen.

Nur mit großer Mühe gelang es der Prinzessin, ihn zu beruhigen.

„Was habt Ihr denn?" fragte sie ihn, „weshalb mißhandelt Ihr das arme Buch so?"

„Prinzessin!" antwortete er, „Ihr nahmt mich armen Waisenknaben auf, Ihr beschütztet mich sieben Jahre lang zärtlich! Ihr, die Ihr so reich und mächtig seid, was hätte es Euch gekostet, einen Eurer Lehrer zu bitten, täglich zwei Ghatiken meinem Unterricht zu widmen? Ihr habt es nicht gethan! Ihr selbst seid so hoch gebildet — war ich nicht immer bei Euch? Ihr selbst hättet mich täglich zwei Stunden belehren können. Auch das habt Ihr nicht gethan! Zwanzig Jahre bin ich nun alt und kann nicht das ‚Haridom'*) sagen! Da Ihr selbst so vieles wißt, wollt Ihr mich in Gegenwart Eurer Sklaven beschämen. Denn welchen Grund könntet Ihr sonst haben, von mir, der ich bekanntlich nichts weiß, zu verlangen, die elfte Seite dieses erbärmlichen Buches aufzuschlagen? Ich habe einfach das Buch zerrissen, da liegt es nun auf der Erde! Meine ganze Unwissenheit ist einzig Eure Schuld!"

So sprach der Tukkuttukki, und die Prinzessin glaubte seinen Worten, hielt ihn für einen unverbesserlichen einfältigen Jungen und dachte, sie wäre wohl wahnsinnig gewesen, diesen beschränkten Menschen zu verdächtigen. Sie dankt allen ihren Hausgöttern, daß sie ihr die Dienste Krischna Singhs zugewendet, besonders jetzt, da der Kaiser ihn mit dem Vorrecht ausgestattet hatte, in dem Kerkerpalaste ein- und auszugehen. Sie beschloß, die größtmöglichsten Vorteile daraus zu ziehen und ihn als Liebesboten zwischen sich und ihrem Geliebten zu verwenden. Sobald dieser Gedanke in ihrem Gehirn entstanden war, nahm sie ein Blatt Papier und schrieb Ramaschandra, wie sie eingekerkert worden und wie sie sich dieses Unglück nicht erklären könne; sie fügte aber hinzu, ihre leidenschaftliche Liebe für ihn sei unwandelbar, und sie würde alles thun, was er ihr raten wolle. Zuletzt bat sie den Sohn des Ministers inständigst, sie zu befreien, sie irgendwohin zu entführen und zu heiraten.

Nachdem sie den Brief fertig geschrieben, versah sie ihn mit einer sehr zärtlichen Unterschrift — sie nannte sich schon seine Frau — siegelte ihn sorgfältig und übergab ihn dem Tukkuttukki, indem sie zu ihm sagte:

„Trage diesen Brief heimlich zu Ramaschandra,

*) Haridom, Gruß an Hari, den die Kinder der Hindus nachsprechen lernen, bevor sie mit dem Alphabet beginnen.

meinem Schulgefährten, dem Sohne des Ministers. Du mußt die äußerste Vorsicht beobachten, darfst ihn nicht aus Nachlässigkeit fallen lassen, ihn niemand zeigen und mußt ihn so verbergen, daß Du jeden Argwohn vermeidest."

Der Tukkuttukki bat sie, sie möchte doch ihm allein den Inhalt des Briefes, um den sie so besorgt sei, anvertrauen. Sie lachte über sein närrisches Verlangen und sagte:

„Er enthält bloß einige Fragen."

Krischna Singh that, als ob ihn diese Antwort höchlich befriedige, und versprach, das Schreiben früh am nächsten Morgen zu Ramaschandra zu bringen, da es an jenem Abend schon zu spät war.

*

Kehren wir nun zu dem armen Ramaschandra zurück! Als sein Vater ihm das Ereignis aus dem Palaste erzählt hatte, sagte er sich sofort, seine Unterredung mit der Prinzessin müsse auf irgend eine Weise dem Kaiser zu Ohren gekommen sein. Er gab alle Hoffnung auf und zitterte für sein Leben; gewiß würde der Kaiser befehlen, ihm schon morgen früh den Kopf abzuhauen.

Er wagte nicht, seinem Vater etwas zu sagen, und wartete mutlos ab, wie die Sache verlaufen würde.

*

Der Morgen kam. Die Prinzessin und der Tukkuttuki erhoben sich und nahmen ihr Frühstück in großer Eile ein. Dann befahl Schandramukhi dem Krischna Singh, sofort Ramaschandra aufzusuchen. Der Tukkuttukki hüllte den Brief in ein halbes Dutzend Taschentücher ein, indem er jedes einzelne vor den Augen der Prinzessin mit besonderer Sorgfalt zuknotete.

Sie lachte über seine Kindlichkeit und sagte zu ihm, der Brief sei nun sicher gut geschützt. Er nahm das kleine Paket unter den Arm und entfernte sich in schnellem Lauf.

Krischna Singh begab sich aber keineswegs, wie man wohl hätte glauben können, mit dem Briefe zum Kaiser; er kannte seit langem des Ekaschakradhipatis Wunsch, ihm seine Tochter zur Frau zu geben, und trotz der ungünstigen Meinung, die das Volk und die Prinzessin selbst gegen ihn gefaßt, verzweifelte er nicht, ihre Hand zu erhalten.

Als die geplante Entführung der Prinzessin seine Pläne zu zerstören drohte, hatte er geglaubt, sie auf immer zu verlieren, wenn er es dem Kaiser nicht anzeige. Da hatte er denn nicht gezögert, alles zu enthüllen. Und wahrlich, jetzt wurde die Prinzessin auf das beste bewacht. Kein Ramaschandra sollte sie ihm entreißen. Er, Krischna Singh, wollte, ohne daß jemand drum wüßte, die Rolle des Ramaschandra spielen, wollte zeigen, was für ein Mensch er in Wirklichkeit sei, und das allgemeine Vorurteil vernichten, das man gegen ihn gefaßt und über ihn verbreitet hatte.

Auch dachte er, daß ein derartiges Verfahren ihm leichter das Herz der Prinzessin und das Lob des Vaters gewinnen würde. Um jenes Ziel zu erreichen, auf das er so lange Jahre hingearbeitet, entschloß er sich, mit Schandramukhi am festgesetzten Tage zu entfliehen, indem er dabei die Rolle des Ramaschandra spielen würde.

Solchen Träumen nachhängend, setzte er seinen Weg fort, begab sich in einen Bazar und kaufte dort Papier, Tinte und Feder. Mit diesen Dingen versehen, entzog er sich in dem nächstgelegenen Dschungel allen Blicken.

Dort öffnete er den Brief, las ihn und begann sogleich, im Namen seines Rivalen darauf zu antworten. Da er immer mit dem Sohne des Ministers in einer Klasse gewesen war, so hatte er gelernt, dessen Schrift sehr gut nachzuahmen.

Die Antwort lautete folgendermaßen:

„Meine Innigstgeliebte!

„Tausend Dank für Euer zärtliches Schreiben. Ich hatte von meinem Vater, schon ehe Euer Brief kam, alles von Eurer Gefangennahme gehört; ich witterte ein Geheimnis. Irgend ein schlechtes Subjekt hat unsere Pläne sicherlich Eurem Vater verraten; aber ich ergebe mich nicht so leicht ins Unglück. Sucht Euren Vater zu bewegen, Euch das vierzehnte Zimmer zu geben, und ich werde Euch dann nach Verlauf von sechs Tagen daraus befreien. Nur müßt Ihr mich durch Vermittlung dieses einfältigen Krischna Singh mit allem unterstützen, dessen ich bedarf. So beschränkt er auch ist, müssen wir uns doch glücklich schätzen, in diesem Augenblick über seine Hilfe verfügen zu können. Schickt ihn mir mit einem Lakh Rupien,*) damit ich zur Reise rüsten kann. Der nächste Brief wird Euch eingehend über alles Notwendige unterrichten.

Euer zukünftiger Gatte

Ramaschandra."

Mit vieler Sorgfalt schrieb der Tukkuttukki diesen Brief. Dann schloß er ihn, knüpfte ihn in die verschiedenen Taschentücher, nahm das Ganze unter den Arm und kehrte zur Prinzessin zurück, bevor der Tag noch halb vergangen war.

IV.

Er trat lachend in das Zimmer der Prinzessin und erzählte ihr, wie vielemale der Sohn des Ministers ihren Brief geküßt und mit welchem Entzücken er ihn immer wieder und wieder gelesen habe.

Ungeduld erfaßte nun die Prinzessin, die Antwort zu lesen. Aber der Tukkuttukki wollte sie ihr durchaus nicht gleich geben, sondern warf ihr vor, wie wenig liebreich es von ihr und dem Sohne des Ministers sei, ihm in Bezug auf die Briefe so wenig zu trauen.

„Ramaschandra," sagte er, „hat es mir ebenfalls wohl ein Dutzendmal ans Herz gelegt, vorsichtig bei Ueberbringung der Antwort zu sein."

*) Ein Lakh ist gleich einmalhunderttausend Rupien.

Zuletzt löste er die Reihe von Knoten auf und gab der ungeduldigen Prinzessin den Brief.

Sie las ihn und hüpfte vor Freude. Sie küßte ihn wohl über hundertmal und bat den Tukkuttukki, ihr zu schwören, niemand auch nur ein Sterbenswörtchen von den Briefen zu sagen.

Dann packte sie die hunderttausend Rupien, die Ramaschandra forderte, in verschiedene kleine Pakete und befahl Krischna Singh, die Pakete einzeln ihrem Geliebten zu überbringen. Da der Tukkuttukki sie für sich behielt, so trug er sie recht gerne fort. Er war lange Zeit Kunde einer alten Frau in Dharapura gewesen, die einen Zuckerwarenhandel betrieb; bei dieser mietete er sich ein Zimmer, in das er das Geld tragen konnte.

Als er den ganzen Schatz dort eingeschlossen hatte, wechselte er seinen Anzug und kleidete sich wie ein Araber. Dann ging er auf der Suche nach schnellen und kräftigen Pferden in alle Läden der Stadt. Mit vieler Mühe verschaffte er sich zwei schöne Asvaratnas,*) die, ohne Nahrung und Getränk zu sich zu nehmen, eine ganze Woche lang in der Ghatika zwei Kos**) zurücklegen. Solche Pferde kann nicht jeder kaufen, und nur durch einen glücklichen Zufall wurde der Tukkuttukki ihrer habhaft. Er bezahlte sie mit fünfzigtausend Rupien und mietete zwei Knechte für ihre Pflege. Ungefähr fünfundzwanzigtausend Rupien gab er für Sättel und Zierat aus. Dann spendete er den Parias***) etwas, und die fünfundzwanzigtausend Rupien, die ihm noch blieben, gab er für eine Strickleiter und eine besonders kostbare Feile aus.

Nachdem er dies alles eingekauft, schrieb er der Prinzessin folgenden Brief:

„Meine liebe Prinzessin!

„Ich muß unsern Tukkuttukki wirklich bewundern. Obgleich er ein dummer Mensch ist, ist es ihm doch gelungen, mir den Lakh Rupien, die Ihr mir geschickt, zu übergeben. Ich habe zwei der schönsten Pferde gekauft, die man sich vorstellen kann; Tag und Nacht können sie zwei Kos die Ghatika galoppiren. Ich sende Euch durch unsern dummen Jungen eine Strickleiter und eine Feile. Für letztere allein mußte ich mehr als zwanzigtausend Rupien bezahlen, denn es ist eine Wunderfeile, die stets geräuschlos arbeitet, selbst in Eisen. Sie ist aus Diamant gemacht und kann das härteste Eisen in weniger als zwei Sekunden zerschneiden. Am fünften Abend werde ich mich auf die königliche Orientstraße begeben, die an dem großen Fenster oben in Eurem Palaste vorbeiführt. Um die zehnte Ghatika in der Nacht, wenn alles in tiefem Schlafe liegt, müßt Ihr Euch leise erheben, das Fenstergitter durchfeilen und die Strickleiter auf die Pferde herablassen. Ich werde da sein und sie auffangen. Dann müßt Ihr herunter steigen und, ohne daß noch weitere Zeit verstreicht, sind wir schon mit unseren Pferden auf der Flucht. In den folgenden fünf Tagen schickt mir für unsere gemeinsamen Bedürfnisse noch so viel Geld, als Ihr entbehren könnt. Ich werde auch noch etwas mitnehmen, ohne daß mein Vater es merkt.

Euer zärtlicher Gatte

Ramaschandra."

Der Tukkuttukki schloß den Brief, siegelte ihn und hüllte ihn in gewohnter Weise ein. In ein anderes Stück Zeug packte er die Feile und die Leiter und kehrte dann mit all dem zu Schandramukhi zurück.

Sobald er der Prinzessin näher kam, begann er vergnüglich zu schmunzeln, was sie schon von weitem bemerkte und weswegen sie ihn tadelte.

„Ich konnte nicht anders," sagte er, „die Pferde sind zu wundervoll."

„Welche Pferde?" fragte die Prinzessin.

„Seht! Unser Herr hat die schönsten Pferde, die es in der Welt gibt, gekauft. Ich habe alle Pferde unseres Kaisers gesehen, aber keines kommt ihnen nur annähernd an Schönheit gleich. Die elfte Seite eines Buches konnte ich nicht aufschlagen, aber was Pferde anbetrifft, so könnt Ihr Euch auf mein Urteil verlassen."

So sprach der Tukkuttukki, aber die Prinzessin bat ihn, ihr schnell den Brief zu übergeben. Er legte ihr jedoch zuerst die Strickleiter und die Diamantenfeile hin. Sie warf sie, ohne sie auch nur anzusehen, in ihren Koffer, so sehr brannte sie vor Verlangen, den Brief zu bekommen. Endlich gab er ihn ihr.

Wie groß war seine Freude, als sie den Inhalt mit weit aufgerissenen Augen förmlich verschlang! Die Pferde waren zur Flucht bereit! Die Feile und die Strickleiter lagen bereits im Koffer zum Gebrauche da. Was fehlte nur noch? Geld! Und nur für die ersten Ausgaben! Sie hatte ja so unermeßlich viel zu ihrer Verfügung; ihr ganzer Khasana*) war mit in ihre jetzige Wohnung gebracht worden.

Sie führte den Tukkuttukki zu demselben und bat ihn, alles oder wenigstens so viel wie möglich davon zu Ramaschandra zu tragen.

Er willigte unter zwei Bedingungen ein. Erstens sollte sie ihm erklären, für wen die Pferde wären, und zweitens, weshalb sie ihren Schatz weggebe und an Ramaschandra schicke.

Sie sagte ihm, sie wolle Sonntag abend — das war der zur Flucht bestimmte Tag — in Begleitung Ramaschandras zu dem benachbarten Tempel der Kali reisen, um sich die Göttin günstig gesinnt zu machen; das Geld wäre für die Kosten. Und von neuem ermahnte sie ihn, sich durch nichts auf der Welt bewegen zu lassen, den Mund aufzuthun. Er versprach es unter der Bedingung, daß sie ihm erlaube, sie zum Tempel zu begleiten.

Da sie das aber nicht wollte, fing er an, laut zu weinen und zu jammern. Sie suchte ihn zu trösten und versprach ihm, wenn sie wiederkäme, würde sie ihm seltene, süße Prasadas**) mitbringen. Er nannte

*) Besonders wertvolle Pferde.

**) Zwölf Meilen die Stunde.

***) Eine niedrige dienende Kaste, die die Grooms liefert.

*) Schatz.

**) Prasadas sind Ueberreste von Gaben', die für einen Gott oder eine Göttin bestimmt sind. Sie bestehen gewöhnlich aus einer Art Kuchen, der aus Reis und anderen Zuthaten bereitet wird.

nun wohl hundert verschiedene Arten Prasadas und bestand darauf, sie müsse ihm möglichst viele mitbringen.

Sie versprach ihm, innerlich lachend, noch weitere hundert, die er noch gar nicht mit aufgezählt. Dann ließ sie ihn allein, damit er das Geld forttragen könne. Er leerte den ganzen Schatz der Prinzessin und wechselte, je nachdem er es für gut befand, das Geld gegen Hundis*) ein.

*

So war bald alles in Ordnung: die Pferde für die Reise und Geld, das ausreichte, einige Monate in einer fremden Gegend zu leben; aus diesen Vorbereitungen gewann die Prinzessin Schandramukhi die Ueberzeugung, ihr heißgeliebter Ramaschandra müsse doch kein gewöhnlicher Mensch sein, da er dem Kaiser so schnell zeigen sollte, daß er seine Tochter nicht zu bewachen im stande sei.

Aber ach! Wie ging es dem armen Ramaschandra! Was wußte er von allen jenen Dingen, die in Dharapura heimlich in seinem Namen eingefädelt wurden. Seit sein Vater, der Minister, ihn mit dem Geheimnis des Palastes bekannt gemacht, hatte er, beständig für sein Leben zitternd, sich in seinen Zimmern eingeschlossen. Und wie wurde erst der gute Ekaschakradhipati betrogen! Er hatte nicht die geringste Ahnung von den Intriguen, die in demselben Palaste angesponnen wurden, den er für seine geliebte Tochter hatte erbauen lassen.

*

Die Tage vergingen; jeder Augenblick war für die Prinzessin ein Jahr. Endlich kam auch der Sonntag, und die Prinzessin, die ihre Schmucksachen, ihre Juwelen und ihre kostbarsten Kleider mitnehmen wollte und nicht gerne sah, daß der Tukkuttukki im Palast anwesend wäre, wenn sie sich für den Abstieg mit der Strickleiter fertig machte, bat ihn, einen Brief zu Ramaschandra zu tragen. In diesem Briefe bat sie ihren Verlobten, Krischna Singh zu beschäftigen, damit er sie bei ihren Vorkehrungen zur Flucht nicht überwachen könne.

Mit großer Freude übernahm der Tukkuttukki diesen neuen Auftrag, obgleich er sich stellte, als ob er sehr gerne da geblieben wäre, um zuzusehen, wie die Prinzessin sich zu ihrer Pilgerfahrt vorbereitete.

Er ließ sie nochmals schwören, seine Prasadas nicht zu vergessen, und ging dann fort, indem er seinem Glücksstern dankte.

Das erste, was er hernach that, war, daß er den Brief in Stücke zerriß. Dann brachte er den ganzen Tag damit zu, die Pferde für die lange Reise in stand zu setzen und die Hundis (Checks) in den Sätteln in Sicherheit zu bringen.

Sobald es Abend wurde, verabschiedete er die beiden Stallburschen mit einem Geschenke, kleidete sich selbst als Diener und brachte die Pferde an die königliche Orientstraße, dem großen Fenster des Palastes gegenüber, wo er sie an einen Baum band.

*) Checks, die auf den Vertreter eines Kaufmanns in einer andern Stadt lauten.

In der Zwischenzeit hatte die ungeduldige Prinzessin jede Minute gezählt. Als die Dunkelheit hereinbrach, bemerkte sie die Pferde und einen Pariadiener, und obgleich sie ziemlich weit entfernt waren, stand es sofort bei ihr fest, das müßten die schönsten und schnellsten Pferde sein, die sie je gesehen. Der Tukkuttukki, der seiner Abreise mit der Prinzessin sicher war, wollte noch bis zur zehnten Ghatika ausruhen, allein er schlief bald ein, da er die ganze Woche der aufregenden Vorbereitungen wegen schlecht geschlafen hatte.

V.

Der Kaiser von Dharapura hatte sich durch eine strenge Maßregel den Haß eines Räuberhauptmanns zugezogen. Dieser hatte sich entschlossen, sich am Kaiser zu rächen, und durch einen Zufall fiel der zur Ausführung seines Planes bestimmte Tag mit dem der Entführung Schandramukhis zusammen. Die Stadt sollte der Plünderung preisgegeben werden. Vierundsechzig Anführer waren ausgeschickt und jeder derselben sollte mit einer Abteilung Banditen eins der vierundsechzig Viertel plündern. Sie hatten Befehl erhalten, in den Häusern alles bis aufs Salzfaß zu rauben.

Einer dieser Anführer hatte die königliche Orientstraße eingeschlagen. Er bemerkte die beiden prächtigen Pferde und sah, daß ihr Wächter unter dem Baume schlief. Er dachte bei sich, diese Pferde gehörten wohl zwei vornehmen Herren, die jedenfalls sehr reich sein mußten. Er befahl einem seiner Leute, in der Nähe zu bleiben und aufzupassen, was geschehen werde; er sollte die Herren berauben und die Pferde mit der erlangten Beute fortführen.

So setzte sich denn der Räuber neben die Pferde und wartete, bis die Herren kommen würden. Der Tukkuttukki aber lag daneben, friedlich schnarchend.

Inzwischen rückte die vereinbarte Stunde näher heran. Die Prinzessin hatte alles für die Reise vorbereitet und ihre Edelsteine und Kleider in einen kleinen Koffer gepackt.

Um die zehnte Ghatika der Nacht erhob sie sich und bemerkte mit großer Freude, daß im Palast alles in tiefem Schlafe lag.

Sie glaubte, die Götter seien ihrer Flucht mit Ramaschandra günstig, und den angeblichen Weisungen dieses jungen Mannes gemäß, feilte sie in zwei Sekunden die Gitterstäbe des Fensters durch, band die Strickleiter fest und warf sie hinab.

Zum Glück fing sich die Leiter an einem starken Baumast. Die Prinzessin zog dieselbe an, und als sie merkte, daß sie fest sei, war sie fest überzeugt, ihr Ramaschandra habe sie mit starker Hand gefaßt. Sie fing an hinunter zu steigen. Die glänzenden Juwelen ihrer Ohrringe glänzten in der stillen Nacht; dies und die Höhe, aus der sie herabstieg, war übergenug, um die Seele des Banditen mit Entsetzen zu erfüllen. Keinem menschlichen Wesen konnte er es zutrauen, zu nächtlicher Stunde ein so tollkühnes Unternehmen auszuführen, und nun sollte er gar glauben, ein Weib ließe sich in einem solchen Augen-

blicke aus den Lüften nieder! Das ging über seinen Verstand. Wie die Prinzessin der Erde näher kam, mehrte sich seine Angst, und in dem Augenblicke, wo sie dicht über ihm schwebte, war er seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er sah in ihr einen Dämon, der gekommen, ihn zu holen. Schnell band er das Pferd los, neben dem er saß, stieg auf dasselbe und riß in der Richtung nach Süden aus.

Als die Prinzessin festen Boden erreicht hatte, sah sie, wie das eine der Pferde sich entfernte; sie dachte, es wäre Ramaschandra, der schon voraus ritte.

„Ramaschandra," sagte sie zu sich selbst, „hat vielleicht geglaubt, ich würde zu ihm sprechen, wenn ich ihn sähe. Ohne Zweifel ist das der Grund, weshalb er vorweg reitet."

Dies dachte sie, als sie den Baum erreicht hatte, und sie glaubte, Ramaschandra habe die Leiter absichtlich in dem Baum gelassen, damit er fortreiten könne; sie setzte den Fuß auf die Erde, band eilends das andere Pferd los und folgte dem falschen Ramaschandra.

*

Während dies geschah, war Sellam, die erste Dienerin, wach geworden, und als sie die Fensterstäbe durchfeilt sah, erschrak sie gewaltig; da sie aber große Geistesgegenwart besaß, so schlug sie nicht gleich Lärm, sondern suchte die Prinzessin überall. Nirgends konnte sie sie finden. Die durchfeilten Stäbe und die herabgelassene Strickleiter verrieten nur zu gut, was sich zugetragen. Sellam, die wohl wußte, daß sie als oberste Dienerin in erster Linie für die Flucht verantwortlich gemacht würde, beschloß, der Gefahr zu entrinnen und, wenn möglich, die Prinzessin einzuholen. Die Feile in der Hand, stieg sie die Leiter hinab, setzte das Fenster, so gut sie konnte, wieder in stand, um wenigstens für die Nacht noch jeden Verdacht zu vermeiden, und als sie den Baum erreicht hatte, riß sie die Strickleiter herunter, die die Prinzessin in der Eile zurückgelassen hatte. Dann folgte sie den Spuren der Pferde.

Nachdem Sellam sich an die Verfolgung der Pferde gemacht, erwachte der Tukkuttukki; aber bei seiner gewöhnlichen Gewandtheit war er, anstatt den Mut zu verlieren, ganz entzückt, als ihm diese Wendung der Dinge klar wurde.

„Der Himmel sei gelobt!" rief er aus. „Parameswara hat mir diesen festen Schlaf gespendet! Die Pferde sind fort, und ich glaubte im Traume den Schritt von Frauenfüßen zu hören. Sicherlich kann die Prinzessin noch nicht weit sein. Wäre ich erwacht, hätte ich mich in einer schrecklichen Lage befunden. Mir wäre nichts anderes übrig geblieben, als offen alle meine Listen zu bekennen. In ihrem Zorn hätte sie mich vielleicht getötet. Vielleicht auch wäre sie vermittelst der Leiter in den Palast zurückgekehrt und hätte versucht, alles geheim zu halten. Aber durch die Güte Parameswaras befand ich mich in einem tiefen Schlafe und entging so großem Verdruß. Ich will der Prinzessin nacheilen und ihr sagen, ich sei ihr nach ihrem Wallfahrtsorte gefolgt, um sie an ihr kürzlich gegebenes Versprechen, mir Prasadas mitzubringen, zu erinnern ... Von neuem will ich den Narren spielen."

Als der Tukkuttukki hiezu entschlossen war, trabte er in großer Eile davon, um die Pferde wieder einzuholen. Die Entfernung zwischen dem Pferde des Räubers und demjenigen der Prinzessin betrug eine Ghatika, zwischen der Prinzessin und Sellam ebenfalls eine Ghatika und zwischen Sellam und dem Tukkuttukki desgleichen. So eilten diese vier Personen durch die Nacht.

Der Morgen begann zu dämmern, und die Vögel kündigten mit ihrem Gesange den nahenden Tag an. Unsere Schnellreisenden befanden sich inmitten eines dichten Dschungels. Das ängstliche Verlangen der Prinzessin, ihren geliebten Ramaschandra zu sehen, war so groß, daß sie in dem grauen Lichte des dämmernden Morgens scharf den vor ihr trabenden Reiter verfolgte. Zu ihrer größten Ueberraschung und Bestürzung erkannte sie in ihm nicht ihren Geliebten, sondern einen Kalla*) von schrecklichem Aussehen. Sie spornte ihr Pferd, näherte sich dem Reiter und sah, daß es zweifellos ein Kalla war. Sie zog ihren Säbel aus der Scheide, streckte den Räuber mit einem Schlage zu Boden und bemächtigte sich des Pferdes.

„Ach," seufzte sie, „bin ich denn zur Welt gekommen, um so viel Elend zu erdulden? Wie konnte es denn aber auch geschehen, daß an Stelle Ramaschandras ein Kalla die ganze Nacht vor mir herjagte. Vielleicht hat dieser Räuber Ramaschandra getötet und ihm sein Pferd genommen. Ich bin nun hilflos mitten in einem weiten Walde. Ich weiß nicht, was mir hier zustoßen wird. Ich will mich hier hinlegen und ruhen."

Vom Kummer überwältigt, setzte sie sich weinend hin. Es währte nicht lange, da bemerkte sie in der Ferne Sellam herannahen. Wie groß war ihre Freude! Beide flogen sich in die Arme und die Prinzessin teilte Sellam ihr ganzes Abenteuer mit. Während sie noch plauderten, sahen sie den Tukkuttukki eilig auf sich zukommen, und die erste Frage, die er an die Prinzessin richtete, betraf die versprochenen Prasadas.

Sellam begann zuerst, die Prinzessin zu trösten. Sie bat sie, den Mut nicht sinken zu lassen, und sie sagten sich, das Beste, was sie thun könnten, wäre, bis zu irgend einer fremden Stadt zu reisen und dort einstweilen unbekannt zu leben. Sie stiegen also zu Pferd und baten den Tukkuttukki, vor ihnen her zu laufen.

*

Wie standen nun aber die Dinge in Dharapura? Bei Anbruch des Tages erschraken die Dienerinnen gewaltig darüber, daß die Prinzessin, Sellam und der Tukkuttukki verschwunden waren, und sie benachrichtigten den alten Kaiser davon. Dieser geriet in furchtbaren Zorn, befahl aber den Dienerinnen, die Sache vollständig geheim zu halten und in dem

*) Kalla, ein Räuberstamm im südlichen Indien.

Palaſte weiter zu leben, als ob ſie ſich noch unter ihnen befände. Er ſagte, er würde heimlich nach der verlorenen Prinzeſſin Nachforſchungen anſtellen laſſen, und er ſchickte Späher nach mehreren Richtungen aus. Er ließ auch nach Ramaſchandra fragen und hörte, dieſer ſitze geſund und munter zu Hauſe. Die Thatſache, daß der Tukkuttukki und Sellam mit der Prinzeſſin zu gleicher Zeit verſchwunden waren, beruhigte den Kaiſer inſofern, als er ſich ſagen konnte, es würde ihr kein Leid geſchehen. Die Dienerinnen kehrten alſo in den Palaſt zurück und verrichteten ihre Arbeiten, als ob die Prinzeſſin ſich noch in ihrer Mitte befände; ſelbſt das Eſſen wurde regelmäßig für ſie geſchickt, als ob ſie noch da ſei.

*

Indeſſen war der Tukkuttukki doch nicht ſonderlich darüber erbaut, daß, während Sellam an der Seite der Prinzeſſin dahin ritt, er ſelbſt wie ein Hund vor ihnen her laufen mußte. Nichtsdeſtoweniger verlor er den Mut nicht, und alle drei ſetzten bis zur Mitte des Tages ihre Reiſe in der angegebenen Weiſe fort. Dann fühlten die Prinzeſſin und Sellam ſich ſehr erſchöpft. Auch hatten ſie heftigen Durſt, und ſie baten den Tukkuttukki, ihnen ein wenig Waſſer zum Trinken zu holen. Er ſagte, ſie ſollten ſich in den erfriſchenden Schatten eines großen Baumes ſetzen, und er entfernte ſich, um Waſſer zu ſuchen. Ueberall ſpähte er darnach. Endlich ſah er in der Richtung nach Oſten hin einen roten Lichtſchein. Er ging dem Scheine nach und kam bald an einen großen See. O Schrecken! Das Waſſer des Sees ſchien Blut zu ſein: es war tiefrot. Trotzdem ſchöpfte er es mit der hohlen Hand, und ſiehe da, als er es zum Munde führte, wurde es klar wie Kriſtall. Er ſchloß hieraus, in der Nähe des Sees müſſe etwas ſein, das die rote Farbe verurſache; er begann das Ufer daraufhin zu unterſuchen.

Am äußerſten Norden da fand er einen Rubin, ſo groß wie der Daumen eines Menſchen und ſtrahlend wie Feuer; er hob ihn auf, und nachdem er ihn gut eingewickelt, befeſtigte er ihn ſorgfältig unter ſeinen Kleidern am Gürtel. Dann füllte er ein halbes Dutzend Sembublätter mit Waſſer und kehrte zu den Frauen zurück. Sie tranken, ruhten noch ein wenig und ſetzten um die zwanzigſte Ghatika ihre Reiſe fort.

Die Gegend, die ſie durchreiſten, war dem Tukkuttukki fremd, und am folgenden Morgen befand ſich die kleine Truppe immer noch mitten in dem dichten Dſchungel, wo nichts Aufſchluß darüber geben konnte, wohin ſie wohl kämen. Aber abends gegen die fünfundzwanzigſte Ghatika gelangten ſie aus dem Dſchungel ins Freie auf eine Landſtraße. Nachdem er ſich orientirt hatte, bemerkte der Tukkuttukki zu ſeiner größten Freude, daß ſie nach Puſchpapura führte.

Dieſe Ausſicht verdoppelte die Kräfte der Reiſenden. Sie beſchloſſen, Puſchpapura wenn möglich vor Einbruch der Nacht zu erreichen, und in der That gelang es ihnen auch, in den Umkreis der Stadt zu kommen, bevor es dunkel wurde. Tukkuttukki bat die Prinzeſſin und Sellam, mit den Pferden in einer Spatram (Herberge) zu bleiben. Er begab ſich in die Stadt, mietete ein geräumiges und bequemes Haus, das drei Stockwerke hoch war, und ging wieder zurück, um ſeine beiden Gefährtinnen zu holen.

Die beiden Frauen, die ſich dem Tukkuttukki ſehr verpflichtet fühlten für die Hilfe, die er ihnen in ihrer traurigen Lage geleiſtet, baten ihn, noch einige Nahrungsmittel für die Nacht zu beſchaffen. Er begab ſich in den Haupttempel der Stadt und brachte genug zu eſſen. Nachdem ſie nur ſehr wenig zu ſich genommen hatten, zogen ſich die Prinzeſſin und Sellam zum Schlafen zurück. Der Tukkuttuki gönnte ſich noch keine Ruhe; er führte die Pferde in das Erdgeſchoß, in welchem er ein Zimmer für ſich behielt. Dort brachte er die Hundis und das Geld, das er in Dharapura ſo ſorgfältig in den Sätteln der Pferde verborgen hatte, in Sicherheit, und obgleich es ſehr ſpät war, begab er ſich noch in einen Bazar, wo er alles kaufte, was nötig war, um in Puſchpapura ein bequemes Leben führen zu können. Er kaufte abſichtlich keinen Reis, damit man glauben ſollte, er habe ihn vergeſſen. Erſt gegen Mitternacht begab auch er ſich zur Ruhe.

Alle erhoben ſich am nächſten Morgen ſchon frühzeitig, denn „leichte Koſt, leichter Schlaf.“ Die Frauen fanden Eſſen und Geſchirr bereit ſtehend, und der Tukkuttukki ſagte, er habe alles während der Nacht beſorgt; als er ſie ſo angegriffen von der Reiſe geſehen, habe er gedacht, ſie würden am nächſten Morgen froh ſein, alles fertig zu finden.

Sie waren ganz überraſcht und meinten, bei dem Tukkuttukki beginne es zu dämmern. Aber ſchnell wandelte ſich ihr Staunen in Heiterkeit, als ſie Reis verlangten und erfuhren, er habe dieſen vergeſſen.

Nun ſpotteten ſie über ſeine Dummheit, da er das Wichtigſte von allem vergeſſen hatte.

Dann erſuchte die Prinzeſſin den Tukkuttukki, die gröberen Arbeiten zu beſorgen, die die Wirtſchaft mit ſich brächte, Waſſer aus dem Brunnen zu ſchöpfen, Kleider zu waſchen, die nötigen Einkäufe zu beſorgen und alle untergeordneten häuslichen Verrichtungen zu übernehmen; Sellam ſollte die Küchenarbeiten beſorgen.

VI.

So lebten ſie in Puſchpapura, ohne Aufmerkſamkeit zu erregen, wie ſtille einfache Leute. Die Frauen verließen nie ihren dritten Stock und kehrten in ihrer Lebensweiſe zu ihrer früheren „Gosha“*) zurück und ſuchten mit Hilfe des Tukkuttukki ſich das Leben ſo bequem wie möglich einzurichten.

Der Tukkuttukki gewöhnte ſich, ſeine ſämtlichen Arbeiten in wenigen Stunden zu beſorgen. Nachdem er dann mit den Damen geſpeiſt hatte, verließ er das Haus und fand ſein Vergnügen darin, bald hier, bald da herum zu ſchlendern. Er kaufte ſich noch ein Paar ſehr ſchöne Pferde und einen ſchönen Wagen,

*) Eingeſchloſſenes Leben im Hauſe.

mietete vier Stallknechte und richtete das ganze Erdgeschoß zu Pferdeställen her. Auch bestellte er sich schöne Kleider nach der neuesten Mode des Tages. Alles dies besorgte er nachmittags; morgens mußte er Wasser holen und andere grobe Arbeiten verrichten. Die Frauen wußten nichts von seinem Thun, denn der Tukkuttukki hatte die Gewohnheit, in seinem schmutzigen Arbeitszeug von ihnen zu gehen und gerade so wieder zu ihnen zu kommen. Seine Mußestunden aber brachte er damit zu, in vierspännigem Wagen, gekleidet wie ein Prinz und noch schöner durch die Stadt zu fahren.

So vergingen mehrere Tage, bis der Tukkuttukki sich entschloß, den König von Puschpapura zu besuchen. Will man aber einen Fürsten besuchen, so darf man natürlich nicht mit leeren Händen zu ihm kommen. Er nahm also den Rubin von dem roten See mit und schlug die Richtung nach dem Palast ein. Seine reiche Kleidung, seine körperliche Schönheit, der vierspännige Wagen, kurz, alles trug dazu bei, ihm das Aussehen eines Prinzen zu geben. So fand denn der König von Puschpapura nichts Auffälliges in seinem Besuche, und er behandelte ihn wie seinesgleichen, ging ihm einige Schritte entgegen und empfing ihn mit königlichem Gruße. Der Tukkuttukki erkundigte sich nach seinem Befinden und überreichte ihm das Geschenk, was des Königs Annahme über die gesellschaftliche Stellung seines Besuchers zur Gewißheit werden ließ. Er war wahrhaft entzückt über ein so kostbares Geschenk. Er erzählte dem Tukkuttukki, er besäße einen ähnlichen kostbaren Stein, zu dem er schon lange einen dazu passenden gesucht habe; um so mehr freue es ihn deshalb, daß ihm nun einer angeboten würde. Der Tukkuttukki hätte nun den König fast beleidigt, indem er sagte, nur sein Stein sei ein Stein vom schönsten Wasser, kein Edelstein der Welt könne ihm an Schönheit oder Wert gleich kommen. Der König geriet über diese Prahlerei in Zorn und fing nun an, seinerseits seinen Stein zu rühmen.

Sie beschlossen daher, es solle in einer Wette entschieden werden, welches der schönste Stein sei. Der König erklärte, sein Reich verlieren zu wollen, wenn sein Edelstein als der minderwertige erklärt würde; der Tukkuttukki dagegen verpflichtete sich, wenn er verlöre, dem Könige achtundzwanzig Jahre dienstbar zu sein.

Die beiden Steine wurden nun allen denkbaren Prüfungen unterzogen. Die erfahrensten Sachverständigen und Kaufleute wurden gerufen, und alle gaben ihr Urteil dahin ab, der Stein des Tukkuttukki stände unendlich höher als der des Königs. Seinem Worte treu, forderte der König nun den Tukkuttukki auf, von seinem Reiche Besitz zu ergreifen.

Aber unser Held war nicht der Mann, der sich vom Glück verblenden läßt; er besaß eine tüchtige Dosis Klugheit. Er glaubte, nicht verständig zu handeln, wenn er öffentlich die Funktionen des Fürsten übernähme, und er sagte ihm, es genüge ihm, sein Minister zu sein, das heißt, er wollte, da der König schon alt war, die Regierungsgeschäfte in dessen Namen besorgen. Der Tukkuttukki sollte alles erledigen, aber der König die Papiere unterzeichnen und scheinbar den Staat leiten.

So wollte man es halten, so lange der alte König lebte, und nach dessen Tode würde er dessen Erbschaft übernehmen. Wie konnte es sich der alte König noch besser wünschen! Er dankte dem jungen Mann und nannte ihn von jetzt ab den jungen König. Er befragte ihn nach seiner Familie, und Krischna Singh antwortete, er sei von königlicher Herkunft, möchte aber nicht weiter darüber sprechen, was der König entschuldigen wolle; im rechten Augenblick wolle er alles erklären.

Der alte König war entzückt von Krischna Singh und wünschte ihm sofort alle Staatsangelegenheiten zu übertragen. Krischna Singh kam seinen Wünschen nach und übernahm auf der Stelle die Leitung des Reiches Puschpapura.

So war plötzlich der Tukkuttukki durch eine Laune des Glückes zu der höchsten Würde gelangt, und er war nunmehr „der junge König Krischna Singh".

Des Abends, sobald seine Thätigkeit am Hofe zu Ende war, verließ er den Palast, um in das Haus der Prinzessin zurück zu kehren. Ihm folgten Krieger, Pferde, Elefanten, kurz das ganze herkömmliche königliche Gefolge. Er aber verbot bei Todesstrafe allen, ihm bis vor sein Haus zu folgen.

„Alles dies," sagte er, „ist für eingebildete Könige mit hohlen Köpfen erdacht worden, nicht für Menschen wie ich."

Er wünschte vor allem, ohne Prunk nach Hause zurück zu kehren. So erreichte er seine Wohnung vor der fünften Ghatika und kam seinen untergeordneten häuslichen Pflichten nach.

Morgens um die zehnte Ghatika nahm er seine Arbeit als Diener der Prinzessin und Sellams wieder auf, aber nach dem Mittagsmahl stieg er hinunter, zog sich als König an und fuhr an den Hof, wo er bis zur zwölften Ghatika abends das Reich regierte. Ein solches Leben führte er lange Monate.

Krischna Singh hatte den Rajiniti*) so gut studirt, daß er wie ein Brihaspati**) regierte und sich gegen jeden gerecht zeigte. Das Volk war entzückt über die Unparteilichkeit und Billigkeit seines jungen Herrschers, und der alte König, der keinen Sohn hatte, dankte den Göttern, daß sie ihm jemand gesandt, der ebenso klug und ebenso befähigt war, das Scepter zu führen. Er behandelte ihn mit vieler Güte, schätzte seine Verdienste sehr hoch und wagte nicht mehr, ihn zu bitten, seine Herkunft zu verraten.

VII.

Niemand wußte, woher er morgens kam und wohin er abends ging, und obgleich er den Audienzen sehr pünktlich beiwohnte und seine Pflichten als Fürst gegen alle, von den Größten bis zu den Kleinsten, zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllte, dünkte es den

*) Bekanntes Buch indischer Staatsweisheit.

**) Minister Indras, des Gesetzgebers des Himmels.

Ministern des Reiches doch sehr unangenehm, nichts über ihn zu wissen. Sie verabredeten sich daher, verkleidet auf die nach Osten führende Straße zu gehen und jeden Abend dem Wagen des jungen Königs zu folgen.

Nach einiger Zeit gelang es so einem von ihnen, das Haus zu entdecken, in welchem Krischna Singh wohnte. Dies war gerade an einem Tage, als die Prinzessin in ihrem dritten Stock ein Oelbad nahm. Ihre Haare waren so lang, daß sie durch die Fensteröffnung bis zum zweiten Stock herab wallten und Sellam die Locken eine nach der andern salben konnte. Der Minister bemerkte es, und nach der landläufigen Meinung, die Schönheit entspreche der Länge der Haare, schloß er, jene Frau müsse von vollendeter Schönheit sein, was sie ja auch wirklich war.

„Wer anders," sagte er zu sich selbst, „sollte diese Schönheit sein, als die Gemahlin unseres jungen verehrten Königs? Das bloße Verweilen in ihrer geheiligten Nähe müßte schon veredelnd auf uns wirken."

Unter solchen Betrachtungen kehrte er zu seinen Gefährten zurück und bezeichnete ihnen das Haus, in dem der junge König wohnte. Dann teilte er ihnen mit, was er gesehen, und versicherte sie, daß ihre Augen für sie ohne Nutzen seien, so lange sie nicht die Frau ihres jungen Königs geschaut.

Nun suchten die Minister alle den alten König auf und erregten seine Neugierde dermaßen, daß er sich darüber ärgerte, daß er den jungen Mann nicht dringender über seine Familie befragt hatte.

Er beschloß daher, so geschickt wie möglich vorzugehen, um mehr über ihn zu erfahren, ohne ihn zu verletzen, denn die erstenmale, wo er ihn nach seinem Vaterland und seiner Abstammung fragte, hatte er ihn sehr hartnäckig gefunden. Die Minister schlugen ihm vor, in einem vorgeblichen Erlaß bekannt zu machen, es sei Sitte, in dem großen Kalitempel ein Fest, das „Schaukelfest", zu feiern. Diesen Erlaß wollten sie im Staatsarchiv hinterlegen und dem jungen König einreden, das Fest sei aus verschiedenen Gründen in den letzten Jahren unterblieben, aber jetzt, da ein neuer Abschnitt begänne, müsse dasselbe in alter Weise gefeiert werden.

Das Dokument sollte besagen, während der Zeit des Festes sei es für jeden, hoch wie niedrig, Fürst wie Bettler, Vorschrift, sich mit seiner Frau in eine Schaukel, die in einem Haine dem Kalitempel gegenüber errichtet würde, zu setzen und sich darin schaukeln zu lassen.

Das Schriftstück wurde also mit dem Siegel des alten Königs ausgefertigt und zu den Urkunden gelegt. Der junge König ahnte nichts von dem Komplott, aber da er alle Staatspapiere sorgfältig studirt hatte, so wußte er wohl, daß es in Puschpapura nicht Sitte war, ein Fest dieser Art zu feiern. Als nun die Minister ihm plötzlich von einem Schaukelfeste sprachen und ihn baten, die nötigen Anordnungen zu dessen Vorbereitung zu treffen, sagte er sich, das sei ein Streich, den man ihm spielen wolle.

Er fragte sich: „Könnte es möglich sein, daß die Minister trotz meiner Vorsicht meine Wohnung gefunden und dort die Prinzessin gesehen hätten? Sollten sie sie für meine Frau gehalten und dies Fest einzig, um sie zu sehen, erfunden haben? Nun, gleich gut! Ich will ihnen den Gefallen thun und eben dadurch zeigen, daß ich ein Recht auf Schandramukhi besitze."

Er gab nun auf der Stelle die erforderlichen Anweisungen zur Vorbereitung des Festes. In der Zwischenzeit setzte der König sein gewohntes Leben bis zu dem Festtage fort.

*

Es war jetzt fast ein Jahr, daß die Prinzessin Dharapura verlassen, und während der ganzen Zeit hatte sie wie eine Privatperson gelebt und niemand außer Sellam und dem Tukkuttukki gesehen.

„Ach!" dachte sie, „wie herzlos ich bin! Einziges Kind meiner Eltern, habe ich sie verlassen und und bin hierher geflüchtet. Bei ihnen lebte ich von königlichen Ehren umgeben, hier bin ich nur eine gewöhnliche Frau. Ich hätte Herrscherin eines großen Reiches werden können, wenn ich bei meinem Vater geblieben wäre; was ich jetzt bin, schäme ich mich zu sagen. Schon fast ein Jahr habe ich mich verbannt; in dieser Zeit hätten mir, wäre ich in Dharapura geblieben, Hunderte von Fürsten den Hof gemacht; jetzt habe ich nicht einen einzigen armseligen Prinzen, der sich um meine Hand bewirbt. Sellam rät mir, den Tukkuttukki zu heiraten. Ach, der Arme! Wie könnte ich ihn heiraten, der nicht weiß, daß zwei und zwei vier sind. Ich möchte, mein Vater stellte Nachforschungen nach mir an."

Es war nahe an Mittag, als sie in diese Träumerei versank, und die brennende Sonne erregte ihr eine Art Kopfschmerz, der sie einschläferte. Plötzlich erwachte sie durch das lärmende Rufen Sellams, daß der Kaiser, ihr Vater, endlich ihre Spur gefunden.

„Gerade in dieser letzten Ghatika habe ich daran gedacht," sagte die Prinzessin verwundert. „Ist der Traum Wahrheit geworden? Ich habe es herbeigesehnt, doch fürchtete ich den Zorn meines Vaters sehr!"

Und die Prinzessin bat Sellam händeringend, ihr zu sagen, was sie wüßte.

„Bedarf es einer Erklärung," rief Sellam, „hört Ihr nicht die Trommeln wirbeln und die Instrumente, die das Nahen eines Königs ankündigen? Fast ein Jahr haben wir hier gewohnt, und wir haben nie etwas Derartiges gehört. Das ist es, was mich glauben läßt, Euer Vater komme zu uns."

Kaum hörte Sellam auf zu sprechen, als der feierliche Zug vor ihrer eigenen Thür anhielt. Ihr Schreck war ungeheuer, und die Prinzessin wechselte die Farbe. Sie hieß Sellam hinunter gehen, um zu sehen, wer vor ihrer Thüre hielte.

Sellam ging hinunter, und groß war ihre Ueberraschung, als sie den Tukkuttukki erkannte.

„Täuschen mich meine Augen?" rief sie. „Vor zwei Stunden war er noch hier und reinigte das Geschirr und die Hausgeräte, und jetzt kommt er

prächtig wie ein König gekleidet. Sehen meine Augen noch genau oder sind meine Sinne geschwächt?"

Aber sie konnte nicht leugnen, daß es der Tukkuttukki war. Sie eilte, der Prinzessin zu berichten, daß der König, der vor der Thür hielt, der Tukkuttukki sei. Die Pracht, die ihn umgab, und die Ehrenbezeugungen, die man ihm erwies, weckten im Herzen der Prinzessin eine geheime Furcht, und ihre Gosha für den Augenblick aufgebend, stieg sie schnell hinab, Krischna Singh zu sehen, der eben herauf kam.

Beide grüßten sich, und sie, die ihm bis dahin Befehle erteilt hatte, fand in seiner Haltung eine unbeschreibliche Majestät ausgedrückt, die sie willig den Befehlen des jungen Herrschers gehorchen ließ. Er bedeckte sie über und über mit Edelsteinen. Sie nahm erfreut die Huldigung hin, mit der er sie beehrte, und bat ihn, ihr mitzuteilen, durch welchen Glücksfall er König geworden.

„Alles," entgegnete er mit ernster Würde, „wird sich enthüllen zu seiner Zeit. Zuerst müssen wir uns in den Tempel der Kali zu dem großen Schaukelfeste begeben."

Sie war gleich bereit, ihm zu folgen.

Während sie sich noch unterhielten, hörte man eine Stimme:

„Weshalb haben Sie denn so lange gewartet, mein lieber junger König?"

Es war der alte König, der diese Frage an Krischna Singh richtete.

Wie die Gedanken sich jagten im Geiste der Prinzessin! Wie? Derselbe Tukkuttukki, der noch vor drei oder vier Ghatikas gewöhnliches Geschirr spülte, war nun König, wurde von dem alten König zärtlich angerufen! Wunder der Wunder! Wie sehnsüchtig wünschte sie, ihn darüber auszufragen! Aber dazu hatte sie noch keine Zeit.

Alle setzten sich in Bewegung, um zum Kalitempel zu kommen. Da die Veranstaltungen nur darauf hinzielten, die Prinzessin den Großen und der Menge zu zeigen, war es so eingerichtet, daß die Minister und die anderen Schandramukhi, jetzt ihre junge Fürstin, betrachten konnten. Dazu hatten diese gute Gelegenheit, denn sie saß lange Seite an Seite mit Krischna Singh und ließ sich schaukeln.

Der alte König legte eine sehr kostbare Perlenkette um den Hals seines Nachfolgers. Aber dieser, der noch vor kurzem Kraft und Ausdauer genug besaß, einen ganzen Tag vor feurigen Rossen her zu laufen, fand die Kette zu schwer und hängte sie an den Ast eines Baumes bei der Schaukel.

VIII.

Das Fest währte sehr lange, und die Teilnehmer gingen nicht vor der zweiten Ghatika der Nacht nach Hause. Während der ganzen Länge des Weges wurde Krischna Singh als der edelste und weiseste aller Könige gefeiert.

Die Prinzessin konnte dieses Wunder nicht fassen. „Wie ist es möglich," fragte sie sich, „daß er, der nicht die elfte Seite eines Buches aufschlagen konnte, jetzt König ist?"

Und dann sagte sie zu sich:

„Ich will ruhig abwarten! Uebereilung war es, die mich meines Vaters beraubte."

Als sie zu Hause ankamen, bat die Prinzessin Krischna Singh noch einmal, ihr seine Geschichte mitzuteilen. Er sagte, bevor er ihr seine Erlebnisse anvertraue, müsse er erst seine Angarkha ablegen. Aber als er das Kleidungsstück auszog, bemerkte er mit großem Verdruß, daß er die Perlenkette, die ihm der alte König zum Geschenk gemacht, vergessen hatte. In seinem Gesichte wechselten Röte und Bläße, so daß seine Frau ihn fragte, was ihm fehle.

„Ich habe die Perlenkette vergessen," rief er aus, „die der alte König mir gegeben."

Eilends wollte er sich aufmachen, dieselbe zu suchen. Aber die Prinzessin hielt ihn am Arme fest und sagte:

„Liebes Männchen, weißt Du denn nicht mehr, daß ich die Tochter eines Kaisers bin? Für Dich kann ich Hunderte ähnlicher Ketten haben! Beunruhige Dich nicht weiter über diese Unachtsamkeit. Bleibe ruhig bei mir."

Krischna Singh erwiderte ihr, Jugend und Unerfahrenheit ließen sie so sprechen.

„Es wäre ein schweres Unrecht von mir, ein Geschenk, und wäre es auch nur ein Kaudi,*) zu mißachten. Uebrigens werde ich in wenigen Minuten zurück sein."

„Aber sende doch einen Diener," schlug die Prinzessin vor.

„Nein," entgegnete er, „thäte ich das, so könnte meine Unachtsamkeit dem König mitgeteilt werden und ihn betrüben."

Er ging schnellen Schrittes fort und erreichte bald die Allee des Kalitempels. Die Nacht war finster, Todesschweigen ruhte über der Erde. Krischna Singh suchte tappend seinen Weg und kam zu dem Baume, wo er die Kette aufgehängt. Er streckte die rechte Hand aus, um sie herunter zu holen.

Aber, o Entsetzen! Eine große schwarze Schlange ließ sich hernieder. Ihr gräßlicher Kopf kam näher und erbarmungslos biß sie den jungen König Krischna Singh, der leblos zu Boden sank.

Ach, armer Krischna Singh! Deine junge Frau, zu der Du noch nicht einmal als Gatte gesprochen hast, steht nun verlassen da! Was wird aus dem armen alten König, der ganz von Dir abhing? Du hast nicht einmal Zeit gehabt, Deinen Vater Tan Singh wieder zu sehen! Und der arme alte König, wie wird es ihn schmerzen, zu hören, was Dir zugestoßen! So mußt Du so viele Wesen, die Dich lieben, verlassen und bist nun tot, gerade in dem Augenblick, wo Du die Früchte Deiner Arbeit genießen konntest? Armer Krischna Singh! Tot? Doch nein, er war es noch nicht!

*

Zwischen der Garbhagriha**) des Kalitempels und dem innern Palastzimmer der Prinzessin von Puschpapura befand sich ein unterirdischer Gang, den die

*) Ein Kaudi ist der sechzehnte Teil einer Pastete.

**) Der innerste Raum der hindostanischen Tempel, wo das Götzenbild angebetet wird.

Prinzessin täglich in der Mitte der Nacht durchschritt, um die Göttin anzubeten und sich gnädig gesinnt zu machen.

Sie kam in jener Nacht ebenfalls und betete zu der Gottheit. Als sie geendigt, bat sie Kali, ihr einen großmütigen und edlen Gatten zu schenken. Da plötzlich glaubte sie aus der Wolke eine Stimme zu hören, welche sagte:

„Ein Prinz schläft in meiner geheiligten Nähe. Er soll Dein Gemahl werden."

Die Prinzessin suchte schnell in der Umgebung, aber anstatt eines Schlafenden fand sie einen leblosen Körper.

In dem vertrauenden Glauben einer Liebenden begann sie zu klagen und zu weinen, als sich eine zweite Stimme hören ließ:

„Mein Kind! Dies ist nur eine Prüfung, die ich Dir auferlegen wollte. Jetzt, da Du siegreich Deinen Glauben bewiesen hast, komm zurück in meine heilige Nähe; dann gehe mit einer Fingerspitze voll geweihter Asche zu ihm, Deinem Gatten, zurück, zerstäube die Asche auf sein Gesicht und befiehl ihm, aufzustehen."

Die Prinzessin von Puschpapura gehorchte den Befehlen der Göttin Amibika, und zu ihrer großen Freude erhob der Mann sich.

Sie faßte ihn bei einer Hand, und nachdem sie ihm erzählt, was sich zugetragen, bat sie ihn demütig, sie in den Palast zu begleiten.

*

In der Zwischenzeit war die Prinzessin von Dharapura, da sie ihren Gemahl nicht wiederkehren sah, sehr unruhig geworden, und sie dachte, es sei ein Unglücksfall geschehen. In Sellams Begleitung eilte sie in das heilige Wäldchen. Als sie im Tempel der Kali angekommen, trafen sie dort jene andere Frau, die um die Hand des jungen Prinzen anhielt.

Währenddem war das Gerücht von diesen Ereignissen dem alten König zu Ohren gekommen, und Freude erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß seiner Tochter ein göttlicher Befehl geworden, Krischna Singh zu heiraten. Aber nun, nachdem das Schaukelfest gefeiert, konnte er die Ansprüche der Prinzessin von Dharapura nicht leugnen, und um allen Mißverständnissen aus dem Wege zu gehen, willigte er ein, beide Prinzessinnen sollten Krischna Singh angetraut werden.

Die Einladungen zur Doppelhochzeit ergingen im ganzen Königreiche und darüber hinaus. Der Kaiser von Dharapura, der unterdessen alle diese wunderbaren Ereignisse erfahren hatte, machte bekannt, es sei sein Wille, seine Tochter dem Könige Krischna Singh von Puschpapura zur Frau zu geben.

Eine geschlossene Sänfte, in der sich jedoch niemand befand, begleitete das weibliche Gefolge des Kaisers, so daß das Volk glaubte, in dieser Sänfte begebe sich die Prinzessin Schandramukhi nach Puschpapura.

Hier wurde die Hochzeit mit unglaublicher Pracht gefeiert; Rajahs waren es, die die Hochzeitssänften Krischna Singhs und der beiden Prinzessinnen trugen.

Der Vater Schandramukhis war überglücklich, als er alle Abenteuer Krischna Singhs erfuhr und sah, daß er sich zu dem Reiche, welches er von seiner Frau erhielt, noch ein Reich hinzu gewonnen hatte durch eigene Klugheit.

*

Die Geschichte wäre hier beinahe zu Ende, wenn wir nicht noch über die Schicksale Tan Singhs und über die im Kalitempel verborgenen Pantoffeln zu berichten hätten.

Wie sein Sohn so scharfsinnig prophezeit, verarmte Tan Singh schon sehr kurze Zeit, nachdem Krischna Singh ihn verlassen. Er lebte kümmerlich mit seiner Frau und seinen beiden anderen Söhnen in einer elenden Hütte, nachdem ihn seine Unvorsichtigkeit und seine Verschwendung wieder in seine ursprüngliche Armut hatten zurück sinken lassen.

Krischna Singh hatte dies schon erfahren, sobald er in Puschpapura war, aber er wollte seine Pläne nicht dadurch aufs Spiel setzen, daß er sich gerade damals gleich zu erkennen gab. Jetzt, da alles geregelt war, befahl er, eine Sänfte aus Blumen zum Kalitempel zu tragen; er holte die Pantoffeln, womit sein Vater ihn geschlagen, aus der Nische hervor, legte sie mitten zwischen die Blumen und ließ das Ganze in den Palast bringen.

Dann schickte er seinem Vater ein Schreiben, um ihm kund zu thun, der König von Puschpapura wünsche ihn und seine sämtlichen Familienglieder sofort zu sehen.

Tan Singh wußte nicht, was dieser Befehl bedeuten sollte, aber zitternd gehorchte er jenem Befehle.

Krischna Singh erkannte sogleich seinen Vater, seine Mutter und seine Brüder wieder, aber keiner von ihnen erkannte in dem jungen prächtigen König Krischna Singh.

Dieser wandte sich nun an alle Anwesenden und teilte ihnen kurz alle seine Erlebnisse mit von dem Tage an, wo er geschlagen worden war. Dann zeigte er auf die Pantoffeln, die auf ihrem Blumenbette ruhten, und er sagte:

„So bin ich nun durch das Glück, das die Pantoffeln meines Vaters mir brachten, der Gatte zweier Prinzessinnen geworden. Er bestrafte mich, weil ich eine haben wollte, aber da sie, die Pantoffeln, ein Paar ausmachen, so haben sie mir auch ein Paar Gemahlinnen verschafft."

Indem er dies sagte, kniete er vor seinen Eltern und Brüdern nieder. Alle weinten vor Freude und Rührung, und er führte sie sogleich in den Palast.

Nach all diesen Ereignissen führte Krischna Singh mit seinen beiden wundervollen Gattinnen ein langes und glückliches Leben, bald in Dharapura, bald in Puschpapura.

So endet die Geschichte; wir brauchen nur hinzu zu fügen, daß Krischna Singh eine große Zahl Söhne bekam, die den Kaiser von Dharapura und den alten König von Puschpapura in ihrem Alter trösteten, da beide keine Söhne hatten.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 16. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des sechzehnten Heftes.

Seite

Sonja Kowalevsky. I. Kindheits- u. Jugenderinnerungen. Von ihr selbst erzählt. Aus dem Russischen . 725
Tess. Roman aus dem Englischen von Thomas Hardy (Schluß) 740
Kahnfahrt. Gedicht aus dem Böhmischen von Jan Neruda 747
Wassili Tjorkin. Roman aus dem Russischen von P. Boborykin (Schluß) 748
An einen Dichter. Gedicht aus dem Italienischen von Lorenzo Stecchetti 761
Briefe der Frau Rechtsanwalt. Novelle aus dem Polnischen von Alfred Konar 762

Von Diesem und Jenem:

Sind wir verrückter als unsere Väter? Von Cesare Lombroso 771
Aus den „Pensées et Maximes" von Emanuel Wertheimer 772

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Erinnerungsbilder aus dem deutsch-französischen Kriege!

In unserem Verlage ist erschienen:

Der Alan.

Roman

von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage. **Mit 141 Illustrationen von G. Brandt.**

Preis kartonirt in Farbendruck-Umschlag *M.* 4.—;
fein in Leinwand gebunden *M.* 5.—

Nach Paris zur Zeit seiner Belagerung durch deutsche Truppen führt uns der in den letzten Februartagen des Jahres 1871 beginnende Roman, dessen dritte Auflage in einer besonders sorgfältig ausgestatteten, mit zahlreichen Abbildungen gezierten Gestalt erschienen ist, und die dem Leser auch eine willkommene äußere Erinnerung an jene historisch große, gewaltige Zeit bieten, die uns hier der Verfasser in geistvollster Weise vor Augen führt. Doppelt anziehend weiß er sein Buch zu gestalten, indem er die voll frischer, markiger Kraft geschilderten historischen Vorgänge mit den graziösen Arabesken fein gebildeten Salonlebens und eines originellen und fesselnden Herzensromans anmutig durchflicht. Das Buch fesselt ebensosehr durch den interessanten Gang seiner Handlung wie durch die vornehme und lebendige patriotische Empfindung, von der es durchglüht ist.

Ein Soldatenleben in Krieg und Frieden.

Von

Hermann Lüders.

Illustrirt vom Verfasser.

Preis geh. *M.* 5.—; fein in Leinwand geb. *M.* 6.—

In diesem Werke machen wir die Feldzüge in Böhmen 1866 und in Frankreich 1870 mit, das ist der Kernpunkt. Dann aber werden wir auch eingeweiht in alle Leiden und Freuden des Soldatenlebens von dem ersten Anpassen des Rekrutenrockes bis zu den Goldborten des Oberjägers. Alles dies ist schlicht, wahr und mit warmer Liebe zum Soldatenstande, zu Kaiser und Reich beschrieben und gleichzeitig veranschaulicht durch prächtige Bilder, voller Kraft und Leben, überraschend naturwahr, photographisch treu und doch geistvoll, und von bedeutendem künstlerischem Wert, so daß wir in diesem Buche eines jener außergewöhnlichen Werke erhalten, das zur Unterhaltungslektüre gehört, dabei eine populäre und doch künstlerische Abspiegelung unseres deutschen Soldatenlebens gewährt und zugleich einen zeitgeschichtlichen Wert besitzt. Auch stellt dies prächtige Buch in Bild und Wort eine Geschichte des Entstehens der neuen deutschen Armee dar, die um so eindrucksvoller wirkt, weil sie aus dem Stoffe selbst sich ergab und völlig unabsichtlich ist.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

I.

Kindheits- und Jugenderinnerungen.

Von ihr ſelbſt erzählt.

I.

Meine früheſten Kindheitserinnerungen ſind alle mit Reiſebildern und kleinen Abenteuern verknüpft. Wenn ich mir die erſten bewußten Eindrücke in das Gedächtnis zurückrufe, taucht vor mir eine breite, ſtaubige Chauſſee auf, mit Birken und Meilenſteinen zu beiden Seiten und einem rieſigen Reiſewagen, groß genug, die Arche Noahs in ſich aufzunehmen. Von dieſem allgemeinen, dunklen Hintergrund heben ſich einzelne Ereigniſſe wie helle Punkte ab — ich ſehe Anjuta, meine ältere Schweſter, und mich während des Aufenthaltes an den Stationen Steine am Weg ſuchen; ſehe, wie ich plötzlich ihre Puppe durch das Wagenfenſter werfe; erinnere mich deutlich der Nächte an einer oder der andern Poſtſtation mit den improviſirten Betten auf ſchmalen, harten Bänken oder einfach zuſammengeſtellten Stühlen.

Mein Vater, Waſſilij Waſſiljewitſch Corvin-Krukofsky war General der Artillerie. Er wurde häufig verſetzt, nur in Kaluga blieben wir länger als in anderen Städten, und von dieſer Zeit — ich war gerade fünf Jahre alt — habe ich eine vollkommen klare, deutliche Vorſtellung. Anjuta hatte damals ihr zwölftes und Fedja, mein kleiner Bruder, das dritte Jahr zurückgelegt.

Die Kinderſtube, ein großes Zimmer, in dem wir alle drei ſchliefen, war ſo niedrig, daß Njanja*) bequem an die Decke reichen konnte, wenn ſie auf einen Stuhl ſtieg. Anjuta hatte zur Gouvernante überſiedeln ſollen — „der garſtigen Franzöſin", wie wir Kinder ſie nannten, — aber ſie ſetzte es durch, bei uns bleiben zu dürfen. Alſo ſtanden unſere drei, an den Seiten mit Netzwerk verſehenen Betten noch neben einander, und wir konnten uns früh beſuchen, ohne auf die Diele treten zu müſſen. Etwas weiter weg prangte Njanjas großes Bett mit einem Berg von Kiſſen und Pfühlen, ihr ganzer Stolz. Wenn ſie beſonders gut gelaunt war, durften wir hinauf klettern und uns oben herum kollern; kaum aber hatten wir mit Hilfe von Stühlen den Gipfel erklommen, verſanken wir zu unſerem größten Entzücken in einem Meer von Betten.

Die Luft in der Kinderſtube war höchſt eigentümlich — Weihrauchduft miſchte ſich mit Dunſt von Talglichtern und Holzöl und dem Geruch von Birkenbalſam, den Njanja gegen ihren Rheumatismus brauchte, ſo daß die Gouvernante, die garſtige Franzöſin, nie herein kam, ohne ſich mit einer Geberde des Abſcheus das Taſchentuch vor Naſe und Mund zu halten.

„Aber, Njanja, machen Sie doch das Fenſter auf," pflegte ſie dann in gebrochenem Ruſſiſch zu ſagen, was Njanja indeſſen als perſönliche Beleidigung auffaßte.

„Dieſe Dummheit von der fremden Heidin!" brummte ſie ihr regelmäßig nach. „Soll ich vielleicht die Fenſter aufmachen, damit ſich die Kinder erkälten?"

Dergleichen Scharmützel wiederholten ſich jeden Morgen zwiſchen den beiden.

Lange ſcheint die Sonne früh in die Kinderſtube, ehe wir die verſchlafenen Augen aufmachen, trotzdem beeilen wir uns nicht mit dem Aufſtehen und Anziehen. Zwiſchen dem Erwachen und den Vorbereitungen zur Toilette liegt ein langer Zeitraum, der mit Spiel und Lärm ausgefüllt wird. Wir werfen uns die Kiſſen zu, kneifen uns in die Beine und ſchwatzen und lachen ohne Ende.

Da verbreitet ſich ein lieblicher Kaffeeduft im Zimmer. Njanja, die erſt halb angezogen iſt — ſie hat ihre Nachtmütze mit einem ſeidenen Tuche vertauſcht, ihrer Kopfbedeckung am Tage — bringt auf einem Theebrett eine große Kaffeekanne herein und gibt uns den Kaffee mit friſchen Semmeln in das Bett, ohne uns vorher zu waſchen und zu kämmen.

*) Njanja werden in Rußland die Kinderwärterinnen genannt.

Oft ſchlafen wir, vom Spielen ermüdet, nach dem Trinken wieder ein.

Plötzlich wird die Thür aufgeriſſen, und die entrüſtete Gouvernante erſcheint auf der Schwelle.

„Comment, vous êtes encore au lit, Annette! Il est onze heures. Vous êtes de nouveau en retard pour votre leçon!“ ruft ſie erzürnt und fügt, gegen Njanja gewendet hinzu: „Wie kann man die Kinder ſo lange ſchlafen laſſen! Ich werde mich beim General beklagen.“

„Ja, geh nur, Du Schlange, und beſchwere Dich,“ brummt dieſe. „Die eigenen Kinder der Herrſchaft ſollen nicht ſchlafen dürfen, ſo lange ſie wollen! Es wäre wohl kein ſo großes Unglück, wenn ſie zu ſpät in Deine Stunde kämen und Du warten müßteſt — dann könnteſt Du etwas Geduld lernen!“

Aber trotz ihres Brummens hält es Njanja jetzt doch für angezeigt, mit unſerer Toilette zu beginnen. Und man muß ſagen, nahmen die Vorbereitungen eine lange Zeit in Anſpruch, ſo geht die Ausführung um ſo raſcher von ſtatten. Njanja fährt mit einem Schwamm ein paarmal über unſere Geſichter und Hände, mit einem zerbrochenen Kamm durch die zottigen Mähnen, wirft uns die Kleider über, an denen nicht ſelten Knöpfe fehlen, und — wir ſind fertig!

Während Anjuta zur Gouvernante in die Stunde geht, bleibe ich mit Fedja in der Kinderſtube. Ohne ſich dadurch ſtören zu laſſen, kehrt Njanja mit einem Beſen die Diele, wobei ſie eine Wolke von Staub aufrührt, breitet die Decken über die kleinen Betten, ſchüttelt die Kiſſen ihres eigenen etwas auf und — ſieht das Aufräumen des Zimmers für heute als abgethan an. Ich bin mit Fedja auf das Sofa geklettert, aus deſſen zerriſſenem Wachstuchüberzug hie und da große Büſchel Pferdehaare gucken, und wir ſpielen eifrig mit unſeren Spielſachen. Von Spazierengehen iſt ſelten die Rede, höchſtens bei außerordentlich ſchönem Wetter oder an Feiertagen, wenn Njanja mit uns zur Kirche geht.

Nach der Stunde kommt Anjuta wieder zu uns herein, denn in der Kinderſtube iſt es viel unterhaltender als bei der Gouvernante, beſonders wenn Gäſte kommen, andere Kinderwärterinnen oder Kammerjungfern, welche Njanja mit Kaffee bewirtet, und die immer intereſſante Geſchichten zu erzählen wiſſen.

Jetzt öffnet ſich die Thüre, und herein tritt eine junge, ſchöne Dame in einem koſtbaren ſeidenen Kleide. Ihr Haar iſt mit Blumen geſchmückt, und an Hals und Armen funkelt Geſchmeide. Es iſt Elizaveta Feodorowna — meine Mutter. Sie iſt im Begriff, in eine Geſellſchaft zu fahren, und kommt herein, um uns adieu zu ſagen.

Sobald Anjuta ſie erblickt, ſpringt ſie auf ſie zu, bedeckt ſie mit Küſſen und fängt an, ihren Schmuck zu unterſuchen.

„Wenn ich groß bin, will ich auch ſo hübſch und fein wie Du werden, Mama!“ ruft ſie aus, hängt ſich die Kette der Mutter um den Hals und ſtellt ſich auf die Fußſpitzen, um ſich in dem kleinen Wandſpiegel ſehen zu können. Das macht Mama immer viel Spaß.

Manchmal möchte auch ich ſie liebkoſen und mich auf ihren Schoß ſetzen, aber dieſe Verſuche laufen ſtets kläglich ab. Entweder thue ich ihr mit meiner Ungeſchicklichkeit weh oder zerreiße ihr Kleid, laufe dann beſchämt weg und kauere mich in eine Ecke. So miſcht ſich in mein Verhältnis zur Mutter bald eine gewiſſe Scheu, die immer größer wird, weil ich Njanja oft ſagen höre, Anjuta und Fedja wären die Lieblinge der gnädigen Frau und ich das Stiefkind in der Familie.

Njanja bildete ſich das wahrſcheinlich nur ein, weil ſie ſelbſt mich entſchieden vor meinen Geſchwiſtern vorzog, obgleich ſie uns alle drei von der Geburt an gewartet hatte. Da ich aber nun einmal ihr ausgeſprochener Liebling war, konnte ſie höchſt aufgebracht werden, wenn mir ihrer Meinung nach unrecht geſchah oder jemand unfreundlich gegen mich war.

Die ſo viel ältere Anjuta genoß natürlich große Vorrechte vor mir. Sie wuchs in uneingeſchränkter Freiheit auf und erkannte keine Macht und kein Geſetz über ſich an. Im Salon hatte ſie von klein auf freien Zutritt und ſtand in dem Ruf eines reizenden Kindes, das die Gäſte mit ſeinen lebhaften, oft ziemlich naſeweiſen Einfällen und Bemerkungen amüſirte. Fedja und ich dagegen kamen nur bei beſonders feierlichen Gelegenheiten in das Empfangszimmer und aßen ſogar Frühſtück und Mittageſſen faſt immer in der Kinderſtube.

Wenn die Eltern Gäſte zu Tiſch hatten und das Deſſert aufgetragen wurde, erſchien Natasja, die Jungfer meiner Mutter, zuweilen in der Kinderſtube und rief:

„Liebe Njanja, zieh Fedinka raſch ſeine hellblaue ſeidene Jacke an und bring ihn in das Speiſezimmer — die gnädige Frau will ihn den Gäſten zeigen.“

„Sagte die gnädige Frau nicht auch, was ich Sonja anziehen ſoll?“ fragte dann Njanja in verdroſſenem Tone, als erriete ſie ſchon die Antwort im voraus.

„Nein, Sonja braucht nicht mit zu kommen,“ erwiderte die Kammerjungfer gewöhnlich und lachte, weil ſie wußte, wie ſehr ſie Njanja damit kränkte; „es iſt beſſer, wenn das kleine Ferkelchen, was ſie ja nun doch einmal iſt, in der Kinderſtube bleibt.“

Aber in dem Wunſch, nur Fedinka den Gäſten zu zeigen, ſah Njanja eine grauſame Hintanſetzung

meinerseits; und lange nachher noch konnte sie aufgeregt im Zimmer hin und her gehen, mich mitleidig ansehen, mir das Haar streicheln und zwischen den Zähnen murmeln: „Mein armes, kleines Ding!“

*

Es ist Abend. Njanja hat mich und Fedja zu Bett gebracht, ihr unentbehrliches, seidenes Kopftuch aber noch nicht abgenommen, dessen Verschwinden den Uebergang von der Arbeit zur Ruhe bei ihr bezeichnet. Sie sitzt auf dem Sofa am runden Tisch und trinkt in Natasjas Gesellschaft Thee.

Im Zimmer herrscht Halbdunkel. Die trübe Flamme des Talglichts, das Njanja schon lange zu putzen vergessen hat, erscheint nur noch wie ein gelber Fleck in der Dunkelheit, und der bläuliche Schimmer der kleinen Lampe vor dem Heiligenbild in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers wirft phantastische Schatten an die Decke und beleuchtet hell die Hand des Erlösers, die er segnend aus dem silbernen Talar hervorstreckt.

Neben mir höre ich die ruhigen Atemzüge meines schlafenden Brüderchens, und von der Ofenecke her das Schnarchen des Laufmädchens, der stumpfnäsigen Fellusch a, die Njanjas beständiger Sündenbock ist. Sie schläft auf einem Filz, den sie sich abends auf den Fußboden breitet und tagsüber in die Rumpelkammer steckt.

Njanja und Natasja unterhalten sich halblaut und sprechen, da sie uns Kinder in tiefem Schlafe glauben, über alle möglichen häuslichen Verhältnisse. Ich schlafe aber nicht, sondern höre im Gegenteil mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Manches verstehe ich nicht, manches interessirt mich auch nicht; es passirt mir auch, daß ich mitten in einem Gespräch einschlafe, ohne den Schluß gehört zu haben. Aber die abgerissenen Sätze ihrer Unterhaltung, welche mir verständlich werden, fügen sich zu phantastischen Bildern zusammen und hinterlassen unauslöschliche Eindrücke in meiner Erinnerung.

„Warum sollte ich mein Täubchen nicht am meisten lieben, mehr wie die anderen beiden?“ höre ich Njanja sagen und begreife, daß ich es bin, von der sie spricht. „Ich habe sie ja vom ersten Tag an allein besorgt. Bei Anjuta und Fedja war das anders. Als Anjuta geboren wurde, konnten sich Eltern und Großeltern und Tanten nicht satt sehen — natürlich, weil sie das erste Kind war. Ich hatte sie keinen Augenblick allein in Ruhe und Frieden, bald kam der eine, bald der andere, um sie mir weg zu nehmen. Mit Sonja war es nicht so.“

An dieser Stelle der oft wiederholten Erzählung sinkt Njanjas Stimme jedesmal zum Flüstern herab, was mich natürlich veranlaßt, die Ohren doppelt zu spitzen.

„Mein armes Täubchen kam in keinem glücklichen Augenblick zur Welt — das war die Geschichte!“ fährt Njanja in halblautem Flüstern fort. „Gerade als sie geboren wurde, hatte unser gnädiger Herr im englischen Klub große Summen im Spiel verloren — ja, es war so schlimm, daß sogar die Diamanten der gnädigen Frau verpfändet werden mußten. Wie konnten sie sich da freuen, daß Gott ihnen noch ein Töchterchen schenkte! Und noch dazu hatten sich beide, der Herr sowohl wie die Frau, leidenschaftlich einen Sohn gewünscht. Die gnädige Frau sagte unzähligemale zu mir: ‚Njanja, Du sollst sehen, es wird ein Junge!‘ Sie bereitete auch alles auf einen Jungen vor — Kruzifix und Mützchen bekamen hellblaue Schleifen — und doch wurde es kein Sohn, sondern wieder eine Tochter! Die gnädige Frau grämte sich so, daß sie die Kleine gar nicht sehen wollte; dann kam aber Fedinka noch und tröstete sie.“

Diese Geschichte erzählte Njanja so oft, und ich hörte jedesmal mit so gespannter Aufmerksamkeit zu, daß sie schließlich wie eingemeißelt in meiner Erinnerung stand.

Infolge solcher Schwätzereien aber bekam ich frühzeitig die Ueberzeugung, ich würde von meinen Eltern nicht geliebt, und das wirkte auf meine ganze Entwicklung ein und machte mich scheu und verschlossen.

Werde ich zum Beispiel in den Salon gebracht, mache ich ein klägliches Gesicht und halte mich mit beiden Händen an Njanjas Rock fest. Kein Wort ist aus mir heraus zu bringen. Trotz Njanjas Reden und Ermahnungen schweige ich beharrlich still und werfe wie ein gejagtes Wild nur scheue und böse Blicke auf die Anwesenden, bis endlich meine Mutter verzweifelt ausruft: „Nein, Njanja, bring Deine kleine Wilde wieder in die Kinderstube! Man muß sich ja mit ihr vor Gästen schämen! Es ist doch gerade, als ob sie stumm wäre!“

Mit fremden Kindern kam ich selten zusammen und war dann auch schüchtern. Ging ich aber mit Njanja einmal aus und sah kleine Mädchen oder Knaben auf der Straße eifrig in ihre Spiele vertieft, dann fühlte ich etwas wie Neid und hätte gern mit gespielt. Aber das erlaubte Njanja nie. „Was fällt Dir denn ein, mein Herzblättchen! Du, ein kleines Fräulein, wirst doch nicht mit Gassenkindern spielen wollen?“ Und der vorwurfsvolle und überzeugte Ton, in dem sie das sagte, machte, daß ich tiefe Beschämung wegen meines Wunsches empfand. Dadurch verlor ich bald Lust und Sinn, mit anderen Kindern zu spielen; und kam wirklich einmal ein gleichaltriges Mädchen zum Besuch zu mir, wußte ich nicht, was ich sagen sollte, und hatte nur den einzigen Gedanken: „Wenn sie doch bald wieder fort ginge!“

Um so glücklicher aber fühlte ich mich mit Njanja allein. Abends, wenn Fedja schlief und Anjuta im Salon war, kletterte ich zu Njanja auf das Sofa, schmiegte mich dicht an sie und ließ mir Märchen von ihr erzählen. Diese Märchen machten einen so tiefen Eindruck auf meine kindliche Phantasie, daß ich sie im Traume selbst erlebte und das Entsetzen vor dem „schwarzen Tod", dem „Werwolf", und der „zwölfköpfigen Schlange" mich zu ersticken drohte.

II.

Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, nahm mein Vater seinen Abschied und wir zogen auf unser Familiengut im Gouvernement Witeb. In jener Zeit tauchte immer entschiedener das Gerücht von der Aufhebung der Leibeigenschaft auf, und dieser Grund veranlaßte meinen Vater, sich der Bewirtschaftung des Gutes, die er bisher einem Verwalter anvertraut hatte, selbst anzunehmen.

Der Umzug auf das Land brachte große Veränderungen mit sich. Das bisher so heitere, sorglose Leben bekam ein ernsteres Gepräge. Mein Vater hatte unserer Erziehung, die er für Sache der Frau, nicht des Mannes hielt, wenig Aufmerksamkeit zugewendet und sich nur mit Anjuta etwas beschäftigt, da sie die Aelteste und dabei lebhaft und aufgeweckt war. Er verzog sie gern, nahm sie im Winter mit zu Schlittenfahrten und paradirte mit ihr vor Gästen. Wenn ihre Ungebundenheit oft alle Grenzen überschritt, so daß das Hausperſonal die Geduld verlor und sie bei ihm verklagte, wendete er gewöhnlich die Sache ins Scherzhafte; und selbst, wenn er dann und wann, um den Schein zu wahren, eine strenge Miene annahm, wußte sie recht gut, daß er doch der erste war, der über ihre Streiche lachte.

Bei uns jüngeren Kindern beschränkte er sich darauf, wenn er uns sah, Njanja zu fragen, wie es uns ginge, uns in die Backen zu kneifen, um sich zu überzeugen, ob sie rund und voll wären, und uns zuweilen auf den Arm zu nehmen und hoch in die Luft zu werfen. An Feiertagen, wenn er zu einem offiziellen Empfang mußte und in voller Paradeuniform mit allen Orden und Sternen geschmückt war, wurden wir in den Salon gerufen, um zu sehen, „wie stattlich Papa wäre". Das machte uns unbeschreibliches Vergnügen. Wir hüpften und sprangen um ihn herum und klatschten vor Entzücken über seine glänzenden Epauletten und Orden in die Hände.

Aber kurze Zeit nach unserer Uebersiedelung auf das Land kam etwas vor, was in unliebsamer Weise die Aufmerksamkeit auf die Kinderstube lenkte und auf alle im Hause, nicht zum wenigsten auf mich, den tiefsten Eindruck machte.

Es verschwanden plötzlich allerlei Dinge aus der Kinderstube — bald fehlte das eine, bald das andere. Wollte Njanja etwas holen, was sie vor längerer Zeit weg gelegt hatte, war es nirgends zu finden, obgleich sie einen Eid darauf ablegen konnte, es mit eigenen Händen in den Schrank oder das Pult gethan zu haben. Anfangs wurde dieses Verschwinden ziemlich kaltblütig hingenommen, als es sich aber öfter wiederholte und auf wertvollere Sachen ausdehnte, schließlich ein silberner Löffel, ein goldener Fingerhut und ein Messer mit Perlmuttergriff fehlten, da entstand allgemeine Unruhe und Aufregung. Jetzt war es klar, daß es einen Dieb im Hause gab. Njanja, die sich für alles, was uns Kindern gehörte, verantwortlich fühlte, nahm sich die Sache am meisten zu Herzen und war entschlossen, den Dieb zu entlarven, koste es was es wolle.

Der Argwohn fiel natürlich zunächst auf die arme Feklusha, das Laufmädchen. War sie auch schon drei Jahre in der Kinderstube im Dienst und hatte während dieser Zeit niemals etwas gefehlt, so bewies das doch Njanjas Mißtrauen gegenüber nichts. „Früher war sie jung und kannte den Wert der Gegenstände noch nicht," erklärte diese, „inzwischen aber ist sie größer und klüger geworden. Dazu hat sie ihre Familie unten im Dorf, für die nimmt sie die Sachen der Herrschaft."

Auf Grund solcher Reflexionen setzte sich bei Njanja die Ueberzeugung von Fekluschas Schuld dermaßen fest, daß sie das arme Mädchen immer strenger und härter behandelte; infolge dieses deutlich gezeigten Mißtrauens aber sah Feklusha von Tag zu Tag mehr eingeschüchtert und schließlich völlig schuldbeladen aus.

Wie sehr sich indessen auch Njanja bemühte, sie auf der That zu ertappen, es wollte ihr doch nicht gelingen. Und immer wieder verschwanden neue Sachen, ohne daß die vermißten wiedergefunden wurden. Eines schönen Tages war sogar meine Sparbüchse weg, die in Njanjas Schrank gestanden und einige vierzig Rubel oder mehr enthalten hatte. Das Gerücht dieses letzten Verlustes drang auch bis zu meinem Vater; er ließ Njanja zu sich rufen und befahl ihr auf das strengste, den Dieb ausfindig zu machen. Jetzt wußten alle, daß nicht mehr zu spaſſen war.

Njanja war in Verzweiflung. In der Nacht wachte sie auf und hörte ein eigentümlich schmalzendes Geräusch aus der Ecke, wo Feklusha schlief. Von Argwohn erfüllt, streckte sie schweigend und vorsichtig die Hand nach den Schwefelhölzern aus und zündete plötzlich Licht an. Und was erblickte sie?

Feklusha aufrecht auf ihrem Filz sitzend und vor sich zwischen den Knieen eine große Burke Eingemachtes, das sie, mit einer Brotrinde als Löffel, eifrig bemüht war, zu vertilgen.

Erwähnt muß noch werden, daß sich auch die

Haushälterin vor einigen Tagen beklagt hatte, es wäre ihr aus der Vorratskammer eine Burke Eingemachtes weg gekommen.

Aus dem Bett springen und die Verbrecherin an den Haaren erfassen, war für Njanja das Werk eines Augenblicks.

„Aha! habe ich Dich endlich, Du Bettel! Woher hast Du das Eingemachte, antworte!" schrie sie mit Donnerstimme, während sie das Mädchen heftig an den Haaren zog.

„Liebe, gute Njanja! ich habe es nicht gethan, ich versichere Dich," stöhnte Feklusha. „Maria Wasiljewna, die Nähterin, gab mir gestern abend die Burke, aber sie befahl mir streng, sie Euch nicht sehen zu lassen."

Die Wahrheit dieser Aussage erschien Njanja im höchsten Grade zweifelhaft.

„Ach nein, Mütterchen, in der Kunst zu lügen bist Du noch kein Meister," sagte sie verächtlich; „wie sollte Maria Wasiljewna auf den Einfall kommen, Dich mit Eingemachtem zu traktiren?"

„Liebe, gute Njanja, ich lüge nicht! Ich kann schwören, daß ich die Wahrheit sage. Frag sie selbst. Ich besorgte ihr gestern ein heißes Plätteisen, und da gab sie mir das Eingemachte. Sie sagte zu mir: ‚Nur zeige es Njanja nicht, weil die sonst auf mich böse wird, daß ich Dich vorziehe,' beteuerte Feklusha fortwährend.

„Schon gut, morgen früh werden wir ja sehen," entschied Njanja und sperrte Feklusha in ein dunkles Kämmerchen ein, aus dem ihr Schluchzen lange und weithin zu hören war.

Am andern Morgen wurde zur Untersuchung geschritten.

Maria Wasiljewna war schon viele Jahre als Nähterin in unserem Hause. Sie war keine Leibeigene, sondern eine Freigelassene, und wurde mit viel größerer Rücksicht als das übrige Dienstpersonal behandelt, hatte ihr eigenes Zimmer, wo sie allein aß und dasselbe bekam, was für die Herrschaft gekocht wurde, benahm sich immer sehr hochmütig und verkehrte mit keinem von der Dienerschaft. Ihrer Geschicklichkeit wegen wurde sie sehr hoch geschätzt. „Finger hat sie wie eine Fee," hieß es immer. Sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein und sah kränklich aus, und ihre schwarzen Augen machten in dem magern Gesicht einen unnatürlich großen Eindruck. Ohne hübsch zu sein, hatte sie doch ein distinguirtes Aussehen, — „man sollte nicht glauben, daß sie nur eine einfache Nähterin wäre," hörte man oft von ihr sagen. Immer ging sie sauber und ordentlich gekleidet und hatte verstanden, ihr Zimmer nicht nur geschmackvoll und behaglich, sondern sogar mit einer gewissen Eleganz einzurichten. In den Fenstern standen Geranien, die Wände waren mit kleinen, billigen Heiligenbildern geschmückt, und auf einem Eckbrett prangten allerlei Porzellanfiguren — Schwäne mit vergoldeten Schnäbeln, Pantoffeln von Rosen — unser Entzücken.

Wir Kinder hatten außerdem noch ein besonderes Interesse für sie infolge einer romantischen Geschichte, die von ihr erzählt wurde. In ihrer Jugend war sie ein hübsches, frisches Mädchen und die Leibeigene einer Gutsbesitzerin gewesen, die einen erwachsenen Sohn hatte. Dieser, Offizier und auf Urlaub zu Hause, hatte ihr bei irgend einer Gelegenheit etwas Geld geschenkt. Unglücklicherweise war seine Mutter gleich darauf in die Mädchenkammer gekommen und hatte das Geld in Maria Wasiljewnas Hand bemerkt. „Von wem hast Du das bekommen?" herrschte sie das Mädchen an. Darüber erschrak Maria Wasiljewna derart, daß sie, statt zu antworten, die Geldstücke in den Mund steckte und verschluckte.

Aber gleich darauf bekam sie so heftige Schmerzen, daß sie jammernd zu Boden stürzte. Es gelang zwar, ihr Leben zu retten, aber sie lag lange krank, und ihre Schönheit wurde völlig zerstört.

Als bald darauf die alte Gutsbesitzerin starb, schenkte der junge Gutsherr Maria Wasiljewna die Freiheit.

Anjuta und ich interessirten uns, wie gesagt, für die Geschichte von dem verschluckten Geld außerordentlich und quälten Maria Wasiljewna oft, uns zu erzählen, wie sich alles zugetragen habe.

Auch in die Kinderstube kam Maria Wasiljewna ziemlich häufig, obgleich sie mit Njanja nicht auf bestem Fuße stand. Noch lieber hatten wir Kinder es, wenn wir sie in ihrem Zimmer, besonders in der Dämmerstunde, besuchen konnten, wo sie gezwungen oder freiwillig ihre Arbeit aus der Hand legte. Dann setzte sie sich an das Fenster, stützte den Kopf in die Hand und sang mit wehmütiger Stimme verschiedene alte, rührende Romanzen: „Durch die tiefen Thäler" oder „Schwarze Blumen, düstere Blumen." Ihr Gesang war, wie gesagt, äußerst melancholisch, aber ich liebte ihn, obgleich er mich immer traurig machte. Zuweilen wurde sie durch einen furchtbaren Husten unterbrochen, an dem sie schon mehrere Jahre litt und der ihre dünne, entkräftete Brust jedesmal zu zersprengen drohte.

Als Njanja am Morgen nach dem beschriebenen Auftritt mit Feklusha sich an Maria Wasiljewna mit der Frage wendete, ob es wahr wäre, daß sie dem Mädchen das Eingemachte gegeben habe, erschrak diese, wie man sich denken kann, zwar heftig, sagte aber:

„Was denkst Du, liebe Njanja? Würde ich wohl das Mädchen so verwöhnen?" und fügte in beleidigtem Tone hinzu: „Uebrigens habe ich ja selbst kein Eingemachtes!"

Jetzt war die Sache also klar; Fekluscha aber war trotzdem frech genug, ungeachtet dieser kategorischen Erklärung, ihre Unschuld fortgesetzt zu beteuern.

„Aber, Maria Wasiljewna, um Jesu Christi willen — habt Ihr 's denn vergessen? Ihr riefst mich doch gestern abend in Euer Zimmer, danktet mir für das Plätteisen und gabt mir das Eingemachte," schluchzte sie verzweiflungsvoll und zitterte am ganzen Körper wie im Fieber.

„Du mußt krank oder verrückt sein, Fekluscha," antwortete Maria Wasiljewna ruhig, ohne eine Spur von Bewegung in ihrem bleichen, blutlosen Gesicht.

Nun war der letzte Zweifel an Fekluschas Schuld gehoben. Sie wurde abgeführt und in ein dunkles Loch gesteckt, das weit ab von der übrigen Wohnung lag.

„Da sollst Du stecken, Diebin, und weder Speise noch Trank bekommen, bis Du bekannt hast!" sagte Njanja, während sie den Schlüssel zweimal umdrehte.

Man kann sich denken, daß diese Entdeckung einen förmlichen Aufstand im Hause verursachte. Jeder von den Dienstleuten benutzte die erste beste Gelegenheit, zu Njanja zu laufen und das interessante Ereignis mit ihr zu besprechen, und die Kinderstube glich an diesem Tage einem Klublokal.

Feklusschas Vater war tot, aber ihre Mutter wohnte im angrenzenden Dorf und half auf dem Gute öfters bei der Wäsche. Natürlich hörte sie bald von dem, was vorgefallen war, kam laut jammernd in die Kinderstube gestürzt und beteuerte die Unschuld ihrer Tochter. Aber Njanja brachte sie bald zum Schweigen.

„Mach kein solch Aufhebens, Mütterchen. Warte lieber, bis wir erfahren haben, wohin Deine Tochter die gestohlenen Sachen gebracht hat," sagte sie so streng und mit so bedeutsamem Blick, daß das arme Weib eingeschüchtert und scheu den Rückzug antrat.

Das übereinstimmende Urteil gegen Fekluscha lautete: „Hat sie das Eingemachte genommen, dann hat sie auch die anderen Sachen gestohlen," und die Entrüstung war um so größer, je drückender diese wiederholten, unheimlichen Diebstähle auf dem ganzen Dienstpersonal gelastet hatten; denn jeder hatte im stillen gefürchtet, der Verdacht könnte auf ihn fallen. Daher war die Entdeckung des Diebes eine Erleichterung für alle.

Allein Fekluscha wollte durchaus nicht bekennen.

Njanja ging im Laufe des Tages verschiedenemale hin, um nach ihrer Gefangenen zu sehen; diese aber wiederholte hartnäckig: „Ich habe nichts gestohlen. Gott strafe Maria Wasiljewna, daß sie so schlecht an einem armen, vaterlosen Mädchen handelt."

Gegen Abend kam meine Mutter in die Kinderstube.

„Njanja, bist Du nicht zu streng gegen das arme Mädchen? Du kannst das Kind doch nicht den ganzen Tag hungern lassen!" sagte sie bekümmert.

Aber Njanja wollte nichts von Barmherzigkeit hören.

„Wo denken Sie hin, gnädige Frau? Ist es um so eine schade! Sie war ja nahe daran, ehrliche Leute in Verdacht zu bringen, das gemeine Geschöpf!" erwiderte sie so abwehrend, daß meine Mutter nicht wagte, weiter darauf zu bestehen, sondern das Zimmer verließ, ohne eine Milderung im Schicksal der armen Gefangenen erreicht zu haben.

Der zweite Tag brach an und Fekluscha bekannte noch immer nicht. Ihre Richter wurden nachgerade von einer gewissen Unruhe erfaßt. Um die Mittagszeit aber trat Njanja mit triumphirendem Gesicht bei meiner Mutter ein.

„Unser wackerer Vogel hat bekannt," verkündigte sie feierlich.

„Was, wo sind denn die gestohlenen Sachen?" war natürlich die erste Frage meiner Mutter.

„Sie hat noch nicht gestanden, was sie damit gemacht hat," erwiderte Njanja betrübt. „Sie schwatzt das dümmste Zeug und sagt, sie wüßte es nicht mehr. Aber warten Sie nur, wenn sie noch ein paar Stunden sitzt, wird es ihr schon einfallen!"

Und gegen Abend legte Fekluscha wirklich ein vollständiges Bekenntnis ab und erzählte umständlich, wie sie die Sachen in der Absicht gestohlen habe, sie später zu verkaufen. Sie habe anfangs alles unter ihrem Filz in einer Ecke der dunklen Kammer aufgehoben, da sich keine Gelegenheit zum Verkauf geboten habe. Als sie aber gesehen, daß die Dinge vermißt wurden und auf den Dieb gefahndet werden sollte, wäre sie ängstlich geworden und habe alles erst wieder an seinen Platz legen wollen, schließlich aber in ihre Schürze gebunden und in den tiefen Teich jenseits des Gutes geworfen.

Da alle das Ende dieser fatalen Geschichte herbei sehnten, fiel es niemand ein, Feklusschas Aussage einer strengeren Kritik zu unterziehen. Es war zwar ärgerlich, so um die Sachen zu kommen, allein im übrigen beruhigte man sich bei dem Geständnis.

Die Schuldige wurde aus der Gefangenschaft entlassen und ein kurzes Verfahren über sie verhängt: nach einer tüchtigen Tracht Prügel sollte sie entlassen und zur Mutter zurück geschickt werden.

Trotz aller Thränen Feklusschas und lebhaftem Proteste ihrer Mutter wurde dieses Urteil auch sogleich ausgeführt und ein anderes Mädchen zur Hilfe in der Kinderstube angenommen.

Im Laufe einiger Wochen war die Ordnung wieder hergestellt, und das Erlebte fing an, in Vergessenheit zu geraten.

Eines Abends aber, als schon im Hause alles still war und Njanja sich eben anschickte, auch zur Ruhe

zu gehen, öffnete sich leise die Thür der Kinderstube, und in derselben erschien die Wäscherin Alexandra — Fekluschas Mutter. Sie war die einzige, die sich vor der augenscheinlichen Wahrheit hartnäckig verschloß und nicht müde wurde, zu versichern, ihre Tochter wäre unschuldig verurteilt worden. Sie hatte infolge dessen schon verschiedene heiße Kämpfe mit Njanja gehabt, die schließlich damit endigten, daß diese ihr verbot, ihre Nase je wieder in die Kinderstube zu stecken, und sie mit der Erklärung abfertigte: es nutze nichts, einfältigen Weibern Vernunft zu predigen.

Diesen Abend aber lag ein so besonderer Ausdruck auf Alexandras Gesicht, daß ein einziger Blick Njanja belehrte, sie komme heute nicht, um ihre gewöhnlichen, albernen Klagen zu wiederholen, sondern müsse etwas Neuem, Wichtigem auf der Spur sein.

„Komm 'nmal her, Njanja, ich will Dir etwas Merkwürdiges zeigen," flüsterte sie geheimnisvoll, blickte um sich, um sich zu überzeugen, daß niemand da sei, und holte dann das kleine Federmesser mit Perlmutterschaft — unser Entzücken — unter ihrer Schürze hervor, dasselbe, das unter den gestohlenen Sachen gewesen war, und das Feklusha, ihrer Angabe gemäß, mit in den Teich geworfen haben wollte.

Beim Anblick dieses Messers schlug Njanja die Hände erstaunt zusammen.

„Wo hast Du das her?" frug sie aufs höchste gespannt.

„Ja, das ist die Geschichte — wo habe ich das wohl her!" wiederholte Alexandra langsam und weidete sich offenbar an Njanjas Bestürzung. „Philipp Matvjejitsch, der Gärtner, gab mir ein Paar alte Hosen zum Flicken, und in der einen Tasche fand ich das Messer," sagte sie bedeutungsvoll.

Dieser Philipp Matvjejitsch war ein Deutscher und stand in der Reihe der Bedientenaristokratie oben an. Er bezog einen ziemlich hohen Gehalt, war unverheiratet und galt, obgleich er jedem unparteiischen Auge als ein dicker, nicht mehr junger, ebenso wenig angenehmer Deutscher mit rötlich gelbem, viereckigem Backenbart erscheinen mußte, unter dem weiblichen Dienstpersonal für einen hübschen Menschen.

Njanja wußte im Augenblick des ersten Schreckens nicht, was sie sagen sollte.

„Wie in aller Welt kann dieses Federmesser in die Hände von Philipp Matvjejitsch gekommen sein?" fragte sie kleinlaut. „Er hat ja nie einen Fuß in die Kinderstube gesetzt! Außerdem ist es doch auch nicht glaubhaft, daß ein Mann wie er Kindersachen stehlen sollte."

Ein kurzes Schweigen trat ein, während dessen Alexandra mit spöttischen Blicken Njanja betrachtete; dann neigte sie sich näher zu ihr hin und flüsterte ihr etwas ins Ohr, worin der Name Maria Wasiljewnas mehreremale vorkam.

Langsam dämmerte in Njanjas umdüstertem Gehirn ein Strahl der Wahrheit auf.

„Ah ha, ha — — — Auf diese Weise!" rief sie aus und schlug die Hände zusammen. „Nein, eine solche Heuchlerin — solche Dirne! Aber warte nur, wir wollen dich schon entlarven!" gelobte sie, außer sich vor Empörung.

Es zeigte sich, daß Alexandra schon lange Mißtrauen gegen Maria Wasiljewna gehegt, nachdem sie bemerkt hatte, daß diese ein „Techtelmechtel" mit dem Gärtner habe. „Na, urteile selbst," sagte sie zu Njanja, „würde ein so hübscher Mensch wie Philipp Matvjejitsch mit einer so alten Person schön thun, wenn er nichts davon hätte? Sie hat ihn natürlich mit Geschenken bestochen." Und bald überzeugte sie sich, daß ihm Maria Wasiljewna sowohl Geld wie Geschenke gab. Aber woher nahm sie das alles? Und Alexandra setzte ein förmliches Spionagesystem gegen die ahnungslose Maria Wasiljewna ins Werk. Das Federmesser bildete nur das letzte Glied in der Kette der Beweise.

Die Geschichte war so interessant, daß sie alle Grenzen des Staunenerregenden überstieg. Bei Njanja erwachte der Polizeiinstinkt plötzlich und leidenschaftlich, der so oft in alten Frauen schlummert und sie antreibt, sich mit brennendstem Eifer der Lösung verwickelter Verhältnisse zu widmen, selbst wenn sie diese nichts angehen. Im vorliegenden Fall aber wurde Njanjas Eifer durch das Gefühl erhöht, sich an Feklusha versündigt zu haben und dieses Unrecht so rasch als möglich wieder gut machen zu müssen. Deshalb schloß sie augenblicklich mit Alexandra ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Maria Wasiljewna.

Da beide steif und fest von der Schuld der letzteren überzeugt waren, schreckten sie nicht vor dem bedenklichen Schritt zurück, sich heimlich deren Schlüssel zu verschaffen, um bei passender Gelegenheit ihre Sachen zu durchsuchen.

Gesagt, gethan! Ach, und es zeigte sich, daß sie mit ihrem Verdacht nur zu recht gehabt hatten. Der Inhalt der Schubladen rechtfertigte ihren Argwohn vollständig und stellte es außer allen Zweifel, daß die beklagenswerte Maria Wasiljewna alle die kleinen Diebstähle begangen hatte, welche in letzter Zeit die Ursache der allgemeinen Aufregung gewesen waren.

„Das freche Geschöpf! Die arme Feklusha mit Eingemachtem zu beschenken, um den Verdacht auf sie zu lenken! Eine solche Gottlosigkeit! Nicht einmal mit einem Kind einen Funken von Erbarmen zu haben!" rief Njanja mit Abscheu und Entsetzen und vergaß dabei völlig die Rolle, welche sie selbst gespielt hatte, und daß sie allein es gewesen war, welche die

arme Fekluscha durch ihre Härte dahin gebracht hatte, falscher Weise sich selbst anzuklagen.

Man kann sich die Empörung vorstellen, welche sich sowohl der Dienerschaft wie aller anderen bemächtigte, als die traurige Wahrheit an den Tag kam.

Im ersten Zorn wollte mein Vater nach der Polizei schicken und Maria Wasiljewna arretiren lassen; in Anbetracht ihrer Kränklichkeit aber, und da sie nicht mehr jung und schon so viele Jahre in unserem Hause war, ließ er Gnade für Recht ergehen und beschloß, sie einfach ihrer Stelle zu entsetzen und nach Petersburg zurückzuschicken.

Natürlich war zu erwarten, daß Maria Wasiljewna selbst sehr zufrieden mit diesem Urteil sein würde. Sie war so geschickt als Schneiderin, daß sie nicht zu fürchten brauchte, in Petersburg Not zu leiden. Welche Stellung konnte sie dagegen in unserem Hause nach einer solchen Geschichte einnehmen? Die ganze Dienerschaft hatte sie bisher beneidet und wegen ihres Hochmuts und Stolzes gehaßt. Das wußte sie und wußte auch, wie bitter sie jetzt für ihren früheren Hochmut würde büßen müssen. Gleichwohl, so unglaublich es klingen mag, freute sie sich nicht nur nicht über das Urteil meines Vaters, sondern schwieg und bat dann um Erbarmen. Sie schien mit einer eigentümlichen, katzenartigen Anhänglichkeit an dem Hause selbst, an dem Winkel, wo sie so lange gesessen und genäht hatte, zu hängen.

„Ich habe nicht mehr lange zu leben, ich fühle, daß ich bald sterben werde. Soll ich gezwungen werden, meine letzten Augenblicke unter Fremden zu verbringen?“ sagte sie.

„Das ist gar nicht der wirkliche Grund,“ behauptete freilich Njanja. „Sie kann sich nur nicht von unserm Hause trennen, so lange Philipp Matvjejitsch hier ist, denn sie weiß, daß sie ihn nicht wieder sehen würde, wenn sie von hier weg zöge. Und sie muß ja unsinnig in ihn verliebt sein, daß sie, die doch ihr Lebtag ehrlich und brav gewesen ist, sich seinetwegen noch in ihren alten Tagen so etwas zu Schulden kommen läßt!“

Philipp Matvjejitsch kam mit heiler Haut aus der Geschichte. Vielleicht sagte er auch die Wahrheit, als er versicherte, keine Ahnung davon gehabt zu haben, woher die Geschenke stammten, die er von Maria Wasiljewna angenommen hatte. Außerdem war es nicht leicht, einen geschickten Gärtner zu bekommen, und da Garten und Park doch nicht ohne Pflege bleiben konnten, wurde er bis auf weiteres behalten.

Hatte nun Njanja recht oder nicht in Bezug auf die Ursache, welche Maria Wasiljewna so hartnäckig an uns kettete, so viel steht fest, daß, als der Tag ihrer Abreise kam, sie zu meinem Vater stürzte und vor ihm auf die Kniee nieder fiel.

„Lassen Sie mich ohne Lohn hier bleiben, strafen Sie mich wie eine Leibeigene, aber jagen Sie mich nur nicht fort!“ flehte sie schluchzend.

Mein Vater war über die große Anhänglichkeit gerührt, fürchtete aber, es könnte die übrige Dienerschaft demoralisiren, wenn er ihr verziehe. Unschlüssig, was er thun sollte, fiel ihm plötzlich ein Ausweg ein.

„Hört, Maria Wasiljewna,“ sagte er, „obgleich Stehlen eine große Sünde ist, könnte ich auch Euch verzeihen, wenn Eure Schuld nur darin allein bestände. Durch Euch hat aber auch ein armes Mädchen unschuldig gelitten. Bedenkt, Ihr waret die Ursache, daß Fekluscha den schweren Schimpf erdulden mußte, öffentlich bestraft zu werden! Um ihretwillen kann ich Euch nicht verzeihen. Wenn Ihr um jeden Preis hier bleiben wollt, kann ich nur unter der Bedingung einwilligen, daß Ihr in Gegenwart des ganzen Dienstpersonals Fekluscha um Verzeihung bittet und ihr die Hand küßt. Wollt Ihr Euch dem unterwerfen, dann mögt Ihr in Gottes Namen bleiben!“

Alle waren überzeugt, daß Maria Wasiljewna auf eine solche Bedingung nicht eingehen würde. Wie sollte sie, die so hochmütig war, sich öffentlich vor einer jungen Leibeigenen demütigen und ihr gar noch die Hand küssen! Aber zum allgemeinen Erstaunen willigte sie ein.

Eine Stunde darauf versammelten sich die sämtlichen Leute vom Gut in der großen Vorhalle des Herrenhauses, um dem merkwürdigen Schauspiel beizuwohnen — Maria Wasiljewna Fekluschas Hand küssend! Der General hatte ja verlangt, daß es in feierlicher Oeffentlichkeit vor sich gehen sollte, und eine Menge Menschen hatten sich eingefunden, alle neugierig, das mit anzusehen. Meine Eltern waren auch zugegen, und wir Kinder hatten uns ebenfalls die Erlaubnis dazu erbettelt.

Aber ich habe nie den Auftritt vergessen können, der nun folgte. Fekluscha war völlig verwirrt über die Ehre, die ihr so unerwartet zu teil wurde, und wohl auch in Angst, Maria Wasiljewna würde ihre erzwungene Demütigung später an ihr rächen. Sie ging zitternd zu meinem Vater und bat ihn, sie und Maria Wasiljewna vom Handkuß zu befreien.

„Ich verzeihe ihr gern auch so,“ sagte sie, nur mühsam das Weinen unterdrückend.

Aber mein Vater, der sich in eine der Situation angemessene Stimmung hinein gearbeitet hatte und überzeugt war, nach den Forderungen der strengsten Gerechtigkeit zu handeln, erwiderte entschieden: „Geh Deiner Wege, dumme Dirne, und misch Dich nicht in Dinge, die Dich nichts angehen. Es geschieht nicht um Deinetwegen, sondern um des Prinzips willen. Wenn ich mich gegen Dich versündigt hätte, dann müßte sogar ich, Dein eigner Herr, Dir die

Hand küssen. Verstehst Du das nicht? Na, dann schweig und mucke nicht."

Die eingeschüchterte Feklucha wagte keinen weiteren Einwand, sondern stellte sich an ihren Platz und erwartete zitternd wie eine Schuldbeladene ihr Schicksal.

Da schritt Maria Wasiljewna leichenblaß durch den Menschenhaufen, der sich vor ihr teilte. Sie ging mechanisch wie im Schlaf, aber ihr Gesicht drückte solche Entschlossenheit und solchen Haß aus, daß man unwillkürlich bei ihrem Anblick schauderte. Die blutlosen Lippen waren krampfhaft zusammen gepreßt. Sie ging hin zu Feklucha.

„Verzeih mir," stieß sie hervor, — es klang wie ein Jammerschrei, und mit einem so haßerfüllten Ausdruck ergriff sie heftig Fekluschas Hand und führte sie an ihre Lippen, daß es aussah, als wollte sie dieselbe beißen. Plötzlich aber verzog sich ihr Gesicht konvulsivisch und Schaum trat ihr vor den Mund. Sie stürzte unter krampfhaften Zuckungen zu Boden und stieß ein durchdringendes Jammergeschrei aus.

Jetzt erst kam es heraus, daß sie schon früher solche nervöse Anfälle, eine Art Epilepsie, gehabt, vor der Herrschaft aber ängstlich verheimlicht hatte, aus Angst, entlassen zu werden, und die wenigen, welche von ihrer Krankheit gewußt, aus kollegialischem Gefühl sie nicht verraten hatten.

Den Eindruck, den dieser Anfall auf die Anwesenden machte, habe ich nicht gesehen, weil wir Kinder natürlich augenblicklich weg gebracht wurden, und ich selbst vor Schreck nahe daran war, einen hysterischen Anfall zu bekommen. Um so lebhafter erinnere ich mich aber der Folgen desselben auf das ganze Dienstpersonal. Waren bisher alle gegen Maria Wasiljewna im höchsten Grade aufgebracht und gehässig gewesen und hatten ihre Handlungsweise so gemein und schamlos gefunden, daß es ihnen förmlich Genuß zu gewähren schien, ihr die allgemeine Verachtung zu zeigen und sie auf jede nur mögliche Weise zu kränken, so wurde das mit einem Schlage anders. Sie spielte plötzlich die Rolle des leidenden Opfers und wurde der Gegenstand allgemeiner Teilnahme; ja, die Dienstleute standen nicht an, im stillen jetzt das Urteil von Wassilij Wassiljewitsch für übertrieben streng zu erklären.

„Gewiß hatte sie sich schlecht betragen," erklärten flüsternd die weiblichen unter den dienenden Geistern, wenn sie sich in der Kinderstube versammelten, um mit Njanja Rat zu pflegen, wie das nach jedem wichtigen Ereignis im Hause geschah. „Hätte der General sie selbst ordentlich herunter gemacht oder die gnädige Frau sie eigenhändig gestraft, wie das Brauch und Schick in anderen Häusern ist, dann wäre es nicht gefährlich gewesen, — das kann man ertragen! Aber zu verlangen, daß sie in Gegenwart aller einem dummen Dinge wie dieser Feklucha die Hand küssen soll! Wer kann eine derartige Schande überstehen?"

Es dauerte lange, bis Maria Wasiljewna wieder ruhig wurde. Die Anfälle wiederholten sich während der ersten Stunde so oft, daß nach dem Arzt geschickt werden mußte.

Mit jedem Augenblick wuchs die Teilnahme für die Kranke und die Entrüstung gegen die Herrschaft. Im Laufe des Tages kam meine Mutter in die Kinderstube, und als sie Njanja eifrig beschäftigt sah, Thee zu machen, obgleich es nicht Theezeit war und ganz unschuldig fragte: „Für wen soll denn das werden, Njanja?" bekam sie die gereizte Antwort: „Natürlich für Maria Wasiljewna! Für wen sonst? Darf man ihr nicht einmal eine Tasse Thee zukommen lassen, wenn sie krank ist? Wir Dienstleute wenigstens haben so viel christliche Barmherzigkeit," so daß meine Mutter sich verblüfft zurück zog und die Kinderstube möglichst schnell verließ.

Und das war dieselbe Njanja, die noch vor ein paar Stunden Maria Wasiljewna tot geschlagen haben würde, falls man es ihr gestattet hätte!

Nach einigen Tagen erholte sich die Kranke wieder zur allgemeinen Freude der ganzen Dienerschaft und blieb wie bisher in unserem Hause. Von dem Geschehenen wurde nicht mehr gesprochen, und selbst unter den Dienstboten fand sich niemand, der ihr das Vergangene nachgetragen hätte.

Doch ihr Husten verschlimmerte sich bald. „Ich habe die ganze Nacht wie ein Hund gebellt," pflegte sie dann mit einer Art düstrer Selbstironie zu sagen.

Aber vom Arzt wollte sie trotz allen Zuredens meiner Mutter nichts hören, obgleich sie mit jedem Tage bleicher und durchsichtiger wurde, und es konnte sie geradezu böse machen, wenn man ihre Krankheit nur erwähnte.

So lebte sie noch etwa zwei, drei Jahre und hielt sich bis zuletzt aufrecht. Nur zwei Tage vor ihrem Tode blieb sie im Bett liegen, aber ihr Todeskampf war schwer und qualvoll.

Auf Anordnung meines Vaters wurde ihr ein nach ländlichen Begriffen stattliches Begräbnis zu teil, an dem nicht nur die Dienerschaft teilnahm, sondern auch unsere ganze Familie. Feklucha folgte ihrem Sarge ebenfalls und weinte bittere Thränen.

Nur Philipp Matvjejitsch war nicht mit. Ohne ihren Tod abzuwarten, hatte er uns einige Monate vorher verlassen und eine lohnendere Stelle in der Nähe von Dünaburg angenommen.

III.

Die fatale Geschichte mit Maria Wasiljewna war das Vorspiel zu einer ganzen Reihe Mißhelligkeiten, welche meinen Vater allmälich dahin brachten, der

Kinderstube, mit der er sich bisher so wenig wie möglich beschäftigt hatte, eine gewisse Aufmerksamkeit zuzuwenden, wobei er, wie das häufig in russischen Familien vorkommt, die gänzlich unerwartete Entdeckung machte, daß seine Kinder weit davon entfernt waren, so gut erzogen zu werden, wie er geglaubt hatte.

Es fing damit an, daß Anjuta und ich eines schönen Tages fortliefen, uns verirrten und erst am Abend wieder aufgefunden wurden. Wir hatten Sumpfheidelbeeren gegessen und wurden infolge dessen auch noch krank.

Dieser Vorfall zeigte, daß wir ohne genügende Aufsicht aufwuchsen, und der ersten Entdeckung folgten bald weitere mit überraschender Schnelligkeit. Hatten bisher alle geglaubt, Anjuta wäre das reine Wunderkind, klug und weit über ihre Jahre entwickelt, so stellte sich jetzt plötzlich heraus, daß sie nicht nur unleidlich verzogen, sondern für ein zwölfjähriges Mädchen auch erschreckend unwissend war, konnte sie doch nicht einmal ordentlich russisch schreiben.

Um das Maß voll zu machen, kam noch an den Tag, daß sich die französische Gouvernante etwas so Schlimmes hatte zu schulden kommen lassen, daß in Gegenwart von uns Kindern gar nicht darüber gesprochen werden durfte.

Der trüben Tage, welche nun folgten, erinnere ich mich noch dunkel, wie einer Art allgemeinen häuslichen Elends. In der Kinderstube gab es den ganzen Tag Zank, Geschrei und Thränen. Alle haderten mit einander, und jeder bekam etwas ab. Papa war wütend, Mama weinte, Njanja maulte, die Französin packte händeringend ihre Sachen. Anjuta und ich verhielten uns mäuschenstill und wagten nicht zu mucksen, denn jeder ließ seinen Aerger an uns aus, und das kleinste Versehen wurde uns als schweres Verbrechen angerechnet. Nichtsdestoweniger hörten wir gespannt und mit einer gewissen kindischen Schadenfreude zu, wenn sich die anderen zankten, und hatten ein Gefühl der Neugierde, was noch kommen würde.

Mein Vater, kein Freund von halben Maßregeln, beschloß eine gründliche Reform des ganzen Erziehungssystems. Die Französin mußte fort, Njanja wurde aus der Kinderstube entfernt und ihr die Aufsicht über das Leinenzeug anvertraut, und zwei neue Personen hielten ihren Einzug in unser Haus: Ein polnischer Informator und eine englische Gouvernante.

Der Informator war ein angenehmer, bescheidener Mensch, der sein Fach von Grund aus verstand; auf die eigentliche Kindererziehung aber übte er nicht den geringsten Einfluß aus. Die Gouvernante dagegen brachte ein völlig neues Element in unser Haus.

Obgleich sie in Rußland geboren war und fließend russisch sprach, hatte sie sich doch die typischen Eigenschaften ihrer Rasse vollständig bewahrt, ihre Rechtschaffenheit, Ausdauer und Fähigkeit, eine einmal angefangene Sache durchzuführen. Diese Anlagen waren den hervortretendsten Eigenschaften unserer ganzen Familie geradezu entgegengesetzt, und das erklärt den auffallenden Einfluß, den sie bald gewann.

Kaum in das Haus gekommen, richtete sie alle ihre Bestrebungen darauf, die Kinderstube in eine Art englischer „Nursery“ zu verwandeln, in welcher sie echt englische „Misses“ erziehen könnte. Aber Gott weiß es, daß es nicht leicht war, eine Presse für englische Misses in einem russischen Herrenhaus, mit seiner seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, tief eingewurzelten Neigung zur Herrschsucht, Unachtsamkeit und Nachlässigkeit, zu schaffen! Trotzdem erreichte sie, dank ihrer merkwürdigen Ausdauer, ihr Ziel, bis zu einem gewissen Grade wenigstens.

Anjuta, die bis dahin in ungebundener Freiheit aufgewachsen war, unter ihr Joch zu beugen, wollte ihr allerdings niemals gelingen. Mehrere Jahre vergingen unter unaufhörlichen Kämpfen und Zusammenstößen zwischen den beiden, bis ihr Anjuta endlich mit vollendetem fünfzehnten Jahre den Gehorsam förmlich aufsagte. Aeußerlich befreite sie sich dadurch von der Vormundschaft, daß sie die Kinderstube verließ und ein Schlafzimmer neben dem von Mama bezog. Von diesem Tag an betrachtete sie sich als erwachsen, und die Gouvernante suchte bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß Anjutas Betragen etwas sei, das sie absolut nichts mehr anginge und dem gegenüber sie ihre Hände in Unschuld wüsche.

Um so eifriger konzentrirte sie nun all ihre Sorgfalt und Gedanken auf mich, sonderte mich von meiner Familie ab und suchte mich vor dem Einfluß meiner älteren Schwester zu schützen, als wenn sie eine Pestkranke wäre. Ihre Bemühungen wurden durch die Größe und ganze Einrichtung des Herrenhauses begünstigt, wo sehr gut drei, vier Familien hätten wohnen können, ohne sich gegenseitig im geringsten zu geniren.

Fast die ganze Parterrewohnung, mit Ausnahme einiger Zimmer für die Dienerschaft und zufällig kommende Gäste, stand der Gouvernante und mir zur Verfügung. Die obere Wohnung mit den Gesellschaftsräumen gehörte meiner Mutter und Anjuta. Fedja wohnte mit seinem Informator im Flügel, und das Arbeitszimmer meines Vaters lag im Parterre des vom übrigen Gebäude abgelegenen Turmes. Auf diese Weise hatte jedes der sehr verschiedenartigen Elemente unserer Familie sein Reich für sich und konnte seinen Weg gehen, ohne die anderen zu stören; nur bei den Mittags- und Abendmahlzeiten kamen wir alle zusammen.

IV.

Die Weckuhr in der Schulstube, die an das Schlafzimmer stößt, schlägt sieben. Diese sieben Glockenschläge kommen mir mitten im Schlaf zum Bewußtsein und verkünden mir mit Gewißheit, daß das Dienstmädchen Dunjascha sogleich erscheinen wird, um mich zu wecken. Aber es ist so süß zu schlafen, daß ich mich zu überreden versuche, die verhaßten Töne nur in der Einbildung gehört zu haben. Ich wende mich auf die andere Seite, wickle mich fester in die Decke und genieße die kurze Wonne der letzten Minuten Schlaf, denn ich weiß, daß es bald aus mit der Freude ist.

Und jetzt knarrt wirklich die Thür, und man hört die schweren Schritte Dunjaschas, welche mit einer Tracht Holz hereinkommt. Darauf folgt die ganze Reihe der wohlbekannten, jeden Morgen wiederholten Geräusche, das Poltern des Holzes, wenn das Mädchen es auf die Diele wirft, das Knattern der Holzwellen, wenn Dunjascha sie zerbricht, das Prasseln und Knistern des aufflackernden Feuers. Ich höre das alles im Schlaf, und es glückt mir, das behagliche Gefühl des Genusses zu erhöhen und die Abneigung, aus dem warmen Bett aufzustehen, zu vergrößern. „Wenn ich doch nur noch einen Augenblick schlafen könnte, nur einen einzigen Augenblick!" Aber das Prasseln des Feuers wird stärker und wächst zu einem anhaltenden, taktmäßigen Brausen an.

„Fräulein, es ist Zeit, aufzustehen!" tönt eine Stimme in mein Ohr, und Dunjascha zieht mir unbarmherzig die Decke weg.

Draußen wird es allmälich heller; die ersten Strahlen des bleichen Wintermorgens verschmelzen mit dem gelblichen Schein des Stearinlichts und geben allem ein totes, unwirtliches Aussehen. Gibt es wohl etwas Unbehaglicheres auf der Erde als bei Licht aufzustehen? Ich sitze zusammengekrümmt im Bett und fange an, meine Strümpfe langsam und maschinenmäßig anzuziehen, aber meine Augen fallen unwillkürlich wieder zu, und die ausgestreckte Hand, welche den Strumpf hält, bleibt unbeweglich in dieser Stellung.

Von der spanischen Wand her, hinter welcher das Bett der Gouvernante steht, hört man schon Wasserplätschern, Schnaufen und energisches Reiben.

„Don't dowdle, Sonja! If you are not ready in a quarter of an hour, you will have to bear the ticket ‚lazy' on your back at luncheon," — („Sonja, trödle nicht! Wenn Du nicht in einer Viertelstunde fertig bist, gehst Du mit dem Zettel ‚Schlafratz' auf dem Rücken zum Frühstück,") ertönt die strenge Stimme der Gouvernante.

Mit dieser Drohung ist nicht zu spaßen. Körperlicher Strafen entsinne ich mich nicht, aber die Gouvernante hat es verstanden, andere, schreckenerregende zu erfinden. Wenn ich irgend etwas verbrochen habe, bekomme ich einen Zettel auf den Rücken, auf welchem mit großen Buchstaben das Verbrechen steht, dessen ich mich schuldig gemacht, und mit diesem Schmuck muß ich beim Frühstück oder Mittagessen erscheinen; eine Strafe, die ich mehr wie den Tod fürchte. Deshalb hat die Drohung der Gouvernante auch die Wirkung, augenblicklich jede Spur von Schlaf zu verscheuchen. Ich stürze aus dem Bett. Am Waschtisch wartet Dunjascha schon mit der Wasserkanne und dem Badetuch. Nach englischer Sitte bekomme ich jeden Morgen eine kalte Uebergießung. Ein Augenblick eisiger Kälte, die mir den Atem vollständig versetzt, gleich darauf wie ein Strom kochenden Wassers durch alle Adern, und endlich ein äußerst behagliches Gefühl von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Spannkraft im ganzen Körper.

Mittlerweile ist es völlig hell geworden, und ich gehe mit der Gouvernante in den Speisesaal. Auf dem Tisch kocht der Samowar, im Ofen prasselt das Feuer, und der helle Schein spiegelt sich vervielfacht in den großen, gefrorenen Fenstertafeln.

Jetzt fühle ich nichts mehr von Müdigkeit; im Gegenteil ist mir so wohl zu Mut, so unvernünftig lustig und übermütig, daß ich die größte Neigung verspüre, Unsinn zu machen, zu spielen und zu lachen. Ach, wenn ich da eine Spielgefährtin zum Springen und Toben gehabt hätte, jemand Gleichaltriges, mit demselben Uebermaß jugendlicher Lebenslust! Aber ich hatte niemand. Allein mit der Gouvernante trinke ich Thee, denn die übrigen Familienglieder, Anjuta und Fedja nicht ausgenommen, stehen viel später auf. Indessen ist meine Neigung zum Lachen und Unsinn machen doch so stark, daß ich sogar einen schwachen Versuch mit der Gouvernante wage. Unglücklicherweise aber ist diese gerade nicht in bester Stimmung, was häufig am Morgen der Fall ist, da sie ein Leberleiden hat, und sie hält es deshalb für ihre Pflicht, meinen unpassenden Anfall von Munterkeit mit der kühlen Bemerkung zurückzuweisen, daß jetzt nicht Zeit zum Spielen, sondern zum Lernen sei.

Der Tag fängt regelmäßig mit einer Musikstunde an. In dem großen Saal der oberen Wohnung, wo das Klavier steht, ist es so kalt, daß meine Finger ganz steif werden und anschwellen, und die Nägel wie blaue Flecke hervortreten.

Anderthalb Stunden Tonleitern und Fingerübungen, vom einförmigen Schlag des Taktstockes der Gouvernante begleitet, kühlen das Gefühl der Lebensfreude, mit dem ich den Tag begann, bedenklich ab. An die Musikstunden schließt sich der übrige Unterricht.

So lange Anjuta noch teil nahm, machte es mir

die größte Freude; ich war zu der Zeit auch noch zu klein, als daß Anforderungen an mich gestellt worden wären, hatte mir im Gegenteil die Erlaubnis erbettelt, an den Stunden der Schwester teilnehmen zu dürfen. Da ich aber mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, kam es nicht selten vor, daß ich, trotz meiner sieben Jahre, alles Wort für Wort behalten hatte, während meine vierzehnjährige Schwester oft nichts mehr wußte; dieser kleine Triumph, ihr alles vorsagen zu können, beglückte mich nicht wenig. Seitdem aber Anjuta keine Stunden mehr hatte und die Rechte einer Erwachsenen genoß, hatten diese ihren Reiz für mich halb verloren. Ich lernte zwar noch immer fleißig, aber wie viel freudiger würde ich mich angestrengt haben, wenn ich eine Gefährtin gehabt hätte!

Um zwölf Uhr ist das zweite Frühstück. Nach dem letzten Bissen geht die Gouvernante an das Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Ich folge ihr mit Herzklopfen, denn diese Frage ist für mich von großer Wichtigkeit. Zeigt der Thermometer weniger als zehn Grad und ist es nicht windig, steht mir die leidige Aussicht auf einen anderthalbstündigen Spaziergang mit der Gouvernante bevor, die Allee, in der Bahn gemacht worden ist, auf und ab. Wenn es aber kälter oder windig ist, macht sie den ihren Begriffen nach unentbehrlichen Spaziergang allein und schickt mich in den oberen Saal, wo ich eine Bewegung mit dem Ball machen muß.

Liebe ich auch das Ballwerfen nicht besonders, denn ich halte mich mit zwölf Jahren für zu groß dafür und finde es fast beleidigend, daß die Gouvernante zu glauben scheint, ich könnte an einem so kindlichen Spiel noch Gefallen finden, so komme ich trotzdem dieser Anordnung mit Freuden nach, denn sie bedeutet für mich eine anderthalbstündige Freiheit.

Die obere Etage gehört zwar meiner Mutter und Anjuta, um diese Zeit aber ist jede in ihrem Zimmer und kein lebendes Wesen in dem großen Saal. Ich springe einigemale umher, den Ball vor mir her kollernd, aber meine Gedanken sind weit weg.

Wie die meisten einsam aufwachsenden Kinder, trug ich eine Welt von Träumen und Phantasien in mir, von der meine Eltern keine Ahnung hatten. Poesie liebte ich leidenschaftlich; selbst die Form, der Rhythmus bereiteten mir wunderbaren Genuß, und ich verschlang alles, was ich von russischen Dichtern erreichen konnte, wobei ich bekennen muß, daß sie mir um so mehr gefielen, je hochtrabender und rührender sie waren. Ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt, meinen Geschmack auszubilden, und Schukovskis Balladen blieben lange Zeit die einzigen, mir bekannten Erzeugnisse russischer Dichtkunst. In meiner Familie interessirte sich niemand für diesen Zweig der Literatur, und obgleich eine ziemlich große Bibliothek vorhanden war, bestand sie doch fast nur aus ausländischen Büchern; weder Puschkin noch Lermontoff oder Nekrasoff waren vorhanden. Nie werde ich den Tag vergessen, als ich zum erstenmal Filanoffs Anthologie in die Hand bekam, die auf ausdrücklichen Wunsch des Lehrers gekauft worden war und mir zu einer Art Offenbarung wurde. In den ersten Tagen darnach war ich wie von Sinnen und deklamirte beständig halb laut Strophen aus „Mtsyri“ *) oder aus „Dem Gefangenen im Kaukasus“,**) bis die Gouvernante endlich die Geduld verlor und drohte, mir das geliebte Buch wegnehmen zu wollen.

Der Rhythmus der Verse übte von jeher einen so hohen Reiz auf mich aus, daß ich mir schon von meinem fünften Jahr an vornahm, selbst welche zu schreiben, aber die Gouvernante duldete diese Beschäftigung nicht. Sie hatte sich ein ganz bestimmtes Bild eines gesunden, normalen Kindes gemacht, das sich zu einer exemplarischen englischen Miß entwickeln sollte, und Verseschreiben paßte nicht dazu. Deshalb verfolgte sie schonungslos alle solche Versuche meinerseits. Fiel ihr unglücklicherweise ein Heft, das ich voll poetischer Ergüsse geschrieben hatte, in die Hände, dann hing sie es mir um den Hals und las die unglückseligen Gedichte Anjuta oder Fedja zu verschiedenenmalen so vor, daß sie natürlich entstellt und schauderhaft lächerlich gemacht wurden.

Aber diese Verfolgungen nützten wenig. Mit zwölf Jahren war ich steif und fest überzeugt, zur Dichterin geboren zu sein. Ich wagte nur nicht, meine Verse niederzuschreiben, aus Furcht vor der Gouvernante, sondern verfaßte sie im Kopf, wie die alten Barden und vertraute sie nur meinem Ball an. Während ich, im Saal herumlaufend, ihn vor mir her kollerte, deklamirte ich mit erhobener Stimme die zwei Produkte, auf welche ich am meisten stolz war: „Der Beduine und sein Pferd“ und „Die Gefühle des Seemanns, während er nach Perlen taucht“. Außerdem hatte ich noch den Plan zu einem längeren Gedicht im Kopf, „Stromwirbel“, etwas zwischen Undine und Mtsyri, von dem aber leider nur die ersten zehn Strophen fertig wurden — und hundertundzwanzig sollten es werden! Aber ich verlor den Mut nicht und war fest überzeugt, daß es seinerzeit eine Perle der russischen Literatur werden würde.

Allein die Muse der Poesie ist, wie man weiß, launenhaft, und sie findet sich auch bei mir nicht allemal gerade dann ein, wenn mir Ball zu spielen befohlen wird. Kommt sie aber nicht, wenn ich sie rufe, dann gerate ich in eine höchst bedenkliche Lage, denn die Versuchung umgibt mich von allen Seiten. Neben dem Saal ist die Bibliothek, und

*) Lermontoff.

**) Puschkin.

dort liegen auf Tischen und Sofas, achtlos umher geworfen, die fesselndsten Bücher, ausländische Romane und russische Zeitschriften. Es ist mir auf das strengste verboten, sie anzurühren, denn die Gouvernante ist sehr gewissenhaft in Bezug auf meine Lektüre. Viel Jugendschriften besitze ich nicht, die wenigen aber kann ich fast auswendig, trotzdem darf ich nichts, nicht einmal Kinderbücher lesen, ehe sie dieselben durchgesehen hat. Da sie aber langsam liest, auch nur wenig Zeit für dergleichen zu haben meint, befinde ich mich beständig in einem sozusagen chronischen Lesehunger. Und wenn ich nun diesen Reichtum von Büchern sehe, nach dem ich die Hand nur auszustrecken brauche, wie sollte ich da der Versuchung widerstehen können!

Anfangs kämpfe ich mit mir; allein bald nähere ich mich den Büchern, zuerst nur um darin zu blättern. Nachdem ich einige Seiten umgewendet, hie und da ein paar Zeilen gelesen habe, laufe ich wieder fort und spiele mit meinem Ball, als ob nichts vorgefallen wäre. Allmälich aber fesselt mich das Lesen immer länger, und da ich sehe, daß der erste Versuch glücklich abläuft, vergesse ich die Gefahr und verschlinge bald eine Seite nach der andern. Es stört mich durchaus nicht, wenn ich nicht den ersten Teil eines Romans bekomme; mit demselben Interesse fange ich in der Mitte an und denke mir den Anfang dazu. Zwischendurch gebrauche ich die Vorsicht, mit dem Ball manchmal zu kollern, damit die Gouvernante, falls sie etwa kommen sollte, um nachzusehen, was ihr Zögling treibt, mich beim Ballspiel findet, wie sie befohlen hat.

Gewöhnlich glückt auch diese List. Ich höre zu rechter Zeit ihren Schritt auf der Treppe und kann noch gerade das Buch hinwerfen, ehe sie hereinkommt, so daß sie der Ueberzeugung lebt, ihre Schülerin beschäftigt sich mit dem Ballspiel, wie es einem gesitteten und wohlerzogenen Kinde ansteht. Ein paarmal bin ich aber doch so ins Lesen vertieft, daß ich nicht eher etwas sehe oder höre, als bis die Gouvernante wie aus der Erde gewachsen vor mir steht und mich bei frischer That ertappt.

Bei einer solchen Gelegenheit, wie überhaupt bei jedem ernsteren Vergehen, das ich mir zu Schulden kommen lasse, greift sie zum Aeußersten und schickt mich zu meinem Vater mit dem Befehl, ihm selbst zu sagen, was ich verbrochen habe. Das ist die schrecklichste Strafe, welche ich kenne.

Wassilij Wassiljewitsch war nicht streng mit seinen Kindern, aber er kam, außer bei den Mahlzeiten, selten mit uns zusammen und gestattete sich nie die geringste Vertraulichkeit, ausgenommen, wenn wir krank waren. Da war er wie umgewandelt — die Furcht, uns zu verlieren, machte ihn zu einem anderen Menschen. Dann war seine Stimme und sein Wesen unendlich hingebend und mild, und niemand verstand wie er uns zu liebkosen und mit uns zu spielen. In solchen Zeiten vergötterten wir ihn, und die Erinnerung daran entzückte uns noch lange. Für gewöhnlich aber befolgte er den Grundsatz, ein Mann müsse streng sein und war infolge dessen äußerst sparsam mit Zärtlichkeiten.

Er liebte die Einsamkeit und hatte seine Welt für sich, in die er seiner Familie keinen Eintritt gestattete. Am Morgen machte er einen Spaziergang auf die Felder, entweder allein oder mit dem Verwalter und verbrachte dann fast den ganzen übrigen Tag in seinem Arbeitszimmer. Dieses, weit von allen anderen abgelegen, bildete sozusagen das Allerheiligste im Hause; nicht einmal meine Mutter ging ohne anzuklopfen hinein, viel weniger würden wir Kinder jemals den frevelhaften Gedanken gefaßt haben, unaufgefordert einzutreten.

Wenn daher die Gouvernante sagt: „Geh zu Deinem Vater und sage ihm, wie Du Dich betragen hast!“ gerate ich fast in Verzweiflung. Ich weine, lehne mich auf, aber die Gouvernante bleibt unerbittlich, nimmt mich bei der Hand oder schleppt mich vielmehr durch die lange Reihe von Zimmern bis vor die Thür meines Vaters; da überläßt sie mich meinem Schicksal und geht ihrer Wege.

Jetzt nützt es nichts mehr, zu weinen. Außerdem bemerke ich im Vorzimmer einen unbeschäftigten, neugierigen Bedienten, der mich mit beleidigendem Interesse anstarrt.

„Es scheint, das kleine Fräulein hat wieder etwas Unrechtes gethan,“ höre ich den Bedienten, den Kammerdiener meines Vaters, in halb mitleidigem, halb vorwurfsvollem Ton sagen.

Ich würdige ihn keiner Antwort, bemühe mich aber auszusehen, als ob nichts vorgefallen wäre, ich mich im Gegenteil freiwillig zu meinem Vater begäbe. In das Schulzimmer zurückzukehren, ohne dem Befehl der Gouvernante Folge geleistet zu haben, wage ich nicht, das hätte nur das Vergehen durch offenbaren Ungehorsam vergrößern heißen, und dort an der Thüre zu stehen als Zielscheibe des Spottes der ganzen Dienerschaft, wäre unerträglich gewesen. Es bleibt mir also nichts weiter übrig als anzuklopfen und meinem Schicksal mutig entgegen zu gehen.

Ich klopfe leise — sehr leise. Es vergehen einige Minuten, die mir wie eine Ewigkeit vorkommen.

„Klopfen Sie etwas stärker, Fräulein — Papa hat es nicht gehört!“ bemerkt abermals der unerträgliche Diener Ilja, den der ganze Auftritt offenbar höchlich amüsirt.

Es bleibt nichts anderes übrig — ich klopfe noch einmal.

„Wer ist da? Herein!“ höre ich endlich meinen Vater aus dem Arbeitszimmer rufen.

Ich gehe hinein, bleibe aber im Halbdunkel unmittelbar an der Schwelle stehen. Der Vater sitzt mit dem Rücken nach der Thüre zu und sieht mich nicht.

„Na, wer ist da? Was gibt's?“ ruft er ungeduldig.

„Ich bin es, Papa. Malvina Jakovlewna hat mich hergeschickt,“ schluchzte ich.

Augenblicklich weiß mein Vater, was das zu bedeuten hat.

„Aha! Du hast Dich wieder einmal nicht gut betragen!“ sagt er und bemüht sich, einen möglichst strengen Ton anzunehmen. „Na, erzähle! Was hast Du gethan?“

Und schluchzend und stotternd bringe ich meine Selbstanklage vor.

Er hört zerstreut zu. Seine Begriffe über Erziehung sind höchst primitiver Art, und Pädagogik hält er für etwas, womit sich nur Frauenzimmer zu befassen haben. Welche Welt unklarer und verschiedenartiger Gefühle anfängt, sich in dem jungen Mädchen zu entwickeln, das, sein Urteil erwartend, vor ihm steht, davon hat er natürlich keine Ahnung. Ganz in Anspruch genommen von seinen „männlichen“ Geschäften, hat er nicht einmal bemerkt, wie ich allmälich aus dem kleinen, dicken Kind von fünf Jahren herausgewachsen bin. Mein Vergehen erscheint ihm wirklich unbedeutend, aber er hält Strenge in der Kindererziehung für unbedingt geboten. Innerlich ärgert er sich über die Gouvernante, die eine solche Kleinigkeit nicht beilegen kann und mich zu ihm schickt; da man ihm aber einmal die Sache anheimgestellt hat, muß er auch seine Macht fühlen lassen und sein väterliches Recht ausüben. Deshalb nimmt er eine strenge und mißbilligende Miene an.

„Du bist ein ungezogenes, ungehorsames Kind, und ich bin sehr unzufrieden mit Dir,“ sagt er und schweigt einen Augenblick, weil er nicht weiß, was er weiter sagen soll. „Geh und stell Dich in die Ecke,“ entscheidet er schließlich, denn von allen pädagogischen Lehrsätzen ist ihm nur noch der eine im Gedächtnis geblieben: ein unartiges Kind muß in der Ecke stehen.

Und so muß ich, ein großes, zwölfjähriges Mädchen, das noch vor wenigen Minuten beim Lesen eines Romans die spannendsten psychologischen Scenen mit der Heldin durchlebt hat, mich in die Ecke stellen wie ein kleines, dummes, unvernünftiges Kind!

Mein Vater nimmt seine Arbeit am Schreibtisch wieder vor. Im Zimmer herrscht tiefes Schweigen. Ich stehe unbeweglich, aber du großer Gott, was denke und fühle ich alles in diesen wenigen Minuten! Ich verstehe vollkommen und sehe ganz klar ein, wie verkehrt und unpassend dieses Eckenstehen ist, aber aus einer gewissen innern Scham unterwerfe ich mich schweigend, ohne in Thränen auszubrechen oder irgend einen Auftritt herbeizuführen. Doch ein Gefühl bittern Unrechts, machtlosen Zornes schnürt mir die Kehle zusammen und droht mich zu ersticken. „Das sind ja nur Dummheiten! Was kümmert es mich, in der Ecke zu stehen?“ versuche ich mich zu trösten, aber es schmerzt mich, daß mein Vater im stande ist, mich so zu demütigen, derselbe Vater, auf den ich so stolz bin, und der so hoch über allen anderen steht.

So lange ich allein mit ihm bin, mag es noch gehen. Aber jetzt klopft es, und unter irgend einem Vorwand tritt der unausstehliche Ilja ein. Ich weiß ganz genau, daß er lediglich aus Neugierde herein kommt, um zu sehen, welche Strafe „das Fräulein“ bekommt; aber er beachtet mich gar nicht, verrichtet seine Beschäftigung ohne jede Eile, als ob er durchaus nichts Ungewöhnliches bemerkte, und wirft erst beim Hinausgehen einen forschenden Blick nach mir hin. Ach, wie ich ihn in diesem Augenblick hasse!

Ich stehe schweigend und so unbeweglich in meiner Ecke, daß mich mein Vater höchst wahrscheinlich ganz vergessen hat, und es vergeht eine lange Zeit, denn um Verzeihung zu bitten, bin ich zu stolz. Endlich erinnert er sich meiner und fertigt mich mit den Worten ab: „So, nun geh und sei ein anderesmal nicht wieder unartig!“ Von der moralischen Tortur, unter der seine Tochter die letzte halbe Stunde gelitten, hat er keine Ahnung, und sicher wäre er erschrocken, wenn er in mein Inneres hätte blicken können; so aber ist ihm einige Minuten später die ganze unbehagliche Scene entfallen. Ich dagegen verlasse sein Zimmer mit einem Gefühl der Trauer über die unverdiente Demütigung, das weit über meine Jahre geht, so bitter, wie ich es ähnlich nur noch wenigemale im späteren Leben empfunden habe.

Gedrückt und schweigend kehre ich in die Schulstube zurück, und die Gouvernante ist mit dem Resultat ihrer Erziehungsmethode zufrieden, denn während der nächsten Tage bin ich so still und gefügig, daß sie nichts an meinem Betragen auszusetzen findet. Aber sie würde bedeutend weniger zufrieden gewesen sein, wenn sie geahnt hätte, welchen Eindruck ihr pädagogischer Eifer in mir zurückgelassen hat.

Zog sich überhaupt schon durch alle meine Kindheitserinnerungen wie ein schwarzer Faden die Ueberzeugung, daß ich von den Meinen nicht geliebt würde, hervorgerufen und genährt durch die gelegentlich aufgeschnappten Aeußerungen der Dienstleute, so wurde sie durch das Einsiedlerleben, das ich mit meiner Gouvernante führte, nur immer mehr befestigt.

Das Los dieser war übrigens auch kein heiteres Häßlich, vereinsamt in der Welt, nicht mehr jung eine Fremde in Rußland, wo sie sich niemals heimisch fühlte und beständig die englische Gesellschaft

vermißte, wendete sie alle ihre Liebe, deren ihre rauhe, energische, nichts weniger als gefühlvolle Natur fähig war, mir zu. Ich war der Mittelpunkt ihres Denkens und Strebens, der Inhalt ihres Lebens geworden; aber ihre Liebe war hart, eifersüchtig und fordernd und entbehrte jeder Spur zärtlicher Weichheit.

Meine Mutter und die Gouvernante waren so grundverschiedene Naturen, daß keine Sympathie zwischen ihnen möglich war. Meine Mutter gehörte zu den Frauen, die weder äußerlich noch innerlich altern. Sie stammte aus einer deutschen Familie, von Schubert, welche schon lange in Rußland lebte. Ihr Großvater war ein bekannter Gelehrter, ihr Vater Chef der Kriegsakademie gewesen. Seine Stellung verschaffte ihm Eintritt in die höchsten militärischen und wissenschaftlichen Kreise, und sein Haus war der Sammelplatz für alles, was damals an Intelligenz und Bedeutung in Petersburg lebte. Er hatte seine Frau früh verloren, und sein Haushalt wurde von seinen vielen unverheirateten Schwestern besorgt, welche alle bei ihm wohnten; infolge dessen aber kam meine Mutter, Elizaveta Feodorowna, als junges Mädchen mit der praktischen Seite des Lebens gar nicht in Berührung. Sie erhielt eine bessere Erziehung als die Mehrzahl der damaligen jungen Russinnen, war eine geschickte Klavierspielerin, sang vortrefflich, sprach verschiedene fremde Sprachen und war wohl bewandert in der deutschen und französischen Literatur. Auch künstlerisch war sie beanlagt, aber kein Talent so groß, daß es Opfer von ihr verlangt oder störend in den Geschmack und die Bequemlichkeit der übrigen Familie eingegriffen hätte; sie pflegte die verschiedenen Talente mehr, um anderen Freude damit zu machen, als um ihrer selbst willen. Im Hause ihres Vaters verkehrten meist ältere, ernste Leute, welche es sehr behaglich und anmutend fanden, mit dem hübschen, begabten jungen Mädchen zu plaudern, und so kam es, daß ihr von Jugend auf die Rolle einer frischen, duftigen Blume zufiel, welche sich von dem grauen Hintergrund der akademischen Gelehrsamkeit ihrer Umgebung reizvoll abhob. Für alle gelehrten Freunde ihres Vaters war sie das Ideal des von Goethe besungenen „Kindes", das vom Geschick bestimmt zu sein scheint, überall da, wo ältere deutsche Denker zusammen kommen, mit Naturnotwendigkeit zu erscheinen, wie eine kleine, summende Hummel ein großes, schwerfälliges Nashorn umschwärmt, das der Ruhe pflegt.

Mein Vater, Wassilij Wassiljewitsch, der bedeutend älter als sie war, und sich dadurch von vornherein gewöhnt hatte, sie als Kind zu betrachten, behielt diese Gewohnheit bis in sein Alter bei. Er nannte sie Lisa oder Lisawotschka, während sie immer ehrfurchtsvoll Wassilij Wassiljewitsch zu ihm sagte. Es kam sogar vor, daß er sie in unserer Gegenwart zurechtwies. „Nun schwatzst Du wieder dummes Zeug, Lisawotschka," konnten wir öfters hören. Weit entfernt, empfindlich zu werden, verharrte sie dann vielmehr bei ihrer Ansicht wie ein verzogenes Kind, dem das Privilegium gebührt, auch für seine unvernünftigsten Einfälle Beifall zu finden.

Und doch wäre sie ohne Zweifel eine vortreffliche Hausfrau geworden, wenn sie durch ihre Verheiratung in eine patriarchalische russische Familie gekommen wäre. Im Hause meines Vaters aber wurde ihr das nicht leicht gemacht. Wassilij Wassiljewitsch war Witwer als er sich mit Elizaveta Feodorowna verheiratete, und obgleich keine Kinder aus erster Ehe da waren, wurde doch die ganze Hausordnung jener Zeit beibehalten. Den Dienstleuten, alte Leibeigene der Familie, welche alle Macht und Herrschaft an sich gerissen hatten, konnte die neue Herrin, die fast noch ein Kind und von sanftem und hingebendem Wesen war, nicht imponiren. Eine Art heimlicher Bund wurde gegen sie geschlossen, ihren Einfluß auf die vier Wände des Salons einzuschränken und unter keiner Bedingung die Herrschaft in ihre kleinen, schwachen Hände übergehen zu lassen. Im Anfang ihrer Ehe versuchte sie dennoch verschiedenemale, das Joch der Dienerschaft abzuschütteln, aber jede selbständige Anordnung ihrerseits in Bezug auf häusliche Angelegenheiten begegnete so hartnäckigem, wenn auch ehrfurchtsvollem Widerstand, ihre Befehle wurden so sehr mit dem offenbaren Bestreben, das Gegenteil davon zu thun, ausgeführt, daß das Resultat infolge dessen höchst kläglich ausfiel. So blieb meiner armen Mutter nichts weiter übrig, als ihren Mangel an praktischen Kenntnissen und Erfahrungen einzusehen und sich beschämt zurückzuziehen, und alle ihre Auflehnungsversuche dienten nur dazu, die Tyrannei der Dienstboten zu befestigen.

Vor meiner Gouvernante fürchtete sie sich förmlich, denn die freiheitsliebende Engländerin behandelte sie oft ziemlich kurz und betrachtete sich als Alleinherrscherin in der Kinderstube, unsere Mutter dagegen nur wie einen zufälligen Gast. Die Folge davon war, daß sich diese nur selten darin blicken ließ und sich fast nie in meine Erziehung mischte.

(Fortsetzung folgt.)

Teß.

Von

Thomas Hardy.

(Schluß.)

V.

Inzwiſchen war Clare automatiſch den Weg wieder zurückgewandert, den er gekommen; ſobald er ſein Hotel wieder betreten hatte, ſetzte er ſich zum Frühſtück nieder und ſtarrte vor ſich hin. Er aß und trank, ohne daß es ihm bewußt wurde, bis er plötzlich aufſprang und ſeine Rechnung verlangte. Nachdem er, mit dem Reiſeſack in der Hand, dem einzigen Gepäck, das er bei ſich hatte, bezahlt hatte, ging er.

In demſelben Augenblick, als er das Haus verließ, wurde ihm ein Telegramm eingehändigt — einige wenige Worte ſeiner Mutter, die beſagten, daß ſie ſich freue, ſeine Adreſſe zu wiſſen, um ihm mitteilen zu können, daß ſein Bruder Cuthbert um Mercy Chant geworben und ihr Jawort erhalten habe.

Clare riß das Papier in Stücke und ging die Straße zur Station hinab; als er dieſe erreicht hatte, entdeckte er, daß innerhalb einer Stunde und mehr kein Zug gehe. Er ließ ſich nieder, um zu warten, und nachdem er eine Viertelſtunde mit Nachſinnen verbracht hatte, fühlte er, daß er es nicht länger ertragen könne, in thatenloſer Ruhe da zu ſitzen. Im Herzen wie erſtorben, gab es für ihn nichts, was ihn zur Eile hätte antreiben können; nur wünſchte er ſo raſch als möglich eine Stadt zu verlaſſen, welche der Schauplatz einer ſolchen Erfahrung für ihn geworden war; er ging deshalb fort, um nach der nächſten Station ſich zu begeben und hier den Zug zu beſteigen.

Die Landſtraße, die er verfolgte, war eine offene und dachte in einer kleinen Entfernung in ein Thal ab, durch welches man ſie von Rand zu Rand hinab und hinauf ſich winden ſehen konnte. Den größeren Teil der Senkung hatte er bereits überwunden und kletterte die weſtliche Erhebung hinan, als er, um Atem zu ſchöpfen, ſtehen blieb und unbewußt rückwärts ſchaute. Was es war, konnte er nicht ſagen, aber irgend etwas ſchien ihn zu dieſem Akt zu zwingen. Das bandartige Bild der Straße wurde im Hintergrunde ſchmäler und ſchmäler; als er genauer hinſah, entdeckte er einen ſich bewegenden Punkt, der in die weiße Leere ihrer Perſpektive eintrat.

Es war wie eine eilende menſchliche Figur. Clare wartete mit dem dumpfen Gefühl, daß jemand verſuche, ihn zu überholen.

Die Geſtalt, welche den Hügel heraufkam, war diejenige einer Frau, aber ſo wenig dachte er daran, daß ſein Weib ihm folgen werde, daß er ſie, ſelbſt als ſie näher kam, in dem völlig veränderten Anzuge, in welchem er ſie jetzt vor ſich ſah, nicht erkannt haben würde. Erſt als ſie unmittelbar vor ihm ſtand, überzeugte er ſich, daß er ſein Weib vor ſich habe.

„Ich ſah Dich die Station verlaſſen, gerade — als ich ſie erreichte; — den ganzen Weg bin ich hinter Dir her gelaufen.“

Sie war ſo bleich und atemlos und zitterte ſo ſehr am ganzen Körper, daß er keine Frage an ſie richtete, ſondern ihre Hand ergriff, ſie in ſeinen Arm legte und mit ſich fortzog. Um Begegnungen zu vermeiden, verließ er den Landweg und ſchlug einen Fußpfad ein, der unter Föhren entlang führte. Als ſie weit genug unter die klagenden, bewegten Aeſte vorgedrungen waren, blieb er ſtehen und ſah ſie fragend an.

„Angel,“ ſagte ſie, als ob ſie nur auf dieſen Augenblick gewartet hätte, „weißt Du, weshalb ich hinter Dir her geeilt bin? — Nur um Dir zu ſagen, daß ich ihn getötet habe.“ Ein mitleidiges, geſpenſtiges Lächeln glitt bei dieſen Worten über ihr Antlitz.

„Was?“ ſagte er, während er bei der Sonderbarkeit ihrer ganzen Art und Weiſe dachte, ſie ſpreche im Delirium.

„Ja, ich habe es gethan,“ fuhr ſie fort, „aber ich weiß nicht — wie! Ich war es Dir und mir ſchuldig, Angel! Ich habe es lange genug gefürchtet; ſeit ich ihn mit meinem Handſchuh auf den Mund

ſchlug, habe ich gefürchtet, daß ich es eines Tages thun werde, um das Unrecht, das er in meiner ſchutzloſen Jugend an mir und durch mich an Dir gethan hat, zu rächen. Er iſt zwiſchen uns getreten und hat uns unglücklich gemacht, aber jetzt iſt es vorbei. Ich habe ihn niemals geliebt, wie ich Dich geliebt habe, Angel; das weißt Du, nicht wahr? Das glaubſt Du! Du biſt zu mir zurückgekommen, und ich war gezwungen, zu ihm zurück zu kehren. Warum biſt Du fortgegangen — warum — obgleich ich Dich ſo ſehr liebte? Ich kann mir nicht vorſtellen, warum. Aber ich tadle Dich nicht; nur eins, Angel: willſt Du mir jetzt meine Sünde gegen Dich vergeben, jetzt da ich ihn ja doch getötet habe? Ich dachte, als ich hinter Dir her eilte, daß Du mir jetzt, nachdem ich dies gethan hätte, ſicher vergeben würdeſt. Es kam wie eine Erleuchtung über mich, daß ich Dich auf dieſem Wege würde zurückgewinnen können. Ich konnte Deinen Verluſt nicht länger ertragen — Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie völlig unmöglich es mir war, es zu ertragen, nicht mehr von Dir geliebt zu werden. Jetzt ſage mir, teurer, geliebter Gatte, daß Du mich noch liebſt — jetzt, da er ja doch tot iſt!"

„Ja, ich liebe Dich, Teß! O, gewiß — es iſt alles zurückgekommen!" Er legte ſeine Arme um ſie und zog ſie mit fieberhafter Gewalt an ſich. „Aber was willſt Du damit ſagen, Du habeſt ihn getötet?"

„Ich glaube, daß ich es gethan habe!" murmelte ſie träumeriſch.

„Wie, leiblich? Iſt er tot?"

„Ja. Er hörte, wie ich um Dich weinte, und verhöhnte mich; dann nannte er Dich mit einem Schimpfnamen — und darauf that ich es. Mein Herz ertrug es nicht. Dann zog ich mich an und ging fort, um Dich zu ſuchen."

Nach und nach kam er dahin, zu glauben, daß ſie einen ſchwachen Anſchlag verſucht, ſchließlich, daß ſie wirklich gethan habe, was ſie erzählte. Der Schrecken über ihren Impuls war gemiſcht mit Beſtürzung über die Stärke und die Seltſamkeit ihrer Zuneigung zu ihm, die ſcheinbar ihren moraliſchen Sinn völlig ausgelöſcht hatte. Unfähig, den ſchweren Ernſt ihrer That zu begreifen, ſchien ſie ganz zufrieden; und er ſah auf die, welche weinend vor Glück an ſeiner Schulter lag, hinab und fragte ſich verwundert, welch ein dunkler Tropfen im Blute der D'Urbervilles zu dieſer Verirrung geführt hätte — wenn es in der That eine Verirrung geweſen. Der Gedanke tauchte in ihm auf, daß die Familientradition in Teß lebendig geworden ſein könne, nach der die D'Urbervilles bekannt geweſen waren, derartige Gewaltthätigkeiten zu begehen. Ebenſo wohl indes, wie ihre konfuſen und exaltirten Ideen die Urſache geweſen ſein konnten, ebenſo wohl war es indes möglich, daß in dem Augenblick tiefen Kummers, von welchem ſie geſprochen, ihr Gemüt das Gleichgewicht verloren und ſie in dieſen Abgrund geſtürzt hatte.

Es war überaus ſchrecklich, wenn ſie die Wahrheit ſprach, und traurig, wenn es ſich nur um eine vorübergehende Halluzination handelte. Aber wie es auch ſein mochte — für ihn gab es keine Wahl mehr; vor ihm ſtand ſein verlaſſenes Weib, das ihn mit Leidenſchaft liebte, das ohne den Zweifel an ihm hing, er könne ihr etwas anderes ſein, als ihr Beſchützer. Er ſah ein, daß es ihrer Meinung nach unmöglich ſei, daß er ihr je etwas anderes ſein könne. Schließlich drängte die Zärtlichkeit jede andere Empfindung in ihm zurück.

Er küßte ſie endlos mit ſeinen weißen Lippen, drückte ihre Hand und ſagte:

„Ich werde Dich nie mehr verlaſſen. Was Du auch gethan oder nicht gethan haben magſt, Geliebteſte, ich werde Dich mit allen Mitteln, die in meiner Macht liegen, zu ſchützen ſuchen."

Sie gingen unter den Bäumen weiter, während Teß dann und wann ihren Kopf zurückbog, um ihn anzuſehen. Obgleich er häßlich und mager geworden war, ſo entdeckte ſie offenbar nicht den geringſten Fehler in ſeiner Erſcheinung. Für ſie war er körperlich und geiſtig wie früher das Muſter aller Vollendung. Noch immer war er ihr Antinous, ſelbſt ihr Apollo; ſein krankes Antlitz war ihrem verliebten Blick ſchön wie der Morgen — an dieſem Tage nicht weniger als an jenem, an welchem ſie ihn zum erſtenmal geſehen hatte: denn war es nicht das Antlitz des einzigen Mannes auf der Welt, der ſie rein geliebt hatte und der ſie rein verehrt hatte?

Mit einem Inſtinkt für gewiſſe Möglichkeiten begab Angel ſich jetzt nicht, wie er zuerſt beabſichtigt hatte, zur nächſten Station jenſeits der Stadt, ſondern ſchritt unter den Föhren weiter, die hier meilenweit ausgedehnte Forſte bilden. Sich einander umfaſſend, gingen ſie über den trockenen Teppich von Föhrennadeln dahin, von einer weiten, berauſchenden Atmoſphäre umflutet, in dem Bewußtſein, ſchließlich dennoch bei einander zu ſein, ohne eine lebende Seele zwiſchen ſich und ohne an den Leichnam in der Stadt zu denken. So ſchritten ſie mehrere Meilen dahin, bis Teß erwachend um ſich ſah und furchtſam fragte:

„Gehen wir einem beſtimmten Ort zu?"

„Ich weiß es nicht, Geliebte. Warum?"

„Ich weiß es auch nicht."

„Nun, wir können ja noch einige Meilen weiter wandern und, wenn es Abend iſt, uns irgendwo ein Unterkommen ſuchen — vielleicht in einer allein ſtehenden Hütte. Biſt Du gut zu Fuß, Teß?"

„O ja! Mit Deinem Arme um meine Hüfte könnte ich bis in alle Ewigkeit weiter wandern.“

Alles in allem erschien ihnen das das Vernünftigste, was sie thun konnten. Deshalb beeilten sie ihre Schritte, vermieden die Landstraßen und verfolgten unbekannte Pfade, die sie mehr oder weniger nordwärts führten.

Während des ganzen Tages ging etwas Unbestimmtes, Zielloses durch ihre Bewegungen, keiner von ihnen schien die Frage des Entschlüpfens, Teß zu verbergen oder zu verkleiden, ernstlich ins Auge zu fassen. Jeder ihrer Gedanken schien auf den Augenblick berechnet und planlos, wie bei Kindern.

Um Mittag kamen sie in die Nähe einer Straßenschenke, und Teß würde sie mit Angel betreten haben, um etwas zu essen, wenn dieser sie nicht beredet hätte, zwischen den Bäumen und Büschen dieses halb moorigen Waldlandes sich verborgen zu halten, bis er zurückkommen werde. Ihre Kleider waren nach neuester Mode, selbst ihr Sonnenschirm mit dem Elfenbeingriff hatte eine Form, die in den abgelegenen Gegenden, durch welche sie wanderten, unbekannt war; und diese Sachen würden auf den Bänken einer Schenke gewiß Aufsehen gemacht haben. Er kehrte bald mit Speisen für ein halb Dutzend Personen und zwei Flaschen Wein zurück — hinreichend, um sie während eines Tages oder mehr zu unterhalten, im Falle irgend ein Ereignis es notwendig machen sollte.

Sie ließen auf einigen abgestorbenen Aesten sich nieder und nahmen ihr Mahl ein. Zwischen ein und zwei Uhr packten sie die Reste zusammen und gingen weiter.

„Ich fühle mich stark genug, noch eine Strecke Wegs zu gehen!“ sagte Teß.

„Ich glaube, wir können von nun an einen allgemeinen Weg in das Innere des Landes benützen, wo wir uns für einige Zeit verbergen können und wo man uns weniger beachtet, als an der Küste,“ bemerkte Clare. „Später, wenn man uns vergessen hat, können wir nach irgend einem Hafen uns begeben.“

Sie antwortete nur dadurch, daß sie ihn enger umfaßte, und so wanderten sie geradewegs dem Inlande zu. Obgleich man sich im englischen Mai befand, so war das Wetter doch hell und heiter, und während des Nachmittags wurde es ganz warm. Während der letzten Meilen ihres Marsches hatte ihr Fußpfad sie in die Tiefen des „Neuen Forstes“ geführt, und als sie gegen Abend um eine Straßenecke bogen, bemerkten sie hinter einem ornamentirten Thor ein langes Brett, auf welches in weißen Buchstaben folgendes gemalt war: „Dies ansehnliche Haus wird vermietet.“ Einzelheiten folgten mit einem Hinweis um Auskunft an einige Londoner Agenten. Als sie das Thor durchschritten hatten, entdeckten sie das Haus, ein würdiges Gebäude in großen Verhältnissen, nach einem regelrechten Plan ausgeführt.

„Ich kenne es,“ sagte Clare. „Es ist das Herrenhaus von Bramshurst. Du siehst, daß es aufgeschlossen ist und Gras wächst im Thorwege.“

„Einige der Fenster sind offen,“ sagte Teß.

„Um die Zimmer zu lüften, wie ich vermute.“

„Alle diese Zimmer sind leer und wir ohne ein Dach über unseren Häuptern.“

„Und Du bist müde, meine liebe Teß!“ sagte Angel. „Wir werden bald Halt machen.“ Und sie auf den müden Mund küssend, führte er sie vorwärts.

Er wurde ebenfalls müde, denn sie waren nicht weniger als zwanzig Meilen gewandert; es wurde daher notwendig, an die Nachtruhe zu denken. Sie schauten in die Ferne nach einsam liegenden Hütten und Wirtschaften und waren geneigt, sich einer der letzteren zu nähern, aber schließlich fehlte es ihnen an Mut, und sie flohen davon. Ihr Gang wurde schleppend, dann machten sie Halt.

„Könnten wir nicht unter den Bäumen schlafen?“ fragte Teß.

Er hielt die Jahreszeit noch nicht für genügend vorgeschritten.

„Ich habe an das leere Haus gedacht, an welchem wir vorbeigekommen sind,“ sagte er. „Laß uns wieder dahin zurückkehren.“

Sie kehrten also zurück. Den Weg bis zum Eingangsthor machten sie indes jetzt eine halbe Stunde schneller als vorher. Sie blieb draußen, während er hineinging, um zuzusehen, ob sich jemand darin befinde.

Teß ließ zwischen den Büschen im Thorwege sich nieder, während Clare dem Hause zuschritt. Seine Abwesenheit währte eine bemerkenswerte Zeit und als er zurückkehrte, war Teß in großer Furcht nicht ihretwegen, sondern seinetwegen. Er hatte von einem Knaben erfahren, daß eine alte Frau das Haus beaufsichtige, daß sie indes nur an schönen Tagen aus dem benachbarten Dörfchen komme, um die Fenster zu öffnen und zu schließen. Sie würde gegen Sonnenuntergang kommen, um sie zu schließen. „Jetzt können wir unbesorgt durch eins der niedrigen Fenster einsteigen und uns ausruhen.“

Unter Angels Führung wanderte Teß furchtsam der Hauptfronte zu, deren geschlossene Fenster die Möglichkeit von Wächtern ausschlossen. Die Thür wurde nach einigen Schritten erreicht; eins der Fenster neben derselben stand offen. Clare kletterte hinein und zog Teß sich nach.

Den Korridor ausgenommen, waren alle Zimmer dunkel; sie stiegen deshalb die Treppe hinan. Oben waren die Läden ebenfalls dicht geschlossen; die Ventilation war an diesen letzten Tagen durch Oeffnung

der Korridorfenſter in der Fronte und durch eins der oberen Fenſter nach hinten hinaus herbei geführt worden. Clare öffnete die Thüre eines großen Zimmers, ging hindurch und ſtieß die Läden in einer Breite von zwei bis drei Zoll auf. Ein Strahl tanzenden Sonnenlichtes fiel in das Zimmer und offenbarte ſchwere, altmodiſche Möbel, karmoiſinrote Vorhänge und eine ungeheure vierpfoſtige Bettſtelle, der zu Häupten eilende geſchnitzte Figuren angebracht waren, welche dem Anſchein nach den Wettlauf der Atalanta darſtellten.

„Endlich Ruhe!“ ſagte Angel, ſeinen Reiſeſack und ſein Bündel mit Lebensmitteln niederſetzend.

Sie hielten ſich ruhig, bis die Aufſeherin da geweſen ſein würde, die Fenſter zu ſchließen. Vorſichtig hielten ſie ſich ſelbſt völlig im Dunkeln und ſchloſſen die Läden wieder, im Falle die Frau durch irgend einen Zufall die Thür ihres Zimmers öffnen ſollte. Zwiſchen ſechs und ſieben Uhr kam ſie, näherte ſich aber dem Flügel, in welchem ſie ſich befanden, nicht. Sie hörten ſie die Fenſter ſchließen, ſie feſt machen, die Thür verriegeln und fortgehen. Dann ſtahl Clare wiederum einen Streifen Licht vom Fenſter; ſie teilten das Mahl bis nach und nach die Schatten der Nacht ſie einhüllten, die zu vertreiben ihnen Lampe und Kerze fehlten.

VI.

Die Nacht war ſonderbar feierlich und ſtill. In den kurzen Stunden erzählte Teß Angel, wie er im Schlafe mit ihr im Arm unter großer Lebensgefahr für ſie beide über den Froomſtrom gegangen ſei und ſie in einem Steinſarg der zerſtörten Abtei niedergelegt habe. Bis jetzt hatte er nichts von dem allen geahnt.

„Warum haſt Du es mir am nächſten Tag nicht geſagt?“ fragte er. „Es hätte vielleicht manches Mißverſtändnis und viel Leiden verhindert.“

„Denke nicht an das, was vergangen iſt!“ ſagte ſie. „Ich werde an nichts denken, was über dieſen Augenblick hinaus liegt. Warum ſollten wir auch! Wer weiß, was ſchon der Tag morgen für uns bringt!“

Anſcheinend indes nichts Trauriges. Der Morgen war naß und neblich, und da Clare recht unterrichtet war, daß die Hausverwahrerin die Fenſter nur an ſchönen Tagen öffne, ſo wagte er es, während Teß noch ſchlief, aus dem Zimmer zu ſchleichen und im Hauſe Umſchau zu halten. Es befanden ſich keine Lebensmittel in den Vorratskammern, aber Waſſer gab es; er benützte deshalb den Nebel, um ſich vom Landhauſe zu entfernen und Thee, Brot und Butter in einem Laden der kleinen, zwei Meilen entfernten Stadt zu kaufen, und ebenſo einen kleinen Zinnkeſſel und eine Spirituslampe, damit man Feuer machen könne, ohne daß es rauche. Als er wieder eintrat, erwachte ſie; und ſie frühſtückten von dem, was er mitgebracht hatte.

Sie hatte keine Luſt, weiter zu gehen; der Tag verging, ebenſo die folgende Nacht und die nächſte und die übernächſte, bis ſie, faſt ohne es gewahr zu werden, fünf Tage in vollkommener Abgeſchloſſenheit verlebt hatten, ohne daß ein Zeichen oder ein Ton menſchlichen Lebens ihren Frieden, ſoweit davon die Rede ſein konnte, geſtört hätte. Der Wechſel des Wetters waren die einzigen Ereigniſſe ihres Lebens und die Vögel des Neuen Forſtes ihre einzige Geſellſchaft. Nach einem ſtillſchweigenden Uebereinkommen ſprachen ſie faſt gar nicht von irgend einem Ereignis, das ſeit ihrer Hochzeit ſich zugetragen hatte. Die traurige Zeit, die zwiſchen jenem Tag und heute lag, ſchien in das Chaos verſunken, über welchem die Gegenwart und die Vergangenheit ſich ſchloſſen, als ob ſie niemals geweſen. Als er ihr indes vorſchlug, ſie möchten ihren Zufluchtsort verlaſſen, um nach Southampton oder London weiter zu gehen, verriet ſie eine große Abneigung, eine Aenderung herbei zu führen.

„Warum ſollten wir all dem Guten und Lieben ein Ende machen!“ flehte ſie. „Was kommen muß, wird kommen!“ Und dann ſetzte ſie, indem ſie durch die Ladenritzen blickte, hinzu: „Da draußen iſt alles ein Lärm und eine Verwirrung — hier drinnen nur Zufriedenheit.“

Er pfiff ebenſo. Es ließ ſich nicht leugnen: Hier drinnen gab es nur Liebe, Einigkeit, vergebene Irrtümer; draußen wartete das Unerbittliche auf ſie.

„Und dann fürchte ich,“ ſagte ſie, indem ſie ihre Wange gegen die ſeine drückte, „daß Dir, was Du jetzt von mir denkſt, nicht das letzte ſein wird. Ich möchte Deine jetzige Empfindung für mich nicht überleben. Ich möchte lieber tot und verbrannt ſein, wenn die Zeit kommt, in der Du mit Verachtung auf mich herabſiehſt, ſo daß ich es niemals erfahren werde, ob Du mich verachteſt.“

„Ich werde Dich niemals verachten!“

„Ich hoffe es auch. Aber wenn ich mein Leben überblicke, ſo wird ſpäter oder früher für jeden Mann die Zeit kommen, in der er mich verachtet. Wie verrucht und ſchlecht ich war! Und dennoch konnte ich es früher nicht ertragen, wenn eine Fliege oder ein Wurm verletzt wurden, und der Anblick eines Vogels im Käfig hat mich häufig weinen machen.“

Sie blieben noch einen Tag. In der Nacht klärte ſich der düſtere Himmel auf, infolge deſſen die alte Aufſeherin in der Hütte früh erwachte. Der glänzende Sonnenaufgang machte ſie ungewöhnlich friſch; ſie beſchloß, das nahe Landhaus ſofort zu öffnen und es an einem ſolchen Tage zu lüften.

Nachdem sie die niedrigeren Zimmer schon vor sechs Uhr geöffnet hatte, stieg sie zu den Schlafzimmern empor und war nahe daran, am Griff dessen zu drehen, in welchem Angel und Teß lagen. In diesem Augenblicke glaubte sie Atemzüge von Personen innerhalb derselben zu hören. Ihre Pantoffeln und ihr Alter hatten bis dahin ihre Thätigkeit geräuschlos gemacht und für den Augenblick zog sie sich zurück; dann aber wendete sie sich in dem Glauben, daß ihr Gehör sie vielleicht getäuscht hatte, aufs neue der Thür zu und versuchte den Drücker zu bewegen. Der Riegel war nicht in Ordnung, aber ein Möbelstück war auf der Innenseite vor die Thür geschoben worden, so daß diese sich nur etwas mehr als einen oder zwei Zoll öffnen ließ. Ein Strom des Morgenlichtes fiel durch die Ladenritze auf die Gesichter des Paares, das noch von tiefem Schlummer umfangen lag; Teß' Lippen waren geteilt wie eine halboffene Blume und streiften fast seine Wange. Die Aufseherin war durch den Anblick von so viel Unschuld, durch die Eleganz von Teß' Kleid, das über dem Stuhl hing, durch die seidenen Strümpfe neben demselben, durch die anderen Teile des Anzuges, in welchem sie gekommen war, weil sie keinen andern hatte, so überrascht, daß ihr erster Zorn über die Frechheit von Landstreichern und Vagabunden einer augenblicklichen Sentimentalität über diese gentile Entführung Platz machte. Sie schloß die Thür und zog so sachte, als sie gekommen war, sich zurück, um mit den Nachbarn über diese sonderbare Entdeckung sich zu beraten.

Kaum mehr als eine Minute war seit ihrem Rückzuge vergangen, als zuerst Teß, dann Clare erwachte. Beide hatten das Gefühl, als ob etwas sie gestört habe, obgleich sie nicht sagen konnten, was. Sobald Angel angezogen war, unterzog er die Straße durch die zwei, drei Zoll der Ladenritze einer genauen Untersuchung.

„Ich denke, wir werden sofort gehen!" sagte Angel. „Es ist ein schöner Tag, und ich kann mir nicht helfen, aber ich bilde mir ein, es ist jemand in der Nähe des Hauses. Zudem wird die Frau heute sicher kommen."

„O glückliches Haus, lebe wohl!" sagte Teß. „Mein Leben kann nur noch eine Frage von wenigen Wochen sein. Warum haben wir hier nicht bleiben dürfen?"

„Sprich nicht so, Teß. Wir werden bald diesen Distrikt hinter uns haben. Wir werden unsern Kurs fortsetzen, wie wir ihn begonnen haben, und uns direkt gegen Norden wenden. Kein Mensch wird uns dort suchen. Man wird in den Häfen von Wessex nach uns forschen, wenn man uns überhaupt verfolgt. Wenn wir erst im Norden sind, werden wir einen Hafenplatz aufsuchen und machen, daß wir fortkommen."

Nachdem Angel Teß auf diese Weise überredet hatte, wurde der Plan ins Werk gesetzt und geradewegs gingen sie dem Norden zu. Ihre lange Ruhe im Herrenhause lieh ihnen jetzt Kraft zum Wandern; gegen Mittag entdeckten sie, daß sie sich der türmereichen Stadt Malchester näherten. Sie beschlossen, während des Nachmittags in einer Baumgruppe sich verborgen zu halten und erst unter dem Schutz der Dunkelheit weiter zu marschiren. In der Dämmerung holte Clare Nahrungsmittel wie gewöhnlich; sobald es Abend war, begann der Marsch aufs neue; gegen acht Uhr kreuzte man die Grenze zwischen Ober- und Mittel-Wessex.

Der Marsch durch eine Landschaft ohne viel Aussicht auf Straßen war nicht neu für Teß und sie bewies, wie behend sie sein konnte. Das alte Malchester mußten sie passiren, um die Stadtbrücke über einen großen Fluß benützen zu können, der ihnen den Weg versperrte. Es war bereits gegen Mitternacht, als sie die verlassenen, nur durch wenig Lampen spärlich erleuchteten Straßen durchschritten, ohne das Pflaster zu betreten, damit das Echo ihrer Schritte sie nicht verrate. Der graziöse Turm der Kathedrale erhob sich dunkel ihnen zur Rechten, aber er machte keinen Eindruck auf sie. Einmal aus der Stadt, verfolgten sie die Chaussee, welche nach wenigen Meilen über eine offene Ebene führte.

Obgleich der Himmel dicht mit Wolken verhangen war, so war ihnen bisher dennoch das zerstreute Licht eines Mondfragments zu Hilfe gekommen. Aber der Mond neigte sich jetzt seinem Untergange zu, die Wolken schienen sich gerade über ihren Häuptern zu sammeln, und die Nacht wurde schwarz wie eine Höhle. Sie fanden indes ihren Weg weiter, indem sie sich so viel als möglich auf dem Rasen hielten, damit ihr Tritt keinen Hall gab; da indes weder eine Hecke noch eine Einfriedigung die Straße begrenzte, so konnten sie ihre Absicht leicht ausführen. Alles um sie her war Verlassenheit und schwarze Einsamkeit, über welche eine steife Brise hinwegblies.

Sie waren so zwei bis drei Meilen weiter getappt, als Clare plötzlich nahe vor sich, vom Rasen deutlich sich abhebend, ein großes Bauwerk bemerkte. Es fehlte nicht viel und sie wären dagegen gerannt.

„Was für ein sonderbarer Platz ist denn das hier?" sagte Angel.

„Es summt!" rief Teß. „Horche!"

Angel horchte. Der Wind, der um das Bauwerk spielte, brachte einen dröhnenden Ton hervor wie der Klang einer gigantischen einsaitigen Harfe. Kein anderer Ton ließ sich hören, und seine Hand erhebend und einen oder zwei Schritte vorwärts schreitend, fühlte Clare den senkrechten Abfall einer Mauer. Sie schien von solidem Gestein ohne Verbindung und Zierwerk. Indem er seine Finger vorwärts

führte, entdeckte er, daß das, mit dem er in Verbindung gekommen war, einem ungeheuern, viereckigen Pfeiler glich; als er seine Hand ausstreckte, fühlte er, daß ein ähnlicher daran stieß. In einer nicht näher zu bestimmenden Höhe machte etwas über ihren Köpfen den schwarzen Himmel noch schwärzer; es hatte Aehnlichkeit mit einem ungeheuren Architrav, der die Pfeiler horizontal verband. Sie traten vorsichtig unter und zwischen die Steine, welche das sanfte Geräusch ihrer Schritte dumpf wiederholten, aber sie schienen noch außerhalb der Thore zu sein. Kein Dach wölbte sich über sie her. Teß hielt furchtsam den Atem an, und Angel sagte verwundert:

„Was kann das sein?"

Indem sie sich seitwärts fühlten, begegneten sie einem andern turmgleichen Pfeiler, viereckig und unverständlich wie der erste; neben diesem einen andern und wieder einem andern. Der Platz schien nur aus Thoren und Pfeilern zu bestehen, welche durch fortlaufende Architrave mit einander in Verbindung standen.

„In der That, ein Tempel der Winde!" sagte Angel.

Der nächste Pfeiler stand allein, andere bildeten ein Trilithon, andere waren ausgestreckt, und ihre Flanken bildeten einen Dammweg, der breit genug für Wagen war; es war bald klar, daß das Bauwerk einen Wald von Monolithen bildete, der auf der grasigen Ausdehnung der Ebene sich dahin breitete. Das Paar ging in diesem Pavillon der Nacht weiter, bis es in seiner Mitte stand.

„Es ist Stonehenge!" sagte Clare.

„Der Heidentempel?"

„Ja! Er hat Jahrhunderte hinter sich und ist älter als die D'Urbervilles. Nun, was sollen wir thun, Geliebte? Wir werden auch weiter entfernt vielleicht noch ein Unterkommen finden."

Aber Teß, die wirklich müde war, warf sich auf eine oblonge Steinplatte, die nahe zur Hand lag, und fühlte sich durch einen Pfeiler vor dem Winde geschützt. Infolge des Sonnenscheines vom Tage vorher war der Stein warm und trocken und bildete einen angenehmen Gegensatz zu dem rauhen und kalten Gras, welches ihre Röcke und Schuhe durchfeuchtet hatte.

„Ich möchte nicht weiter gehen, Angel," sagte sie, ihm ihre Hand entgegenstreckend. „Können wir hier nicht bleiben?"

„Ich fürchte — nein! Dieser Ort ist bei Tag meilenweit sichtbar, obgleich es jetzt nicht so aussieht!"

„Einer der Verwandten meiner Mutter war Schäfer hier herum, fällt mir jetzt ein. Und Du pflegtest in Talbothays zu sagen, ich sei eine Heidin. So bin ich also jetzt zu Hause."

Er kniete neben ihrer ausgestreckten Gestalt nieder und suchte mit seinen Lippen die ihren.

„Bist Du schläfrig, Geliebte? Ich glaube, Du liegst auf einem Altar."

„Es gefällt mir sehr gut hier," flüsterte sie. „Es ist so feierlich und einsam — nach meinem großen Glücke nichts als der Himmel über mir! Es sieht beinahe aus, als wäre niemand auf der Welt außer uns beiden; und ich möchte wohl, daß es so wäre — Liza-Lu ausgenommen."

Clare dachte, sie könnten wohl dort bleiben, bis es ein wenig heller geworden sei; er schlug deshalb seinen Ueberrock um sie und setzte sich an ihre Seite.

„Wenn sich etwas mit mir ereignen sollte, Angel, willst Du dann meinetwegen über Liza-Lu wachen?" fragte sie, als sie eine lange Weile auf den Wind zwischen den Pfeilern gehorcht hatte.

„Ja!"

„Sie ist so gut als einfach und rein. O Angel, ich möchte, Du heiratetest sie, wenn Du mich verloren, wie es ja in kurzem geschehen wird. Ach, wenn Du das thätest!"

„Wenn ich Dich verliere, verliere ich alles! Zudem ist sie ja meine Schwägerin."

„Das macht nichts, Geliebtester! In Marlott heiraten die Leute beständig ihre Schwägerinnen; und Liza-Lu ist so gut und liebenswürdig und wird so schön. Mit ihr könnte ich mich in Dir teilen, wenn wir Geister sind! Ach, Angel, wenn Du sie nur Deinetwegen aufziehen und lehren und für sie sorgen wolltest! Sie hat alles Gute von mir, ohne das Schlechte; und wenn sie die Deine würde, so wäre es fast, als ob der Tod uns nicht getrennt hätte. — Nun, ich habe meine Meinung gesagt. Ich werde nicht darauf zurückkommen."

Sie schwieg, und er fiel in Gedanken. Am fernen Nordosthimmel entdeckte er zwischen den Pfeilern einen niedrigen Streifen Licht. Die eintönige Höhlung von schwarzen Wolken lüftete sich wie der Deckel von einem Topf und ließ dort, wo sie mit der Erde zusammenstieß, den kommenden Tag herein, gegen welchen die turmartigen Monolithen und Trilithone sich schwarz abzuheben begannen.

„Opferte man Gott hier?" fragte Teß.

„Nein," erwiderte er.

„Wem denn?"

„Ich glaube, der Sonne. Jener lustige Stein, der dort allein steht, wendet sich der Sonne entgegen, welche sich gegenwärtig hinter ihm erhebt."

„Das weckt eine Erinnerung in mir, Geliebter," sagte sie. „Erinnerst Du Dich, daß Du, bevor wir verheiratet waren, niemals irgend einer Meinung von mir widersprachst? Aber ich kannte Deine Anschauungen dennoch und ich dachte, wie Du dachtest — nicht aus eigener Vernunft, sondern weil Du so

dachteſt. Sage mir jetzt, Angel, glaubſt Du, daß wir uns wieder begegnen werden, wenn wir tot ſind? — Ich möchte es gerne wiſſen."

Er küßte ſie, um einer Antwort gerade in dieſem Augenblick aus dem Wege zu gehen.

„O Angel, ich fürchte, daß das — nein bedeutet!" ſagte ſie mit einem unterdrückten Seufzer. „Und ich möchte Dich ſo gerne — ſo gerne wiederſehen. Was, Angel, ſelbſt Du und ich nicht, die einander ſo ſehr lieben?"

Wie ein größerer als er, ſo gab er auf eine kritiſche Frage an einem kritiſchen Zeitpunkt keine Antwort; und wieder ſchwiegen ſie. Nach einer oder zwei Minuten wurde ihr Atem regelmäßiger, der Druck ihrer Hand wurde ſchwächer, und ſie ſchlief ein. Der Streifen ſilberner Bläſſe am öſtlichen Horizont ließ ſelbſt die entfernten Gegenſtände der großen Ebene dunkel und nahe erſcheinen, und die ganze, ungeheure Landſchaft machte jenen Eindruck von Zurückhaltung, Schweigen und Ruhe, welcher der Dämmerung eigen iſt. Die öſtlichen Pfeiler und Architrave hoben ſich ſchwarz vom Lichte ab und zwiſchen ihnen der große flammenartige Sonnenſtein und der Opferſtein im Mittelweg. Der Nachtwind ſtarb und die zitternden kleinen Waſſerlachen in den taſſenartigen Höhlungen der Steine lagen völlig ruhig. Zu derſelben Zeit ſchien etwas am Ende der öſtlichen Abdachung — ein bloßer Punkt — ſich zu bewegen. Es war der Kopf eines Mannes, der ſich ihnen von der Höhlung hinter dem Sonnenſtein her näherte. Die Geſtalt kam geradewegs auf den Umkreis von Pfeilern zu, in welchem ſie ſich befanden.

Angel hörte etwas hinter ſich — leiſe Fußtritte. Sich umwendend, bemerkte er über die liegenden Säulen hinweg eine andere Geſtalt; dann ſah er, daß ein dritter rechter Hand ſich näherte und ein anderer von der linken her. Der Schein der Dämmerung fiel auf die Vorderſeite des Mannes im Weſten und Clare ſah, daß er groß war und einen Gang hatte, als ob er einexerziert ſei. Sie alle ſchloſſen ſich nach einem beſtimmten Plan zuſammen. Was Teß erzählt hatte, war alſo wahr. Er ſprang auf die Füße, ſah ſich um nach einer Waffe, nach einem loſen Stein oder irgend etwas anderem, um zu entkommen. In demſelben Augenblick hatte ihn der nächſte Mann erreicht.

„Es nützt nichts!" ſagte er. „Sechzehn von uns befinden ſich in der Ebene, und die ganze Gegend iſt in Aufruhr."

„Laßt ſie ausſchlafen!" bat er flüſternd die Leute, als ſie nahe herangekommen waren.

Als ſie ſahen, wo ſie lag, machten ſie keine Bemerkung und ſtanden ſchweigend umher, wie die Säulen in der Runde. Er ging auf den Stein zu, beugte ſich über ſie und nahm eine ihrer kleinen Hände in die ſeinen; ihr Atem war jetzt ſchnell und kurz, mehr wie der eines kleineren Geſchöpfes als der einer Frau. Alle warteten in dem zunehmenden Lichte, das ihre Geſichter und ihre Hände verſilberte während die Steine grüngrau glänzten und die Ebene noch einem Meer von Schatten glich. Das Licht wurde ſtärker, ein Strahl fiel auf ihr bewußtloſes Geſicht, bohrte ſich unter ihre Augenlider und erweckte ſie.

„Was gibt es, Angel?" fragte ſie auffahrend. „Sind ſie meinetwegen gekommen?"

„Ja, Geliebteſte!" erwiderte er. „Sie ſind da."

„Es iſt gekommen, wie es kommen mußte!" flüſterte ſie. „Angel, ich bin faſt froh — ja, froh! Dies Glück konnte nicht dauern! Es war zu groß! Ich habe genug; und jetzt werde ich nicht leben, damit Du mich verachteſt!"

Sie ſtand auf, ſchüttelte ſich und ging vorwärts, obgleich keiner der Männer ſich bisher genähert hatte.

„Ich bin bereit!" ſagte ſie ruhig.

VII.

Die alte ſchöne Stadt Wintonceſter, die ehemalige Kapitale von Weſſex, lag, von ſeinen hohen und tiefen Niederungen umgeben, in all dem Glanz und der Wärme eines Julimorgens. Die hochgiebeligen Ziegel- und Quaderſteinhäuſer hatten für dieſe Jahreszeit ihre Hülle von Flechten faſt zu Staub gedörrt, die Waſſerſtröme in den Wieſen waren niedrig, und in der abſchüſſigen Hochſtraße vom „Weſt-Thorweg" bis zum mittelalterlichen Kreuz und vom mittelalterlichen Kreuz bis zur Brücke nahmen der Staub und der Kehricht zu, welche einen altmodiſchen Markttag anzukündigen pflegen.

Von dem vorher erwähnten Weſtthor ſteigt die Landſtraße, wie jeder Einwohner von Wintonceſter weiß, einen langen und regelmäßigen Hügel eine Meile weit hinan, den Häuſerkomplex in gerader Linie hinter ſich zurücklaſſend. Dieſe Straße ſchritten zwei Perſonen von den Grenzen der Stadt her ſchnell aufwärts, als ob ſie die anſtrengende Steigung kaum merkten — nicht merkten wegen geiſtiger Voreingenommenheit und nicht wegen flüchtiger Sinnesart. Sie waren auf dieſe Straße durch ein enges, kahles Thor in einer hohen Mauer gekommen, das ein wenig tiefer lag. Sie ſchienen begierig, den Häuſern und ihresgleichen aus dem Geſicht zu kommen, und dieſe Straße mochte ihnen die beſte Gelegenheit dazu bieten. Obgleich ſie jung waren, gingen ſie gebeugten Hauptes; mitleidslos lachten die Strahlen der Sonne auf ihren Marterweg hinab.

Einer der beiden war Angel Clare, die zweite ein großes, knoſpenhaftes Geſchöpf — halb Mädchen,

halb Frau — ein vergeiſtigtes Abbild von Teß, ſchlichter als ſie, aber mit denſelben ſchönen Augen — Clares Schwägerin, Liza-Lu. Ihre bleichen Geſichter ſchienen auf die Hälfte ihrer natürlichen Größe zuſammengeſchrumpft. Sie bewegten ſich Hand in Hand dahin und ohne ein Wort zu reden; wie Giottos „beide Apoſtel“, ſo müde und trübe neigten ſie ihre Häupter.

Als ſie den Gipfel des großen „Weſt-Hill“ faſt erreicht hatten, ſchlugen alle Glocken in der Stadt acht. Jeder von ihnen hielt bei dieſen Tönen an; nachdem ſie noch einige wenige Schritte weiter gegangen waren, erreichten ſie den erſten Meilenſtein, der weiß auf dem grünen Teppich des Raſens ſich abhob. Sie traten auf das Gras hinaus und, getrieben durch eine Kraft, welche ihren Willen zu beugen ſchien, ſtanden ſie plötzlich ſtill, machten eine Wendung und warteten, wie von einer Lähmung feſtgehalten, neben dem Stein.

Der Ausblick von dieſem Hügel aus war faſt grenzenlos. Im Thal da unten lag die Stadt, welche ſie gerade verlaſſen hatten; ihre hervorragenderen Gebäude erſchienen in iſometriſcher Zeichnung — zwiſchen ihnen der breite Turm der Kathedrale mit ihren normanniſchen Fenſtern und der ungeheuren Länge ihrer Haupt- und Nebenſchiffe, die ſchlanken Nadeln von St. Thomas, die Zinnen des Colleges und mehr zur Rechten der Turm und die Giebel des alten Hoſpizes, wo bis zum heutigen Tage der Pilger ſeine Spenden von Brot und Ale in Empfang nehmen kann. Hinter der Stadt hob die hochgelegene Rotunde von St. Catherines Hill ſich empor; weiterhin reihte Landſchaft ſich an Landſchaft, bis der Horizont im Glanz der darüber hängenden Sonne völlig ſich verlor.

Gegen dieſen Hintergrund erhob ſich in Front der anderen Gebäude der Stadt ein Gebäude aus rotem Backſtein mit niedrigen grauen Dächern und Reihen kleiner Fenſter, die ein Gefängnis anzeigten; das Ganze ſtand durch ſeine Förmlichkeit mit der zierlichen Regelloſigkeit der gotiſchen Gebäude in ſtarkem Gegenſatz. Es war gegen die Straße hin durch Eibenbäume und immergrüne Eichen etwas verdeckt, aber es war von hier aus deutlich genug ſichtbar. Die Thür, aus der das Paar vor kurzem aufgetaucht war, befand ſich an dieſem Bauwerk. Aus der Mitte desſelben ſtieg ein häßlicher, ſtumpfer rechteckiger Turm gegen den Oſthorizont auf, und von dieſem Ort aus, von ſeiner Schattenſeite gegen das Licht hin geſehen, ſchien er der einzige Fleck in der Schönheit der Stadt. Nur mit dieſem Fleck beſchäftigten ſich die beiden Wanderer auf dem Hügel und nicht mit der Schönheit des Landſchaftsbildes.

Auf dem Karnieß des Turmes war eine große Stange befeſtigt. Auf dieſe waren ihre Augen geheftet. Wenige Minuten nach dem Stundenſchlag bewegte ſich etwas langſam die Stange hinauf und breitete ſich in dem Luftzuge aus. Es war eine ſchwarze Flagge.

Der „Gerechtigkeit“ war Genüge geſchehen, und der Vorſitzende der Unſterblichen (um eine Phraſe von Aeſchylus zu gebrauchen) hatte ſein Spiel mit Teß beendet. Unwiſſend und unberührt ſchliefen die D'Urbervilleſchen Ritter und Damen weiter in ihren Gräbern. Die beiden ſtummen Zuſchauer beugten ſich zur Erde wie im Gebet und verharrten lange in vollſtändiger Bewegungsloſigkeit, während die Flagge ſchweigend auf und ab flatterte. Dann rafften ſie ſich auf, erhoben ſich, nahmen ſich an der Hand und gingen weiter.

Kahnfahrt.

Von **Jan Neruda.**

So langſam, ſo traurig, ſo ganz allein
Lenk' ich meinen Nachen durchs Leben;
So wollte doch keine einzige Seel'
Mit mir auf die Fahrt ſich begeben!

Verzeih, lieber Herrgott, die Rede mir
Und rechne zur Sünd' nicht mein Wähnen;
Wenn über die Wellen die Ruder ich heb',
Da tropfen herab viele Thränen.

Wenn ich nach dem Ende des Steuers ſeh'
Und ärgerlich anders es wende —:
Die Bogen dort hinten, da ſtrecken nach mir
Sich aus zwei ſchneeweiße Hände.

Wassili Tjorkin.

Von

P. Boborykin.

(Schluß.)

Hat Serafima den Arzt noch nötig? Jener Edelmann ist zehnmal so reich als Tjorkin. Pjerwatsch hat ihr volle Rechenschaft darüber gegeben, was ihm nach dem Verkauf an die Tjorkinsche Gesellschaft noch verbleibt. Im ganzen ist es für zwei Millionen Schlagholz allein an der Wolga. Wie viel wird ihr von diesen Millionen zufallen? Natürlich alles, wenn sie will.

Hatte sie sich jemals in die Lage ihres augenblicklichen Wirtes gesetzt? Das wohl kaum! Sie lebte hier als vornehme Dame, die ihn durch die Annahme seiner Gastfreundschaft sehr beglückte; er selbst war in den Anbau über den Hof gegangen. Zwischen ihnen war nicht die geringste Annäherung.

Nisowjew ist sich klar darüber, daß es ihm schwer werden wird, sie zu gewinnen, sehr schwer. Darüber kann wohl ein Jahr vergehen. Nach Paris wird er nicht so bald zurückkehren. Wo sie sein wird, da auch er. Sie müßte nach dem Kaukasus in ein Bad. Die Leber und die Nerven fangen zu mucken an. Es waren ihr Essentuki, Nummer siebenzehn, und Nassan verschrieben. Dort wieder in der Sonne braten, gedämpften Hammel essen, unter ihren Augen auf den staubigen Straßen wandeln und sich hinter ihr drein im Schweife alter und junger Herren auf einem Kosakenpferde durchschütteln lassen. Dann aber nach Petersburg!

Sie ist noch bei Gelde. Dort wird sie als Dame der Gesellschaft leben. Dazu hat sie das gesetzliche Recht. Sie ist die regelrechte Witwe des Kollegienrates Ruditsch. Ihr Schwiegervater ist hoher Würdenträger. Und darauf pocht sie.

Daß sie dem Sohne durchgebrannt ist, thut nichts zur Sache. Der Würdenträger soll dem Vernehmen nach eine ebensolche Spielratze wie sein Sohn sein, bei siebentausend Rubel Gehalt weder aus noch ein wissen, bis über die Ohren in Schulden stecken und bei Bankiers herumschmarotzen. Es wird nicht schwer halten, den Alten, der sie noch nie gesehen hatte, für sich zu gewinnen — sogar in sich verliebt zu machen und ihm bei seinen Durchsteckereien zu helfen. An einem Schujew, ihrem „Engel", ist ihr nichts gelegen. Der würde dem Schwiegerpapa ja vorschießen, so viel sie nur wollte, nur mag sie solche „engelhaften" Gelder nicht. Nisowjew kann dem Schwiegerpapa ebenso gut unter die Arme greifen.

Dann kommt Paris an die Reihe. Dort wird sie ihn tüchtig herankriegen! Auch sie muß ein „Hotel" für eine Million haben. Ihr Name macht Aufsehen. Sie wird sich nicht etwa als Kokotte etabliren, sondern als wirkliche vornehme Dame. In einem Jahre wird ihr Französisch den Pariser Accent weg haben. Natürlich wird sie als „Madame la comtesse Ruditsch" im „Figaro" erscheinen. Sie wird noch seine Frau Gemahlin dazu bringen, ihr — mit den Fräulein Töchtern — Visite zu machen, und ihre Abende mit „tout Paris" zu besuchen, wo sie mit Iwan Reschke selbst russische Romanzen singen wird. Das mag alles so kommen!

Und sonst nichts?... Wirklich weiter nichts? Serafima deckt die Augen mit den Händen.

Vor ihr steht die Böschung mit dem rauschenden Eichenlaub, mit dem grünen Gras, mit dem säuselnden Abendwind, die Böschung in Sawodnoje, wo sie mit ihm gesessen hatte, mit ihrem Wassia!

Sie hört seine Stimme mit dem herzlich bewegten Ton. Er will sich brüderlich mit ihr versöhnen. Sie thut ihm leid. Das war keine Komödie, sondern reine Wahrheit. So spricht und schaut der nicht, dessen Herz von Täuschung und verachtender Kälte erfüllt ist. Und was sollte er thun, als sie sich ihm als Seelenbraut anbot? Etwa Gefühle fordern? Sollte er sie zu seiner Liebsten nehmen — ohne Liebe — sie nur besudeln, zur Sache oder zum schönen Tier erniedrigen?

Wie einfach und klar das war! Daran ist er

nicht schuld. Sie — ein thörichtes und böses Weib — hatte sich durch ihre Arglist bloßgestellt, hatte seine Seele nicht verstanden und den kostbaren Schatz seines Mitgefühls, seiner brüderlichen Güte nicht zu nützen gewußt.

Ihre thränenlosen Augen brannten; sie lag unbeweglich, mit den Armen auf der Bettdecke.

Es war ihr so süß, das Bild Tjorkins, seine Sprache, seine Bewegungen, seine Blicke vom Beginn bis zur Mitte der Unterredung zu vergegenwärtigen.

Sie schwelgte in der Einbildung, daß ihrer Seele eine Last abgenommen sei, die ihren Körper gequält und ihren Geist geschreckt habe.

Aber die Bilder wechseln, und zwar auf demselben Schauplatz des grünen Parks. Nicht sie sitzt neben ihm, sondern eine andere, jenes Mädchen... Wie deutlich erscheint sie ihr, deren jugendliche Gestalt mit den rosigen Pausbacken, den hellen Augen, dem dicken Zopf und den wunderbaren Händchen, sie nur flüchtig auf dem Balkon gesehen hat. Ja — das ist ein unbescholtenes Mädchen, wenn sie sich auch mit dem Taxator geküßt hat. Ihre Taubeneinfalt und unbewußte Kindlichkeit hat Wassia gewonnen. Die Macht solcher Gänschen ist unüberwindlich, wenn sie ihre achtzehn Jahre und ihre Keuschheit ins Treffen führen. Ja, Keuschheit! Sie war der wilden männlichen Begier noch nicht zum Opfer gefallen.

Da sitzt er nun wohl mit seiner Braut an derselben Stelle, an der sie, wie eine Verworfene, unter Wehklagen das Gras gerupft und seine Füße geküßt hat. Mit liebevoll väterlichem Blick schaut er auf ihr Haupt, spielt mit ihrem dicken Zopf und küßt jedes Fingerchen ihres winzigen Händchens.

„Nein!“ schrie Serafima laut, sich im Bette aufrichtend.

Der Schrei entrang sich unaufhaltsam ihrer gepreßten Brust. Das Blut strömt ihr zum Gesicht. Krampfhaft ballte sie die Fäuste.

Nein, keine Gnade für den abscheulichen Dieb, den Verderber ihrer Seele. Das Schicksal weiß, was es thut. Es hat sie nicht ohne Absicht mit diesem Nisowjew, dem Beherrscher unermeßlicher Waldstrecken, in Verbindung gebracht. Tjorkin träumt von dem Schutze des Volksvermögens. Das hat sie oft genug mit angehört. Wenn sie nun ihren Waldmillionär ruinirt, wird sie dafür sorgen, daß er nicht an solche Streber wie Tjorkin samt seiner Gesellschaft verkauft, sondern an liederliche und schamlose Edelleute zum Abhau. Dann werden schon in zwei bis drei Jahren alle diese Gehege und waldreichen Thalschluchten öde und leer stehen. Und überall soll Wassili Tjorkin auf sie stoßen; und wer dem andern überkommt — das wollen wir doch einmal sehen.

„Ha, ha, ha!“ entrang sich ihr eine dumpfe Lache, und sie reckte den Kopf noch höher.

Katjas leise Stimme fragte durch die Thürspalte: „Gnädige Frau! Darf ich eintreten?“

„Seien Sie so gut.“

Die Kammerzofe senkte ihre Stimme noch mehr.

„Paul Ilarionytsch sind im Saal und beunruhigen sich wegen Ihrer Gesundheit. Was soll ich sagen? Erlauben Sie ihm, an die Thür zu kommen?“

„Das mag er.“

Nisowjew trat leise heran:

„Serafima Jefimowna, um Gottes willen, wie geht es Ihnen?“

„Es hat gar nichts zu sagen. Es ist alles vorbei.“

„Gestatten Sie mir Ihren Anblick?“

„Jetzt nicht.“

„Dann werde ich im Saale warten.“

„Warte!“ dachte sie hämisch und triumphirend; „warte nur Täubchen! Du kannst lange warten. Mit einem Monat kommst du nicht ab!“

Und gleich darauf schellte sie plötzlich und setzte die Füße auf den Boden.

Nisowjew nahm still seufzend am Fenster Platz.

XXXV.

„Ach, Mütterchen, wo bleibst Du denn! Mach doch schneller!“ rief Sanja in der Allee, einige Schritte von der Bank ab, auf der man einen breiten Männerrücken und einen blonden Kopf mit einem niedrigen schwarzen Hut sah.

Thedosjäjewna brachte vorsichtig eine Schüssel mit Beeren und Zucker.

„Das geht nicht so! Gedulde Dich!“

„Nun gib ... Ich will es selbst nehmen.“

Sanja nahm ihr die Schüssel aus der Hand und küßte ihr die Stirn:

„Liebes Mütterchen! Ich danke!“

Die Alte sah ihr nach, indem sie sich mit der Handfläche vor den Strahlen der untergehenden Sonne schirmte.

Es war ein heiterer, warmer Abend, an welchem Myriaden Mücken über den Gartenpfaden spielten.

Schon war Sanja mit der Schüssel an die Bank zu ihrem Bräutigam hingeeilt. Ein verhaltenes Lächeln linderte die strengen Züge Thedosjäjewnas. Sie war sich dessen bewußt, daß ihr Pflegling sein Glück ihr zu danken habe. Wenn sie sich nicht das Herz gefaßt hätte, den fremden Herrn anzusprechen und zu rühren, wäre es zu nichts gekommen.

Das wird er ihr auch nicht vergessen. So ist er nicht. Man sieht ihm schon an, wes Geistes Kind er ist. Um ihr Alter ist sie nicht mehr besorgt. Hier in Haus und Garten wird alles neu gemacht. Wie sie vernommen hat, soll im oberen Stockwerk

eine Schule eingerichtet werden, während das Erdgeschoß als Sommerwohnung verbleibt. Sie selbst wird im Flügel untergebracht; jene Nachteulen — nebst dem Bruder siedeln nach dem andern Gut über. Wassili Iwanytsch hat sie in seiner Herzensgüte allerdings hier in Sawodnoje behalten wollen. Der Kaufvertrag ist schon ausgefertigt, wie sie weiß. Er nimmt indessen noch mit seinem Zimmer neben dem ihrigen vorlieb.

Thedosjäjewna wandte sich unterwegs noch einmal halb nach dem auf der Bank sitzenden Paare um und begab sich dann mit schnelleren Schritten nach dem Anbau.

„Ach, was für Erdbeeren! Wundervoll!"

Sanja löffelte die Beeren und schmatzte etwas dabei.

„Sie sind ein Leckermäulchen!" scherzte Tjorkin und sah sie neckend an.

Sie waren noch beim „Sie".

„Ein Leckermäulichen, ja," erwiederte sie kurz und seufzte dabei. „Ich esse gern Süßigkeiten. Ist das etwa eine große Sünde?"

„Das nennt man Völlerei."

„Ha, ha! Völlerei! Wie komisch!"

Es zog aber doch wie Schatten über ihr Gesicht. Sie dachte an die Nachmittagsschmausereien bei Tante Martha, sowie an die Liqueure mit ihren Folgen.

„Ach Gott, ich habe ja auch so gern... Liqueur getrunken!"

„Weshalb? Der Süßigkeit wegen?"

„Ja, ja!"

„Mit Süßigkeiten verdirbt man sich nur die Zähne. Die werden Sie lassen müssen."

„Das will ich," verkündete Sanja und hörte mit den Erdbeeren auf. „Genug!"

„Aufessen! Für zwei ist das nicht arg viel."

„Warum sagt er ‚arg'? dachte Sanja. Die Ausdrucksweise von Tjorkin kam ihr recht gewöhnlich vor. Doch nahm sie keinen Anstoß daran. Sonst war er doch so stattlich, schön, gut gekleidet, und sprach so klug mit jedermann und über alles. Ihr gefiel sogar das nicht Salonmäßige seiner Redeweise, mit ihren Worten, wie sie Bürger und Bauern anwenden. Die Phrasen und Ausdrücke der Tanten und des Vaters waren ihr langweilig geworden. Bei Tante Martha weiß sie jedes Wort voraus; Tante Paula pappelt nur nach, was sie in Büchern gelesen hat; der Vater macht sehr wohlgesittete Redensarten, aber immer dieselben, und es klingt immer so, als ob er in einer würdigen Versammlung eine pathetische Rede hielte. Schon beim bloßen Klang seiner Stimme laufen ihr die Ameisen über den Rücken.

„Sie sind mein Kindskopf!"

Tjorkin setzte die ausgegessene Erdbeerschüssel auf die Bankecke, ergriff ihre Hand und küßte sie. Sanja wurde feuerrot und berührte schüchtern mit den Lippen seine Stirn. Der Bräutigam war ihr gegenüber sehr zurückhaltend, hielt sie mit Küssen knapp und erlaubte sich keine familiären Liebkosungen. Das rührte sie und erfüllte sie mit dem Gefühl fast töchterlicher Zärtlichkeit für ihn. Sie wußte diese Zartheit wohl zu würdigen und fragte sich jeden Morgen, wenn er sie zur ersten Begrüßung unter vier Augen sanft auf die Stirne küßte, schamerfüllt, was wohl der Taxator zu solcher Küsserei sagen würde.

„Welch ein Sonnenuntergang!" bemerkte Tjorkin tief bewegt, indem er den Kopf nach einer andern Seite wandte.

„Sehen Sie nur, wie dort rechts hinter dem Dorf, wo der Wald anfängt, die Stämme in der Fichtenschonung im rosigen Lichte strahlen!"

„Ja, wie schön!... Wassili Iwanytsch. Und das gehört jetzt alles Ihnen!"

„Mir nicht, sondern der Gesellschaft."

„Das ist doch ganz gleich!"

„Wieso ganz gleich? Aber Täubchen!"

„Sie sind doch an ihrer Spitze."

Sanja drehte sich zu ihm herum und schüttelte verständnislos mit dem Kopf. Tjorkin mußte lachen und schwieg. Es war doch noch das reine Kind, ein Pensionsfräulein ohne Lebenserfahrung, mit unentwickeltem Verstande, haltlosem Charakter. Und solches Wesen hatte er sich zu seiner Lebensgefährtin erwählt... Dennoch that es ihm keinen Augenblick um den Verlust seiner Junggesellenfreiheit leid.

„Wunderbar!" sagte er sich selbst bei seiner Empfindung, die etwas an die bäuerische Verachtung des „Weibes" streifte. „Was hilft da alles Analysiren! Man muß für seine Familie sorgen; es ist süß und erhebend, seine stille, reine Liebe solch unbedächtigem, hilflosem Hamster zu widmen." Dieses von Serafima in ihrer Wut herausgeschleuderte Wort sagte ihm ungemein zu.

„Wassili Iwanytsch," rief ihn Sanja an. „Sehen Sie nur... dort hinter dem Dorf, rechts hinter unserem Walde... was für ein Rauch? Was ist das? Wohl gar Feuer?"

Er sprang erschrocken auf, eilte an den Rand des Abhanges und strengte seine fernsichtigen großen Augen an.

Der Rauch dehnte sich mit fortschreitender Dämmerung immer weiter rechts vom Dorf hinter der Fichtenschonung aus.

„Ein Waldbrand!" sagte er für sich, und seine Hände erstarrten. Die Schonung bildete am linken Wolgaufer einen breiten Streifen und ging in einen andern Wald über.

„Liegt dort nicht die Besitzung des Adelsmarschalls?" fragte er Sanja eilig.

„Ich glaube ja. Er wohnt aber nicht da. Er hat dort nur eine Fabrik."

„Eine Fabrik?"

Er begann auf dem Platz auf und ab zu gehen.

„Fürchten Sie für Ihren Wald, Wassili Iwanytsch?"

„Wenn nur der Wald nicht brennen wollte. Ein größeres Elend gibt es nicht."

Sanja schwieg und ließ den Kopf hängen. In der Allee erschien die lange Gestalt ihres Vaters.

„Iwan Sacharytsch," rief ihn Tjorkin an. „Bitte, kommen Sie einmal schnell hierher. Sehen Sie den Rauch? Was mag das sein?"

Iwan Sacharytsch beschleunigte seinen Schritt keineswegs. Im blauen Hausrock, nach Eau de Cologne duftend, kam er mit steifen Schritten, eine Cigarrette rauchend, heran. Seit dem Verkaufstage ging er mit der Miene eines schwer gekränkten Mannes umher, dem unverschuldet ein Kreuz zu tragen auferlegt war.

„Was ist Ihnen gefällig?" fragte er geziert.

„Der Rauch da ... Was ist das?"

„Vielleicht ein Waldbrand," war seine gleichgiltige Erwiderung.

Tjorkin fuhr auf, faßte ihn an einem Rockknopf und sprach hastig auf ihn ein:

„Nun, wenn dort vor unseren Augen der Hegewald zu Grunde gehen sollte, würden Sie wohl auch keinen Finger rühren, froh, das Ding verkauft zu haben?"

„Das weiß ich nicht."

„So ist das gutsherrliche Gefühl. Was nicht mein ist, mag zum Teufel gehen."

„Es ist noch weit ab," entgegnete Iwan Sacharytsch ebenso affektirt und gleichgiltig. „Dort liegt die Fabrik von Peter Apollonowitsch und ein Tannenforst ... Irgendwo anders muß es ausgekommen sein. Ein Dorf ist dort nicht. Doch des Rauchs wegen müßte man anordnen ..."

„Müßte man anordnen!" wäre Tjorkin fast herausgeplatzt. „Sie würden etwas Schönes anordnen."

Er hielt sich aber zurück, nahm seinen Hut ab und äußerte spöttisch:

„Verzeihen Sie ... Ich habe Ihre Ruhe gestört."

Sanja hörte das ganze Zwiegespräch mit an.

In diesem Augenblick kam Chrjaschtschew bleich und keuchend über die Terrasse gelaufen, aber mit einem solch entschlossenen Ausdruck, wie ihn Tjorkin noch nie bei ihm bemerkt hatte.

„Was gibt's?" rief er ihn schon von weitem an.

„Wassili Iwanytsch! Die Feuersbrunst ist auf dem Besitz des Herrn Swjärjew. Die Fabrik und die Tannenparzelle brennen. Die Schonung ist dicht dabei. Es gilt zu handeln."

„Natürlich! Wir reiten! In Sawodnoje muß das nötige Volk aufgeboten werden. Iwan Sacharytsch! Ich nehme Ihre Pferde in Beschlag. Sie selbst brauche ich nicht ... Alexandra Iwanowna, leben Sie wohl!" Er lief auf sie zu und drückte ihr nur die Hand. „Beunruhigen Sie sich nicht. Ich werde wohl über Nacht dort bleiben müssen."

Iwan Sacharytsch blies den beiden Bürgersleuten, die zur Rettung der Schonung eilten, einige Rauchringe nach. Sanja sank in größter Aufregung auf die Bank.

XXXVI.

Das abgetriebene, schweißtriefende, des Reiters ungewohnte Pferd stolperte über Stock und Stein. Tjorkin, geschwärzt von Rauch und Asche, ohne Hut, mit angebranntem Rockärmel, trieb es nervös zur Eile an.

Er hatte am Abend und die ganze Nacht, ohne bis zum Morgen die Augen zu schließen, mit dem Brande zu schaffen gehabt. Als sie, er und Chrjaschtschew, nachdem sie die Wolga mit der Fähre passirt hatten, im Galopp auf der Schonung angelangt waren, fanden sie das Feuer noch drei Werst entfernt, aber in der Richtung auf sie zuschreitend. Es war am Spätnachmittag in der Swjärjewschen Brennerei ausgebrochen. Die Fabrik war außer Betrieb gewesen, und niemand konnte sagen, wie das Feuer entstanden war; es hatte sich aber mit Blitzesschnelle verbreitet und das weitläufige — allerdings alte und hölzerne Gebäude in kurzen zwei Stunden bis auf einige Wandreste eingeäschert.

Dann war es zum Swjärjewschen Tannenstück übergesprungen, das sich, hundert Schritte von der Fabrik ab, in Hufeisenform nach der Tschernoschischen, jetzt schon der Gesellschaft gehörenden Schonung hin erstreckte.

Pjotka war nicht zu erwarten. Der Adelsmarschall war in die Gouvernementsstadt gereist. Auf der Fabrik war wohl irgend wer zurückgeblieben, jedoch zum Löschen des Brandes, zum Aufwerfen von Gräben, zum Wegräumen von Holzwerk — war niemand vorhanden gewesen. Es war gelungen, in einem fünf Werst entfernten Nest einige Leute aufzutreiben, sowie durch Boten in Sawodnoje einige dreißig Mann, für je einen Silberrubel Lohn, auf die Beine zu bringen.

Was war mit solch einem Kommando anzufangen!

Zwischen dem Swjärjewschen Waldstück und der Schonung lag ein Brachfeld. Das Ausheben eines Grabens war zwecklos, zumal das Feuer nach der Höhe zu wütete, dagegen den Boden noch verschont hatte. Springt das Feuer über — ist die Schonung verloren, springt es nicht über — geht die Gefahr vorbei.

Um Mitternacht sprang es über; der Wind hatte sich gedreht und blies jetzt von Südwesten gerade auf den kräftigsten Baumwuchs los.

Als Tjorkin die ersten Bäume Feuer fangen sah, hätte er losweinen mögen. Er ritt am Waldsaum hin und her, rief den Leuten zu, packte selbst einen oder den andern Birkenast und ließ ihn wieder fahren, da er die Nutzlosigkeit erkannte.

Chrjaschtschew beruhigte ihn und war sachgemäß, ohne Geschrei und Gezänk, mit klarem und strengem Gesicht auf seinem Posten. Er war nicht wieder zu kennen.

Schon hatte es eine Dessiatine ergriffen und ging auf den schmalen Aushau los.

„Wassili Iwanytsch!“ schlug ihm Chrjaschtschew ganz voll Ruß und Rauch mitten im Rasseln und Prasseln vor, „wollen Sie nicht den Wald von dieser Seite anstecken lassen? Das Feuer durch das Feuer bändigen — das ist das einzigste Mittel.“

„Sie sind wohl verrückt?“ herrschte er ihn zornig an, sich in den Steigbügeln hochrichtend.

Er hatte dieses letzte Hilfsmittel bei Waldbränden ganz vergessen.

„Wie es Ihnen beliebt. Es wird so wie so anbrennen.“

Und es brannte an. Er wollte sich erst die Haare ausraufen, beruhigte sich aber und ritt in stumpfem Schmerz über den ihm ans Leben gehenden Verlust die Brandstätte entlang, ohne selbst einzugreifen, ohne aber auch nur einmal aus dem Sattel zu steigen.

Die Feuersbrunst nahm bald ab, bald zu. Jetzt begann sie auch am Boden zu lecken. Es verbreitete sich ein brenzliger Torfgeruch, da die Glut den niedrigen Teil mit dem Schwarzholz inmitten der Schonung erfaßte.

Am Morgen gegen acht Uhr durchzog er wie ein Spürhund das Gehölz, um den Gang des Feuers aufzustöbern. Der fette Boden glimmte und an den mit niedrigen Wachholderbüschen und trockenem Heidenkraut bedeckten Stellen züngelten die beim Tageslicht kaum sichtbaren Flammen in die Luft.

Tjorkin sprang, hoch zu Roß, von einem halbrunden Erdwall auf die mit Moos und Nadeln bedeckte Waldblöße. Dichter Qualm verdeckte die Flammen und das Schwelen des Bodens. Er wandte kräftig das Pferd, welches fauchte und nicht vom Flecke wollte. Er hieb es mit der Knute und suchte es nach der Richtung vorwärts zu treiben, wo die Arbeiter unter Aufsicht von Anton Pantjeljäitsch einen Graben ausheben mußten. Da schlug eine Flamme, wie aus dem Boden geschossen, an seinen Stiefelabsatz. Das Pferd bäumte sich noch stärker. Er riß es nach der andern Seite; doch kaum hatte er die Grenze dieser ausgedehnten Senkung erreicht, als auch dort unter den Füßen seines Pferdes das Glimmen sich mehr und mehr zur starken Flamme entfachte.

„Väterchen! ... Wassili Iwanytsch! Der Herr sei mit Ihnen! Sie brennen! Hierher!“

So schrie Chrjaschtschew, zu Fuß, geschwärzt, bloß in Hemdärmeln, mit einem abgebrannten Birkenast in der Hand. Er fiel dem Pferd in die Zügel und hielt es kräftig zurück, so daß es nicht über die Erderhöhung übersetzen konnte, als sich der Feuerkreis schloß.

„Väterchen! Sie hätten umkommen können! Sie waren in ein Moosloch geraten!“

„Wohin?“ fragte Tjorkin aufgeregt und ärgerlich.

„In ein Moosloch, Wassili Iwanytsch! In dieser Senkung ... Dort ist der Torf fußtief. Sie wären bei einem Haar verbrannt! Mein Gott!“

Chrjaschtschew weinte fast vor Freude.

„Sitzen Sie ab!“ bat er. „Wir werden gleich an dem Durchhieb sein, wo sie mit Gottes Hilfe graben. Ich habe einen verständigen Menschen aus Sawodnoje herausgefunden, den ich als ihren Aufseher angestellt habe.“

Tjorkin stieg vom Pferde und betrat das Wiesenstück. Auf etwa hundert Schritte Entfernung sah man die am Graben beschäftigte Menschenkette. Die Hitze war stark. Der Rauch lagerte auf dem Boden und sank in einer dichten Wolke von oben von den brennenden Fichtenwipfeln herab. Das Feuer kehrte sich nach der von ihnen abgewandten Seite, so daß das Atmen nicht mehr so schwer war.

„Ach, leider ist kein Bach zum Waschen hier,“ sagte Chrjaschtschew, sich vor ihn hinhockend.

Diese Vorsorge rührte Tjorkin. Ihm kam zum Bewußtsein, daß ihn Chrjaschtschew vor fünf Minuten gerettet hatte.

„Anton Pantjeljäitsch —“ Tjorkins Stimme zitterte — „ohne Ihre Hilfe wäre ich in jenem Moosloch umgekommen!“

„Nach aller göttlichen Voraussicht.“

„Aber, beim Himmel, hat wohl einer von allen den Rechtgläubigen dort nur Miene gemacht, mir beizuspringen? Nun sagen Sie!“ — seine Stimme wurde gereizter, „Sie, dem der Wald ebenso ans Herz gewachsen ist wie mir ... sind die dort nicht das reine Vieh? Wie haben sie sich gestern benommen ... Nur für Geld sind sie herzubringen gewesen! Ob wohl einer aus freien Stücken zugepackt hätte. Brenne was will! Für einen Rubel lassen sie sich an den Waldsaum stellen und regen die Pfoten. Wendet man den Rücken, steht die Arbeit still. Einer der Faulenzer fing sogar selbst zu rauchen an. Ich hätte ihn am liebsten selbst ins Feuer geworfen! Viehzeug! Unverbesserliches Viehzeug!“

Er konnte sein Gefühl nicht mehr beherrschen und

schluchzte dumpf. Seine alte Feindschaft gegen die Bauerngemeinschaft brach wieder einmal hervor und mischte sich in seinen Kummer über die stattgehabte und noch bevorstehende Vernichtung des Waldes.

Nach einigen lauten Schluchzern weinte er still weiter.

„Die allerbeste Stelle ist ergriffen ..." bemühte er sich hervorzubringen. „Fichten von zwei Klafter Umfang! Die gutsherrliche Verwahrlosung ist schuld daran, daß das Feuer so um sich gegriffen hat. Und wo ist es ausgegangen? Von der Fabrik Pjotka Swjärjews. Er mag es selbst angesteckt haben, um die Versicherungsprämie einzustecken. Das ist ihm zuzutrauen."

Er wandte sich wieder den Bauern zu.

„Wie sie da graben. Gerade wie wenn sie im herrschaftlichen Garten Rüben hackten. Die reinen betrunkenen Fliegen! ... Eh!"

Er wischte sich mit der Hand die Thränen ab und warf noch einen durchdringenden, zornigen Blick zu den Bauern hinüber.

„Wassili Iwanytsch," hielt ihm Chrjaschtschew in besonders sanftem Ton vor, „urteilen Sie nicht zu hart. Der Bauer hat keinen teil am Walde. Sehen Sie sich um, wem der Reichtum gehört? Der Krone, dem Edelmann, dem Kaufherrn, aber etwa der Gemeinde? Letztere hat eben keinen Waldbesitz, und das ist das Unglück, Wassili Iwanytsch, aus dem die angeborene Gleichgiltigkeit stammt. Sie hat weiter keinen Grund. Ich verstehe Ihre Gefühle, möchte aber nicht vor Ihnen hinter dem Berge halten. Sie müssen ihnen verzeihen."

Tjorkin erwiderte nichts. Die einfachen, herzlichen Worte des Forstmannes hatten ihn entwaffnet. Er war beschämt. Chrjaschtschew hatte ihm die wahre Ursache von dem vorgehalten, was ihm Thränen erpreßt hatte. Sein eigenes Bemühen um den Volkswohlstand ist nicht zum persönlichen Nutzen, sondern für das Volk.

Er schritt schnell auf Chrjaschtschew zu und legte ihm die Hand auf den kahlen, dicken Kopf, der ganz von Ruß und Asche geschwärzt war.

„Ich danke Ihnen, Anton Pantjeljäitsch! So ist es! ... Nichtsdestoweniger muß man sie auf den Trab bringen."

„Durchaus! Glauben Sie mir — weiter wird das Feuer nicht um sich greifen ... Es sind so an zweihundert Dessiatinen zerstört. Der Schaden ist wieder gut zu machen. Wenn nur ein Kopf am Orte wäre, dessen Herz am rechten Flecke ist. Das Pferd lassen wir angebunden hier. Das Feuer bringt nicht weiter! Glauben Sie mir!"

„Ich glaube es!" rief Tjorkin und küßte seinen Forstmann ungestüm.

XXXVII.

„Das mußt Du Deinem Vater zu liebe thun. Sein Freund und Kamerad — in solcher Lage. Wenn Du nur einen Funken adeliger Gesinnung hättest!"

Paula Sacharowna preßte diese Worte unter einem bösen Lächeln durch die dünnen, bläulichen Lippen.

Sanja war in das Empfangszimmer gerufen worden. Die ältere Dame saß im Sessel, die jüngere mit einem einfältigen, süßlichen Ausdruck ihres fetten Gesichtes auf einem der länglichen, altmodisch mit Zitz bezogenen Sofas.

Seit einer halben Stunde redete schon die ältere Tante auf Sanja ein, was sie bei ihrem Bräutigam bewirken solle. Als man sie gerufen hatte, war sie durch den Gedanken erschreckt worden, daß vielleicht etwas passirt sei. War am Ende gar ihre Verlobung rückgängig gemacht worden? Der Vater war an den letzten Tagen finster und schweigsam einhergegangen und hatte nur davon gesprochen, daß die Hauseinrichtung auf dem andern Gut beschleunigt werden müsse, um unmittelbar nach der Hochzeit dorthin übersiedeln zu können. Tante Paula hatte nicht nur zugestimmt, sondern es sogar für die Tschernoschischnis für passender erachtet, lieber von der Hochzeit fern zu bleiben und so bald als möglich ein fremdes Haus zu verlassen, in dem ihnen nur ein Gnadenbrot gereicht würde!

Wassili Iwanytsch war nach der Feuersbrunst zweimal in der Gouvernementsstadt und weiter an der Wolga, in Nishni, gewesen und hatte unterwegs nur kurze Briefe, dagegen häufiger Telegramme geschickt. Gestern war er wieder zurückgekehrt, darauf aber gleich nach der Kreisstadt gefahren. Zum Essen wurde er im Hause erwartet.

Sie war so erschreckt gewesen, daß sie zuerst gar nicht recht verstand, was die Tante von ihr wollte.

Jetzt kam sie dahinter. Der Adelsmarschall Swjärjew war in das Gefängnis gebracht worden. Er stand unter der Anklage der Brandstiftung, um die Versicherungsprämie für seine Fabrik zu erlangen. „Wassja", wie sie Tjorkin für sich nennt, hatte vor seiner zweiten Reise schon darum gewußt und ihr gesagt: „Diese Schufterei verzeihe ich Pjotka Swjärjew nie und nimmer. Der rote Hahn, den er sich auf sein Dach gesetzt hat, hätte auch unser ganzes Forstgehege verzehren können."

Dann hatte er sich noch zornig über die Herren Edelleute ausgelassen, die im ganzen Gouvernement lustig stählen, und einen frischen Fall bei der Bank erwähnt, deren Direktor man auch wegen Betrugs festgesetzt habe, weil in der Kasse ein Manko von dreißigtausend entdeckt worden sei.

Sie konnte nicht umhin, ihm recht zu geben ... Was lag daran, daß sie ein Edelfräulein war? Wie war es nur möglich, solche Dinge zu begehen; nicht nur zu verschwenden, Schulden zu machen, zu verpfänden und zu verkaufen, sondern sogar zu stehlen, zu betrügen und Brand zu stiften? Jener Swjärjew hatte ja doch auch vierzigtausend an Waisengeldern unterschlagen.

Und nun wird von ihr verlangt, ihren Bräutigam zu vermögen, daß er — es ist ordentlich spaßhaft! — für diesen Swjärjew bürgen solle. Warum tritt denn der Vater nicht selbst für ihn ein? Er muß doch jetzt Geld haben oder bald bekommen? Sie sind doch Kameraden und sogar Verwandte.

„Du hast wohl immer noch nicht verstanden?" erklang Paula Sacharownas Stimme in noch schärferem Ton. „Warum schweigst Du?"

„Ich weiß nicht, Tante. Wassili Iwanytsch selbst ..."

„Selbst! ... Wie Du das sagst. Wie ein Dienstmädchen. Er hat sich in Dich verliebt, und wie stellst Du Dich dazu? Dir scheinen die Leute Deines Standes, Deiner Lebensstellung gar nichts zu gelten. Daraus folgt ..."

Paula Sacharowna hielt ein und winkte mit der Hand. Die Schwester verstand ihr Zeichen, erhob sich schwerfällig, ging auf sie zu und umarmte sie.

„Meine Liebe! Warum traust Du Dir so wenig zu? Du hast kein Selbstgefühl, Herzchen. Dein Bräutigam betet Dich an, und es kostet Dich nur ein Wörtchen, so würde er alles für Dich herbeischaffen, sogar Vogelmilch."

„Das nun wohl nicht!" dachte Sanja ohne jeglichen Kummer. Ihr imponirte ja gerade der Charakter ihres Bräutigams, der in Wort und That selber wußte, was er wollte.

„Die Hausglocke! ..."

Sanja riß sich von Tante Martha los und eilte zur Thüre, dicht an Paula Sacharowna vorbei, der sie zuflüsterte:

„Tante ... Ich werde es ihm sagen, wenn es Ihnen und dem Papa angenehm ist."

„Na, ja! Und nicht unter vier Augen, sondern gleich hier ... Hörst Du?"

„Gut."

Sie führte Tjorkin vom Flur direkt in das Empfangszimmer.

„Bitte recht sehr! ... Bester! ... Mir zu liebe!"

Er sah sie verwundert an, fragte aber nicht länger. Daß er unbefriedigt aus der Stadt zurückgekehrt war, hatte sie ihm gleich angemerkt. Sicher hatte er dort Verdruß gehabt.

Ein Blick auf Paula Sacharowna klärte ihn darüber auf, daß es sich um einen Familienfeldzug handle. Diese begrüßte ihn kühl — wie er es schon gewohnt war. Martha machte ihm vor ihrer Schwester nur eine Verbeugung und fächelte sich mit dem Tuch. Im Empfangszimmer war es sehr heiß.

Sanja ließ ihn sich auf das Sofa zu Tante Martha in die andere Ecke setzen.

„Sie kommen aus der Stadt?" fragte sie ihn in einem Ton, der ihn verstimmte.

„Ja," antwortete Tjorkin ruhig.

„Haben Sie etwas Neues von Peter Apollonowitsch gehört?"

„Nichts! ... Ich hatte eigene Geschäfte."

Er fing an zu merken.

„Er ist festgenommen!"

Sanja sagte das halblaut, von Tante Paula abgewandt.

„Gewiß mit Recht."

Es entstand eine Pause. Sanja fühlte den durchbohrenden Blick von Paula Sacharowna auf dem Rücken.

„Sie sind doch auf dem Gymnasium sein Schulkamerad gewesen," begann Sanja und stockte. Tjorkins Blick verwirrte sie, so daß sie errötete.

„Das war er!" entgegnete er weniger ruhig und ließ seinen Blick auf alle schweifen, bis er auf Paula Sacharowna haftete.

„Haben Sie Mitleid mit ihm! ... Er sitzt im Gefängnis! ... Lieber!"

Sanja brachte dies mühsam hervor und barg ihren Kopf an seiner Schulter.

Tjorkin bemerkte Iwan Sacharytsch feierlich in einem langen zugeknöpften Gehrock in der Thür.

„Sie haben Sanja angestiftet!" dachte er ergötzt, obwohl er sich doch über die ihm von seiner Braut angerichtete Scene ärgerte.

Iwan Sacharytsch hatte gewiß die letzten Worte seiner Tochter vernommen, wenigstens machte er ein solches Gesicht, als ob er die Wirkung derselben auf seinen künftigen Schwiegersohn ermessen wolle.

Aus den farblosen Augen, die sich fragend auf Tjorkin richteten, las dieser ab:

„Nun laß doch einmal sehen, welche edle Gesinnung Du an den Tag legen wirst. Wirst Du Dich zur Sphäre der Gutsherren und wirklichen Barone erheben, oder der Kossäthe und Mistfink bleiben, der Du bisher gewesen bist?"

Ihm war es peinlich. Er stand auf, ging ihm, Sanja etwas beiseite schiebend, entgegen und begrüßte ihn mit Händedruck.

„Sanja bittet Wassili Iwanytsch," begann Tante Paula leidenschaftslos und gewichtig, „seinem Schulkameraden Peter Apollonowitsch in seinem jetzigen Elend beizustehen."

„Wassili Iwanytsch," bemerkte Iwan Sacharytsch, „scheint seinem Kameraden nicht sonderlich wohlgesinnt

zu sein. Vielleicht kennt er auch gar nicht einmal seine gegenwärtige Lage."

„Ich habe sie soeben erfahren," erwiderte Tjorkin scharf und begab sich in die andere Ecke des Zimmers. „Das, was ich Alexandra Iwanowna gesagt habe, wiederhole ich auch Ihnen, Iwan Sacharytsch: Ohne Grund wird man Swjärjew nicht ins Gefängnis gesetzt haben. Sonderlich grämen kann ich mich darüber nicht — mit bestem Willen nicht. Gegen das Gefängnis und den Bettelsack hilft auch das Bekreuzen nicht ... Indessen ..."

Er wollte sagen: „Einem überführten Dieb herauszuhelfen fällt mir gar nicht ein." Doch hielt er sich noch zurück. Swjärjew selbst hatte ihm seine Schandthaten enthüllt. Es wäre ungehörig gewesen, sogar im Familienkreise, davon zu sprechen. Daß sich Swjärjew wegen Brandstiftung in Untersuchung befand, hatte er allerdings in dieser Woche schon erfahren.

„Gestatten Sie mir die Frage," sprach er, indem er sich Iwan Sacharytsch näherte, „wegen welcher Sache er im Gefängnis sitzt?"

„Man beschuldigt ihn, seine Fabrik der Versicherungsprämie wegen angesteckt zu haben."

„Und Sie halten ihn dessen nicht für fähig?" fragte Tjorkin feindselig.

„Ganz gewiß nicht! Ein Edelmann mag verschwenden, leichtsinnig Schulden machen ... Aber den roten Hahn aufsetzen ..."

„Das ist also Ihre Meinung?... Nun wunderschön. Doch, was habe ich mit alledem zu thun? Wir sind Freunde gewesen, doch wissen Sie selbst, wie wir jetzt mit einander stehen. Es genügt schon, daß er unserer Gesellschaft einen Schaden von über zehntausend Rubeln zugefügt hat. Hätten wir nicht vorher mit Ihnen abgeschlossen gehabt, so wären Sie der Geschädigte gewesen. Die Klage wegen des Verbrechens würde ihm auch ins Ausland folgen. Und ich — als Direktor der geschädigten Gesellschaft — sollte ihn selbst aus der Schlinge ziehen, während ich, wie ich gestehe, drauf und dran war, meinerseits eine Untersuchung zu beantragen, wie seine Fabrik wie ein Licht herunterbrennen konnte, während sie sich gar nicht im Betrieb befand? Wie sollte ich dann überhaupt helfen?"

„Bürgschaft leisten, sehr einfach," antwortete Tante Paula.

„Zur Erhaltung seines Ansehens?" rief Tjorkin *fast zornig* aus. „Warum treten denn die Herren *Edelleute* nicht für ihn ein?"

„Ich würde es thun," entgegnete Tschernoschni empfindlich und warf den Kopf hoch. „Doch habe ich kein Geld, wie Sie sehr gut wissen, Wassili Iwanytsch. Auf jeden Fall ist Ihr Kamerad beschimpft. Einfaches Mitleid müßten Sie meines Erachtens mit ihm haben. Infolge dessen würde es ihm zu empfindlich sein, Sie mit einer Bitte anzugehen. Aber jeder hilft, jeder, der ..."

„Jeder, der eine weiße Salbe ist!" rief Tjorkin und an Iwan Sacharytsch vorbei nach der Thüre schreitend, warf er diesem hin: „Entschuldigen Sie, ich habe Ihnen meine Meinung gesagt; jetzt muß ich mich aber nach meiner Reise waschen gehen."

Paula Sacharowna heftete ihre Augen auf die bekümmert da sitzende Sanja und sagte zu ihr:

„Du kannst lachen, Liebe, daß Du diesen Tölpel erwischt hast. Einen Edelmann bist Du gar nicht wert."

XXXVIII.

Auf einer breiten, elenden Straße jagte an einem heißen Mittag der Wind die Staubwolken. Tjorkin ging zögernden Schrittes auf dem teils mit Holztafeln, teils mit Ziegelsteinen gepflasterten Trottoir in der Richtung auf die Begräbniskirche zu, von der aus links auf einer Anhöhe das weiße Gefängnis mit runden Eckthürmchen stand.

Er ging absichtlich zu Fuß von seinem Reisequartier aus. Die gestrige Unterredung mit der Familie Tschernoschni hatte ihn heute mit dem frühesten in die Stadt getrieben. Beim Essen war die Unterhaltung schleppend gewesen, und alle hatten ihn schief angesehen, nur von Sanja hatte er einige zärtliche Blicke erhalten.

Er war mit ihr im Park spazieren gegangen und hatte zu ihr bei ihrer Rückkehr zur Terrasse gesagt:

„Sie glauben gar nicht, Sanja, was Ihr Bräutigam für eine niedrige Gesinnung hat, und das Schlimmste ist, daß es ihm gar nicht einmal leid thut."

Sanja hatte nur geseufzt, aber nichts gesagt. Sie stand ja auf seiner Seite, fürchtete indessen, nur eine Dummheit vorzubringen.

Trotz alledem hatte ihm beim Erwachen das Gewissen geschlagen. Nicht allein mißfiel ihm sehr die Art und Weise, wie er gestern die Unterhaltung in der Familie geführt hatte, noch viel mehr erregte die in der Stadt mit Pjotka in dessen eigenem Hause stattgehabte Begegnung und Ueberwerfung sein Unbehagen.

Bisher hatte er noch gar nicht an seine Kindheit mit ihren Frechheiten, die denen Pjotkas gar nicht sehr nachstanden, gedacht.

Bei alledem hatte ihm dieser doch auch zuerst alles eingestanden. War jener auch ein Räuber von Pupillengeldern, ein Betrüger und sogar Brandstifter, so sollte das ihn — Wassili Tjorkin — nicht davon abhalten, mit dem Kameraden, der auf der Schule vor ihm gekniet hatte, Großmut zu üben.

„Ich habe ein weiches Herz, das ist klar!" mußte

er nach der morgendlichen Abrechnung mit seinem Gewissen ausrufen. Und er ließ sofort anspannen und war um neun Uhr in der Stadt.

Er erfuhr vom Wirt, daß der Wüterich von Untersuchungsrichter den Adelsmarschall in Einzelhaft hält und in der ersten Woche nicht einmal dessen todkranke Gattin zu ihm gelassen hat. Daß diese bereits versucht habe, Hand an sich zu legen, war Stadtgespräch.

Zuerst mußte der Untersuchungsrichter aufgesucht werden. Der schlief bis zehn Uhr. Dann lag Tjorkin ob, diesen eingehend über seine Persönlichkeit aufzuklären, sowie ihm jeden möglichen Verdacht an Durchstechereien mit dem angeklagten Arrestanten auszureden.

„Bedenken Sie, daß er trotz unserer Schulkameradschaft, durch seine Feuersbrunst meine Gesellschaft um mehr als zehntausend Rubel geschädigt hat."

Dieser Vorhalt verfing bei dem Untersuchungsrichter mehr als alles andere.

„Was veranlaßt Sie nur zu diesem Besuch? Mitleid oder Großmut?" fragte er nicht ohne Argwohn.

„Menschlichkeit!" antwortete Tjorkin fast ärgerlich.

Der Untersuchungsrichter zeigte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Swjärjew seine Fabrik angesteckt habe.

Den Erlaubnisschein zum Besuch des Gefängnisses hatte Tjorkin indessen erhalten. Während der Untersuchungsrichter ihn zur Thür geleitete, hatte er ihm gesagt:

„Jetzt treffen Sie ihn nicht an."

„Ist er zum Verhör geführt?" fragte Tjorkin.

„Nein! Ich habe ihn seine kranke Frau besuchen lassen; doch zur Mittagsstunde muß er wieder im Gefängnis sein."

Und so war er nun zu Fuß auf dem Weg dorthin, während er sich seines Mitleids nicht erwehren konnte. Das von ihm in der gestrigen Unterhaltung angeführte Sprichwort: „Gegen das Gefängnis und den Bettelsack hilft auch das Bekreuzen nicht", wollte ihm nicht aus dem Kopf. Im Grunde seiner Seele fühlte er eben noch wie ein reiner Bauer den Abscheu vor der Unfreiheit, vor der Abgeschlossenheit, sowie den Glauben an ein Geschick, das auch den Unschuldigen in Ketten und in Banden in die sibirischen Einöden führen könne.

Rechts von ihm kam, in Staub gehüllt, eine einspännige städtische Droschke an ihm vorbeigefahren.

Tjorkin hob gleichgiltig den Kopf, blieb aber starr.

Mit dem Gesicht ihm zugekehrt, saß Swjärjew zusammengesunken, im Arrestantenkittel und schirmlosen Kolpak, zwischen zwei mit Säbel und Revolver bewaffneten Polizisten.

Tjorkin hätte aufgeschrieen, wenn ihm nicht die Kehle wie zugeschnürt gewesen wäre.

Swjärjew erkannte ihn und wandte sich ab. Eine Staubwolke umhüllte sie.

Der graue Tuchkittel frappirte Tjorkin am meisten. Die erste Person im ganzen Kreise und Untersuchungsgefangener. Er mag ja fälschlich der Brandstiftung bezichtigt sein. Wie es scheint, ist die Unterschlagung der Pupillengelder nicht anhängig gemacht worden. Im Arrestantenkittel!

Es freute ihn aufrichtig für Pjotka, daß die Straße fast leer war. Nur dort beim Uebergang ins Feld schleppte sich ein Fuhrwerk, wie es schien, mit Kohlensäcken.

Vor dem Gefängnis selbst spürte er ein eigenes Grauen, das ihm die Brust beklemmte und ihm ein Brennen der Hände verursachte, als ob seine Finger mit Stecknadeln gestochen würden.

Von dem Ort des Vorbeifahrens der Droschke bis zum Gefängnisthor waren nur noch fünf Minuten Weg. Dort schulterte ein invalider Soldat sein Gewehr, und ein Gefangenenwärter saß unter dem gedeckten Thor auf einer Bank.

Tjorkin überreichte diesem das Schreiben an den Verwalter und fügte einen Rubelschein bei. Der Wärter zog den Hut und führte ihn sofort ein.

Er war noch nie in einem Gefängnis gewesen. Dort war alles eng und schmutzig, sowie ziemlich geräuschvoll, da gerade die Mittagsmahlzeit der Arrestanten begann.

„Sie speisen," sagte der Wärter, als er vor einer besonders bezeichneten Thür in der Mauer anhielt und laut am Schloß drehte.

Tjorkin folgte ihm. Der Wärter lehnte die Thür an, ohne sie zu verschließen.

In dem engen, leidlich reinlichen Raum saß Swjärjew im Kittel an einem Tisch und löffelte gierig aus einer Schüssel. Ein Laib Schwarzbrot lag unberührt daneben. Als er Tjorkin erblickte, sprang er wie gestochen auf, hüllte sich in seinen Kittel, unter dem er seine Weste und grauen modernen Beinkleider trug, und wollte sich auf die Pritsche werfen, auf der zwei — wahrscheinlich ihm gehörige — Kissen lagen.

„Wassili Iwanytsch, Du!" rief er dumpf, ohne Tjorkin gleich die Hand zu reichen.

„Guten Tag, Bruder!" begrüßte ihn Tjorkin, unwillkürlich schaudernd, und gleichfalls unwillkürlich ihm beide Arme entgegenstreckend.

Sie umarmten sich.

Swjärjew war rot. Thränen drangen ihm in die Augen.

„Iß, iß!... Du bist hungrig... Ich setze mich," sagte Tjorkin. Swjärjews erster Gedanke beim Eintritt Tjorkins war gewesen: „So, alter

Freund, Du willst Dich also an meiner Schande weiden."

Als er ihn aber umarmte, wurde er weich. Willig setzte er sich an den Tisch und löffelte seine Schüssel aus, worauf er neben Tjorkin auf der Pritsche Platz nahm. In dem Zimmer befanden sich noch unter dem großen, vergitterten, teilweise mit blauem Papier verklebten Fenster ein Tisch nebst zwei Stühlen.

Ueber seine Schuld zu sprechen, vermied Swjärjew sorgfältig; nur zweimal brach er in den Ausruf aus: „Ein Brandstifter soll ich sein!"

Er war nicht von dem erfüllt, was ihm bevorstand, sondern von dem Unwillen gegen den Staatsanwalt und den Untersuchungsrichter, welche seine Frau getötet hätten. Sie war von dem Tage an erkrankt, an dem man ihn ins Gefängnis abgeführt hatte.

„Ich glaube den Aerzten nicht," flüsterte er Tjorkin ins Ohr. „Das sind dumme Charlatane. Sie sprachen von Nervenleiden, Asthma und dergleichen. Mir ist klar, daß sie etwas genommen hat. Nicht auf einmal ... sondern Tag für Tag tropfenweise mit der Medizin."

Er war doch erst heute zu ihr gelassen worden.

„Schufte! Otterngezüchte!"

Er konnte sich nicht halten und verfiel in Schluchzen.

„Man wird sie bald ins Grab legen. Wie hat sie an mir gehangen! Und wie hat man sie erschreckt. Der Tölpel! Sie wird den Sonntag kaum erleben ... Solche Liebe, Wassili! Das verstehst Du! Wenn Du sie doch gesehen hättest! Sie ist die herrlichste Frau im ganzen Reich!"

Ihn packte ordentlich ein Rausch männlicher Eitelkeit bei der Ueberzeugung, daß sich für ihn ein Weib vergiftet habe. Daß er ihrer Verschwendungssucht wegen zum Betrüger und Brandstifter geworden war, das grämte ihn nicht.

„Welcher Teufel," schrie er und ging in der Zelle umher, „welcher Teufel mag den ruppigen Rechtsverdreher geritten haben, daß er mich hat festsetzen lassen? Damit ich nicht über die Grenze gehe? Woher hätte ich das Geld? Und dabei schwatzt man vom Zusammenhalt des Adels! Ha, ha! schöner Zusammenhalt! Man hat mich heute im Kittel von zwei Polizisten durch die Stadt schleppen lassen. Ich habe noch himmelhoch bitten müssen, mir eine Droschke zu gestatten! Aber zu Fuß zwischen zwei Wächtern, damit man um Christi willen Semmeln und Kupfermünzen zugeworfen erhält!"

Seine Lippen spütterten und zuckten krankhaft. Er setzte sich wieder zu Tjorkin, lehnte sich an seine Schulter und legte seine Hand auf dessen Knie.

„Wenn man an die alten Zeiten denkt ... Du weißt ... Schon damals hast Du begonnen, mich schlecht zu behandeln, Wassili Iwanytsch! ... Nun, wir sind quitt! ... Mit meinem Tannenstück sind auch einige Dessiatinen Fichten von Dir abgebrannt. Ich wollte mich nicht an Dir rächen. Verzeih, Bruder! Sie gehörten ja auch nicht Dir, sondern der Gesellschaft. Nun, ich hatte Dich ja auch erst, ganz munter, um vierzigtausend gebeten! Du hast sie mir mit Recht verweigert. Nur warst Du zu ... damals —"

Swjärjew verstummte mit gesenktem Kopf.

„Pjotka!" sagte Tjorkin leise und schüchtern. „Läßt man Dich gegen Bürgschaft frei?"

„Nicht für wenig! Zehntausend verlangt der Rechtsmensch! Wer hat heutzutage so viel Geld? Alles ist verjubelt, verspielt! Das ganze Gouvernement ist nicht besser daran, als ich armer Sünder. Auch die Bank hat ihre eigenen Sorgen!"

„Höre! Zeige dem Untersuchungsrichter an, daß ich bürge."

„Was?"

Die Röte überströmte Swjärjews Gesicht. Er warf sich beiseite und stammelte:

„Du treibst Spaß? Bösewicht ... den am Boden Liegenden tritt man nicht."

„Kein Spaß, sondern Ernst."

„Nein?!"

Mit einem nervösen Aufschrei stürzte er sich auf Tjorkins Hände und bedeckte sie mit Küssen.

XXXIX.

Ein offener, viersitziger Tarantaß mit einem feurigen Dreigespann hielt im Schatten des Waldessaumes an der beim neulichen Brande verschonten Stelle. Auf dem Bock saß der Zwerg Tschurilin neben dem Kutscher.

Im Grunde der Wiese lagerten um einen bemoosten Stamm einige Männer. Sie waren soeben dem Tarantaß entstiegen. In der Mitte ragte das Haupt Tjorkins hervor, der mit dem Rücken gegen den Wald saß. Ein wenig seitwärts lag Chrjaschtschew, ganz in Leinwand gekleidet. Daneben saßen der Kapitän Kusmitschew und Arschaulow, welch letzterer noch dasselbe kranke und schwache Aussehen vom vorigen Jahr hatte und der, trotz der achtzehn Grad im Schatten, einen dicken Tuchpaletot trug.

Er lebte noch immer in Kladjenjez, wo ihm Tjorkin eine passende Beschäftigung als Materialienverwalter bei der Dampferlinie verschafft hatte. Seine Gesundheit war verfallen, was er aber selbst nicht merkte, indem er an seine Besserung glaubte.

Man hatte ihn zu einer Kumyskur ausgeschickt, zu der er mit Mühe zu bewegen gewesen war. Vorher wollte er noch Tjorkin besuchen und war tags vorher mit dem Dampfer angekommen. Kapitän Kusmitschew — jetzt Kommandant des Batrak —

lag vor Sawodnoje, um Holz und andere Waren zu laden, und mußte einer Reparatur wegen ganze vierundzwanzig Stunden liegen bleiben. Er sollte Arschaulow mit bis nach Samara nehmen.

Es sprang in die Augen, wie schlecht es um den armen Schelm stand; aber Arschaulow, fast ganz von Stimme, blickte heiter und bemühte sich zu sprechen. Der Husten unterbrach seine Rede mit schrecklichen Anfällen; er packte sich dann an der Brust, drehte sich zur Seite, hustete qualvoll aus, und nahm dann mit den Worten: „Hat nichts zu sagen! Entschuldigen Sie!“ eifrig die Unterhaltung wieder auf.

Tjorkin hatte ihnen heute beide Gehege, zu beiden Seiten der Wolga, und jetzt auch die Brandstätte gezeigt. Zu Hause hatte er sie schleunigst seiner Braut vorgestellt, während von den anderen Familienmitgliedern — zu seiner Freude — niemand sichtbar gewesen war.

Ihm war in diesem Moment besonders wohl ums Herz, trotz des bitteren Nebengedankens, daß Michael Tjerentjitsch Arschaulow, der famose Fanatiker, einem nahen Tode geweiht war. Davon wußte der ja nichts, und er schien auch sonst nicht arg zu leiden.

Er entsann sich deutlich aller Wendungen ihres Gespräches von Kladjenjez. Seit jener Zeit war ihm manchesmal der feurige Glaube des armen, sich so glücklich fühlenden Todeskandidaten an das Volk und sein Mitleid mit ihm, schwer aufs Gewissen gefallen.

„Herzlich gern würde ich euch, meine Brüder,“ sagte er, „bei meinem Eintritt in den heiligen Ehestand als Trauzeugen haben, wenn es keine Sünde wäre, euch aufzuhalten.“

„Ich würde schon bleiben, Wassili Iwanytsch,“ sagte Arschaulow in kaum hörbarem Ton.

„Nein, Sie reisen! ... Mit der Hochzeit geht das nicht so in vierzehn Tagen, oder einem Monat. Wo wollten Sie warten! ... Ihr habt meine Sanja gesehen; sie scheint euch beiden in die Augen zu stechen?“

„Und das tüchtig!“ rief Kusmitschew munter.

„Auch der weise Mann dort stimmt bei,“ Tjorkin wandte sich gegen Chrjaschtschew — „und ich ernenne ihn deshalb zu meinem Brautführer.“

„Das darf ich nicht,“ jubelte dieser und schwang den Hut; „ich gehöre ja dem Witwerstand an.“

„Das thut nichts! ... Zuschauer müssen Sie auf alle Fälle sein.“

„Sehr dankbar für die Ehre. Nur wird das meinem Range nicht angemessen sein.“

„Warum das?“ warf Tjorkin ein. „Meine Herren, glauben Sie Anton Pantjeljäitsch nicht! Er setzt sich nur herab, und dabei hat er sehr viel gute Dinge im Kopf — aber auch im Herzen,“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu.

Chrjaschtschew wandte sich verschämt ab.

„Es ist gar kein Grund zur Verwirrung. Falsche Bescheidenheit! Hier ist Anton Pantjeljäitsch in seinem Reich.“

„Als Waldteufel!“ rief Chrjaschtschew kindlich lachend.

„Nicht als Waldteufel, sondern als Hüter und Regent ... Meine Herren,“ wandte sich Tjorkin zu seinen Gästen, „wenn Sie sich heute an dem erfreut haben, was vom Gehege übrig geblieben ist, so haben Sie das Anton Pantjeljäitsch zu danken.“

„Um Gottes willen!“

„Geben Sie dies nur zu! ... Ohne Sie wäre ich ganz abgebrannt und selbst dabei noch in dem Moosloch erstickt.“

„Wie das?“ rief der Kapitän neugierig.

„Wassili Iwanytsch! Seien Sie so gut,“ bat Chrjaschtschew flehentlich. „Es war ja keine Heldenthat ... Sie hätten selbst —“

Tjorkin ließ ihn nicht ausreden, sondern erzählte den Gästen, wie er in dem Moosloch würde umgekommen sein, wenn ihn Anton Pantjeljäitsch nicht herausgeholt hätte.

Dieser saß mit gesenktem Kopf, dem Walde zugekehrt, und schien sich wirklich unbehaglich zu fühlen.

Als Tjorkin geendet hatte, wandte er ihm sein dickes, feurig glänzendes Gesicht zu und sagte augenzwinkernd mit Humor:

„Nach dem, was Sie da sagen, Wassili Iwanytsch, müßten Sie mir eigentlich die Erlaubnis geben, mich um die Medaille wegen Rettung aus Feuersgefahr zu bewerben.“

„Gut! Sie haben recht!“ rief Tjorkin und fühlte sich gedrungen, seinen weisen Forstmann noch mehr vor den lieben Freunden herauszustreichen.

„Sehen Sie, meine Herren,“ — er brach einen Fichtenzweig ab — „Sie und ich, wir wissen den Wald zu würdigen. Wenn ich mich nun auch bemühe, das Mütterchen Rußland durch meine Bemühungen um den Wald in Erstaunen zu setzen, so verstehe ich doch eigentlich nichts Rechtes davon. Auch wenn ein gelehrter Professor, der Bücher über den Wald verfaßt hat, uns Vorträge darüber halten wollte, so würde das auch nur Buchweisheit bleiben; aber Anton Pantjeljäitsch dringt mit jedem Wort bis in die tiefsten Tiefen des gesamten Wachstums ein.“

„Bücherweisheit!“ wandte Chrjaschtschew ein und rückte ihm näher. „Urteilen Sie nicht so von oben herab. Woher habe ich denn das, was ich verwende? Aus Büchern. Ohne Wissenschaft gibt es überhaupt kein menschliches Verständnis.“

„Nein, nicht aus Büchern, sondern aus eigener

Erkenntnis, aus der Seele. Ihr liebt, meine Freunde, die ganze Natur, in jedem Hälmchen, in jedem Käferchen."

„Das iſt das Unglück! He, he!"

Chrjaſchtſchew lachte und nickte vergnügt mit dem Kopf.

Alle waren ſehr heiter.

„Nun ſehen Sie," hub Tjorkin wieder an, „jene Fichte dort! Ich halte jede Wette, daß Anton Pantjeljäitſch an der Stärke die Zahl ihrer Jahre erkennen kann, und zwar nach dem Augenmaß und nicht mit dem Mikroſkop."

„Nun, dazu gehört keine große Weisheit, Waſſili Iwanytſch. Das kann jeder geweſene Bauer."

„Indeſſen!"

„Die Zahl ihrer Jahre?" fragte der Kapitän eifrig.

Chrjaſchtſchew kroch zu der Fichte hin, beſah ſie von unten nach oben, betaſtete den Stamm, zählte etwas daran nach, indem er die Zweige berührte.

„Sehen Sie," begann er langſam und ſtill mit zugekniffenen Augen, „jedes Jahr ſetzt die Fichte ein neues Zweigbüſchel mit mehreren Zweigen an. So viel Zweigbündel, ſo viel Jahre — ohne Irrtum. Dieſer Baum hat fünfundzwanzig Zweigbüſchel, iſt mithin fünfundzwanzig Jahre alt. Das iſt zuverläſſiger, als wenn man den Baum erſt umhaut und dann die Wurzeln und Jahresringe zählt, beſonders bei einem alten Baum. Nach dem Mark zu laufen die Ringe meiſt ſo in einander, daß man ſie ohne Lupe ſchwer aus einander halten kann."

„Nun, ſehen Sie, meine Herren!" rief Tjorkin. „Und ſo hat jeder Baum bei Anton Pantjeljäitſch ſeine Pſychologie, ſozuſagen wie jeder Menſch ſeine Seele hat."

„Und ſo iſt es auch!" beſtätigte Chrjaſchtſchew mit einem Seufzer, das dünne Fichtenſtämmchen mit der Hand ſtreichelnd.

„Die Tanne liebt er abgöttiſch — wie ich die Fichte. Darüber iſt zwiſchen uns ein ewiger Diſput im Gange."

„Die Fichte iſt ein ganz ehrenwerter Baum," äußerte Chrjaſchtſchew nachdenklich, indem er alle drei anſah, „und noch dazu ein keuſcher."

„Wie das?"

Kusmitſchew lachte.

„Weil ſie nur ſelten zur Ehe ſchreitet, nur einmal in ſechs oder ſieben Jahren, nicht jährlich, wie ſo viele andere Gewächſe. Ihr ſteht es an, ein ſtrenges Leben zu führen. Auf der Enthaltſamkeit beruht das Leben, und in welchem Maße ſie geübt wird. Woran ſich die Wurzeln klammern, wiſſen Sie ſelbſt. Darum iſt ſie auch nicht im ſtande, ein dickes Unterholz zu dulden und iſt zur Einſamkeit beſtimmt, indem ſie nur etwas Heidekraut um ſich verſammelt. Sie beſitzt aber eine große Schönheit. Sehen Sie gefälligſt hin ... Jetzt ſteht ſie gerade in vollſter Blüte!"

Alle drei richteten ihre Blicke nach dem Waldesſaum, wo ſich über den Stämmen ein lila Streifen abhob.

„Der Wald," fuhr Chrjaſchtſchew, der nun auf ſein Lieblingsthema geraten war, fort, „iſt die wahre Krone aller Lebeweſen. Wir meinen in unſerem Hochmut, daß wir allein lebten, und außer uns nichts ahnt, nichts liebt, nichts ſtrebt und denkt ... Das iſt ein Irrtum," äußerte er warm und ſanft, „ein Irrtum! Nicht nur dieſe Fichte — auch jener Stein dort lebt! Von der Vogelwelt gar nicht zu reden! Jene leben ſchon ſo, wie vielen von uns in ihrem ganzen Daſein nicht beſchieden iſt. Ueberall herrſcht dieſelbe Kraft, derſelbe Geiſt. Daran glaube ich — als ſündiger Menſch ... Und wohin man blickt, nach rechts, nach links, überall Wunder! ... Und nur unſer unruhiger, beſchränkter Geiſt überhebt ſich, tadelt, richtet, ordnet, ſchreibt Geſetze vor. Und alles umſonſt! Es gibt kein Recht, es gibt keine Schuld ... Was für uns böſe iſt, das iſt es nur für uns. Die Fichte hat ihr Böſes für ſich, und ſo die Ameiſe, ſo der Wurm. Wir hören ſie nicht und verſtehen ſie nicht, und beurteilen ſie doch nach uns."

XI.

„Nein, erlauben Sie!"

Arſchaulow war ſehr erregt; er rang mühſam nach Atem und drückte ſeine Hände auf die Bruſt.

„Erlauben Sie," hub er mit dumpfer, heiſerer Stimme an. „Mit dieſer Theorie Anton Pantjeljäitſchs kann man alles verallgemeinern: Es gibt kein Recht, es gibt keine Schuld; alles iſt Wunder in der Natur!"

„Wunder — ja!" wiederholte Chrjaſchtſchew.

„So, ſo! ... Wir ſind keine Ameiſen, keine Würmer, keine Fichten und Tannen! Wir ſind Menſchen! Wir ſind Menſchen, meine Herren," fuhr er erregter fort, „und haben deshalb das heilige Recht, unſern Menſchenverſtand zu brauchen, uns zu betrüben, ſowie uns zu freuen, für unſern Glauben einzutreten und jede Erbärmlichkeit und Gemeinheit zu bekämpfen ..."

„Ganz ſelbſtverſtändlich," unterbrach ihn Chrjaſchtſchew, indem ſein milder Geſichtsausdruck ein geſpannterer und etwas ſpöttiſcher wurde ... „Ganz ſelbſtverſtändlich, Michael Tjerentjitſch: wir dürfen nur über die Natur weder aburteilen, noch ohne Berufung richten, weder über das Weltall, noch woher wir kommen und wohin wir gehen. Das wäre ebenſo müßig, als wenn die Ameiſen in ihren Ameiſenhaufen — und ſie bauen ſehr geſchickt ihre

Wohnstätte — sich ebenfalls ans Gleichmachen begeben wollten. Das ist nur bedauerlicher menschlicher Hochmut! Ich sage das nicht als Schwärmer — Wassili Iwanytsch weiß, daß ich an göttlichen Dingen nicht rüttle — sondern in der Einfalt meines Verstandes."

„Darum handelt es sich nicht!" erklärte Arschaulow mit matterer Stimme und ließ die Arme an die knochigen Hüften sinken. „Darum handelt es sich nicht! ... Es schwebt jetzt etwas gewissermaßen Epidemisches in der Luft, unter der Maske des Suchens nach der höchsten Erkenntnis. Für solche nutzlose Grübeleien leben wir aber nicht in der Welt, besonders nicht im heiligen Rußland, sondern um mit Fleisch und Blut Gesetz und Recht zu befolgen und den schwarzen Massen in ihrer Unwissenheit, Armut und Unterthänigkeit zu helfen."

Er spürte Reiz in der Kehle. Er hustete und hielt das Tuch vor den Mund. Tjorkin bemerkte wohl die roten Flecken auf demselben, während Arschaulow selbst das Tuch unbekümmert, ohne sie zu beachten, in die Tasche steckte.

„Täubchen, Michael Tjerentjitsch!" hielt ihn Tjorkin an, „es ist Ihnen gar nicht gut, sich so aufzuregen. Und für nichts und wieder nichts."

„Nein, erlauben Sie," wehrte Arschaulow mit einer Hand ab, während er sich eifrig mit dem ganzen Körper vorbeugte. „Ich komme soeben aus unserem Dorf, wo Wassili Iwanytsch geboren und erzogen ist," fügte er, nach Chrjaschtschew gerichtet, hinzu. „Bleibt man bei den Beobachtungen und betrachtet alles mit asiatischem Fatalismus, so kommt man aus dem Anspeien und Durchprügeln gar nicht heraus, so sinnlos, thöricht und schofel benimmt sich die Bauernherde bei allen öffentlichen, sowie häuslichen Angelegenheiten, und vor allem der rechtgläubige Teil. Aber nein! Deshalb muß man doch dabei bleiben. Für ein Linsengericht darf man den Glauben an das Volk und seine unglückliche Lage nicht aufgeben."

„Da sind Sie ja mit meinem Philosophen ganz einer Meinung, Täubchen," sagte Tjorkin in heiterem Ton. „Sie kennen ihn gar nicht. Er mag der von uns dreien sein, der am meisten Mitleid mit dem Volke spürt und ihm am meisten wohl will."

„Sie haben mich wieder nicht nach Verdienst gewürdigt, Wassili Iwanytsch," sagte Chrjaschtschew betrübt und wandte sich ab.

„Seien Sie nicht böse!" rief ihm Tjorkin zu. „Wer hat mich bei der Feuersbrunst umgestimmt, als ich nach Herzenslust auf die Bauernschaft schimpfte und selbst kein Mittel zur Löschung des Brandes anzugeben wußte? Sie doch! Und mit ganz einfachen Worten ... Der Bauer ist überall um seinen Wald betrogen ... Wo soll da der Eifer herkommen, selbst für einen Silberrubel, meinen oder den gesellschaftlichen Besitz zu retten?"

„So ist's!" brach Arschaulow heraus und blickte freundlich auf Chrjaschtschews hohe Stirn.

„Und daraus folgt," fügte der Kapitän, der an einer dicken Cigarrette mit Mundstück rauchte, dazu; „Anton Pantjeljäitsch da hat Sie nicht nur aus dem Moosloch gerettet, sondern auch mit seinen weisen Worten zur Ruhe gebracht!"

„Ei gewiß!" rief Tjorkin, auf beide Füße springend. „Und die Feuersbrunst kam gerade zum Stehen, als sich in mir auch alles gelegt hatte. Ich habe dort im Walde von Mittag bis zur Abenddämmerung so fest geschlafen, als hätte ich Hanf verkauft."

„Hanf verkauft!" wiederholte lachend der Kapitän. „Das ist ein altes volkstümliches Sprichwort!"

„Es war früher in Moskau sehr im Schwange," bemerkte Chrjaschtschew bescheiden, „als Hanf dort sehr allgemein im Gebrauch war. Jetzt müßte man Naphta, Schmieröl sagen."

„Der weiß alles!" rief Tjorkin. „Nun, meine Herren, ist es Zeit! ... Andreas Thomitsch, sehen Sie doch einmal nach der Uhr."

„Hohe Zeit!"

Tjorkin half Arschaulow beim Aufstehen. Sie setzten sich alle vier in den Wagen und fuhren im Schritt auf dem schmalen Wege zum Fluß.

Dort rief Tjorkin dem Kutscher „Halt!" zu und begann sich von dem Kapitän und Arschaulow zu verabschieden.

„Und Sie?" fragte Kusmitschew.

„Ich gehe zu Fuß zur Fähre und lasse mich übersetzen. Anton Pantjeljäitsch bringt Sie nach Sawodnoje. Nun, lieber Michael Tjerentjitsch, glückliche Reise! Machen Sie auf dem Dampfer keine Kraftproben. Um sieben Uhr abends geht's in die Kajüte. Ich habe dem Kapitän aufs strengste anbefohlen, ein Auge auf Sie zu haben. Und setzen Sie auch in Samara nicht Ihren Kopf auf, sondern folgen Sie den Aerzten, und trinken Sie täglich Ihre fünf Flaschen Kumys. Das wird Ihnen gut thun."

„Zu Befehl!" erwiderte Arschaulow mit scherzhafter Kürze. „Es ist schade, jammerschade, daß Sie sich nicht in das Büchelchen ‚dem Bräutigam' oder ‚der Braut' einschreiben können."

„Nun, wir entschädigen uns!" sagte der Kapitän. „In einem Jahre kommen wir zur Taufe."

„Unweigerlich!" stimmte Chrjaschtschew jubelnd ein.

Alle lachten.

„Ich komme extra angereist, und zwar auf dem Batrak," sagte Arschaulow mit Anstrengung, während in seinen krankhaft blitzenden Augen die Ueberzeugung glänzte, daß er auf jener Taufe Champagner trinken würde.

Tjorkin sah ihn flüchtig an, wandte aber die Augen wieder ab.

„Armer Schelm!“ dachte er. „Du kannst froh sein, wenn sie Dich richtig in Samara abliefern.“

Dasselbe dachten der Kapitän und Chrjaschtschew.

„Nun, voran! Glückliche Reise!“ rief Tjorkin, auf dem angeschwemmten Boden des Ufers stehend und mit der Hand winkend.

„Paschol!“ kreischte Tschurilin und schwenkte die Mütze.

„Auf Wiedersehen, Wassili Iwanytsch! Dank, vielen Dank!“ tönten die heiseren, abgerissenen Laute Arschaulows.

„Armer Schelm!“ dachte Tjorkin. Dennoch war ihm dieses — sicherlich letzte — Wiedersehen mit Arschaulow tröstlich gewesen. Nichts konnte diesen in seinem begeisterten Vertrauen erschüttern, weder der letzte Grad der Schwindsucht, noch der unwandelbare Blödsinn in Kladjenjez, von dem er doch selbst erst so überzeugt und eifrig gesprochen hatte.

Ohne Prahlerei und Stolz empfand Tjorkin die Wohlthat, Mittel zu besitzen, um solchen Leuten wie Arschaulow helfen zu können. Ohne Geld ist in diesem Leben nichts anzufangen. Der gute Wille thut's nicht allein. Auch seinem weisen Forstmann muß er die Verwirklichung von dessen schönen, gemeinnützigen Plänen erst ermöglichen. So hat er auch das Schicksal des Kapitäns sicher gestellt, indem er ihn in seine Dienste nahm, als andere Teilhaber nichts mehr von ihm wissen wollten, obwohl bei der Geschichte mit Pjernowski nichts herausgekommen war.

„Geld!“ — Das wird er immer haben, und stets mehr und mehr. Das sagt ihm nicht nur sein Erfolg, sondern eine feste Ueberzeugung. Da gibt es nun solch ein dummes Gerede, als ob nur der Hände Arbeit wahren Wert habe. Was hätte Arschaulow Bauerndienst nützen sollen?

„Ha, ha!“ lachte er und verzögerte seinen Schritt.

Solche Salbaderei kam ihm so komisch vor, daß er sich nicht einmal darüber ärgerte.

Sein Blick glitt die grünen Flußufer entlang und wandte sich dann zurück nach der Uferhöhe zur Rechten, die Park und Wohnsitz trug.

Den großen Strom vom Verderben retten, der Waldverwüstung ein Ziel setzen ... Wohlan! ... Das ist eine menschenwürdige Aufgabe!

„Ha, ha!“

Tjorkin richtete sein Gesicht auf den Fluß und versank wieder in tiefe Gedanken:

Dort im Hause ist seine Braut. Wird er bei ihr die Stillung seiner Sehnsucht finden? ... Wer weiß! Wie kam er eigentlich zu dem Trachten nach dem Glück? War er denn besser als Iwan Prokopitsch? Und hatte jener denn Muße gehabt — über die Süßigkeiten der Liebe nachzugrübeln? Zwei Frauenbilder schweben seiner Seele vor: das eine — ganz glühende Leidenschaft; das andere — ein verklärter Engel, wie er ihm zum erstenmal unter seinem Dach im Traum erschienen ist. Wäre Kaljeria noch am Leben — sie würde ihn segnen ...

Seine Augen glänzten.

Erhobenen Hauptes schaute er unter dem brausenden Getöse des mächtigen Stromes freudig bewegt umher.

An einen Dichter.

Von

Lorenzo Stecchetti.

Weh dir! Was kündest du dein Sehnen
Und rufst es in die Lande weit?
Sie lachen ja der heißen Thränen,
Sie spotten ja der Herzen Leid.

Nur wenn du einsam bist, dann weine,
Nur dann gib deinen Thränen Raum,
Daß alle Freundschaft nur zum Scheine,
Daß alle Tugend nur ein Traum.

Sie, die vernommen deine Klagen,
Neugierig eilen sie herbei,
Und wenn du dann ans Kreuz geschlagen,
Stehn mitleidsvoll sie all dabei.

O Welt der Lüge! Einen Schimmer
Von Lächeln heuchle dein Gesicht;
Die Wahrheit gilt auf Erden nimmer,
Ein Thor nur lernt das Lügen nicht.

Briefe der Frau Rechtsanwalt.

Von

Alfred Konar.

I.

Geliebte Jadzia!

Es geschehen auch heut noch Dinge, die sich unsere Schulweisheit nicht träumen läßt. Ich sage Dir kurz und bündig, ohne meine Neuigkeit erst in Watte zu wickeln — nur stirb nicht vor Lachen, thu mir den Gefallen — also: Seit zwei Tagen bin ich verlobt! — Nun? — Was sagst Du dazu? Liebste, nur in der Pension keinen Ton darüber! Hörst Du? Ich schämte mich zu Tode. Nur unserer Klassenlehrerin kannst Du es heimlich sagen; sie war immer gerecht für mich, wenn sie mir auch im Abgangszeugnis statt „befriedigend" „gut" hätte geben müssen, was den Fleiß betrifft; na, aber es schadet nichts, da ich auch so heirate.

Der Tonvenin kannst Du's schließlich auch sagen, ja ich bitte Dich sogar darum, die kommt um vor Aerger. Ich konnte diese Franzmännin nie leiden! Sie hat mich aber auch gequält. Erinnerst Du Dich noch?

Aber ich komme auf meine Verlobung zurück. Er, mein Verlobter, heißt Cyprian Kacperski! Ein komischer Name, nicht wahr? — Er ist Rechtsanwalt und verdient furchtbar viel Geld, ich glaube jährlich fünf-, zehn- oder fünfzehntausend Rubel oder noch mehr, das weiß ich nicht. Das nennt sich Carrière machen!

Er ist brünett, ziemlich hübsch, sehr groß und sehr ernst. Er hat sehr hübsche Augen, Fräulein Tola weiß es gar nicht. Denke Dir, als er sich mir erklärte, trug er eine grüne Krawatte mit amarantroten Pünktchen; ich mußte immer hinsehen, wie Spinat mit roten Rüben! Er trägt schauderhafte Krawatten!

Er ist schweigsam und ernst und hat sich in mich verliebt. Nur, weißt Du, ist er schon sechsunddreißig Jahre alt, aber zum Manne, sagen alle, wäre so einer der beste. Wann Hochzeit sein wird, ist noch unbestimmt. Er möchte sofort. Mama hätte auch nichts dagegen, aber Väterchen will nichts davon hören. Mama behauptet, daß diese Heirat bei meiner kleinen Mitgift überhaupt ein rasendes Glück sei. Papa will nicht, daß ich eher heirate, als bis ich siebenzehn Jahre alt bin. Das goldige Väterchen! Wie der mich jetzt verhätschelt, wie nie! Am Verlobungstage, als er mich küßte, fühlte ich Thränen auf meinem Gesicht. Es waren seine, ich sah noch welche in seinen Augen! Mama hat auch ein bißchen geweint, aber weniger, ich gar nicht, und Mama hat mir deswegen sogar gesagt, ich hätte auch nicht eine Spur von Herz! Meine Liebe, Mama schilt gern, aber Du weißt, ich habe mich in der Pension gerade genug abgeplagt, daß ich jetzt gleich wegen jeder Kleinigkeit weinen sollte!

Mama ist ja gut, sehr gut sogar, aber etwas despotisch, und sie vergißt immer wieder, daß ich kein Kind mehr bin und selbst bald Kinder haben werde. Und Herr Kacperski sagte mir auch, daß ich jetzt nicht mehr verpflichtet bin, auf irgend jemand zu hören und daß mir jetzt alle zu Diensten sein sollten!

Das war doch sehr nett von ihm, nicht wahr? Und Zuckerwerk vertilge ich jetzt!

Ich sage Dir, während vierzehn Tagen habe ich jetzt mehr gehabt, als die ganzen fünf Jahre in der Pension!

So wahr ich Mama liebe!

Ueberhaupt ist er ein sehr braver Mensch! Ich weiß nicht wie brav.

Und Krawatten werde ich ihm nach der Hochzeit immer selber kaufen, nicht solche, wie er jetzt trägt! Er hat mir einen sehr reizenden, ich glaube, es ist ein Brillantring, gebracht, nur ein bißchen zu groß.

Die Tage vergehen mir jetzt sehr schnell. Vormittags laufen wir, Mama und ich, herum, Besorgungen machen. Ich habe schon zwei sehr hübsche neue Kleider bekommen — jetzt ganz lang. Und die Haare frisirt man mir jetzt auch anders, damit ich etwas älter aussehe.

Abends kommen sehr oft Gäste. Ich bin sehr froh darüber, denn sich so jeden Abend mit dem Verlobten unterhalten, wird einem auch überdrüssig. Und Mama macht mir, gleich sowie ich nur gähne, bis vom andern Ende des Zimmers her große Augen.

Und von was kann man denn immer mit dem Verlobten plaudern? Von der Pension *paßt es*

sich nämlich nicht, von den Professoren und Lehrerinnen auch nicht, von meinen Freundinnen kennt er auch nicht eine. Und ich werde doch nicht so naiv sein und ihm erzählen, daß ich mich schon vor drei Jahren in den Wacek Lempicki verliebt habe? Er würde ihn sicher zum Duell fordern, trotzdem ich mit Wacek längst gebrochen habe, was Du ja am besten weißt.

Aber, apropos: Ist denn Wacek dieses Jahr nach der Prima gekommen? Oder sitzt er noch in der Sekunda? Er ist sicher durchgefallen, ich möchte darauf schwören. Erzählt er noch immer die Possen, die sie den Lehrern spielen?

Auch Herr Kacperski erzählte mir 'mal aus seinen Schuljahren, aber früher war alles ganz anders. Uebrigens ist er nicht sehr gesprächig. Er sieht mich nur an und lächelt, wenn ich 'was sage; mich genirt das sogar, denn es kommt mir immer vor, daß er denkt, ich sei dumm, und darum eben bemühe ich mich, im Gespräch mit ihm ernst zu sein, aber sehr ernst. Bis Mama wieder zu mir sagt, ich sei unnatürlich und geziert. Aber Mama kann man es auch nie recht machen. Väterchen, sehe ich, lacht nur immer.

Aber wenn Herr Kacperski mich für dumm oder kindisch hielte, würde er mich nicht heiraten. Mama, wenn sie sehr guter Laune ist, lächelt und sagt:

„Was er an dem Mädel sieht, wahrhaftig, ich begreife es nicht!"

Nach diesem Witz küßt mich Mama immer, denn sie weiß, daß mich derartige Witze durchaus nicht entzücken. Aber am meisten Sticheleien bekomme ich von Fräulein Tola zu hören, welche noch nicht lange mit mir befreundet ist. Sie bat mich, ich solle zu ihr doch nicht „Fräulein" sagen, da sie zu mir „Du" sagt, was mir sogar sehr schwer wurde. Sie hat mir sehr viel vorteilhafte Ratschläge und Anweisungen gegeben, welche eigentlich keine Bedeutung haben, aber im Leben ist es gut, wenn man alles weiß, man kann es doch einmal brauchen. So zum Beispiel hat sie mir gezeigt, wie ich mir die kleinen Haare brennen soll auf der Stirn, und dann riet sie mir, in Handschuhen zu schlafen und abends die Hände mit Coldcèrme einzureiben und so weiter. Früher — weißt Du noch? — hatte ich immer zerkratzte Hände.

Mama sagt mir sehr oft, ich sollte mir an ihr ein Beispiel nehmen. Wirklich, Klavier spielt sie so schön — ich weiß gar nicht wie! Und gebildet ist sie dabei sehr und zieht sich sehr geschmackvoll an; sie ist noch sehr hübsch, trotzdem sie acht Jahre älter ist als ich. Na, im Salon werde ich wohl nie verstehen, mich so zu unterhalten wie sie, so witzig und dabei so zwanglos. In einer Abendgesellschaft sagte sie zum Beispiel zu einem der Herren:

„Ich bin wie ein Fels, an dem sich die Wellen des Meeres brechen." Verstehst Du?

Mit den Wellen des Meeres meinte sie die Herzen der Männer. Das war schön gesagt! Was?

Und ein anderesmal sagte sie zu einem Herrn Gawronski,*) der sie zu spät zu einem Tanze holte, zu welchem er sie früher engagirt hatte:

„Sie sind Ihres Namens würdig, mein Herr."

Ich finde dies sehr witzig, trotzdem Mama zu mir sagte, sie fände es denn doch etwas zu unartig.

Siehst Du, als Herr Kacperski anfing, so oft zu uns zu kommen, glaubten wir alle, es wäre wegen ihr, da sie auch beinah jeden Abend zu uns kam, und wir waren fest überzeugt, daß diese Verlobung jeden Tag zu stande kommen müsse. Sie würde ihn natürlich „mit Kußhand" genommen haben, wie Mama sagt. Und nun hat er sich mir erklärt. Anfangs glaubte ich, er scherze.

Als wir Fräulein Tola diese Neuigkeit mitteilten, haben wir alle gesehen, daß sie mit Mühe und Not das Weinen zurückhielt. So, daß sie mir ordentlich leid that. Natürlich, wenn ich an Stelle des Herrn Kacperski gewesen wäre, ich hätte sie gewählt. Trotzdem schwur sie mir später bei allen Heiligen, daß sie ihn für alle Schätze der Welt nicht genommen hätte. Aber dessen ungeachtet wetzt sie im Salon immer ihr scharfes Zünglein an mir, und ich, anstatt es ihr ordentlich heimzuzahlen, werde rot und schweige in sieben Sprachen, als ob ich nicht bis drei zählen könnte. Wenn ich dann allein bin, fallen mir die großartigsten Antworten ein und im gegebenen Falle — keine Silbe.

Ich sehe, daß Herrn Kacperski dieses ewige Gestichel gar nicht so ungeheuer gefällt. Aber wie ich Dir schon sagte, er ist sehr schweigsam. Nur einmal, als sie es zu arg machte und sagte: „Kinder und Fische haben keine Stimme!" brachte er langsam heraus:

„Lachen wir nicht über die Jugend! Erfahrung kann man gewinnen, aber Jahre verliert man nicht!"

Sie hat mir ordentlich leid gethan. Denn unangenehm ist es doch für sie, daß so ein Kindskopf wie ich schon einen Verlobten hat und sie nichts, aber auch gar nichts!

Aber ich plappere und plappere hier, und es ist schon neun Uhr. Und ich bin sehr schläfrig. Täglich gehe ich jetzt erst nach Mitternacht schlafen. Ich wünschte, mein Verlobter käme wenigstens heut einmal abends nicht! Ich höre klingeln! Er ist es! Leb wohl. Ich küsse Dich millionenmale.

Deine Dich bis an das Grab liebende

Alina, in spe Kacperska, geborene Rudzéjnska.

II.

Geliebte Jadzia!

Verzeih, daß ich Dir schon einige Monate nicht geschrieben habe. Aber Du hast keinen Begriff, was es heißt, verlobt zu sein. Eigentlich thue ich gar nichts. Das erste, was ich am Tage meiner Verlobung vornahm, war die Abschaffung meines Musik- und Zeichenlehrers und der wie Zuckerwasser faden Miß. Du begreifst, wenn man im Begriff steht, zu heiraten, will man nicht wie eine Pensionärin arbeiten.

*) Gawronski hat im Polnischen eine ähnliche Bedeutung wie Dummkopf.

Das Klavier habe ich zugeschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Mama wollte sich dem widersetzen, aber ich habe mich bei meinem Verlobten beklagt, und der versicherte Mama, daß er Klaviere nicht ausstehen könne, trotzdem dies nicht wahr ist, denn er liebt Musik leidenschaftlich.

Aber er thut alles, was ich will; nur einmal, als ich ihn bat, er möchte mir doch heimlich, ohne daß es Mama weiß, „Nana“ von Zola zu lesen geben, ist er ganz rot geworden — mit sechsunddreißig Jahren — und antwortete mir, daß er mir diese Bitte nicht erfüllen könne. Ich werde also noch ein bißchen warten, nach der Hochzeit werde ich niemand und wegen nichts mehr fragen.

Aber was wollte ich Dir denn eigentlich schreiben?

Ach ja, jetzt weiß ich's — daß ich im Grunde genommen den ganzen Tag nichts thue und doch immerfort beschäftigt bin und nie ausschlafe.

Den Tag über ein ewiges Gelaufe in die verschiedensten Läden und Geschäfte! Abends bis in die späte Nacht Frondienst mit dem Verlobten, noch nicht einen einzigen Abend hat er ausgelassen, und er sagt, daß jede Stunde, in welcher er nicht meinen Anblick genießt, für ihn eine Ewigkeit ist. Nun, das ist schon übertrieben. Dafür war der gestrige Tag nicht monoton. Im Gegenteil, er war sehr ereignisreich.

Hör zu: Wir waren zu einer Tante von ihm, welche vom Lande auf einige Zeit nach Warschau gekommen ist, zum Thee geladen. Das neue Kleid mit einer Schleppe hatte man mir nicht zur Zeit von der Schneiderin gebracht. Ich mußte also in dem weißen Musselinkleide aus der Pension — das vom letzten Examen — gehen. Du kennst es ja!

Ich habe mich gottvoll amüsirt. Meinen Verlobten hatte man mit Gewalt an den Whisttisch gesetzt. Im Salon habe ich mich sehr wenig gezeigt und war also so guter Laune wie in früheren Zeiten.

Während der ersten Hälfte des Abends saß ich bei seiner Cousine im Zimmer. Sie ist noch ein Kindchen, kaum vierzehn Jahre alt, aber wir wurden gleich ungeheuer befreundet. Sie ist ein bißchen sonderbar. Sie sagt, sie würde sich nie verheiraten und wenn, dann höchstens mit einem Blondin. Auch eine Freundin von ihr aus der Pension und deren Bruder waren da. Ach, der Bruder! Ein prächtiger Junge! Er heißt Kostek. Er würde Dir schrecklich gefallen.

Er kennt beinahe unsere ganze Pension. Wir waren gleich wie alte Bekannte mit einander. Was wir angaben! Es kam so weit, daß wir uns im Zimmer herumjagten und ein solches Lachen und Lärmen entstand, wie in der großen Pause in der Pension.

Kostek „macht“ großartig ein Gewitter mit Blitz und Donner und Sturm, und ich that, als ob ich Fräulein Touvenin wäre, und — Du erinnerst Dich doch? — und stieg so wie sie aus Angst vor den Blitzen auf den Tisch. Zum Unglück erschien in diesem Moment die ganze Gesellschaft aus dem Salon an der Thür, an der Spitze irgend ein Präsident, dem mich mein Verlobter vorstellen wollte!

„Die Frau Rechtsanwalt auf dem Tisch?“ fragte, vor Lachen beinahe berstend, Fräulein Tola.

Mein Verlobter wurde über und über rot, und Mama machte bonne mine au mauvais jeu; sie konnte sich aber doch nicht enthalten, mir von der Seite zuzuflüstern: „Du bist unerträglich!“

Dies ärgerte mich um so mehr, als ich fühlte, daß Mama durchaus recht hatte. Entweder man ist Braut oder man ist es nicht! Auf jeden Fall habe ich mich wie ein dummes Ding benommen und mich gehörig blamirt.

Ich fühle, daß ich auf diesem unglücklichen Tisch in dem weißen Pensionskleidchen ausgesehen haben muß wie ein kleines Mädchen, dem man eine Puppe zum Spielen geben sollte, aber keinen Bräutigam. Und immerfort summen mir Fräulein Tolas boshafte Worte: „Frau Rechtsanwalt auf dem Tisch!“ in den Ohren.

Ach, mea culpa, mea maxima culpa, wie Wacek sagt, und mit den Thränen kämpfend, fragte ich meinen Verlobten mit ehrlicher Reue:

„Sind Sie sehr böse auf mich, Herr Cyprian?“

„Ich bete Sie an!“ antwortete er strahlend.

Und er nannte mich dabei einen Strahl der aufgehenden Sonne, welcher durch seinen belebenden Hauch und sein kindliches Lächeln die Wolken von der umdüsterten Stirn scheucht! — Nur dies! — Die Situation war gerettet.

Ich habe den ganzen Abend den Salon nicht mehr verlassen und bemühte mich mit aller Kraft, den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den ich gemacht.

Ich fühlte, es gelang mir; ich war so lebhaft, so gesprächig wie nie, beinahe wie Fräulein Tola. Schade, daß mein Verlobter es nicht sah. Der Aermste mußte den Whist mit dem Präsidenten beenden.

In der Gesellschaft war an dem Abend auch unter anderen ein Herr Viktor Barski, Blondin und — weißt Du — dem Prazmoski ähnlich, dem neuen Liebhaber am großen Theater, aber vielleicht noch schöner.

Sie sagen, daß er ein schrecklicher Don Juan ist und daß jede Frau, die er sieht, seine Geliebte werden muß, ja wohl muß, um jeden Preis. Nun, mit einem Wort, er ist so ein Don Juan, daß es 'was Furchtbares ist.

Also! An dem Abend wandte er mir seine Aufmerksamkeit zu, und ich hörte sogar, wie er zu jemand sagte:

„Die Kleine ist allerliebst.“

Er näherte sich mir.

Anfangs natürlich, nach der Geschichte mit dem unglücklichen Tisch, behandelte er mich wie ein Kind. Aber ich bemühte mich, seine Ansicht in dieser Hinsicht über mich zu verbessern.

„Fühlen Sie den Beruf zur Gattin in sich?“ fragte er mich spöttisch.

„Das weiß ich nicht, ich war es bis jetzt noch

„Nie," antwortete ich herausfordernd, ihm direkt ins Gesicht sehend, mit gesammelter Kraft zum Kampfe bereit.

„Schon als Braut sollten Sie einen Vorgeschmack empfinden, gnädiges Fräulein."

„Ich habe keine so blühende Phantasie," antwortete ich, ohne zu erröten, „ich beurteile ein Diner nie nach einem Gericht, genau so, wie ich mein Urteil über ein Buch nicht äußere, bis ich es zu Ende gelesen habe!"

„Ah — so!" antwortete er gedehnt, „und das alles lehrt man in der Pension?" fragte er, seinen Stuhl ein wenig näher rückend.

„In der Pension lehrt man alles," antwortete ich mit Cynismus, jedes Wort scharf betonend und ihm in die Augen sehend. „Schade, daß man Sie dort nicht abgegeben hat, mein Herr, Sie würden erfahren, daß Pensionärinnen gar nicht so naiv sind, als sie scheinen, sie verstehen alles, wissen alles und sind von allem unterrichtet, ohne Ausnahme."

Ich sah, er war paff vor Staunen, er schob seinen Stuhl noch ein bißchen näher und wich den ganzen Abend keinen Schritt von mir.

Er versprach mir, in meinem Hause ein sehr häufiger Gast zu sein. Ich sagte ihm, er würde immer gerne gesehen sein und daß ich als verheiratete Frau gar nicht daran dächte, mich hinter den Ofen zu verkriechen, daß ich leben und genießen und Menschen und Welt kennen lernen wolle.

Er war entzückt und lächelte sonderbar.

Die Zeit verging mir ziemlich schnell, und ganz von der Unterhaltung eingenommen, bemerkte ich gar nicht, daß mein Verlobter mit einemmale vor mir steht und blaß, mit zusammengepreßten Munde zu mir sagt:

„Fräulein Alina, wir fahren nach Hause."

„Du fängst zeitig an, Deine Rechte als Despot in Anwendung zu bringen," sagte Viktor scherzend.

Mein Verlobter maß ihn mit einem drohenden Blicke vom Kopf bis zu den Füßen und antwortete durch die Zähne:

„Ja, für Dich bleibt hier keine Rolle mehr übrig."

Um was ging es ihm? — Ich verstand alles. Er ist eifersüchtig. Das ist zu amüsant, nicht wahr? Am andern Tage konferirte er lange mit meinen Eltern, und als er mit mir sprach, erblaßte er förmlich und zitterte.

Mama lächelte eigentümlich, und mich für nichts und wieder nichts küssend, sagte sie in einem ganz merkwürdigen Ton:

„Kleiner Taugenichts!"

Der Hochzeitstag wurde sehr beschleunigt. Nach der Trauung fahren wir sofort nach Italien. Ich bin so neugierig auf das alles!

Denke nur! Venedig, Florenz, sogar in Wien war ich ja noch nie. Nun, und die Hochzeit, die Trauung in der Kirche, das Kleid mit dem Schleier ... Dies bleibt doch immer eine ziemlich wichtige Thatsache im Leben.

Ich bin furchtbar, aber schon furchtbar neugierig, wie das alles sein wird ...

Schreibe mir nur indessen ganz genau und ganz ausführlich, wie es Dir geht und was in der Pension los ist. Was macht die greuliche Franzmännin? Ich muß lachen, wenn ich daran denke, daß ich nun bald einen Mann haben werde und sie — das Nachsehen. Leidet Fräulein Ottilie noch immer so an den Zähnen? Und Mania Ramkewiczowa, ist sie noch immer in ihren Studenten verliebt?

Ich küsse Dich millionenmale.

Deine Dich liebende Freundin, beinahe schon Frau Rechtsanwalt Kacperska.

III.

Venedig, April.

Meine Teure!

Schon vierzehn Tage bin ich verheiratet! Und was diese paar Worte nicht alles enthalten! — Großer Gott! Großer Gott! — Ich habe keine Worte, um Dir zu sagen, welch eine andere ich bin! ... Welch eine andere! ...

Wenn ich Dir doch nur eine Spur von dem klar machen könnte, was in mir vorgeht, was in mir wühlt und sich in wilder Unordnung unter meine Feder drängt und was ich nicht im stande bin, auszudrücken!

Ach, wie dumm war ich! Wie dumm, wie dumm, wie dumm! Die Ehe ist kein Kinderspiel! Ich habe von nichts gewußt, von nichts! Absolut von nichts, und glaubte die Weisheit mit Löffeln gegessen zu haben.

Ich habe mir über nichts Rechenschaft gegeben, nicht gedacht, nicht gewußt ... Ach, jetzt ist es zu spät! Zu meinem Unglück!

Ich liebe meinen Mann nicht!

Habe ich denn das nicht vor der Trauung gewußt? Nein! Der Gedanke kam mir gar nicht in meinen Kopf, mir diese Frage vorzulegen. Ich ging in die Ehe, wie man in den sächsischen Garten*) geht. Welch ein Idiotismus dies ist, welch furchtbarer Leichtsinn, welche Blindheit! Erst jetzt! ...

Nein, es sind dies Dinge, die ich nicht offenbaren kann und will! ...

Wir wohnen in einem Zimmer! In seinem Zimmer! Vom frühen Morgen an sehe ich, wie er sich rasirt, seine geschmacklosen Krawatten umbindet und mit der größten Seelenruhe eine Cigarrette anzündet. Ich hätte Lust, aus dem Fenster zu springen und mich in den vorüberfließenden Kanal zu stürzen! Und jetzt muß ich mit diesem mir durch und durch fremden Menschen mein ganzes Leben zubringen, Hand in Hand, Aug' in Aug'! Denn er kaufte sich ja für sein Geld das, was ihm an mir gefiel! Von jetzt an trage ich seinen Namen, von jetzt an bin ich seine Magd, seine Sache, ein von ihm unzertrennliches Wesen.

Und dennoch ist er mir fremd! Fremd, fremd! Ich fühle mich so einsam hier. Allein so weit von „zu Hause", in der Fremde. Und ich sehne mich nach meinen Kinderjahren, nach Mamas Schelten

*) Ein wundervoller Park in Warschau.

und des Vaters Liebkosungen, nach diesem von mir verlassenen Winkelchen, aus welchem er mich fortgerissen! Ich weine jedoch nicht. Nicht eine Thräne entströmt meinen Augen. Meine Leiden sind zu groß, als daß ich weinen könnte; ich fühle mich nur gebrochen, gemartert.

Trotz meiner Bitten ist er zum Arzt gelaufen. Dieser abscheuliche Italiener unterstand sich, eine Art Witze zu machen, so daß ich in Weinen ausbrach! Und dieser, dieser ... Kacperski küßte, vor mir knieend, meine Hände.

Er ist sehr gnädig, denn für sein Geld, das er hier für mich ausgibt, sollte ich ihn eigentlich noch anlächeln, trotzdem ich bei all meinen moralischen Leiden auch noch unausgesetzt physisch krank bin. Ach, das Los der Frauen ist nicht zu beneiden.

Und dabei überschüttet er mich noch immerfort mit Geschenken wie eine Sklavin. Ich werde in meinem Leben keinen Schmuck mehr tragen, und bis zum Grabe werde ich mein schwarzes Kleid nicht von mir thun. Es ist mir sogar sehr unangenehm, wenn er das Mittagsbrot für mich bezahlt. Ich nehme auch beinahe nichts in den Mund. Sie kennen mich auch schon im ganzen Hotel. Die Männer lächeln wie dieser dumme Doktor, und manche der Frauen — so scheint mir — verstehen mich.

Er ist in Verzweiflung, daß ich nichts esse, und möchte mich gern selbst füttern. Ich sagte ihm — wenn auch nur so im allgemeinen — denn ich rede ihn beinahe nie an:

„Wenn ich häßlich werde, dann lassen Sie sich von mir scheiden, mein Herr."

Ein schönes Leben führe ich jetzt! Wir wohnen in einem Zimmer, er weicht keinen Schritt von mir. Denn sogar die Gedanken der Frau gehören dem Manne. Gleich früh gehen wir in die Stadt.

Dieses so viel besungene, göttliche Venedig! Diese Perle des Meeres, dieser phantastische Traum! Welch ein Schwindel, welch ein Betrug! Es ist ein Grab! Elend! Trauer! So wie mein Leben. Die Häuser sind schmutzig, zerkratzt, mit zugenagelten Fensterläden, verlassene, gähnende Höhlen. Die Kanäle, mit Ausnahme des Hauptkanals Canale grande, sind schmal, das Wasser riecht! La bella Venezia! Seit dem Tage unserer Ankunft ist der italienische Himmel mit bleigrauen Wolken bedeckt, und es regnet den ganzen Tag, vielmehr es gießt wie mit Kannen vom Himmel.

Wir fahren sehr oft mit diesen hochberühmten Gondeln; alle sind schwarz lackirt und mit schwarzem Tuch behangen, ähnlich den Särgen, in denen man lebendig begraben wird, in diesen machen wir eine Fahrt — zum Vergnügen!

Den Kopf an das feuchte Glasfensterchen der Gondel gelehnt, sehe ich mich um. Trauriger Anblick! Rings umher Stille und Wasser. Man hört nur das Rufen der Gondoliere, das Gluckſen des Wassers an den Rudern und das monotone Anschlagen des Regens an die Scheiben der Gondelfenster.

Wir fahren vor Kirchen, Museen, Galerien und Palästen vorbei. Diese Kirchen sind schön und reich, aber beten kann ich in ihnen nicht! Die Engländer mit dem Bädeker in der Hand drehen sich in denselben herum und vergleichen, ob sich auch alles an der gehörigen Stelle befindet. Die Cicerone schwadroniren und rechnen genau bis auf den letzten Lire aus, wie viel Geld und Zeit es gekostet hat, um all die hier aufgehäuften Schätze zu sammeln. Was geht das mich an? Und schließlich die Geistlichen! Sie sind so ganz anders mit ihren blassen Gesichtern und brennenden Augen, ähnlich diesem meinem Doktor oder einem Tenor. Und ihre Sutane ist so sonderbar, so theatralisch!

Nein, beten kann ich nur in unserer Kirche, zur Messe, von unserm Geistlichen zelebrirt. Diese hier sind keine Kirchen, diese sind Museen.

Abends setze ich mich meistens auf den Balkon meines Hotels, welcher auf den Canale grande geht, und sehe auf die vorübergleitenden, mit Lampions erleuchteten Gondeln, in welchen wandernde Künstler fahren, begleitet von den Klängen der Mandoline, die sich fern und ferner in der Stille verlieren.

Ich träume von der Pension, von Lachen und Scherzen, von zu Hause, und mir wird so traurig hier in der Fremde, so traurig, so traurig! ... Ist es denn möglich, daß mich nur zwei Wochen von diesen Zeiten trennen? Ist es denn möglich, daß man in ein paar Tagen von Venedig aus wieder zurück in Warschau sein kann? Ich glaube auf einem andern Planeten zu sein, ein anderes Leben zu leben. Daß jenes nur ein Traum war, aber vielleicht ist die Jetztzeit nur ein schwerer, quälender Traum? Und jenes Wirklichkeit?

Nein, nein, jenes kommt nicht mehr zurück, ich bin nicht mehr frei, ich gehöre mir nicht mehr, sondern einem Fremden! Und für die Ewigkeit!

Und ich sehe auf den blitzenden Trauring an meinem Finger und auf einen gleichen, der auf dem Finger des neben mir stehenden schweigenden Mannes erglänzt ... diese Fessel!

So kann es nicht ewig dauern! Das habe ich gut begriffen. Das Leben ist lang. Ich würde wahnsinnig. Ich stürzte von meinem Platz fort, setzte mich an den Schreibtisch. Ich schrieb Mama, daß ich meinen Mann nicht liebe, daß also länger mit ihm zu leben für mich eine Unmöglichkeit sei, daß ich zu Hause nähen, waschen, plätten, alles, alles thun werde, was sie nur wolle, nur fortnehmen solle sie mich von ihm, denn sonst, ich fühle es, werde diese Ehe mein Grab.

Nach dem Schreiben dieses Briefes war mir, als ob mir ein Stein vom Herzen fiele, ich atmete auf. Ich werde also nur noch kurze Zeit mit meinem Manne zusammen leben.

Mama ist aufbrausend, aber ist doch meine Mutter, wird mich begreifen, verstehen und wird mich zu sich nehmen.

Mögen die Leute reden, was sie wollen. Bei dem bloßen Gedanken habe ich Lust, in die Höhe zu springen wie in früheren Zeiten. Ich habe aus-

gerechnet, daß ich in viereinhalb Tagen Antwort haben kann. In acht Tagen bin ich wieder in meinem Mädchenstübchen zu Haus.

Lebe wohl und liebe Deine Alina.

IV.

Florenz, April.

Geliebte Jadzia!

Endlich erhielt ich diesen ersehnten, mit solcher Ungeduld erwarteten Brief von Mama. Und nach dem Durchlesen von vier Seiten war ich starr vor Staunen.

Mama hat mich geradezu auf die fürchterlichste Art schlecht gemacht und gab mir, wie sie es nennt, eine Portion, aber eine solche Portion wie noch nie. Was sagst Du dazu? Ich kam anfangs gar nicht aus dem Staunen heraus. Sie sagte mir, ich hätte nicht die Spur von einem Herzen, ich solle unserm Herrgott tagtäglich auf meinen Knieen für das Glück danken, das er mir gesandt hat, und daß sie meinen Brief sofort in Stücke zerrissen habe, denn den Vater — wenn der ihn gelesen hätte — den hätte es ganz sicher um seine Gesundheit gebracht.

Wenn ich zu dumm sei — schreibt sie weiter — um die Schönheiten Italiens zu verstehen und um die mich alle, die nur ein bißchen Spiritus im Kopfe haben, beneiden und von solch einer Reise träumen, dann wäre es allerdings besser, gleich direkt nach Hause zu reisen! Was sagst Du dazu? Und was mein schwarzseidenes Kleid betrifft, so solle ich mich nicht unterstehen und es täglich tragen, denn es würde sich sonst auf dieser Reise ganz und gar abnützen.

Diesem Brief war ein spezieller Bogen an meinen Herrn Gemahl beigelegt. Mama kann gar nicht genug Worte finden, um meinem Manne ihre mütterliche Dankbarkeit für seine Güte, seinen Edelmut und seine Bravheit auszudrücken, und hebt mein Glück bis in den Himmel.

Nein, das war mir denn doch zu viel! Diese Epistel gab ich meinem Manne nicht ab. Ich zerriß sie in kleine Stücke. Wenn Mama Briefe zerreißt ... Das schwarze Kleid habe ich aber doch im Koffer aufgehoben, denn es fing wirklich an, sich etwas abzunützen.

„Was schreiben Dir Deine Eltern?“ fragte mich mein Mann.

„Neugierde ist der erste Schritt auf dem Wege zur Hölle,“ antwortete ich böse.

Wir gingen zu Tisch hinunter, zur Table d'hôte.

Das erstemal seit meiner Abreise von Hause aß ich mit ungeheurem Appetit mein Mittagsbrot. Und sonderbar, ich fühlte mich bedeutend ruhiger. Denn Mama ist manchmal sehr merkwürdig, aber immer ist doch Mama Mutter. Wenn sie also die ganze Tiefe meiner Verzweiflung in meinem Briefe nicht empfunden hat, dann habe ich am Ende wirklich meine Situation etwas dramatisirt? — Jetzt weiß ich aber schon gar nichts mehr!

Hab' ich es denn in der That so schlecht hier? Mein Mann schlägt mich nicht. Ha, ha, ha, er ist glücklich, wenn ich so gnädig bin, ein Wort mit ihm zu sprechen. Und was Italien betrifft, so hat Mama im Grunde genommen recht, daß alle davon träumen und mich sicherlich beneiden.

Ein bißchen Spiritus habe ich ja doch im Kopf, und wenn das Wetter beständiger sein wird, werde ich auch Geschmack an diesen Schönheiten finden.

Auf jeden Fall würde ich in Warschau nicht mit Gondeln über die Straßen fahren, und etwas Neues sehen, ist auch nicht so ohne!

Und die Ehe selbst! Es ist nichts darüber zu sagen! — Alle Mädchen heiraten! Ho, ho, mit Kußhand! Ich glaubte ja alles zu wissen und gab mir über nichts Rechenschaft, überlegte nichts und habe es mir anders vorgestellt. — Aber da es nun schon einmal so ist — schwierig! Ich fühle mich bedeutend ruhiger und viel weniger unglücklich, und wenn ich so verfinstert war, so geschah es mit Willen — damit er sich nicht gar zu sehr über meinen guten Appetit freut.

Ich fühlte während der ganzen Zeit bei Tisch seinen Blick auf mir ruhen. Ich sah, wie vorsichtig er Messer und Gabel auf den Tisch legte, um mich nicht zu irritiren.

Und er hatte ganz die Miene meines Vaters, wenn Mama schlechter Laune ist. Das hat mich ein bißchen amüsirt. Endlich redete er mich schüchtern an:

„Könnten wir nicht nachmittag auf den Markusplatz gehen, mein Liebling?“

„Ich weiß noch nicht,“ entgegnete ich kurz in Mamas Ton. Nach Tisch machte ich ihm eine regelrechte Scene.

„Wenn Du länger in Venedig bleiben willst,“ sagte ich ihm, mehr die Empörte spielend, als ich es thatsächlich war, „so kannst Du allein hier bleiben; ich bleibe auch nicht einen Augenblick länger in dieser Feuchtigkeit!“

Dies war natürlich Lüge, denn erstens habe ich hier keine Feuchtigkeit bemerkt; ich vermute sie nur wegen der Kanäle, auf welche Venedig gebaut ist, was mir schließlich ja auch ganz gleich ist. Zweitens fürchte ich mich, auch nur einen Schritt allein zu gehen; ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht ein einzigesmal allein mit der Pferdebahn gefahren, geschweige denn mit der Eisenbahn! Dies war also nur Thuerei von mir.

Abends ging mein Mann ans Packen der Sachen und erlaubte mir nicht, mich von der Stelle zu rühren, damit ich mich nicht anstrenge. Dieser Mensch hat genau Papas Geduld an sich. Und mir macht es nun wieder Vergnügen, mich genau so zu benehmen wie Mama, wenn bei uns große Wäsche war oder Generalreinigung im ganzen Hause. Ich erinnere mich ganz genau der Grimasse, mit der sie den Mund zusammenzog, und es amüsirt mich köstlich in der tiefsten Seele, daß ich ihr so ähnlich werde.

„Du drückst ja mein Kleid zu einem Knäuel zusammen; ich bin neugierig, wer mir neue kauft,“ rufe ich mit durchaus nicht sanfter Stimme meinem Manne zu, wie eine große Dame zurückgelehnt auf

dem Sofa ſitzend mit über einander gelegten Händen, während er ſich mit dem Zuſammenlegen der Kleider abquälte, die Koffer packte, die Körbe zuſammenſchnürte, die Handtaſchen und Plaids vollends zur Reiſe vorbereitete.

„Vielleicht möchteſt Du ein neues Kleid haben?“ fragte mein Mann eifrig. Ich that, als ob ich dieſe Frage nicht hörte!

Am andern Morgen ſaßen wir auf dem Bahnhof im Warteſaal, mein Mann ließ mich beim Kaffee allein und ging die Billette beſorgen; als er nach einem Augenblick zurückkam, fragte ich ihn grämlich:

„Wo haſt Du denn während zehn Stunden geſeſſen?“

„Ich habe die Sachen expedirt!“

„Expedirt? So, das iſt ja wunderbar.“

Etwas Wunderbares iſt wahrlich nicht darin zu finden; ich ſagte es auch nur ſo, um ihm etwas Unliebenswürdiges zu ſagen.

V.

Seit ein paar Tagen ſind wir in Florenz; wir wohnen am Lungarno, nicht weit von Ponte delle Grazie.

Das Wetter iſt ideal. Italien iſt thatſächlich wunderbar ſchön. Welcher Himmel, welche Pflanzen! Palmen, Zitronen, Oliven, Granaten. Und Roſen kauft man hier! Ganze Büſche, himmliſch! Ganz beſonders gefallen mir die Olivenbäume. Denke Dir, die Blätter ſind wie aus Silber, dann erſcheinen ſie Dir wieder mattgrau, dann wieder weiß. Unbeſchreiblich ſchön!

Und dieſe Sonne! So wahr ich Mama liebe, ſie iſt eine ganz andere hier; ſie gibt allem eine ſo köſtliche, ſeltſame Färbung, ſie erleuchtet alles um ſich her ſo zauberhaft, ſo phantaſtiſch wie im Märchen.

Mein liebſter Spaziergang iſt der Lungarno. Vor meinen Augen ſchlängelt ſich der Arno wie ein blaues Band, und bis dicht an ſeine Ufer, bis zur Brücke St. Trinitatis ziehen ſich ganze Reihen ſchmale alte, dreiſtöckige Häuſer mit grünen Jalouſien und flachen Dächern, auf welchen die zum Trocknen aufgehängte Wäſche ſich luſtig im Winde bewegt. All dies iſt von dieſen wunderbaren Strahlen der Sonne erleuchtet. Ein Zaubergarten, wie man ihn nur träumen kann. Eine andere Welt auf einem andern Planeten. Etwas Aehnliches ſahſt Du nie im Leben.

Und zu all dem erſchallen wie in Venedig unter den Fenſtern von unſerm Hotel dieſe unaufhörlichen Serenaden, fern und ferner in der blauen Luft verklingend.

Dies alles berauſcht mich... Ich will nicht mehr nach Hauſe zurückkehren... Ich will nicht mehr denken ... Mir iſt's, als träumt' ich ...

Mein Mann ſitzt mit aufgeſtütztem Kopf am Fenſter und ſieht in die Weite. Ich blicke ihn verſtohlen forſchend an.

Dies iſt nicht derſelbe Herr mit den häßlichen Krawatten, der ſich um meine Hand bewarb, mir Zuckerwerk brachte und Whiſt ſpielte ... Dies iſt nicht derſelbe Menſch, an dem ich mich rächen wollte, dem ich Scenen machte. Dies iſt wieder ein anderer ... Ach, ich bin wahnſinnig. Ich werde mich dagegen wehren! ...

Ach, dieſer Menſch! Alle dieſe Uebergänge, die fortwährenden Metamorphoſen! Dies geht über menſchliche Kräfte!

Mir wäre viel wohler, wenn ich ſicher wüßte, daß ich ihn verabſcheue, nein, nein, ich wollte, er wäre mir gleichgiltig ... Ich wollte lieber doch ...

Nein, nein, ich weiß ſelber nicht mehr, was ich ſchreibe, was ich denke, was ich fühle. Ich bin wahnſinnig. Zerreiß dieſen Brief in Stücke!

Leb wohl, meine Geliebte. Und heirate nie — denke dran. Alina.

VI.

Florenz, Mai.

Geliebte Jadzia!

Wir ſind noch immer in Florenz und haben keine Luſt, uns von hier fortzurühren. Mein Mann findet, daß Florenz mir bekommt. Von hier aus fahren wir direkt nach Hauſe.

Wir leben immer noch mit einander wie Hund und Katze, mein Mann und ich, oder vielmehr wie der Engel der Geduld mit dem Teufel, denn unausſtehlich bin ich nur!

Mama ſagte mir immer, wenn ſie ärgerlich war, ich würde die ſchlechteſte Frau werden.

Na, mein Mann iſt 'reingeraten! Was? Darüber iſt kein Zweifel! Er hat ſich eine nette Pflanze ausgeſucht.

Wenn man ſo darüber nachdenkt — was hätte ihm zum Glück gefehlt, wenn er dieſe wunderbar ſchöne Reiſe nach Italien allein unternommen hätte? Er würde kaum die Hälfte ausgegeben haben und Vergnügen hätte er viel mehr gehabt. Vielleicht hätte er eine ſchöne Italienerin kennen gelernt. Ich habe geſehen, daß ſich ſchon einige nach ihm umdrehten, und eine hat ihm ganz einfach direkt zugelächelt. Ich wollte ihm damals ſogar ſagen: „Vielleicht ſtöre ich?“ aber ich ſchämte mich.

Mir gefällt er nicht — das iſt ſchwierig. Aber ich muß geſtehen, daß — was ſeine Augen betrifft, dieſe ſehr hübſch ſind; heiter iſt er nicht. Nu, aber immerfort Mienen, wie meine, und ſolch grämliches Weſen werden keinem Menſchen die Laune verbeſſern. Er iſt aber auch auf dieſer Reiſe furchtbar blaß geworden.

Ich bin kein Kind mehr, und wenn ich mir die Sache ordentlich überlege, ſo hat ſich mein Mann, was meine Perſon anbetrifft, ganz richtig benommen. Er lernt ein junges Mädchen kennen, verliebt ſich in dasſelbe und heiratet es. Und jetzt führt er mich in der Welt herum und iſt ideal gut für mich ...

Er iſt doch nicht ſchuld daran, daß ſeine Erwählte, anſtatt den Schritt, der über ihr ganzes künftiges Leben entſcheiden ſollte, genau zu überlegen, mit Gymnaſiaſten „Gewitter“ ſpielt und auf Tiſchen herumhüpft.

Wegen der Mitgift hat er mich doch wahrhaftig nicht zur Frau genommen, da ich so gut wie gar keine hatte. Mein bißchen Frische ist — unter uns gesagt — beinahe schon ganz geschwunden.

Glaube etwa nicht, daß ich übertreibe. Ich rede mir gewiß nichts ein. Nach der Krankheit, die ich hier durchgemacht habe, bin ich magerer geworden und sehe elend und häßlich aus. Dieser Italienerin bin ich nicht wert, die Schuhriemen zu lösen. Du wirst ja sehen, aber das wäre das wenigste.

*

Als ich einen Augenblick das Schreiben dieses Briefes unterbrach, saß mein Mann — wie ich Dir schon schrieb — am Fenster; plötzlich fragte er mich:

„Schreibst Du an Deine Freundin?"

„Ja," antwortete ich.

„Ich habe das Gefühl eines kranken Menschen, der Schmerzen sucht! Dies Gefühl ist dem des Schmetterlings verwandt, der das Feuer umflattert. Schreibst Du in diesem Briefe auch über mich?"

„Vielleicht!"

„Nun, so sage ich Dir, ich würde viel darum geben, diesen Brief zu lesen! Trotzdem ich weiß, daß alles, was ich in diesem Briefe lesen könnte, sehr schmerzlich für mich sein würde."

„Willst Du ein Kompliment herausfordern?"

„Nein! Du kannst nicht lügen; alles, was Du thust, ist ehrlich, zum Unglück! Dein ganzes Betragen, Deine Laune . . ."

„Ehrlich! Ehrlich — können wir denn selbst wissen," antwortete ich diesmal ganz ehrlich, „wo unsere Aufrichtigkeit endet und unser Scheingebaren beginnt und der Wille, nicht aus der Rolle zu fallen? Ich weiß ja selbst nicht, wie ich Dir dies sagen soll! — Auf jeden Fall ist Dein sozusagen sehr gnädiges Urteil nicht besonders schmeichelhaft für mich! Meine Laune? Ich bin immerfort schlechter Laune! Mein Betragen? Ich bin immerfort unausstehlich, unzufrieden, erschöpft."

„Du benimmst Dich ganz folgerecht. Du willst weder lügen noch betrügen — wenn Du Dich unzufrieden und unglücklich fühlst . . ."

Ich wollte ihn unterbrechen, wenigstens ein bißchen widersprechen.

Er nahm meine Hand in die seine und hielt sie in langem Drucke fest. Ich fühlte, wie meine Hand in seiner glühenden zitterte.

„Höre mich an, Alina," sagte er mit ergreifender Stimme, „ich fühle mich Dir gegenüber schuldig. Ich fragte Dich, ob Du mein Weib werden willst. Du antwortetest: ‚Ja.' Aber Du warst ein Kind. Du wußtest nicht, daß man einen Mann, um ihn zu heiraten, lieben muß oder, wenn man sich ihm verkauft, ihn das ganze lange Leben hindurch belügen, ihm Liebe heucheln muß. Und ich, der erfahrene Mann, kein Jüngling mehr, habe daran vergessen! Es schien mir genügend, daß ich Dich anbete.

„Wir kennen uns kaum! Was willst Du? Das ganze Leben hindurch war ich in das Arbeitsjoch eingespannt. Der Charakter ändert sich unter solchen Umständen. Ich bin auch weder heiter noch gesprächig. Ich weiß es. Aber bedenke, auf meinen Schultern lastete eine ganze Familie. Ich mußte für sie sorgen. Ich habe der Reihe nach alle meine Schwestern verheiratet. So vergingen die Jahre. An mich zu denken, blieb keine Zeit. Freilich, so manche heiratsfähige Dame beehrte mich mit gewissen Hoffnungen. (Hoffnungen hätte ich „Gewißheit" genannt, ich weiß ein Lied davon zu singen, zum Beispiel Fräulein Tola und noch viele andere.) Endlich lernte ich Dich kennen und sagte mir: ‚Diese oder keine.' Ich fürchtete, Deine Eltern würden Dich mir nicht geben, und ich empfand fortwährend das Bedürfnis, Dich zu sehen, dieselbe Luft mit Dir zu atmen, mit denselben Menschen zu verkehren, die in Deiner Nähe waren. Ich wurde angenommen. Mit Dir war ich wenig zusammen. Aber jeder Deiner Blicke, jedes Lächeln sagte mir, was ich ersehnte, aus Deinem Munde zu hören. Ich konnte mich damals sogar schon mit anderen unterhalten. Ich war ruhig, mir war wohl! Deiner Gegenliebe konnte ich nicht sicher sein. Aber ich habe mir diese Frage nicht vorgelegt, sowie Du Dich selbst nicht fragtest, ob Du mich liebst. Ich sagte mir zwar: ich bin doppelt so alt wie sie, aber ich bin gesund, nehme eine geachtete Stellung ein, ich liebe sie und werde ihr zugleich Geliebter, Mann, Vater und Freund sein, ich werde nur an sie denken, nur für sie leben, sie muß glücklich werden."

Er verstummte. Und mir war mit einemmal, als ob meine Brust mit Zangen gepreßt würde. Ich biß die Lippen blutig und versuchte mit aller Kraft dagegen zu kämpfen, damit kein Ton . . .

Und in welch ein Schluchzen brach ich mit einemmal aus! — Das Weinen wurde immer schmerzlicher, immer durchdringender. Und die Thränen flossen und flossen.

Ein Königreich demjenigen, welcher mir sagt, woher sie sich nahmen und warum sie flossen!

Ich kann diesen Brief nicht enden. Ich bin so erschüttert . . . Heute abend verlassen wir Florenz. Bitte Gott, daß er mich nicht verläßt und Rat sendet und mich erleuchtet, denn ich weiß nichts . . . Der Kopf platzt mir. Ich weiß nichts, nichts . . .

Deine, jedoch vielleicht nicht mehr ganz Deine

Alina.

VII.

Venedig, Mai.

Geliebte Jadzia!

Wir hielten uns in Padua und dem uns bekannten Bologna nicht auf und waren, nachdem wir beinahe die ganze Nacht im Waggon zugebracht hatten, früh wieder in Venedig.

Wir konnten beide auf der Reise nicht schlafen und haben beide die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Die Nacht war wunderbar schön und im Waggon etwas schwül. Auch störte uns dieses fortwährende Schwatzen und Hinundherdrehen dieser wie Ameisen beweglichen Italiener. Auf jeder Station steigen sie ein und aus. Sie gestikuliren ohne Aufhören und

schwatzen, schwatzen und schwatzen. Was sie sprachen, weiß ich nicht, aber es klingt nicht so melodisch als beim Singen und tönt mir immerfort in den Ohren.

Wir stehen am Fenster. Am Himmel sind Mond und Sterne schön wie ein Traum.

Von den bläulichen Tinten der Halbdämmerung heben sich die Olivenbäume mit ihrem silberschimmernden Blättergewirr zauberisch ab. Die Lokomotive wirft mit verschwenderischer Fülle Garben goldner Funken in die Luft.

„Erkältest Du Dich nicht, Alina?" fragt mein Mann, neben mir stehend wie Romeo.

„Dies wäre vielleicht besser für Dich. Deine Qualen hätten ein Ende. Wenn ich sterben würde — es wäre besser!"

Er antwortete darauf nicht, meinend, ich wolle ihm wie neulich eine Scene machen. Er sah mich nur an mit seinen großen Augen. Ich weiß jetzt nicht mehr, ob sie schön sind oder nicht, aber ich weiß, daß sie eine unergründliche Tiefe besitzen wie das Meer und eine Kraft so groß wie das Feuer und daß ich, wenn ich in diese Augen sehe, nicht weiß, was mit mir geschieht. Ich zittere, erblasse, schäme mich, fürchte mich und weine.

„Ich bin ein böses Ding und Deiner in keiner Hinsicht wert, dabei schlecht erzogen, leichtsinnig, flach, eitel! Uebrigens, sieh mich an, ich bin sogar nicht mehr hübsch. Die erste Frische ist geschwunden. Die Italienerin ist wahrhaft schön. Ich möchte ihr ähnlich sein."

„Du irrst Dich, Alina," antwortete er mit seiner klangvollen Stimme — noch in diesem Augenblick höre ich seine Worte, das Getöse der Waggons auf den Schienen, das schrille, in die Nacht hinaustönende Pfeifen der Lokomotive — „Du warst ein entzückendes Kind, jetzt reifst Du zum Weibe heran, an den Schmetterling in der Puppe erinnernd. Du bist reizend. Aber weiß ich es denn? Ich liebe Dich nicht, weil Du so oder so bist. Ich liebe Dich, weil ich Dich liebe. Und Du? Du sprichst immerfort mit mir über Deine Häßlichkeit. Liegt Dir denn daran, anderen zu gefallen? Fühlst Du noch immer Abneigung gegen mich?"

Ich antwortete kein Wort; zu was fragt er, der böse Mann? Weiß er denn nicht, was in meinem Herzen vorgeht? Kann er sich denn gar nicht denken, warum ich damals so bitterlich weinte?

Er las die Antwort klar in meinen Augen, umfaßte mich, und lange, lange ließ er mich nicht aus seinen Armen.

Um uns herum hören die Italiener nicht einen Augenblick auf, ihre Geschichten zu erzählen. Die Räder der Waggons dröhnen, der Mond und die Sterne leuchten durch das Fenster, die hochgeschleuderten Funkenbündel erstrahlen, jetzt verlöschen sie, und wieder erglänzen sie wie Tropfen geschmolzenen Goldes.

Gott, wie schön ist die Welt, wie gut ist's zu leben! Er hat recht; ich war ein gedankenloses Kind, jetzt bin ich ein reifes Weib. Ich liebe meinen Mann. Welch ein unermeßliches Glück! Ein Gedicht!

Wie wohl thut es einer Frau, sich an die starke Brust ihres Herrn und Meisters zu schmiegen! Ich bin nicht mehr einsam. Ich empfinde vor nichts mehr Furcht. Ich werde Dir, liebste Jadzia, etwas so Abgeleiertes sagen, wie es die Arien aus dem „Troubadour" durch die Leierkasten sind: Die Liebe ist geradezu göttlich.

Gott, wie dieses Venedig sich seit einem Monat geändert hat! Venedig ist der entzückendste Aufenthalt unter der Sonne.

Wir wohnen nicht mehr an dem traurigen Canale grande, sondern an der Riva degli Schiavoni. Das Wetter ist traumhaft schön. Und wieder sehe ich diese Häuser mit den flachen Dächern und grünen Jalousien und die im Winde lustig flatternde Wäsche, die an Schnüren an den weißen Wänden hängenden Melonen, Arbusen, Feigen und Weintrauben zum Dörren.

Am Ufer lärmt die vielfarbige Menge. Schongestaltete Italienerinnen tragen flache Körbe mit Früchten auf dem Kopf, schön zum Malen. Krämer, Engländer mit dem unvermeidlichen Bädeker kreuzen sich auf den Straßen, Fischhändler eilen und Lazzaroni versperren den Weg, ihre Dienste anbietend. Gondoliere preisen ihre Gondeln an, welche heute ohne ihre schwarze Bedeckung von damals auf dem Wasser schwimmen.

Hinter den Boulevards breitet sich das Meer mit seinen silbernen Wellen aus — wunderbar in seinen blassen, blaugrünen Tinten — und bespült mit seinen Wassern die blendenden Marmorwände der Kirche San Maria della Salute. Und all das badet sich in dem Licht dieser über alles zauberhaften Sonne!

Welche Töne, welche Farben!

Nein, dies kannst Du nicht nachempfinden; es ist beinahe so schwer als es zu beschreiben.

Und die Markuskirche! Sie ist das Ideal der Harmonie — Bronzen, Marmor, Mosaik und Glocken.

Und der Markusplatz! Mein Mann und ich füttern täglich hier ganze Scharen Tauben, welche bis zu unseren extra zu diesem Zweck gedrehten Düten voll Erbsen und Maiskörner geflogen kommen. Abends sitzen wir bei Floriani, mein Mann ergötzt sich am schwarzen Kaffee und ich am Eis. Der ganze, mit Marmor ausgelegte Platz in dem hellen Lichte der Wölbungen der alten und neuen Dogenpaläste und durchflutet von den Tönen des Orchesters, erinnert an einen Saal, dessen hohe Wölbungen der blaue Himmel mit seinen Sternen bildet.

Unter der Menge sind die jungen Ehepaare, welche aus der ganzen Welt hier zusammenkommen, um ihre Honigmonde zu feiern, genau zu erkennen. Es hat beinahe so viele hier wie Tauben. Sie lächeln uns manchmal zu. Alle diese Engländer, Deutschen, Franzosen und wir — verstehen uns! Wir gehören zu einer Familie — zu den Glücklichen.

Ein Paar unter den jungen Eheleuten ist etwas älter, sie kommen zum zweitenmal her um der Er-

innerung willen. Hinter ihnen geht eine würdige Kindsfrau mit einem Kindchen — ein süßes Geschöpf — auf dem Arm. Mein Mann sieht mich an. Wir erraten jetzt gegenseitig all unsere Gedanken, verstehen jeden Blick! Ich bin ganz in Purpur getaucht.

Ich sollte Dich vielleicht nicht in alles einweihen, aber Du warst ja immer vernünftiger als ich, und vielleicht ist es auch besser, wenn Du manches erfährst und dann nicht ein so unausstehlicher Kindskopf sein wirst, wie ich es war.

Liebe und Ehe sind die schönste Epopöe.

Und ich mit meinen Grimassen und Enttäuschungen nach der Hochzeit mußte wohl an diese aufgeblasene Bankiersfrau aus dem „Journal amusant“ erinnern, die beim Anblick des unermeßlichen, gewaltigen Meeres mit der Miene einer quasi großen Dame fragte: „Ce n'est que ça?“

Du wirst mich kaum erkennen. Ich bin jetzt eine andere! Ich habe mich ganz verändert. Ich springe nicht mehr in die Höhe wie früher, wenn ich mich freute. Ich schließe mein Glück still in mein Inneres ein wie einen Schatz. Ich bin bescheidener und ängstlich, aus Furcht, es könne meinem Glück etwas geschehen. Die Franzosen haben so treffende Bezeichnungen für manche Gefühle, die unserer Sprache abgehen, sie sagen „heiteren oder traurigen Wein haben“ — verstehst Du den tiefen Sinn? — Ich habe nun eine etwas traurige Liebe! Aber wie glücklich bin ich damit.

Dafür ist mein Mann jetzt so heiter geworden wie ein Schüler in den Ferien. Er sagt oft zu mir: „Du Würde!“ Und wie spricht er diese Worte! — Mit einem so eigentümlich scherzhaften Ton, in welchem sich aber seine ganze, tiefe, unermeßliche Liebe zu mir birgt. Mein geliebter Cyprian!

Auf Wiedersehen, Liebste, ich kann diesen Brief heut nicht enden. Ueber das Glück könnte man ganze Bände schreiben. Auf Wiedersehen! Du wirst ja oft unser Gast sein, mein Mann kennt Dich schon gut und liebt Dich wie eine Schwester! Du wirst sehen, wie köstlich es ist, wenn zwei Menschen sich lieben.

Wir werden außer Dir nur wenig Gäste bei uns sehen.

Dieser — dieser abscheuliche Viktor darf mir nicht vor die Augen treten. Wie konnte ich nur damals solchen Blödsinn schwatzen! Ich kann mir dieses Gespräch mit diesem Menschen gar nicht verzeihen und habe es meinem Manne ehrlich gebeichtet, welcher mir wieder sein Ehrenwort gab, daß er diese Italienerinnen nicht einmal bemerkt hatte.

Jedoch dessen sei eingedenk, die Ehe ist kein Kinderspiel! Heirate nicht gar zu jung und liebe Deinen Verlobten; solltest Du aber ohne Ueberlegung in die Ehe gehen, so beurteile Deinen Mann nicht vorschnell.

Auf Wiedersehen!

Die glücklichste der Frauen

Alina.

Von Diesem und Jenem.

Sind wir verrückter als unsere Väter?

Von Cesare Lombroso.

Wenn es wahr ist, daß die Ziffern die thatsächlichen Verhältnisse mit größtmöglicher Gewißheit ausdrücken, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Zivilisation die Anzahl der Wahnsinnigen steigert, und daß wir heutzutage mehr Wahnsinnsfälle haben als ehedem. Man braucht in der That nicht die statistischen Daten einer Periode von zwanzig Jahren, ja nicht einmal einer solchen von zehn Jahren zu nehmen, um darzuthun, mit welcher Schnelligkeit der Wahnsinn sich, ganz abgesehen natürlich von der Bevölkerungszunahme, vermehrt.

Zieht man zum Beispiel die Statistik des am weitesten von allen vorgeschrittenen Landes zu Rate, diejenige der Vereinigten Staaten von Amerika, aus der man schließen kann, was Europa in hundert Jahren sein wird, so ersieht man aus den Resultaten der zehnten Steuereinschätzung (Compendium of the tenth Census (1880) of the United States), daß es

im Jahre 1850 15,610,
„ „ 1860 24,042,
„ „ 1870 37,432

Geistesgestörte gegeben hat.

Im Jahre 1880 steigt die Anzahl auf 91,997, während die Bevölkerung im Jahre 1850 23,191,876, im Jahre 1860 31,440,321, im Jahre 1870 38,558,371 und im Jahre 1880 50,155,783 betrug.

Daraus geht hervor, daß, während die Bevölkerung sich verdoppelt oder etwas mehr als verdoppelt hat, die Zahl der Wahnsinnigen auf ihr Sechsfaches gestiegen ist. In den letzten zehn Jahren hat eine Vermehrung der Einwohner um 30 % und eine solche der Geisteskranken um 155 % stattgefunden, wobei 51 Frauen auf 48 Männer und 71,362 Eingeborene auf 28,658 unter 100,000 kommen.

Was Italien anlangt, so hat auch dort eine Steigerung stattgefunden, doch in minder hohem Verhältnis, sie beträgt etwa 17 % in zehn Jahren.

Die Angaben, welche als verläßlich erscheinen, beziehen sich auf die Jahre: 1874 mit 51 Geisteskranken auf 100,000 Einwohner, 1877 mit 54,17, dann 1880 mit 61,25 und 1883 mit 67,75.*) In Frankreich**) findet man im Jahre 1883 auf 100,000 Einwohner 131 Geisteskranke, dann 133,8 im Jahre 1884 und 136,6 im Jahre 1885. In Deutschland kommen im Jahre 1883 82,7 Geisteskranke vor, im Jahre 1884 84,2 und im Jahre 1885 88,5. Diese Ziffern zeigen schon, daß es in den zivilisirten Ländern die meisten Wahnsinnigen gibt und ihre Zahl von Jahr zu Jahr sich steigert.

Es ließe sich allerdings sagen, daß viele dieser Wahnsinnsfälle von der Zivilisation nicht veranlaßt, sondern durch dieselbe zur Kenntnis gebracht worden sind, und daß die Eröffnung der großen Irrenanstalten eine Anzahl von Irren, wie man sie früher nicht gekannt, ans Licht gefördert hat. Es ist richtig, daß der größte Teil der Mittel, die man gegen den Wahnsinn hat verwenden können, wie bei den Schwindsüchtigen, die Anzahl der Kranken nur vermehrt hat. Es ist richtig, daß die Nächstenliebe sich nicht nur auf die Wahnsinnigen, sondern auch auf Schwach- und Blödsinnige erstreckt hat und man in vielen Fällen diese mit

*) Censimenti del Verga in den „Italienischen Archiven der Nervenkrankheiten“, 1895.

**) Dr. Roseri (Di oleune statistiche sanitarie in Italia e di altri stati d'Europa) und Dr. Bodio (Bulletin de l'Institut international de statistique S. 112 und 113).

den Wahnsinnigen zusammen wirft. Es ist schließlich auch richtig, daß, je weiter die Aufklärung fortschreitet, die Verbrecher mehr und mehr den Wahnsinnigen zugerechnet werden und die Anzahl derselben vermehren.

Aber das alles reicht nicht zur Erklärung der Thatsache aus, daß in zehn Jahren die Anzahl der Irren sich verdoppelt, und daß sie in zwanzig Jahren sich verzehnfacht hat.

Wir wissen, daß die Zivilisation neue Krankheitsformen entwickelt hat, die früher nicht vorhanden waren. So war die fortschreitende allgemeine Lähmung nicht bekannt, es ist erst seit dem gegenwärtigen Jahrhundert von ihr die Rede, und heutzutage bildet sie das größte Kontingent der reichen Kranken, der Gedankenarbeiter und ganz besonders der Militärpersonen.

Die Epilepsie hat stark zugenommen unter der psychischen Form, und zwar derart, daß man die epilepsia larvata genannte als eine Entdeckung unserer Zeit betrachten kann. Weiter muß übrigens bemerkt werden, daß ihre Verwandtschaft mit dem Verbrechen, die ich für eine der am sichersten ermittelten Thatsachen der modernen Psychiatrie halte, nur erst von einer kleinen Anzahl von Irrenärzten anerkannt wird, während sie von den am weitesten fortgeschrittenen Juristen mit Entrüstung und, ich möchte sagen, mit gründlichster Unwissenheit zurückgewiesen wird.

Andrerseits hat der Alkoholismus ungeheure Dimensionen angenommen. Man hat früher gewiß auch getrunken, allein der Alkohol war während des Mittelalters nicht allgemein bekannt und verbreitet und der Branntwein, die aqua vitae, ein seltenes Heilmittel. Sodann hat Doktor Beard in Amerika eine sehr richtige Bemerkung gemacht, die wir in Sardinien und Sizilien haben bestätigen können, die, daß sich in der Bevölkerungsmasse ein sehr weit vorgeschrittenes Studium der Degeneration konstatiren läßt, das durch die Zivilisation hervorgerufen ist und darin besteht, daß die Trunksucht sich in die Vereinigung von unheilvollen Zuständen umsetzt, die man mit dem Namen Alkoholismus bezeichnet.

Heutzutage haben wir nicht nur den Alkoholismus, sondern den Morphinismus, den Kokaismus und den Aetherismus, alle hervorgerufen durch Substanzen, die zuweilen als wirksames Reizmittel dienen, deren man sich aber nicht zu lange bedienen darf, wenn man nicht in chronische Intoxikation verfallen will.

Außerdem sind wir in den Großstädten und großen Verkehrszentren Zeuge von einer fieberhaften Thätigkeit, die den Gedanken mehr arbeiten läßt, als die Natur es verstattet, woher jene Menge von neurasthenischen und hysterischen Zuständen kommt, jenes Uebermaß moralischer Verrücktheiten, Leute, die durch und durch egoistisch sind und nur eine herrschende Leidenschaft haben, das Verlangen nach Gold, dem sie alles aufopfern bis auf Gesundheit und Leben.

Diese Gruppe Halbgeistesgestörter, welche die Italiener mattoidi, die Franzosen détraqués und die Nordamerikaner cracked nennen, der Leute, welche die Livree des Genies bei einem gehörigen Vorrate von Geistesschwäche und das praktische Geschick eines Menschen von mittlerer Intelligenz besitzen und gewöhnlich in den Irrsinn verfallen, wenn sie schreiben, kommt (bis auf gewisse Ausnahmen, wie Luise Michel) nur bei dem männlichen Teile der gebildeten Klasse und nur in den großen Verkehrszentren, den Großstädten, vor. Ich habe nie einen derselben auf dem Lande und unter den Ungebildeten gefunden.

Heutzutage entvölkert die Zivilisation das Land und vermehrt die Ansammlung in den Zentren in der gleichen Weise, wie sie die physischen Reizmittel, die verschiedenen Arten des Alkohols, des Morphiums, der Kokastoffe, des Aethers, des Haschisch und so weiter sich mehren läßt. Die Zivilisation läßt den Marschallstab und die Stelle des Präsidenten der Republik in magischem Lichte vor den Augen des bescheidensten Rekruten erscheinen, der lesen und schreiben kann.

Weshalb will man unter diesen Umständen nicht zugeben, daß die Zivilisation die Gleichgewichtsstörung zwischen den geistigen Fähigkeiten und infolge dessen den Wahnsinn fördert?

Alle diese Gründe beweisen und erklären, weshalb wir in den zivilisirten Ländern so viele Geistesgestörte haben, und lassen erkennen, daß die Zahlenangaben der Statistik richtig sind und ein wirkliches Phänomen darstellen. Es würde aber ein großer Irrtum sein, daraus zu schließen, daß die Zivilisation die Wahnsinnigen hervorbringt. Ein kurzer vergleichender Ueberblick über die Gegenwart und Vergangenheit wird uns davon überzeugen, daß kein Grund vorliegt, uns über die angeblichen traurigen Folgen der Zivilisation zu beunruhigen.

Der Wahnsinn bei den Wilden und Naturvölkern.

1. Fangen wir mit Indien an. Im Sanskrit finden wir eine große Anzahl von Synonymen für das Wort Wahnsinn. So muh (eine Seelenunruhe empfinden), wovon Bopp das griechische moi-pos herstammen läßt; manth, sich bewegen, woher mammatha (Herzensbeweger), der Name der Liebesgottheit im alten Indien, kommt; dann der Stamm mad (trunken, sinnlos sein), wovon das englische mad und ebenso das italienische matto abgeleitet wird. Zahlreich sind gleichfalls die Ausdrücke, welche mit der Idee des Wahnsinns die Bezeichnung „Heiliger" oder „Pilger" verbinden, so zum Beispiel nigrata, das zugleich „Heiliger", „Frommer" und „Verrückter" bedeutet (Wilson. A Dict. sansk. Calcutta, 1882), eine in der That sonderbare Zusammenstellung, deren Grund uns aber bald einleuchten wird. Es ist gewiß, daß dieser übergroße Reichtum an Synonymen das Vorhandensein und die Verbreitung der Krankheit in den ältesten Zeiten vermuten lassen muß; doch gehen wir weiter.

Das Gesetzbuch des Manu kennt nicht nur die Wahnsinnigen, sondern teilt sie in Blödsinnige und Gelähmte ein und verbietet den Brahmanen, sich neben sie unter Bäume oder an einen Tisch zu setzen; weiter schließt es sie (Buch IV, Kap. 79. — Buch VIII, Kap. 67) von den Opfern aus. Im Mahâbharata (einem der ältesten Gedichte) handelt es sich oft um vom Wahnsinn befallene Persönlichkeiten, zum Beispiel in der Episode von Nali und der Damayanti, die aus Liebe wahnsinnig geworden ist (Buch II. Nr. 3), und in der von dem Dämon Kuli besessenen Nala, der unter der Einwirkung dieses Geistes beim Würfelspiel um Thron und Reichtum gebracht wird und seine Frau in den Wäldern verliert.

(Fortsetzung folgt)

Aus den „Pensées et Maximes" von Emanuel Wertheimer:

1. Unter allen Langweiligen sind die Schweigsamen am unterhaltendsten.
2. Vielwissende tragen oft alle möglichen Köpfe, nur nicht den eigenen.
3. Wer schwer zu rühren ist, dem zeige man, wie die Not spart.
4. Wenn die Güte schon auf Erden belohnt würde, gäbe es nur gute Menschen.
5. Es gibt Kunstwerke, bei denen man sich noch immer nicht zu langweilen wagt.
6. Der Mittelmäßige schätzt an dem Genie nichts so sehr als dessen Bescheidenheit.
7. Physiognomik ist die Kunst, sich schon durch Gesichtszüge täuschen zu lassen.
8. Könnte man den physischen Genüssen die Dauer der geistigen verleihen, wir hätten keine geistigen.
9. Hat die Neugierde unter zwei entgegengesetzten Ereignissen zu wählen, rennt sie zum Unglücksfall.
10. Mit nichts ist man so zufrieden wie mit sich.
11. Warum das Elend so wenig rührt? Aus ästhetischen Gründen: es wiederholt sich zu oft.
12. Am meisten erbarmt sich des Unglücklichen noch die Hoffnung.
13. Der Anblick der Armut ist oft so ergreifend, daß man gerührt ein Almosen für sich beiseite legt.
14. Am eifrigsten, großmütigsten, überschwenglichsten spendet man — Beileid.
15. Viele leben jetzt von der Frage, wie man die Elenden rettet, ohne ihnen helfen zu müssen.
16. Wer Geist besitzt, hat den Nachteil, ihn bei anderen nicht entbehren zu können.
17. Es gibt nur eine Andacht: jene, die uns Güte einflößt.
18. Andere verhindern wir selten, für uns unbescheiden zu sein.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 17. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des siebenzehnten Heftes.

Seite

Sonja Kowalevsky. I. Kindheits- und Jugenderinnerungen. Von ihr selbst erzählt. Aus dem Russischen (Fortsetzung) 773
Parasiten-Lebenskünstler. Erzählung aus dem Rumänischen von Delavrancea (Barbu Stefanescu) 787
Fritz Randel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm 797
Auf dem Felsen. Gedicht aus dem Dänischen von Holger Drachmann 809
Hans und Trine. Novelle aus dem Dänischen von Henrik Pontoppidan 810

Von Diesem und Jenem:

„Krischna Singh" und der indische Roman. Von T. K. 818
Sind wir verrückter als unsere Väter? Von Cesare Lombroso (Fortsetzung) . . . 819

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Belletristische Novitäten!

Geschieden.

Roman von

Sophie Junghans.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 8. —; fein gebunden *M.* 10. —

Mit ihrem neuesten Werke hat die gefeierte Verfasserin ein groß angelegtes, reich bewegtes Lebensgemälde geliefert, worin die sozialen Gesetze und Kämpfe unserer Zeit ebenso wirkungsvoll zur Erscheinung kommen wie die zartesten und verwickeltsten psychologischen Probleme.

So wachsen deiner Seele Flügel.

Roman von

Bernhardine Schulze-Smidt.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 6. —; fein gebunden *M.* 8. —

Der Roman schildert mit verblüffender Naturtreue die Sitten des österreichischen Volkes am Gestade der Adria und die Gesellschaft des österreichischen Adels. Noch in keinem ihrer Werke hat sich die Verfasserin zu so sicherer Meisterschaft erhoben, wie hier in der Darstellung der Kämpfe einer edlen Frau um ihr Lebensglück und ihre persönliche Würde. Die Fremdartigkeit des Schauplatzes verleiht dem Buche einen neuen, mächtigen Reiz.

Bühne des Lebens.

Ein neues Novellenbuch von

Eugen Salinger.

Inhalt: Der vierzehnte Kriegsartikel. — Assessor Mack. — Das Blumenmädchen von Kriccia. — Bühne.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Die vorliegenden Novellen sind ein neuer glänzender Beweis für die große, oft dramatische Darstellungskraft, womit der Autor hochinteressante psychologische Probleme und Konflikte zu behandeln weiß. Echte Blutwärme ist in den Menschen, die Salinger mit packender Wahrheit schildert. Stil und Sprache sind von der dem Autor stets nachgerühmten Sorgfalt und Vornehmheit.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

I.

Kindheits- und Jugenderinnerungen.

Von ihr ſelbſt erzählt.

(Fortſetzung.)

Was mein Verhältnis zur Mutter betrifft, ſo war ich im tiefſten Innern leidenſchaftlich von ihr eingenommen und hielt ſie für die ſchönſte und entzückendſte Frau auf der Welt; zugleich aber fühlte ich mich beſtändig von ihr zurückgeſetzt — warum liebte ſie mich weniger als meine beiden Geſchwiſter?

Es iſt Abend, und ich ſitze im Schulzimmer. Die Aufgaben für morgen ſind fertig, aber die Gouvernante hält mich noch unter verſchiedenen Vorwänden zurück und will mich nicht zu den anderen gehen laſſen. Im großen Saal, der über der Schulſtube liegt, wird muſizirt. Meine Mutter ſpielt abends gewöhnlich Klavier. Stundenlang kann ſie phantaſiren, von einem Thema zum andern übergehend. Sie hat viel muſikaliſchen Geſchmack und einen wunderbar weichen Anſchlag, und mit Entzücken lauſche ich ihrem Spiel. Unter dem Bann der Muſik und der Abſpannung nach den Stunden bekomme ich plötzlich einen Weichheitsanfall und ſehne mich nach Zärtlichkeit und innigem Anſchmiegen. Jetzt ſind es nur noch wenige Minuten bis zum Thee, und endlich läßt mich die Gouvernante los. Ich jage die Treppe hinauf, reiße die Thüre auf und ſehe meine Mutter, die nicht mehr Klavier ſpielt, auf dem Sofa ſitzen und zu beiden Seiten Anjuta und Fedja ſich zärtlich an ſie ſchmiegen. Sie ſchwatzen und lachen ſo lebhaft, daß ſie mein Eintreten gar nicht bemerken. Einige Augenblicke bleibe ich ſchweigend ſtehen in der Hoffnung, bemerkt zu werden, aber ſie ſetzen ihre Unterhaltung fort, ohne ſich ſtören zu laſſen. Mehr bedarf es nicht, um meine warme Empfindung abzukühlen.

„Sie ſind ohne mich vergnügt," ſpricht eine bittere, eiferſüchtige Stimme in meiner Bruſt; und anſtatt zur Mutter zu ſtürzen und ihre feinen weißen Hände zu küſſen, wie ich es mir unten im Schulzimmer ſo heiß gewünſcht hatte, hocke ich mich in eine Ecke weit weg von den anderen und brumme, wie ſie es alle nennen, bis zum Thee, um bald darauf zu Bett geſchickt zu werden.

V.

Dieſe meine Ueberzeugung, weniger als meine Geſchwiſter geliebt zu werden, ſchmerzte mich tief, und um ſo mehr, als frühzeitig das Bedürfnis nach ſtarker, hingebender Liebe in mir erwachte. Zeigte mir ein Verwandter oder Freund meiner Eltern wärmere Teilnahme, dann empfand ich bald eine bis zur Abgötterei ſich ſteigernde Liebe und Verehrung für ihn.

Beſonders waren es zwei Perſonen, die mein ganzes Herz beſaßen — einer von den Brüdern meines Vaters und der einzige Bruder meiner Mutter: Erſterer, Peter Waſſiljewitſch Corvin Krukofsky, war ein ungewöhnlich ſtattlicher, hochgewachſener Greis, deſſen gewaltiger Kopf weißes, lockiges Haar bedeckte. Sein Geſicht mit dem regelmäßigen Profil, den zuſammengewachſenen grauen Augenbrauen und der tiefen Falte, welche die Stirne faſt in zwei Teile teilte, würde ſtreng, ja grimmig ausgeſehen haben, hätten nicht ein Paar ſo guter, treuer, unſchuldiger Augen daraus hervorgeleuchtet, wie man ſie nur bei Neufundländer Hunden und kleinen Kindern findet.

Peter Waſſiljewitſch war kein Menſch für dieſe Welt. Obgleich er als Aelteſter die Stellung eines Familienoberhauptes einnahm, wurde er doch von allen Verwandten wie ein großes Kind behandelt, auf das man keine Rückſicht zu nehmen braucht. Im Alter galt er ſowohl für ein Original wie für einen Phantaſten. Seine Frau war ſchon jahrelang tot, und ſein ganzes, ziemlich bedeutendes Vermögen hatte er ſeinem einzigen Sohn überlaſſen, während er für ſich ſelbſt nur einen kleinen Monatsgehalt behielt.

Seitdem ohne bestimmte Beschäftigung, pflegte er meinen Vater öfter zu besuchen und wochenlang in Palibino zu bleiben, und seine Ankunft war für uns Kinder jedesmal ein Freudenfest, denn es wurde durch ihn viel lebhafter und gemütlicher in unserem Hause.

Sein Lieblingsaufenthalt war die Bibliothek. Da er körperliche Bewegung durchaus nicht liebte, konnte er tagelang auf dem großen Ledersofa sitzen, das eine Bein in die Höhe gezogen, mit dem linken Auge blinzelnd, das schwächer als das rechte war, gänzlich vertieft in die Revue des Deux Mondes, seine Lieblingslektüre.

Lesen, lesen bis zum Uebermaß, bis zur Verrücktheit, das war seine einzige Leidenschaft. Die Politik interessirte ihn lebhaft und er verschlang die Zeitungen, die nur einmal wöchentlich nach Palibino kamen. Dann konnte er lange in tiefsinnige Grübeleien darüber versinken, „was der Schurke Napoleon wieder vor habe?" Auch Bismarck machte ihm in den letzten Jahren seines Lebens viel Kopfzerbrechen. Im übrigen war er überzeugt, daß Napoleon „Bismarck schon kalt stellen würde", und konnte, da er das Jahr 1870 nicht mehr erlebte, unbeirrt in diesem Glauben sterben.

Sobald es sich um Politik handelte, wurde der gute Onkel schrecklich blutdürstig. Eine Armee von hunderttausend Mann auf der Stelle niederzumachen, war für ihn eine Kleinigkeit. Dieselbe unbarmherzige Gesinnung legte er an den Tag, wenn er in der Idee Verbrechen bestrafte; trotzdem war ein Verbrecher für ihn eine Phantasiefigur, denn im wirklichen Leben hielt er alle Menschen für gut und rechtschaffen.

Ungeachtet der Proteste meiner Gouvernante, verurteilte er zum Beispiel alle indischen Gouverneure zum Galgen.

„Ja, Fräulein, alle, alle!" schrie er und schlug in der Hitze mit der geballten Faust auf den Tisch. In solchen Augenblicken konnte er so haßerfüllt aussehen, daß jeder plötzlich in das Zimmer Tretende vor seinem Anblick erschrocken wäre. Aber gleich darauf verstummte er, und sein Gesicht bekam einen unruhigen und bekümmerten Ausdruck; er bemerkte nämlich, daß er mit seiner unvorsichtigen Bewegung das Windspiel Grisi aufgeschreckt, das sich eben zu einem Schläfchen neben ihm auf dem Sofa zurecht gelegt hatte.

Ganz glückselig aber war Peter Wassiljewitsch, wenn er in einer Zeitschrift den Bericht über irgend eine wichtige, wissenschaftliche Entdeckung fand. Dann gab es bei Tisch lebhafte Debatten, während sonst, wenn wir allein waren, ein fast bedrückendes Schweigen herrschte, weil bei dem Mangel an gemeinsamen Interessen keiner wußte, wovon er mit den anderen sprechen sollte.

„Schwägerin, haben Sie gelesen, was Paul Bert nun wieder vor hat?" konnte er sich an meine Mutter wenden. „Er bringt eine Art künstlicher siamesischer Zwillinge zuwege, indem er den Nerv des einen Kaninchens mit dem des andern zusammenwachsen läßt. Schlägt man das eine, so fühlt es das andere. Was sagen Sie dazu? Verstehen Sie, wohin das noch führen kann?"

Und damit fängt er an, den näheren Inhalt des eben gelesenen Zeitungsartikels mitzuteilen, wobei er ihn unabsichtlich, ja unbewußt so ausschmückt und verändert und so starke Schlüsse in Bezug auf die Wichtigkeit und Wirkung der fraglichen Entdeckung macht, daß der Entdecker selbst ganz gewiß auch nicht einmal im Traum an dergleichen gedacht hatte.

Nach dem Bericht entsteht eine heiße Debatte. Meine Mutter und Anjuta treten gewöhnlich gleich auf Seite des Onkels und sind begeistert von der neuen Entdeckung. Die Gouvernante dagegen stellt sich aus angeborenem Widerspruchsgeist fast ausnahmslos auf Seite der Opposition und fängt mit großer Heftigkeit an, das Falsche, um nicht zu sagen Sündhafte der Theorie, die Peter Wassiljewitsch aufgestellt hat, anzugreifen. Nur zuweilen erhebt der polnische Informator seine Stimme, und zwar nur wenn es gilt, irgend einen rein äußerlichen Irrtum zu berichtigen, hält sich aber wohlweislich von jeder aktiven Teilnahme am Streit fern. Mein Vater dagegen repräsentirt die skeptische, lächerlich machende Kritik, die für keine Seite Partei ergreift, sondern nur mit scharfem Blick alle schwachen Punkte der beiden streitenden Heerlager erspäht und aufdeckt.

Diese Debatten bekommen oft ein kriegerisches Gepräge und endigen, wie durch ein unglückliches Verhängnis, fast regelmäßig damit, von rein abstrakten Fragen plötzlich in kleine spitzige, persönliche Angriffe überzugehen.

Die heftigsten Gegner sind immer Malvina Jakovlewna und Anjuta, zwischen denen eine fünfjährige heimliche Fehde, nur durch vorübergehenden Waffenstillstand unterbrochen, besteht.

Wenn die Kühnheit meines Onkels überrascht, mit der er allgemeine Schlüsse aus jedem einzelnen Vorkommnis zieht, so zeichnet sich ihrerseits die Gouvernante nicht weniger durch die Genialität aus, mit der sie die Frage des Schicklichen behandelt. Die abstraktesten, dem Leben gänzlich fern stehenden, wissenschaftlichen Theorien geben ihr Veranlassung, das Unpassende in Anjutas Benehmen zu beweisen und zu verurteilen, und zwar in so überraschender und origineller Weise, daß die anderen notgedrungen darüber erschrecken müssen.

Anjuta bleibt ihr nichts schuldig, gibt ihr vielmehr eine so ungezogene und naseweise Antwort, daß die Gouvernante vom Tisch aufspringt und erklärt,

nach einer solchen Beleidigung nicht länger im Hause bleiben zu können. Allen Anwesenden ist es natürlich peinlich und unbehaglich; meine Mutter, der Zank und Auftritte schrecklich sind, übernimmt die Rolle der Vermittlerin, und nach langen Unterhandlungen wird der Friede endlich wieder hergestellt.

Oft mußte ich später noch an die Stürme denken, welche besonders zwei Aufsätze in der Revue des Deux Mondes in unserem Hause heraufbeschworen hatten. Der eine behandelte die Einheit physischer Kräfte (ein Bericht über die Abhandlung von Helmholtz), der andere Claude Bernards Experimente mit Taubengehirnen. Wahrscheinlich würden sowohl Helmholtz wie Claude Bernard äußerst überrascht sein, wenn sie wüßten, welcher Zankapfel in eine friedliche, weit weg in einem vergessenen Winkel des Vitebskschen Gouvernements wohnende russische Familie durch diese beiden Aufsätze geschleudert wurde.

Aber der Onkel interessirte sich nicht nur für die Politik und die Berichte über die neuesten wissenschaftlichen Entdeckungen, sondern las auch mit demselben Vergnügen Romane, Reisebeschreibungen und historische Aufsätze — ja, in Ermanglung eines besseren sogar Kinderbücher. Man sollte glauben, daß nichts auf der Welt einem reichen Gutsbesitzer leichter fallen müßte, als diese unschuldige Leidenschaft zu befriedigen. Trotzdem besaß mein Onkel fast keine eigenen Bücher, und erst in den letzten Jahren seines Lebens und dank unserer Bibliothek in Palibino wurde es ihm möglich, in diesem einzigen Genuß, der für ihn Wert hatte, zu schwelgen.

Infolge der ungewöhnlichen Schwäche seines Charakters, welche im merkwürdigsten Kontrast zu seinem stattlichen, strengen Aeußeren stand, war er zeit seines Lebens von anderen unterdrückt worden, und dieser Druck hatte so schwer und tyrannisch auf ihm gelastet, daß er niemals an Befriedigung seiner persönlichen Neigungen und Wünsche hatte denken können.

Seine Charakterschwäche war auch die Ursache, daß er als junger Mensch für unbrauchbar zum Militärdienst erklärt wurde, nach damaliger Anschauung dem einzigen, für einen Adeligen passenden Beruf, und da er friedliebender und fügsamer Sinnesart war und keine Neigung hatte, über den Strang zu schlagen, entschlossen sich seine zärtlichen Eltern, ihn zu Hause zu behalten und ihm nur so viel Bildung beibringen zu lassen, als erforderlich war, ihn nicht zum gewöhnlichen rohen Landjunker herab sinken zu lassen. Alles, was er wußte, hatte er sich später durch eigenes Nachdenken und selbständiges Lernen angeeignet, und seine Kenntnisse waren ziemlich bedeutend, obgleich, wie bei allen Autodidakten, ungleichmäßig und unzusammenhängend. Auf einem Gebiet konnte er sehr bewandert, auf einem andern völlig unwissend sein.

So blieb er auch erwachsen daheim auf dem Gut seiner Eltern und begnügte sich mit der anspruchslosesten Stellung in der Familie, immer gleich frei von jeder Spur von Eigennutz und Selbstsucht. Die jüngeren, viel glänzender beanlagten Brüder behandelten ihn etwas herablassend, gutmütig, gönnerhaft wie ein unschädliches Original. Aber plötzlich fiel ihm ein unerwartetes Glück wie vom Himmel herab in den Schoß: die erste Schönheit und reichste Erbin des Gouvernements, Nadeschda Andrejewna, würdigte ihn ihrer Aufmerksamkeit. Bestach sie seine Schönheit oder fand sie nach einfacher Berechnung, daß gerade er der Mann sei, den sie brauchte, und daß es ganz angenehm sein möchte, diesen ergebenen, verliebten Riesen allezeit zu ihren Füßen zu sehen — genug, sie gab deutlich zu verstehen, daß sie nichts dagegen haben würde, ihm ihre Hand zu schenken.

Peter Wassiljewitsch selbst würde nicht einmal im Traum gewagt haben, an so etwas zu denken, aber die ganze Schar der Tanten und Schwestern beeilte sich, ihn von dem Glück zu unterrichten, das auf sein Los gefallen war, und ehe er wußte, wie ihm geschah, war er der auserwählte Bräutigam der schönen, reichen, verzogenen Nadeschda Andrejewna.

Aber glücklich wurde die Ehe nicht.

Obgleich wir Kinder von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß Onkel Peter Wassiljewitsch nur zu unserem speziellen Vergnügen auf der Welt sei, und wir über alles, was uns in den Sinn kam, völlig ungenirt mit ihm schwatzten, sagte uns doch ein instinktives Gefühl, daß es einen Punkt gäbe, den wir nicht berühren dürften — niemals fragten wir ihn nach seiner Frau.

Freilich hatten wir auch unheimliche Geschichten über sie gehört. Die Erwachsenen, das heißt die Eltern und die Gouvernante, nannten ihren Namen niemals in unserer Gegenwart. Aber Tante Anna Wassiljewna, die jüngste Schwester meines Vaters, bekam mitunter einen Anfall von Schwatzsucht und erzählte uns dann schreckliche Dinge von der „seligen Schwägerin, Nadeschda Andrejewna".

„Großer Gott, war das eine Schlange! Mich und Schwester Martha hat sie fast zu Tode gequält! Und Bruder Peter hat wahrhaftig auch sein gutes Teil abbekommen. Wenn sie sich zum Beispiel über die Dienstleute ärgerte, dann stürmte sie zu ihm in sein Zimmer und verlangte, er sollte mit eigenen Händen den Schuldigen strafen. Natürlich wollte er das nicht, so gut wie er ja immer war, sondern suchte ihr im Gegenteil Vernunft einzureden; aber das half eben etwas! Seine Reden machten sie nur wütender, und es hagelte förmlich Schimpfworte auf ihn herab. Und er — nun ein Schwächling war er ja zeit seines Lebens und niemals ein ordentlicher Mann! Er blieb ganz ruhig sitzen und hörte

ſanft und ſchweigend zu. Schließlich, wenn ſie ſah, daß ihre Worte keinen Eindruck auf ihn machten, nahm ſie ſeine Papiere, Bücher, alles, was ſie auf dem Schreibtiſch fand und warf es in den Ofen, während ſie ſchrie: ‚Ich leide den Plunder nicht in meinem Hauſe!‘ Es kam ſogar vor, daß ſie ihren Pantoffel auszog und ihn damit ſchlug — ja, ſie ohrfeigte ihn richtig. Und er, das beſcheidene Tierchen, verſuchte nur, ihre Hände feſt zu halten, aber äußerſt vorſichtig, damit er ihr nicht etwa weh thäte und ſagte ganz ſanft und freundlich: ‚Was iſt denn das mit Dir, Nadenka? Beruhige Dich! Schämſt Du Dich nicht? Und noch dazu in Gegenwart anderer!‘ Aber ſie ſchämte ſich nicht im geringſten!“

„Wie konnte es Onkel nur mit einer ſolchen Frau aushalten? Warum verſuchte er nicht, von ihr los zu kommen!“ riefen wir empört aus.

„Ach, ihr lieben Kinder, man wirft ſeine angetraute Frau nicht wie einen ausgezogenen Handſchuh von ſich,“ antwortete die Tante. „Und dann muß ich auch geſtehen, daß er ſie doch innig liebte, ſo ſchlecht ſie ihn auch behandelte.“

„Wie war es möglich, daß er ſie liebte? Eine ſolche Xanthippe!“

„Er liebte ſie entſchieden und konnte nicht ohne ſie leben. Als ſie ſie umgebracht hatten, trauerte er ſo, daß er nahe daran war, Hand an ſich zu legen.“

„Was ſagſt Du, Tante? Sie wurde umgebracht?“ fragten wir in höchſter Spannung.

Die Tante, welche merkte, daß ſie zu viel geſagt hatte, brach plötzlich ab und begann energiſch an ihrem Strickzeug zu ſtricken, ein Zeichen, daß keine Fortſetzung folgen würde. Aber unſere Neugierde war rege gemacht, und wir ließen nicht los.

„Süßes, liebes Tantchen, bitte, erzähle!“ baten wir inſtändig.

Und offenbar konnte Anna Waſſiljewna ſelbſt nicht gut aufhören, wenn ſie einmal in Zug gekommen war.

„Ja ſeht, ſie iſt von ihren eigenen Leibeigenen erſtickt worden,“ antwortete ſie plötzlich.

„Ach, das iſt ja entſetzlich! Wie ging denn das zu?“

„Sehr einfach! Sehr einfach!“ erwiderte die Tante. „Es geſchah eines Nachts, als ſie allein war, während ſie Bruder Peter und das Kind einmal fortgeſchickt hatte. Ihre Lieblingszofe Malanja hatte ſie wie gewöhnlich ausgekleidet und zu Bett gebracht; plötzlich klatſcht dieſe zwei-, dreimal in die Hände, und auf dieſes Zeichen kommen ſämtliche Dienſtmädchen und der Kutſcher Fedor und der Gärtner Jovstignaj. Nadeſchda Andrejewna ſah ihnen auf den erſten Blick an, daß Gefahr drohte, aber ſie verlor die Beſinnung nicht, ſondern rief furchtlos: ‚Was habt ihr hier zu ſuchen, ihr Elenden? Seid ihr von Sinnen? Augenblicklich hinaus!‘ Und aus alter Gewohnheit wollten ſie ſich ſchon unterkriegen laſſen und fingen an, nach der Thür zurück zu weichen, als Malanja, welche die Unerſchrockenſte war, ihnen zuſchrie: ‚Was denkt ihr armen Feiglinge? Wißt ihr nicht, daß ſie euch ſchon morgen alle zuſammen nach Sibirien ſchickt?‘ Na, dann ermannten ſie ſich und ſtürzten zum Bett hin; einige hielten der ſeligen Schwägerin die Hände, andere die Füße, und nun ſtopften ſie Kiſſen und Betten auf ſie, um ſie zu erſticken. Sie bat und beſchwor ſie, bot ihnen Geld und alles mögliche Verlockende, wenn ſie ſie nur am Leben ließen. Aber nein, ſie ließen ſich nicht erweichen. Und Malanja, die doch immer ihr Liebling geweſen war, befahl den anderen, ein feuchtes Tuch auf ihr Geſicht zu legen, damit ſie keine blauen Flecke bekäme.

„Nachher aber gaben ſich die dummen Sklaven ſelbſt an, bekamen Peitſchenhiebe, legten ein umfaſſendes Geſtändnis vor Gericht ab und wurden ſchrecklich genug beſtraft! Viele von ihnen friſten ihr kümmerliches Daſein noch jetzt in Sibirien.“

Die Tante ſchweigt, und wir ſind ſtarr vor Entſetzen.

„Laßt nur Papa und Mama nicht hören, was ich da dumm genug war, euch zu erzählen,“ ermahnt ſie uns. Aber wir wiſſen ſchon von ſelbſt, daß das nichts iſt, worüber wir mit den Eltern oder der Gouvernante ſprechen könnten. Es würde nur Lärm geben und wir hörten dann nichts wieder von dergleichen Geſchichten.

Doch beim Zubettgehen verfolgt mich die unheimliche Erzählung ſo, daß ich nicht ſchlafen kann.

Später ſah ich beim Onkel das lebensgroße Oelbild von Nadeſchda Andrejewna, in der ſchablonenartigen Manier der damaligen Zeit gemalt, und ſeitdem glaubte ich dieſe Tante ſelbſt geſehen und gekannt zu haben — klein und zierlich gebaut, ſchön wie eine Porzellanpuppe, im ausgeſchnittenen roten Sammetkleid, mit einer Granatkette um den vollen weißen Hals, lebhaftem Rot auf den Wangen, mit kaltem, hochmütigem Ausdruck in den großen ſchwarzen Augen und ſtereotypem Lächeln um den kleinen roſenroten Mund. Und ich malte mir aus, wie ſich die großen Augen mehr und mehr erweiterten, als plötzlich ihre untergebenen Sklaven hereinſtürzten, um ſie zu ermorden.

Seit jener Erzählung konnte ich oft nicht umhin, mich lebhaft in ihre Lage hinein zu denken. Während mich Dunjaſcha auskleidete, ſtellte ich mir vor, wie es ſein würde, wenn das runde, freundliche Geſicht des Dienſtmädchens auf einmal einen haßerfüllten Ausdruck bekäme, wenn ſie in die Hände klatſchte und Ilja, Stepan und Saſcha herein

stürzten, und alle riefen: „Wir schlagen das Fräulein *tot!*“

Schließlich fürchte ich mich wirklich bei diesem entsetzlichen Gedanken so sehr, daß ich nicht wie sonst versuche, Dunjascha möglichst lange aufzuhalten, sondern froh bin, wenn sie mich endlich verläßt. Aber einschlafen kann ich trotzdem nicht. Lange liege ich noch munter und starre mit offenen Augen in die Dunkelheit, ungeduldig auf die Gouvernante wartend, die mit den Erwachsenen eben eine Spielpartie macht.

Bin ich aber mit dem Onkel allein zusammen, dann fällt mir die Geschichte erst recht wieder ein, und ich kann nicht begreifen, wie der Mann, der so viel in seinem Leben durchgemacht hat, jetzt so ruhig und heiter ist, als ob nichts vorgefallen wäre, Schach mit mir spielen, mir Papierschiffchen machen und in Feuer und Flamme über einen Zeitungsartikel geraten kann, der über die Wiederherstellung des alten Flußbettes vom Spo-Darjas oder etwas Derartigem handelt. Sind doch Kinder überhaupt nicht im stande, sich eines ihrer Angehörigen, das sie im Alltagsleben zu sehen gewohnt sind, mit tragischen, vom gewöhnlichen Schlendrian abweichenden Schicksalen kämpfend, vorzustellen.

Zuweilen empfand ich ein geradezu krankhaftes Verlangen, den Onkel zu fragen, wie sich alles zugetragen habe. Dann blickte ich ihn lange unverwandt an und versuchte, mir den großen, starken, klugen Mann vorzustellen, wie er zitternd vor seiner kleinen, schönen Frau stand und weinend ihre Hände küßte, während sie seine Bücher und Papiere zerriß oder den kleinen Pantoffel auszog und ihn damit ohrfeigte.

Und einmal, ein einzigesmal während meiner ganzen Kindheit konnte ich der Versuchung auch nicht widerstehen, den wunden Punkt des Onkels zu berühren.

Eines Abends waren wir beide allein im Bibliothekzimmer. Der Onkel saß wie gewöhnlich mit in die Höhe gezogenem Bein auf dem Sofa und las; ich sprang im Zimmer umher und spielte Ball. Als ich müde geworden war, kauerte ich mich neben ihn auf das Sofa, lehnte mich an ihn und grübelte wie gewöhnlich über seine Vergangenheit.

Plötzlich fragte er mich, indem er sein Buch weg legte: „Worüber grübelt denn meine Kleine so tiefsinnig?“

Und unüberlegt und fast wider Willen platzte ich heraus: „Onkel, warst Du nicht sehr unglücklich mit Deiner Frau?“

Aber nie werde ich die Wirkung vergessen, welche diese unerwartete Frage auf den armen Peter Wassiljewitsch ausübte. Sein ruhiges, strenges Gesicht zog sich plötzlich, wie von physischem Schmerz, in kleine Fältchen zusammen, während er die Hände ausstreckte, als wollte er einen Schlag abwehren. Mein Schreck war unbeschreiblich, und ich fühlte mich auf das tiefste beschämt — war es mir doch, als hätte auch ich den Pantoffel ausgezogen und ihn damit geschlagen!

„Geliebter, süßer Onkel, verzeih mir! Ich wußte nicht, was ich fragte!“ flüsterte ich, während ich mich an ihn schmiegte und mein glühendes Gesicht an seiner Brust verbarg. Und der gute Onkel war wirklich im stande, mich wegen meiner taktlosen Neugierde zu trösten. Seit jener Stunde kam ich nie wieder auf dieses Thema zurück. Sonst aber konnte ich ihn nach allem fragen. Ich galt für seinen ausgesprochenen Liebling, und wir saßen stundenlang zusammen und plauderten. Wenn er seine metaphysischen Ideen im Kopfe hatte, war er nicht im stande, an etwas anderes zu denken oder von anderem zu sprechen, und so entwickelte er oft vor mir die allerabstraktesten Theorien, völlig vergessend, daß er sich an ein Kind wendete. Aber ich liebte es ganz besonders, wenn er mit mir wie mit einer Erwachsenen sprach und strengte alle meine Kräfte an, um ihn zu verstehen oder wenigstens zu thun, als ob ich ihn verstände.

Obgleich er niemals Mathematik studirt hatte, stellte er doch gerade diese Wissenschaft besonders hoch. Er hatte sich aus verschiedenen Büchern einige mathematische Kenntnisse angeeignet und liebte es, darüber zu philosophiren, was er oft in meiner Gegenwart laut that. Von ihm hörte ich zum erstenmal von der Quadratur des Kreises und einer Menge ähnlicher Probleme, deren Bedeutung ich natürlich noch nicht begriff, die aber Eindruck auf meine Phantasie machten und eine große Verehrung für die Mathematik bei mir weckten. Ich hielt sie infolge dessen für eine höhere, geheimnisvolle Wissenschaft, die den Eingeweihten den Einblick in eine — für gewöhnliche Sterbliche verschlossene — wunderbare Welt eröffnete.

Ein zweiter, ziemlich eigentümlicher Umstand weckte ebenfalls mein Interesse für diese Wissenschaft.

Als wir auf das Land zogen, mußte das ganze Herrenhaus neu hergerichtet und jedes Zimmer frisch tapeziert werden; da es aber sehr viele waren, hatte man sich bei Bestellung der Tapete verrechnet und sie reichte nicht für die Kinderstube. Nach Petersburg deshalb zu schreiben und die fehlenden Stücke nachkommen zu lassen, war eine umständliche Geschichte, die sich nicht für das eine Zimmer lohnte. Deshalb wartete man auf eine passende Gelegenheit und beklebte einstweilen die eine Wand nur mit Makulatur, unter welcher sich lithographirte Blätter aus Ostrogradskis Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung, welche mein Vater in seiner Jugend studirt hatte, befanden.

Diese Blätter mit ihren wunderlich verzierten, unbegreiflichen Formeln erweckten bald meine Aufmerksamkeit, und stundenlang konnte ich vor der geheimnisvollen Wand stehen und versuchen, den Sinn der einförmigen Sätze herauszubekommen. Durch das anhaltende, tägliche Betrachten prägte sich das rein Aeußerliche der verschiedenen Formeln meinem Gedächtnis ein, und sogar der Text hinterließ in meinem Gehirn bleibende Spuren, obgleich ich ihn damals, als ich ihn las, noch nicht verstand.

Viele Jahre später, als ich, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, meinen ersten Unterricht in der Differentialrechnung bei einem fremden Lehrer in Petersburg bekam, war dieser erstaunt, daß ich die dahin gehörenden Begriffe so rasch, als ob ich sie vorher schon gelernt hätte, faßte und mir aneignete.

Wirklich hatten auch die Formeln und Worte schon lange in irgend einem Winkel meines Gehirns, in der Tiefe des Unbewußten verborgen geruht, ihr Verständnis aber ging mir erst in dem Augenblick auf, als mir der Lehrer sie erklärte.

VI.

Meine Zuneigung zu meinem zweiten Onkel war anderer Art.

Dieser, der einzige Sohn meiner verstorbenen Großeltern und bedeutend jünger als meine Mutter, lebte in Petersburg und war als einziger Erbe des berühmten Schubertschen Namens der Gegenstand unbedingter Verehrung für seine Schwester und zahlreichen Tanten, — lauter alte, unverheiratete Damen.

Seine Besuche in Palibino waren große Familienereignisse. Als er zum erstenmal zu uns kam, war ich neun Jahre alt. Schon wochenlang vorher wurde von nichts anderem als seiner Ankunft gesprochen und das beste Zimmer für ihn hergerichtet. Meine Mutter überwachte selbst die Einrichtung und trug Sorge, daß die bequemsten Stühle und Sofas, die im Hause aufzutreiben waren, hinein kamen. Dann wurde ihm ein Wagen nach der Gouvernementsstadt, die hundertundfünfzig Werst*) von Palibino entfernt lag, entgegen geschickt, und ein Pelz, eine Felldecke und ein Plaid hinein gelegt, damit sich Fedor Feodorowitsch nicht erkälten sollte, denn die Jahreszeit war schon weit vorgerückt.

Den Tag vor seiner erwarteten Ankunft hält plötzlich vor der großen Treppe eine einfache, von drei elenden Mietpferden gezogene Telega,**) und heraus springt ein junger Mann im leichten Ueberrock mit einer Ledertasche über den Schultern.

„Herr Gott, das ist ja Bruder Fedja!“ ruft Mama, als sie zum Fenster hinaus sieht.

*) Eine Werst = 1,067 km.

**) Russischer Bauernwagen.

Und: „Der Onkel ist da, der Onkel ist da!“ tönt es durch das ganze Haus, und alles läuft hinunter, um den Gast zu bewillkommnen.

„Fedja, mein armer Bruder! Du bist mit einer Telega gefahren! Hast Du die Equipage, die wir Dir entgegen schickten, nicht gesehen? Bist Du nicht wie gerädert?“ fragt Mama besorgt, während sie den Bruder umarmt.

Es stellt sich heraus, daß Fedor Feodorowitsch einen Tag früher von Petersburg abgereist ist, als bestimmt war.

„Gott bewahre, Lisa!“ antwortet er lachend und wischt sich die Eistropfen aus dem Bart, ehe er die Schwester küßt. „Ich werde doch nicht denken, daß Du so viel Wesens aus meiner Ankunft machst! Wozu mich abholen lassen? Ich bin doch kein Greis, daß ich nicht hundertundfünfzig Werst auf einer Telega fahren könnte!“

Fedor Feodorowitsch hatte eine angenehme Tenorstimme und sprach mit etwas ausgeprägtem Accent. Er sah noch sehr jung aus; das kurz geschnittene, kastanienbraune Haar bedeckte den Kopf wie ein dichtes, sammetartiges Fell, die Wangen glänzten von der Kälte, die dunkelbraunen Augen blickten lebhaft und munter umher, und zwischen den weichen roten Lippen, welche ein feines Bärtchen beschattete, glänzte eine Reihe frischer weißer Zähne.

„Wie stattlich er ist! Und wie hübsch!“ dachte ich und betrachtete ihn mit Entzücken.

„Wen haben wir hier, Anjuta?“ fragte der Onkel und deutete auf mich.

„Wo denkst Du hin, Fedja! Anjuta ist schon eine große Dame. Das ist nur Sonja!“ entgegnete meine Mutter lebhaft.

„Gott, wie Deine Töchter heranwachsen! Nimm Dich in acht, Lisa; ehe Du Dich's versiehst, machen sie Dich zur alten Frau,“ fiel Fedor Feodorowitsch lachend ein und küßte mich. Ich schämte mich, ohne zu wissen, warum, und wurde dunkelrot.

Beim Mittagessen bekommt der Onkel natürlich den Ehrenplatz neben Mama. Er ißt mit großem Appetit, was ihn indessen nicht hindert, sich unaufhörlich dabei zu unterhalten. Er erzählt verschiedene Neuigkeiten und Klatschgeschichten aus Petersburg, bringt oft alle ins Lachen und stimmt selbst munter und hell ein. Wir hören ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit zu, und selbst mein Vater erweist ihm große Achtung, ohne eine Spur jener hochmütigen, herablassend gönnerhaften Art, womit er so oft die jungen Herren der Verwandtschaft, welche zum Besuch kommen, behandelt und deren Entrüstung erweckt.

Je länger ich den mir neuen Onkel betrachte, desto mehr gefällt er mir. Er hat sich schon gewaschen und umgekleidet, und niemand würde ahnen,

daß er eben von einer weiten Reise kommt. Der kurze Rock von dickem, englischem Stoff sitzt ihm so gut und schmuck wie keinem andern. Am besten aber gefallen mir seine schönen, weißen, wohlgepflegten Hände mit den glänzenden Nägeln, die wie rosenrote Mandeln aussehen. Ich wende während des ganzen Mittagessens kein Auge von ihm und bin so in seinen Anblick versunken, daß ich vergesse, selbst zu essen.

Zum Kuchen werden eingemachte Stachelbeeren herum gereicht. Fedor Feodorowitsch nimmt sich eine ansehnliche Portion davon auf seinen Teller; die großen grünen Beeren sehen wunderbar appetitlich aus, wie sie da in der dicken weißen Zuckersauce liegen und schwimmen. Er sieht das Eingemachte an, dann mich, dann wieder das Eingemachte und bricht plötzlich in so munteres, ansteckendes Lachen aus, daß wir alle einstimmen, ohne zu wissen warum.

„Weißt Du, Lisa, die ganze Zeit habe ich darüber nachgedacht, womit Sonjas Augen zu vergleichen wären," sagt er und beherrscht seine Lachlust etwas. „Endlich weiß ich es: sie sind genau wie eingemachte Stachelbeeren — ebenso groß, grün und süß ..."

Alle finden diesen Vergleich treffend und lachen von neuem. Ich werde rot bis über die Ohren und bin nahe daran, mich beleidigt zu fühlen, aber der Onkel wiederholt lachend: „Aber sehr süß und sehr grün" — und das tröstet mich etwas.

Nach Tisch setzt er sich auf ein kleines Eckſofa und zieht mich auf sein Knie nieder.

„Komm 'mal her, wir müssen gute Freunde werden, mademoiselle ma nièce," sagt er.

Er fängt an, mich nach meinen Stunden und dem, was ich lerne, zu fragen. Kinder kennen ihre starken und schwachen Seiten gewöhnlich besser, als Erwachsene glauben, und so weiß ich recht gut, daß mir das Lernen leicht wird und ich für mein Alter ungewöhnlich viel Kenntnisse besitze. Deshalb bin ich äußerst zufrieden, daß der Onkel gerade darnach fragt und beantworte alle seine Fragen bereitwillig und unbefangen. Ich merke auch, daß er mit mir zufrieden ist. „Was für ein verständiges, kleines Mädchen! Wie viel sie weiß!" ruft er einmal über das andere aus.

„Onkel, nun erzähle Du aber auch etwas," bitte ich ihn endlich.

„Na ja, gern, — aber einer so klugen Dame kann man nicht mit Kindergeschichten kommen," antwortet er neckend; „mit Dir kann man nur von ernsten Dingen sprechen." Und er erzählt mir von Infusorien, Seegras und Korallenriffbildungen. Es ist nicht so gar lange her, daß er die Universität verlassen hat, und deshalb sind ihm diese Dinge noch frisch im Gedächtnis. Er erzählt gut, und es schmeichelt ihm, daß ich so aufmerksam zuhöre und ihn mit weit aufgerissenen „eingemachten Stachelbeeraugen" unverwandt ansehe.

Tag für Tag wiederholte sich das. Nach Tisch zogen sich meine Eltern zurück, um eine halbe Stunde zu schlafen, und da der Onkel während der Zeit nichts vor hatte, setzte er sich auf das kleine Eckſofa, zog mich auf sein Knie nieder und erzählte mir alles Mögliche. Er wollte auch meine Geschwister mit dabei haben, aber Anjuta, kaum der Schulbank entronnen, war besorgt, durch das Anhören dieser belehrenden Erzählungen ihrer Würde als Erwachsene zu nahe zu treten. Fedja dagegen, der es einmal versuchte, fand es langweilig und lief fort, um Pferdchen zu spielen.

Aber ich konnte mir nichts Herrlicheres denken als diese „wissenschaftlichen Unterhaltungen", wie der Onkel sie scherzend nannte, und die halbe Stunde allein mit ihm war mir die schönste am ganzen Tage. In meine unbegrenzte Verehrung für ihn mischte sich sogar etwas von jener kindlichen Verliebtheit, zu welcher kleine Mädchen mehr neigen, als Erwachsene oft glauben. Ich fühlte mich wunderbar stolz, schon seinen Namen auszusprechen, und wenn es nichts weiter betraf als die Frage: „Ist der Onkel zu Hause?" Wenn beim Mittagessen jemand bemerkte, daß ich keinen Blick von ihm wandte und fragte: „Nun, Sonja, Du bist wohl sehr vom Onkel entzückt?" wurde ich dunkelrot und antwortete nicht.

Den Tag über sah ich so gut wie nichts von ihm, da ich ja fast gänzlich von meiner Familie getrennt lebte, und doch hatte ich während des Unterrichts sowohl wie in den Freistunden keinen andern Gedanken als: „Wenn es doch nur erst fünf Uhr wäre und ich zum Onkel könnte!"

Während seines Aufenthaltes in Palibino besuchte uns eines Tages ein benachbarter Gutsbesitzer mit seiner kleinen Tochter. Olga war mein einziger gleichalteriger Umgang; sie kam zwar nicht oft, blieb aber dann den ganzen Tag, zuweilen auch noch die Nacht und war ein heitres, lebhaftes Mädchen, von Temperament und Neigungen aber das gerade Gegenteil von mir, weshalb sich auch keine wirkliche Freundschaft zwischen uns entwickeln konnte. Dennoch war sie mir immer sehr willkommen, schon weil ich ihr zu Ehren frei bekam und einen Feiertag hatte.

Diesmal aber war mein erster Gedanke, als ich sie sah: „Wie wird es nun am Nachmittag werden?" Der Hauptreiz meiner Unterhaltung mit dem Onkel bestand ja für mich gerade darin, allein mit ihm zu sein und ihn ganz für mich zu haben; jetzt fühlte ich, daß durch die Gegenwart der dummen Olga alles zerstört werden würde.

„Höre Olga," schlug ich ihr deshalb vor, „ich will den ganzen Tag mit Dir spielen und alles thun, was Du willst, wenn Du dafür nach Tisch Deiner

Wege gehst und mich in Frieden läßt. Ich unterhalte mich immer da mit meinem Onkel, und Dich wollen wir dann nicht dabei haben."

Olga ging auf diesen Vorschlag ein und ich erfüllte mein gegebenes Versprechen den Tag über auf das gewissenhafteste. Jedes Spiel, das ihr in den Sinn kam, spielte ich mit, mochte es noch so langweilig sein; ich fand mich in die uninteressanteste Rolle, die ihr gefiel, mir aufzuerlegen, verwandelte mich auf ein Wort von ihr geduldig aus der Frau in die Köchin und ebenso bereitwillig aus der Köchin in die Frau, bis endlich zu Tisch gerufen wurde. Während des Essens saß ich wie auf glühenden Kohlen. „Wird sie auch ihr Versprechen halten?" war mein einziger Gedanke, und durch bedeutungsvolle Blicke versuchte ich, sie daran zu erinnern.

Nach Tisch lief ich wie gewöhnlich zu Vater und Mutter, um ihnen die Hand zu küssen, und schmiegte mich dann an den Onkel, spannungsvoll erwartend, was er sagen würde.

„Nun, meine Kleine, wovon wollen wir uns heute unterhalten?" fragte er, indem er mich liebkosend unter das Kinn faßte. Ich hüpfte vor Freude, faßte ihn an der Hand und wollte mich schon mit ihm nach der wohlbekannten Ecke begeben, als ich plötzlich bemerkte, daß die treulose Olga im Begriff stand, uns zu folgen.

Meine klug berechnete Verabredung hatte die Sache nur verschlimmert. Hätte ich nichts gesagt, wäre Olga bei ihrer Abneigung gegen alles, was an Unterricht erinnerte, wahrscheinlich von selbst davon gelaufen, sobald sie gemerkt hätte, daß wir uns ernsthaft unterhielten. Da sie aber sah, wie entzückt ich von den Erzählungen des Onkels war und wie erpicht darauf, sie abzuschütteln, glaubte sie, wir sprächen von höchst interessanten Dingen und bekam Lust, zuzuhören.

„Darf ich auch mitgehen?" fragte sie Fedor Feodorowitsch und sah ihn mit ihren hübschen blauen Augen bittend an.

„Gewiß darfst Du das, meine Kleine," antwortete dieser mit einem freundlichen Blick auf ihr reizendes, rosiges Gesichtchen.

„Aber Olga hat nichts von unserer Unterhaltung. Sie versteht kein bißchen davon," wendete ich verdrossen ein. Doch auch dieser Versuch, die zudringliche Freundin los zu werden, mißglückte.

„Na, dann sprechen wir heute von leichteren und amüsanteren Dingen, damit es Olga interessirt," sagte der Onkel gutmütig, während er jede an der Hand faßte und mit uns zum Ecksofa ging.

Ich folgte in düsterem Schweigen. Diese Unterhaltung zu dreien, Olgas Geschmack und Verstandesgaben angepaßt, war nicht das, wonach ich mich sehnte. Mir war zu Mute, als würde mir etwas Kostbares, Heiliges geraubt, auf das ich Recht und Anspruch hatte.

„So, Sonja, komm her und setz Dich auf mein Knie," sagte der Onkel, der meine schlechte Laune absolut nicht zu bemerken schien.

Aber ich war zu empört, um mich durch diesen Vorschlag besänftigen zu lassen.

„Ich will nicht," stieß ich heftig hervor und hockte mich brummig in eine Ecke.

Erstaunt und lächelnd sah mich der Onkel an. Erkannte er die Eifersucht, die mir im Herzen wühlte, und wollte er sich auf meine Kosten amüsiren? — Genug, er wendete sich zu Olga und sagte:

„Gut, Olga, wenn Sonja nicht will, dann komm Du her."

Olga ließ sich das nicht zweimal sagen, und ehe ich wußte, wie es geschah, nahm meine Freundin meinen Platz auf den Knieen des Onkels ein. Dieser Schlag traf mich zu unerwartet; wie konnte ich ahnen, daß die Sache eine so schreckliche Wendung für mich nehmen würde! Mir war, als wiche die Erde unter meinen Füßen.

Viel zu überrascht, um an Widerspruch zu denken, starrte ich meine glückliche Rivalin mit weit aufgerissenen Augen an, während sie so stolz und mit zufriedenem Ausdruck da saß, als müßte es so sein. Sie spitzte ihren kleinen Mund zu einer lächelnden Grimasse und bemühte sich so eifrig, ihren runden, kindlichen Zügen den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit zu geben, daß nicht nur ihr Gesicht, sondern sogar Hals und Arme rot wurden.

Ich aber starrte sie noch immer an, unaufhörlich, unverwandt — da — ich wußte selbst nicht, wie es kam, es war, als ob mich jemand trieb — grub ich plötzlich meine Zähne in ihren runden Arm gleich oberhalb des Ellenbogens und biß sie so, daß es blutete.

Der Ueberfall kam so plötzlich und unerwartet, daß wir im ersten Augenblick alle drei wie versteinert waren und uns schweigend anstarrten. Aber ein durchdringender Schrei Olgas brachte uns schnell zur Besinnung.

Ein wildes, verzweifeltes Gefühl von Schande ergriff mich — ich stürzte aus dem Zimmer und hörte nur noch den Onkel „böses, garstiges Kind!" rufen.

In jedem Ungemach, in allen Prüfungen war Njanjas Zimmer, dasselbe, was Maria Wassiljewna früher gehabt hatte, mein einziger Zufluchtsort. Hier suchte ich auch jetzt Rettung. Meinen Kopf in den Schoß der guten alten Kinderfrau bergend, weinte ich lange und bitterlich, ohne daß sie fragte, warum ihr Liebling so aufgeregt war; sie strich mir nur tröstend über das Haar und überhäufte mich mit Zärtlichkeitsnamen: „Mein armes Kind! Beruhige Dich, süßes Herzchen!" Und wie so oft schon, gewährte

es mir auch diesmal Trost, mich bei ihr ausweinen zu können.

Zu meinem Glück war meine Gouvernante auf ein paar Tage zum Besuch in die Nachbarschaft gefahren, weshalb ich an diesem Abend von niemand vermißt wurde und mich ungestört in Njanjas kleiner Stube müde weinen konnte. Als ich mich etwas beruhigt hatte, nötigte sie mir eine Tasse Thee auf und brachte mich zu Bett, wo sich bald ein tiefer, bleierner Schlaf meiner erbarmte.

Als mir aber am anderen Morgen beim Erwachen das Geschehene wieder einfiel, schämte ich mich von neuem so schrecklich, daß ich dachte, niemand wieder unter die Augen treten zu können. Indessen ging alles besser, als ich gefürchtet hatte. Olga war schon am Abend weggefahren und offenbar hochherzig genug gewesen, mich nicht zu verklagen. Ich sah es allen an, daß sie nichts wußten. Niemand machte mir einen Vorwurf, niemand verspottete mich. Sogar der Onkel that, als ob nichts vorgefallen wäre.

Aber sonderbar genug, von diesem Tage an verwandelten sich meine Gefühle für ihn vollständig, und unsere Nachmittagsunterhaltungen wurden nicht weiter fortgesetzt. Bald darauf reiste er nach Petersburg zurück, und obgleich er uns später noch oft besuchte und mir immer sehr freundlich entgegen kam, war es mit meiner abgöttischen Verehrung für ihn doch ein- für allemal vorbei.

VII.

Das Wilde und Malerische der Gegend, in welcher unser Gut lag, steht in auffallendem Widerspruch zum Charakter der übrigen mittelrussischen Provinzen, denen dieses Gepräge durchaus fehlt. Lithauen, diese Schönheit ohne Vermögen, wie sie Kaiser Nikolas einst genannt hat, kann in Bezug auf Reichtum mit ihren Schwestern — Pskov, der reichen Kaufmannsfrau und Elkraine, der rotwangigen Pächterin, der Nährmutter des ganzen heiligen Rußland — nicht wetteifern. Am Tage der Teilung erhielt die arme, kleine Litva nichts weiter als „eine Eselshaut" — einen Mantel. Aber dieser Mantel von dunklen Wäldern mit den beiden silbernen Bändern, der Dvina und dem Niéman geschmückt, von Türkisen, den azurblauen, tiefen Seen übersät — ist einer Königin würdig. Und ist man nicht eine Königin, wenn man von Söhnen wie Mickiewitz, Krassinsky und Slovazky vor der ganzen Welt besungen worden ist?

Die letzten Ausläufer des Waldaigebirges sind es, die sich in verschiedene Kreise des Vitebschen Gouvernements erstrecken und dieser Landschaft in der unendlichen Ebene Mittelrußlands ihren wellenförmigen, hügeligen Charakter verleihen. Felsen fehlen auch hier wie im übrigen Rußland; trotzdem wird man mitunter auf einer wüsten Strecke oder einem mit mannshohem Gras bewachsenen Sumpf vom Anblick eines Granitblocks überrascht, der von dem saftigen Grün, das ihn umgibt, so seltsam absticht, daß man sich unwillkürlich fragt, durch welches Spiel des Zufalls er wohl hierher verschlagen worden sein mag, wo er sich wie ein Denkmal erhebt, das vielleicht übernatürliche Wesen in längst vergangenen Zeiten errichtet haben. Die Geologen versichern uns ja auch, daß diese Felsstücke interessante Erinnerungszeichen sind, die ein einwandernder Fremdling mitgebracht hat — kein ausgestorbenes Volk, keine märchenhaften Gnomen, sondern die große Eisperiode, durch welche die mächtigen Felsblöcke von der Küste Finnlands losgerissen und durch die alles besiegende Gewalt des vorwärts drängenden Eises weithin zerstreut wurden.

Palibino war an einer Seite unmittelbar vom Wald begrenzt, der, anfangs licht und parkartig, weiter hinein dichter und undurchdringlicher wurde, bis er schließlich in die gewaltigen Kronwaldungen überging. Diese Wälder, in denen seit Menschengedenken kein anderer Axthieb zu hören war, als der eines Bauern, welcher zur Nachtzeit das Wagnis unternahm, etwas Kronholz zu stehlen, erstreckten sich Hunderte von Werst in der Runde.

Im Volk erzählte man sich allerlei wunderbare Geschichten darüber — Geschichten, von denen man nicht leicht sagen konnte, wo die Wahrheit aufhörte und die Sage anfing. Waldteufel und Elfen hausten darin, wie in allen russischen Wäldern. Aber so viel oder wenig das Vorhandensein dieser Waldgeister auch bewiesen sein mochte, sicher ist, daß es noch viel mehr Geschichten über Menschen gab, „die außerhalb des Gesetzes standen" und denen man im Walde begegnen konnte. Ganze Banden von Räubern, Pferdedieben und entlaufenen Soldaten sollten im tiefsten Dickicht leben, und ein Ispravnik oder Stanevoj*) hätte nicht gut gethan, zur Nachtzeit einzudringen, um zu sehen, was dort getrieben würde. Was aber Wölfe, Luchse und Bären betrifft, so gab es unter den Bauern der Umgegend nur wenige, die nicht einmal im Leben wenigstens Gelegenheit gehabt hätten, sich aus eigener Erfahrung davon zu überzeugen, daß sie massenhaft im Walde hausten.

Die Bären verkehrten übrigens ziemlich friedlich mit der anwohnenden Bevölkerung. Kam es auch vor, daß ein Bär im ersten Frühjahr oder im Spätherbst den Bauern eine Kuh oder ein Pferd entführte, so begnügte sich Petz im allgemeinen doch mit ein paar Haferkörnern aus der Scheune oder etwas Honig aus dem Bienenstock. Selten, außerordentlich selten hörte man, daß er mit einem Mann ins „Hand-

*) Landpolizisten.

gemenge" gekommen wäre, und regelmäßig stellte es sich heraus, daß es Schuld des Bauern war, der den armen Bären überfallen hatte.

Viele hegten vor dem Wald eine fast abergläubische Furcht. Vermißte eine Bauernfrau der anliegenden Dörfer abends ihr Kind, dann war ihr erster Gedanke der Wald, in den es sich verirrt haben könnte, und sie weinte und schrie, als sähe sie die Leiche ihres Kindes bereits vor sich. Keins unserer Dienstmädchen würde gewagt haben, allein hinein zu gehen, nur in Gesellschaft, am liebsten in Begleitung der jüngeren Bedienten. Meine unerschrockene, englische Gouvernante, mit ihrer Leidenschaft für weite Spaziergänge, begegnete anfangs allen Geschichten, die sie vorsichtig machen sollten, mit gründlicher Verachtung und versicherte, sie würde jeglichem Weibergeschwätz zum Trotz dort spazieren gehen. Eines Tages im Herbst aber, als Anjuta und ich mit ihr allein eine Stunde etwa vom Hause entfernt im Wald gingen, hörten wir plötzlich die Zweige knacken und prasseln und sahen gleich darauf eine gewaltige Bärin mit ihren beiden Jungen etwa fünfzehn Schritte von uns entfernt quer über den Weg traben. Da mußte sie denn zugeben, daß doch nicht alles an den Erzählungen Uebertreibung war, und von Stund' an wagte auch sie sich nicht mehr anders als in Begleitung eines Bedienten tiefer hinein.

Aber nicht nur Schrecken und Gefahren barg der Wald — er war auch eine unerschöpfliche Vorratskammer voll Herrlichkeiten aller Art. Ganze Scharen von Wild lebten darin — Hasen, Auerhähne, Haselhühner und Rebhühner. Der Jäger brauchte nur hinzugehen und zu schießen — selbst der ungeübteste Schütze konnte dort auf Beute rechnen. Dann gab es unendliche Massen Beeren. Zuerst Erdbeeren, welche im Walde allerdings später als auf freiem Felde reifen, dafür aber um so aromatischer sind. Noch ehe sie ganz zu Ende gehen, kommen die Himbeeren und Heidelbeeren, und endlich die Preiselbeeren; mittlerweile reifen die Haselnüsse, und plötzlich ist die Schwammzeit da. Eierschwämme findet man schon im Sommer; für Kuhschwämme, Reizker und Röhrenschwämme aber ist der Herbst die beste Jahreszeit. Alle Frauen, Mädchen und Kinder der umliegenden Dörfer werden vom Sammelfieber erfaßt und wären nicht mit Gewalt aus dem Wald herauszubringen. In großen Scharen ziehen sie früh nach Sonnenaufgang hinein, mit mächtigen Thonkrügen und Bastkörben ausgerüstet, und kehren vor Abend nicht wieder heim. Eine grenzenlose Habsucht bemächtigt sich aller. Man sollte meinen, die reiche Ausbeute eines Tages müßte ihnen genügen — aber nein! Den nächsten Morgen ziehen sie, sobald der Tag graut, wieder hinaus. Sie haben keinen andern Gedanken, als Schwämme zu suchen, und verlassen Haus- und Feldarbeit, um dieser Leidenschaft zu frönen. Gegen Abend sieht man auch die jungen Burschen den Weg nach dem Wald einschlagen, doch weiß man schon, was die da suchen. Jeder hat sich zwar mit einem Korb bewaffnet, aber nur des Scheines wegen, und wer Champignons darin suchen wollte, wenn sie mitten in der Nacht heimkehren, etwas müst aber höchst vergnügt, jeder bestrebt, unbemerkt sich in seine Izba zu stehlen, der würde sich stark enttäuscht sehen.

Auch von uns wurden mitunter großartige Waldexpeditionen unternommen — im Sommer, wenn die Erdbeeren reif waren, und im Herbst zur Schwammzeit. Sämtliche Hausbewohner nahmen daran teil, mit Ausnahme meiner Eltern, die für solche ländliche Zerstreuungen keinen Sinn hatten.

Schon den Abend vorher werden alle Vorbereitungen getroffen. Mit dem ersten Sonnenstrahl fahren zwei Telegen vor, während im Hause muntere Bewegung herrscht. Die Dienstmädchen laufen geschäftig hin und her, schleppen Porzellangeschirr, einen Samowar*), allerlei Mundvorräte wie Thee, Zucker, Pasteten und frisches Buttergebäck hinunter und verpacken es in die Wagen. Oben darauf kommen leere Kruken und Körbe für die Schwämme. Wir Kinder, zu so ungewöhnlich früher Stunde geweckt, laufen schlaftrunken dazwischen herum, die Wangen noch von der Berührung mit dem nassen Schwamm gerötet. In unserem Entzücken wissen wir nicht, was wir tragen sollen, fassen alles an, hindern alle, und unaufhörlich wird uns zugerufen, aus dem Weg zu gehen. Ebenso lebhaft interessiren sich die Hofhunde für die Ausfahrt. Instinktiv wissen sie, daß sich etwas Wichtiges, Ungewöhnliches vorbereitet, und ihre klugen Augen scheinen Fragezeichen geworden zu sein. Durch tolle Luftsprünge und freudiges Gebell bestreben sie sich, ihren Herren zu zeigen, daß sie die Situation vollständig begreifen. Trotzdem ist ihre Freude eine teilweis erheuchelte, denn im tiefsten Grunde ihres Herzens beunruhigt sie der Gedanke, ob sie auch mit bei der Partie sein werden? Es war doch schon vorgekommen, daß man die Grausamkeit hatte, sie im Augenblick der Abfahrt einzuschließen. Endlich lassen sie sich, durch Luftsprünge und seliſche Aufregung ermüdet, in der Mitte des Hofes schwerfällig nieder. Aber ihre ganze Körperhaltung verrät gespannteste Aufmerksamkeit. Sie atmen laut und wedeln beständig mit dem Schwanze, während ihre Augen jeder Bewegung ihres Herrn mit ängstlichem und servilem Ausdruck folgen. Man merkt deutlich, daß sie bereit sind, augenblicklich aufzuspringen, um beim ersten gegebenen Zeichen davon zu jagen. Die ganze Intensität ihrer Hundenatur konzentrirt sich in

*) Russische Theemaschine.

dem einzigen Gedanken: Sollten sie das Herz haben, ohne uns fortzufahren?

Endlich ist die Ausrüstung fertig. Die Gesellschaft steigt in die Wagen und nimmt holterdipolter darin Platz; sie besteht aus der Gouvernante, dem Lehrer, uns drei Kindern, ungefähr zehn Dienstmädchen, dem Gärtner, zwei, drei Bedienten und etwa fünf Kindern, die den Hofleuten gehören. Das ganze Dienstpersonal ist in Aufregung — jedes möchte mit bei der lustigen Fahrt sein. Im letzten Augenblick, als sich eben die Wagen in Bewegung setzen, kommt das kleine, fünfjährige Mädchen der Aufwaschfrau gerannt und erhebt ein solches Geschrei, wie sie uns sieht, ihre Mutter will ohne sie fort, daß man sie notgedrungen mitnehmen muß.

Die erste Rast soll in der Wohnung des Waldhüters gemacht werden, die ungefähr zehn Werst vom Gutshof entfernt liegt. Langsam schwanken die Wagen auf den sumpfigen Waldwegen vorwärts. Nur der erste wird von einem richtigen Kutscher gelenkt, die anderen von Liebhabern, welche sich unaufhörlich die Zügel aus den Händen reißen und die Pferde nötigen, fast im Zickzack zu gehen. Ein plötzlicher Stoß, alle fahren in die Höhe — der Wagen ging über eine Baumwurzel. Die kleine Akschuska ist im Begriff heraus zu fliegen; man faßt sie noch eben an der Jacke und hält sie wie einen jungen Hund am Genick fest. Aber auf dem Boden des Wagens klirrt es unheilverkündend wie zerbrochenes Glas.

Der Wald wird jetzt immer dichter und undurchdringlicher. Ueberall, wohin man sieht, nichts als hohe, düstere Tannen mit dunkelbraunen Stämmen; sie ragen wie riesenhafte Altarkerzen empor. Nur am Weg zieht sich ein schmaler Streifen Buschwerk hin — Haselnußsträucher, Flieder und vorwiegend Erlen, hie und da eine zitternde, vom Herbst rötlich gefärbte Espe oder ein malerischer, mit leuchtend roten Beeren übersäter Vogelbeerbaum.

Plötzlich ertönt ein lauter Schrei aus einem der Wagen. Die Mütze des improvisirten Kutschers blieb an einem sich quer über den Weg erstreckenden Zweig hängen, der, in schwankende Bewegung versetzt, die Insassen mit einem Sprühregen duftender Tautropfen überschüttet. Allgemeines Gelächter und heiterster Uebermut!

Da kommt die Wohnung des Waldhüters zum Vorschein. Die mit Brettern gedeckte Hütte nimmt sich viel wohnlicher und schmucker aus als die meisten Häuser im weißen Rußland. Sie liegt inmitten einer Wiese von einem Gärtchen umgeben — ein seltener Luxus für einen Bauern dieser Gegend — wo unter Kohlstauden roter Mohn und leuchtend gelbe Sonnenblumen stehen. Mehrere Apfelbäume in der Mitte des Gartens sind der besondere Stolz ihres Besitzers, denn er hat sie als Wildlinge aus dem Wald geholt und veredelt, und seine Aepfel können mit den besten der angrenzenden Herrschaftsgärten wetteifern.

Der Waldhüter ist schon an die siebenzig; sein langer Bart ist ganz weiß, sein Gesicht ernst und würdig, aber er sieht noch beweglich und rüstig aus und ist größer und stärker gebaut als die meisten im weißen Rußland; in seinem Antlitz scheint sich die klare, majestätische Ruhe des Waldes widerzuspiegeln. Alle seine Kinder sind versorgt — die Töchter verheiratet, die Söhne als Handwerker in der Gegend ansässig. Nun lebt er allein mit seiner Frau und einem Pflegekind, einem fünfzehnjährigen Knaben, den sie auf ihre alten Tage zu sich genommen haben.

Sobald die Alte unsere Karawane von ferne bemerkt, setzt sie eilends den Samowar auf, und wie nun die Wagen vorfahren, stehen die beiden Eheleute vor der Thüre, empfangen uns mit tiefen Verbeugungen und bitten die werten Gäste, eine Tasse Thee bei ihnen nicht zu verschmähen. In der Hütte ist es sauber und nett, nur die Luft schwer und eingeschlossen und von Oelgeruch und Rauch erfüllt, weil die Fenster wegen der Winterkälte sehr klein sind und schwer aufzumachen gehen. Nach der frischen Fahrt durch den Wald glaubt man im ersten Augenblick ersticken zu müssen, aber die Hütte enthält so viele interessante Dinge, daß wir uns neugierig umgucken und uns bald an die dicke Luft gewöhnen. Der Lehmboden ist mit Tannenreisig bestreut; an den Wänden laufen Bänke herum, auf denen ein Rabe mit gestutzten Flügeln hin und her hüpft, ohne sich durch die Gegenwart einer großen schwarzen Katze im geringsten stören zu lassen, — im Gegenteil, die beiden sind gute Freunde. Die Katze sitzt auf den Hinterbeinen und wäscht sich mit der einen Pfote, während sie mit halb zugekniffenen Augen in erheuchelter Gleichgiltigkeit die Gäste betrachtet. In der vordern Ecke steht ein großer, hölzerner Tisch, dessen weißes Tischtuch gestickte Kanten hat; darüber hängt ein Heiligenschrein mit offenbar uralten, furchtbar häßlichen, mißgestalteten Bildern. Man sagt, der Waldhüter wäre ein Raskolnik (Sektirer) und diesem Umstand verdanke er seine ungewöhnliche Wohlhabenheit, denn, wie allbekannt, gehen Sektirer niemals in die Kneipe und legen großen Wert auf Reinlichkeit in Wohnung und Lebensweise. Man erzählt sich weiter, daß er jährlich eine nicht unbedeutende Summe dem Ispravnik sowohl wie dem Priester bezahle, damit sich diese nicht in seine religiöse Ueberzeugung mischen, ihn nicht zwingen, in den rechtgläubigen Gottesdienst zu gehen und sich nicht darum kümmern, ob er Sektirerversammlungen besucht oder nicht. Man behauptet aber auch, daß

er nie einen Biſſen in einem rechtgläubigen Hauſe ißt und für Rechtgläubige beſondere Geſchirre hat. Mögen dieſe Gäſte auch noch ſo vornehm ſein, niemals bietet er ihnen etwas aus einer Schüſſel oder einem Glaſe an, woraus er ſelbſt ißt und trinkt — es würde dadurch entweiht und verunreinigt werden gerade ſo gut, als wenn ein Hund oder ſonſt ein unreines Tier daraus fräße. Wir Kinder wüßten gar zu gern, ob uns Onkel Jakob (wie wir ihn nennen) für unrein hält, aber wir wagen ihn nicht zu fragen.

Trotzdem halten wir große Stücke auf ihn und können uns nichts Schöneres denken, als einen Beſuch bei ihm. Kommt er zu uns nach Palibino, dann bringt er uns immer etwas mit, was viel mehr nach unſerem Geſchmack iſt als die koſtbarſten Spielſachen. So ſchenkte er uns zum Beiſpiel einmal ein Elentier, das er in einem eingehegten Stück des Parks aufgezogen hatte, ohne daß es zahm geworden war.

Der große Kupferſamowar brodelt auf dem mit verſchiedenen ſeltenen Gerichten beſetzten Tiſch. Da ſieht man Varenetz,*) Pfannkuchen mit Mohnfülle, Honiggurken — lauter Leckerbiſſen, die wir nur bei Onkel Jakob bekommen. Dieſer bewirtet ſeine Gäſte eifrig, ißt aber ſelbſt keinen Biſſen mit — „er hält uns gewiß für unrein," denken wir Kinder — dabei führt er mit dem Lehrer eine ſanfte und feierliche Unterhaltung, in welcher er verſchiedene eigentümliche Lokalausdrücke anwendet, die wir aber nicht verſtehen. Trotzdem hören wir ihn leidenſchaftlich gern erzählen — er weiß ſo vieles über den Wald und die wilden Tiere darin, weiß, was jedes Tier denkt und thut.

Mittlerweile iſt es ſechs Uhr geworden. (Wie merkwürdig, wenn man bedenkt, daß man ſonſt um dieſe Zeit noch im Bett liegt und heute ſchon ſo lange auf iſt!) Jetzt darf nicht länger geſäumt werden. Die Geſellſchaft zerſtreut ſich im Wald, ruft ſich aber von Zeit zu Zeit gegenſeitig, um ſich nicht zu verlieren oder zu verirren.

Wer wird wohl die meiſten Schwämme finden? Dieſe Frage bewegt jetzt jeden, und der Eigennutz regt ſich in allen. Für mich gibt es in dieſem Augenblick nichts Wichtigeres auf der ganzen Welt, als meinen Korb ſobald als möglich voll zu bekommen. „Ach Gott, laß mich viele, viele Schwämme finden!" bete ich leidenſchaftlich im ſtillen, und ſowie ich von weitem etwas Gelbes oder Braunes ſchimmern ſehe, ſtürze ich darauf los, damit mir keiner zuvor komme und mich um meine Beute bringe. Aber wie viele Enttäuſchungen erlebe ich! Bald iſt es ein Blatt, was ich für einen Schwamm hielt, bald glaube ich den feſten, hellbraunen Hut eines Kuhſchwamms aus dem Moos heraus gucken zu ſehen — ſtatt aber weiß und feſt zu ſein, wie ſich's gehört, iſt er von tiefen Furchen durchzogen, und ich entdecke, daß es ein unbrauchbarer Schiefling iſt, der dem Kuhſchwamme täuſchend ähnlich ſieht. Das allerärgerlichſte aber iſt mir doch, wenn ich an einer Stelle vorbei gehe, ohne etwas zu ſehen, wie das öfters vorkommt, und die ſcharfſichtige Fekluſcha mir faſt unter den Füßen weg die ſchönſten jungen Schwämme heraus krabbelt. Die unausſtehliche Fekluſcha! Es iſt ja gerade, als fühlte ſie, wo die beſten Schwämme ſtehen, und grübe die ſchönſten aus der Erde. Ihr Korb iſt wahrhaftig ſchon voll, und ſie hat faſt lauter Reizker und Steinpilze, und nur einige Fingerſchwämme; Kuh- und Eierſchwämme aber hat ſie ganz verſchmäht. Und wie ſauber und appetitlich ſehen ſie bei ihr aus — man könnte ſie roh eſſen, während in meinem erſt zur Hälfte gefüllten Korb viele große, häßlich ſchmierige ſind, ſo daß ich mich faſt ſchäme, ſie zu zeigen.

Um drei Uhr wird wieder Raſt gemacht. Auf der Wieſe, wo die ausgeſpannten Pferde weiden, hat der Kutſcher ein Feuer angezündet. Ein Bedienter läuft nach dem nahen Bach und füllt die Flaſchen mit Waſſer. Die Dienſtmädchen breiten ein Tiſchtuch auf dem Graſe aus und ſetzen den Samowar und Teller und Gläſer darauf. Die Herrſchaft ſitzt in einem Kreis zuſammen, in reſpektvoller Entfernung nimmt die Dienerſchaft Platz. Allein dieſe Trennung wird nur während der erſten Viertelſtunde aufrecht erhalten. Der merkwürdige und ungewöhnliche Tag hebt alle Standesunterſchiede auf, denn alle beherrſcht nur ein und dasſelbe Intereſſe und verdrängt alles andere ſo vollſtändig, daß ſich die Geſellſchaft bald wieder unter einander miſcht. Jeder will mit ſeiner Ernte groß thun und ſehen, wie viel die anderen gefunden haben. Außerdem iſt ſo viel zu erzählen, weil es keinen gibt, der nicht ein Abenteuer erlebt hätte; der eine iſt durch einen Haſen erſchreckt worden, ein anderer hat einen Dachsbau geſehen, der dritte hatte beinah auf eine Schlange getreten.

Nachdem man gegeſſen und ſich ausgeruht hat, fängt das Schwammſuchen von neuem an. Aber der erſte Eifer iſt verſchwunden. Die müden Füße wollen nicht mehr vorwärts, und der große Korb, in dem noch nicht viel Schwämme wieder liegen, wird plötzlich ſo ſchwer als wollte er den Arm ausziehen. Die überreizten Augen verſagen den Dienſt — überall glaubt man Schwämme zu ſehen, wo keine ſind, und überſieht die wirklich vorhandenen.

Mir iſt es bereits völlig gleichgiltig, ob mein Korb voll wird oder nicht; dagegen werde ich für die übrigen Eindrücke im Walde empfänglicher. Die Sonne neigt ſich zum Untergang; ihre ſchrägen Strahlen dringen zwiſchen den kahlen Stämmen hindurch und färben ſie rötlich. Der kleine Waldſee

*) Ein ruſſiſches Gericht aus ſaurer Milch, die, auf beſondere Art gekocht, ſehr ſchmackhaft wird.

mit seinen flachen Ufern liegt so unnatürlich ruhig und still da, als wäre er verzaubert. Das Wasser ist tief dunkel, fast schwarz, nur an einer einzigen Stelle schimmert es purpurhell, beinah blutrot.

Die langhaarigen Fichten, deren prächtige Säulen jetzt eben im goldenen Lichte erglühen, blicken zu den Wölkchen auf, die sich über ihren Häuptern kräuseln und in der Unermeßlichkeit eines grenzenlosen Himmels verlieren. Sie scheinen über eine ernste und wichtige Frage zu verhandeln. Bald wachsen ihre Stimmen zu einem gewaltigen Streit an, bald wieder sinken sie herab zu stillem Liebesgeflüster, aber keinen Augenblick schweigt die Unterhaltung ganz, von der doch nur ein verworrenes, unklares Gemurmel zur Erde nieder dringt. Während ich es am Morgen kaum bemerkt hatte, erfüllte es meine Seele jetzt mit eigentümlicher, zitternder Unruhe.

Endlich ist es Zeit, an die Heimfahrt zu denken.

Die ganze Gesellschaft drängt sich wieder in die Wagen zusammen. Den Tag über war jeder so vollständig in Anspruch genommen, daß keiner dem anderen besondere Aufmerksamkeit schenkte. Jetzt aber betrachtet man sich, und plötzlich bricht ein allgemeines, schallendes Gelächter aus. Alle erinnern mehr oder weniger an irgend einen Waldgeist! Dieser eine im Freien zugebrachte Tag hat die Gesichter rot und braun gebrannt, das Haar zerzaust und die Toilette in äußerste Unordnung gebracht. Wenn auch jeder seine schlechtesten Sachen für die Fahrt in den Wald angezogen hatte, um sie nicht schonen zu müssen, so sah man früh doch noch ganz reputirlich aus — jetzt aber ist der Anblick unwiderstehlich lachenerregend. Eins hat die Stiefeln zerrissen, dem andern hängen Fetzen statt Röcke um die Beine. Am allerwunderlichsten aber sind die Kopfbedeckungen. Eines der Mädchen hat einen großen roten Vogelbeerzweig in seine schwarzen, zerzausten Flechten gesteckt, ein anderes hat sich von Farnkrautwedeln eine Art Helm gemacht, ein drittes hält einen riesengroßen Fliegenschwamm, den es auf einen Stock gesteckt hat, wie einen Sonnenschirm über sich.

Ich habe mir einen langen Waldrebenzweig um den Kopf geschlungen, dessen gelblichgrüne Ranken sich mit meinem braunen, wirr um die Schultern hängenden Haar verschlingen und mir das Aussehen einer kleinen Bacchantin geben. Meine Wangen glühen, und die Augen blitzen.

„Heil Dir, mächtige Zigeunerkönigin!“ ruft plötzlich Bruder Fedja aus und läßt sich scherzend auf ein Knie nieder. Und seufzend muß sogar meine Gouvernante zugeben, daß ich wirklich mehr einer Zigeunerin als einem wohlerzogenen jungen Fräulein gleiche; aber sie ahnt nicht, wie viel ich in diesem Augenblick darum gegeben hätte, wirklich eine Zigeunerin zu sein. Welche Nomadentriebe hat nicht dieser eine Tag im Wald in mir erweckt! Ich hätte mein ganzes Leben da zubringen, nie wieder nach Hause zurückkehren mögen! Und bunte Träume und Phantasien von weiten Reisen und unerhörten Abenteuern durchkreuzen mein Gehirn.

Die Heimfahrt wird unter allgemeinem Schweigen zurückgelegt. Jetzt hört man nicht mehr wie am Morgen muntere Rufe und lautes Lachen. Jeder ist müde und in eigentümlicher, beinah feierlicher Stimmung. Einige Mädchen stimmen ein Lied an, aber so klagend und wehmütig, daß sich mein Herz plötzlich in unbestimmter, unerklärbarer Unruhe zusammen zieht, wie oft nach heftiger Ausgelassenheit. Aber diese Unruhe ist doch auch zugleich so wonnig und schauerlich süß, daß ich sie nicht für die ausgelassenste Lustigkeit hergeben möchte.

Als ich, zu Hause angelangt, mich zu Bett lege, kann ich trotz meiner Müdigkeit lange nicht einschlafen. In fieberhaft erregtem Zustand zwischen Schlafen und Wachen, sehe ich beständig den Wald vor mir, sogar deutlicher als am Tage in Wirklichkeit und erfasse besser und klarer seinen allgemeinen Charakter sowohl wie alle seine Einzelheiten. Verschiedene Eindrücke, die an mir vorüber flogen, ohne mir klar bewußt zu werden, treten mir jetzt mit besonderer Lebhaftigkeit vor die Seele. Deutlich sehe ich einen großen Ameisenhaufen im Dunkeln vor mir, jeden kleinen Grashalm, jede Tannennadel so nah, als ob ich sie greifen könnte. Geschäftige Ameisen eilen rastlos hin und her, während sie weiße Eier hinter sich nachschleppen; da verschwindet plötzlich das Ganze, und an seiner Stelle liegt ein weicher weißer Klumpen, der an einen Schneeball erinnert. Jetzt entdecke ich, daß er nur aus feinem Spinngewebe besteht mit einem schwarzen Punkt in der Mitte. Ich will den Klumpen in die Hand nehmen, aber ehe ich sie noch ausstrecke, gerät das Schwarze in lebhafte Bewegung und eine Menge kleiner Spinnen springt wie Radien vom Mittelpunkt nach der Außenlinie zu und läuft spinnend auf und ab. Am Morgen hatte ich einen solchen Klumpen gesehen, ohne besonders darauf zu achten, jetzt erst trat er lebhaft und deutlich vor meine Seele.

Lange noch warf ich mich im Bett hin und her und konnte die immer neu auftauchenden Bilder nicht los werden; endlich aber schlief ich doch ruhig ein.

*

Unser Gutshof wurde an der einen Seite von diesem Wald begrenzt, der in meinen Kindheitserinnerungen eine so große Rolle spielt; an der anderen lag der Garten. Er erstreckte sich bis hinab an einen Binnensee; jenseits des Sees breiteten sich Felder und Wiesen aus, und da und dort guckten elende Dörfer aus dem Grün hervor — Hütten, die eher an die Behausung wilder Tiere als an menschliche Wohnungen erinnerten.

Mitten in dieser wilden, spärlich bevölkerten Gegend bildete das Gut Palibino mit seinem massiven, in wunderlich fremdartigem Stil aufgeführten Bau, den im Sommer von Kletterrosen umrankten Terrassen und seinen großartigen Orangerien und Treibhäusern einen wunderbaren Kontrast.

Im Sommer war die weite Landschaft rings umher ziemlich belebt, im Winter aber schien sie völlig ausgestorben zu sein. Schnee bedeckte alle Wege des Gartens und türmte sich in hohen Wällen an den Gebäuden auf. Trat man an ein Fenster, so sah man, so weit das Auge reichte, nichts weiter als eine endlose weiße Fläche. Stundenlang ließ sich kein menschliches Wesen auf der Landstraße blicken; ganz selten nur wurde ein ärmlicher Bauernschlitten sichtbar, den ein elender, vom Frost weiß überzogener Klepper zog. Dann war alles wieder wie ausgestorben.

Nachts kamen die Wölfe oft ganz an den Hof heran.

Es ist ein Winterabend, und die Familie sitzt am Theetisch. Im großen Salon nebenan ist der Kronleuchter angezündet, und die brennenden Kerzen leuchten vervielfacht aus den großen Wandspiegeln zurück. An den Wänden stehen kostbare seidene Möbel, und große Palmen mit ihren stacheligen Blättern und andere exotische Gewächse heben sich phantastisch von den hohen Fenstern ab. Auf den Tischen liegen Bücher und ausländische Zeitungen umher.

Die Theezeit ist vorüber, aber wir sind noch nicht zu Bett geschickt worden. Mein Vater legt eine Patience und raucht seine Cigarre dabei. Meine Mutter sitzt am Klavier und spielt ein paar Takte aus einer Beethovenschen Sonate oder einer Romanze von Schumann. Anjuta geht im Zimmer auf und ab, und ihre Phantasie trägt sie weit weg aus der Wirklichkeit. Sie sieht sich als Ballkönigin inmitten einer glänzenden Gesellschaft . . .

Plötzlich erscheint der Kammerdiener Ilja in der Thüre. Er sagt nichts, sondern bleibt auf der Schwelle stehen und wiegt sich abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem andern Bein, wie das seine Gewohnheit ist, wenn er etwas Besonderes mitzuteilen hat.

„Was willst Du, Ilja?“ fragt Papa endlich.

„Nichts, Ew. Excellenz,“ antwortet Ilja mit bedeutungsvollem Lächeln. „Ich komme nur, um zu melden, daß sich eine Schar Wölfe unten am See versammelt hat. Ist es der gnädigen Herrschaft vielleicht gefällig, sie heulen zu hören?“

Diese Nachricht versetzt uns Kinder natürlich in unbeschreibliche Aufregung, und wir bitten, auf die Treppe hinaus gehen zu dürfen. Nach allerlei Bedenken, daß wir uns erkälten könnten, willigt der Vater endlich ein. Wir werden in warme Pelze und Mützen gepackt und eilen hinaus, von Ilja gefolgt.

Es ist eine herrliche Winternacht. In der strengen Kälte vergeht uns fast der Atem. Obgleich der Mond nicht scheint, ist es doch hell vom Schnee und von Myriaden Sternen, die wie dicht eingeschlagene, große, goldene Nägel das ganze Himmelsgewölbe bedecken. Mir scheint es, als ob ich sie noch nie so klar wie an diesem Abend gesehen habe. Ihre Strahlen verschwimmen in einander, und sie flackern so wunderbar, daß sie in einem Augenblick aufblitzen und im andern zu verschwinden scheinen.

Wohin man auf der Erde blickt, sieht man Schnee, nichts als Schnee — ungeheure Massen, ganze Berge von Schnee, die alles einhüllen. Die Stufen hinab zur Terrasse sind verschwunden, man bemerkt nicht einmal, daß diese höher als der Garten liegt — die weite Landschaft mit dem zugefrorenen See ist eine ungeheure weiße Fläche.

Aber das wunderbarste ist doch das ununterbrochene Schweigen, die tiefe Stille, welche weit und breit herrscht. Kein Laut von dem Geräusch des täglichen Lebens. Nichts als dieses unbestimmte, geheimnisvolle Sausen, das man hört, wie das Rauschen einer heran rollenden Woge, wenn jeder andere Lärm verstummt ist. „Das ist das Rauschen der verrinnenden Zeit,“ denke ich. So stehen wir schon eine geraume Weile auf der Treppe ohne einen Ton zu hören und fangen an, ungeduldig zu werden. „Wo sind denn die Wölfe?“ fragen wir.

„Es ist doch gerade, als ob sie absichtlich still wären,“ antwortet Ilja ärgerlich. „Aber warten Sie nur noch einen Augenblick, sie fangen schon wieder an.“

Und wirklich hört man in demselben Augenblick ein langgezogenes, zitterndes Heulen, das in gleicher Weise beantwortet wird, bis ein ganzer Chor unten am See einstimmt, so eigentümlich und so wehmütig, daß sich das Herz unwillkürlich dabei zusammen zieht.

„Da haben wir die Burschen!“ ruft Ilja feierlich aus. „Nun sind sie im Zuge mit dem Singen. Ich möchte nur wissen, was sie gerade an unserem See suchen! In den Nächten streifen sie zu Dutzenden da herum.“

„Nun, Freund Polkan, was meinst du dazu?“ wendet er sich an unsern großen Neufundländer, den Liebling des ganzen Hauses, welcher uns auf die Treppe heraus gefolgt ist. „Hast du keine Lust, dich zu ihnen zu gesellen und ihre Wolfszähne zu probiren?“

Aber auf den Hund macht dieses Konzert offenbar einen unheimlichen Eindruck. Das sonst so mutige und raufluſtige Tier schmiegt sich schwanzwedelnd an uns an, und sein ganzes Wesen verrät scheue Furcht.

Wir Kinder fangen auch an, bei der sonderbaren, wilden Musik ängstlich zu werden. Ein nervöses Zittern befällt uns, und wir eilen zurück in das warme, behagliche Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Paraſiten-Lebenskünſtler.

Von

Delavrancea (Barbu Ştefanescu).

I.

Cosmin erwartete zwei ſeiner Freunde. Er ſaß allein an einem der runden Tiſche im Garten des Gaſthauſes „Conſtandin“, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, und ſtierte nachdenkend vor ſich hin. Weder der Lärm hingeworfener Beſtecke, noch die Kellnerburſchen, welche, mit Tellern, Flaſchen und Gläſern klirrend, herumliefen, noch die lärmende, erregte Menge von Gäſten, die den Garten füllte, ſtörten ſein trübſinniges Hinbrüten.

Von allen Seiten ertönten die für dieſes Gaſthaus eigentümlichen, nur den Stammgäſten bekannten Rufe: „Kellner, eine Batterie!“ — „Einen Gedanken!“ — „Im Augenblick!“ — „Einen Patrizier!“ — „Fertig!“ — „Kommt ſchon!“ — „Kommt per Telegraph!“ Dieſes Stimmengewirr übertönte die Hirtenflöte Dinicus, des berühmten Dinicu, der das Lied von der „Lerche“ in den Garten ſchmetterte.

Ein erſchütterndes Zuſammenklingen von Tönen.

Für Cosmin erſchien dieſe ihn nah' umgebende, lärmende Welt wie in weite, nebelhafte Ferne gerückt. Beim flackernden Laternenlichte kamen ihm die Menſchen wie unbeſtimmt umriſſene Schatten, vor und — er ſchloß die ermüdeten Augen.

Vor ſeinem geiſtigen Auge erſchien, zitternd wie im Traum, ein Garten mit Fliederbüſchen, eine Stiege mit eiſernem Geländer, überragt von einem ehrwürdig großen Maulbeerbaum, ein zerdrücktes Bett, in welchem ein alter Mann mit großem Kopfe und wenigen weißen Haaren kauerte, eine reizende, noch junge Frau, im Begriff, dem Alten, deſſen Anblick abſtoßend wirkte, zu ſchmeicheln. Wirklich erbebte das Wahnbild, als ob es unter dem ameiſenhaften Kitzeln, das ſich, vom Barte ausgehend, bis in die knochigen, großen Schultern verlor, erſchauerte. Im Hintergrunde dieſes Bildes glitzerten wie zwei Spiritusflämmchen zwei blaue, traurig blickende Augen. Cosmin öffnete raſch die ſeinigen, klopfte auf den Tiſch und beſtellte hochfahrend bei dem gerade mit einem Stoß Teller vorbeilaufenden Kellner:

„Heda! Einen Schnaps!“

Er ſtürzte den Schnaps, das Fläſchchen zierlich zwiſchen zwei Fingern haltend, hinunter; brach dann ein Stückchen Brot ab und fragte den Kellner, welcher, mit der Serviette über dem Arm wartete:

„Was gibt's zu eſſen? Bring mir die Speiſekarte.“

„Sogleich!“ antwortete der Kellner, mit ſchnellen Schritten enteilend.

Cosmin beſchäftigte ſich mittlerweile mit ſeiner Stirnlocke, einer ſchwarzen, glänzenden Locke. Sein Aeußeres machte den Eindruck wie ermüdet; ſeine kleinen ſchwarzen Augen erglänzten und verlöſchten ununterbrochen; nett angezogen, erſchien er in der gewiſſen Eleganz fertig gekaufter Kleider; aus der Bruſttaſche ſeines Rockes lugte der rote Zipfel eines Taſchentuches hervor.

Nach einigen Augenblicken der Unentſchloſſenheit fing er an, die drei Seiten lange Speiſekarte zu ſtudiren und beſtellte endlich eine Suppe mit Fleiſchklößchen.

Als er gerade den erſten Löffelvoll verſuchen wollte, klopfte ihm jemand auf die Schulter. Es war Candian, einer der von ihm erwarteten Freunde. Ein junger blonder Menſch mit blauen Augen, ſtarkem, gekräuſeltem und nach oben ausgezogenem Schnurrbarte, auf deſſen Naſe ein in Gold gefaßter Kneifer zitterte.

„Ich warte ſeit einer Stunde auf Dich,“ ſagte Cosmin, „Manoiu kommt nicht?“

„Mon cher ami,“ antwortete Candian geziert und luſtig, „ich habe mich bei der ‚neuen Generation‘ verſpätet; das war eine Bank ... ein Sturm ... Kellner, wiſche doch den Stuhl ab, ſiehſt Du denn nicht, daß er ganz feucht iſt? Ach, was für ein vernachläſſigtes Wirtshaus!“

„Sofort, mein Herr!“ erwiderte der Kellner.

„Es war,“ fuhr Candian, ſich die Hände reibend,

fort, „eine großartige Bank; von tausend Lei wuchs sie ins Zwölffache; ein Abkochen erster Ordnung; acht, neun; acht, neun und die Spieler, sieben, fünf, drüber, vier . . .“

„Das will heißen, daß Du verloren hast?“ fragte Cosmin, gedankenlos vor sich hinsehend.

„Ich?! Im Gegenteil, ich habe gewonnen. Wer verstände so wie ich das Spiel! Ich will Dir erklären, aus welchem Grunde ich immer gewinnen, wogegen Manoiu immer verlieren muß. Siehst Du, gleich, wie Titeanu die Bank übernahm, bat ich ihn, mich mit hundert Lei zu beteiligen. Er hat ein zu dummes Glück — ist der einzige Bankier, der das Spiel versteht, und hat ein solches Glück, mon cher ami, daß einer schon sehr dumm sein müßte, um gegen ihn mit Erfolg zu setzen.“

Candian hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er einmal gewann, zu behaupten, daß er immer gewinne, und wenn er verlor, übertrieb er gleichfalls, daß er immer verliere; ob er nun aber gewann oder verlor, versicherte er, daß niemand wie er und Titeanu das Baccarat verstehe. „Baccarat ist ein Glücksspiel, bei welchem die Dummen kein Glück haben,“ schloß er selbstgefällig derartige Spezialvorlesungen über Kartenspiele und stellte diesen Erfahrungssatz als seine Erfindung hin, obwohl er ihn im Jockeyklub von einem General aufgeschnappt hatte.

„Manoiu war stark im Verlust?“ fragte Cosmin, indem er seinem Freunde ein Zeichen machte, leiser zu sprechen.

„Er war beim achten Hunderter; aber was liegt ihm daran, er hatte mindestens dreitausend Lei bei sich.“

„Es ist zu verwundern,“ sagte Cosmin wie in Gedanken, „ohne Vermögen . . . ohne Erwerb . . . schade, ein verlorenes Leben.“

„Verlorenes Leben? Warum? Denkst Du vielleicht an die Studien? Ei, mon cher, die Bücher und das Studiren sind nur für die Schwachköpfe gut. Manoiu ist ein Weiser des Jahrhunderts. Seine Rechnung ist besser begründet als die der lebensunklugen Geister. Was kannst Du mit Deinem Rechtsstudium erreichen? Magistrat! Dreihundert Lei per Monat. Advokat? Wie viele Jahre mußt Du Dich bei den Gerichtshöfen mit aufgesperrtem Munde herumtreiben? Und wie vieler Geduld, welcher Mittel bedarf es, um einen bescheidenen Kreis von Klienten zu sammeln? Und dann! Die Mache überragt das Wissen. Um als Advokat vorwärts zu kommen, darfst Du ebenso viel — wie soll ich sagen — ebenso wenig Gewissen haben, als Dir nötig ist, um ohne eigentliche Beschäftigung Geld zu machen.“

„Leiser,“ sagte Cosmin, „die anderen werden aufmerksam, man merkt Dir die aufdringliche Fröhlichkeit eines Menschen an, der im Spiel gewonnen; dieselbe ist nervös und schlecht.“

„Schlecht? warum schlecht?“ fragte Candian wie verwundert. „O nein, bei Gott! Weißt Du, wie der Advokat Pelea seine Millionen erworben hat? Du hast an beiden Händen nicht so viel Finger als er Häuser in Bukarest; jeder Ziegel seiner Häuser ist ein Vergehen, jede Mauer ein gewaltsam umgestoßenes Testament, jedes Haus ein Verbrechen,“ und — sich zu Cosmin hinüberbeugend: „Er fing mit der Vermögensverwaltung eines alten, hysterischen Weibes an. Ein anderer treibt sich jeden Tag vier Stunden, ohne den kleinsten Prozeß zu haben, beim Gerichts- und Kassationshof herum, bloß um seine geheimnisvollen Einkünfte äußerlich zu rechtfertigen. Und jene, die sich mit der Ordnung von Zahlungsunfähigen beschäftigen? Warum arbeiten sie nur in diesem einen Fache? Und was arbeiten sie? Und verdienen vierzig- bis fünfzigtausend Lei im Jahre.“

Cosmin hatte zu essen aufgehört und horchte aufmerksam auf die Erklärungen seines Freundes.

„Deine Suppe kühlt aus,“ sagte Candian, an einem Krebse saugend. „Du wunderst Dich über das, was ich vorbringe? So ist aber die herrschende Welt. Du bist noch zu jung, kaum zwei Jahre in Bukarest . . . hast noch zu wenig . . .“ er aß und sprach mit erstaunlicher Schnelligkeit — „in einigen Jahren wirst auch Du begreifen, aus welchem Grunde so viele Dummköpfe Tausende von Leis per Monat beziehen, warum dieser oder jener skandalöse Militär zum Oberst befördert wurde, warum gewöhnliche Kartenspieler unser Land im Auslande vertreten und aus welcher Ursache endlich zu Grunde gegangene Kaufleute, die dreimal gewöhnlichen und einmal betrügerischen Bankerott gemacht, in Equipagen mit dem Marquiswappen spazieren fahren. Auch ich habe früher an die Macht des Studiums und Wissens geglaubt, bin aber jetzt wirklich zu gescheit geworden, um unwissenden und faulen Professoren als Lachobjekt zu dienen. Im großen Kampfe des Lebens gibt es kein unabänderliches Gesetz, das jeden nach Verdienst an den richtigen Ort stellen würde. Menschen von verschiedenstem Werte, wie sie in der Gesellschaft vereinigt sind, gleichen nicht den in ein und dasselbe Gefäß gegossenen Flüssigkeiten. In der Natur ist es vorher bestimmt, was oben schwimmen oder untersinken muß; im Leben jedoch sind es die Narren, welche die Weisen führen, sind es Verbrecher, welche über ehrliche Leute zu Gericht sitzen, und Hanswurste, welche ganzen großen Völkern Gesetze geben. Nun, was hat die Narren, Verbrecher und Hanswurste zur Herrschaft emporgehoben? Die Studien? Die Universität? Nein, mein lieber Cosmin, etwas ganz anderes . . . die große Kunst, niemals, vor nichts und vor niemand zu erröten.“

„Sehr gut," flüsterte Cosmin, indem er seinen Freund durch Zeichen bedeutete, leiser zu sprechen; „möglich, daß Du im Rechte bist, aber wir sprachen von ganz etwas anderem ... Woher nimmt Manoiu das viele Geld?"

Candian trank sein Glas Wein aus, richtete sein Augenglas und antwortete geziert:

„Die Geheimnisse des Lebens sind tief, und die Kunst zu leben hat ein weites Feld."

„Das verstehe ich nicht," antwortete Cosmin, die Augen wie über sein geringes Auffassungsvermögen beschämt niederschlagend.

Candian gab ihm einen leichten Schlag mit dem Handrücken vor die Brust: „Das verstehst Du nicht? Nach einem Jahre, glaube ich, wirst Du mich schon verstehen."

Cosmin erschauerte wie in geheimer Scham und wandte sich herrisch zum lauschenden Kellner:

„Bringe mir saure Gurken, mit was soll ich denn das gebratene Fleisch essen?"

„Kommt schon," antwortete der Kellner, „kommt im Augenblick."

Der Künstler sang eine Romanze von Cavadia mit dem Wortlaut: „Seitdem sie mir entflohen, entfloh mein Glück mit ihr." Rot, den Kopf nach rückwärts geworfen, zupfte er pathetisch und in Kadenzen die Saiten der Guitarre: Tim-tam-tan, tim-tam-tan. Die Kapelle begleitete ihn mit leisem Spiele, Dinicu setzte die Hirtenflöte an die Lippen und pfiff kunstvoll über die langen und kurzen Rohre.

„Einen türkischen Kaffee mit Rum!" rief Candian.

„Du bist noch beim ersten Blatte des Lebens, Cosmin," fuhr er fort, gemächlich eine Cigarre anbrennend. „Auch Du wirst bald begreifen lernen! Woher Manoiu Geld hat? Woher, nun?" Er kreuzte beide Arme über der Brust, zuckte mit den Schultern und wiederholte: „Woher nun? Weiß ich, woher?" Dann nach einer Pause, als ob er es sich überlegt hätte: „Wovon leben unsere Dichter? Von ihren Versen? Die meisten Werke kannst Du beim Kaufmann als Einwickelpapier finden. Von der Zeitung? Die trägt kaum die Auslagen für die Kleidung. Die große Kunst, Cosmin, die Kunst ohne Grenzen, die Du trotz allem Erröten verstehst oder wenigstens ahnst — sie wird von einigen unserer Freunde praktisch ausgeübt und vollständig ausgenützt."

Hier unterbrach Candian seine Erklärung kurz. Nach einiger Zeit seufzte er auf und sprach wie zu sich selber: „Die meinige kostet mich genug... Glückssache —"

Cosmin starrte in die Augen Candians, als ob er fragen wollte: „Dich kostet die Deinige? Du besitzest doch selbst nichts, wie kann sie Dich kosten?"

Candian fuhr fort: „Nur ich bin ein solches Kind ernsthaft zu lieben, anstatt mich lieben zu lassen. Daß ich Dir die Wahrheit sage, warum soll ich mich vor Dir geniren ... sie sollte bezahlen."

Cosmin starrte seinem Freunde noch immer fest in die Augen. Candian fing an zu lachen.

„Mon cher ami," fuhr er, Rauchringe kunstvoll ausstoßend, die er dann zerblies, fort, „einigen geben die Frauen ihr Kapital an Jugend ... anderen Haus und Tisch —"

Cosmin, sonst blaß, errötete, hüstelte einigemale, zog an der ausgebrannten Cigarre, schlürfte aus der Tasse, obwohl kein Kaffee mehr darin war, suchte in allen Taschen, ohne zu wissen, was er suche; zog sein Taschentuch heraus, legte es auf den Tisch und warf es endlich — mit der Serviette den Tisch reinigend — zur Erde.

„Mon cher," sprach Candian, nachdem er zwei Gläser „Versenkten" nach einander heruntergestürzt hatte, lustig weiter: „Anderen geben die Frauen Haus, Tisch, Geld und angesehene gesellschaftliche Stellung. Manoiu ist bis zum Gelde gekommen, die Dümmeren sind schon mit einem gut besetzten Tische zufrieden. Welche Kinderei!"

Cosmin betrachtete ununterbrochen wie verlegen die Schneide seines Messers und stotterte: „Ja, ja, Du hast recht, alles kommt auf den ersten Schritt an ..."

„Bis jetzt," fuhr Candian fort, „habe ich hierbei nur an jene Unvernünftigen gedacht, die, selbst alt und kränklich, den großen Fehler begingen, sich mit jungen Frauen, empfänglich für alle Freuden eines reichen, leidenschaftlichen Blutes, zu verbinden. Wenn wir aber nun jene Männer in Betracht ziehen, welche sich durch Niederträchtigkeit und Schwindel emporgeschwungen und bereichert haben, o, in diesem Falle ändert sich die Moral der Frage. In diesem Falle ist das Verbrechen richtiger angebracht als die Tugend, denn es trifft dorthin, wohin Tugend und Gesetze nicht treffen können. Das Geld eines Wucherers zum Beispiel, Cosmine, würde ich ohne Bedenken mit beiden Händen stehlen. Er hat gestohlen — ich bestehle ihn. Ihn rettete die Unzulänglichkeit der Gesetze, mich deckt die Schwachheit seiner Frau. Warum sollte ich in feiger Tugend das Haupt vor ihm entblößen und ihm die Hand reichen? Und dann — er stahl nur für sich selbst, ich, der ich verschwende, ich stehle zum Besten vieler; ich stehle für die Kutscher, für die Zuckerbäckerei, für das Theater, für den Schneider, für die hübschen Weiber, für meine Freunde und selbst für die Armen, wenn ich nicht zu bequem bin, mit der Hand in die Tasche zu greifen; für mich bleibt sicher am wenigsten davon übrig."

„Manoiu hat Geld," wiederholte Cosmin und bestellte noch eine zweite Flasche Wein.

„Geld und Recht. Xantup ist ein alter, unver-

schämter Spitzbube. Erst war er Großhändler und stellte seine Zahlungen ein. Dann eröffnete er ein Weißwarengeschäft und machte Bankerott. Der hat viel auf seinem Gewissen und ist nur infolge Verwendung eines in seine Frau verliebten Würdenträgers durchgerutscht. Dann nahm er ein großes Staatsgut in Pacht und hat die Pacht bis heute nicht gezahlt. Endlich erreichte ihn sein Schicksal, und er wurde eingesperrt. Jetzt besitzt er zwei Millionen auf den Namen seiner Frau überschriebenes Vermögen, und seine Gläubiger sehen ihm bewundernd nach, und einige grüßen ihn sogar. Wenn nun das Gesetz gegen einen Xantup ohnmächtig ist, wenn die Ehrbarkeit einen Xantup grüßt und die Tugend ihm die Hand reicht — wer ist mächtiger als das Gesetz, die Ehrbarkeit und die Tugend? — Manoiu! — Madame Xantup lebt mit Manoiu und dieser mit den Millionen Xantups."

„Ja, ja!" sagte Cosmin, „aber es ist schmählich," und zog an den Fingern, bis die Gelenke krachten.

Dinicu spielte das Miserere, und seine Kunst erregte den Beifall der Menge.

Von einem Mitteltische ertönte die heisere Stimme eines echten Trunkenboldes — es war der allgemein bekannte Nachkomme einer einst vornehmen Familie. „Ach, ach, laßt mich, laßt mich, Dinicu, und wenn ich daran sterben sollte, noch einmal ‚Trovatore'."

Ein zweiter, gleichfalls schon nicht mehr ganz nüchterner Jüngling rief, berstend vor Lachen:

„Bravo, Prinz. Du bist unverwüstlich!"

Einige Offiziere klatschten unter lautem Lachen Beifall.

Dinicu fing von neuem das Miserere an.

„Siehst Du," sagte Candian, indem er seinen Freund auf den Trunkenbold, den Prinzen, über welchen der ganze Garten lachte, aufmerksam machte, „das ist auch einer der größten Lebenskünstler in seiner Art. Der trinkt so viel, daß er kein Essen mehr verträgt; einige Oliven, drei kleine geräucherte Fischchen, und sonst den ganzen Tag Schnaps, Wein und Wermut. Von was trinkt er? Woher hat er das Geld? Er besitzt nicht einen gelöcherten Heller und trinkt ununterbrochen. Ich bitte, sehe Dir ihn an, wie er nach einem andern Tisch mit neuen Bekannten sucht. Was für ein Künstler, mon cher, was für ein Künstler! Mit welcher Vollendung spielt er den Erzürnten, damit die anderen über ihn lachen und er das Recht habe zu sagen: ‚So, ihr lacht über mich?! Eine Flasche Wermut zur Strafe und kein Wort, oder ich zerschmettere euch.' Eines Tages mischte ihm Manoiu Salz in seinen Wermut. Der Prinz trank, schleuderte das Glas weg, schob die Augenbrauen zusammen, knirschte mit den zwei schwarzen Zähnen, die ihm noch geblieben, und rief mit heiserer Stimme: ‚Manoiule, Du hast mir den Geschmack verdorben, Ungeschickter! Kellner, auf Rechnung dieses Herrn vier Flaschen Wermut, hast Du gehört? Marsch, marsch, pascholl, oder ich zerschmettere Dich.' Wir lachten, der uns bedienende Kellner lachte, aber unser Prinz hatte sich sein Weinbedürfnis für die Nacht gedeckt. Was für ein Künstler, mon cher, was für ein großer Künstler!"

Cosmin schloß die Augen, und augenblicklich narrte ihn wieder das früher gesehene Bild. Ein kahler, leidender, in zerdrückte Polster vergrabener Kopf, die abschreckenden Schmeichelversuche einer jungen Frau und zwei blaue, betrübte, wie strafend blickende Augen . . .

Der Wind erhob sich; breite Blätter lösten sich von den Zweigen der Platanen und schwebten, in der Luft schaukelnd, zitternd zur Erde.

„Es ist schade, daß Manoiu nicht gekommen; seit zwei Monaten habe ich ihn nicht gesehen. Er thut mir um so mehr leid, als ich sehr wahrscheinlich verreise."

„Wohin?"

„Nach Campolung."

„Alleine?"

„Ja!"

„Und Frau Sascha Malerian bleibt in Bukarest?"

Cosmin erschauerte und wandte sich zum Kellner:

„Dimitru, die Rechnung!"

„Kommst Du nicht mit in den Klub zur neuen Generation?"

„Nein, ich danke, ich war noch niemals dort und kenne niemand."

„Und wenn? Dort haben alle nur Augen für den Bankier . . . aber Du zierst Dich wie eine Jungfrau. Du wirst bald einsehen, daß die Jahre der Bescheidenheit verlorene Zeit im Leben des Menschen sind."

„Zehne und fünfundsiebenzig," rechnete Dimitru rasch von einem Karton ablesend: „zehne Schnaps, zwanzig Brot, einen und fünfzig die Flasche Versenkten, fünfzig Suppe, siebenzig gebratenes Fleisch, dreie und fünfzig der Rostiggewordene . . ."

„Gut, gut!" sagte Cosmin und warf ein Billet von zwanzig Lei auf den Tisch.

Der Künstler sang mit schwärmerisch zurückgelegtem Kopfe: „Zwei Augen habe ich geliebt im Leben," was der Prinz durch den Gassenhauer vervollständigen zu müssen glaubte: „Das eine blind, das andere sah daneben." Alles lachte.

Sie verließen den Garten; auf der Straße angelangt, verabschiedeten sich die beiden Freunde.

„Wann sieht man Dich wieder?" fragte Candian.

„Kann nicht wissen," antwortete Cosmin, etwas verstimmt die Achseln zuckend. „Viel Glück, wenn Du zur neuen Generation zurückkehrst."

„Das glaube ich nicht, denn heute abend haben wir selbst eine spartanische Bank."

Die aus den Kreisen Candians und Manoius nannten eine mit Kartenspiel und Weibern durchschwelgte Nacht „eine freie Akademie, Ballspiel oder eine spartanische Bank".

II.

„Immer derselbe Spötter und Menschenverächter, dieser Candian," seufzte Cosmin und bog in die Akademiestraße ein.

Der Himmel war klar. Die Sterne glänzten wie Goldaugen. Ein leichter Wind versuchte die Schwüle dieser Julinacht zu kühlen. Die Häuser dampften und strahlten die während des Tages eingesogene Hitze aus.

Cosmin ging vorwärts, ohne klar zu wissen wohin.

In seinem Kopfe war es wüst. Um sich zu zerstreuen und eine Menge von unangenehmen Eindrücken los zu werden, war er ins Gasthaus gegangen, das er jetzt aufgeregter, als wie er hingekommen, verließ.

Wie er so seinen Spazierstock gedankenlos auf das Pflaster auffallen ließ, entrollte sich vor seinem inneren Auge sein Lebenslauf mit erschreckender Klarheit. Die einzelnen Vorgänge erschienen so lebendig, als ob er sie jetzt nochmals, und zwar in wenige Augenblicke zusammengedrängt, erlebe, wie er sie früher in langen Tagen und nicht enden wollenden Nächten durchlebt hatte.

Als er sein Heimatsörtchen verlassen und sich bei der Fakultät eingeschrieben hatte, war er zwar arm, schlecht gekleidet, aber entschlossen, zu lernen — kein Spaß ... Wie wunderbar schön war sein erster Lebenstraum! Dulden, kämpfen, überwinden, bis die Welt vor dem Sieger mit entblößtem Haupte und in Bewunderung ausrufen würde: „Was für ein Talent! — Welche Gelehrsamkeit!"

Von diesem edlen Feuer war nichts als Asche geblieben.

Feuer und Licht sind verloschen. Die sichtbare Armut ist zwar verschwunden, mit ihr aber auch alle Illusionen jener schönen Zeit.

Als er den Lehrsaal der Rechtsfakultät zum erstenmale betrat, fühlte er wohl, daß er der ärmlichst Gekleidete sei, aber was sollte er sich darum bekümmern — fest entschlossen, beim Examen der erste zu sein.

Dieses „Was kümmert's mich?" war der wirksamste Trost des Anfängers; jedoch nach einiger Zeit verlor dieses stolze Wort seinen wohlthuenden Zauber.

Als er eines Tages in seinem ärmlichen Heim einen Band römischen Rechtes öffnete und studiren wollte, schleiften seine Augen über die Buchstaben wie über etwas Glattes. Er konnte seine Gedanken nicht sammeln, sie irrten immer wieder ab.

Seine Kollegen hatten reine, weiße Wäsche, nach ihrem Körper geschnittene, passende Kleider, glänzende Schuhe, Uhr mit goldener Kette, Handschuhe und eine zierliche schwarze Ledertasche unterm Arm. Er dagegen einen altmodischen, aus ordinärem Tuche gefertigten Rock, ausgeweitete, abgeschabte Hosen, ausgetretene Schuhe und ein zerquetschtes Hemd von zweifelhafter Weiße ... Von dieser Zeit an verlor das „Was kümmert's mich?" seinen keck zuversichtlichen Ton.

Die Zeilen des römischen Rechtes fingen zu tanzen an; seine Augenlider schlossen sich hin und wieder, die Umrisse der Buchstaben erzitterten leicht und phantastisch — eine Masse von gelben, grünen und blauen Funken.

Aus welcher Ursache, dachte er, wenn die anderen, wie dies im ersten Jahre des Studiums vorkommt, eine Rechtsfrage eifrig besprachen, fragte man nicht auch ihn um seine Meinung? Warum entfernten sich die anderen zusammen, irgend ein Thema diskutirend, wenn sie den Hörsaal verließen, und er blieb allein, unbeachtet, mit seinem Hefte graugrünen Papieres unter dem Arm, zurück? Warum drängten sich alle um einen, einen Nichtswisser, aber gut eingeknöpft in seinen neuen Rock von feinem Tuche?

Und selbst die Professoren, selbst der, welcher die lateinischen Citate immer falsch brachte, oder jener, der seine Vorträge seit über zehn Jahren, immer aus denselben schon vergilbten Notizblättern herauslas, selbst diese stellten sich gegen ihn, als ob er im Hörsaale gar nicht anwesend wäre ...

Ach, das hört mit der Zeit auf, eine Kinderei zu sein!

In der Schule war es ihm zwar ebenso ergangen. Je ärmlicher er angezogen, desto strengere und ungerechtere Bemerkungen mußte er sich gefallen lassen. Sieben Jahre lang wurde ihm stets nur der zweite Preis zuerkannt, weil einer seiner Kollegen der Sohn des Vizepräsidenten der Kammer und ein reicher Junge war. Der kam wie eine Puppe geputzt, mit geschniegeltem, genau in der Mitte abgeteiltem Haar zur Schule.

„Was kümmert's mich?" sagte er sieben Jahre hindurch.

Für die Universität hatte dieses stolze Wort seinen Zauber verloren wie ein Spielzeug, das eben nur für ein gewisses Alter paßt. In der Schule war dieses „Was kümmert's mich?" noch mächtig wie der ungebändigte Trotz eines Kindes ... und dann: wer reihte mit größerer Sicherheit an der Tafel die algebraischen Formeln an einander? — Wer zeichnete richtiger die geometrischen Figuren? — Und wer antwortete besser auf alle Fragen, als Jorgu Cosmin?

Jetzt lagen die Sachen anders.

Auf der Universität drängten sich jene vor, die gut gekleidet waren und einflußreiche Verbindungen hatten. Er blieb in seinen Lumpen in die Ecke gedrückt. Umsonst notirte er alles mit heißer Mühe,

während die anderen nur mit dem Kopfe nickten, als ob sie ganz Aufmerksamkeit wären. Auf der Universität ist es eben schon mehr wie im Leben: man urteilt nach dem Schein und findet keine Zeit, zu prüfen und die Schüler kennen zu lernen.

Was hätte Cosmin nicht darum gegeben, wenn einmal — nur ein einzigesmal — geprüft worden wäre? Prüfungen sind aber nur Schreckmittel für Kinder. Hier, wie im Leben, gilt der äußere Schein, und der gewohnte Trost: „Was kümmert's mich?" wird einfach lächerlich . . .

Mit fünfzig Lei monatlich, die er von Hause bezog, Wohnung, Tisch, Kleidung und Studium zu bestreiten, war unmöglich.

Cosmin entschloß sich zwei Monate nach seiner Ankunft in Bukarest, einen Schreiberposten zu suchen. Beim Tribunal, beim Unterrichtsministerium, kurz überall, wohin er sich wandte, sahen ihn die Großen so verwundert, so von oben herab an, daß er sich wie mit Steinwürfen gepeinigt fühlte.

Schlecht gekleidet, ohne Empfehlung, nicht einmal mit einer Visitenkarte ausgerüstet, die den Namen irgend eines Abgeordneten oder ein paar empfehlende Zeilen enthalten hätte, schlich er in seinem fahl gewordenen Rocke, ausgetretenen Schuhen und kniedurchdrückten Hosen, mit vor Hunger und Scham entstelltem Gesicht zwei Monate erfolglos bei den verschiedenen Behörden herum.

Endlich entschloß er sich, Unterrichtsstunden — sei es selbst in einem Mädcheninstitute — zu suchen.

Eine jener Direktorinnen, welche seit beinahe einem Jahre ununterbrochen annoncirte, daß sie einen Professor suche — Baccalaureat, welcher Mathematik und Geschichte in den vier oberen, Grammatik, Kalligraphie und Zeichnen in den zwei mittleren Klassen lehren könne — beschied ihn nach kurzem, eindringlichem Betrachten: „Es thut mir sehr leid, daß Sie sich bemüht haben, mein Herr, aber mir wurde ein anderer Kandidat empfohlen; ich empfehle mich, mein Herr!" Trotzdem erschien die Annonce weiter in allen Blättern.

Natürlich — „mein Herr" war schlecht gekleidet.

Wie richtig fand er jetzt die Prophezeiung seines Vaters, eines alten Gerichtsvollziehers in B., der zu ihm beim Abschiede gesagt hatte: „Mein Sohn, ich gebe alles, was ich geben kann, aber es wird Dir nicht genügen. Das Leben in Bukarest ist teuer, und Du bist schon groß. Wenn Du willst, könnte ich Dich dem Professor Malerian, der mich seit langem kennt, empfehlen. Er und seine Frau sind gute Menschen und haben ein reiches Auskommen. Ich glaube, sie würden Dich mit Freuden als Gast begrüßen, wofür ich gerne etwas zahlen würde; der Rest würde für Dich sein, für Kleider, Bücher, Zerstreuung — Du bist schon groß und kein Kind mehr."

Damals hatte er stolz erwidert: „Was kümmert's mich! — Was kümmert's mich! Ich werde eben leben, wie ich kann."

Nach einem halben Jahre voll Geduld und Kämpfen entschloß sich endlich Cosmin doch, von seinem Vater ein weh- und demütiges Schreiben zu erbitten, mittelst welchen er bei den unbekannten Herrn und Frau Malerian eine Unterstützung erbetteln könne.

Aber was mögen das für Menschen sein? — Gute? — Das wäre kaum genug. Haben sie selbst Kinder? Seines Vaters Brief sagte in dieser Beziehung nichts; er schloß mit der Versicherung: „Sie werden Dich mit Freuden empfangen, Du bist groß genug, sei gescheit — ich bin schon alt, heut — morgen schließe ich die Augen."

Er machte sich mit seinem Briefe auf den Weg. Die Straßen der Stadt schienen an seinen Sohlen zu kleben. Er sah es vor sich wie einen in eine Wüste endigenden Weg. Sein Herz schlug, wie er es nur beim Examen schlagen zu fühlen gewöhnt war. Der edle Stolz eines zwanzigjährigen Naturmenschen war überwunden. Er hatte zwar bis jetzt noch nichts als das gewisse zweite Prämium geleistet, aber trotzdem kam er sich vor wie ein Held, der betteln geht!

Erste Empfindung! Welches Licht, welcher Schatten, welche Tiefe des Eindrucks umschließt nicht die erste Empfindung!

Er trat in den Vorhof. Ein schwarzer, bellender Hund fiel ihn an; es gibt Hunde, welche Bettler nicht leiden mögen.

Ihm schlug das Herz; dann fühlte er nichts mehr. Er legte die Hand auf den Griff der Glocke. Es läutete. — Hatte es wirklich geläutet? — Es ist geschehen.

Wie ärmlich sah er in seiner Kleidung aus, ärmlicher wie sonst!

Eine Magd öffnete und fragte um sein Begehr.

Was er antwortete, wußte er selbst nicht; endlich übergab er den Empfehlungsbrief.

Die Magd lud ihn ein, näher zu treten. „Herr Paul ist nicht zu Hause, aber die gnädige Frau ist oben, sie wird den Brief bestellen."

Von oben vernahm er bald zwei jugendliche Stimmen:

„Von wem, Mama?" — „Wer schreibt an Dich, Mama?"

„Der alte Cosmin, ein sehr ordentlicher Mann, welcher einst Malerian, als er schwer krank war, bedeutende Dienste erwiesen."

„Wann war denn Papa so schwer krank?" — „Was für eine Krankheit, Mama?"

„Vor seiner Verheiratung. — Nun bittet uns der alte Cosmin, seinen Sohn aufzunehmen, damit er seine Studien beendiger könne. Er ist sehr arm."

Jorgu Cosmin möchte fliehen, aber seine Füße klebten am Boden.

„Der Aermste, nehmen wir ihn zu uns? — Nun, was sagst Du dazu, Mama?“

„Der ehrliche Cosmin spricht in seinem Briefe von Bezahlung; er schämt sich offenbar, darum bietet er uns Bezahlung an. Der arme Junge wartet draußen auf Entscheidung. — Geben wir ihm das Hinterstübchen, sein Vater hat Papa Malerian auch einen großen Dienst erwiesen.“

Der Aermste wartete aber nicht draußen, sondern im Vorzimmer, wo er das ganze mitleidige Gespräch gehört. Mit gegen die Thür ausgestrecktem Arm wartete er lauschend, daß die oben endigen . . .

Eine Frau . . . zwei Mädchen . . . sprechen. Sie bemitleiden ihn. „Aermster“ . . . „Das Hinterzimmer“ . . .

„Mama, wird er bei uns mit am Tische essen?“ Das war eine böse Stimme. Eine andere fügte schnell hinzu:

„Nehmen wir ihn auf!“

„Mama, daß Du ihn bei Tisch nicht neben mich setzst!“ — wieder die böse Stimme.

Welche Schande! — Kaum konnte er die Thränen zurückhalten, und ein tiefer Seufzer tönte durch das Vorzimmer.

Sollte man das oben gehört haben? — Die Besprechung schloß augenblicklich.

Eine Frau schwebte schrittweise und stolz über die Stiege hinunter, eine hohe Figur, jugendlich, mit glänzenden Augen, wie die einer Katze.

Mit einer Hand glitt sie über die Griffstange der Stiege, mit der andern hob sie ein bißchen ihr Kleid, um im Hinuntersteigen nicht gehindert zu sein. Welch reizender Fuß! Das Leder der Schuhe schillerte wie die Flügeldecken eines Laufkäfers.

Das ist Frau Sascha Malerian.

Cosmin senkte den Kopf; er betrachtete seine Schuhe, der rechte war zerrissen. Hätte er sich doch wenigstens Schuhe gekauft! Mit aller Kenntnis des römischen Rechtes kann man keine Schuhe flicken. Wie merkwürdig, er hätte beinahe über seinen zerrissenen Schuh gelacht!

Als Frau Malerian sich ihm näherte, fühlte und dachte er an gar nichts mehr.

Die reizende Frau sprach zu ihm. Sie sprach in so sanftem Tonfall; trotzdem fühlte er ihren Blick auf sich ruhen, als ob sie ihn durchbohren wollte. Er antwortete nur mit „ja — ja, nein, ja“ und weiter nichts; er hätte gerne mit Verstand etwas Verbindliches gesprochen, allein er fand keine Worte.

Endlich reichte ihm die reizende Frau die Hand, sie stiegen hinauf und hielten einen Augenblick auf der letzten Stufe.

Welch reich und geschmackvoll arrangirter Salon! Pflanzen mit großen Blättern, Blumenvasen mit Hyazinthen, zwei Bilder mit Gestalten in Lebensgröße — sie und sicher er, Herr Paul Malerian; was für ein unförmlich großer Kopf und wie alt und häßlich gegen sie!

„Valerie! Gelina!“ rief Frau Malerian, ihre Stimme klang kalt und scharf; hat ein anderes Wesen aus dieser frischen und vollen Kehle gesprochen?

Die Thür zur Rechten öffnete sich langsam.

Zwei Gestalten zeigten sich, und Cosmin stellte in seinem Innern die Frage: „Welche mag gesagt haben: ‚Der Armste, nehmen wir ihn auf!‘ und welche: ‚Daß Du ihn bei Tische nicht neben mich setzest, Mama!‘?“

„Meine Töchter, Herr Cosmin, Valerie und Gelina, wie wir den Namen Angelina abkürzen.“

Valerie ist das Ebenbild der Mutter: dieselben Augen, dieselbe fein gezeichnete Nase mit den stets nervös bewegten Flügeln, die gleiche Stirne, dasselbe reiche schwarze Haar, die gleiche geschmeidige Taille und dieselbe helle, metallische und schneidende Stimme. Sicher wird er beim Essen nicht neben ihr sitzen. — Gelina ist blond, mit einem Kranz von Locken, die sich wie Rauch um ihren Kopf legen, blaß und blutarm, schlank, sehr schlank, und leicht wie ihr weißes Foulardkleid mit schwarzen Punkten. Was für Augen! Blau, sanft, ermüdet, traurig. Sicher war es Gelina gewesen, welche sagte: „Der Aermste, nehmen wir ihn auf!“ und das Wort „Aermster“ verlor bei ihrem Anblick von seinem unerträglichen Mitleidsausdruck, den es sonst auf allen Lippen hatte, denn mit gleichem Rechte konnte er sie „Aermste“ nennen: Wie wenig Blut hast Du! Arme Augen, wie lebensmüde und traurig schaut ihr darein?!

Cosmin war so in Gedanken bis zum Episcopiegarten gekommen. Er trocknete den Schweiß ab, der seine Stirn bedeckte; die Bemerkungen Candians hatten ihn offenbar mächtig erregt, seine Einbildungskraft entfesselt und sein Gewissen erweckt.

Er blieb stehen, betrachtete die Wagen, die Laternen, deren gelbrote Flammen sich im leichten Winde bewegten, die Menschen, welche noch spazierten, um sich von des Tages Hitze zu erholen. Er suchte zu sehen, angestrengt zu sehen, um seine Gedanken zu verjagen. Aber gerade so wie ein in der Nacht durch einen bösen Traum erwecktes Kind konnte er die traurigen Bilder nicht los werden, die ihn verfolgten. Umsonst horcht das Kind nach dem regelmäßigen, eintönigen Schlag der Uhr, umsonst beißt es sich in die Lippen oder versucht zu singen, die immer gleichen schauerlichen Gebilde strecken im Dunkel der Nacht die Arme nach ihm aus.

Wie, wenn er ins Wirtshaus zurückginge? Das ist ein Gedanke! Er würde allein trinken können, viel trinken, obwohl er eigentlich kein Trinker war . . .

Ja, er hatte sich von den ärmlichen Kleidern endlich losgemacht. Paul Malerian nahm keinerlei Bezahlung von ihm. Warum sorgte er für ihn, als ob er sein eigenes Kind wäre? ... „Du bist groß ... sei verständig!“ so endigten alle Briefe des Vaters. Er war in Wirklichkeit groß geworden, ob verständig ... was sollte das „sei verständig“ heißen?

Mit allem Verständigsein bildete er sich abends, wenn er das Licht ausblies und die Decke über sich zog, ein, daß er das blasse Gesicht Gelinas streichle; mit allem Verstand vertiefte er sich in ihre blauen, geheimnisvollen Augen und glaubte ihre Stimme zu hören, die mit jedem Worte schmeichelte.

Der Begriff „Schönheit“ ist individuell und nicht außer uns. Unter dem Einfluß eines sanften Blickes, eines lockenden Aufhebens des Kleides, eines guten Wortes und warmen Zulächelns modelliren wir die Nase, färben die Augen und glauben Formen von bezaubernder Ueppigkeit zu sehen ... wir halten unsere Augen zum besten und spotten der vollendet schönen Linien der Götterstatuen. Häßlich — Schönheit? Ueber all das entscheidet die Einbildung des einzelnen. Was war wohl schuld daran? Ihre Augen? Sie sind nicht schuld, niemand ist schuld; selbst jetzt, wo er von dem Bilde einer andern eingenommen ist, was kann er den blauen Guckern vorwerfen? Daß sie kalt waren? Kann sein, aber sie hatten die Tiefe und das Geheimnis eines Abgrundes.

O, daß er damals gesprochen hätte — aber kein Zeichen, absolut nichts!

Dafür flüsterte ihm jemand anderer zu: „Du bist aus Fleisch und Blut, fühlst und wächst in Leidenschaft, zwanzig Jahre alt und — unschuldig.“

Niemand kann sich das unabwendbare Verhängnis der Unschuld vorstellen; es genügt der Gedanke: „Was mag das sein? Du weißt noch nichts, und andere sind glücklich!“ Der böse Engel der Unschuldigen ist die Neugierde.

Sascha Malerian, die reizende Sascha, löschte mit ihrem Hauche den Gedanken an die zwei blauen Lichter aus; sie verstand zu sprechen, bis die Unschuld rief: „Welches Glück!“ Wer konnte ihr widerstehen, ihren Augen, grün mit rosigem Funkeln, wie die einer lüsternen Katze!

Der Anfang war wie aller Anfang.

Ein Arm, der den deinen streift und dich erschauern macht; ein verständnisvolles Lächeln; ein Atemhauch, der sich deinem Gesichte nähert — wohlverstanden ein solcher, der dich wie Balsamduft umschmeichelt. Dann und wann ein kleiner Irrtum, sich gerade an jenem Punkt des Tisches mit der Brust aufzulehnen, den deine Hände besetzt halten, daß du — immer aus Irrtum — auf deinen Händen einen runden, elastisch schwellenden Busen fühlst. „Ach, Pardon!“ und dazu ein durchsichtiges Lächeln, welches deutlich sagt: „Wie unschuldig! Merkst Du denn nicht, daß es absichtlich geschah?“ — Später ein Walzer im Dreischritt, nur ein Versuch, um zu sehen, ob du tanzen kannst oder nicht. Endlich, wieder aus Versehen, eine offenstehende Thüre, gerade in dem Augenblick, wo sie das Mieder anlegt, wobei sich — immer aus Versehen — der Busen in Erregung der Ueberraschung mächtiger hebt und senkt, und schließlich — da die Unschuld doch zu furchtsam ist — ein Wort, ein einziges, welches die zwei blauen Augen nie den Mut gefunden hätten, zu sprechen...

Dann Thränen und Küsse, welchen die Furcht, überrascht zu werden, jenen Zauber der Heimlichkeit gibt, den sie, in Freiheit gegeben, nie ausüben würden ...

Wer wäre da nicht besiegt worden? Er wenigstens vermochte nicht zu widerstehen. Dieser stürmischen Leidenschaft konnten die Umarmungen des Alten, Häßlichen, Gebeugten, Halbblödsinnigen nicht genügen.

Wie hätte er da nicht glauben sollen, wenn er sie beide betrachtete; als dann Sascha mit vor Thränen vergrößerten Augen, die weichen Arme um seinen Hals geschlungen, von ihrer Leidensehe erzählte, wäre es möglich gewesen, ihr nicht zu glauben, sie nicht zu verstehen, zu entschuldigen und sie nicht zu lieben?

Paul Malerian hatte bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre allein gelebt, Bani zu Bani getragen, aus seiner Professur, Lehrbüchern, Privatlektionen Geld geschlagen und wie ein Geizhals gelebt, bis er zu Geld und Besitz gelangte. Dann nahm er sich ein junges, hübsches, aber armes Mädchen zur Frau. Welch unentschuldbarer kaufmännischer Fehler! Während er das eine Kapital zusammenraffte, verschwendete er gerade dasjenige, was er bei einer jungen, hübschen Frau am notwendigsten gehabt hätte.

Der Alte war durch seine Lebensweise schwachsinnig geworden und Wahnanfällen unterworfen.

Einige Jahre vor seiner Verheiratung litt er unter dem ersten solchen Anfall.

Er nahm eines Tages sein ganzes, in Staatspapieren angelegtes Vermögen, setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr nach B. Dort angekommen, trat er in ein fremdes, in der Nähe des Gerichtsgebäudes gelegenes Haus, verstreute im Zimmer sein ganzes Vermögen, legte sich nieder und schlief ein.

So fand ihn der alte Cosmin, der Gerichtsvollzieher, als er heimkehrte.

Ein Unbekannter und so viel Geld!

Nach drei Tagen war der Anfall vorüber und Malerian so weit hergestellt, daß er sich überzeugen konnte, daß sein Vermögen unangetastet sei ...

Woher wußte Sascha von dieser Geschichte?

Seit dieser Zeit hatten sich derartige Anfälle

wiederholt, und eines Tages entdeckte sie das ganze Geheimnis in einem an Herrn Gerichtsvollzieher Cosmin gerichteten Brief, welchen ihr Mann offen in der Bibliothek vergessen — in derselben Bibliothek, wohin er jetzt hatte sein Bett bringen lassen — dort, wo er jetzt ächzte, den Kopf in schmutzige Polster vergraben ...

Wie hätte dieser geschmeidige, dich umschlingende Körper nicht überzeugen sollen, wie hättest du diesen durch Trauer vertieften und in Leidenschaft entflammten Augen widerstehen können, wie solltest du nicht Küssen nachgeben, die sich an dein Antlitz saugen?

Wie viel List, welche Lügen, wie viel Heimlichkeiten vor dem Alten! Wie hat sich das Hinterstübchen verändert!

Um Mitternacht, manchmal früher, näherten sich leichte, vorsichtige Schritte und Kleiderrauschen, wie ein Windhauch. Sie war es! Sie schloß selbst die Thür hinter sich ...

Lange Zeit wußte niemand davon.

Auch er nicht? Aus welchem Grunde ging er dann oft mit großen Schritten nach Mitternacht in seinem Zimmer auf und ab, Verse aus Horaz citirend?

Auch die blauen Lichter, die ihr Glück störten, ahnten nichts? Aus welchem Grunde sah sie ihn dann so strafend an, warum bohrte sie ihre Augen oftmals in die seinen und starrte ihn wie fragend an, bis er die Blicke niederschlug.

Unmöglich! Sie wußte — ahnte mindestens etwas.

Welch empörendes Glücksleben!

Es kam noch schlimmer. Seit einem Monat lag Paul Malerian zu Bett. Er klagte über Schmerzen, ohne zu sagen, was ihn schmerze. Den Doktor hatte er weggejagt und sein Bett in die Bibliothek tragen lassen, von wo man den Ausgang des Hauses überwachen konnte. Seine großen, abgemagerten Hände umfaßten wie fleischlose Knochen den großen, in gelbe, verschwitzte Polster vergrabenen Kopf. Seit drei Tagen nahm er nur früh und abends ein paar Löffel Suppe zu sich, die ihm Sascha reichte.

Unter allen Klagen wiederholte er immer die eine Phrase: „Sascha, meine Liebe, der Mensch stirbt, wenn ihn die anderen vergessen."

Valerie weinte oben auf ihrem Zimmer und scheute vor seinem Anblick; mit Gelina sprach er dann und wann und blickte ihr unbeweglich, lange nach, wenn sie ihn verließ.

Heute abend flüsterte er Sascha wie in ausbrechender Angst zu: „Lauf, geh schnell, er erwartet Dich im Hinterzimmer — daß Dich die Mädchen nicht sehen ..." Er wollte aufstehen und sank zurück.

Endlich abends, gegen sieben Uhr, als Cosmin auf den Fußspitzen die Stiege hinaufschlich, traf es ihn in der Seele wie ein Schlag.

Der Alte sprach laut mit sich selbst. Cosmin konnte ihn genau hören, die Worte klangen noch immer in seinen Ohren.

„Elender Gerichtsvollzieher, hast mir mein Geld gelassen und meine Ehre gestohlen!" Darauf ein lautes Irrenlachen und dann Stille.

Cosmin entfloh, ja, entfloh, und die Schläge seines Herzens beruhigten sich erst, als Candian zu ihm kam.

„Ist ein solches Leben Glück oder Schmach?" Darüber dachte Cosmin nach, als er zu Constandin zurückkehrte mit dem Vorsatze, zu trinken, viel zu trinken, zu rauchen und, wenn möglich, alles zu vergessen.

Es war elf Uhr nachts. Cosmin nahm an einem Tische im Garten Platz und verlangte eine Flasche Rotwein.

Es waren nur noch wenige Gäste geblieben; alle tranken, sprachen laut durch einander, lachten, stritten und schrieen.

Auch der Prinz war noch da; er saß mit zwei Offizieren an einem Tische, die verlöschte Cigarre hing von seinen Lippen herab. Von Zeit zu Zeit schrie er den Lieutenant an, der sich das Vergnügen machte, ihn am Barte zu ziehen: „Laß mich! Uf! Fort, geh mir aus den Augen, Schmutzfink!"

Dinicu pfiff wieder das Lied von der Lerche.

Ueber dem Garten schwebte der schwere Geruch von Wein, Tabak und Speisen. Die Tische waren feucht und befleckt von Kaffee und Getränken. Die noch vorhandenen Gäste bestellten fortgesetzt Wein mit Sauerwasser, Cigarren und schwarzen Kaffee.

Cosmin verlangte die zweite Flasche Rotwein.

Der ihn bedienende Kellner entkorkte die Flasche und betrachtete ihn verwundert; er hatte noch niemand unbewußt so viel Wein trinken sehen.

Cosmin zündete eine Cigarre an, machte ein paar schnelle Züge, zündete eine zweite an und verlangte Cigarretten, einen großen Karton zu einem Franken.

Die dritte Flasche! Cosmin trank rasch hinter einander in nervöser Hast; seine Augen waren gerötet und thränten; in seinen Ohren klang es wie entfernter Lärm. Noch nie hatte er in seinen Schläfen ein solches Hämmern gespürt. Was mag das sein? Bei Gott, nichts! Merkwürdig, er, so jung und kräftig, sollte sich vor einem kranken, halb blödsinnigen Alten fürchten? Kinderei! Wenn er nur die Farbe und die Gewalt dieser blauen Augen aus dem Gedächtnis bringen könnte. Kinderei! Ihr Zauber ist nur eine Verirrung seiner Einbildung ... Was ist Liebe? Eine Verirrung?! ... Krankheit? ... Der Wein mußte gefälscht sein, ganz sicher war er gefälscht; was hatte er denn getrunken, daß es ihn wie Bewußtlosigkeit überfiel? Nichts im ganzen. O, er verträgt noch viel mehr, er ist jung — eine vierte Flasche soll kommen.

Wie lächerlich erscheint ihm alles, was ihm durch

den Kopf gegangen! Wirkliche Narrheiten!... Die Kunst zu leben ist, wie er jetzt zu verstehen anfing, wirklich eine große Kunst. Bitte, seht dort den Prinzen; mit welcher Schlauheit macht er sich absichtlich lächerlich, damit die anderen sein Weinbedürfnis decken. Was für ein Künstler, ein großer Künstler in seiner Art! Durch welche Mittel haben so viele Geizhälse Millionen erworben? Verdanken nicht so und so viele öffentliche Persönlichkeiten, Politiker und so weiter ihre finanzielle und gesellschaftliche Stellung den Weibern? Die Gesetze sind diesen Emporkömmlingen gegenüber ohnmächtig; die Tugend beugt sich vor dem Laster und ein junger Mensch, wenn er auch in seinem Kopfe ganze Bibliotheken vereinigen würde, kann es eben doch nur im günstigsten Falle zu einem dreihundert Lei per Monat-Menschen bringen.

Den Teufel, als ob er die Stimme und das Lachen Candians hören würde ... Ach, der Wein ist gefälscht; noch ein Glas, es soll das letzte sein. Ist er so wie die anderen? Candian ist ein Cyniker. Wie kann man sich nur vor einem Greise fürchten? Was hat er denn am Ende gethan? Hat er ihn betrogen? Nein! Was er gethan, ist naturgemäß und recht ... Wie kann ein fünfzigjähriger Mann ein siebenzehnjähriges hübsches und gesundes Mädchen heiraten? Was? Als ob ihm Sascha etwas von siebenzehn Jahren erzählt hätte! So ist es. Ist diese Vereinigung von siebenzehn mit fünfzig Jahren nicht empörend? Als ob Sascha von fünfzig Jahren gesprochen hätte! Wer ist da der Betrogene und wer hat zu allererst betrogen? Der Alte! Er hat die Natur betrogen, die sich ewig rächt. Er hat so viele Jahre — und welch lange Jahre — eine junge, reizende, kräftige und gesundheitsstrotzende Frau mit seinen widerlichen Liebkosungen gequält. In diesem Falle erscheint das Laster edler wie die Tugend. Die Tugend wäre da ungeheuerlich. Die Sünde — wenn das Sünde ist — hatte das Opfer aus den Armen eines Skelettes gerettet, eine Venus neben einem Leichnam.

Wie komisch! Es ist zum Lachen (Cosmin lachte und zündete eine frische Cigarre an), nein, wirklich, bei Gott, es ist zum Lachen! Wie muß die Hochzeitsnacht gewesen sein? Das Ganze ist zum Lachen und hat durchaus nichts Trauriges! Das große Kunststück, ein Skelett zur Seite zu schieben und die beleidigte Natur zu rächen ...

Als ob er diesen Gedanken laut ausgesprochen, fragte der schläfrige Kellner, noch immer mit der Serviette über der linken Schulter: „Was befehlen Herr Cosmin?"

„Die Rechnung!"

Er hatte bezahlt, wie viel wußte er nicht genau. Er erhob sich, da hörte er hinter sich die weinheiser Stimme des Prinzen:

„Uf, was für ein Ungeschickter! Geh gerade! Marsch — marsch! Gerade, Hühnchen! Du sollst mich tot sehen!"

Zu wem sprach er? Zu ihm? Was für ein Künstler, brummte Cosmin, welch großer Künstler!

Er beschloß, gerade aus und schnell zu gehen. Sollte er so feige sein, sich vor einem Greise zu fürchten? Keine Ahnung! Er möge sich nur unterstehen! Dieser Gedanke feuerte ihn an. Er knirschte mit den Zähnen, erhob die Fäuste und stieß sie nach vorwärts, als ob er jemand vor sich habe. Das Blut stieg ihm zu Kopfe.

Gegen Mitternacht kam er zu Hause an, legte leise die Hand auf den Thürgriff, zauderte einen Augenblick und öffnete dann lärmend.

Welche Feigheit, einen Greis zu fürchten!

Von der Straßenecke erklang ein kurzes Pfeifen. Es war der Nachtwächter. Hatte ihn die zu stark aufgeschlagene Thür alarmirt? Zum erstenmal, daß er so viel getrunken. Warum war er vom Hause geflüchtet? Gott, die Drohung des Alten! Er mußte es früher oder später bemerken, und er hatte recht als Eigentümer, nicht aber als Mensch.

Der Wein war teuer und gefälscht.

Große Kunst, Haus, Tisch, Vergnügungen, Geld und gesellschaftliche Stellung in der Art zu erwerben; wer auf halbem Wege anhält, ist ein Dummkopf, der einen Raub unternimmt und nichts für sich behält.

Als er den Constandingarten verließ, muß das „Gerade, Ungeschickter!" doch ihm gegolten haben. Das ist ein Künstler, aber ein Schamloser!

Der Nachtwächter pfiff wieder. Cosmin erbebte, als er zum Bewußtsein kam, daß er vor dem Thore angehalten habe.

Hatte er doch Furcht?! Die große Kunst des Lebens verlangt Mut, und er ist ein Feigling. Er und feige?

Er strengte sich an, vorwärts zu kommen, als ob er vor einen beladenen Wagen gespannt wäre, machte zwei Schritte, dann stolperte er, der Boden drehte sich unter seinen Füßen. (Fortsetzung folgt.)

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

I.

Ein ziemlich hoher Zaun trennte das Grundstück des Holzhändlers Randel in Drammen von der Wiese des Nachbars, über welche ein Fußweg hinter den Häuserreihen entlang führte.

Ein junger Mensch war im Begriff, an der äußeren Seite dieses Zauns empor zu klettern; er kam gerade vom Konfirmandenunterricht und hatte den Weg über die Wiese genommen. Als er nun das Knie auf das oberste Querholz setzte und sich über den Zaun schwingen wollte, zog er sich unwillkürlich wieder zurück, doch so, daß er über den Zaun hinweg sehen und in das Küchenfenster seines Elternhauses hineinschauen konnte, während er sich wie eine Katze am Zaun festhielt.

Was ihn abhielt, über den Zaun zu klettern, war, daß er seinen Vater in der Küche gewahrte, der eben im Begriff war, das siebenzehnjährige Dienstmädchen zu küssen.

Fritz Randel war fünfzehn Jahre alt, sah aber trotz seiner schlanken Figur etwas älter aus; es war der Ausdruck des Gesichts, besonders der Blick, der ihm ein reiferes Aussehen verlieh. Als einziges Kind war er auch ziemlich früh entwickelt und von eigentlich Kindlichem bemerkte man auch nicht mehr viel an ihm. Ein aufmerksamer Beobachter hätte gesehen, daß es vielleicht nur eines einzigen Augenblicks bedurfte, um ihn völlig reifen zu machen und den Jüngling in ihm völlig zur Entfaltung zu bringen.

Gerade jetzt war dieser Augenblick gekommen. Der plötzliche, überraschende Anblick erregte ihn ganz sonderbar. Der Rest seiner kindlichen Gefühle strömte in eine eigene Art Furcht zusammen, als ob er selbst es sei, der wegen eines großen und unermeßlichen Vergehens strafbar wäre, während der siegende Jüngling in ihm die neue und unerwartete Lebenserfahrung mit einer aufregenden Neugierde in sich aufnahm.

Er verblieb deshalb in seiner unbequemen Stellung und hielt den Atem unwillkürlich an, als ob ihn jemand hören könnte. Plötzlich glaubte er das Gesicht des Vaters gerade auf den Punkt gerichtet zu sehen, wo er sich befand, und ängstlich wie ein Verbrecher glitt er schnell herab und schlich sich auf demselben Weg, den er gekommen war, zurück.

Es war nicht mehr sein nachlässiger, schnell schlendernder Gang; verlegen, erregt, anfangs fast betäubt, schritt er dahin, aber dann begann die Furcht zu schwinden und seine Gedanken klärten sich allmälich. Es sei dumm, fand er, daß er nicht auf dem Zaune geblieben sei, er sei ja durch denselben gedeckt gewesen und niemand hätte ihn von der Küche aus erkennen können. Dann kehrte er um und kletterte vorsichtig über den Zaun, aber jetzt war der Vater nicht mehr da, er sah nur das Mädchen zwischen dem Herde und dem Küchentisch hin und her gehen, als ob nichts vorgefallen sei.

Aber für ihn war das Merkwürdige geschehen, daß er plötzlich hinter die Autorität gekommen war, deren Moral bisher so blank geglänzt hatte.

Als er langsam die Straße hinaufging, wurde er von seiner Mutter eingeholt, die von einem Geburtstagsbesuch kam.

„Was fehlt Dir?“ fragte sie plötzlich. „Du siehst so blaß aus?“

„O, es ist heute so warm,“ antwortete er.

„Ja, die Sonne sticht heute fürchterlich. Puh!“

Sie warf den Kopf ein wenig zurück, indem sie sich mit dem Taschentuch fächelte. Fritz schaute sie an. Er fand, daß sie sehr hübsch gewesen sein mußte, ja, daß sie es noch war, und es ging vor ihm auf, daß sie ihr Aeußeres durch elegante Toiletten und etwas kokette Hüte zu heben bestrebt sei.

„Kommst Du vom Prediger?“

„Ja.“

Er sei ziemlich einsilbig heute, dachte sie, aber das kommt natürlich vom Religionsunterricht; dieser wirke oft so während der Vorbereitung zur Konfirmation.

Als sie sich im Vorzimmer niederbeugte und das Kleid hob, um den Staub von demselben abzuschütteln, bemerkte er zum erstenmale, daß sie einen hübschen kleinen Fuß hatte und eine gewisse üppige Geschmeidigkeit in ihren Bewegungen lag. Er fühlte selbst, daß er heute einen ganz neuen Blick bekommen hatte, der ihm alles in einem andern und reicheren Licht erscheinen ließ. Zum erstenmal lächelte auch die Urgroßmutter von der Wand in der Wohnstube mit einem sinnlichen, verführerischen Lächeln zu ihm herab, und die großen blauen Augen lachten ihn an, als ob sie wüßten, was in ihm sich regte. Ihr knappes, kokettes Kostüm, das er früher mit kalter Verwunderung betrachtet hatte, schien sich heute zu bewegen, sich durch einen lebenden Atem zu öffnen, und das ganze Porträt wurde so körperlich und wirklich, wie es nie gewesen war.

Beim Mittagstisch kehrte etwas von seiner früheren dumpfen, beängstigenden Stimmung wieder; er war schweigsam und sprach nur, wenn er gefragt wurde; die Augen hielt er meist auf seinen Teller gerichtet. Ihm gegenüber saß sein Vater mit seinem trockenen, scharf geschnittenen Gesichte, seinem etwas spöttischen Ausdruck und seinem grau gesprenkelten Haar und machte ebenso ruhig und unbekümmert wie zuvor seine kleinen, spitzen Bemerkungen, als die Mutter erzählte, wen sie bei dem Geburtstagsbesuch getroffen hatte.

Sie hatte die Toilette gewechselt und erschien jetzt sehr häuslich gekleidet. Der Jüngling fand zum erstenmal, daß zwischen seinen Eltern keine Harmonie bestand. Aber er erinnerte sich auch, daß er seine Eltern in ihrem Verhältnis zu einander eigentlich nie anders gesehen hatte. Es war stets ein häuslich gutes Verhältnis, aber niemals eine sichtbare Wärme.

Glücklicherweise bemerkten seine Eltern nicht, wie zerstreut Fritz war. Die Stadtneuigkeiten, welche seine Mutter mit nach Hause gebracht hatte, nahmen ihre Aufmerksamkeit genügend in Anspruch, aber kurz bevor man sich vom Tisch erheben wollte, lehnte sich der Vater in seinen Stuhl zurück, streckte die Beine aus und faltete die Serviette zusammen.

„Nun, mein Junge, wie ist es Dir denn heute bei dem Prediger ergangen?“ fragte er plötzlich.

„Gut.“

„Du wirst hoffentlich den Katechismus bald auswendig gelernt haben. — Es ist übrigens eine wirkliche Kunst, den auswendig zu lernen,“ wandte er sich an seine Frau.

„O, das ist nicht so gefährlich,“ meinte Fritz.

„Du mußt besonders Gewicht auf die Bibelsprüche legen,“ sagte die Mutter, indem sie ihm mit der Hand liebkosend über das Haar strich. „Ich weiß, daß der Propst Wert darauf legt, und Du, der so tüchtig in der Schule ist, wirst uns in der Kirche keine Schande machen, nicht wahr? Und die Kenntnis des Christentums ist die notwendigste und beste von allen Kenntnissen,“ fügte sie hinzu, indem sie sich ein wenig vorbeugte und ihm ins Gesicht sah.

Er wurde verlegen und begegnete ihrem Blick nicht; er wußte selbst nicht, weshalb.

„Aber das Wichtigste,“ sagte der Vater, „das Wichtigste ist, darnach zu leben, mein Sohn.“ Seine Miene war sehr väterlich.

„Natürlicherweise,“ fügte die Mutter hinzu, indem sie einen etwas lächelnden Blick auf ihren Mann warf, einen Blick, den Fritz sofort auffing und zu dem er heute den Schlüssel des Verständnisses erhalten zu haben glaubte.

Und Maren, das Dienstmädchen, ging mit dem Geschirr aus und ein, als ob nichts geschehen wäre. Sie sah nur ein wenig mürrisch aus, das war das Ganze. Fritz betrachtete sie hin und wieder, war aber sehr vorsichtig. Er sah heute vieles anders an ihr als gestern; er sah dasselbe, was sein Vater gesehen hatte, daß sie jung, frisch und recht hübsch war, zugleich schlank und ein wenig üppig.

Den ganzen Nachmittag befand sich Fritz in fortwährender Aufregung. Sein Schulkamerad Wedel Stenersen vermochte ihn zu nichts zu bewegen, und es schien ihm, als ob er diesem plötzlich entwachsen sei.

„O, komm mir nicht mit solchen Kindereien,“ sagte Fritz, der mehrere Stunden lang an einem Steg an der Elve saß und angelte. Er ließ Wedel sprechen, was er wollte, und antwortete nur hin und wieder mit einem einzigen Wort.

„Du hast heute gewiß Schelte bekommen,“ sagte Wedel ein wenig ungeduldig.

Fritz blickte ihn höhnisch an. „Schelte? Wofür sollte ich die bekommen haben? Ich bekomme keine Schelte mehr, denen bin ich entwachsen. Aber Du spielst noch immer wie ein Kind, das paßt vielleicht für Dich, aber mich langweilt das. So, nun weißt Du es.“

Wedel fühlte sich gekränkt und ging nach Hause, um seine Schulaufgaben zu machen.

Und dann kam der Abend. Fritz hatte das Uebungsbuch und das Lexikon zugemacht. Heute war es ihm nicht leicht geworden, seine Aufgaben zu vollenden, denn er verfiel immer wieder in Gedanken, stützte den Kopf in die Hand, starrte zerstreut durch das Fenster und von der Syntax glitt sein Blick unwillkürlich hinüber zur Küchenscene.

Und als er die Rouleaux herabgelassen und sich unter die Bettdecke verkrochen hatte, kniff er die Augen so fest zusammen, daß nicht der geringste Schimmer von Licht ihm die Phantasie stören könnte. Und da trat die große Begebenheit des Tages wieder vor ihn. So deutlich, als ob er noch auf dem Zaun hinge, sah er, wie der Vater Maren um das Mieder

faßte, sah, wie das Mädchen die Hände entgegenstemmte, den Kopf zurückbog und sich der Umarmung zu entziehen suchte. Selbst das, was er nicht hatte sehen können, trat nun vor sein Auge. Er vermeinte einen wechselnden Ausdruck in dem Gesicht seines Vaters zu sehen und er schien ihren Widerstand zu fühlen, bis das Ganze gleichsam wie in einem Nebelbild unbemerkt zu einem andern Bild überging, in dem er selbst es war, der sie küssen wollte.

Aber dann mußte er an manche Aeußerungen über andere denken, die er nicht verstanden hatte, wenn seine Eltern über Ereignisse der Stadtchronik sprachen, und es fiel ihm ein, daß es bei vielen anderen wohl ebenso gehe, vielleicht auch bei Stenersens, vielleicht auch bei dem mürrischen Oberlehrer, wer mochte das wissen? Dann fiel ihm auch ein, daß der Vater davon gesprochen hatte, daß man nach dem Katechismus leben solle. Das war also die Moral! Aber er kam immer wieder zu den großen Entdeckungen zurück, und Bilder kamen auf Bilder, bis der Schlaf über die Phantasie Macht zu erlangen begann und sie verwischte, verwirrte und immer mehr verschleierte, und dann kamen die Bilder schließlich im Traume wieder, nur in abenteuerlicherer und phantastischerer Gestalt.

Am nächsten Tage ging er in der Freistunde nach Hause, denn er hatte vom Schulzimmer aus seine Mutter ausgehen sehen, und der Vater war zu dieser Tageszeit stets außerhalb des Hauses.

In der Küche stand Maren am Tisch mit bloßen Armen und mit einer weißen Schürze, beschäftigt, Eier zum Mittagessen zu schlagen. Ihr etwas ins Bräunliche schimmerndes rotes Haar lag dick und dicht in Flechten nach hinten, war aber sonst glatt und blank zurückgestrichen; Gesicht, Hals und Arme hatten die bei weiblichen Rothaarigen gewöhnliche, feste, durchsichtig weiße Haut mit klarer, aber gedämpfter Röte, und als sie sich halb umwandte, um zu sehen, wer in die Küche trat, zeigte sich plötzlich eine kräftige und weiche Bewegung ihres Körpers.

„Kann ich ein Butterbrot bekommen, Maren?“ sagte Fritz leicht hinwerfend. Er fühlte, wie sein Herz klopfte, und mit einer sonderbaren Unruhe nahm er die Eindrücke des sinnlichen Behagens, das ihre Gestalt ihm einflößte, in sich auf.

„Ich habe jetzt keine Zeit,“ antwortete sie, indem sie wieder mit dem Eierschlagen fortfuhr. „Gehe selbst in die Speisenkammer und schneide Dir Brot.“

Aber in diesem Augenblick fühlte sie ihren Kopf ergriffen, er wurde schnell zurückgebogen, und Fritz küßte sie resolut.

„Ich glaube, Du bist verrückt, Junge,“ rief sie, indem sie sich losriß. Doch obgleich ein augenblicklich aufflammender Zorn bei ihr sichtbar war, wechselte dieser doch schnell wie der Blitz, als sie Fritz dort stehen sah, bereit zu einem neuen Angriff.

Er war bisher stets knabenhaft gleichgiltig gegen sie gewesen, und sie hatte in ihm stets nur den Knaben gesehen, aber in diesem Augenblick fühlte sie, daß er im Grunde ein Jüngling sei und zwar ein Jüngling, der mit seinen brennenden Wangen und flammenden Augen gut aussah und der obendrein um ihre Gunst buhlte. Dieses Gefühl brachte sie gerade dazu, ihm mit einem dezidirten Widerstand zu begegnen, der ihn noch mehr erregte und anspornte.

„Wenn Du mich nicht losläßt, sage ich es!“

Er dachte, sie wolle sich im Ernst weigern, und ließ sie daher los.

„Vielleicht sagst Du auch, daß Du gestern den Vater geküßt hast?“ ertönte es ebenso spöttisch wie drohend.

„O, ich habe niemals den Alten geküßt.“ — Sie wollte den „häßlichen“ hinzufügen, erinnerte sich aber, daß es der Sohn war, mit dem sie sprach. Indessen wurde sie verlegen und schaute fort, indem sie wieder ihre Arbeit ergriff.

„Ja, aber ich habe es gesehen.“

„Das ist nicht wahr — er kam nicht dazu.“

„Aber dann kannst Du mich doch küssen, Maren! — Maren?“ Er trat ihr einen Schritt näher und lächelte sie an, indem er sich halb vorbeugte, um sie um das Mieder zu fassen.

Im Grunde ist der Bengel hübsch, dachte Maren, aber sie beugte den Kopf ein wenig zur Seite, erhob den Eierschläger und sagte mit angenommenem ernstem Ausdruck: „Ja, wenn Du nicht — ich sage Dir — Du sollst nur kommen.“

Und er wagte nicht sich ihr zu nähern, aber durch den drohenden Ernst schien ihm doch etwas in ihren Augen hindurch zu schimmern und etwas um ihren Mund zu spielen, das als eine verlockende Verheißung gedeutet werden konnte. Dennoch war er im Begriff, sich zu entfernen.

Da sagte Maren: „Fritz, Du erzählst nichts von dem von gestern — hörst Du!“

„Ja, gib mir aber einen Kuß!“

„Ach, Dummheit, Junge!“ antwortete sie abwehrend, ließ ihn aber doch ungehindert sich nähern, und als er sie küßte, war es nur ein Scheingefecht, das er zu überwinden hatte.

Das war also Richelieus erste That.

Wer wagt, der gewinnt, und Fritz gewann. Maren verliebte sich nach und nach wirklich in ihn. Sie war jung und heißblütig, und er war ja so von ihr eingenommen, so berauscht, so jung und so hübsch. Schließlich gelobten sie einander heilig und teuer, daß sie sich stets, stets lieben würden.

Wie geheim sie auch ihr Verhältnis hielten, wie ängstlich er auch oft sein konnte, daß seine Eltern

dasselbe entdecken könnten, so stand doch für Fritz stets gleichsam eine moralische Hinterthür offen: sein eigener Vater hatte ihm das Beispiel gegeben. Das war es, was sein Gewissen deckte, wenn er „darnach lebte".

Er war viel verschlossener und zurückhaltender als sonst in seinem Heim, und seine Mutter schien eine gewisse Veränderung bei ihm zu bemerken. Eines Abends, als sie und ihr Mann im Begriffe waren, sich zur Ruhe zu begeben, brachte sie die Sache zur Sprache. Aber Randel, der wenig Neigung hatte, sich in diese Erziehungsfragen zu mischen, deren Entscheidung er ein für allemal des lieben Hausfriedens wegen seiner Frau überlassen hatte, gähnte leicht und sagte: „Das ist natürlich nichts anders, als daß der Junge heranwächst."

„Ich glaube allerdings auch nicht, daß es die Konfirmation ist, welche ihm religiöse Anfechtungen verursacht," meinte Frau Randel, indem sie ihm den Rücken zukehrte und sich sorgsam unter ihre Bettdecke verkroch.

„Ach, was Du sagst!" antwortete Randel, indem er das Licht verlöschte.

II.

Der Holzhändler Peter Wille Randel hatte eine sehr geachtete Stellung in der Geschäftswelt und im gesellschaftlichen Leben, nicht so sehr durch seine Vermögensverhältnisse, denn er gehörte nicht zu den kühnen und unternehmenden Geschäftsleuten und konnte im Vergleich mit vielen seiner Kollegen nicht reich genannt werden, als vielmehr durch die Bildung, die er von seinem Vater, dem Amtmann Randel, einem alten Aristokraten, der bedeutenden Einfluß ausgeübt, geerbt hatte. Er selbst wurde für einen witzigen Kopf gehalten. Er konnte oft ein wenig scharf sein, aber sein Betragen war stets sicher, höflich und artig und im ganzen genommen, wie seine nächsten Bekannten sich auszudrücken pflegten, ein tout à fait tüchtiger Gesellschafter.

Als Student hatte er in Christiania Verschiedenes erlebt und verschwindend wenig gelernt, und da der Vater starb, ohne von seinen großen Einnahmen etwas zurückgelegt zu haben, mußte Peter den Handelsberuf erwählen. Eine vorteilhafte Partie konnte ihm unter diesen Umständen wünschenswert sein, und seine Augen fielen auf die recht hübsche und viel gesuchte Laura Bolstad, deren Vater, ein Parvenü, für sehr wohlhabend angesehen wurde. Freilich hatte man dessen Vermögen etwas übertrieben und dasselbe war außerdem unter mehrere Kinder zu verteilen, aber ein gut Teil Geld war doch vorhanden, das Randel zufiel, so daß er ziemlich wohlhabend genannt werden konnte.

Frau Randel war als Mädchen sehr nett, aufgeweckten Geistes, lebhaft und in jeder Beziehung präsentabel. Aber besonders wurde Randel von etwas Zartfleischlichem bei ihrer Person angezogen, so daß es in Wirklichkeit eine Mischung von Neigung und Interesse war, was ihn zu ihr hinzog; sie ihrerseits fand, daß er an und für sich ein angenehmer, junger Mann war und sie außerdem in sozialer Beziehung eine Stufe höher brachte, und ihre Ehe gestaltete sich darnach: ruhig, gleichmäßig, ohne große Anforderungen an das Gefühl.

Das Leben, das Randel auf diese Weise erreicht hatte, befriedigte ihn in gewissem Sinne, wenn er sich auch nicht eigentlich glücklich fühlte. Er hatte in der Jugend Träume von einer Wirksamkeit genährt, die seinen Schönheitsdrang befriedigen sollte, und nun hatte er dieselbe gegen das langweilige Geschäftsleben vertauschen müssen. Er hatte ein leicht erregbares und fein ausgebildetes Gefühl gehabt, aber dasselbe stieß in der neuen Umgebung auf allerhand Schranken und nach und nach wurde es abgestumpft und erstarb. Er hatte Geist, aber dieser fand keine Nahrung in den Verhältnissen, in denen er so wenig Widerklang von alle dem, was sich einst in seiner Seele geregt hatte, fand, und er fühlte sein Dasein ein wenig verkümmert. So wurde nach und nach das Gleichgewicht der Gaben verrückt, wo das Interesse für die Umgebung gewissermaßen verknöchert wird und sich zur Kritik verhärtet. Diese gebar ein gewisses spöttisches Mißvergnügen, aber dasselbe trat doch zumeist nur in aller Vertraulichkeit hervor. Außerhalb des Hauses war er meist sehr vorsichtig, wenn man ihn nicht geradezu herausforderte, und im ganzen genommen legte er es darauf an, als ein schlichter, guter Bürger zu gelten.

Mit seiner Frau lebte er außerordentlich friedlich; beide hatten ein eigenes Talent, Streitigkeiten zu entgehen. Freilich hatte Frau Randel es im ersten Jahr ihrer Ehe versucht, ihn religiös zu beeinflussen, denn in dieser Richtung hatte sie mitunter gewisse Launen, hatte den Versuch aber bald wieder aufgegeben. Er hielt sich an die in seiner Familie traditionellen drei Frühpredigten und einen Altargang jährlich. Aber er liebte es nicht, über diese Art seiner Religionsübung mit ihr zu diskutiren.

Sie dagegen übernahm es, ihr einziges Kind zu erziehen, aber bald überließ sie die Abhaltung des Abendgebetes und das Händefalten dem Mädchen, worauf beides natürlich sehr bald fortfiel. Sie bekam so viele weltliche Interessen zu beobachten! Und dazu kamen die verschiedenen äußeren und inneren Missionsangelegenheiten, an welchen sie eifrig teilnahm, wobei sie besonders für Ausschluß aller der Elemente tapfer kämpfte, die nicht zur evangelisch-lutherischen Lehre gehörten! Nur in dieser allein könne man selig werden, und da sie zu derselben

gehörte, war sie selbstverständlich ganz sicher, selig zu werden, was ihr ein sehr angenehmes und befriedigendes Bewußtsein verlieh. Da indessen das Weltliche und Religiöse bei ihr keine chemische, sondern nur eine mechanische Verbindung zu Wege gebracht hatten, erlangte bald das eine, bald das andere bei ihr das Uebergewicht.

Unter den vielen Bekannten des Hauses war nur einer, der den Namen eines Freundes verdiente, nämlich der Zollbeamte Lökke, aber zwischen diesem und dem Ehepaar Randel herrschte auch volles Zutrauen und volles Vertrauen. Er und Randel hatten nach kurzer, flüchtiger Bekanntschaft einander bei einer Theatervorstellung, wo eine dänische Provinzialtruppe eine Tragödie spielte, „gefunden". Sie saßen zufällig neben einander und fühlten unwillkürlich, daß sie sich in denselben Gedanken über die ungenügende Darstellung begegneten. — „Ja, es ist im Grunde niederdrückend." — „Niederdrückend? Nein, es ist stärkend. Man gewinnt jedenfalls an Selbstachtung." — Von dem Tage ab kam Lökke oft in Randels Haus, und schließlich hatten sie wöchentlich ihren „Festabend", wo Freunde und Nichtfreunde herhalten mußten und die Menge der Sünder das Fegefeuer passirten.

Ein solcher „Festabend" war es also kurze Zeit nach Fritz' Entdeckung. Sie standen gerade vom Abendtisch auf und gingen in die große Wohnstube. Frau Randel setzte sich mit einer Handarbeit aufs Sofa und gerade gegenüber auf der andern Seite des Sofatisches standen die beiden Armstühle für Randel und Lökke; vor ihnen stand die Punschbowle. Fritz und sein Freund Wedel Stenersen hatten einige Bilderwerke aus dem Bücherschrank genommen und saßen in einer Ecke des Zimmers an der Comptoirthür.

Die beiden Alten schienen in vorzüglicher Laune zu sein. Schon bei Tisch hatten sie viele spitzige Bemerkungen über diesen und jenen Bewohner der Stadt gemacht, und Frau Randel schien ebenso aufgelegt zu sein wie die anderen. Obgleich Randel täglich seine Satire gern spielen ließ, so kam dieselbe doch, wenn Lökke bei ihm war, besonders lebhaft zum Vorschein. Der alte Junggeselle, der dieselben Lebensanschauungen wie sein Freund hatte, aber seine Laune nicht so schnell finden konnte, schien erst recht lebhaft zu werden, wenn es eine Veranlassung gab, sich über andere aufzuhalten und deren schwache Seiten zu geißeln.

Fritz, der im Laufe der Jahre bemerkt hatte, wie die beiden Satiriker über alles und alle spotteten und sich über die Fehler und Schwächen ihrer Nächsten lustig machten, wurde immer aufmerksamer. Die beiden fühlten, daß sie ihrer Umgebung an Bildung und Intelligenz überlegen seien, aber doch nicht in der Lage waren, sich außerhalb der Gesellschaft zu stellen, und daher waren sie viel boshafter und feindlicher, wenn sie unter sich waren.

Als sie es sich also am Tisch bequem gemacht hatten und sich ihren Grog schmecken ließen, sagte Lökke, daß der Nachbar Bache sich ankerweise Schnaps kaufe, und er glaube daher, daß derselbe wie ein Schwamm trinke. Lökke blies eine lange Rauchwolke in die Luft und strich sich mit den mageren Händen durch das graue Haar, indem er mit wohlgefälligem Lächeln Randel anblickte.

„Was Du sagst!" erwiderte Randel. „Ist er auch in der Hinsicht unmäßig?"

„O, man sagt dies und jenes. Jedenfalls fehlt es ihm in letzter Zeit an Barmitteln. — Aber wer hat der Frau Sewaldsen das erzählt, wenn ich fragen darf?" wandte er sich an Frau Randel.

„Es war Marie Bache selbst," erwiderte diese.

„Die Mutter oder die Tochter?" fragte Randel.

„Die Mutter. — Ja, Sie wissen wohl," wandte Frau Randel sich an Lökke, „seit Bache angefangen hat, sehr viel in den Klub zu gehen, machen seine Frau und Tochter Besuche bei ihren Bekannten. Es sei eine reine Plage, sagt Frau Sewaldsen."

„Ja, das habe ich schon gehört," sagte Lökke spitz. „Und dann sendet die Mutter zuerst die kleine Marie aus, um zu fragen, ob jemand zu Hause ist, — und wenn sie kommt, so weiß man schon, daß das ‚Mariä Verkündigung' ist." Er zeigte mit der Pfeifenspitze in die Luft, um das besser zu pointiren.

„Und dann kommt nachher ‚Mariä Offenbarung'," fügte Randel hinzu, indem er gleichfalls mit der Pfeifenspitze zeigte.

„Nein, jetzt sind Sie zu schlimm," sagte Frau Randel, aber sie lachte doch so, daß sie ihr Strickzeug fortlegen mußte, und ihr Lachen steckte die beiden alten Herren an.

Auch die Kinder mußten lachen, schon beim Anblick der beiden Alten, die sich vornüberbeugten, sich die Kniee hielten und immer mehr lachten, je mehr sie einander betrachteten. Wenn Lökke lachte, zog sich sein elastischer Mund bis an die Ohren und zeigte zwei Reihen grober, gelblicher Zähne, wobei er das glatte Kinn vorschob, während die lange, scharfe und krumme Nase noch länger und krummer wurde, und endlich zogen die Augen und die buschigen Brauen sich mit zahlreichen Falten schief in die Höhe, so daß etwas Satyrartiges in seinem Gesicht zum Vorschein kam. Eine taube Person würde bei diesem Anblick sicherlich mitgelacht haben. Randel dagegen hatte ein regelmäßiges Gesicht und schnitt nicht so starke Grimassen, aber dafür lachten seine Augen; sie glänzten und spielten, als ob der ganze Randelsche Spott in ihnen läge.

„Da kannst Du meinen Vater und Lökke sehen,"

ſagte einmal Fritz zu Wedel Stenerſen, als ſie in dem Schaufenſter eines Buchhändlers das humoriſtiſche Bild ſahen, in welchem zwei magere Mönche einander gegenüber ſitzen und ſich vor Lachen über eine luſtige Geſchichte nicht halten können. Und dieſer Vergleich war ſehr treffend.

„Doch apropos," ſagte endlich Lökke, „wir ſprachen vorhin über Sewaldſen. — Weißt Du ſchon, daß der Kapitän Wagle den Storch geſchoſſen hat?"

„Wagle, der Sewaldſens Schiff ‚Orion' kommandirt?" fragte Frau Randel. „Was iſt denn mit ihm geſchehen?"

„Ach Gott, habe ich es Dir noch nicht erzählt?" ſagte Randel. „Dein Wohl, Lökke! Wir wollen ein neues Glas brauen. — Ja, ſiehſt Du, er iſt zehn Monate lang auf der Seereiſe geweſen und dann kam er gerade nach Hauſe — hahaha — gerade in demſelben Augenblick, als es geſchah, trat er in die Thür."

„Du guter Gott! — Und Sewaldſen?" Beide Herren gaben ihr mit den Augen einen Wink. — „Ja ſo!" Aber zu ihrer Beruhigung ſchienen die Knaben am andern Ende des Zimmers in ihre Bilder vertieft zu ſein.

„Ja, ja, aber Wagle mußte ja auf die Jagd nach dem Storch," ſagte Lökke.

„Oder richtiger geſagt, nach dem Kuckuck," meinte Randel.

„Es ſoll übrigens eine ganz köſtliche Scene geweſen ſein. Wagle ſitzt am Tiſch mit dem Kalender und der Zinſentabelle vor ſich und findet heraus, daß ſieben multiplizirt mit vierzig zweihundertundachtzig macht, ſo daß alſo gerade fünfundvierzig Tage zu wenig ſeien. ‚Was machſt Du da, Wagle?' fragte ſeine Frau. — ‚O, ich mache mein Beſteck, Mutter, aber es ſtimmt nicht.' — Haha, ich ſehe ihn noch vor mir! — Uebrigens hat ihm Sewaldſen fünfhundert Thaler zahlen müſſen, und nun iſt er in der Stadt geweſen und hat ſich einen kleinen Schoner gekauft, der ‚die Hoffnung der Familie' heißt."

„Ach, er wird ihn wohl zum ‚Troſt der Familie' umtaufen," ſagte Randel.

„Wahrſcheinlich. Aber als er wieder aus der Hauptſtadt zurückkehrte, ſoll er geſagt haben: ‚Nun mag das wieder gut ſein, Mutter, denn jetzt habe ich ſowohl den Storch wie den Papagei abgeſchoſſen.'"

„Hat er wirklich einen Storch und einen Papagei geſchoſſen?" fragte Wedel Stenerſen. Fritz gab ihm unter dem Tiſch einen Stoß.

Die beiden Alten lachten wieder ungeheuer und Frau Randel ſtimmte mit ein.

„Ja gewiß, jedenfalls den Storch, das iſt ſicher," ſagte Randel, indem er zu den Knaben hinüberblickte, während Fritz ernſt dreinſchaute und ein Bild ſtudirte.

„Ach mein Gott, die unſchuldigen Kinder!" dachte Frau Randel bei ſich.

„Aber wo ſchoß er ihn denn?" fragte Wedel.

„Drüben bei Sewaldſen natürlich," ſagte Lökke, und dann lachten ſie wieder alle.

Wedel begann zu verſtehen, daß hinter dieſer Bemerkung etwas anderes verborgen war, und Frau Randel beeilte ſich zu ſagen: „Nein, Lökke hat Dich nur zum beſten; er hat gar keinen Storch geſchoſſen."

„Ich?" ſagte Lökke mit komiſcher Verſtellung. „Nein, Gott ſei Dank, ich brauche keinen Storch zu ſchießen."

„O, ich meinte natürlich Wagle."

„Ich werde Dir das ſpäter erklären," flüſterte Fritz Wedel zu, denn er hatte alles gehört und jedes Wort verſtanden.

„Ach ja," ſeufzte Frau Randel, „man hört in der That viel zu viel Trauriges und Unangenehmes hier in der Welt, aber ſo etwas iſt doch zu arg. Arme Anna! Aber ſie weiß vielleicht nichts davon, und es iſt wohl auch am allerbeſten, ſo etwas nicht zu wiſſen."

Fritz blickte nach ſeiner Mutter hinüber. Ob ſie wohl etwas wußte?

„Gewiß weiß ſie das," ſagte Lökke hinwerfend, indem er kräftig an ſeiner Pfeife ſog und mit dem kleinen Finger die Aſche im Pfeifenkopf herabdrückte. „Sie kennt natürlich die Ulla. — Es iſt ja eine verderbte Welt, in der wir leben, ſagt man, und wir müſſen uns in der That alle in dieſe Verhältniſſe finden."

„O ja," ſagte Randel, „es können noch ſchlimmere Dinge als dieſe geſchehen." Er trommelte auf den Tiſch und blickte vor ſich hin. „Sewaldſen hat übrigens ſeine Frau erſt zu dem gemacht, was ſie iſt, zu einer reichen Frau, zu einer geſuchten Geſellſchaftsdame; und was war ſie früher? Nichts."

„Die Frauen müſſen ſich leider darein finden," fiel Frau Randel etwas boshaft ein, „ſelbſt wenn die Männer ſich dies und jenes, wie man zu ſagen pflegt, erlauben." Sie blickte ihren Mann flüchtig an und begann wieder zu ſtricken.

Randel warf einen ſcheuen Seitenblick auf ſie, und Lökke ergriff ſein Glas, lächelte vorſichtig und ſtieß mit Randel an: „Dein Wohl, Randel!"

Dieſer erhob ſich und ging in ſein Bureau, um die Pfeife von neuem zu ſtopfen. Lökke folgte ihm.

„Da haſt Du eben einen Hieb bekommen," ſagte er mit gedämpfter Stimme.

„Ach was! Die Frauenzimmer ſind nicht ſo ſtreng, wie ſie ſich den Anſchein geben," antwortete Randel.

Fritz hörte dieſes Geſpräch durch die Thürſpalte, denn er ſaß ganz in der Nähe. Heute hatte er jedes Wort aufgeſchnappt und er verſtand nun auch das

nur zur Hälfte gesungene Lied. Es war, als ob ein Vorhang vor ihm zurückgezogen worden wäre; er sah dahinter ein ganz anderes Leben, das ihm bisher verborgen gewesen war, und selbst manches, das er bei früheren ähnlichen Gelegenheiten nur mit halbem Verständnis gehört hatte, begann wieder vor ihm aufzutauchen, freilich nicht in allen seinen Einzelheiten, sondern als ein gesammelter Eindruck, der eine neue Beleuchtung gab.

Die Alten blieben noch lange sitzen, nachdem sich die Knaben entfernt hatten. Als Lökke sich endlich erhob, um zu gehen, fragte er: „Was ist das für ein neuer Roman, den Sie da haben, Frau Randel?"

„Das Buch? Das ist kein Roman, das ist ein ganz ausgezeichnetes neues Buch über ‚Die Erziehung im Hause'. Sie können mir glauben, daß es mich sehr erfreut hat, denn es ist ganz nach meinem System."

III.

Am Tage darauf, einem klaren, warmen Herbstsonntag, lagen Fritz und Wedel auf der Wiese und streckten sich im Grase. Sie hatten sich mit Ballspielen unterhalten und ruhten sich jetzt davon aus.

Die beiden Freunde waren bereits seit langer Zeit unzertrennlich. Wedels Vater war ein solider Schuhmacher, der es zu einigem Wohlstand gebracht hatte, während seine Frau ein feingearteter Sproß einer Handwerkerfamilie war. Sie war sehr religiös und von dem Bewußtsein erfüllt, daß das Weib dem Manne unterthänig sein soll, übrigens auch von Natur nicht besonders geneigt, ihren Willen und ihre Meinung geltend zu machen.

Die kleine Frau glitt still, fast lautlos durch ihr Haus und verrichtete alles, ohne irgend welches Geräusch zu verursachen; aber wenn sie es auch vortrefflich verstand, Marthas Rolle zu spielen, so war es doch ihre stille, aber tiefe Schwärmerei, stets wie Maria zu Füßen des Erlösers sitzen zu können. Sie wirkte treu hienieden, lebte aber in ihren Gedanken meist im Jenseits, während ihr Mann, brav, redlich und tüchtig, gar nicht finden wollte, daß die Erde ein Jammerthal sei, sondern lebte und wirkte, um sich emporzuarbeiten.

Er hatte sich spät verheiratet, und als er dann einen Sohn bekam, wurde seine langjährige stille Hoffnung erfüllt, den Namen des angesehenen Grafen Johann Kaspar Hermann Wedel-Jarlsberg an den Namen Stenersen zu knüpfen. Deshalb sollte auch der Hauptname Wedel als Vorname seines Sohnes gewählt werden. Die Mutter hätte sich am liebsten zunächst eine Tochter gewünscht; als aber der Knabe zur Welt kam, überzeugte ihr Mann sie, daß Schaftstiefel jedenfalls doch etwas anderes seien als Halbstiefel, und dann bekam sie später außerdem noch zwei Töchter.

Als der Knabe zufällig mit Fritz bekannt geworden war, unterstützte der Schuhmacher diese Bekanntschaft auf das sorgfältigste und sorgte dafür, daß sie eine dauernde wurde. Er und seine Frau hatten darüber einen Streit gehabt, einen der ganz wenigen in ihrer stillen Ehe. Ihr gefiel die weltliche Berechnung ihres Mannes nicht und sie fürchtete außerdem, daß das Randelsche Haus nicht die beste Schule für ihren Knaben sei, der ihr weiches Gemüt, aber auch ihre starke Phantasie geerbt hatte. Mit ihrem feinen mütterlichen Instinkt übersah sie richtig die Verhältnisse, aber ihr Mann meinte, dem Knaben werde es gut thun, unter die feinen Leute zu kommen, und sie beugte sich seinem Willen, jedoch mit dem stillen Entschluß, über den Wandel des Knaben zu wachen, für die Reinheit und den Glauben seiner Seele zu beten.

Der Schuster hatte jedoch auf seine Weise auch recht. Der Knabe war hübsch, eine verschönerte Ausgabe der Mutter. Mit seiner ebenmäßigen und geschmeidigen Figur, seiner gewölbten, klaren Stirn, distinguirten Augenbrauen, der weichgeformten Mundpartie und dazu dunkelblauen, fast schwärmerischen Augen sah er im Grunde besser aus als Fritz, aber er trat doch stets unwillkürlich in den Hintergrund vor diesem, dessen soziale wie intellektuelle Ueberlegenheit er fühlte. Aber er bekam den Eindruck der neuen Umgebung und bildete sich leicht darnach.

Jetzt lag er auf dem Rücken im Grase, die Hände unter dem Kopf gefaltet und starrte gen Himmel, wo einige dichte weiße Wolken langsam dahinzogen.

„Wovon träumst Du jetzt?" fragte Fritz, nachdem sie eine Weile stumm neben einander gelegen hatten. Er kannte die Neigung seines Freundes, die Phantasie weit schweifen zu lassen und in einem unaussprechlichen Traum von Glück und Ehre zu schwelgen. „Nun, wohin bist Du denn jetzt gelangt?"

Wedel erhob sich schnell in sitzende Stellung. Ein besonders gespannter Ausdruck glitt plötzlich über sein Gesicht und machte dann wieder dem gewöhnlichen Ausdruck Platz.

„Du hältst mich nur zum besten," sagte er ein wenig verletzt.

„Dann bist Du wohl wieder Theaterheld oder König gewesen wie neulich," murmelte Fritz und blickte ihn von der Seite an, während er mit der einen Hand den Kopf stützte und mit der andern mit einem Ballschlegel Löcher in den Boden schlug.

„Nein, das war es nicht," antwortete Wedel langsam, „aber das ist ja auch einerlei."

„Nun, mir kannst Du es doch sagen."

Und richtig war er wieder weit fort und hoch auf den Höhen der Ehre gewesen. Diesmal war er Admiral gewesen, Admiral mit goldbetreßter Mütze und mit dem Fernrohr in der Hand. Kaltblütig

wie ein alter Veteran ging er auf dem Schiffe auf und ab und kommandirte, während die Kanonen donnerten und der Pulverdampf in weißem Wirbel über die glänzende Meeresfläche rollte. Es war die russische Expedition, die eine Invasion in Schweden und Norwegen machen sollte, die er mit seinen Kanonen und Torpedos total vernichtet hatte. Er hatte das Vaterland gerettet! Es beschlich ihn ein Entzücken über den prächtigen Empfang, den man ihm und seinen tapferen Matrosen beim Einlaufen in der Hauptstadt bereitete, und er hörte jeden Schuß des Willkommengrußes sowohl von der Festung als von der Flotte.

„Es ist doch gar zu dumm, sich solche Dinge einzubilden, die niemals geschehen werden," sagte Fritz in abweisendem Tone. „Vielleicht nimmst Du Studenten zu Admiralen, was?"

„Ja, da siehst Du — Du hast mich zum besten. Aber es ist doch gar zu schön, so etwas zu denken, und es war alles so natürlich. Ich sah mich selbst so deutlich und alles —"

„Ich weiß etwas, woran zu denken viel schöner ist," sagte Fritz mit einem Lächeln, indem er fortfuhr, mit dem Ballschlegel zu klopfen. „Nein, ich will es Dir lieber nicht sagen."

Aber nach einiger Ueberredung gab er endlich nach und erzählte nun die ganze Geschichte mit dem Dienstmädchen. Vielleicht hätte er es doch nicht gethan, wenn sich nicht die jugendliche Neigung, einen Vertrauten, einen verschwiegenen Mitwisser seiner Triumphe zu haben, geltend gemacht hätte; aber jetzt, nachdem er die Sache berührt hatte, brannte es förmlich in ihm, jeden Funken seiner jugendlichen, stürmischen Gefühle zu entfalten.

Wedel war anfangs wie versteinert. Er fürchtete sich ordentlich, in die dunklen und unbekannten Tiefen zu blicken, die sich zum erstenmal vor ihm öffneten. Aber nach und nach stiegen schwebende Bilder aus dieser Finsternis hervor. Es war so viel kindliche Naivität bei ihm vorhanden, daß er Fritz' Erzählungen meist wie ein wunderbares, bezauberndes Märchen anhörte, in welchem die Gestalten einer fernen Welt angehörten, die eigentlich mit dem eigenen Fleisch und Blut nichts zu thun hat und doch unsere Gefühle fühlt und unsere Gedanken denkt.

Aber doch klopfte sein Herz und er sah alles deutlich vor sich. Freilich starrte er hinüber nach der Straße, wo er zwischen den Häusern die Leute aus der Kirche heimwandern sehen konnte, und er suchte diese wirklichen Gestalten festzuhalten, versuchte aufmerksam nach dem einförmigen Laut der vielen Schritte auf dem Straßenpflaster zu lauschen, aber dann riß die Erzählung ihn wieder in eine ganz andere Welt hinein. Sie ergriff ihn immer stärker, und dann überkam es ihn plötzlich, wie wunderbar es sei, daß es gerade Sonntag sei mit Kirchgängern und Gottesdienst.

„Aber das ist ja eine große Sünde, Fritz," sagte er, als dieser ihm alles erzählt hatte. Er wandte sich ganz zu ihm um und blickte ihn ein wenig unsicher an, aber mit einem sonderbaren Glanz und Ernst im Blick.

„Du bist doch wirklich noch ein Kind," sagte Fritz ein wenig ärgerlich darüber, daß Wedel gegen seine Gewohnheit eine Art Widerstand zeigte. „Hörtest Du nicht gestern von Sewaldsen sprechen?" Er dachte eigentlich an seinen Vater, wollte ihn aber nicht nennen.

„Es ist so leicht, mit den zehn Geboten und Ermahnungen zu kommen," fuhr er fort, „aber wenn es auch selbst der Propst ist, so ißt und trinkt er, wenn er zu Mittag eingeladen ist, bis er ganz rot im Gesicht wird, wie neulich bei uns. Und alle die anderen! Nein, mein Junge, wir sind es allein, die unter Zwang gehalten werden sollen, aber ich will mich nicht länger darein finden, da ich jetzt erwachsen bin."

Er erhob sich und brachte seine Kleider in Ordnung mit einer etwas wichtigen und entschiedenen Miene.

„Ja, aber es steht doch —" wandte Wedel vorsichtig und zweifelnd ein.

„Was steht? Es steht so viel geschrieben, woran sich niemand kehrt. Gib Deinem Vater oder dem Propst einen Schlag auf die rechte Wange und sieh, ob sie Dir die linke zuwenden. Haha! Nein, siehst Du, es muß doch endlich ein Ende nehmen, sich als Kind behandeln zu lassen."

Wedel erhob sich, und sie verließen die Wiese.

„Aber denke nur, wenn Maren das erzählt hätte! Ich begreife nicht, wie Du es wagen konntest!"

„Ach, die Frauenzimmer sind nicht so streng, wie sie sich den Anschein geben," antwortete Fritz in flottem Ton. Er entsann sich dieser Phrase seines Vaters von gestern, und dieselbe paßte so gut für die gegenwärtige Situation.

Als Wedel später zu der Ueberzeugung kam, daß Fritz sicherlich recht hatte und daß er selbst keineswegs hinter demselben an Mannhaftigkeit zurückstehen wollte, erging es ihm jedoch nicht so gut, wie es Fritz ergangen war.

Er nahm eines Tages, als große Wäsche im Waschhaus daheim war, die Gelegenheit wahr. Dieses Haus lag weit abseits und eignete sich gar prächtig zu einer kleinen Idylle, die vor der Welt verborgen bleiben mußte. Aber das Mädchen bei Stenersens war nicht mehr siebenzehn Jahre alt, sie war wohl über die fünfundzwanzig und außerdem hatte sie schon den fünften Akt der Tragödie der Liebe erlebt, so daß sie nicht mehr den rechten Blick

für die schelmische Kindlichkeit des kleinen, winzigen Knaben hatte. Die erste kühne Annäherung Wedels wurde also damit beantwortet, daß sie ihm das nasse Hemd, das sie gerade ausrang, um die Ohren schlug, und auf diesen ersten Gruß folgte ein zweiter und ein dritter mit dem Resultat, daß der zurückweichende Angreifer schließlich auf dem steinernen Boden ausglitt und in einem großen Kübel voll Zeug, das in Wasser gelegt war, sitzen blieb. Tief gekränkt verließ er den Wahlplatz, indem er eine genügende Abkühlung mit sich nahm, um einzusehen, daß der Ausfall eines coup de main darauf beruht, daß man die Widerstandskraft des Angegriffenen vorsichtig berechnet.

Er schwieg klug genug von seiner Niederlage, aber sein Mut war keineswegs gebrochen; die Niederlage reizte ihn vielmehr zu neuen Thaten, bei welchen er den Sieg davontragen konnte. Eine solche Schande zu tragen, war zu viel, und es dauerte gar nicht lange, bis er mit Fritz eine Lanze darum brechen konnte, wer von ihnen der Siegreichste war.

IV.

Am Abend, bevor Fritz als Student nach der Hauptstadt Christiania abreisen sollte, ging er zu der kleinen Brücke hinab. Die Erinnerungen aus seiner Kindheit machten sich jetzt, da er an einem Abschnitt seines Lebens stand, bei ihm geltend, und es zog ihn gewissermaßen etwas hinaus, um Abschied zu nehmen von dieser Gegend, die er in jedem Winkel und in jeder Beleuchtung, sowohl strahlender als trüber und schwerer, kannte. Breite Schatten zogen sich scharf und dunkel vom Ufer über den glatten Flußlauf. Aber oben über den Höhenzug drüben breitete die Abendsonne einen rötlichen Schein so klar aus, daß er die Bäume dort zählen konnte, und unterhalb glühten die Fenster der zerstreut liegenden Gebäude gleich Feuer ihm entgegen. Und die Elve glitt dahin, ewig mit demselben Rauschen, stets neu und doch alt, ganz wie die Gemeinde, die er jetzt verlassen sollte.

Er vermeinte, es seien viele Jahre, an die er jetzt zurückdenken könne; so viel hatte sich geändert. Manche waren gestorben, andere waren in den Vordergrund getreten, aber er selbst war mit allen diesen aufgewachsen, und jetzt, da das Ganze, sowohl die Gegend wie die Menschen, in einem Blick vor ihm standen, war es dennoch dasselbe. Aber drinnen in der Hauptstadt würde alles neu sein, sicherlich größer, reicher und mannigfaltiger. Sollte es auch liebevoller und besser sein? Er hatte seine Pläne entworfen, die Merkzeichen der Bahn, welche er gehen wollte, abgesteckt, um auf dem kürzesten Wege das große Ziel zu erreichen, die Menschheit der Schönheit näher zu bringen. Aber dennoch stand er jetzt in gewissem Sinne vor einem Sprung ins Dunkle.

Er hörte kaum, daß Wedel Stenersen sich näherte. Dieser kam, um wegen der Reise morgen Verabredungen zu treffen, aber Wedel wollte nicht bleiben; er müßte nach Hause, sagte er, und dann kamen ein paar dumme Thränen in seinem Auge zum Vorschein. Es sei so sonderbar, von Vater und Mutter und allem Gewohnten fortzugehen. Er drehte sich jedoch halb um, um seine Bewegung zu verbergen, drückte den Strohhut tiefer in die Stirne und zeichnete mit seinem dünnen Studentenstöckchen Figuren auf die Planken der Brücke.

„O ja, es ist ja ein wenig sonderbar," sagte Fritz ruhig, indem er fortfuhr, über die Gegend hinaus zu schauen, „aber, mein Gott, es sind ja nur vier Meilen."

„Mir scheint, als könnten es ebenso gut viertausend Meilen sein," antwortete Wedel mit weichem, wehmütigem Ausdruck in der Stimme. Er entfernte sich.

Fritz schaute ihm mit einem seltsamen Blick nach, in welchem das Wohlwollen der Freundschaft und das Lächeln der größeren Reife über das kindliche Gemüt des erwachsenen Jünglings gemischt war. Er fühlte sich flügge und von seinen eigenen Fittichen getragen.

In dem Augenblick, als er im Begriff zu gehen war, blieb er plötzlich wieder stehen. Er sah Maren am Flusse stehen. Sie war gerade ans Wasser herabgekommen mit einem großen Pack Wäsche, die sie im Flusse spülen wollte, wobei sie ein heiteres Liedchen sang. Ja, es war auch schon lange her — ein paar Jahre — obgleich er sich in diesem Augenblick an alles so genau erinnerte, als ob es gestern gewesen wäre.

Sie war jetzt verheiratet, verheiratet mit Niels, der schon damals um sie sich bemühte und seufzte. Niels war nur der Sohn eines Käthners, und da sein ältester Bruder das Haus erben sollte, mußte Niels so früh wie möglich hinaus und dienen. Hübsch war er nicht, vielmehr vierschrötig mit krummem Rücken, der früh von der Feldarbeit gebeugt war. Jedesmal wenn er in die Küchenthür trat, war Maren ordentlich mürrisch wegen des langen Blicks, den er in tiefem Schweigen ihr zuwarf, wenn er die Mütze abgenommen und die langen Haare aus der schweißtriefenden Stirne mit der Faust gestrichen hatte, die nichts anderes als Axt und Heugabel zu regieren verstand. Sie wußte, daß er regelmäßig am Monatstag, wenn er seinen Lohn bekam, sagte: „Ich habe Dir eine kleine Nadel gekauft," und dann ebenso regelmäßig hinzufügte: „Ich habe Dich doch gar zu lieb, Maren." Aber sie war unerbittlich — natürlich noch mehr, als Fritz ihre Liebe gewonnen hatte.

Da kam indessen der Tag, wo Herr und Frau Randel nicht länger blind sein konnten. Es mußte schnell entschlossen gehandelt werden, und Randel arrangirte bald alles mit Niels, dem freilich die Sache mit Fritz nicht sehr angenehm war, der aber doch im wesentlichen Maren als unverheiratete Witwe, wie man zu sagen pflegt, betrachtete. Außerdem wollte Randel ihm die Wege bahnen. Schwieriger hatte es Frau Randel mit Maren, die einige Zeit der Verhandlung widerstrebte, aber auch sie gab nach, als Fritz sich ganz passiv verhielt und ihre romantischen Träume unweigerlich der großen, dürren Wirklichkeit weichen mußten. Das Ehepaar wurde in einem Seemannshause untergebracht und für Maren ein kleiner Handel eingerichtet. Und beides wurde von ihnen sorgfältig und glücklich betrieben. Sie standen sich sehr gut. Ihr ältester Knabe war nicht mit Niels' gekrümmtem Rücken und starken Gliedern geboren, der zweite dagegen war ein vierschrötiger Junge.

Fritz ging zu ihr hinab.

Als sie seine Schritte hörte, wandte sie sich aus ihrer gebeugten Stellung zur Seite und richtete sich etwas auf, indem sie die eine Hand in die Hüfte setzte und mit der andern die Wäsche im Wasser hielt.

„Ich reise morgen früh fort, Maren, ich bin jetzt Student geworden."

„Ja, so höre ich." Sie richtete sich jetzt ganz auf und blickte ihn an. Eine flüchtige Röte flog über ihr Gesicht, aber das konnte ja ebenso gut von der äußeren wie inneren Bewegung gekommen sein.

„Ich muß Dir also hübsch Adieu sagen, Maren," sagte er mit einem leichten Lächeln. „Du weißt ja, daß ... höre, Maren, Du bist mir doch nicht mehr böse?" Es stieg ein heißes, vorwurfsvolles oder reuevolles Gefühl in ihm auf, und es lag wohl etwas davon in seinem Blick und in seiner Stimme.

„O, keineswegs," antwortete sie freimütig. „Es war ja alles Kinderei, Sie wissen ja."

„Sagst Du ‚Sie' zu mir, Maren? Dann glaube ich natürlich, daß Du mir böse bist."

„Ich muß wohl jetzt ‚Sie' sagen, da Sie ein so feiner Herr und erwachsener Student sind." Sie blickte den jungen, hübschen Mann von oben bis unten an, der so glatt und leicht und frei in seiner neuen grauen Sommerkleidung vor ihr stand, die Hände in den Seitentaschen und den runden Filzhut wie gewöhnlich ein wenig schräg auf dem Kopfe. Seine Formen waren mit den Jahren fester und seine Haltung gesammelter geworden, und im ganzen war er zu seinem Vorteil gewachsen. Es war ein schärferer Ausdruck in den regelmäßigen, der Mutter ähnlichen Zügen; besonders waren es die feine Haut und der hübsche kleine, sinnliche Mund mit den roten, feuchten Lippen, welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Aber aus diesem jugendlichen Gesicht guckte der kluge, ruhige Blick des Vaters hervor, und ebenso erinnerte an diesen die Art und Weise, wie sich das gekräuselte dunkelblonde Haar auf der Stirn und an den Schläfen scharf abzeichnete.

Fritz hielt einen Strohhalm im Munde und betrachtete genau Marens üppigen Arm, als sie denselben erhob, um ein paar widerspenstige rote Haare aus der Stirn zu streichen, und es ärgerte ihn ein wenig, daß sie ihn so ruhig, fast lächelnd anschaute, denn er hatte sich gedacht, daß in diesem Augenblick, wie bei ihm, so auch bei ihr sich etwas von dem alten Gefühl, etwas von der wehmütigen Erinnerung an entschwundene glückliche Stunden regen würde.

„Aber bist Du jetzt wirklich glücklich, Maren?"

„Glücklich? Weshalb sollte ich es nicht sein? Ich habe es ja in jeder Beziehung gut, und es geht sowohl mit Niels' Arbeit wie mit dem Handel aufs beste, und Ihr Vater ist so gütig gewesen ... o ja, mir geht es gut genug." Sie blickte hinab und beugte sich nieder, um wieder die Wäsche zu spülen.

„Und Niels?"

„Ah, ihm geht es sicherlich gut, wenn es mir gut geht," antwortete sie schnell, indem sie sich wieder aufrichtete. Sie warf den Kopf ein wenig zurück, ohne jedoch die Miene zu verändern.

So hatte er die Frage jedoch nicht gemeint, aber wenn sie sie nicht verstand oder nicht antworten wollte, wie sie mit dem vierschrötigen Niels als Eheherrn auskomme, so war es wohl am besten, nicht weiter darnach zu fragen.

„Nun, so muß ich Dir wohl Adieu sagen!" Er reichte ihr die Hand, die sie ergriff. Ihre Hand war naß und klamm, und sie sprach nur mit gleichgiltiger Höflichkeit und hielt dabei fortwährend die Wäsche ins Wasser, als ob sie ein längeres Gespräch gar nicht erwartete oder wünschte.

„Auf Wiedersehen!" fügte Fritz hinzu.

„Ja, Sie kommen wohl in den Ferien wieder nach Hause, kann ich mir denken. Die Studenten haben wohl auch Ferien wie die Kinder in der Schule?"

„Gewiß ... adieu, Maren!"

Er ging. Und er war in der That ein wenig ärgerlich darüber, daß er sich von einer jugendlichen Wärme hatte hinreißen lassen, die ihn das gebrochene Verhältnis fast als einen liebevollen Kummer über das Entschwundene fühlen ließ. Das war Romantik und hätte nicht das moderne Raisonnement besiegen dürfen.

Und dann hatte diese Wärme nicht einmal einen Widerhall bei ihr gefunden. Sie war zufrieden mit Niels, dem häßlichen Kamel, und mit ihrem Handel und ihrem Hause. Und gut war es ja, daß das Ganze in dieser Weise geendet hatte. Wenn es auch ihr leicht wurde, zu vergessen, nun — nun, so war

ja auch nichts mehr über die Dinge zu sprechen. „Jede Stunde der Freude, die du auf Erden erlangst, muß mit Kummer und Sorgen bezahlt werden.“ Aber der Kummer braucht nicht gar so lange zu dauern, wenn man ihn nur vernünftig nimmt. Das bemerkt man doch in allen Klassen der Gesellschaft. Wenn einer oder der andere mit einer krankhaften Romantik behaftet ist, so ist das doch keine Norm für andere, und man kann der Freude und dem Lebensgenusse einer solchen Sache wegen nicht entsagen. Es gilt nur zu begrenzen, nicht zu entrinnen oder zu entsagen.

Während der junge Philosoph dieses Fundament zu einem System erbaute, stand Maren noch auf demselben Platz und blickte ihm nach, bis er um die Ecke hinter den Häusern verschwand. Sie hatte fortwährend tapfer gekämpft, um in dieser Stunde der Trennung ruhig zu sein, die sie an die erste und bitterste erinnerte. Und dann kamen die Thränen, ohne daß sie es selbst wußte, bis sie ihr an den Wangen herabliefen. Dann setzte sie sich auf einen grünenden Baumstumpf, der seit vielen Jahren dort unten lag, während die Wäsche halb auf dem Ufer, halb im Wasser lag. Wie oft hatte sie nicht hier in den Träumen des hellen Glücks gesessen! Wie hatte sie ihn geliebt und wie hart und schwer war das Leben jetzt!

V.

„Adieu, Herr Professor! Ich möchte Ihnen gern für die Promenade danken, aber ich fühle, daß ich es so, wie ich es wünschte, nicht vermag. Es ist heute so sehr viel Neues vor mir aufgegangen, und Sie haben viele Gedanken in mir erweckt.“

„O, keine Ursache, mein lieber Randel,“ antwortete Professor Barth, indem er Fritz treuherzig die Hand drückte, „es freut mich, daß es Sie interessirt hat. Sonst lasse ich mich übrigens sehr ungern mit jungen Menschen auf Fragen über Glauben und Wissenschaft ein. Diese werden leicht mißverstanden und führen zu Uebertreibungen. Lassen Sie uns also festhalten, daß wir kein Zwischenglied überspringen und daß es schließlich einen Punkt gibt, wo jedes Wissen aufhört und wo jeder von uns zu glauben beginnen muß, je nach seiner Ueberzeugung. Aber Sie scheinen ja schon auf selbständigem Wege so bedeutend vorgeschritten zu sein, daß Sie tiefer denken können, als die Jugend es sonst zu thun pflegt. Ich möchte übrigens gern weiter mit Ihnen sprechen“ — er sah Fritz prüfend an — „sagen Sie mir, haben Sie Lust, mehr über diese Dinge zu sprechen, so promenire ich jeden Tag zu derselben Zeit... Nun, dann kommen Sie morgen, aber pünktlich um fünf Uhr.“

Sie standen an der Pforte zur Wohnung des Professors und waren gerade von einer langen Promenade gekommen. Ein dichtes Schneegestöber, das in der Gasbeleuchtung wie ein ungeheures weißes Flockenmeer erschien, auf dessen Boden sie gingen, hatte sich auf ihrem Heimweg über sie ergossen, und der Schnee lag ziemlich dick auf Hut, Bart, Schulter und Brust. Der etwas ältliche, kleine, magere Professor mit seinem scharf geschnittenen Gesicht, seinem grau gesprenkelten, etwas steifen Vollbart, seinen tief liegenden Augen und seiner trockenen dunklen Haut erinnerte unwillkürlich an eine Figur aus dem Mittelalter.

Fritz ging nach Hause, unruhig und voll innerer Erregung, und er bedurfte nunmehr der Sammlung, da er vor einem Zweifel stand. Aber um so schärfer sah er den Gegensatz in der klaren, ruhigen Sicherheit des Professors, dessen ganze Persönlichkeit als die gesammelte, lebendig gewordene Summe der Weltweisheit der Jahrhunderte vor ihm stand.

Fritz war seit zwei Jahren Student und war jetzt zwanzig Jahre alt. Lange war er von Wedel Stenersen unzertrennlich gewesen; sie wohnten zusammen, hatten gemeinsamen Umgang, die meisten Wünsche, Interessen, Schwächen und Eitelkeiten gemeinsam und hatten sich auch in demselben Freiheitsgefühl in den Wirbel des Studentenlebens, in die Gesellschaft und unter die Kameraden gestürzt, indem sie vielleicht doch ein wenig zu leicht und bereitwillig allen Göttern der Jugend opferten. Aber während Wedel Stenersen sich dabei wie ein Fisch im Wasser befand, wurde Fritz bald davon ermüdet. Statt der neuen, großen und einflußreichen Gesellschaft, die er zu finden gehofft hatte, trat ihm hier in der großen Stadt nur dieselbe wie früher in der kleinen entgegen, freilich etwas mächtiger ausgeprägt, aber doch im Grunde dieselbe. Dieselben Bälle, wo Tanz, Unterhaltung und Soupers ebenso materiell waren, dieselben Soirées, wo man vom ersten Thee bis zum letzten Punsch niemals zu etwas anderem als zu dem Soliden Bedürfnis fühlte.

Er konnte sich wohl zu den einzelnen Personen hingezogen fühlen und wahrnehmen, daß in denselben ein Drang nach Schönheit im Innern vorhanden war, aber diese feinen Wurzeln, die erst darnach strebten, in einem gemeinsamen Gesellschaftsleben Boden zu erlangen, fand er nicht hier, wo lediglich das Materielle vorherrschte und alles Geistige unterdrückte, was nicht von religiöser Art war. Die Jugend selbst war daher in seinen Augen auch nicht mehr jung. Er sah, wie alle daran dachten, das für das Leben notwendige Brot backen zu lernen. Es wurde ihm klar, daß er selbst eigentlich auch nicht mehr ganz jung und fröhlich war, aber wo der Fehler eigentlich lag, das wurde ihm nicht klar, und so lebte er weiter in den Tag hinein.

An einem Frühlingsmorgen in aller Frühe kamen die beiden Freunde gleichzeitig von einer lebhaft verbrachten Nacht heim. In dem matten Licht der Dämmerung war alles mit einem einförmigen Grau überzogen. Die getünchten Häuserreihen mit ihren geschlossenen Läden und herabgelassenen Gardinen sahen kalt auf sie herab wie mit einer strengen Warnung, nicht den Schlaf der Gerechten und der Tugend da drinnen zu stören und den Laut ihrer Tritte nicht in zu scharfem Doppelklang ertönen zu lassen. Es klang jedoch alles so laut, daß man die die Straßen durchfahrenden Wagen vier, fünf Straßen weit hören konnte, und sie wußten, wann der Konstabler kam, lange bevor er um die Ecke bog. Sie vermochten es nicht zu vermeiden, daß die Pforte ihres Hauses dröhnte, als sie sie schlossen, und daß jeder ihrer Schritte auf der Treppe widerhallte; leer und hohl wie in einer Tonne erklang alles.

Sie waren aus voll pulsirendem Leben und ausgelassener Heiterkeit in die ödeste Oede gekommen, welche es gibt: eine große Stadt, die nicht lebt, die keine Sonne hat, keine geschäftige Staffage. Fritz war unheimlich zu Mute, als befinde er sich in einem Totengemach, als er in sein Zimmer trat. Er öffnete ein Fenster, durch das ein kühlender Luftzug drang, und nachdem er Paletot und Hut auf einen Stuhl geworfen hatte, nahm er mehrere Flaschen Selterswasser aus einer Ecke hinter dem Kleiderschrank hervor. Als er Wedel Stenersen ansah, der matt und schwer mit dem Hut auf dem Kopfe, im Paletot und mit dem Stock in der Hand sich in eine Sofaecke gesetzt hatte, fühlte er sich von dieser Lebensweise angeekelt. Wedel hatte zu viel getrunken und das Morgenlicht hob dessen blutlose, blasse Gesichtsfarbe, zu der die Augenränder und die Lippen scharfrot kontrastirten, hervor, während der müde, glanzlose Blick den Eindruck des Schlaffen und Blassen im Gesamtausdruck des Gesichts noch vermehrte. Fritz trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob er ebenso ausschaue. O ja, einigermaßen ebenso, wenn auch nicht ganz so erschlafft.

„Wedel, ich glaube, wir müssen mit dieser Lebensweise schließen."

„Schließen?" fragte Wedel und sah außerordentlich zerstreut und gedankenlos auf, indem er flott wie immer die Selterssflasche öffnete, wobei es ihm gelang, deren Inhalt ungefähr zu gleichen Teilen zwischen dem Glas und den Zeitungen auf dem Tische zu verteilen.

„Wir schwiemeln zu viel," fuhr Fritz fort, „das bekommt uns nicht gut und auf die Dauer wird es langweilig."

„Ja, natürlich!"

„Von morgen an sage ich: ‚Halt!' Ich will zu studiren anfangen und ich glaube, es wäre auch am besten, wenn Du es thätest." Er nickte Wedel zu, und sie stürzten beide den Inhalt der Selterssflasche in einem Zuge hinunter, als ob sie ihren Entschluß besiegeln wollten.

„Ja, puh — natürlich," antwortete Wedel, indem er in die Sofaecke zurücksank.

„So ist es also beschlossen!"

„Ja, natürlich!" Wedel war ganz außerordentlich einig mit seinem Freunde, besonders da er begann, die Schwere der Menge seiner Thaten zu fühlen, und eine starke Neigung hatte, einzuschlafen mit dem einen Bein auf dem Sofa und den Stock als gefährliche Bedrohung der Gläser und der Lampe über den Tisch ausgestreckt.

Am Tage darauf begann man in der beschlossenen Weise.

Aber das Resultat war, daß, während Fritz an seinem Entschluß festhielt, Wedel sehr bald in die alten Gewohnheiten zurückfiel. Der fortwährende Besuch von Kommilitonen ging in derselben Weise wie früher fort, und Fritz bekam keine Ruhe zum Studiren und daher schlug er Wedel in aller Freundschaft vor, in eine andere Wohnung zu ziehen.

„Ist das wirklich Dein Ernst?" fragte Wedel leise, denn der unerwartete Vorschlag überraschte und bedrückte ihn sehr. „Wir, die wir stets zusammengehalten haben?"

„Wir können ja deshalb immer zusammenhalten," erwiderte Fritz, indem er Wedel mit einer gewissen Freudigkeit die Hand reichte, obgleich er selbst lange gegen seinen Entschluß angekämpft hatte. „Mir ist es ja nicht darum zu thun, mich von Dir zu trennen, sondern nur die Kommilitonen los zu werden."

„Nun ja, dann muß es wohl so sein," antwortete Wedel. Er vermochte es nicht über sich zu gewinnen, Fritz in die Augen zu schauen. „Ich werde fest zu Dir halten, davon darfst Du überzeugt sein."

„Und ich zu Dir — verlaß Dich darauf. Aber Du solltest es machen wie ich und beizeiten mit diesem Leben inne halten. Wir haben viel zu viel geschwiemelt; das mag ja eine Zeit lang ganz amüsant sein, aber auf die Dauer geht es nicht."

„Willst Du Moral predigen?" fragte Wedel mit einem gutmütigen Lächeln.

„O ja, einmal mag das ja angebracht sein — übrigens eine reine, nützliche Moral, das hörst Du ja." Fritz drehte seinen Schnurrbart und lachte so heiter, wie es die etwas verlegene Situation nur gestattete. „Nimm die Sache, wie sie ist: nicht ein Bruch zwischen guten Freunden, nur volle Freiheit für jeden von uns, zu thun, was wir wollen, zu studiren oder nicht zu studiren, zu schwiemeln oder nicht zu schwiemeln."

Wedel antwortete nicht, schaute aber sehr niedergeschlagen darein. Es tauchte in ihm ein dunkles

Gefühl auf, daß ihm ein Unrecht geschehe, daß er verlassen, verworfen sei, nachdem er so lange blindlings der Spur seines Freundes gefolgt sei. Er machte keine Einwendungen mehr, denn er fühlte sehr wohl, daß Fritz in einer Hinsicht, in Bezug auf die Kommilitonen, recht hatte.

So kam der Wintertag, von dem wir oben berichtet haben. Fritz war nach Hause gekommen, nachdem er mit Wedel Stenersen zusammen das Mittagsmahl eingenommen hatte. Wedel führte noch immer sein unregelmäßiges Leben, studirte freilich etwas Jurisprudenz, aber ohne Ausdauer. Fritz war mißgelaunt, denn er konnte es sich nicht verbergen, daß es ihm etwas schwer sei, mit seinem Freunde hart ins Gericht zu gehen, und dazu kam, daß er mit sich selbst unzufrieden war.

Er stand am Fenster seines Zimmers und blickte auf die Straße hinab. Zerstreut sah er auf das bewegte Leben, welches sich dort unten im Gaslicht regte. Die Damen blieben an den Ladenfenstern an der Ecke stehen, die Männer tauchten in das mystische Dunkel des Weinkellers unter oder kamen wieder heraus, gleichsam mit bösem Gewissen dahinschleichend, Dienstleute liefen zusammen wie kleine Fische um den Köder, wenn sich jemand ihnen näherte, und Träger, Kutscher und wichtig thuende Kaufleute tauchten in dem Lichtkreis der Laternen auf, während ein ununterbrochener Lärm von Wagen mit Reisenden, die von der Eisenbahnstation kamen, heraftönte.

Nur mit halber Aufmerksamkeit folgte er dieser Emsigkeit, aber es war unter allen Umständen Leben und Wirklichkeit. Wenn er nur den Kern in demselben zu finden vermochte! Bevor er nach der Hauptstadt gekommen war, hatte er seinen Schaffensplan so klar und fertig abgesteckt, aber nun sah er, daß derselbe nicht tief genug angelegt war; er wußte nicht, wo er beginnen sollte, und hatte ein drückendes Gefühl des Wankelmuts und der Unsicherheit.

Er ließ die Gardinen herab und zündete eine Lampe an. Aber als er dann allein mit sich war, fühlte er sich ganz beklommen wie damals, als er in seiner frühesten Kindheit allein zu Hause gelassen worden war, und schien unglücklich zu sein wie Robinson Crusoe auf der öden Insel. Das vermochte er nicht zu ertragen, er nahm Ueberrock und Hut und verließ das Zimmer; er wollte Menschen sehen, sie sprechen hören, fühlen, daß er und sie lebten.

Während er dahin schritt und darüber nachdachte, ob er seine Studien mit historischen und kritischen Uebersichten beginnen sollte oder mit den Schriftstellern selbst, ob mit den alten oder den jungen, geschah es, daß er sich plötzlich neben Professor Barth befand, der zu ihm sprach, und auf diese Weise gingen sie weiter zusammen.

Er konnte es sich nachher selbst nicht erklären, weshalb dieses Gespräch so stark auf ihn gewirkt hatte. Der Inhalt des Gesprächs war anfangs ein ganz verschiedenartiger; es verbreitete sich bald über philologische Studien, bald über ästhetische Gegenstände und ein wenig auch über die Tagesfragen, über die Personen des öffentlichen Lebens und anderes. Erst am Schluß der Unterredung kamen sie auf die Gedankenrichtungen, und selbst hieraus vermochte er hinterher keine anderen positiven Fakta aus dem gesamten Eindruck heraus zu greifen, als die Ratschläge, die er bekommen hatte, zum Beispiel Buckler und Viktor Rydberg gründlich zu studiren. Aber es war gerade der Eindruck selbst, der ganze Geist der Unterredung, was er so eigentümlich wirkungsvoll fand. Er war wie ein neuer Mensch, fühlte den Funken und daß derselbe zu zünden begonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Felsen.

Von

Holger Drachmann.

Ich dachte, ich zög' auf beschwingtem Fuß
In Wälder, von Dunkel umzogen;
Ich dachte, umhaucht von des Windes Gruß
Hinflög' ich über die Wogen.

Wohl zog ich hinaus in die wilde See,
Die höchsten Berge erstieg ich,
Doch mein Erinnern, mein ewiges Weh
Nimmer in Schlummer wieg' ich.

Welch' Schloß, das nicht die Erinn'rung bricht?
Von keinem ward mir Kunde: —
Auf dem Felsen lieg' ich im Sonnenlicht,
Es blutet meine Wunde.

Hans und Trine.

Von

Henrik Pontoppidan.

Es lagen drei alte, baufällige Häuschen in einem Winkel, „Der Schlupfwinkel" genannt, hinter dem großen Teiche des Ortes, und in seinem schmutzigbraunen Wasser spiegelten sich die schiefen Mauern.

Da lagen sie, eines noch kleiner und dürftiger wie das andere unter einem Dach an der übelriechenden Lache, die von den umherliegenden Bauernhöfen träge hieher floß. Und das kleinste der Häuser, das der Straße zunächst lag, war so kläglich, daß man es kaum für etwas anderes als einen Viehstall oder einen Torfschuppen halten konnte, hätte nicht der Rest eines geschwärzten Schornsteins auf dem Dach verraten, daß es eine menschliche Wohnung sei.

Hier wohnte eine alte, arme Witwe, die gleich den Sperlingen unterm Dache Leben und Nahrung dadurch erhielt, daß sie auffammelte, was andere fortwarfen, jedes Krümchen und Läppchen für ihr Nest auflas, das sich auf ihrem Wege fand, auch wohl bei Sonnenschein und Sternenlicht zusammenraffte in aller Unschuld, was nicht niet- und nagelfest war, und im übrigen auf Gott und gute Menschen vertraute.

Sie hieß Marianne mit dem Zunamen, Peter Sonvrens nach ihrem verstorbenen Mann.

Meistens aber nannte man sie doch Marianne Niels Husar, weil gesagt wurde, daß sie trotz ihres vorgeschrittenen Alters ein Liebesverhältnis mit einem alten, hinkenden Mitglied der Arbeitsanstalt, Niels Husar, unterhielt, der sie auch an seinen Ausgehtagen regelmäßig besuchte.

Sie selbst war ein kleiner, rühriger Dicksack, der auf einem Paar wackeliger Beine stand, mit einer bis zum Komischen breiten und flachen Rückseite, die dadurch noch augenfälliger wurde, daß ihr Kleid niemals recht schloß, so daß stets der gelbe Flausrock aus dem Schlitz hervorblitzte.

Uebrigens sah sie stets aus, als ob sie gerade mit den Kleidern aus dem Bette gekommen sei; unter der kleinen, schwarzen, fettigen Haube her hing das graugesprenkelte Haar in dicken Flocken bis in die kleinen, blinzelnden, nicht sehr klugen Augen; und verschiedene, kleine rote Flecken im Gesicht deuteten darauf hin, daß es wohl kaum allein der Liebe wegen war, daß Niels Husar eine so gastfreie Aufnahme in ihrer Höhle fand, wenn er Sonntags mit seinem Stock angestampft kam, um die Schillinge, die er sich unterwegs erbettelt hatte, zu vertrinken.

Sie hatte ihrerzeit viele Kinder gehabt, die jetzt alle erwachsen und draußen in der Welt waren — von den meisten wußte sie selbst nicht wo. Sie hörte auch nichts von ihnen und sah sie nur dann, wenn eines der Mädchen, die in den umliegenden Ortschaften im Dienst waren, zu ihr kam, um bei ihr Kindbett zu halten.

Das war überhaupt die einzige Abwechslung in ihrem stillen und einförmigen Leben. Und in den ersten Tagen konnte sie bei solcher Gelegenheit ein Wort führen und Lärm im Hause machen, daß man es im halben Dorf hörte.

War nun aber alles glücklich überstanden, das Kind zur Welt gebracht, dann zogen die Mädchen wieder leichten Sinnes in die Welt hinaus, während Marianne gutmütig das junge Leben in ihren Schutz nahm und es ihre Armut teilen ließ.

Auf diese Weise hatte sie allmälich eine ganz ansehnliche Schar von halbflüggen Jungen um sich versammelt, die zum allgemeinen Aergernis im Ort umherliefen — und die Herde wäre noch größer gewesen, hätte nicht Marianne ein oder das anderemal mit der ihr eigenen Gemütsruhe ein Kissen fest vor den Mund so eines armen neugeborenen Würmchens gedrückt und nachher den lieben Herrgott dafür verantwortlich gemacht.

Uebrigens war sie in dieser Beziehung nicht besser und nicht schlechter als verschiedene andere im Ort. Und obgleich manche von den benachbarten alten Weibern über ihr Verhalten schmälten und sich das Vergnügen machten, sie zum Narren zu haben, hatten sie ihr im Grunde doch nicht eben viel vorzuwerfen.

Eines Abends gegen Ende eines kalten Novembers war es ungewöhnlich lebhaft in der Höhle im Schlupfwinkel.

Schon seit dem frühen Morgen hatte man sie geschäftig aus und ein gehen sehen, während das kleine Volk munter umhergesprungen war mit großen Stücken Bretzeln in den Händen; und nach Eintreten

der Dunkelheit strahlte eine ungewöhnlich festliche Beleuchtung von ihren unverhangenen, kleinen Fenstern aus in die dunkle Ecke.

Drinnen in der ärmlichen Stube, deren Decke in der Mitte so tief herabhing, daß selbst Marianne nicht aufrecht darunter stehen konnte, saßen vier Personen an einem alten Eichentisch, auf dem einige irdene Schalen mit Speiseresten und ein paar gesprungene Kaffeetassen standen.

Ferner standen auf dem Tische zwei dünne Talglichter in Flaschenhälsen, welch letztere lange schwarze Schlagschatten auf die nackten Lehmwände warfen. Und von einem niedrigen, fast rotglühenden Ofen mitten an der Wand, vor dem Marianne mit ihrer bunt aufgeputzten, fettigen Haube stand und den Kessel versorgte, verbreitete sich eine erstickende Hitze in dem kleinen Raum, der grau war vom Tabaksrauch und dumpfig durch den Aufenthalt der verhältnismäßig vielen Menschen und dem Geruch der Speisen.

Einer dieser Menschen war ein großer, magerer, fremder Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, einem blassen Gesicht, einem langen braunen Bart und großen, dunklen, unheimlich glänzenden Augen; an seiner Seite saß eine kleine, bleichwangige, nicht mehr junge Person mit blondem, krausem Haar und schlechten Zähnen.

Dann waren noch zwei Männer mittleren Alters aus der Umgegend da, sonntäglich gekleidet und frisirt.

Mariannes älteste Tochter Jakobine — Lockenbine genannt — feierte heute ihre Hochzeit mit einem taubstummen Schneidergesellen aus der nächsten Handelsstadt, wo er zuletzt Stelle gehabt hatte.

Die Braut saß am oberen Ende des Tisches mit einem grünen Kranz auf ihrem Lockenkopf in einem neuen, schwarzwollenen Kleide, das sie — aus gewichtigen Ursachen — etwas aufgeknöpft hatte. Der Bräutigam saß zu ihrer Linken mit weißem Shlips unter seinem braunen Bart; während die beiden Trauzeugen, ein dicker, roter, großsprechiger Aalfischer — von den Frauen im Ort „der Schnüffler" genannt, und ein kleiner, bescheidener und stiller Kathner draußen von der Viehweide auf der Bank unter dem Fenster Platz genommen hatten.

Man war am Nachmittage einigermaßen verstimmt aus der Kirche gekommen, die eine Strecke vom Dorf entfernt lag, denn der Propst hatte wie ein wütender Stier getobt, weil Jakobines Vergangenheit nicht ganz ohne Makel gewesen war.

Aber bei ihrer Heimkehr hatte Marianne beide mit Speisen und einer kochend heißen Tasse Kaffee empfangen, die schnell ihre erstarrten Glieder wieder belebt hatte.

Später hatte man verschiedene Schälchen mit Spirituosen zu sich genommen, und da endlich die Flasche leer war, hatte der Bräutigam, der überhaupt die Zeche bezahlen mußte, dem ältesten der Kinder verständlich zugewinkt; bald darauf kam das Kind vom Kaufmann zurück mit einer ganzen Reihe Bierflaschen im Arm. Und nun saß man bereits in der dritten Stunde und trank auf das Wohl des Brautpaares, während man fleißig über den Tisch hinüber anstieß und „Schnüffel" regelmäßig jede Viertelstunde ein „Lebehoch" anstimmte, daß die Lichter wie in Angst mit niedergedrückten Flammen brannten.

Unberührt sowohl von dem Lärm als von dem Qualm in der Stube, saß im Schatten des Ofens still für sich ein junges Mädchen mit einer roten Katze auf dem Schoß und schaute aufmerksam und unverwandt das Brautpaar an.

Das war Jakobines jüngste Schwester Trine, die auf einem Hof in der Nähe diente, und die nun nach vollbrachtem Tagewerk gekommen war, ihren neuen Schwager zu sehen und ihrer Schwester zu dem Tage ihre Wünsche zu bringen.

Sie wendete den Blick kaum von den beiden den ganzen Abend, sie saß nur, ihre Katze streichelnd, und verfolgte aufmerksam, wie des Schneiders lange, schmale, weiße Hände unter dem Tisch mit den roten Fingern der Schwester spielten, wie er ab und an verstohlen seinen Arm um ihre Taille legte und sie ehrbar an sich drückte, während er verliebt in seinen großen, schönen Bart hineinlächelte.

Was ihr selbst von der Liebe bekannt war, war nicht viel, obgleich sie volle achtzehn Jahre alt, breit und kräftig gebaut war und kernige Wangen und gesunde Farben hatte.

Im ganzen glich sie (die böse Welt sagte, aus naheliegenden Gründen) ihren älteren Schwestern nicht sehr. Statt des hellen Krauskopfes, den diese hatten, war ihr Haar braun und glatt, geflochten zu zwei kurzen, dünnen Zöpfchen, die im Nacken in Form eines Kringels aufgesteckt waren. Statt ihrer kleinen, hellblauen Vergißmeinnichtaugen hatte sie große, ehrliche, dunkelblaue, die manchmal einen etwas einfältigen, schlaffen Ausdruck annahmen, weil sie zuweilen etwas schwerhörig war.

In ihrem fünfzehnten Jahr, als sie noch als Zweitmädchen im Dorf diente, war sie mit einem fremden Mann auf einem Hof zusammen gewesen, einem großen, rohen Menschen, der, sobald sie ohne Zeugen waren, Streit mit ihr suchte, obgleich sie ihm nie Veranlassung dazu gegeben hatte. Als sie in einer Nacht geweckt worden war, um eine Kuh zu melken, die gekalbt hatte, und sie allein im Stall waren, hatte er das Licht ausgelöscht, sie umgeworfen und auf dem Stroh in der Ecke im Dunkeln liegen lassen.

Das hatte er im Verlauf eines Monats ein paarmal wiederholt, ohne daß sie darüber klar wurde, wie weit er seine Bosheit treiben wollte, und bald darauf war der Bursche nach seiner Heimat abgereist, ohne daß sie doch gewagt hätte, irgend jemand von dem Vorgefallenen zu sagen, denn er hatte ihr gedroht, ein Unglück über sie bringen zu wollen, falls sie es thäte.

Aber so oft seitdem ein Mann oder junger Bursche mit ihr scherzen wollte, war es, als ob die Erinne-

rung an jene Gewaltthat ihren ganzen Widerstand aufreize.

Obgleich sie im allgemeinen munter und gesprächig war, und selbst einer derben Anspielung, einem dreisten Wort nicht gerade auswich, konnte doch der bloße Anblick eines wie zur Umarmung ausgestreckten Armes sie ganz außer sich bringen; und mehr als einmal, wenn die Männer im Felde oder am Hausthor sich, wie es Brauch ist, eine oder die andere Freiheit erlauben wollten, wurde es ihnen deutlich genug fühlbar, daß der Hochmut, dessen man sie beschuldigte, keineswegs leeres Geschwätz war.

„Nun will die hergelaufene Person auch noch großthun!" sagten sie höhnisch; und da Trine einmal dergleichen gehört hatte, wurde sie nur um so schroffer.

Als sie aber an jenem Abend bei diesem frohen Feste die Huldigungen sah, die fast ritterliche Zärtlichkeit, die ihrer Schwester zu teil wurden, fühlte sie sich wunderbar bewegt.

Der Anblick dieses Glückes, Jakobines neues schwarzes Kleid, des Schneiders schmale weiße Hände, sein schöner Bart, sein wunderbarer Blick, das alles brachte ihr Blut in Wallung — ihr Herz klopfte.

Sie stellte sich den Tag vor, da sie selbst da oben am Tische sitzen könnte mit dem Kranz im Haar, dem Bräutigam an ihrer Seite unter guten, frohen Freunden. An des Schwagers Platz setzte sie in ihren Gedanken nach einander alle Männer, die sie kannte im Dorf, und suchte sich vorzustellen, wie sie sich an jedes einzelnen Seite ausnehme, wie sie sich fühlen würde.

Es erwachte in ihr ein wirklicher Liebesdrang; sie wollte das Glück eines Kusses, einer liebevollen Umarmung kennen lernen. Es fehlte wenig, so hätte sie sich in den blassen, fremden Mann verliebt, der so gut gegen ihre Schwester war, und dessen unglücklicher, körperlicher Fehler gleich ihr Mitleid rege gemacht hatte — vielleicht nicht am wenigsten, weil es ihr schien, daß die Schwester seine zärtliche Annäherung durchaus nicht mit der gebührenden Freundlichkeit vergalt.

Sie begriff das nicht. Und mit einer Mischung von Trauer und Mißgunst dachte sie daran, ob denn wohl wahr sein könnte, was sie im Ort gehört hatte, nämlich daß es eigentlich nicht Jakobines freier Wille gewesen war, daß sie heute dieses Mannes Frau geworden.

Sie saß gerade und grübelte darüber, als Schnüffel plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlug und schwur, daß er — hol's der Teufel — auf einer Hochzeit nicht Trauzeuge sein wolle, wo Gottes Wort nicht gesungen würde.

Sogleich stimmten alle bei, und Jakobine griff nach ihrem Psalmenbuch, das sie in der Kirche gehabt hatte; man drängte sich um ihn — er nahm das Buch, stellte die Lichter näher heran, und stimmte sogleich den ersten Hochzeitspsalm an.

Da sie nun aber einmal begonnen hatten, wollten sie nicht wieder aufhören. Sobald der erste Psalm zu Ende war, wurde unverdrossen ein neuer angefangen.

Und so fuhren sie fort — angeregt vom Bier und dem heiligen Wort — bis sie zuletzt mit einer Kraft einsetzten, als wollten sie die Wände umstürzen.

. . . Als Trine in der Nacht auf die Straße hinaus kam, um nach Hause zu gehen, schien der Mond auf eine dünne Lage Schnee, der inzwischen gefallen war und den Erdboden und die Dächer wie mit einem weißen Tuch bedeckte. Alles war still ringsumher, alle Lichter ausgelöscht, und kein Wind bewegte den trüben Wassertümpel, in dem sich der sternenbesäte Himmel spiegelte.

Als sie an dem Hof angelangt war, wo sie im Dienst stand, und gerade durch das Thor eintreten wollte, fuhr sie zusammen bei dem Anblick eines Mannes, der unbeweglich an der Mauer lehnte und eine Pfeife rauchte.

Sie sah sogleich, daß es des Nachbars Hans war, ein hübscher, blonder Junge, nicht mehr als zwanzig Jahre alt, der sie seit längerer Zeit mit Liebeserklärungen überschüttet hatte. Er hatte offenbar gewußt, daß sie noch nicht zu Hause war, und hatte sich auf Wartepoſten gestellt, um ihre Heimkehr abzuwarten.

Als sie an ihm vorbeikam, sagte er hübsch: „Guten Abend." Sie blieb stehen, und da kam sie ins Gespräch.

Es dauerte gar nicht lang, da ging dem jungen Menschen ein Licht auf; er merkte, daß etwas Ungewöhnliches mit Trine vorgegangen war; und da gerade eine Wolke, die den Mond verborgen hatte, vorbeiglitt und das volle, klare Licht auf ihre Gestalt fiel, war er überrascht von dem eigentümlichen Ausdruck ihres Gesichts.

Während er mit dem Finger die Asche in seiner Pfeife niederdrückte, beobachtete er sie von der Seite und suchte zu ergründen, was in ihr vorging.

Dann fragte er sie aus, wie die Hochzeit gewesen sei, wie der neue Schwager. Auch nach Jakobines Kindern fragte er; aber sie antwortete immer ablehnend und kurz, mit abgewendetem Gesicht, während sie geistesabwesend ihren Blick auf das Dorf richtete.

Endlich näherte er sich ihr vorsichtig, indem er sich langsam an der weißen Mauer herschob, ohne seine kleinen, glänzenden Augen einen Augenblick von ihr zu wenden.

Und schließlich rückte er ihr so nahe, daß er ihre Lippen sich bewegen sah und die Atemzüge hören konnte, die in ihrer Brust arbeiteten. Und als er auch nun noch einen Schritt näher trat und sie sich nicht vom Platz rührte oder eine Miene verzog, wurde er selbst ganz verlegen und sah sie fragend an.

Das Blut stieg ihm in den Kopf, und der große Mund wurde immer breiter unter dem blöden Lächeln.

Endlich faßte er Mut und sagte:

„Es ist so schönes Wetter heute abend, Trine, sollen wir nicht etwas zusammen durch die Wiesen gehen?"

Sie antwortete nicht gleich; als er aber seine Worte dringender wiederholte, sagte sie:

„Gewiß, das können wir.“

Und ohne sein Mitgehen abzuwarten, ging sie die Dorfstraße hinunter den Feldern zu.

Dann ging sie über einen Weg, der hinter dem Dorf durch die Wiesen abwärts führte bis zu zwei verkrüppelten Weidenbäumen, die die Stelle bezeichneten, wo die Gruben begannen. Inzwischen war der Bursche schnell an ihre Seite gekommen und suchte seine Hand unter ihren Arm zu schieben. Sie leistete keinen Widerstand — und ganz überwältigt von seinem unerwarteten und unerklärlichen Erfolg, legte er den Arm um sie und drückte sie mit aller Kraft an sich.

So gingen sie eine Zeit lang hin und her zwischen dem Dorf und den dunklen Weidenbäumen, die im Mondenschein wie Gespenster da standen.

Als sie sich aber zum viertenmal dem Dorf näherten, hatte auch Trine den Arm um Hans geschlungen; und langsam gingen sie nun dem Hofe zu, wo sich dann die Thür des Dreschbodens lautlos hinter ihnen schloß.

*

Ungefähr in der Mitte des Dorfes, dem Hof, wo Trine diente, schräg gegenüber, lag ein nettes, frischbeworfenes Haus, mit Goldlackpflanzen vor den Fenstern und einem kleinen, eingezäunten Kohlgarten zu beiden Seiten der mit Blumen bemalten Eingangsthür.

Statt einer Treppenstufe lag vor der Thür ein halber Mühlstein mit Sand bestreut, und von diesem trat man durch eine kleine Küche in ein nettes, geräumiges, ebenfalls sandbestreutes Zimmer mit blauen Tapeten an den Wänden, gelben Gardinen, einer Kommode von Tannenholz mit weißen Schlüsselschildern, einem Tisch, einer Bank, zwei rot gemalten Stühlen und zwei großen Gardinenbetten mit geblümtem Kattun.

Hier wohnte eine einsame Witwe, Ellen Peters, die mit ihrem verstorbenen Mann, Peter Anders, durch Fleiß und äußerste Sparsamkeit, auch wohl Kargheit, es dahin gebracht hatte, so viel zurückzulegen, daß sie sich gerade ohne Zuschuß von der Pfarrgemeinde durchschlagen konnte, weshalb sie auch allgemein als etwas anderes und Besseres betrachtet zu werden pflegte als die meisten anderen Häuslerswitwen, mit denen sie denn auch wenig genug in Verkehr stand.

Sie war eine lange, dürre Gestalt mit etwas gebeugtem Nacken, eingesunkener Brust und weit vorstehendem, steinhartem Leibe, wie die meisten älteren Frauen aus dem Volke. Der kleine, graue Kopf saß etwas schief auf den schmalen, in die Höhe gezogenen Schultern — und als müsse ihre Redeweise damit übereinstimmen, sprach sie mit einer jammernden, kränklichen Klagefrauenstimme und blinzelte beständig mit ihren kleinen, rotgeränderten, etwas triefenden Augen, deren Blick fast hinter der Wimper verborgen war.

Unzertrennlich von ihrer Person war ein langer, schwarzer Strickstrumpf, der nur dann ihre Hände frei ließ, wenn sie aß oder schlief. Halbe Tage lang konnte sie mit demselben unbeweglich vor ihrer Thüre stehen, mechanisch mit den krummen Fingern die Nadeln in Thätigkeit setzend, während ihr Blick spähend durch die Dorfstraße glitt, wo keine Thür sich öffnen, kein Schornstein rauchen durfte, ohne ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und im stillen ein Gegenstand ihrer Beobachtungen zu werden.

Sie hatte nur ein einziges Kind, einen Sohn, Hans, einen schmucken, blonden Burschen von zwanzig Jahren, schlank und wohlgebaut.

Unter allen Häuslerssöhnen im Ort war er wohl der hübscheste; und wenn er am Sonntag mit den anderen jungen Leuten drüben an der Wasserlache stand, mit spiegelblanken Kappen an den Holzschuhen, Plüschmütze und der langen Pfeife mit Quasten, so geputzt und geschniegelt wie Mutters Wohnstube — dann stand Ellen im Versteck hinter den Blumen an ihrem Fenster und betrachtete ihn mit gerechtem Stolz.

Um diesen Sohn drehte sich ihr ganzes, geschäftiges Gedankenleben. Jede Vorstellung, die selbst in ihren Träumen durch ihren kleinen, schlauen Kopf zog, war mit ihm und seiner Zukunft verknüpft.

Sie hatte ihre eigenen stillen Hoffnungen für ihn, ihre im geheimen gefaßten Pläne für seine Zukunft. Und wenn sie zeitweise wie eine Schildwache an der Thür stand und ab und zu einmal den Feldweg hinabging oder zum Hügel hinaufstieg, von dem man die ganze Gegend bis zur Bucht und bis zu den Wäldern überschauen konnte, so geschah es nur, um ihn keinen Augenblick aus den Augen zu verlieren, über jeden seiner Schritte zu wachen und jeden Anschlag, der etwa gegen ihn gerichtet sein konnte, zu entdecken.

Seit dem Herbst, der Zeit, da Hans bei dem Gemeindevogt in den Dienst getreten war, blieb ihre Wachsamkeit in dieser Beziehung ganz besonders auf Mariannes jüngste Tochter Trine gerichtet, die auf dem Nachbarhof, dessen Felder unmittelbar an die des Gemeindevogts grenzten, im Dienst stand.

Ellen hatte nämlich gleich den Argwohn gehabt, daß Trine, wie überhaupt alle armen Mädchen im Dorf, darauf ausging, ihren Hans zu verführen. Es war ganz und gar zur fixen Idee bei ihr geworden, und dieser Gedanke ließ ihr niemals Ruhe — daß ihr Sohn überall von Schlingen umgeben sei, die darauf berechnet waren, in Besitz der siebenzehnhundert Kronen zu kommen, die außer Haus und Garten ihr Eigentum ausmachten, und die sie in fünf verschiedenen Sparkassenbüchern in ebenso vielen Winkeln und Verstecken ihres Hauses verborgen hatte.

Nun sollte es zufälligerweise nicht lange dauern, bis sich ihr Verdacht bestätigte.

In einer Nacht, als sie wach im Bette lag, weil ihr Bein sie schmerzte, hörte sie plötzlich auf der andern Seite der Straße ein Fenster öffnen, und kurz nachher den Schritt von Holzschuhen sich langsam entfernen.

Obgleich ihre Schmerzen so stark waren, daß sie fast ohnmächtig wurde, stand sie doch augenblicklich auf und hinkte, so gut es gehen wollte, zum Fenster, um sich hinter der Gardine zu verstecken und hinaus zu sehen.

Auf der Straße aber lag so tiefe Dunkelheit, daß sie nicht einmal das Gitter um ihren eigenen Garten unterscheiden konnte. Aber die verhallenden Schritte schienen sich in der Richtung nach dem Gehöft des Vogts zu entfernen.

Nun hatte sie zufällig Hans und Trine gerade den Nachmittag an der Straßenpfütze im Gespräch stehen sehen, als sie das Vieh tränkten, und sie beschloß nun, nicht zu ruhen, ehe sie Klarheit in die Sache gebracht hatte.

Ihr erster Gedanke war, sich an den nächsten Abenden auf einen Platz in der Nähe auf Wache zu stellen, wo sie Trines Schlafkammerfenster beobachten konnte, denn daß dieses es war, welches sie öffnen gehört hatte, war außer Zweifel.

Aber bei näherer Ueberlegung sah sie die Unzweckmäßigkeit dieses Vorgehens ein, so lang der Mond im Abnehmen war, und sie entschied sich, vorläufig das Hausmädchen auszufragen, die Zimmer und Bett mit Trine teilte und möglicherweise Bescheid wußte.

Eines Tages also, als sie das Mädchen mit einem großen Henkelkorb keuchend vom Kaufmann kommen sah, lockte sie sie in ihre Stube, bat sie, sich zu setzen, und bewirtete sie mit Kaffee und einem altbackenen Kringel, während sie ihr so süß und freundlich zusprach, daß das Mädchen ganz gefügig und mitteilsam wurde.

Als aber Ellen endlich ihre Angelegenheit wirklich vorbrachte, wurde das Kind glutrot und wollte nicht antworten. Und als die Frau dringender wurde, und sie zum Schluß in ihrem Eifer an den Arm faßte, riß sie sich los und drängte mit halb unterdrücktem Schelten zur Thür hinaus, indem sie ein Wort von „Nichts davon wissen" murmelte.

Aber noch an demselben Tage sollte Ellen alle gewünschten Aufschlüsse erhalten.

Sie war nämlich nicht die einzige, die im Lauf des Winters Trines Verhalten beobachtet hatte.

Auch die Frau vom Hause hatte schon seit längerer Zeit Verdacht gehegt, ja sie glaubte sogar, daß es mit Trine vielleicht nicht richtig sei. Und da sie eine praktische Frau war, die Derartiges an ihren Dienstmädchen vielfach erlebt hatte, nahm sie sie ohne weiteres eines Tages in ihrer Speisekammer vor und fragte sie, ob etwas im Wege sei.

Trine verneinte zuerst ganz entschieden und lachte darüber. Als aber die Frau darauf bestand und Bescheid verlangte, um nötigenfalls zum Sommer ein anderes Mädchen zu mieten, und als sie endlich sogar damit drohte, zum Arzt zu schicken, mußte sich Trine zu dem Bekenntnis entschließen, daß ihre Frau richtig vermutet habe.

Auf nähere Nachfrage sagte sie aus, daß Ellens Hans der Vater sei. Und so war es zugegangen, daß noch am selben Nachmittage alle alten Weiber an der Straßenecke sowohl als die Leute im Wirtshause einander erzählten, daß Ellen Peters und Marianne Niels Husar sich verschwägert hätten.

Hans selbst war draußen eine kleine Strecke vom Dorf entfernt, pflügte das Brachfeld und pfiff vergnügt vor sich hin, abwechselnd mit den ersten Staren, die sich zu zeigen begannen.

Drüben auf des Nachbars Acker erschien ein anderer Pflüger, der gerade mit seinem Pfluggespann aus dem Dorf gekommen war, und der nun — gleichfalls pfeifend — in der Richtung zu Hans hin seine Furche zu ziehen anfing.

Aber als er in die Nähe der Grenze seines Feldes kam, hielt er an und rief mit höhnischem Lächeln dem andern zu:

„Viel Glück zur Verschwägerung — Hans!"

Hans blickte auf und horchte, verstand ihn aber nicht eher, als bis er näher herangetreten war, und nun hörte er von dem Mann, was dieser soeben im Dorf erfahren hatte.

Es wurde ihm heiß im Kopf; es lief ihm siedend über den Rücken, ja bis zu den Füßen herab.

„Das ist wohl alles gelogen!" So stieß er heraus — und zwar so verlegen, daß der andere lachte.

„Wenn Du sagst, daß es Lügen sind, dann bist Du — hol mich der Teufel — der Vater!" antwortete er, und dann wendete er um und pflügte weiter mit triumphirendem Hohngelächter.

Hans blieb stehen — glühend rot im Gesicht — und sah ihm hilflos nach. Dann führte er vorsichtig seine Pferde auf die neue Furche und zog beschämt den Acker entlang.

Eigentlich konnte es ihn nicht so sehr überraschen, denn in der letzten Zeit hatte Trine wohl einigemal darauf angespielt, daß sich etwas begeben könne. Aber er hatte nicht daran glauben wollen. Bis zu diesem Augenblick war er überzeugt gewesen, daß sie es nur gesagt hatte, um ihn zu ängstigen, vielleicht auch, um zu versuchen, ob er sich nicht auf diese Weise bewegen ließe, ihr den Verlobungsring zu geben, was sie mehrmals zu verstehen gegeben hatte.

Sein erster Gedanke galt nun seiner Mutter. Es wurde ihm nämlich sofort klar, daß er nun genötigt sein würde, sich mit Trine zu verheiraten, was eigentlich durchaus nicht seine Absicht gewesen war. Aber wie er auch die Sache in seinem Kopf hin und her wendete, sah er doch ein, daß sich kaum ein Weg finden ließe, um dem zu entgehen. Trine war doch ein Mädchen, auf die Nachteiliges nicht zu sagen war, und er selbst hatte nicht die nötigen Mittel, um sich auf andere Weise seinen Verpflichtungen zu entziehen.

Er beschloß, vorläufig seiner Mutter auszuweichen, bis ihr Zorn Zeit gehabt hätte, sich zu mäßigen, aber sogleich erinnerte er sich, daß es gerade Sonnabend war und er dann nach Hause zu kommen pflegte, um sich mit frischer Wäsche für den Sonntag zu versorgen.

Er entschloß sich also, das Unwetter gleich über

ſich ergehen zu laſſen; und nachdem er am Abend ausgeſpannt und eilig ſeinen Milchbrei verzehrt hatte, zog er ſeine leichteren Holzſchuhe an und ſchlich ſich hinter dem Dorf her heim zur Mutter.

Er traf ſie im Zimmer am Ofen ſtehend und war ſogleich im klaren darüber, daß ſie alles wußte.

Sie ſah weder auf noch antwortete ſie auf ſeinen „Guten Abend", als er eintrat. Und ſo ſagte auch er nichts mehr, ſondern ſetzte ſich ans Fenſter auf die Bank, ſchlug ein Bein übers andere und ſah hinaus.

Man hörte lange keinen andern Laut in der Stube als den einer leiſe ſchnurrenden Kaſſerole, in der die Mutter rührte.

Endlich wurde ihm die Stille doch zu drückend, und er fing leiſe an zu pfeifen. Aber gleichzeitig hörte er vom Ofen her jenes ihm wohlbekannte, lang gezogene Seufzen, das — wie das Sauſen im Laube — bedeutete, daß ein Unwetter heraufzog. Er ſchwieg und lauſchte.

„Schöne Sachen ſind das, die man im Dorf von Dir hören muß," begann ſie auch wirklich bald darauf mit ihrer weinerlichen Stimme und führte ihre Schürze an die Augen.

Hans antwortete nicht und pfiff wieder ganz leiſe vor ſich hin.

„Wußteſt wohl nicht, wie wohl Dir's war, Du langer Schlingel, daß Du ſolche Sachen anſtiften mußteſt. Ich ſollte denken, damit hätteſt Du auch wohl noch warten können."

Hans blieb hartnäckig ſtumm und betrachtete den blauen Himmel mit dem blaßroten Abendſchein.

„Wenn es nun noch ein nettes, ordentliches Mädchen wäre, daß man ſich nicht zu ſchämen hätte ... und nicht ſo eine hergelaufene Perſon, die nicht hitt oder hott, und kaum ein ordentliches Hemd auf dem Leibe hat — ja, ſchön iſt das, ſehr ſchön. Aber man konnte es ſich wohl denken, daß Du Dich ſo betragen würdeſt — das hat man davon, daß man Dir in allem und jedem eine gute Erziehung gegeben hat. Was meinſt Du wohl, was der Propſt ſagen wird, wenn er das zu hören kriegt? Der war immer ſo gut gegen Dich und gar nicht ſtolz ... Das hätte er gewiß nicht gedacht, daß Du Dich vor den Leuten zum Narren machen würdeſt mit ſo einer — mit der Tochter von dem alten Trunkenbold — ja, das iſt eine ſchöne Geſchichte — das iſt es!"

So fuhr ſie noch eine Weile fort, immer eifriger in ihrer Kaſſerole rührend, die mit ihrer dünnen Metallſtimme in Ellens Klagelied einſtimmte.

Plötzlich drehte ſie den Kopf zu ihm hin und ſagte mit verändertem Ton:

„Biſt Du denn ſicher, daß — Du der einzige biſt?"

„Das bin ich ſchon," antwortete Hans und lachte verlegen.

„Ja, Gott weiß, was Du biſt," brummte ſie in ſich hinein, und dann fügte ſie hinzu: „Sie wird Dich wohl noch dazu zum Narren haben. Mariannes Mädchen pflegen nicht ſo genügſam zu ſein. Meinſt Du, ich wüßte nicht, wie es im vorigen Jahr mit Lockenbine gegangen iſt. Nicht weniger als vier waren es, die alle bezahlen mußten. Ja, das weiß ich."

„Ja aber Trine iſt doch nicht Bine, Mutter!" Hans warf das hinein, um einen ſchwachen Verſuch zu machen, ſie zu beſänftigen. „Wenn die eine ſo iſt, kann ja die andere ein rechtliches Mädchen ſein."

„Ja, was Du zu ſchwatzen weißt. Hätteſt davon bleiben ſollen, dann hätten wir jetzt nicht die Beſcherung. Und wenn es denn ſein ſollte, dann ſind doch noch andere da, da wäre es was anderes geweſen ... Aber Trine wußte wohl, was ſie that."

„Was ſoll ſie denn gewußt haben?" fragte Hans und ſah ſie zum erſtenmal an. Es war etwas in ihrem Ton geweſen, was ihm aufgefallen war.

„O, umſonſt iſt ſie wohl nicht Bines Schweſter."

„Es wird wohl niemand da ſein, der ihr Böſes nachſagen kann," ſagte Hans und runzelte etwas die Stirn.

„Ja, Du mußt nur noch ſo großprahleriſch ſprechen."

„Was meinſt Du damit?"

„Na, es könnte doch ſein, daß auch noch andere ein Wort mitzuſprechen hätten."

„Wer das wohl ſein könnte?"

„O, ich meine — ihn, den großen Paul, der voriges Jahr fortgereiſt iſt; der könnte wohl allerlei erzählen, wenn er hier wäre," ſagte ſie, wieder vor ſich hin redend, und indem ſie ſich mit dem Ofenſtocher zu thun machte."

„Paul Fynbo?"

„Ja, ja, ſo heißt er."

„Das iſt eine hübſche Lügengeſchichte!" ſagte Hans und lachte trocken.

„Na, Gott mag's wiſſen."

„Mit Erlaubnis, woher haſt Du das?"

„Für jemand, der Augen im Kopf hat, war das gerade nicht ſchwer zu merken; es ging was vor zwiſchen den beiden. Er lief ja hinter ihr her, wo ſie ging und ſtand, und das hat er wohl nicht gethan, um mit trockenem Munde wieder abzuziehen... Es wäre alſo wohl am beſten, wenn man ſich da und dort umhörte zuvor, an die erſte beſte braucht man ſich doch nicht wegzuwerfen. Ich meine, wenn ſie einen gehabt hat, kann ſie gerade ſo gut mehrere gehabt haben. Und die, die ſo was treiben, ſobald ſie nur eben eingeſegnet ſind — viel weiter kann ſie damals ja nicht geweſen ſein — die werden wohl nicht mehr anders, und wenn ſie ſich auch noch ſo zimperlich aufſpielt, um den Dummköpfen Sand in die Augen zu ſtreuen."

„Haſt Du vielleicht ſpäter noch was gehört?" fragte er zögernd und ſah die Mutter unſicher an.

„Das könnte wohl ſein ... Jedenfalls iſt es nötig, daß man nachfragt und vorſichtig iſt. Es mag wohl nicht alles in Ordnung ſein. Und man hat doch das Recht, ſich zu erkundigen, das iſt ſo. Aber Du hätteſt davon bleiben ſollen, Hans, und was auf Dich halten, ſiehſt Du! Dann hätten wir alle

die Last und Mühe nicht gehabt. Hab' ich's Dir vielleicht nicht oft genug gesagt, daß Du für Dich bleiben sollst? Die wollen nichts als Dein Geld, habe ich Dir gesagt. Aber Du hast noch nie auf Deine Mutter gehört, Hans; und ich habe doch jeden Abend unsern Herrgott gebeten, daß er Dir ein Licht aufgehen lassen soll. Aber so alt Du bist, bist Du immer derselbe Dummkopf geblieben und kannst nicht begreifen, was vernünftig ist."

Hans sah nachdenklich aus.

Er vertiefte seinen Blick in den reingescheuerten Fußboden, auf dessen sandbestreute Dielen er lange und grübelnd hinschaute.

Plötzlich stand er auf, nahm seine Mütze, sagte gute Nacht und ging.

Es war inzwischen dunkel geworden. Eine schwere, kältende Regenwolke hatte das Dorf eingehüllt, wo nur hier und dort in einzelnen Hausmannshütten Licht zu sehen war. Auf den Höfen war schon alles zur Ruhe gegangen. Eine kleine Schar Enten schlief mitten auf der Straßenpfütze, und vor einer geschlossenen Thür saß eine Katze und miaute.

Er traf Trine hinter dem Gartenzaun, wo sie abends ihre Zusammenkünfte zu halten pflegten.

Sie hatte schon eine Zeit lang auf ihn gewartet; und als sie nun seinen Schritt hörte, ging sie ihm ganz verlegen entgegen, denn sie dachte wohl, daß er erfahren habe, wie die Sache stünde.

Sie gingen nun schweigend eine Strecke den Feldweg entlang, wo der sternenlose Himmel und der frischgepflügte Acker alles rings umher schwarz erscheinen ließ.

Als Hans merkte, daß Trine nach seiner Hand greifen wollte, steckte er beide Hände in die Taschen und sah nach der andern Seite! Und als sie weit genug vom Dorf entfernt waren, um nicht mehr gehört zu werden, wendete er sich plötzlich zu ihr und fragte ohne Umschweif, was sie derzeit mit dem großen Paul gehabt habe.

Trine wurde zuerst blaß. Sie hatte von diesem Verhältnis niemals mit irgend jemand gesprochen, damit nichts davon unter die Leute käme, und auch weil sie selbst sich dessen ungern erinnerte. Nun aber erzählte sie ruhig und ausführlich, was damals geschehen war, indem sie alles genau beschrieb, wie es zugegangen war und nicht die kleinste Einzelheit verbarg, die ihr im Gedächtnis geblieben war.

Als sie mit ihrem Berichte zu Ende war, blickte Hans in der Richtung zum Walde hin und pfiff einen einzigen, lang gehaltenen Ton.

„Aha! So ist die Sache, mein' Dern ... Ja, so 'was kennt man."

„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich lüge?" fragte sie und sah erschrocken zu ihm auf.

„Du meinst wohl, ich bin von gestern," antwortete er, während ein triumphirendes Lächeln um seinen Mund spielte. „Da bist Du aber sehr im Irrtum, mein Kind! Da hast Du Dich arg in die Nesseln gesetzt."

Und da sie gerade an einem Fußweg angekommen waren, der über den Acker schräg hinüber zum Dorf führte, bog er dort ein, rief ihr zu:

„Leb wohl, Kind, und Dank für das Erzählte!" Dann verließ er sie mit munterem Pfeifen.

Trine wollte ihn zurückrufen, aber er hörte sie nicht, und gleich darauf verschwand er im Dunkeln.

Unruhig — ungewiß, was das zu bedeuten habe, blieb sie am Wege stehen, bis auch sein erneutes Pfeifen sich in der Stille der Nacht verlor.

Es vergingen nun mehrere Tage, an welchen sie ihn abends vergeblich auf dem gewohnten Platz erwartete.

Dahingegen erfuhr sie von einem Mädchen, welches ebenfalls bei dem Gemeindevogt im Dienst stand, daß er wieder angefangen hatte, die Bibelstunden zu besuchen, die der Propst jeden Mittwoch in der Schule abhielt, und zu welchen sich die Bauern mit ihren Frauen und heiratsfähigen Töchtern einfanden; eine große Angst kam über sie.

Als er sich nun auch am folgenden Sonntag nicht hatte sehen lassen, konnte sie die Ungewißheit nicht länger ertragen; sie beschloß, ihn aufzusuchen. Sobald es also am Abend dunkel genug geworden war, schlug sie ein Tuch um ihren Kopf, schlich sich hinter dem Dorf her hinaus und kauerte sich hinter einen Busch an dem Wege, der zum Hause des Gemeindevogts führte, um aufzupassen.

Erst gegen Mitternacht hörte sie sein Pfeifen sich vom Dorf her nähern, und bald nachher den Schritt seiner Holzschuhe, die auf dem gefrorenen Wege klapperten.

Sie stand auf, und als er ganz nahe war, rief sie ihn flüsternd.

„Was ist das?" rief er erschrocken und sah sich um. „Du bist es? Was zum Teufel machst Du hier?"

Sie kam ihm nun näher und sah ihn aufgeregt und bittend an.

„Warum bist Du so lange nicht zu mir gekommen, Hans?" fragte sie und wollte seine Hand fassen. „Ich habe Dich jeden Abend in dieser Woche erwartet. Bist Du krank gewesen, mein Liebster?"

Statt der Antwort aber stieß Hans sie ohne weiteres mit einem „Geh zur Hölle!" von sich und wollte weitergehen.

Da aber stellte sie sich ihm entschlossen in den Weg und rief mit wilder Heftigkeit:

„Was ist geschehen? Bist Du bei Verstande? In mehr als einer Woche habe ich Dich nicht gesehen, obgleich Du wohl weißt, wie es mit mir steht! Du bist nicht krank gewesen; lasse Dir nicht einfallen, mir das zu sagen, denn ich weiß, daß Du Mittwoch zur Bibelstunde gewesen bist; und gestern bist Du zu Sonren Nilens ins Haus gegangen, ohne auch nur zu unseren Fenstern hinaufzusehen. Was soll das heißen? Hast Du vergessen, daß ich Deine Liebste bin, und was Du mir versprochen hast?"

„Nun höre aber," nahm endlich Hans das Wort. „Bilde Dir nichts ein, Kind! Du kannst Dir alle Mühe sparen — mir machst Du kein X für U mehr

vor, hol mich dieser und jener. Ich habe mich lang genug von Dir zum Narren halten lassen, aber jetzt kenne ich Deine Liebschaften — Du verstehst mich schon — sowohl mit Paul als mit so und so vielen anderen. Ja, es nützt Dir zu nichts, darum laß die Possen — denn ich weiß nun Bescheid, und ich rate Dir, geh mir ein bißchen aus dem Wege, denn kommst Du mir noch einmal auf die Manier, könnte es wohl passiren, daß Du noch eins ins Gesicht in den Kauf bekämst."

Mit diesen Worten ging er zum Hof hin und durch die geteerte Pforte, die er dröhnend hinter sich zuschlug und von innen mit der Eisenstange schloß.

Wie gelähmt stand Trine da. Was hatte er gesagt? Wessen beschuldigte er sie?

Es konnte nicht sein ... Sie lief zu der Pforte hin, und da sie ihn drinnen in der Knechtekammer poltern hörte, klopfte sie leise an und sagte mit leiser, einschmeichelnder Stimme:

„Hans! ... Mein Liebster! ... Hörst Du mich nicht? Ich möchte mit Dir sprechen ... Hans ... Ich bin nicht böse, ich möchte nur ... Hans! Hörst Du?"

Aber in diesem Augenblick wurde drinnen eine Thür zugeworfen und alles blieb stille.

Sie richtete sich hoch auf und rang wie rasend die Hände. Einen Augenblick fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf an die Thür zu schlagen und die Leute aus dem Schlaf zu wecken, damit sie diesem Verrat zu Zeugen dienten — dann aber wandte sie sich ab, schlug die Hände vors Gesicht und ging schluchzend fort.

Mehrere Stunden lang wanderte sie, außer sich vor Verzweiflung, hin und her auf einer kleinen Strecke des Feldweges nahe bei dem Dorf. Der Wind erfaßte ihr aufgelöstes Haar und führte hie und da den Schall ihres krampfhaften Weinens über die stumme, finstere Gegend und die ferne Bucht, die wie schlaftrunken zu dem wolkigen, dunklen Himmel aufschaute.

Sie hatte einen Zipfel ihres braunwollenen Kopftuches zwischen die Zähne genommen, und jedesmal, wenn sie aufs neue in Weinen ausbrechen wollte, zog und zerrte sie daran, gleichsam um sich zur Ruhe zu zwingen.

Aber sie konnte ihre Aufregung nicht mäßigen, wenn sie an das dachte, was vorgegangen war ... Sie hatte selbst wohl kaum erwartet, daß Hans sie gleich heiraten würde. Sie wußte gut genug, daß sie beide dazu zu jung waren. Aber was sie bestimmt gehofft hatte, war, daß er sich in aller Form mit ihr verloben würde, und daß sich dann auch seine Mutter freundlich gegen sie zeigen, und — wenn die Zeit gekommen war, sich ihrer und ihres Kindes annehmen würde.

Sie hatte sich schon oftmals mit ihren Gedanken in Ellens nette, behagliche Stube mit den gelben Gardinen und den Bildern an den Wänden versetzt, hatte sich vorgestellt, wie sie mit dem Kleinen im Arm in einem der großen Gardinenbetten hinter dem geblümten Kattun liegen würde, ihre Glieder in den warmen, weichen Daunen streckend, während Hans am Bettrande sitzen und ihre Hand halten würde... Ihr Herz hatte hoch geschlagen vor Glück.

Und nun wollte er, daß sie, sich selbst überlassen, daheim in der unsaubern Höhle, die ihre Mutter bewohnte, unter den ekelerregenden Kindern ihrer Schwestern leiden und weinen sollte! ... Und damit nicht genug! Er wollte ganz seine Hand von ihr abziehen, wollte sie in ihrem Elend verlassen, vielleicht sogar versuchen, der ganzen Schuld zu entgehen, indem er sie beschuldigte, gleichzeitig andere Liebschaften gehabt zu haben.

Aber darin sollte er sich ganz gewiß geirrt haben ... Bezahlen sollte er! Er konnte sicher sein, daß ihm das nicht erspart bliebe. Und sollte sie zwanzigmal mit ihm vors Gericht treten — sie schwur es sich — entgehen sollte er ihr nicht.

Sie hörte nicht auf, sich das zu wiederholen, als fände sie eine Art von Trost, von Rache darin, ihn jährlich um diese fünfundzwanzig Kronen zu strafen.

Selbst nachdem sie endlich zu Hause angelangt und in ihr Bette getaumelt war, und während sie sich aufgeregt und ruhelos hin und her warf, verließ dieser Gedanke sie keinen Augenblick. Aber dann kam die Trauer und wilde Verzweiflung wieder so gewaltsam über sie, daß das Hausmädchen, die neben ihr lag und erwacht war, ganz erschrocken anfing über ein Liebesabenteuer nachzudenken, in welches sie sich vor einigen Tagen mit dem Großknecht eingelassen hatte.

... Im Mai, zur Zeit des Dienstbotenwechsels, ging Trine heim zu ihrer Mutter, bei dieser blieb sie, bis sie im Spätherbst erlöst wurde.

In diesem ganzen Sommer sah sie nichts von Hans. Er war zwar schließlich darauf eingegangen, sich als Vater ihres Kindes zu bekennen, hatte sich aber ganz von ihr fern gehalten und ihr bei jeder Gelegenheit aus dem Wege zu gehen gewußt.

Einzelne Leute in der Stadt hatten wohl an dem Verhältnis mancherlei auszusetzen, aber im allgemeinen meinte man doch, nach dem, was man allmälich über Trine und ihre Vergangenheit erfahren habe, sei wohl nichts dagegen einzuwenden, wenn er sich etwas zurückhielte.

Nur ein einzigesmal im Lauf des Sommers stießen die beiden mitten im Dorf ganz unerwartet auf einander.

Es war zur Mittagsstunde im Herbst, als Hans mit seiner Sense auf dem Nacken pfeifend vom Hause des Gemeindevogts kam, daß er beim Einbiegen in die Dorfstraße plötzlich Trine erblickte, die auf wehen Füßen, mit aufgeschürzten Kleidern durch den Staub watschelte, ganz niedergebeugt von einer schweren Last Reiser, die sie aus dem Wald geholt hatte.

Er konnte ihr nicht ausweichen, er mußte unmittelbar an ihr vorbeigehen, und so setzte er ein sauersüßes Gesicht auf und sagte, ihr grinsend zunickend:

„Gut' Mittag, Trine! ... 's ist heiß, nicht wahr?"

Aber das war Trine doch zu stark. Obgleich sterbensmatt vor Schmerzen und Erschöpfung, wendete sie sich doch um mit ihrer Bürde und rief ihm nach:

„Du Schurke!"

Er dachte einen Augenblick daran, zurückzugehen und ihr ins Gesicht zu schlagen, aber er besann sich eines Besseren und ging pfeifend seines Weges.

Kurz nachher wurde Hans zum Herbstmanöver einberufen und verließ das Dorf. Und als er nach Michaelis zurückkam, hatte Trine einen Sohn geboren und war nach der Hauptstadt abgereist, um eine Stelle als Amme anzunehmen.

Von Diesem und Jenem.

„Krischna Singh" und der indische Roman.*)

Während schon zahlreiche dramatische Produkte aus dem Indischen ins Deutsche übertragen wurden, hat bis jetzt wohl noch kein indischer Roman in einer deutschen Bearbeitung in weiteren Kreisen Verbreitung gefunden.

Wir freuen uns daher, daß wir dem deutschen Publikum einen kleinen indischen Liebesroman in einer sinngetreuen Uebertragung haben bieten können.

Die Erzählung ist verhältnismäßig modern, aber über den Autor Pandit S. M. Natesa Sastri ist nichts Näheres bekannt. „Krischna Singh" ist wohl das einzige Werk, das er je geschrieben hat, und bei der geringen Beachtung, die die Inder der Literatur schenken, ist es begreiflich, daß der Name des Autors nicht in weitere Kreise gedrungen ist.

Aber für uns ist Krischna Singh jedenfalls ein höchst originelles Werk, das nicht bloß seiner exotischen Färbung wegen den Reiz der Neuheit für sich hat, sondern auch in mehr als einer Hinsicht beachtet zu werden verdient. Es hat schon insofern einen nicht zu verkennenden literarischen Wert, als man daraus ersehen kann, wie ein für unsere Begriffe primitives Volk — primitiv insofern, als dessen Kultur, obschon älter als die unserige, sich doch näher an den Naturzustand gehalten hat — das Wesen und die Aufgabe des Romans auffaßt. Wir bemerken vorerst in dem Roman eine ungezwungene Natürlichkeit in der Auffassung und Darstellungsweise, die aber nicht frei bleibt von gewissen Unwahrscheinlichkeiten, wie man deren eben in den meisten Dichtungen findet. Ja, der Roman ist noch wesentlich „Dichtung", und er trägt noch immer etwas an sich, was an das Märchen oder die Sage erinnert. Die Romanliteratur hat bei den Indern nicht dieselbe Ausbildung erfahren, wie zum Beispiel das Schauspiel, und vor allem haben sie es in dem, was die Franzosen »la facture du roman« nennen, nicht weit gebracht. Sie stellen eben an den Roman keine höheren Ansprüche als an eine kleine Erzählung, eine Sage oder eine Legende.

Man darf daher in vorliegendem kleinen Roman nicht diejenige künstlerische Vollendung suchen, welche wir an den Meisterwerken europäischer Romandichter bewundern. Auch darf man nicht außer acht lassen, in welchem Lande und in welchem Milieu sich diese Erzählung zuträgt. Bei genauerem Studium wird man finden, daß die Handlung nicht so phantastisch ist, als sie vielleicht manchem scheinen mag. Jene Fürsten in Indien, welche sich den Titel Könige oder Kaiser beilegen, leben dort nicht gerade in solchen Verhältnissen, wie wir gewohnt sind, uns sie bei solchen Persönlichkeiten vorzustellen. Religiöser Aberglauben und andere Einflüsse haben dort die Sitten ganz eigentümlich umgestaltet, und wir dürfen uns nicht allzu sehr darüber wundern, daß zum Beispiel in Bezug auf die Ehe so sonderbare Begriffe dort herrschen. Sobald die Mädchen der Hindus das heiratsfähige Alter erreicht haben — und bekanntlich werden dieselben sehr früh mannbar — gilt es als ein Unglück für sie, „ungefreit" zu bleiben, und es steht ihnen frei, ohne die Einwilligung der Anverwandten sowie ohne alle Zeremonie einen jungen Mann zu „heiraten". Eine solche, auf bloßer Neigung beruhende „Ehe nach Gandharva-Art"**) ist vollkommen giltig, obschon nur die Ehe mit priesterlicher Handlung als heilig gilt.

Die verehrlichen deutschen Leserinnen, die ein so großes Wohlgefallen an dem „befriedigenden Abschluß" eines Romans finden, wenn der „Held" am Ende des Buches nach manchen Hindernissen und nach vielen Kämpfen seine Braut heimführt, mögen sich nicht allzu sehr skandalisiren über unseren braven Krischna Singh, der, nachdem er nach jahrelanger Ausdauer die Hand der Prinzessin Schandramukhi erhalten hat, schließlich noch eine andere Prinzessin mit in den Kauf nimmt, von der er sich hatte nichts träumen lassen. Für indische Verhältnisse ist das nichts Außergewöhnliches, und wenn auch in unseren Ländern eine solche „Doppelheirat" nicht möglich wäre, so dürfen wir doch die Inder deswegen nicht allzu sehr verachten, da bekanntlich bei uns die überfeine Zivilisation keineswegs für die ausschließliche Durchführung der Monogamie zu bürgen vermag ...

Was die Person Krischna Singhs anbelangt, so ist sie eben eine eigentümliche Figur, die auf den ersten Blick etwas befremdend wirkt. Als kleiner Junge läuft Krischna Singh von Hause fort, und in einem andern Reiche tritt er in den Dienst der Prinzessin Schandramukhi, bei der er keine andere Arbeit zu verrichten hat, als derselben ein Riechkissen nachzutragen, weswegen er den Namen „Tukkuttukti" erhielt. Obschon er ein intelligenter Kopf ist, so stellt er sich in der Fremde doch als ein einfältiger Mensch,**) anfänglich damit man seine Herkunft nicht erraten, respektive erfahren könne, und später, um seine Pläne — desto besser ausführen zu können. Er führt denn auch sein Vorhaben aus, allerdings nach ziemlich abenteuerlichen Ereignissen.

Wir überlassen es den Indologen, zu untersuchen, in wieweit das Werk von Natesa Sastri einen Fortschritt aufweist im Vergleich zu den ältesten bekannten romanartigen Dichtungen der indischen Literatur, dem Daçakumáracaritam von Dandin, dem Vasavadattá des Subhandu, der Kádambarí des Bána und so weiter.

Es ist keineswegs verwunderlich, daß, wer unter der glühenden Sonne Indiens einen Roman dichtet, sich einen Stil aneignet, der uns Hyperboräern manchmal bedenklich scheint. Die Inder sind zu phantasiereich, als daß sie sich an die nackte Realität halten könnten, und wir dürfen es ihnen nicht zu schwer anrechnen, wenn sie in gewisse Uebertreibungen verfallen, die manchmal zu lächerlichen Hyperbeln führen.

In unserer Uebertragung ist die Darstellungsweise des Verfassers möglichst beibehalten worden. Dieser Uebertragung ist die im Jahre 1887 in Bombay erschienene Ausgabe zu Grunde gelegt.

T. K.

*) Siehe die Erzählung in Heft 15.

*) Nach der indischen Auffassung sind es die Nixen und Nymphen, die Gandharvas und Apsaras, die die Menschen zu Liebesbünden verlocken.

**) Der „Tukkuttukti" erinnert vielfach an den Vidushka des indischen Dramas, jene komische Person, welche gewöhnlich die Helden des Stückes begleitet. Man findet dieselbe zum Beispiel in den Schauspielen Kalidasas, so in dem herrlichen Schauspiel „Sakuntala" der Vertrauten des Königs, Mathavja; in „Urvaší" ist es Manavaka, in „Malavika und Agnimitra", das ebenfalls Kalidasa zugeschrieben wird Gautama, sowie Sarasa, ein Buckeliger, der im Dienste der Königin Dharimi steht.

Sind wir verrückter als unsere Väter?

Von Cesare Lombroso.

(Fortsetzung.)

Wir besitzen noch einen bündigeren und vollständigeren Beweis von der Ausbreitung des Wahnsinns in den ältesten medizinischen *Werken* Indiens, in den Vedas bis zu Sufruta, aus denen Wise einen Auszug zusammengestellt hat (Commentary on the Hindu system of medecine, Calcutta, 1845).

Unser sanskritischer Arzt teilt den Wahnsinn in geheiligten (bhutormâda) und natürlichen (unmâda) ein, je nachdem er von der Luft, der Nahrung und so weiter oder von den Leidenschaften, den Versuchen für Ausführung unmöglicher Dinge und dem Zorne der Götter hervorgerufen worden ist. Der geheiligte Wahnsinn war so häufig, daß man ihn in acht Unterarten einteilte, je nach den verschiedenen Dämonen, die ihn hervorriefen, den devas, asuras und so weiter.

1) Deva-gräha. Derjenige, der von guten Geistern besessen ist, empfindet das Gefühl der Befriedigung, er liebt die Reinlichkeit und umwindet sich mit Kränzen aus geheiligten Blumen; er überläßt sich selten dem Schlaf; er ist geneigt, Sanskrit zu sprechen; er ist stark und besitzt ein festes und lebhaftes Auge; er wird von den Brahmanen geliebt, die ihn um Rat fragen; er richtet sich streng nach ihren Vorschriften, befolgt ihre Zeremonien und hält sich an die Gewohnheiten und Riten der Alten.

2) Asura-gräha. Derjenige, der von den Asuras (Geistern der Traurigkeit, Feinden der Devas) besessen ist, spricht schlecht von den Devas und tadelt das Betragen der Brahmanen. Oft gefährlich für andere, läßt er sein Auge um sich gehen, aber ohne Feuer. Sein Atem geht beschleunigt.

3) Gandharva-gräha. Dieser ist heiter, er liebt den Wohnsitz auf Inseln, singt, spricht wenig, aber mit Schicklichkeit, liebt die Blumen, mit denen er sich schmückt, und beteiligt sich an den Chorgesängen in den Tempeln der Gottheiten.

4) Yakscia-gräha. (Yakscia, Geister, welche die Schätze und Gärten der Götter hüten). Der von ihnen besessen ist, hat ein tiefes Verständnis und große Geduld und zeigt sich niemals rachsüchtig; er ist stets bereit, seine eigenen Reichtümer anderen zu schenken. Er spricht wenig. Er hat rote Haare (Ehrgeiz-Wahnsinn?).

5) Pitri-gräha. Liebt die Zeremonien der Alten und hat Vorliebe für die zahme animalische Nahrung.

6) Sarpa-gräha. Wenn dieser Dämon in den Leib eines Menschen fährt, so geht derjenige, der von ihm besessen ist, unregelmäßig einher, von einer Seite auf die andere, wie die Schlangen, bewegt die Zunge nach allen Richtungen; hat Vorliebe für Honig, Zucker (fortschreitende Lähmung?).

7) Raksava-gräha. (Kannibalistischer Geist). Der Besessene sucht gierig nach Fleisch, Wein und Blut; er hat einen unangenehmen Geruch; verrät Mordgelüste.

8) Pisatscia-gräha. Böse, geizig, mordlustig. Spricht lange und wirr; läßt die Zunge von einer Seite auf die andere gehen und bewegt die Beine auf unverständige Weise; fällt oft auf die Erde, ist oft schlaftrunken, hat oft Neigung zum Erbrechen (fortschreitende Lähmung?).

Diese Zeichen sind allerdings etwas kurz gefaßt, lassen gleichwohl aber schöne Vergleichspunkte sehen. Unregelmäßigkeit der Bewegung, Neigung zum Beißen und Töten, Widerwillen gegen geheiligte Dinge, das sind die Symptome der Besessenheit im Mittelalter und der modernen Dämonomanie.

Die Neigung der deva-gräha zum Sprechen des Sanskrit oder alten und geheiligten Sprache) entspricht bei unseren Besessenen (die den wissenschaftlichen Sinn nicht verloren haben) derjenigen zum Sprechen des Lateinischen, eine Wirkung der Gehirnreizung und eine Besonderheit der Monomanie.

Um zu erkennen, wie zahlreich die Wahnsinnigen waren, genügt es, den erschreckenden Prozentsatz der Fanatiker oder die Fälle des religiösen Wahnsinns im modernen Indien zu konstatiren. Es gibt in Indien eine zwei Millionen starke Bevölkerung von Bettelpriestern (Langle, Monum. de l'Indoustan), und Wilson zählt, abgesehen vom Buddhismus und seinen Abarten, mehr als vierzig Sekten auf, die Siwa oder Wischnu und so weiter anbeten (Asiatic Researches, S. 24, Bd. XVI.). Jede derselben wendet sich mit besonderem Eifer auf verschiedene Art an ihren Gott, die einen, indem sie von Wasser und Lorbeer (?) leben, die anderen, indem sie sich ganze Stunden in kaltem Wasser aufrecht halten, wieder andere, indem sie auf den Fingerspitzen gehen oder wie die aghori (Wilson, Bd. XVII S. 205) Urin trinken und sich den Leib mit Unrat beschmieren. Die yogis werden als diejenigen angesehen, die es in der Heiligkeit am weitesten gebracht haben. Yoga bedeutet „Vereinigung mit Gott", und zu dieser gelangt man, indem man den Atem so viel als möglich einhält, auf die Nasenspitze blickt, der Sinne derart Herr wird, daß man kein äußeres oder körperliches Gefühl mehr verspürt und sich in diesem Zustande im Geist mit dem allgemeinen Geiste der Natur vereinigt. Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, zu welchen Folgen eine derart wilde Gehirngymnastik führen kann. Jeder Brahmane, der die ewige Seligkeit erlangen will, muß im Leben fünf Stadien durchmachen; das vorletzte ist der Rückzug und das Nachdenken in den Wäldern nach dem Aufgeben der Kinder, des Vermögens, der Kleider und so weiter. Bezüglich des letzten Stadiums beschränke ich mich darauf, zwei Stellen aus Dubois zu citiren. „Einer dieser sannyasi hielt ganze Tage lang die Augen auf die Sonne gerichtet, damit er sich dadurch eine Entzündung zuziehe. Der andere hatte die Gewohnheit, sich in der Einbildung das Bild Wischnus zu vergegenwärtigen und ihm in der Einbildung Blumen, Speisen und Gebete darzubringen; das dauerte jeden Tag anderthalb Stunden." (Description des caractères, 1869, S. 360.)

Das Vorhandensein des Wahnsinns im Altertum bei den Hebräern und dann bei den Phöniziern, Karthagern und so weiter wird durch Sprache und Geschichte bezeugt. Meitel, mesujam, chasil-naval bedeuten: Narr, Irrsinniger. Die Bibel erzählt uns, daß David aus Furcht, man könne ihn umbringen, sich wahnsinnig stellte, indem er sich den Bart begeiferte und an die Thüren stieß, und daß König Alis sprach: „Gibt es nicht genug Wahnsinnige hier, daß auch dieser noch zu mir herkomme?" (1. Samuel XXI. 15, 16). Es ist dies ein Beweis für die Häufigkeit der Wahnsinnigen und vor allem von ihrer Unverletzbarkeit, die jedenfalls auf den Volksglauben zurückzuführen ist, der jetzt noch bei den Arabern und so weiter verbreitet ist. In der Bibel bedroht ebenso der Ewige (Deuteronomium) die künftigen Sünder mit Sinnlosigkeit und den schrecklichsten Krankheiten; was mir aber als ein noch viel beachtenswerteres Dokument erscheint, ist der Gebrauch, den die Bibel an verschiedenen Stellen von dem Worte navi (Prophet) im Sinne von „Wahnsinniger" (mesujam) und umgekehrt macht. Saul, der ja schon vor seiner Krönung unvermutet geweissagt und dadurch unter den Umstehenden ein solches Staunen erregt hatte, daß daraus die Redensart entstand: „Wie kommt Saul unter die Propheten?" spürte, König geworden, den bösen Geist (Gesandten) des Ewigen in sich, weissagte (geriet in Wut) (vait nava) in seinem Hause und hätte beinahe David mit einem Speer durchbohrt (1. Samuel XIX. 10, 23, Ricard Mead, Medic. sacra III). Bei Jeremias (XXIX. 26) liest man: „Der Ewige hat dich zum Priester gesetzt, daß ihr sollt Aufseher sein über alle Wahnsinnige und Weissager, daß du sie in Kerker und Eisen legest." Und als der Sohn des Propheten insgeheim von Elisäus zu Jehu beschieden wurde, damit er ihn zum König salbe, sagten die Gefährten desselben zu ihm, als sie ihn zum Hause herausgehen sahen: „Jehu, geht alles gut? Weshalb ist dieser Unsinnige (dieser Narr) (mesujam) mit dir gekommen?" — Und Jehu erwiderte ihnen: „Er hat mir dieses und jenes gesagt und er hat mir gesagt: ‚So hat der Ewige gesprochen, ich habe dich zum Könige über Israel gesalbt.'" (Könige II., Kap. 9, V. 11, 12.) Und sie salbten ihn in der That zum Könige, was beweist, daß der Ausdruck mesujam (Narr) für sie eine nichts weniger als schlimme Bedeutung hatte. Es scheint, daß zuweilen die Wahnsinnigen für Propheten angesehen wurden, in derselben irrigen Voraussetzung, nach welcher die wirklichen Heiligen und Propheten von der gottlosen Volksmenge für Narren gehalten wurden.

In Kapitel XVIII des 1. Buches der Könige sehen wir 400 Propheten aus dem Haine und 450 Propheten des Baal wie die Wahnsinnigen schreien und sich mit Messern und Pfriemen ritzen. Im 1. Buch Samuels im XIX. Kapitel gewahren wir das Rennen der falschen Propheten, die in Menge ganz nackt über das Feld und anderswohin laufen und öffentlich die unsinnigsten Handlungen begehen, sich in die Hände schneiden, Kot

essen und so weiter. — Wir haben bereits bemerkt, daß im Sanskrit nigrata Heiliger und Narr bedeutet; ebenso verhält es sich mit medjdub im Arabischen und devana im Persischen.

4. Ueber das Vorhandensein des Wahnsinns bei den Arabern, Berbern und so weiter gilt das, was wir von Aegypten gesagt haben. In dem geschätzten Werke »Exploration scientifique de l'Africa, Rélation d'El Ajach« liest man: „Die Bewohner der Provinz Tripolis sind bekannt wegen ihrer Gemütseinfalt und ihrer großen Anzahl von medjub" (S. 100), und weiter, wo die Rede von einem unter ihnen ist: „Er war der beste der medjub und seine djedjeb (Verzückung) war machtvoll" (S. 130).

»Medjubim«, fügt der gelehrte Berbrugger hinzu, „werden Individuen genannt, die unter dem Einflusse besonderer Umstände in einen Zustand verfallen, der ganz und gar an den der Verzückten von Saint-Médard erinnert. Sie sind zahlreich in Alger und besser unter dem Namen der aicasni oder ammarim bekannt." Uebrigens ist in Algier der Glaube verbreitet, daß derjenige, der sich mit Chemie oder Magie beschäftigt, besonders ohne Erlaubnis der heiligen Behörde (idjaz), in Wahnsinn verfällt (S. 78). Mula Ahmed erzählt in seiner Reisebeschreibung, von der die oben angeführte Exploration eine Uebersetzung gibt von „Sidi Abdallah il Medjul, der auf die hammis, seine Mitbürger, Räuber und Uebelthäter, den günstigsten Einfluß ausübte. Er blieb drei bis vier Tage wie unbeweglich, ohne zu essen und zu trinken oder irgend etwas zu verlangen. Er konnte vierzig Tage aushalten, ohne zu schlafen (S. 278), und dieser Zustand endete mit einer sehr starken Konvulsion." Er spricht ebenso von Sidi-Abd-el-Kader, der unstät umherschweifte, seiner selbst und der Seinigen vergessend, eine Gleichgiltigkeit, die wahrscheinlich von seinem Zustande der Heiligkeit herrührte. Man muß Dummond-Hag lesen, um zu sehen, wie weit man in Marokko und bei den benachbarten Nomadenstämmen die Ehrfurcht vor den Wahnsinnigen trieb. Die Berber sagen, daß, während die Körper der Wahnsinnigen hienieden umherirren, Gott dort oben ihre Vernunft gefangen halte, die er nicht loslasse, bis sie gewisse Worte ausgesprochen hätten, die ihnen durch die Offenbarung beigebracht würden (Le Maroc et ses trib., Bruxelles 1844, Uebers. S. 31). Der Verfasser selbst und ein englischer Konsul wurden von einem dieser Heiligen des neuen Alabit bedroht, die ganz nackt gehen, häufig Waffen tragen und die sonderbarsten Launen, die ihnen in den Kopf kommen, zur Ausführung bringen; wehe dem, der sie daran zu verhindern sucht.

5. Die Ottomanen (Allgemeine Schilderung des ottomanischen Reiches von Beck, S. 177) übertragen auf die Wahnsinnigen die Verehrung, die sie vor den Derwischen hegen, und glauben von ihnen, daß sie mehr als sonst jemand mit der Gottheit in Verbindung ständen; die Minister empfangen sie mit Ehrfurcht in ihren eigenen Wohnungen. Man nennt sie Eulya Ullah Deli (göttliche Söhne Gottes oder richtiger Narren Gottes). Die verschiedenen Sekten der Derwische bieten Erscheinungen dar, die viele Aehnlichkeit mit dieser Manie haben. Jeder Konvent, sagt der vorerwähnte Autor, hat eine besondere Art von Gebet und Tanz oder vielmehr von Verzückung: die einen führen mit ihrem Körper Bewegungen nach den Seiten oder nach vor- und rückwärts aus und beschleunigen sie nach dem Tempo ihres Gebets. Diese Bewegungen führen den Namen Mucabeli (Erhebung des göttlichen Ruhmes) oder Ovres Tewhid (Lob der Einheit Gottes). Die Kufaïs enthalten sich des Schlafs oder schlafen mit den Füßen im Wasser und fasten eine ganze Woche. Sie stimmen den Gesang Allahs an, indem sie den linken Fuß vorsetzen und mit dem rechten kreisförmige Bewegungen machen, während sie sich gegenseitig mit den Vorderarmen festhalten; dann beginnen sie sich vorwärts zu bewegen, indem sie die Stimme erheben, den Tanz beschleunigen und einander die Arme auf die Schultern legen, bis sie sich, erschöpft, von Schweiß triefend, mit verdrehten Augen und bleichem Gesicht in heiliger Verzückung (haleth) zu Boden werfen. In diesem religiösen Wahnsinnsanfalle, sagt der Verfasser, unterziehen sie sich der Probe des glühenden Eisens, und wenn das Feuer nachläßt, machen sie sich mit Säbeln und Messern Einschnitte in die Arme. Der Autor fügt hinzu, daß die Wunden sich binnen vierundzwanzig Stunden schließen (S. 530). Ich will nicht behaupten, daß das vollständiger Wahnsinn ist, allein es kommt ihm sehr nahe, und ich möchte bemerken, daß die Lähmung, die Verzückung und die Empfindungslosigkeit die Folge aller dieser Ausschreitungen der religiösen Begeisterung sind, und zwar bei fast allen Völkern auf dieser Naturstufe.

6. Die Kalmücken wenden Beschwörungen gegen die Fallsucht, den periodischen Wahnsinn und die Melancholie an, wie sie sich häufig bei den Frauen während ihres kritischen Zustandes zeigen. Das Volk hält die Wahnsinnigen für vom Teufel besessen und nimmt aus diesem Grunde, um sie zu heilen, seine Zuflucht zum Exorzismus, indem es sie oft erbarmungslos schlägt, und veranlaßt selbst ihren Tod. (Pallas, Historische Nachrichten, St. Petersburg 1776, Bd. I, S. 160.) Es ist festgestellt worden, daß bei der berühmten Flucht nach der chinesischen Grenze sich bei den Flüchtlingen viele Wahnsinnsanfälle gezeigt haben.

7. In China hält es schwer, Beweise für die fortschreitende Ausbreitung dieser Krankheit zu sammeln. In der chinesischen Sprache finden sich die Ausdrücke „Sinnloser" und „Gelähmter" oft verbunden; das Wort nav-a-ota scheint mir in die beiden ursprünglichen Bestandteile „Krankheit" und „Gehirn" (weiches Fleisch) zu zerfallen.

Das einzige hervorstechende Merkmal für den Wahnsinn gibt sich bei der einzigen chinesischen Sekte zu erkennen, die den religiösen Sinn bis zum Fanatismus gesteigert hat. Die Anhänger des Tao (Medhurst, China State and Prospect, 1838, London, S. 75) glauben an Besessene und geben sich Mühe, aus dem Munde der Wahnsinnigen die Zukunft zu erkunden, weil sie von der Ansicht ausgehen, daß der Besessene die Gedanken des Dämons in Worte übertrage. Ich glaube bei dem Mangel an Dokumenten bestimmt, daß in China, wo seit langer Zeit eine Zivilisation herrscht, welche mit furchtbarer Gewalt gewisse Leidenschaften unterdrückt und andere sozusagen vernichtet, der Wahnsinn weniger moralischen Ursachen zuzuschreibende Opfer zählt als in irgend einem andern Teile der Welt.

8. Für die Inseln Java und Sumatra haben wir die wertvolle, von dem Naturforscher und Arzte Junghuhn herausgegebene Arbeit (Die Battaländer auf Sumatra, Berlin 1847). Er sagt, die Battaks glaubten an sechzehn Geister, die mit ebenso viel Krankheiten in Verbindung ständen, unter denen es bestimmt drei gebe, welche über die Gehirnkrankheiten herrschten. Tjimpalla ist der Geist der Wut, der die Plagen des Fiebers, des Deliriums, des Sinnenverlustes und des Todes verhängt (Cerebraltyphus?). Tumungungen bewirkt, daß derjenige, der von ihm besessen ist, seine Gefährten verläßt und Menschenfeind wird. Solpot bringt denjenigen, den er beherrscht, dazu, daß er in unsinniger Weise spricht und wutentbrannt in die Wälder rennt (S. 266).

9. Für das Vorkommen des Wahnsinns bei den Negerrassen haben wir zuverlässige Dokumente in den amerikanischen Statistiken.

Torqueville erzählt (D'Orbigny, Homme Amérie.), er habe einen Neger gesehen, der in seiner Wahnvorstellung beständig das Bild eines wilden Negerfängers vor sich gehabt habe, der ihn gepeinigt habe und von dem er sich einbildete, daß er ihn in Stücke zerreiße und verschlinge.

In der Yoloffsprache bedeutet das Wort Bof „Narr" und „wildes Tier". Wir können eine Stelle aus De Brasse anführen über das Vorkommen einer Wahnsinnsepidemie bei den Eingeborenen. „Bei den Juidahonegern werden in bestimmter Weise geistesgestörte junge Mädchen dem Schlangengotte geweiht. Sie glauben, daß sie von der Schlange gebissen seien, die sich in sie verliebt habe; einige stoßen ein wildes Geschrei aus und behaupten, der Schlangengott habe sie berührt, derselbe fliehe aber, wenn man ihnen zu Hilfe komme, dann geraten sie in Wut und zerbrechen alles, was ihnen in die Hände kommt. Die Eltern sind verbunden, sie unter Leitung ihrer Priester nach den an den Fetischtempel stoßenden Gemächern zu bringen, und auf diese Weise werden sie geheilt (Du Culte des Dieux fétiches, 1760, S. 43.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 18. *Preis 50 Pfg.* *Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.*

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941
German Department Fund

Inhalt des achtzehnten Heftes.

Seite

Sonja Kowalevsky. I. Kindheits- und Jugenderinnerungen. Von ihr selbst erzählt. Aus dem Russischen (Fortsetzung) 821

Parasiten-Lebenskünstler. Erzählung aus dem Rumänischen von Delavrancea (Barbu Stefanescu) (Fortsetzung) 835

Weiße Veilchen. Gedicht aus dem Italienischen von Annie Vivanti 844

Fritz Randel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm 845

Ritornell. Gedicht aus dem Französischen von François Coppée 860

Sonnenfinsternis. Skizze aus dem Russischen von W. Korolenko 861

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Emile Zolas Werk über den deutsch-französischen Krieg.

In unserem Verlage ist erschienen:

Der Zusammenbruch.

(Der Krieg von 1870/71.)

Roman von

Emile Zola.

Dreizehnte Auflage. 3 Bände. Preis geheftet *M.* 5.—; fein in Leinwand gebunden *M.* 8.—

Es war eine schwere Aufgabe, der sich der berühmte französische Romanschriftsteller unterzog, den deutsch-französischen Krieg von 1870/71, welcher noch deutlich in allen seinen Einzelheiten vor dem Gedächtnisse derer steht, die jene große Zeit mit erlebt haben, in einem Romane zu behandeln, und es gehörte das Genie und die wunderbare Darstellungsgabe eines Zola dazu, diese Aufgabe in solch glänzender Weise zu lösen, wie sie hier vor uns liegt. In großartigen Zügen entwirft Zola ein Kriegsgemälde von hervorragender Kraft und plastischer Anschaulichkeit. In peinlicher Genauigkeit hat er sich an die wirklichen historischen Ereignisse gehalten und sie mit der gewohnten Meisterschaft dargestellt. Zola ist erhaben über die übliche Schimpferei seiner Landsleute über uns Deutsche; seine Landsleute kommen bei ihm meistenteils viel übler weg. Wenn hier und da auch wohl einmal der Chauvinismus zu Tage tritt, so vergessen wir das unter dem Eindrucke der Großartigkeit der Darstellung. Was aber dem Romane noch ganz besonders Wert und Bedeutung verleiht und auch von den besten Geschichtswerken uns nicht geboten wird, ist, daß wir aus ihm so recht die Stimmung des gemeinen Soldaten, des Bauers und einfachen Bürgers, kurz der großen Masse des Volkes erfahren, der die handelnden Personen entnommen sind, während die französischen Leiter des Krieges, Kaiser Napoleon und seine Generale, wenn auch treffend charakterisirt, nur vorübergehend auftauchen und wie Schatten im Hintergrunde vorbeiziehen. Ist es für uns Deutsche schon an und für sich hochinteressant, den deutsch-französischen Krieg in der Darstellung eines Franzosen kennen zu lernen, um wie viel mehr noch muß unser Interesse gefesselt werden, wenn das mit der Objektivität geschieht, mit welcher Zola hier den gewaltigen Stoff behandelt. „Der Zusammenbruch" ist ein Buch, das in allen Kreisen des deutschen Volkes die vollste Beachtung verdient. Jeder Deutsche sollte es lesen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

I.

Kindheits- und Jugenderinnerungen.

Von ihr selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

VIII.

In der Zeit, da meine Eltern ihren dauernden Wohnsitz auf dem Lande nahmen, war Anjuta gerade den Kinderschuhen entwachsen.

Kaum hatten wir uns häuslich eingerichtet, als der polnische Aufstand ausbrach, und da Palibino gerade auf der Grenze zwischen Lithauen und Rußland lag, wurden auch wir von den Wogen des Aufruhrs berührt. Die meisten unserer nächsten Nachbarn und gerade die reichsten und gebildetsten unter ihnen waren Polen; viele waren mehr oder weniger kompromittirt; manchen wurden die Güter konfiszirt und fast alle mußten hohe Kontributionen bezahlen. Ein großer Teil verließ seine Güter freiwillig und zog außer Landes. Dadurch gab es die ersten Jahre nach der Revolution in der ganzen Gegend fast keine Jugend. Nur Kinder und alte Leute waren zurück geblieben, unschädliche, eingeschüchterte Wesen, die sich vor ihrem eigenen Schatten fürchteten.

Für ein junges Mädchen hatte das Landleben, wie man sich denken kann, unter solchen Verhältnissen nicht viel Anziehendes, und besonders Anjutas Erziehung war nicht derart gewesen, daß der Sinn für ländliche Freuden bei ihr geweckt worden wäre. Sie machte sich nichts aus Spaziergängen und liebte weder Schwämme zu suchen, noch auf dem See zu rudern. Dazu kam, daß die Vorschläge zu solchen Vergnügungen meist von der englischen Gouvernante ausgingen. Bei der großen Antipathie zwischen den beiden aber konnte die eine nichts anregen, ohne die andere von vornherein dagegen einzunehmen. Nur einmal bekam Anjuta plötzlich eine heftige Leidenschaft für das Reiten, aber sie ahmte nur einer Romanheldin nach, die gerade ihre Phantasie beschäftigte. Da sie indessen keine angenehme Gesellschaft fand und in Ermangelung eines Kavaliers mit einem langweiligen Stallknecht reiten mußte, verlor sie bald wieder die Lust zu den einsamen Spazierritten. Ihr Pferd, dem sie den romantischen Namen „Frida" beigelegt hatte, kehrte zu seinem bescheidenen Beruf zurück, den Verwalter durch die Felder zu tragen, und hieß wie vordem wieder allgemein „die Graue".

Häuslichen Geschäften sich zu widmen, kam nicht in Frage — ein solcher Vorschlag würde sowohl ihr selbst wie ihrer Umgebung zu ungereimt erschienen sein. Ihre ganze Erziehung hatte sich darum gedreht, eine glänzende Weltdame aus ihr zu machen. Von ihrem siebenten Jahr an war sie gewohnt gewesen, Königin der Kinderbälle zu sein, die sie, so lange unsere Eltern in Städten wohnten, vielfach Gelegenheit hatte, mitzumachen, und von ihren Erfolgen, auf die mein Vater stolz war, wurden noch lange kleine Geschichten in der Familie erzählt.

„Wartet nur, wenn unsere Anjuta erst groß ist und bei Hofe erscheint — dann wird sie allen Großfürsten die Köpfe verdrehen," pflegte der Vater öfter zu sagen, natürlich im Scherz, aber das Unglück war, daß nicht allein wir jüngeren Kinder, sondern Anjuta selbst diese Worte im Ernst nahm.

Und Anjuta war ein schönes Mädchen — groß und hübsch gewachsen, konnte sie mit ihrem feinen Teint und blonden, lockigen Haar fast eine vollendete Schönheit genannt werden, über deren ganzer Erscheinung ein unbeschreiblicher Zauber lag. Sie selbst wußte recht gut, daß sie in jeder Gesellschaft die erste Rolle hätte spielen können — statt dessen sollte sie in dieser Einöde, Einsamkeit und Langeweile sitzen!...

Manchmal ging sie zum Vater und machte ihm unter Thränen Vorwürfe, daß er sie so auf dem Lande zurück hielt. Dieser beantwortete ihre Klagen anfangs im Scherz; zuweilen aber ließ er sich herab, ihr Erklärungen zu geben und ihr aus einander zu

setzen, warum ein Gutsbesitzer in so schweren Zeiten die Pflicht habe, auf seinen Gütern zu leben. Diese im Stich lassen, würde einfach heißen, die ganze Familie ruiniren. Konnte nun auch Anjuta diese Vernunftgründe nicht widerlegen, so fand sie doch, daß ihre Lage dadurch nicht besser, und die Jugend, die jetzt verloren ging, nicht wiederkehren würde, und weinend schloß sie sich nach solchen Auseinandersetzungen in ihrem Zimmer ein.

Uebrigens ließ sie der Vater fast jeden Winter mit der Mutter auf vier bis sechs Wochen nach Petersburg reisen. Aber von diesen ziemlich teuren Ausflügen hatte sie nicht viel. Sie weckten nur ihren Sinn für derartige Vergnügungen, ohne ihr genügende Befriedigung zu gewähren, und der Monat in Petersburg verging so schnell, daß sie nicht zur Besinnung kommen konnte. In den Kreisen, wo sie verkehrte, sah sie niemand, der ihren Gedanken eine ernstere Richtung hätte geben können; ein passender Freier fand sich auch nicht. Sie bekam ein paar neue Toiletten, ging drei-, viermal ins Theater oder auf einen Ball im Adelsklub; Verwandte gaben ihr zu Ehren eine Gesellschaft; man sagte ihr Artigkeiten wegen ihres hübschen Aeußeren. Sobald sie aber anfing, an alle dem Geschmack zu finden, mußte sie nach Palibino zurück in das einsame, unbeschäftigte, langweilige Leben, das ihrer in dem großen Herrenhause wartete, ohne eine andere Zerstreuung, als stundenlang durch die Zimmer gehend, in Gedanken die entschwundenen Freuden noch einmal zu durchleben und in unfruchtbaren, leidenschaftlichen Träumen sich neue Triumphe auf demselben Schauplatz auszumalen.

In dem Verlangen, die Leere ihres Lebens auszufüllen, war Anjuta dahin gekommen, beständig irgend einer künstlichen Liebhaberei nachzuhängen, und da das innere Leben aller Mitglieder des Hauses an demselben Mangel an Inhalt litt, nahm fast jeder warmen Anteil an dem, was sie gerade ergriffen hatte, und fand dadurch angenehme Anregung zu lebhafter Unterhaltung und eifrigen Auseinandersetzungen. Die einen tadelten sie, die anderen sympathisirten mit ihr, allen aber war es eine willkommene Abwechslung in dem gewöhnlichen, einförmigen Leben.

Am meisten interessirte ich mich für Anjutas Thun und Treiben. Das Gefühl, das ich für meine ältere Schwester von klein auf hegte, war sehr komplizirter Natur. Ich bewunderte sie grenzenlos, folgte ihr in allem unbedingt und fühlte mich jedesmal höchlich geschmeichelt, wenn sie mich der Teilnahme an dem, was sie selbst interessirte, würdigte. Ich hätte für sie durchs Feuer gehen können und empfand doch bei aller innigen Hingabe eine Art Neid gegen sie, diese besondere Art von Neid, die wir den Nahestehenden gegenüber, denen wir in allen Dingen gleichen möchten, fast unbewußt und ganz im stillen hegen können.

Die erste Handlung, durch welche Anjuta, kaum fünfzehn Jahre alt, ihre Selbständigkeit geltend machte, bestand darin, sich auf alle Romane zu stürzen, die in der Bibliothek von Palibino zu finden waren und eine unglaubliche Menge davon zu verschlingen. Selbstverständlich fanden sich keine unmoralischen Bücher im Hause, dagegen herrschte kein Mangel an unschönen und unbedeutenden Sachen. Besonders in der Bibliothek vertreten waren alte englische, meist historische Romane, die im Mittelalter in den Tagen des Rittertums spielten. Diese Entdeckung war für Anjuta ein förmliches Ereignis, eröffnete vor ihr eine unbekannte, neue Welt und gab ihrer Phantasie eine neue Richtung. Es ging ihr nur zuweilen wie vor vielen hundert Jahren dem armen Don Quijote — sie hielt die Ritterzeit für Wirklichkeit und sich selbst für ein Burgfräulein des Mittelalters.

Unglücklicherweise war das große, massive Herrschaftshaus mit seinem Turm und seinen gotischen Fenstern annähernd im Stil mittelalterlicher Schlösser gebaut. Anjuta schrieb denn auch in ihrer Ritterzeitperiode keinen Brief, ohne obenan zu setzen: „Château Palibino". Das oberste Turmzimmer, das leer stand, weil die Treppe dahin steil und beschwerlich war, ließ sie von Staub und Spinngeweben reinigen, behängte es mit alten Tapeten und Wappen, die sie auf dem Boden in einem Winkel gefunden hatte, und erwählte es zu ihrem beständigen Aufenthalt. Und wirklich wäre ihre geschmeidige, schöne Gestalt im dicht anliegenden weißen Kleid, mit den beiden schweren blonden Flechten, die fast bis zur Taille hinab reichten, ein passendes Modell für eine Schönheit des Mittelalters gewesen. Stundenlang konnte sie, über den Stickrahmen gebeugt, da oben im Turmzimmer sitzen und an unserem Familienwappen in Gold und Perlen sticken oder unverwandt durch das Fenster auf die Landstraßen sehen, in Erwartung des kommenden Ritters.

„Sœur Anne, sœur Anne! Ne vois-tu rien venir?" *)

„Je ne vois que la terre qui poudrait et l'herbe qui verduit!" **)

Aber statt des erwarteten Ritters kam nur der Ispravnik oder ein Zollbeamter daher gefahren oder auch der alte Jude, der von meinem Vater Branntwein und Ochsen kaufte. Der Ritter fand sich nicht ein, und endlich wurde die arme Anna müde, auf ihn zu warten, und ihre Ritterleidenschaft verflog wieder so schnell wie sie gekommen war.

*) Schwester Anna, Schwester Anna, siehst Du niemand kommen?

**) Ich sehe nur den staubigen Weg und das grünende Gras!

Ihr Intereſſe für Ritterromane hatte ſchon abgenommen, wenn ſie ſich deſſen auch noch nicht klar bewußt war, als ſie eines Tages ein höchſt überſpanntes Buch „Harald“, Roman von Bulwer, in die Hände bekam. Der Inhalt war ungefähr folgender: Nach der Schlacht von Haſtings fand Edith „Svanhals“ unter den Gefallenen die Leiche ihres Geliebten, des Königs Harald. Kurz vor der Schlacht hatte er ſich eines Eidbruchs ſchuldig gemacht, der eine Todſünde iſt, und war ohne Reue geſtorben. Deshalb ſchmachtete nun ſeine Seele in ewiger Pein.

Von dem Tage an verſchwand Edith aus dem Vaterhauſe und keines ihrer Angehörigen hörte wieder von ihr. Jahre vergingen und ihr Andenken verlöſchte allmälich.

An der gegenüberliegenden Küſte von England liegt mitten in wilden Wäldern und Bergen ein wegen ſeiner ſtrengen Regeln bekanntes Kloſter. Dort lebt ſeit vielen Jahren eine Nonne, welche ſich das Gelübde unverbrüchlichen Schweigens auferlegt hat und wegen dieſer frommen That vom ganzen Kloſter verehrt wird. Tag und Nacht gönnt ſie ſich keine Ruhe; im Morgengrauen und um Mitternacht ſieht man ſie vor dem Chriſtusbild in der Kloſterkapelle knieen. Ueberall iſt ſie die erſte, wo es gilt, eine Pflicht zu erfüllen, Hilfe zu bringen und Leiden zu lindern. Weit und breit in der Gegend gibt es keinen Sterbenden, über deſſen letztes Lager ſich nicht die Geſtalt der bleichen Nonne beugte, deſſen Stirn nicht ihre blutleeren, von unheimlichem Schweigen verſiegelten Lippen küßten, wenn der Todesſchweiß ſie bedeckt.

Aber niemand weiß, wer ſie iſt und von wannen ſie kommt. Vor ungefähr zwanzig Jahren klopfte ein in einen ſchwarzen Mantel gehülltes Weib an die Kloſterpforte und blieb nach langer, geheimer Unterredung mit der Aebtiſſin in dem Kloſter. Die damalige Aebtiſſin iſt lange tot, aber die bleiche Nonne ſchwebt noch immer wie ein Schatten umher, ohne daß jemand der Lebenden je einen Laut von ihren Lippen vernimmt.

Die jüngeren Nonnen und die Armen der Umgegend verehren ſie wie eine Heilige. Mütter bringen ihre kranken Kinder zu ihr, damit ſie ihre Hand auf ſie lege und die Kranken durch ihre Berührung heile. Aber es gibt auch Leute, die behaupten, daß ſie ſich in ihrer Jugend einer ſchweren Sünde ſchuldig gemacht haben müſſe, die ſie nun durch ſo ſtrenge, ſelbſtquäleriſche Bußübungen zu ſühnen ſuche.

Endlich ſchlägt nach vielen, vielen Jahren ſelbſtverleugnender Wirkſamkeit ihre letzte Stunde. Alle Nonnen, alte und junge, umgeben ihr Sterbelager; ſogar die ſchon lange gelähmte Aebtiſſin läßt ſich in ihr Zimmer tragen.

Da tritt der Prieſter ein. Mit der Macht, welche Jeſus Chriſtus, unſer Herr, ihm verliehen hat, löſt er die Sterbende vom Gelübde des Schweigens und ermahnt ſie, vor ihrem Ende zu bekennen, wer ſie iſt und welche Sünde, welches Verbrechen ihr Gewiſſen beſchwert.

Die Kranke richtet ſich mühſam in ihrem Bette auf. Ihre blutloſen Lippen ſind wie erſtarrt vom langen Schweigen und ſcheinen die Fähigkeit des Sprechens verloren zu haben; ſie fangen an, ſich mechaniſch zu bewegen und zucken konvulſiviſch ohne einen Laut hervor zu bringen. Endlich aber, gehorſam dem Befehl ihres geiſtlichen Vaters, beginnt die Nonne zu ſprechen, und ihre Stimme, die mehr als zwanzig Jahre verſtummt war, klingt dumpf und unnatürlich.

„Ich bin Edith,“ ſtößt ſie mühſam hervor, „die Braut des gefallenen Königs Harald.“

Beim Klange dieſes Namens, der von allen treuen Dienern der Kirche verflucht wird, bekreuzigen ſich die Nonnen voll Entſetzen. Der Prieſter aber ſpricht:

„Meine Tochter, der, den Du auf Erden geliebt haſt, war ein großer Sünder. König Harald iſt von unſerer heiligen Mutter, der Kirche, in den Bann gethan und kann nie wieder erlöſt werden — auf ewig brennt er im hölliſchen Fegefeuer! Aber Gott hat Deine jahrelange Buße geſehen und nimmt gewißlich Deine Angſt und Thränen gnädig an. Ziehe hin in Frieden! Im Paradieſe wartet Deiner ein anderer, unſterblicher Bräutigam.“

Die eingeſunkenen, wachsbleichen Wangen der Sterbenden färben ſich plötzlich mit lebhaftem Rot; die Augen, die ſchon erloſchen ſchienen, flammen in leidenſchaftlicher Fieberglut auf.

„Was iſt das Paradies für mich ohne Harald!“ ruft ſie zum Entſetzen aller anweſenden Nonnen aus. „Wenn Harald keine Verzeihung erlangt, mag Gott auch mich nicht in ſein ewiges Reich aufnehmen.“

Und mit übernatürlicher Anſtrengung erhebt ſie ſich von ihrem Lager und ſinkt vor dem Kruzifix nieder, während die erſtarrten Blicke der erſchreckten Nonnen an ihr wie feſtgebannt hängen.

„Allmächtiger Gott,“ ruft ſie mit gebrochener, kaum noch menſchlicher Stimme, „Du haſt für die Leiden, welche dein Sohn um wenige Stunden auf ſich nahm, die ganze Menſchheit von der Laſt der Sünde befreit. Ich aber bin zwanzig Jahre lang jeden Tag, jede Stunde eines langſamen, qualvollen Todes geſtorben. Du weißt es, du haſt meine Qualen geſehen. Habe ich mich dadurch deiner Gnade wert gemacht — dann verzeihe Harald! Gönne mir ein Zeichen, ehe ich ſterbe — laß ſich die Kerzen vor dem Altar von ſelbſt entzünden, während wir das Vaterunſer beten! Dann weiß ich, daß Harald Erlöſung gefunden hat.“

Der Prieſter lieſt das Vaterunſer — langſam und feierlich ſpricht er jedes Wort aus. Alle Nonnen, die jungen wie die alten, flüſtern die heiligen Bitten nach. Keine iſt unter ihnen, die nicht von Teilnahme für die unglückliche Edith erfüllt wäre, keine, die nicht freudig ihr eignes Leben zur Errettung von Haralds Seele geopfert hätte.

Edith liegt am Boden. Schauer des Todes durchzucken ihre Glieder; alles Leben, was noch in ihr iſt, ſcheint in ihre Augen zu ſtrömen, die unbeweglich am Kruzifix hängen.

Die Lichter entzünden ſich nicht.

Der Prieſter hat das Gebet vollendet. In traurigem Ton ſpricht er das „Amen."

Das Wunder iſt nicht geſchehen, Harald hat keine Verzeihung erlangt.

Von den Lippen der frommen Edith ertönt ein Fluch und ihr Blick erliſcht auf ewig.

*

Dieſer Roman war es, der einen plötzlichen Umſchwung in Anjutas Innenleben verurſachte. Zum erſtenmal in ihrem Leben ſtiegen Fragen in ihr auf, wie: „Gibt es ein Leben nach dem Tode? Oder hört mit dem Tode alles auf? Werden ſich zwei Liebende in einer andern Welt wieder finden und erkennen?"

Mit dem zügelloſen Eifer, womit Anjuta alles trieb, ging ſie jetzt auch in dieſen Fragen ſo vollſtändig auf, als wäre ſie die erſte, die davon ergriffen würde, und ſie war feſt überzeugt, ohne deren Beantwortung nicht leben zu können.

Dieſer Umſchlag in ihrer Lebensanſchauung wirkte auch auf mich ein.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Die Sonne ſank und die drückende Hitze wich allmälich einer milden, unbeſchreiblich wohlthuenden Luft. Durch die geöffneten Fenſter ſtrömte der Duft von Roſen und friſchem Heu. Vom Hofe her hörte man das Brüllen der Kühe, das Blöken der Schafe, die Rufe der Knechte — alle die mannigfaltigen Laute eines Sommerabends auf dem Lande, aber durch die Entfernung ſo gedämpft und gemildert, daß ihr Klang nur den Eindruck der Ruhe erhöhte. Ich war beſonders froh und friedlich geſtimmt, denn es war mir geglückt, der Aufſicht meiner Gouvernante auf ein paar Augenblicke zu entfliehen, und ich flog wie ein Pfeil hinauf in das Turmzimmer, um zu ſehen, was meine Schweſter vor hätte. Aber was erblicke ich?

Anjuta lag mit aufgelöſtem Haar auf dem Sofa, von den Strahlen der untergehenden Sonne überflutet, und weinte und ſchluchzte ſo leidenſchaftlich, daß man hätte glauben ſollen, ihre Bruſt müßte zerſpringen.

Ich erſchrak heftig und ſtürzte zu ihr: „Liebe, liebe Anjuta, was haſt Du?" Aber ohne zu antworten, winkte ſie mir mit der Hand, zu gehen und ſie in Ruhe zu laſſen. Natürlich wurde ich nur um ſo eindringlicher. Aber es dauerte lange, ehe ſie antwortete und mit faſt gebrochener Stimme, wie es mir vorkam, ſagte:

„Du würdeſt mich doch nicht verſtehen. Ich weine nicht über mich, ſondern über die ganze Menſchheit. Du biſt noch ein Kind und denkſt noch nicht über Ernſtes nach ... ich war ja früher ebenſo, aber dieſes herrliche, dieſes ſchreckliche Buch" — dabei deutete ſie auf Bulwers Roman — „hat mich gezwungen, einen tieferen Einblick in das Rätſel des Lebens zu thun, und da ſah ich ein, wie leer und hohl alles iſt, wonach wir ſtreben. Das glänzendſte Glück, die heißeſte Liebe — der Tod vernichtet alles. Und was nachher unſerer wartet, ob uns überhaupt noch etwas erwartet — das wiſſen wir nicht und werden es niemals wiſſen! Ach, das iſt entſetzlich, entſetzlich!"

Sie brach von neuem in Thränen aus und drückte ihren Kopf in das Sofakiſſen.

Dieſe tiefe Verzweiflung eines ſechzehnjährigen, durch das Leſen eines überſpannten engliſchen Romans zum erſtenmal auf den Gedanken an den Tod gebrachten Mädchens, das mit pathetiſchen, dem Buche entlehnten Ausdrücken und Worten zu ſeiner zehnjährigen Schweſter ſpricht — dies alles würde vermutlich einem Erwachſenen ein Lächeln abgenötigt haben. Ich aber war buchſtäblich halb tot vor Schreck und empfand die größte Bewunderung für die ernſten und tiefſinnigen Gedanken, welche Anjuta beſchäftigten. Die herrliche Schönheit des Sommerabends war plötzlich vor mir verſchwunden und ich ſchämte mich faſt der ſinnloſen Luſtigkeit, die noch eben mein ganzes Weſen durchſtrömt hatte.

„Wir wiſſen ja aber, daß es einen Gott gibt und daß wir nach dem Tode zu ihm kommen," verſuchte ich trotz alledem einzuwenden. Meine Schweſter ſah mich mitleidig an, wie eine alte, erfahrene Perſon ein Kind anblickt.

„Ja, Du haſt Deinen reinen Kinderglauben noch! Laß uns nicht mehr hierüber ſprechen," ſagte ſie traurig, aber mit dem Ausdruck ſo unbedingter Ueberlegenheit über die jüngere Schweſter, daß ich mich augenblicklich meiner Worte ſchämte.

Während der nächſten Tage lagerte milde Trauer über Anjutas Weſen, ihr Ausdruck bekundete, daß ſie allen irdiſchen Freuden entſagt habe. Alles an ihr ſchien „memento mori" zu rufen. Die Ritter und ſchönen Frauen mit ihren Liebesturnieren waren vergeſſen. Was nützte es, zu lieben, etwas zu wünſchen und zu hoffen, wenn der Tod doch alles vernichtete!

Sie nahm keinen engliſchen Roman mehr in die Hand — ſie waren ihr völlig zuwider geworden.

Dagegen verschlang sie „Christi Nachfolge“ und beschloß, wie Thomas von Kempis, durch Entsagung und Kasteiung des eignen Ich die nagenden Zweifel zu betäuben.

Gegen das Dienstpersonal war sie mild und nachsichtig. Baten Fedja oder ich um etwas, fuhr sie uns nicht an, wie sonst wohl, sondern erfüllte augenblicklich unseren Wunsch, alles das aber mit dem Ausdruck so herzzerreißender Resignation, daß ich mich vollständig niedergedrückt fühlte und alle meine Munterkeit verlor.

Das ganze Haus trug Anjutas frommer Stimmung Rechnung und man behandelte sie sanft und rücksichtsvoll wie eine Kranke oder jemand, der unter einem tiefen Schmerze leidet. Nur die Gouvernante zuckte mitleidslos die Achseln und der Vater neckte sie bei Tisch wegen ihres düsteren Aussehens, „son air ténébreux.“ Aber Anjuta trug seinen Spott mit Ergebung und kam der Gouvernante mit geflissentlicher Höflichkeit entgegen, was diese freilich noch mehr reizte als vorher ihre Naseweisheit. Als ich meine Schwester so sah, konnte ich mich an nichts mehr freuen, schämte mich im Gegenteil über mich selbst, daß ich mich nicht zerknirschter fühlte, und beneidete im stillen Anjuta um ihr tiefes und starkes Gefühl.

Allein diese Seelenstimmung währte nicht lange. Der fünfte September nahte — der Namenstag unserer Mutter, der immer mit großer Festlichkeit begangen wurde. Alle Nachbarn fünfzig Werst im Umkreis kamen an diesem Tage nach Palibino, so daß sich gegen hundert Personen einfanden, und jedesmal wurde etwas Besonderes veranstaltet — Feuerwerk, lebende Bilder oder Aufführungen. Die Vorbereitungen fingen natürlich schon lange vorher an.

Da Mama sehr gern Theater spielte und viel Talent dazu hatte, war in diesem Jahr ein kleines, vollständig mit Coulissen, Vorhang und Dekorationen ausgerüstetes Theater in Palibino gebaut worden. Verschiedene unserer Nachbarn, ebenfalls gewandte Dilettanten, waren immer bereit, mitzuspielen, und Mama hatte die größte Lust zu einer Theateraufführung; als Mutter einer erwachsenen Tochter aber glaubte sie, sich nicht um ihrer selbst willen so lebhaft dafür interessiren zu dürfen, sondern die Aufführung vielmehr zu Anjutas Vergnügen unternehmen zu müssen. Allein Anjuta hatte sich ja förmlich absichtlich in eine Klosterstimmung hinein gearbeitet! Vorsichtig und zaghaft versuchte Mama es trotzdem, sie zu bearbeiten und ihre Gedanken auf den bevorstehenden Festtag hinzulenken. Anfangs zwar wollte Anjuta nichts davon hören und wies alles mit Verachtung zurück. „Die viele Mühe! Und wozu?“ Endlich aber willigte sie doch ein, wenn auch mit dem Ausdruck der Nachgiebigkeit gegen die Wünsche anderer.

Als man die Teilnehmer zusammen hatte, galt es, das Stück, was ausgeführt werden sollte, auszusuchen. Bekanntlich ist das keine leichte Sache — es soll amüsant und doch nicht zu frei sein, auch keinen zu großen Apparat erfordern. Schließlich wählte man ein französisches Vaudeville, „Les œfs de Perrette.“ Anjuta spielte zum erstenmal als Erwachsene und bekam natürlich die Hauptrolle. Die Proben fingen an und sie zeigte überraschendes Talent. Und in einem Tag war ihre Todesfurcht, der Kampf zwischen Glaube und Zweifel, das Entsetzen vor dem „Nachher“ wie fortgeblasen, und von früh bis Abend tönte ihre helle Stimme, französische Couplets singend, durch das ganze Haus.

Nach dem Namenstag unserer Mutter weinte Anjuta wieder, jetzt aber hatte es einen ganz andern Grund. Jetzt weinte sie darüber, daß Papa ihren inständigen Bitten, sie in eine Theaterschule gehen zu lassen, kein Gehör schenkte, denn nun war sie überzeugt, daß Schauspielerin zu werden ihre Lebensaufgabe sei.

IX.

In der Zeit, als Anjuta in Ritterromanen schwelgte und wegen des traurigen Schicksals von Harald und Edith Thränen vergoß, war fast die ganze übrige russische Jugend von einer ganz andern Strömung ergriffen und hatte ganz andere Ideale. Deshalb mögen Anjutas Phantastereien vielleicht wie ein besonderer Anachronismus erscheinen. Aber der weltverlorene Winkel, in dem wir wohnten, lag so weit ab vom Mittelpunkt aller Tagesfragen, und Palibino war durch eine hohe, starke Mauer vor der Außenwelt so geschützt, daß die Wogen der neuen Ideen erst lange, nachdem sie auf dem offenen Meere entstanden waren, unsern friedlichen kleinen Winkel erreichten. Als sie aber endlich auch an diesen Strand schlugen, ergriffen sie Anjuta augenblicklich und rissen sie mit sich fort.

Wie und woher die neuen Ideen in unser Haus eindrangen, ist schwer zu sagen. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß jede Uebergangsperiode die Eigentümlichkeit hat, nur geringe Spuren zu hinterlassen. Der Paläontolog zum Beispiel untersucht einen geologischen Felsendurchschnitt und findet eine Masse versteinerter Ueberreste einer scharf ausgeprägten Fauna oder Flora, mittelst derer er sich in der Phantasie ein Bild von dem Aeußeren unserer Erde in der damaligen Zeitperiode machen kann. Untersucht er eine höhere Schicht, entdeckt er ganz andere Formationen, völlig neue Typen, wie diese aber entstanden sind und sich aus dem Vorhergehenden entwickelt haben, kann er nicht sagen.

Versteinerte Exemplare von vollständig entwickelten Typen gibt es im Ueberfluß in allen Museen; ein Paläontolog aber ist entzückt, wenn ihm das Glück einmal zu teil wird, einen Schädel oder ein paar Zähne oder Knochen auszugraben, die einem Uebergangstypus angehören, und mit deren Hilfe er sich in der Einbildung den Weg, den die Entwicklung einschlug, rekonstruiren kann. Die Natur scheint fast absichtlich jede Spur ihrer Arbeit zu verwischen und zu zerstören und nur mit vollendeten Beweisen ihrer Schaffenskraft, in denen es ihr gelungen ist, einem vollständig entwickelten Gedanken Form und Leben zu geben, hervortreten zu wollen, alle stammelnden Anfangsversuche aber selbst mitleidslos zu zerstören.

Unser Familienleben war still und friedlich. Die einzelnen Mitglieder wuchsen auf und alterten, entzweiten sich einmal und vereinigten sich bald wieder, disputirten über den oder jenen Zeitungsartikel, die eine oder andere wissenschaftliche Entdeckung, um sich die Zeit zu vertreiben, waren jedoch alle davon durchdrungen, daß dergleichen Fragen einer fremden, weit abgelegenen Welt angehörten, die niemals in unmittelbare Berührung mit unserem Alltagsleben kommen könnte. Plötzlich aber, ehe man sich dessen versah, machte sich eine eigentümliche Gärung bemerkbar, nahm mehr und mehr zu und drohte sogar die sichere Grundlage unseres patriarchalischen Lebens zu untergraben. Und das eigentümliche war, daß die Gefahr nicht nur von einer Richtung her zu kommen, sondern plötzlich und überall aufzutauchen schien.

Man kann wohl behaupten, daß in dieser Periode, von Anfang der sechziger bis Anfang der siebenziger Jahre in allen intelligenten Kreisen der russischen Gesellschaft ein und derselbe Konflikt ausgebrochen war, ein Familienzerwürfnis zwischen Alten und Jungen. In jener Zeit gab es kaum eine Adelsfamilie, von der man nicht gehört hätte, daß zwischen Eltern und Kindern Uneinigkeit herrschte. Und alle diese Mißhelligkeiten wurden nicht durch materielle Ursachen irgend welcher Art hervorgerufen, sondern lediglich und allein durch rein abstrakte, theoretische Fragen: „Ihre Ansichten stimmten nicht überein!" Nur darum handelte es sich, aber dieses „nur" reichte hin, Kinder zu vermögen, ihre Eltern zu verlassen, und Eltern, ihre Kinder zu verstoßen.

Es war damals, als ob eine förmliche Epidemie die ganze Jugend, besonders die jungen Mädchen ergriffen hätte: die Sucht, aus dem Elternhause zu fliehen. In der Nachbarschaft von Palibino war bis jetzt zwar alles glücklicherweise, wie es sein sollte, aber von weiter her hörte man bald vom einen, bald vom andern Gut, daß eine Tochter das Haus ihrer Eltern verlassen hatte, manche um im Ausland zu studiren, andere um zu den Nihilisten nach Petersburg zu gehen.

Den größten Schrecken aber verbreitete unter den Eltern und Lehrern der Umgegend von Palibino eine Art mystischer Gemeinde, die sich in Petersburg gebildet haben sollte und — so behauptete man wenigstens — alle jungen Mädchen anzuwerben suchte, die den Wunsch hatten, das Elternhaus zu verlassen. Junge Leute beiderlei Geschlechts lebten da in völligem Kommunismus. Dienstboten zu halten war nicht erlaubt, deshalb mußten vornehme adelige Fräulein mit eigenen Händen scheuern und aufwaschen. Natürlich gehörte keiner von denen, welche solche Gerüchte verbreiteten, dieser Gemeinde selbst an; wo und wie sie überhaupt mitten vor der Nase der Polizei bestehen sollte, wußte niemand, trotzdem hegte man nicht den geringsten Zweifel an ihrer Existenz.

Aber bald zeigten sich auch in unserer nächsten Nachbarschaft die Zeichen der Zeit.

Der Gemeindepfarrer, Vater Philipp, hatte einen Sohn, der die Herzen seiner Eltern bisher durch Gehorsam und gesittetes Wesen erfreut hatte. Als er aber seinen Kursus im Seminar beendet und sein das beste Zeugnis bekommen hatte, verwandelte sich dieser friedsame Jüngling plötzlich in einen aufsässigen Sohn und weigerte sich, kurz angebunden, Geistlicher zu werden, obgleich er nur die Hand nach einer einträglichen Stelle auszustrecken brauchte. Sogar Seine Hochwürden, der Bischof, ließ ihn zu sich kommen und ermahnte ihn, nicht den kirchlichen Beruf aufzugeben, indem er ihm deutlich zu verstehen gab, daß es lediglich von ihm abhinge, Gemeindepfarrer in Ivanovo (eines der reichsten Gouvernements) zu werden. Allerdings müßte er sich zur Erreichung dieses Ziels mit einer der Töchter des bisherigen Geistlichen verheiraten, da der Sitte gemäß die Stelle dem Schwiegersohn des Verstorbenen wie eine Mitgift für eine seiner Töchter gegeben zu werden pflegte. Aber auch diese verlockende Perspektive war keine Versuchung für den jungen Mann. Er zog es vor, nach Petersburg zu reisen, sich dort als Student einschreiben zu lassen und seinen Unterhalt selbst zu bestreiten, was ungefähr so viel hieß, wie hungern.

Der arme Vater Philipp grämte sich tief über die Thorheit seines Sohnes, würde sich aber schließlich doch beruhigt haben, wenn dieser nur wenigstens in die juristische Fakultät eingetreten wäre, die als einträglichste bekannt ist. Statt dessen ging der Sohn zu den Naturwissenschaften über und kam in seinen ersten Ferien mit so viel Tollheiten vollgepropft nach Hause, wie zum Beispiel, die Menschen stammten von den Affen ab, und Professor Setschenkow beweise, daß es keine Seele, sondern nur Reflexbewegungen gäbe, daß der bestürzte Vater zur Weihwasserschale greifen und den Sohn besprengen mußte.

Wenn der junge Mensch sonst in den Ferien nach Hause gekommen war, hatte er nie versäumt,

zu jedem Familienfest sich bei uns einzufinden, meinen Eltern seine pflichtschuldige Verehrung zu Füßen zu legen und bei Festessen, wie es einem Jüngling in seiner Stellung zukam, weit unten am Tisch zu sitzen und sich den Namenstagskuchen schmecken zu lassen, ohne sich je in die Unterhaltung zu mischen.

Diesen Sommer aber war das Verhältnis anders: Bei der ersten Namenstagsfeier, die nach der Rückkehr des Predigersohnes stattfand, glänzte er durch seine Abwesenheit. Dagegen fand er sich an einem andern, gewöhnlichen Tag ein, und als ihn der Bediente fragte, was er wolle, lautete die Antwort, er käme nur, um dem General seine Aufwartung zu machen.

Mein Vater hatte schon allerlei über den jungen Nihilisten gehört und auch seine Abwesenheit am Namenstage bemerkt, ohne von diesem unbedeutenden Vorfall besondere Notiz zu nehmen. Daß der naseweise junge Mensch aber wagte, ihm einen Besuch wie ein Gleichstehender*) machen zu wollen, reizte ihn auf das äußerste und er beschloß, ihm eine derbe Lehre zu geben. Deshalb befahl er dem Bedienten, ihm zu sagen, „daß er Bittgesuche und Geschäftsleute nur vormittags vor ein Uhr empfinge".

Der getreue Ilja, der allezeit seines Herrn Meinung verstand, richtete den Auftrag im Sinne des Auftraggebers aus. Dem jungen Mann war aber nicht beizukommen. Er sagte ganz gelassen, indem er ging: „Grüß Deinen Herrn, und ich würde meinen Fuß nicht wieder über seine Schwelle setzen."

Ilja richtete auch diesen Auftrag aus, und man kann sich vorstellen, welche Empörung diese Antwort einer so untergeordneten Person nicht nur bei uns, sondern in der ganzen Nachbarschaft hervorbrachte.

Das Allererschreckendste aber war, daß Anjuta, nachdem sie das Vorgefallene gehört hatte, in das Zimmer des Vaters stürzte und mit geröteten Wangen und fliegendem Atem ihm zurief: „Warum hast Du Alexej Philippovitsch beleidigt, Papa? Das war unrecht von Dir! Es ist unwürdig, einen achtbaren Menschen so zu behandeln!"

Mein Vater starrte sie mit entsetzten Blicken an. Seine Ueberraschung war so groß, daß er im ersten Augenblick der Unverschämten gegenüber keine Worte fand. Und da Anjutas plötzlich entflammter Mut ebenso rasch verflog wie er gekommen war, flüchtete sie schleunigst auf ihr Zimmer.

Nachdem sich der Vater von seinem Schrecken erholt hatte, kam er zu dem Schluß, das beste möchte sein, dem Benehmen seiner Tochter keine größere Bedeutung beizumessen und die Sache lieber von der scherzhaften Seite aufzufassen. Beim Mittagessen ergriff er die Gelegenheit, eine Geschichte von einer Kaiserstochter zu erzählen, die den Einfall bekam, als Verteidigerin eines Stallknechtes aufzutreten, wobei natürlich die Prinzessin sowohl wie ihr Schützling äußerst komische Figuren bildeten. Im Verspotten der Menschen war mein Vater Meister, und wir Kinder hatten schreckliche Angst vor seinen Randglossen. Diesen Tag aber blieb Anjuta kalt und gleichgiltig dagegen und hörte ihn mit einem empörten und herausfordernden Ausdruck an.

Und um ihren Protest gegen die Beleidigung, die dem jungen Mann zugefügt worden war, noch deutlicher und auffallender zu machen, fing sie an, jede Gelegenheit zu suchen, mit ihm zusammen zu treffen, war es nun bei Nachbarn oder auf ihren Spaziergängen.

Der Kutscher Stepan erzählte einmal beim Abendessen in der Gesindestube, daß er mit eigenen Augen Fräulein Anjuta mit dem Priestersohn im Wald habe spazierengehen sehen.

„Es war zu komisch," sagte er, „das Fräulein ging schweigend und mit niedergeschlagenen Augen, während sie mit dem Sonnenschirm schlenkerte. Er neben ihr, mit seinen langen Stöcken von Beinen — ganz wie ein Kranich. Dabei schwatzte er unaufhörlich in sie hinein und focht mit den Armen in der Luft; schließlich zog er ein altes, zerfetztes Buch aus der Tasche und fing an, ihr daraus vorzulesen, ganz als ob er ihr Stunde gäbe!"

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß der junge Predigerssohn in nichts den Märchenprinzen und Rittern des Mittelalters glich, von denen Anjuta noch vor kurzem geträumt hatte. Seine lange, unförmige Gestalt mit dem sehnigen Hals, dem farblosen, von glattem rötlich blondem Haar umrahmten Gesicht, den großen, roten Händen mit den nicht immer untadelhaft reinen Nägeln, alles dies machte ihn kaum zu einer irgendwie verführerischen Erscheinung in den Augen eines, mit aristokratischen Gewohnheiten und Neigungen aufgewachsenen jungen Mädchens. Man konnte unmöglich annehmen, daß Anjutas Interesse für ihn irgend romantischer Art war, es mußte dem entschieden etwas anderes zu Grunde liegen.

Und so war es auch: Die Anziehungskraft des jungen Menschen bestand für Anjuta darin, daß er direkt von Petersburg kam und die allerneuesten Ideen mitbrachte. Außerdem hatte er das Glück gehabt, mit seinen eigenen Augen — aus gemessener Entfernung zwar — mehrere von den großen Männern zu sehen, nach welcher die Jugend der damaligen Zeit mit bewundernder Verehrung aufblickte, Tschernischevski, Dobroljudov, Sljeptsov. Das genügte, auch ihn interessant und anziehend zu machen. Endlich konnte Anjuta durch ihn Bücher erlangen,

*) Die Geistlichkeit in Rußland bildet fast eine Kaste für sich, deren Ansehen in sozialer Hinsicht ziemlich tief steht, und die im allgemeinen beinah mit Geringschätzung behandelt wird.

die sie sonst nicht bekommen hätte. Bei uns wurden nur die achtbarsten, solidesten Zeitschriften gehalten: „Revue des Deux-Mondes“ und „Atheneum“ von den ausländischen, „Russkij Vjätsnik“*) von den einheimischen. Als großes Zugeständnis an die Zeitrichtung hatte sich mein Vater bewegen lassen, außerdem noch auf die „Epocha“, Dostojevskis Zeitschrift zu abonniren. Durch den jungen Predigerssohn aber wurde Anjuta mit ganz anderer Lektüre versehen, „Savremennik“ (Die Gegenwart) und „Russkoje Slovo“ (Das russische Wort), Zeitschriften, von denen jedes neue Heft in den Augen der Jugend ein großes Tagesereignis war. Einmal verschaffte er ihr sogar eine Nummer von Herzens verbotener Wochenschrift „Kolokol“ (Die Glocke).

Es wäre ungerecht, wollte man behaupten, Anjuta hätte plötzlich und ohne alle Kritik die neuen Ideen welche ihr von ihrem nihilistischen Freund gepredigt wurden, angenommen. Viele davon empörten sie, erschienen ihr zu kraß, und sie konnte mit ihm recht scharf darüber disputiren. Aber durch diese Unterhaltungen und das Lesen der Bücher, die er ihr zugänglich machte, entwickelte sie sich rasch und ging bald weiter und weiter, nicht nur mit jedem Tag, sondern mit jeder Stunde.

Gegen den Herbst hin hatte sich der junge Student mit seinem Vater so gründlich veruneinigt, daß ihn dieser bat, seine Wege zu gehen und in den nächsten Ferien nicht nach Hause zu kommen. Allein der Samen, den er in Anjutas Sinn ausgestreut hatte, wuchs und gedieh zusehends.

Allmälich veränderte sie sich auch in ihrer äußeren Erscheinung; sie trug ein einfaches schwarzes Kleid mit schlichtem weißem Kragen und steckte ihr Haar in einen einfachen Knoten auf. Von Bällen und Ausfahrten sprach sie nur mit Verachtung. Vormittags ließ sie die Kinder zu sich kommen und lehrte sie lesen, und wenn sie auf ihren Spaziergängen einem Bauer begegnete, unterhielt sie sich lange und freundlich mit ihm.

Wichtiger aber als alles dieses war die Leidenschaft, welche Anjuta jetzt für das Studiren bekam, während sie früher eine förmliche Abneigung hatte gegen alles, was Lernen hieß. Bisher gab sie ihr Taschengeld für Putz und Tand aus, jetzt verschrieb sie sich ganze Kisten voll Bücher, und nicht etwa Romane, sondern Bücher mit gelehrten Titeln, wie „Die Physiologie des Lebens“, „Geschichte der Zivilisation“ und so weiter.

Eines Tages kam sie zum Vater und machte ihm den überraschenden Vorschlag, sie allein nach Petersburg reisen und dort studiren zu lassen. Er versuchte anfangs ihr Anliegen scherzend abzuweisen, wie er früher gethan, wenn sie ihm erklärt hatte, nicht länger auf dem Lande leben zu wollen. Diesmal aber ließ sie sich nicht abschrecken und weder durch Scherz noch durch Spott beeinflussen. Im Gegenteil verfocht sie die Ansicht mit großer Hartnäckigkeit, wenn der Vater nicht vom Gut weg könne, wäre damit durchaus nicht gesagt, daß auch sie auf dem Lande bleiben müsse, wo sie weder eine Thätigkeit noch Vergnügungen hätte.

Schließlich wurde der Vater böse und schalt sie wie ein kleines Kind: „Wenn Du nicht begreifst, daß es Pflicht jedes gesitteten jungen Mädchens ist, bei ihren Eltern zu bleiben, bis sie sich verheiratet, habe ich keine Lust, meine Zeit durch Disputiren mit einer Närrin zu vergeuden!“

Anjuta sah ein, daß es zu nichts führte, sich aufzulehnen. Aber ihr Verhältnis zum Vater wurde von da an äußerst gespannt, und beider bemächtigte sich eine Bitterkeit, die mit jedem Tage zunahm. Beim Mittagessen, der einzigen Zeit, wo sie sich noch sahen, sprachen sie kaum mehr zusammen, und jedes ihrer Worte enthielt einen Stich oder eine kränkende Bemerkung.

Ueberhaupt riß in unserer Familie eine bis dahin unbekannte Zerfahrenheit ein. Viel gemeinsame Interesse hatten wir, wie gesagt, nie. Jeder lebte für sich und kümmerte sich nicht viel um die anderen. Jetzt aber bildeten wir gleichsam zwei feindliche Lager.

Die Gouvernante trat von der ersten Minute an als gehässige Gegnerin der neuen Ideen auf. Sie nannte Anjuta Nihilistin und „Fortschrittsfräulein“, welcher nachmalige Spitzname von ihren Lippen besonders giftig klang. Da sie instinktiv fühlte, daß Anjuta etwas vorhatte, fing sie an, ihr die verbrecherischsten Absichten zuzutrauen; sie wolle heimlich aus dem Hause fliehen, sich mit dem Predigerssohn verheiraten und in die berüchtigte Kommune eintreten. Die Engländerin hielt es deshalb für ihre Aufgabe, Anjuta auf Schritt und Tritt zu bewachen, diese aber, recht gut fühlend, daß die Gouvernante sie mißtrauisch beobachtete, hüllte sich absichtlich in verbitterte und beleidigte Heimlichthuerei ein, um ihre Feindin zu reizen.

Nur Mama schien nichts von alledem, was um sie herum vorging, zu bemerken und bemühte sich, wie immer auszugleichen und alle wieder zu vereinigen.

Es dauerte nicht lange, bis die streitsüchtige Stimmung, welche jetzt in Palibino herrschte, ihren Einfluß auch auf mich, trotz meiner dreizehn Jahre, anfing geltend zu machen. Hatte die Gouvernante bisher schon alles daran gesetzt, meinen Verkehr mit Anjuta auf das äußerste zu beschränken, so suchte sie mich jetzt vor der „Nihilistin“ wie vor einer Pestkranken zu schützen. Sie verhinderte, so viel sie konnte, uns beide allein zusammen zu lassen und sah jeder

*) Der „Russische Bote“, herausgegeben von Katkov.

Versuch meinerseits, dem Schulzimmer zu entfliehen, als ein Verbrechen an.

Diese beständige Aufsicht reizte mich im höchsten Grade. Ich hatte ein Gefühl davon, daß bei Anjuta ganz neue, merkwürdige Interessen erwacht waren und brannte darauf, etwas davon zu erfahren. Wenn ich unerwartet in ihr Zimmer kam, überraschte ich sie fast immer am Schreibtisch. Ich versuchte wiederholt zu sehen, was sie schrieb, aber Anjuta, mehr wie einmal von der Gouvernante gehörig darüber abgekanzelt, daß sie nicht nur selbst vom rechten Weg abweiche, sondern auch mich mit fortzureißen versuche, wies mich aus Furcht vor neuen Vorwürfen jedesmal zurück. „Ach, bitte, geh! Wenn Malvina Jakovlevna kommt und Dich hier findet, weißt Du doch, was es für Lärm gibt!" rief sie ungeduldig.

Aufgebracht gegen die Gouvernante, deren Schuld es war, daß mir Anjuta nichts sagen wollte, kehrte ich in das Schulzimmer zurück und machte es der armen Engländerin immer schwerer, mit ihrer Schülerin fertig zu werden. Aus den Debatten bei Tisch hatte ich so viel aufgeschnappt, daß es nicht mehr Mode sei, älteren Leuten zu gehorchen; die Folge davon war, daß das Gefühl der Unterordnung bei mir mehr und mehr abnahm und fast täglich zwischen meiner Gouvernante und mir Streit entstand. Nach einem besonders heftigen Auftritt erklärte sie schließlich, nicht länger bei uns bleiben zu können.

Anfangs legte ich dieser Drohung kein besonderes Gewicht bei, da sie schon oft dergleichen Aeußerungen gethan hatte. Diesmal aber war es ihr Ernst. Einesteils war sie zu weit gegangen, um ehrenhalber noch länger bei uns bleiben zu können; anderenteils waren alle der unaufhörlichen Auftritte und Zwistigkeiten so müde, daß meine Eltern nicht länger versuchten, sie zurückzuhalten, in der Hoffnung, es möchte vielleicht ruhiger im Hause werden, wenn sie fort wäre.

Trotzdem glaubte ich nicht eher, daß sie uns verlassen würde, als bis wirklich der Tag ihrer Abreise kam.

X.

Im Vorzimmer steht schon seit dem frühesten Morgen die große, altmodische Reisetasche, sorgfältig in einen leinenen Ueberzug eingenäht und mit einem Strick umschnürt. Ein ganzer Berg von Kartons, Körben, Taschen und Bündeln liegt darauf — alles Gepäck, ohne welches eine alte Jungfer sich nicht auf Reisen begibt. Die Tarantasse wartet unten an der Treppe. Das Dreigespann ist mit dem schlechtesten, verbrauchtesten Riemenzeug, das im Hause zu finden ist, angeschirrt; Kutscher Jakob pflegt es stets zu nehmen, wenn es sich um eine längere Fahrt handelt. Die Dienstmädchen laufen geschäftig ab und zu, um noch viele Kleinigkeiten hinunter zu tragen und einzupacken, während der Kammerdiener gemächlich und unbeweglich an einem Pfosten lehnt und in Haltung und Miene verächtlich ausdrückt, daß die bevorstehende Reise durchaus nichts ist, worüber man so viel Aufhebens zu machen braucht. Jetzt sind alle aus dem Haus im Speisesaal versammelt. Nach alter Sitte fordert der Hausherr die Anwesenden auf, sich vor dem Abschied noch einmal zu setzen; die Herrschaft nimmt den Ehrenplatz oben ein, etwas entfernt drängt sich die Schar der Dienstleute herzu, wagt sich aber aus Respekt vor dem Gebieter nur auf die Stuhlkanten zu setzen. Unter ehrfurchtsvollem Schweigen vergehen einige Minuten, während sich unwillkürlich aller jene nervöse Beklommenheit bemächtigt, die jeder Abschied mit sich bringt. Darauf erhebt sich mein Vater, bekreuzt sich vor dem Heiligenbild, welchem Beispiel die übrigen folgen, und die üblichen Umarmungen und Thränen kommen an die Reihe.

Ich blicke unverwandt nach meiner Gouvernante, die in dunkler Reisekleidung und dickem Shawl vor mir steht, und plötzlich erscheint sie mir ganz anders, als ich bisher gewohnt war, sie zu sehen. Malvina Jakovlevna ist plötzlich alt geworden, ihre volle, kräftige Gestalt abgezehrt und zusammengesunken; die Augen, „die beiden Donnerkeile", wie wir Kinder sie heimlich nannten, diese Augen, denen auch nicht das kleinste meiner Versehen entgangen war, sind rot und voller Thränen. Die Mundwinkel zucken. Zum erstenmal in meinem Leben empfinde ich Teilnahme für sie. Die Lehrerin umarmt mich lange, drückt mich heftig an sich und küßt mich mit einer Inbrunst, wie ich sie ihr nie zugetraut hätte.

„Vergiß mich nicht, schreibe bald! Man reißt sich wahrhaftig nicht leichten Herzens von einem Kinde los, das man von seinem siebenten Jahr an erzogen hat!" schluchzt sie.

Ich drücke mich an sie und breche in verzweifeltes Weinen aus. Ein qualvolles Gefühl überfällt mich, das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes, als ob mit der Abreise der Gouvernante der Zerfall der ganzen Familie besiegelt würde. Dazu kommt noch die Erkenntnis alles dessen, was ich mir selbst vorzuwerfen habe. Es erfüllt mich mit peinlicher Scham, die letzten Tage, ja, heute morgen noch bei dem Gedanken an die bevorstehende Abreise der Gouvernante und der nachher folgenden Freiheit im stillen gejubelt zu haben.

„Es geschieht mir schon recht; nun reist sie allen Ernstes ab und wir bleiben hier allein sitzen!" denke ich, und in diesem Augenblick ist es mir so schrecklich, Malvina Jakovlevna zu verlieren, daß ich wer weiß was darum gegeben hätte, sie zurückhalten zu können. Ich klammere mich so fest an sie, als ob ich sie nie wieder loslassen dürfte.

„Sie müssen aufbrechen, um die Stadt noch bei

Helligkeit zu erreichen," höre ich eine Stimme sagen. Die Sachen sind alle im Wagen, jetzt steigt auch die Gouvernante ein. Noch eine lange, innige Umarmung. „Nehmen Sie sich in acht, Fräulein, daß Sie nicht unter die Hufe der Pferde kommen," ruft jemand, und der Wagen rollt fort.

Ich stürze die Treppe hinauf in das Eckzimmer, von dessen Fenster aus man die ganze Birkenallee hinab bis auf die Landstraße sehen kann und drücke mein Gesicht an die Fensterscheibe, so lange noch etwas vom Wagen sichtbar ist. Das Gefühl der Schuld wächst immer mehr bei mir. Ach Gott, welchen Schmerz verursacht mir in diesem Augenblick die Abreise meiner Gouvernante! Alle unsere Zwistigkeiten — und es gab deren viele in letzter Zeit — erscheinen mir jetzt in einem andern Lichte.

„Sie liebte mich, sie würde geblieben sein, wenn sie gewußt hätte, wie viel ich von ihr halte. Nun habe ich niemand mehr, der sich um mich kümmert!" denke ich in zu später Reue und mein Schluchzen wird immer lauter.

„Weinst Du Malvinas wegen so?" fragt Bruder Fedja im Vorbeigehen. Sein Ton drückt ein Gemisch von Ueberraschung und Spott aus.

„Laß sie in Ruhe, Fedja! Diese Anhänglichkeit macht ihr nur Ehre," höre ich die ermahnende Stimme unserer alten Tante hinter mir sagen, aber keines von uns Kindern kann die Tante leiden, weil wir sie für falsch halten. Die Neckerei meines Bruders und ihr süßsaures Lob wirken abkühlend auf mich. Von frühester Kindheit an war es mir unerträglich, wenn mich Menschen, die mir gleichgiltig waren, in meinem Kummer trösten wollten. Deshalb stoße ich die Hand meiner Tante, die sie mir zärtlich auf die Schulter legt, heftig weg und sagte in gereiztem Tone: „Ich bin weder traurig noch anhänglich!" und stürze dann eilig fort auf mein Zimmer.

Beim Anblick der leeren Schulstube laufe ich Gefahr, von neuem in krampfhaftes Weinen auszubrechen, und nur der Gedanke tröstet mich etwas, daß mir nun niemand mehr verwehrt, mit meiner Schwester ungestört zusammen zu sein. Ich beschließe, gleich zu ihr zu laufen und zu sehen, was sie treibt.

Anjuta geht im großen Saal auf und ab, wie es ihre Gewohnheit ist, wenn etwas Besonderes sie in Anspruch nimmt oder bekümmert. Sie sieht dann immer gedankenvoll aus, ihre leuchtenden, blaugrünen Augen scheinen durchsichtig zu sein und nichts von dem, was sie umgibt, zu bemerken. Sie selbst weiß nicht, daß sie im Tempo ihrer Gedanken geht, daß ihre Schritte langsamer werden, wenn diese traurig sind, und sich verdoppeln, wenn sie etwas ergrübelt hat, was sie befriedigt, bis sie schließlich im Zimmer förmlich hin und her rennt. Alle kennen diese Gewohnheit an ihr, und sie wird oft damit geneckt. Ich habe sie häufig beobachtet, wenn sie so auf und ab geht, und hätte dann immer gar zu gern gewußt, was sie denkt.

Aber ich weiß aus Erfahrung, wie vergeblich es ist, bei solchen Gelegenheiten ein Wort aus ihr heraus zu bringen; indessen verliere ich doch die Geduld, als ich sehe, daß das Spazierengehen gar kein Ende nehmen will, und mache einen Versuch, sie anzureden.

„Anjuta, ich bin so traurig! Borg mir ein Buch von Dir zum Lesen," bitte ich in bewegtem Ton. Aber Anjuta fährt fort, hin und her zu gehen, als ob sie nichts gehört hätte. Wieder herrscht eine Zeit lang Schweigen.

„Anjuta, worüber denkst Du nach?" erdreiste ich mich endlich zu fragen. „Ach, bitte, bleib doch einmal stehen!"

„Du bist zu jung, ich kann noch nicht mit Dir darüber sprechen," lautet die geringschätzige Antwort.

Jetzt fühle ich mich ernstlich beleidigt. „Ach so, Du willst nicht einmal mit mir sprechen! Ich hatte gedacht, daß wir beide nun, da Malvina Jakovlevna fort ist, recht gute Freunde werden könnten, statt dessen stößt Du mich weg von Dir! Meinetwegen, ich gehe, aber ich werde Dich nie mehr auch nur ein bißchen lieb haben!"

Mit thränenerstickter Stimme will ich davoneilen, als mich Anjuta zurückruft. Im Grunde brennt sie ja selbst vor Verlangen, das, was ihre Gedanken in so hohem Grad in Anspruch nimmt, jemand anzuvertrauen, und nimmt in Ermanglung eines Würdigeren, mit dem sie zu Hause darüber sprechen könnte, auch mit der dreizehnjährigen Schwester fürlieb.

„Sonja," sagte sie, „wenn Du mir versprichst, es niemals, niemals jemand wieder zu sagen, will ich es Dir anvertrauen."

Meine Thränen versiegen augenblicklich und mein Zorn ist wie weggeblasen. Natürlich beteure ich unbedenklich, daß ich schweigen werde wie das Grab, und warte ungeduldig auf das, was ich zu hören bekommen werde.

„Komm mit in mein Zimmer," sagt Anjuta feierlich. „Ich will Dir etwas zeigen — etwas, wovon Du keine Ahnung hast."

Und dann führt sie mich in ihre Stube und an ihren alten Schreibtisch, wo sie, wie ich weiß, ihre wichtigsten Geheimnisse aufbewahrt. Langsam und umständlich, um meine Neugierde auf das äußerste zu spannen, zieht sie einen Kasten auf und holt ein großes, geschäftsmäßig aussehendes Couvert heraus, auf dessen stattlichem, rotem Siegel „Zeitschrift Epocha" steht. Das Couvert ist adressirt an „Mamsell Nikitischna Kuspmin" (unsere Haushälterin, die Anjuta so blind ergeben war, daß sie durch Feuer und Wasser für sie gegangen wäre).

Aus diesem großen Couvert zieht sie ein kleineres

heraus mit der Adresse: „An Fräulein Anna Wassiljewna Corvin-Krukofsky zu befördern“ und reicht mir schließlich einen Brief hin, dessen Schriftzüge eine gewandte männliche Hand verraten.

„Hochgeehrtes Fräulein Anna Wassiljewna!“ lese ich. „Ihr von so viel Freundlichkeit und aufrichtigem Vertrauen zu mir zeugender Brief interessirte mich so lebhaft, daß ich mich ungesäumt an das Lesen Ihrer beifolgenden Erzählung machte.

„Ich bekenne, daß ich nicht ohne heimliches Beben daran ging — wir Redakteure von Zeitschriften werden so oft zu der traurigen Pflicht gezwungen, junge Anfänger, die uns ihre ersten Versuche zur Beurteilung einschicken, aus ihren hoffnungsvollen Illusionen reißen zu müssen, was mir in diesem Fall besonders schwer gefallen sein würde. Je weiter ich aber las, desto mehr schwanden meine Befürchtungen, desto mehr fesselte mich die jugendliche Unmittelbarkeit und das aufrichtige, warme Gefühl, das Ihre Erzählung durchströmt. Diese Eigenschaften bestachen mich so zu Ihren Gunsten, daß ich fürchte, noch immer unter ihrem Einfluß zu stehen und deshalb noch nicht wage, Ihre an mich gerichtete Frage, ‚ob Sie mit der Zeit eine bedeutende Schriftstellerin werden könnten,‘ kategorisch und unparteiisch zu beantworten.

„Fürs erste sage ich Ihnen nur, daß ich Ihre Erzählung mit großem Vergnügen in der nächsten Nummer meiner Zeitschrift aufnehmen werde. Was Ihre Frage betrifft, so gebe ich Ihnen den Rat, weiter zu schreiben und zu arbeiten — das übrige wird die Zeit lehren.

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß sich in Ihrer Erzählung manches Unfertige und Naive findet, ja, es kommen sogar — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit! — Versündigungen gegen die russische Grammatik darin vor. Aber alles dieses sind nur Mängel untergeordneter Natur, die Sie durch ausdauernde Arbeit überwinden können; das Ganze macht einen durchaus günstigen Eindruck.

„Deshalb wiederhole ich noch einmal: Schreiben Sie, schreiben Sie! Es würde mich aufrichtig freuen, wenn Sie mir einiges über sich selbst mitteilen möchten, wie alt Sie sind und in was für Verhältnissen Sie leben. Dies alles ist für mich von Wichtigkeit bei der Beurteilung Ihrer Begabung.

Ihr ergebener

Fedor Dostojevski.“

Dieser Brief verursachte mir einen solchen Schrecken, daß mir während des Lesens die Buchstaben vor den Augen tanzten. Der Name Dostojevski war mir wohl bekannt; ich hatte ihn in letzter Zeit oft bei Tisch in den Streitigkeiten zwischen Vater und Schwester nennen hören. Ich wußte, daß er einer der hervorragendsten russischen Schriftsteller war, aber wie kam er dazu, an Anjuta zu schreiben, und was bedeutete dies alles? Einen Augenblick dachte ich sogar, Anjuta triebe ihren Scherz mit mir, um mich nachher wegen meiner Leichtgläubigkeit zu verspotten.

Als ich den Brief zu Ende gelesen hatte, starrte ich sie sprachlos an, ohne zu wissen, was ich sagen sollte. Sie weidete sich offenbar an meinem Schrecken.

„Verstehst Du's, verstehst Du's?“ rief sie endlich, und ihre Stimme zitterte vor Erregung. „Ich habe eine Erzählung geschrieben und sie an Dostojevski geschickt, ohne irgend jemand ein Wort davon zu sagen. Und wie Du siehst, findet er sie gut und nimmt sie in seine Zeitschrift auf. So ist mein heimlicher Traum in Erfüllung gegangen — ich bin Schriftstellerin!“ Die letzten Worte schrie sie fast vor Entzücken.

Um verstehen zu können, was das Wort „Schriftstellerin“ für uns beide bedeutete, muß man bedenken, daß wir in ländlicher Einsamkeit, fern von jeder noch so unbedeutenden Berührung mit der literarischen Welt lebten. Es wurde zwar viel bei uns gelesen, es wurden viele Bücher verschrieben, aber jedes kam wie aus weiter Ferne zu uns, aus einer unbekannten Welt, mit der wir nichts gemeinsam hatten. So wunderlich es auch klingen mag, hatte doch keine von uns beiden einen Menschen gesehen, der jemals etwas hatte drucken lassen. Freilich gab es in der Kreisstadt einen Schullehrer, von dem plötzlich das Gerücht auftauchte, er schreibe für Zeitungen Korrespondenzen über den Kreis, und ich erinnerte mich noch sehr gut, mit welcher ehrerbietigen Scheu man allgemein anfing, ihm entgegen zu kommen; allein es stellte sich schließlich heraus, daß nicht er, sondern ein Journalist aus Petersburg, der sich auf der Durchreise dort aufgehalten hatte, der Korrespondent war.

Und nun trat plötzlich meine eigene Schwester als Schriftstellerin auf! Ich fand kein Wort für mein Entzücken und meine Ueberraschung, ich konnte nur Anjuta um den Hals fallen und sie küssen, und wir lachten und schwatzten vor Freude und Entzücken die unglaublichsten Dummheiten.

Anjuta wagte keinem der übrigen Familienglieder ihren Erfolg mitzuteilen — sie wußte, daß alle, selbst die Mutter nicht ausgenommen, erschrecken und es dem Vater mitteilen würden. Und in seinen Augen würde diese Handlung, ohne Erlaubnis der Eltern an Dostojevski geschrieben und sich seinem Urteil, vielleicht gar seinem Spott unterworfen zu haben, ein schweres Verbrechen sein.

Der arme Vater! Er hatte so großen Abscheu vor weiblichen Schriftstellerinnen und traute ihnen samt und sonders so viele Fehler und Verirrungen zu, die nicht im geringsten Zusammenhang mit der Literatur standen — und sollte nun doch vom Schicksal

dazu verurteilt werden, selbst Vater einer Schriftstellerin zu werden!

Er hatte die persönliche Bekanntschaft eines einzigen Blaustrumpfs, wie er sie nannte, gemacht — der Gräfin Rostopschin*) in Moskau zur Zeit ihrer glänzendsten Schönheit, wo die ganze damalige Jugend der Aristokratie — mein Vater mit — hoffnungslos für sie schwärmte. Später, viele Jahre darnach, traf er wieder in Baden-Baden am Roulettetisch mit ihr zusammen.

„Ich traute meinen Augen nicht," pflegte er oft zu erzählen, „als die Gräfin plötzlich eintrat, einen Schwarm förmlicher Landstreicher hinter sich her, von denen einer schlimmer wie der andere aussah, die unter einander schrieen, lachten und schwatzten und vollkommen kameradschaftlich mit ihr umgingen. Sie trat an den Spieltisch und warf ein Goldstück nach dem andern hin. Ihre Augen sprühten, das Gesicht war hochrot und der Chignon saß schief. Und sie verspielte alles, auch ihr letztes Goldstück; dann rief sie: ‚Eh bien, messieurs, je suis vidée! Rien ne va plus! Kommen Sie, wir wollen unseren Kummer in Champagner vertrinken!' Daran kann man sehen, wohin es führt, wenn sich eine Frau mit Tinte und Feder abgibt!"

Es war also sehr erklärlich, warum Anjuta keine Neigung empfand, sich vor dem Vater mit ihrem Erfolg groß zu thun. Aber gerade die Heimlichkeit, mit der sie ihr erstes Auftreten auf der Schriftstellerlaufbahn umgeben mußte, hatte einen besonderen Reiz. Du großer Gott, welches Entzücken erfaßte uns nicht, als wenige Monate darauf das Monatsheft der „Epocha" kam und wir auf dem Titelblatt lasen: „‚Der Traum,' Erzählung von Juri Orbjälof," welchen Pseudonym Anjuta gewählt hatte, da sie nicht unter eigenem Namen auftreten durfte.

Sie hatte mir ihre Erzählung natürlich schon im Manuskript vorgelesen; als ich sie aber nun gedruckt vor mir sah, erschien sie mir wie etwas ganz Neues, wunderbar Schönes.

Der Inhalt war folgender: Liljenka, die Heldin, lebt in einem Kreise betagter Leute, denen es im Leben nicht gut gegangen ist und die sich infolge dessen in einen stillen Winkel zurückgezogen haben, um dort Frieden und Vergessen zu finden. Sie versuchen, Liljenka ihre eigene Angst vor dem Leben und dessen Kämpfen einzuimpfen. Aber dieses unbekannte Leben, von dem nur gedämpfte Laute, wie entferntes Rauschen eines unsichtbaren, hinter den Bergen wogenden Meeres zu ihr dringen, lockt sie und zieht sie an. Dort, glaubt sie, ist es,

„Wo Menschen freudiger, schöner leben,
Das atmende, frische Leben leben
Und keine Spinngewebe weben . . ."

*) Eine berühmte Dichterin.

Wo aber soll sie diese Menschen finden? Sie ist, ohne es selbst zu wissen, von den Vorurteilen ihrer Umgebung angesteckt worden und fragt sich unwillkürlich auf Schritt und Tritt: „Schickt es sich auch für eine junge Dame, das zu thun?" Sie möchte sich losreißen aus dieser einengenden Welt, die sie umgibt, aber alles, was gewöhnlich oder „unpassend" ist, erschreckt sie.

Bei einem öffentlichen Fest lernt sie einen jungen Studenten kennen (in jener Zeit mußte der Held jeder Erzählung selbstverständlich ein Student sein). Der junge Mann macht tiefen Eindruck auf sie; wie es einer wohlerzogenen jungen Dame aber geziemt, gibt sie mit keinem Blick zu verstehen, daß sie eine Neigung für ihn empfindet, und der Verkehr wird nach diesem ersten Sehen nicht weiter fortgesetzt.

Anfänglich trauerte Liljenka darüber, allmälich aber beruhigte sie sich, und nur wenn sie unter den verschiedenen Andenken ihres farblosen Lebens, die sie wie die meisten jungen Mädchen in ihren Schubladen sorgfältig behütete, zufällig eine Kleinigkeit fand, die sie an den unvergeßlichen Abend erinnerte, machte sie rasch den Kasten zu und war den ganzen Tag über verstimmt und düster.

Eines Nachts aber hatte sie einen Traum; sie träumte, der junge Student stehe vor ihr und mache ihr Vorwürfe, daß sie ihm nicht gefolgt sei. Und Bilder eines ehrenwerten, arbeitsamen Lebens in Gemeinschaft mit einem bedeutenden Freund, im Kreise guter, begabter Menschen, eines Lebens voll allgemeinen hellen, warmen Glückes und unerschöpflicher Zukunftshoffnungen ziehen in langer Reihe an ihr vorüber. „Sieh dies alles und empfinde Reue! So hätte unser Leben werden können, Deines und meines!" sagt der Student und verschwindet.

Liljenka erwacht. Unter dem Bann dieses Traumes beschließt sie, sich nicht mehr wie bisher durch die beständige Sorge um das Schickliche unterjochen zu lassen. Sie, die noch niemals ohne Kammerjungfer oder Bedienten auf die Straße gegangen war, schleicht sich allein hinaus, nimmt die erste beste Droschke und fährt in die entlegene, ärmliche Straße, wo, wie sie weiß, ihr geliebter Student wohnt. Nach langem Suchen und vielen Abenteuern, in die sie durch ihre Unerfahrenheit und ihr unpraktisches Wesen gerät, findet sie endlich seine Wohnung, allein sie hört von seinem Stubengenossen, daß der arme Student vor einigen Tagen am Typhus gestorben ist. Der Freund erzählt ihr, wie hart und schwer sein Leben gewesen sei und wie er in seinen Phantasien öfter von einem jungen Mädchen gesprochen habe. Zum Trost oder vielleicht auch als Vorwurf sagt er darauf der weinenden Liljenka Dobroljubows Gedicht:

„Ich fürchte, wie Enttäuschung nur das Leben,
Wird auch der Tod mir anderes nicht geben.
— — — — — — — — — — — — — —
Ich fürchte, was ich unter heißem Ringen
In meiner Jugend eitel mir erfleht,
Wird hold, verlockend erst das Schicksal bringen,
Wenn schon der Tod an meinem Lager steht."

Lisenka kehrt nach Hause zurück, und niemand von ihrer Umgebung erfährt, wo sie den Tag zugebracht hat. Sie selbst aber ist fest überzeugt, ihr Glück verscherzt zu haben. Trauernd über ihre verlorene Jugend, von der sie nicht einmal schöne Erinnerungen hat, stirbt sie kurze Zeit darnach.

*

Durch den ersten Erfolg wurde Anjuta dreister und fing bald darauf eine neue Novelle an, welche sie in wenigen Wochen beendigte. Diesmal war der Held ein junger Mann, Michael, der, weit entfernt von seiner Familie, in einem Kloster von seinem Onkel, einem Mönch, erzogen wurde. Diese zweite Erzählung rühmte Dostojevski mehr als die erste und nannte sie viel reifer.

Allein mit ihrer Veröffentlichung ging es nicht so glücklich wie mit der ersten. Der Brief von Dostojevski fiel unserem Vater in die Hände, und der Sturm brach los.

Es war am 5. September — ein denkwürdiger Tag in den Annalen unserer Familie! Wie gewöhnlich hatten sich viele Gäste bei uns versammelt. An diesem Tag wurde auch die Post erwartet, die nur einmal wöchentlich nach Palibino kam. Sonst nahm die Haushälterin, unter deren Namen Anjuta mit Dostojevski korrespondirte, dem Postboten alle Briefe ab und legte die an ihre Adresse gerichteten beiseite, ehe sie meinem Vater die Post hineintrug. Diesen Tag aber war sie durch die vielen Gäste völlig in Anspruch genommen. Dazu kam, daß der gewöhnliche Postbote zu Ehren des Namenstags von „der gnädigen Frau" unglücklicherweise einen Schluck über den Durst gethan, das heißt sich total betrunken hatte und man statt seiner einen Jungen schicken mußte, der den hergebrachten Gang nicht kannte. Dadurch kam die Post direkt zum Vater, ohne vorher einer Untersuchung und Reinigung unterworfen worden zu sein.

Das erste, was dem Vater in die Augen fiel, war ein an die Haushälterin adressirter und mit dem Stempel der Zeitschrift Epocha versehener, rekommandirter Brief. Er ließ die Haushälterin rufen und befahl ihr, den Brief in seiner Gegenwart aufzumachen. Man kann — oder, richtiger gesagt, man kann es sich nicht vorstellen, was für ein Auftritt nun folgte. Um das Unglück voll zu machen, schickte Dostojevski Anjuta auch noch in diesem Brief das Honorar für ihre Novellen — ungefähr dreihundert Rubel. Dieser Umstand, das heißt, daß seine Tochter von einer fremden Mannsperson heimlich Geld bekam, erschien dem Vater als ein so großer Schimpf und so ehrenrührig, daß er infolge der Aufregung von einem heftigen Unwohlsein befallen wurde. Er war herzleidend und litt an Gallensteinen, und der Arzt hatte erklärt, daß ihm jede Aufregung schädlich sei, ja sogar den Tod herbeiführen könne. Die Möglichkeit einer solchen Katastrophe war beständig unser aller Angst. Sobald er sich über eins von uns Kindern ärgerte, wurde er dunkelblau im Gesicht, und die Furcht überfiel uns jedesmal, er könnte sterben. Was sollte jetzt daraus werden, wo ein solcher Schlag ihn traf? Und noch dazu das ganze Haus voll Gäste! In diesem Jahr lag in der benachbarten Kreisstadt ein Regiment im Quartier. Zu Ehren des Namenstages meiner Mutter war der Oberst mit allen seinen Offizieren gekommen und hatte als Ueberraschung die Regimentsmusik mitgebracht.

Das Festessen war vorüber. Im großen Saal, eine Treppe hoch, brannten alle Kronleuchter und Kandelaber, und die Gäste, die sich nach Tisch ausgeruht und Balltoilette gemacht hatten, versammelten sich allmälich wieder. Die jungen Offiziere zogen pustend ihre weißen Handschuhe an, und vor den Spiegeln drängte sich eine Schar junger Damen in luftigen Tarlatankleidern und großen Krinolinen, wie es damals Mode war. Sonst pflegte Anjuta dieser Gesellschaft gegenüber etwas vornehm zurückhaltend zu sein, an diesem Tage aber war sie von allem, was sie umgab — den festlich gekleideten Gästen, der Tanzmusik, dem blendenden Lichtmeer, dem Bewußtsein, selbst die Schönste und Gefeiertste zu sein, wie berauscht. Ihre neue Würde als russische Schriftstellerin völlig vergessend, nicht daran denkend, wie wenig die kleinen schwitzenden, kupferigen Lieutenants den idealen Helden glichen, von denen sie träumte, schwebte sie umher, allen und jedem zulächelnd und genoß das Bewußtsein, allen zusammen die Köpfe zu verdrehen.

Man wartete nur auf den Hausherrn, um mit dem Tanzen anzufangen. Plötzlich kam ein Bedienter eilig zu Mama und sagte: „Seine Excellenz sind unwohl geworden und lassen die gnädige Frau bitten, zu ihm in das Arbeitszimmer zu kommen."

Allgemeine Verstimmung. Meine Mutter stand erschrocken auf und eilte, die Schleppe ihres schweren seidenen Kleides auf den Arm nehmend, aus dem Saal. Die Musikanten, welche im anstoßenden Zimmer auf das verabredete Zeichen zur Quadrille gewartet hatten, bekamen Befehl, zu warten.

Es verging eine halbe Stunde. Die Gäste wurden unruhig. Endlich kam Mama wieder. Sie sah rot und erregt aus, versuchte aber, ruhig zu scheinen,

und lächelte gezwungen. Auf die Fragen der Gäste, wie es dem General ginge, antwortete sie ausweichend: „Wassilij Wassiljewitsch befindet sich nicht ganz wohl und bittet, ihn entschuldigen zu wollen und mit dem Tanzen zu beginnen."

Alle fühlten, daß etwas vorgefallen war, enthielten sich aber höflich weiterer Fragen; zudem wünschte jeder, das Tanzen möchte so rasch als möglich anfangen, weil man nun einmal dafür Toilette gemacht und deshalb zusammengekommen war. Und so fing der Ball an.

Als Anjuta in einer Quadrillentour bei der Mutter vorbeikam, warf sie ihr einen angstvollen Blick zu und las in ihren Augen, daß etwas Schlimmes passirt sei. Sie benützte den ersten freien Augenblick zwischen zwei Tänzen, die Mutter auf die Seite zu ziehen und mit Fragen zu bestürmen.

„Was hast Du gemacht? Alles ist entdeckt! Papa hat Dostojevskis Brief an Dich gelesen und wäre fast vor Erbitterung und Scham darüber auf der Stelle gestorben," klagte die arme Mutter mit mühsam zurückgehaltenen Thränen.

Anjuta wurde leichenblaß und die Mutter fügte rasch hinzu: „Um Gottes willen beherrsche Dich! Bedenke, daß wir das Haus voll Gäste haben, die entzückt sein würden, etwas zum Klatschen zu bekommen. Tanze, als ob nichts vorgefallen wäre."

Und so tanzten Mutter und Schwester weiter bis tief in die Nacht hinein, beide halb tot vor Angst bei dem Gedanken an das schwere Gewitter, das sich über ihren Häuptern entladen würde, sobald die Gäste weg wären.

Und einen fürchterlichen Sturm gab es.

So lange Gäste im Hause waren, blieb der Vater in seinem Zimmer eingeschlossen und ließ niemand zu sich. Mama und Anjuta liefen beständig in den Pausen aus dem Ballsaal hinunter und horchten an seiner Thüre, kehrten aber, ohne sich hinein zu wagen, jedesmal mit dem quälenden Gedanken: „Wie mag es ihm gehen? Ist er vielleicht gar krank?" wieder zur Gesellschaft zurück.

Als endlich Stille im Hause eingetreten war, ließ er Anjuta zu sich rufen und hielt ihr eine lange Strafpredigt. Unter allem, was er ihr sagte — und er sagte ihr viel — war ein Wort, was ihr besonders unauslöschlich in der Erinnerung blieb: „Von einem jungen Mädchen, das im stande ist, ohne Wissen seiner Eltern in einen Briefwechsel mit einem fremden Mann zu treten und Geld von ihm anzunehmen, kann man auf alles gefaßt sein. Jetzt verkaufst Du Deine Arbeit, aber wer steht mir dafür, daß nicht eine Zeit kommt, wo Du Dich selbst verkaufst!"

Dieser erschreckende Ausspruch machte Anjuta erzittern. Sie fühlte zwar recht gut, daß es leere Worte waren, aber der Vater sprach so überzeugt, im Tone solcher Gewißheit, sah so aufgeregt und kummervoll dabei aus, und seine Ueberlegenheit war in ihren Augen noch immer so groß, daß, wenn auch nur für kurze Zeit, doch quälende Zweifel in ihr erwachten. Hatte sie unrecht gehandelt? Ohne es selbst zu wissen, etwas schrecklich Unpassendes gethan?

Wie gewöhnlich nach einem häuslichen Auftritt, sahen alle die nächsten Tage aus, als hätten sie einen Eimer kaltes Wasser über sich bekommen. Die Dienstboten erfuhren die Geschichte natürlich auch, denn Ilja hatte, seiner ruhmwürdigen Gewohnheit gemäß, bei der Unterredung zwischen seinem Herrn und dessen Tochter gehorcht und sie auf seine Weise ausgelegt. Ebenso verbreitete sich das Gerücht von dem, was vorgefallen war, in der ganzen Umgegend und zwar in übertriebener und entstellter Weise, und lange nachher noch sprachen die Nachbarn von nichts anderem als dem „schrecklich unpassenden Benehmen" des jungen Fräuleins auf Palibino.

Allmälich aber legte sich der Sturm, und ein Phänomen trat bei uns zu Tage, das man oft in russischen Familien beobachten kann, das nämlich, daß die Kinder zu Erziehern ihrer Eltern werden. Dieser Erziehungsprozeß fing bei der Mutter an, die anfangs wie immer, wenn der Vater mit uns Kindern an einander geriet, seine Partei ergriffen hatte. Sein Anfall hatte sie erschreckt, und sie konnte nicht begreifen, daß Anjuta im stande war, ihren Vater so zu betrüben. Wiederholt ging sie zu ihr und versuchte, sie zu überreden. „Liebe Anjuta, thu doch Papa seinen Willen! Versprich ihm, nicht mehr zu schreiben, sondern etwas anderes vorzunehmen. Ich erinnere mich noch gut, wie ich als junges Mädchen Lust bekam, Violine zu lernen. Aber mein Vater wollte es nicht erlauben, weil es so ungraziös aussähe, wenn ein Mädchen den Bogen führe. Nun ja, was war da zu thun? Ich widersprach natürlich nicht, sondern nahm statt dessen Singstunden. Kannst Du Dich nicht ebenso von der verabscheuungswürdigen Schriftstellerei losmachen und Dir eine andere Beschäftigung suchen?"

Als sie aber sah, daß alles Ueberreden nichts half, Anjuta im Gegenteil nur immer traurig aussah, ja sogar wie jemand, dem unrecht geschieht, bekam sie Mitleid mit ihrer Tochter. Bald erwachte auch bei ihr die Neugierde, Anjutas Erzählung kennen zu lernen, und nachdem sie diese gelesen hatte, empfand sie heimlichen Stolz darüber, daß ihre Tochter eine Schriftstellerin war.

Auf diese Weise wandte sich ihre Teilnahme Anjuta zu, und mein Vater stand bald isolirt da.

(Fortsetzung folgt.)

Paraſiten-Lebenskünſtler.

Von

Delavrancea (Barbu Stefanescu).

(Fortſetzung.)

Alles gut. Der Wein war gefälſcht. Warum brannte aber noch ſo ſpät die Lampe in der Bibliothek? Beim Alten war Licht. Wenn er ihn erwartete? (Ein kalter Schauer fuhr ihm über den Rücken und ernüchterte ihn etwas.)

Wenn er leiſe und vorſichtig wie eine Katze, daß ihn niemand hören könne, bis unter das erleuchtete Fenſter ſchleichen würde?

Langſam, auf den Zehenſpitzen, den Atem anhaltend, drückte er ſich an die Mauer, ſchlich vorwärts, bei jedem Schritt vorſichtig anhaltend, um zu horchen. O, er kennt keine Furcht! Der Gedanke aber, daß der Alte auf ihn warte, ging über ſeine Kräfte.

Da knarrte die Thüre, welche vom erſten Stock auf den Balkon führte. Cosmin erzitterte und klebte ſich an die Mauer.

Jemand war auf dem Balkon, es iſt keine Täuſchung, denn eine Stimme fragt flüſternd: „Biſt Du es?“

Das iſt ihre Stimme, Saſcha, wie ein weißer Schatten.

Cosmin erbebte, er traute ſich kaum, von der Mauer hervorzutreten, und antwortete flüſternd: „Ja, ich bin es, ich hatte mich verſpätet.“

„Ich habe auf Dich gewartet,“ ſagte Saſcha; „wir haben nicht Zeit, viel zu reden, nimm dieſes Tuch, gehe, ſehe und leſe; verliere nichts!“

Ein Taſchentuch fiel vom Balkon neben die Steinſtufen; Saſcha verſchwand, vorſichtig die Thüre ſchließend.

Er raffte das Tuch auf. Wie aber fortkommen? An den Fenſtern der Bibliothek vorbei? Drinnen iſt Licht! Wenn der Alte nicht ſchliefe? Wenn er auf ihn wartete?

Innen Licht, draußen Dunkelheit; ſchwerlich, daß er geſehen werden könne, doch hielt er es für geraten, auf dem Bauche vorwärts zu kriechen.

Er erſchien in der Dunkelheit wie eine rieſige Kröte.

Unter dem erleuchteten Fenſter hielt er an ... könnte er nicht, nur mit einem Auge wenigſtens, hineinſehen?

Ein Etwas wie ein ſchweres Gewicht drückte ihn zur Erde; ein anderes zog ihn wie an einem unſichtbaren Faden hinauf, hinauf zum Fenſter, nur einen Augenblick, und dann geh deines Weges.

Er fühlte von ſich nichts mehr, als ob ihn ein Windſtoß genommen und in einen Abgrund geweht hätte, ſo willenlos war er — er mußte ſehen ... nur einen Augenblick.

Eine Ecke des Vorhanges war zurückgeſchlagen. Dem Alten war es gelungen, ſich aus dem Bette zu erheben. Er ſtand in der Mitte des Zimmers, eine Bluſe über das Hemd gezogen, mit nackten Füßen und eingeknickten Knieen wie zwei krumme Stangen.

Er bewegte die Zunge und betrachtete einen auf dem Nachttiſchchen liegenden Revolver.

An Stelle der Augen zwei blaue Räder, zwei dunkle Gruben.

Jetzt öffnete er den Mund; der Horcher hörte deutlich ſeinen eigenen Namen. Schreckliches Bild!

III.

Cosmin ſtürzte gegen die Gartenthüre. Wenn ihn nicht die Furcht vor dem Nachtwächter, der an der Ecke ſchlief, zurückgehalten hätte, wäre er gelaufen. Dieſe Aufregungen und beſonders die großen, brennenden Augen hatten ihn mächtig erſchüttert, doch war ein Reſt von Trunkenheit noch in ſeinem Körper geblieben. Die Hände zitterten, die Füße waren ſchwach, beſonders von den Knieen abwärts, wie abgeſchlagen. In der Strada Domniei wurde ihm ſo unwohl, daß er ſich mit den Händen vor der Stirn an einen Zaun lehnen mußte.

„Sie haben zu viel getrunken, mein Herr,“ ſagte der aus dem Dunkel hervortretende Nachtwächter.

Cosmin erzitterte, kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirne. Jetzt war ihm etwas beſſer, eine Art

Wohlbefinden wie nach überstandenem Fieber. Nachdem er die obere Rocktasche betastet, um sich zu überzeugen, daß das Taschentuch Saschas nicht verloren sei, eilte er, ohne dem Nachtwächter, der wiederholt fragte: „Ist Ihnen nun besser, mein Herr?“ zu antworten, weiter.

Auf dem Boulevard zog er das Taschentuch hervor und untersuchte dessen Inhalt beim Lichte einer Straßenlaterne. Er fand ein Couvert, öffnete dasselbe und hielt einen Brief und zweihundert Lei Papiergeld in Händen. Er durchflog schnell die krummen, mit großen Buchstaben geschriebenen Zeilen.

Sascha schrieb, er möge nicht ins Haus kommen; Malerian habe einen Anfall gehabt, er habe geschrieen, mehrere Stühle zerschmettert, seinen Revolver hervorgesucht und sich in die Bibliothek eingeschlossen, drohend, daß mit ihm auch ein anderer an die Reihe kommen müsse. Sie habe lange auf ihn im Garten gewartet und keinen Rat gewußt, was mit dem Narren anzufangen. Valerie habe vor Angst gefiebert. Das Schreiben endigte mit der Aufforderung, sich in einem Hotel ein Zimmer zu mieten und seine Adresse mitzuteilen. Nach tausend Umarmungen kam ein Postskriptum: „Ich leihe Dir zweihundert Lei.“

Cosmin knitterte das Schreiben zusammen und stopfte das Geld in die Tasche.

Sie „lieh“ ihm. Das war das zweite Anlehen. Er hielt genaue Rechnung, um zweifellos einmal alles zurückzuzahlen. Alles ... alles ... nur kein Geld! Das Geld ist nicht ihr Eigentum, es ist Para zu Para von jenem erarbeitet, welcher in der Bibliothek krank darniederliegt.

Er konnte gegen die Leidenschaft einer Frau — einer Unglücklichen — nicht ankämpfen, doch fühlte er es wie Scham, mit Candian und Manoiu in einer Reihe zu stehen.

Ob auch diese mit dem „Ausleihen“ angefangen hatten?

Er war bis zur Calea Victoriei gekommen.

Mußte Sascha gerade den Ausdruck „leihen“ wählen? Sie wollte offenbar seine Eigenliebe schonen und gerade diese erkennbare Absicht ärgerte ihn. Konnte sie nicht einen andern Ausdruck finden? Manche Worte sind mächtiger als die eigentliche That. Was beginnen nicht alles die Menschen, um der richtigen Benennung ihrer Handlungen auszuweichen.

Er fühlte sich nicht mehr stark genug, das Geld mit der Bemerkung zurück zu senden: „Ich habe den Hinweis ‚leihen‘ verstanden und beeile mich, meine Schuld zu bezahlen.“ Das gute Leben der letzten Zeit hatte ihn verweichlicht und verändert; er fühlte sich schwach; es fehlte ihm der frühere Mut, mit welchem er seine armseligen Kleider getragen und das Leben genommen hatte, wie es Gott eben gab. Und selbst wenn er den Mut wieder gefunden hätte, sein Schicksal als Mann zu ertragen, was würde aus Sascha werden? Ihre Liebe — wie sie auch immer beurteilt werden möge — schien unbegrenzt. Man mußte sie sehen, wie sie um ihn sorgte, wenn ihn zufällig ein Zahn schmerzte; niemand kann sich vorstellen, wie sie ihn umschmeichelte, wie sie bangte, mit welcher Zartheit sie ein Säckchen mit warmem Salz — wohlverstanden, nachdem sie es geküßt und gesegnet hatte — auf die schmerzende Wange legte. Einmal litten zu gleicher Zeit — Gelina am typhösen Fieber und er an Kopfschmerzen. Für Sascha gab es im Hause nur einen Kranken, und zwar einen Schwerkranken — er hatte Kopfschmerzen! „Gibt es wohl ein größeres Leiden in der Welt als Kopfschmerzen?“ murmelte sie fortgesetzt und drehte sich um ihn herum, ohne zu wissen, was sie eigentlich wolle. „Und gerade jetzt muß auch Gelina unwohl werden,“ eiferte sie; „es ist zwar nichts, sie hat nur Fieber, das geht vorüber, aber Kopfschmerzen! Es gibt nichts Schlechteres in der Welt als Kopfschmerzen.“

Es lag etwas Uebermenschliches in der Liebe Saschas für ihn, und da sollte er über sie richten? Er erschien sich wie das spät gefundene Glück und Ideal eines Wesens, dessen Jugend eine lange Reihe von Bitternissen war.

Auf der Cretulescukirche schlug es langsam und eintönig zwei Uhr nach Mitternacht. Einige Straßenkehrer zeigten sich schlaftrunken mit ihren langen Besen.

Wohin sollte er gehen? In welches Hotel? Er wäre gerne die ganze Nacht kreuz und quer gegangen, wenn ihn die Leere und die Stille in den Straßen nicht beängstigt hätten. Er fühlte übrigens, daß er auch im Hotel im Bette nicht werde schlafen können.

In der Höhe des königlichen Palastes hielt mit einemmale vor ihm ein geschlossener Wagen kurz an. Jemand sprang auf das Trottoir und streckte ihm die Hände entgegen; es war Candian.

„Du, Cosmin? Und in der Nacht, zu dieser Stunde! Eine Jungfer und so spät noch auf der Straße?“

„Ich komme von einem Freunde,“ stotterte Cosmin, „aber Du?“

„Ich komme von ihr. Ich erzählte Dir ja, daß ich für heute abend bei mir eine kleine Gesellschaft mit höchst anständigen Damen und ein bißchen Champagner geplant hatte; da um ein Uhr kommt ihr Coupé mich abholen. Sie ließ mir sagen, daß sie krank sei und mich sehen wollte. Nun konnte ich eine Dame der großen Welt mit illustrem Namen doch nicht in unsere Versammlung einladen, man muß gewisse Rücksicht bewahren, mon cher, und fuhr zu ihr. Sie war munter und gesund und erwartete

mich lachend mit Thee. So oft ich einen Abend zu Hause zubringen und mir selbst gehören will, sendet sie ihren Wagen. Sie ist voll Eifersucht — Gott, wenn sie wüßte! Aber Kutscher und Diener sind von mir ebenso wie von ihr gezahlt. Kaum daß ich loskommen konnte . . .

„Wenn Du mir nun ein großes Vergnügen machen willst, so gehst Du nicht mehr nach Hause; komm mit mir, lerne unsere Gesellschaft kennen. Es sind dort ein paar entzückende Weiber und ein noch nicht ganz neunzehnjähriger Teufel von einem Kerl, ein Teufel, der zwei Millionen geerbt hat, den sollst Du sehen, wie elegant er die Bank hält.

„Wir haben dort eine Blondine, ein Bild von einer Blondine, die mit ihm lebt und nichts thut als lachen, Champagner trinken und einige Brocken rumänisch radebrechen, wie ‚Acht für Manoiu, gefallen Bankier, setze, setze auf die Lisi,' oder ‚Bravo, Lisi', wenn sie gewinnt. Sie spielt leidenschaftlich und zwar gegen ihren Liebhaber, o, es ist prächtig, unterhaltlich . . . ich bitte Dich, komme mit."

Nach Hause — unmöglich, für das Hotel — unentschlossen, auf der Straße — zu traurig, in sich verfolgt von so vielen Gedanken und besonders von der schrecklichen Erinnerung an den gespenstischen Alten — nun, und wenn er mit ginge? Möglich, daß ihm das Glück zukäme, sein Kapital zu verdoppeln und an Sascha alles zurück zu bezahlen.

Er fühlte sich ermattet, willensschwach, von einer Krankheit an jener Stelle seiner Seele erfaßt, die über Wollen und Nichtwollen entscheidet.

„Und wenn ich mit ginge?" zweifelte Cosmin.

„Ja, aber Du mußt lustig sein, mon cher!"

„Ich verspreche es Dir; ich habe auch nicht den geringsten Grund, traurig zu sein."

Bei diesen Worten fuhr ihm die Erinnerung an den bedauernswerten Anblick des alten Malerian durch den Kopf; er schmiegte sich enger an seinen Freund.

„Was? — frierst Du?"

„Ach — nein, siehst Du nicht, daß ich schwitze?"

Hinter der Episcopie bog der Wagen nach rechts ab und hielt in kurzem vor einem zweistöckigen Hause in der Straße Dorobantilor.

Candian flüsterte mit dem Kutscher, steckte ihm ein Fünffrankenstück zu und drehte sich dann, nach dem erleuchteten ersten Stockwerk zeigend, zu Cosmin.

„Hörst Du?"

Wirklich hörte man Lachen und Beifallslärm bis auf die Straße.

„Lustig, mon cher!"

„Sicher!" antwortete Cosmin, voll erregter Erwartung.

IV.

Candian stieß die Thüre zum Salon auf und verkündete mit theatralisch erhobener Stimme:

„Meine Damen und Herren! Ich beehre mich hiermit, Ihnen Herrn Jorgu Cosmin, einen Jüngling ohne gleichen, vorzustellen."

Manoiu, brünett, mit gelocktem Haare und aufgedrehtem Schnurrbarte, erhob sich vom Spieltische und rief:

„Hurra! Hipp, hipp, es lebe Jorgu Cosmin!" und ihm nach wiederholten fünfzehn Stimmen: „Es lebe Jorgu Cosmin!"

Die Vorstellungen waren bald abgethan, denn alles beeilte sich, zum Spiele zurückzukehren, und der Bankier wartete . . . rechts, links, in die Mitte . . .

Fangen wir mit den Damen an, denn man muß im Leben gewisse Rücksichten beobachten.

Madame Linica Theodorescu, Madame Sevastita Pirigumenos, Fräulein Lisi Gottlieb, die gewisse „Bravo Lisi", Fräulein Laura D., mit ihrem Künstlernamen „Loradonna", von welchem neuen Stern am Musikhimmel bald die Welt reden dürfte, wenn sie sich nämlich wirklich einmal zum Studiren entschließen wollte; Fräulein Zozo, ein reizender Teufel, eine deliciöse Närrin, wie Candian sie nannte, und endlich die Mama Anica Mitulescu, eine Frau von beiläufig fünfundvierzig Jahren mit einer Leibesfülle, daß Busen und Hüften eine Linie bildeten.

Mama Anica überwachte die Wohnung und sollte auch Candian beaufsichtigen.

Zwei von den anwesenden Herren kannte Cosmin bereits.

Alexander Manoiu, Student der Rechte im siebenten Semester und Herrn Schulrevisor N., Doktor der Philosophie und schönen Wissenschaften der Universität Gand.

Candian stellte die anderen vor.

Herr Pantazi, dick und breit, mit schütterem Backenbarte, George Panicu, der Teufel! Er blinzelte nervös mit den Augen und stotterte etwas, sein einziger Fehler, sonst gescheit, geistreich und den Frauen gegenüber unwiderstehlich. Mitica Fileanu, ein blatternarbiger Jüngling mit rotem Haare, blauen kleinen Augen, wie zwei kleine in den Kopf versenkte Perlen, mit einem Onkel Millionär in Craiova, „der sonst keinerlei, nicht einmal so viel Verwandte hatte" (Candian zeigte hierbei die Spitze seines kleinen Fingers); Petre Leon, Misu Popowici und Jonel Ludoveanu, drei Jünglinge voll Talent.

Candian, obwohl er die Eile begriff, mit welcher sich alle wieder dem grünen Tisch zuwandten, bat, man möge doch zuerst ein Glas Champagner zu Ehren des neuen Gastes leeren.

„Mama Anica, ich bitte, schaukle Dich vorwärts und besorge uns drei Flaschen Extra sec."

Mama Anicas Gehen war nämlich mehr ein Schaukeln, als ob ihr bald der rechte, bald der linke Fuß kürzer würde.

Im Augenblick schien sie jedoch schwerhörig und hing mit den Blicken an den vor Panicu aufgehäuften Bankbillets, denn sie war im Verlust.

Candian wollte schon seine Bitte, etwas kräftiger stilisirt, wiederholen, als ihn George Panicu, mit den Augen nervös zwinkernd, unterbrach. Wenn der Teufel spricht, wird alles still.

„Ca-Ca-Candian, ich bitte, la-laß mich nur erst zu Ende abziehen, da-da-dann wollen wir Cham-Champagner tr-tr-tr-trinken. Herr Co-Co-Cosmin wird entschuldigen."

„Lassen wir ihnen ihr Vergnügen," entschied Candian und lispelte Cosmin ins Ohr: „Er ist unwiderstehlich, dieser Teufel — mit welch unübertrefflicher Eleganz er die Karten hält — und noch nicht volle neunzehn Jahre, er ist unwiderstehlich."

Panicu hatte mit unübertrefflicher Eleganz bis jetzt bei dreitausend Lei verloren. Alle anderen gewannen; der Schulrevisor, der Student, Misu Popovici, Mitica Fileanu und der talentvolle Ludoveanu, um nur von jenen zu sprechen, die wenigstens dreißig bis fünfzig Lei bei sich hatten.

Manoiu und Mama Anica waren im Verlust.

Mama Anica war wie ausgewechselt; sie hörte, sah und roch nichts mehr; alles schien in ihr erstorben außer dem schweren Atem und der fixen Idee: „Hätte ich vorsichtiger gespielt, wären tausend Lei mein."

Panicu spielte mit fieberhafter Eile. Der noch nicht ganz neunzehnjährige Teufel (was für ein Talent) versandte die Karten nach rechts und links mit wirklich überraschender Schnelligkeit, so daß sie das grüne Tuch des Tisches schnitten, wie vom Bogen geschnellte Pfeile.

Candian zog sich mit Cosmin in eine Ecke zurück und machte seine Bemerkungen über die Spielenden.

„Das sind Leidenschaften! Wenn sich jeder von diesen auf das Studium und die schönen Künste geworfen hätte, würden wir es hier wie eine Wiedergeburt Italiens empfinden.

„Du solltest sie während des Tages sehen. Was für glänzende, geniale Augen in den blassen Gelehrtengesichtern.

„Man sollte die erzeugenden und schöpferischen Kräfte der Rumänen organisiren, dann würde die Welt sehen, was diese tiefen Kenner des modernen Lebens zu leisten im stande sind.

„Der Revisor ist, in der vollen Bedeutung des Wortes, ein Weiser, aber was willst Du in Rumänien damit anfangen? In Frankreich wäre er schon lange Akademiker oder Professor an der Sorbonne.

„Jonel Ludoveanu ist vielleicht die erste Feder unserer Tagespresse. Dieser Lockenkopf schließt ein außerordentliches Talent in sich. Er hat nur vier Gymnasialklassen absolvirt und schreibt Leitartikel für ein gemäßigtes Blatt, das für Fortschritt und Ordnung kämpft.

„Mitica Fileanu ist das Gescheiteste, was Craiova hervorgebracht; die glänzende Durchführung seiner Dissertation an der Universität von Paris wurde in den Zeitungen besprochen und nach Versicherung des Blattes, für welches Ludoveanu arbeitet, haben die Professoren von Paris ihm glückwünschend die Hand gedrückt und ihren lieben Kameraden genannt. Einen einzigen Fehler besitzt er, und der ist — je nachdem — auch ein Vorzug. Er ist nämlich eine Art Sozialist-Opportunist in der Politik. Er hat ein ihm so eigentümliches politisches Programm, daß er weder der Meinung der Radikalen im Lande noch der Sozialisten ist, infolge wessen er keinen Anstand nahm, in sechs Monaten drei verschiedene Wahlprogramme bei Gelegenheit der Wahlen zu unterzeichnen. Alle drei Programme stimmten in gewissen Punkten mit dem seinen überein, das auf vier Grundideen aufgebaut ist: Patriot als Rumäne, konservativ gegenüber der ungarischen Diplomatie, Sozialist vis-à-vis dem Kapitale und Demokrat im Angesichte des Volkes.

„Pantazi wieder ist auch ein durchaus ernst zu nehmender Mann. Er besitzt eine gewisse Lebenserfahrung und eine Thatkraft ohne gleichen. Im Kartenspiele ist er geradezu typisch; er beobachtet erst eine Viertelstunde lang das Spiel, bevor er sich daran beteiligt. Er ist der Erfinder unserer Abende. Der Revisor nennt ihn in seiner klassischen Ausdrucksweise den ‚Solon des Glückes'. Er ist der einzige, welcher es verstanden, dem Glücke die Binde von den Augen zu ziehen.

„‚Rentier' ist nur eine Bezeichnung für ihn. In Wirklichkeit ist er einer der größten Künstler in seiner Art. Er verdient genug Geld, aber er verbraucht es auch. Wie sollte er mit Lina Theodorescu nicht viel Geld verbrauchen? Sie ist zwar schon nahe an dreißig, aber unübertroffen in den Geheimnissen der Liebe. Wenn ihre großen, feuchtschwarzen Augen nicht einen kleinen Stich ins Gelbe hätten, wären es die schönsten Augen in Rumänien. Eines Abends bezeichnete der Revisor dieselben mit der Schmeichelei ‚Ochsenaugen!' Da hättest Du Linica sehen sollen; sie war Feuer und beruhigte sich erst, als er ihr bewies, daß Homer die schönsten Augen mit dieser Bezeichnung belegt hatte.

„O, er ist stark, der Revisor; nur schwach am Beutel und im Spiele. Er ist im stande, seinen ganzen Gehalt auf eine Karte zu setzen, und langweilt uns dann, wenn er verliert, einen ganzen Monat hindurch mit seinen ‚Theorien des Glückes.'

„Laura D. (Niemals würde sie ihren Familiennamen, einen in den Annalen unserer Geschichte berühmten Namen, preisgeben.) Loradonna ist die

Schwäche Manoius; er tröstet sich mit ihr über die Xantupinoaea. Beachte nur, wie Ludoveanu es versucht, sich der Sevastita Pirigumenos zu nähern. Es wäre für ihn ein großes Glück; er würde mit einem Sprunge erreichen, was zum Beispiel Manoiu nur mit vieler Geduld und unter manchen Schwierigkeiten zu erkämpfen im stande war. Sie reizt ihn mit ihrem zurückweisenden Lächeln und den grünschillernden Blicken ihrer Augen, welche verheißen und verweigern. Sie ist jung und schön. Zu uns kommt sie nur, so — zum Naschen. Ihr Mann ist ein alter Grieche, krank am Magen, Leber, Nieren, und — nach einigen Professoren — auch am Herzen, der alljährlich ins Bad reist. Sie hat sich durch ein vom Gerichtsrat B... verfaßtes Testament gesichert und bleibt in Bukarest unter dem Vorwand, mon cher! — es ist zum Lachen — daß sie wieder guter Hoffnung sei. So oft der Grieche das hört, denn sie flunkert alle Jahre zur Zeit, wenn der Grieche verreisen soll, mit diesem interessanten Zustand, treten ihm die Thränen in die Augen und er deponirt regelmäßig bei Moriz Levy fünftausend Franken zu Gunsten Sevastitas.

„Die Angelegenheit endigt jedesmal mit der feierlichen Erklärung des alten Pirigumenos: ‚Du, Sevastita, ich frage Dich, wenn Du befiehlst, bleibe ich hier, und wenn man mich begraben sollte.‘

„Einige Tage vor seiner Abreise fühlt Sevastita gewisse Anzeichen, hat Ohnmachtsanfälle, keinen Appetit und klagt über die verschiedenen Beschwerden, die eine Mutter ihres Kindes wegen zu ertragen hat.

„Dieses Jahr sagte Pirigumenos, sie zum Abschied küssend: ‚Sevastita, erinnere Dich, daß ich schon voriges Jahr wie im bangen Vorgefühl Dich warnte. Schone Dich und zerstöre nicht wieder unsere Hoffnungen!‘ Er ist nämlich überzeugt, der gute Pirigumenos,“ sagte Candian laut lachend, „daß Sevastita jedes Jahr, bevor er aus den Bädern zurückkehrt, mit einer zu frühen Niederkunft verunglückt.

„Ich begegnete ihm einmal voriges Jahr und fragte: ‚Nun, wie geht es, Onkel Pirigumenos?‘ — Weißt Du, was er mir antwortete? ‚Gut geht's, hast Du noch nichts davon gehört? Im August habe ich einen Buben gehabt, ein Wunder von Buben; voriges Jahr war es ein Mädchen, jetzt wieder ein Bub — gut geht es, gut!‘“

Cosmin betrachtete lächelnd Sevastita.

Da erhob sich ein kleiner Lärm.

„Hast abgezogen — bleibt abgezogen,“ klang die Stimme Mama Anicas unter krampfhaftem Lachen vom grünen Tische her. „Du kannst nicht mehr zurück, Teufel Deiner Mutter, abgezogen bleibt abgezogen.“

Dem Herrn Panicu war nämlich ein Dreier vom Kartenpaket heruntergeglitten, welcher mit seinem Siebener als Lage gerade aus „bac“ machte.

Auf beiden Seiten waren gegen fünfzehnhundert Lei im Spiele.

Panicu zwinkerte stärker mit den Augen und fing an zu stottern, indem er erklären wollte, daß er die Karte nicht abgezogen habe, sondern daß selbe heruntergeglitten sei.

„Ich, ich, ich soll mi-mich erklären; ich ha-habe sie nicht ein-ein-einmal angerührt, sie ist ge-gefallen, von selbst he-he-heruntergerutscht. Die Da-Da-Damen sollen entscheiden.“

„Sehr gut, Herr Panicu, ausgezeichnet,“ höhnte Mama Anica vom Stuhl aufspringend, „das soll wohl heißen, daß ich keine Dame bin?!“

Linica Theodorescu, Sevastita Pirigumenos und Loradonna erfaßten sie, mit schmeichelnden Worten beruhigend, bei den Händen. „Mama Anica, teure! Anicuta, meine Liebe, was solltest Du sonst sein, wenn keine Dame?“ — „Laß, Mama Anica, des Teufels Glück muß umschlagen, es kann nicht ewig dauern, sei doch kein Kind!“ In Wahrheit hatte Mama Anica fortgesetzt verloren. Fräulein Zozo warf sich der Mama Anica an den Hals, küßte sie stürmisch auf beide Wangen und flüsterte ihr einige Worte in die Ohren, worauf sich Mama Anica in etwas beruhigte.

Der Unwiderstehliche bezahlte den ganzen Außenstand, „weil er ein-ein-einmal so-so ist!“ zum Vergnügen sämtlicher Spieler und besonders zu dem der talentvollen Petre Leon und Misu Popovici.

Nachdem so die Ruhe wieder hergestellt war, zog Lisi Gottlieb ihren Gewinnst an sich und sagte: „Setze, setze auf die Lisi, bravo, Lisi!“

Georges Panicu faßte sie schmeichelnd am Kinn und wiederholte, ihr nachahmend: „Bra-bra-bravo, Lisi!“

Candian machte Cosmin auf Zozo aufmerksam.

„Schau, mon cher, sie macht mit einem Worte, mit einem einzigen Kusse Frieden. Was für ein herziges Teufelchen! Betrachte sie, Cosmin, das runde Kinn, die glänzenden Augen! Wenn die andere wüßte, wie ich Zozo liebe! Ihr Name ist Zozo — ist das ihr Vorname? Von welchen Eltern? — unbekannt; sie selbst behauptet lachend, keinen Vater gehabt zu haben, und zweifelt selbst an dem Vorhandensein einer Mutter. Der Revisor nennt sie geboren wie Venus aus dem Schaume der — Welt!“

„Wer ist Panicu?“ fragte Cosmin.

„Das weiß ich selbst nicht so bestimmt. Er ist die Entdeckung unseres Pantazi. Unser Solon, sollst Du wissen, hat nämlich ein außerordentliches Talent in der Entdeckung ähnlicher Typen. Panicu erbte, wie ich weiß, kürzlich zwei Millionen. Voriges Jahr war Pantazi mit einem andern, ebenso reichen

Jüngling in Verbindung. Er zog mit ihm von einer Nachtunterhaltung zur andern, bis dieser eines schönen Tages mit einer Dame ‚von Welt' über die Grenze entfloh. Jetzt hat er den Panicu entdeckt. Dem macht alles Spaß. Mit kaltem Blute wirft er das Geld zum Fenster hinaus. Der Revisor nennt ihn ‚die Mensch gewordene moralische Kraft'. Burschen, wie Popovici, Leon, Ludoveanu und andere reißen sich um ihn; alle, im Vereine mit der Mama Anica, heißen ihn ‚den Unwiderstehlichen'.

„Lisi Gottlieb, seine Geliebte, hat er aus einem Mädcheninstitute, wo sie Lehrerin des Gesanges, der deutschen Sprache und der Malerei war, entführt. Sie ist nicht häßlich, die Deutsche; und ihm macht es unbändigen Spaß, wenn sie im Spiel gegen ihn setzt."

Das Kartenpaket war seinem Ende nahe, da erhob sich Pantazi und verkündete in tiefem Baß: „Beim letzten Abziehen riskire ich auch zwei Napoleons."

„Solon spielt?" fragte verwundert Candian, „da setze ich auch hundert Lei auf Seite Zozos; bei Gott, setze auch Du zwanzig Lei, es ist für Solon."

Cosmin erhob sich vom Stuhl.

„Gut, ich werde auch einen Napoleon opfern."

„Warte, George, zieh nicht ab, Jorgu Cosmin will Dich beehren."

„So gefällst Du mir, Cosmin," rief Manoiu, sich die Hände reibend.

Die Frauen betrachteten neugierig Cosmin. Er spielte zum erstenmale in seinem Leben. Er fühlte sich von einer bis jetzt unverstandenen Lebensfröhlichkeit durchströmt und vergaß in dieser lustigen, lärmenden und leidenschaftlich erregten Gesellschaft alles Vergangene.

Der Bankier zog ab und verlor auf allen Feldern.

„Das ist der Zauber Cosmins!" rief Manoiu, „trinken wir ein Glas Champagner zu Ehren Jorgu Cosmins!"

Die Weiber, mit Mama Anica an der Spitze, wiederholten: „Zu Ehren Jorgu Cosmins!" Nur Fräulein Gottlieb murmelte, ihren Gewinn zählend: „Setze, setze, Lisi, bravo, Lisi!"

Die Mama Anica verschwand, um den Wunsch nach Champagner zu erfüllen; George Panicu erklärte, daß er fün-fünf-tau-tau-tausend Lei verloren habe im gan-ganzen!

Die Gesellschaft verteilte sich, in Erwartung des Champagners, in mehrere Gruppen. Manoiu nahm den Arm Cosmins und fragte, was er mache, wie er lebe, wie es mit den Studien gehe — und nach kurzer Pause:

„Und Sascha?! Ist sie wohl? Eine reizende Frau!"

„Sie ist gesund," antwortete Cosmin.

„Und Malerian?"

„Auch! Jedoch sage mir, Manoiu, sind Candian und die Mama Anica verwandt?"

„Gott bewahre! Verwandte! Die Mama Anica war seinerzeit die berühmteste Zubringerin. Vor einigen Jahren trug sie sich mit der Absicht, ein Institut für Lebemänner zu errichten, wie sie solches in Paris kennen gelernt hatte, das heißt, sie war zu diesem Zwecke nach Paris gereist. Eines Tages machte sie auf der Straße die Bekanntschaft Candians und bot ihm an . . ."

„Was?" fragte verwundert Cosmin.

„Nun, was?! Was glaubst Du wohl? Sie schlug ihm vor, ihn einer Dame vorzustellen . . . Der Dame, mit welcher er heute noch lebt. Es ist eine Witwe, von beiläufig vierzig Jahren mit einem Einkommen von circa hundertundfünfzigtausend Lei jährlich. Sie bezahlt Wohnung, Monatsequipage, das ganze Leben und so weiter, jedoch mit der einen Bedingung, daß die Mama Anica den Herrn Candian überwache. Mama Anica, als Frau von Geist, nimmt von allen Seiten, sie gestattet dem jungen Mann seine Phantasien, ja, sie selbst hat Zozo für ihn entdeckt! Ein wirklich reizendes Mädchen!"

Cosmin wurde nachdenklich.

Wie? so — ohne sich zu sehen, ohne sich zu kennen, nur nach Alter und ums Geld? Welche Schamlosigkeit! Und er, der sich tausend Vorwürfe machte! Was hatte er sich denn zu schulden kommen lassen, im Vergleich zu diesem? Hatte er sich anwerben lassen, hatte er sich verkauft, wie irgend ein Stück Fleisch, nach Muskeln und Frische?

Er würde über die ganze Angelegenheit beruhigt sein, wenn der große Kopf mit den Augen, wie zwei dunkle Löcher und die sanften blauen Augen Gelinas nicht wären.

Ludoveanu, der Rechtshörer, Petre Leon und Misu Popovici plauderten leise zusammen.

Ludoveanu gab ihnen ein Zeichen.

„Groß ist Solon. Er hat noch einen Besseren als voriges Jahr gefunden. Dieser hat keine blasse Ahnung vom Spiel. Er hat weiter nichts gelernt, als die Karten nach rechts und links zu werfen. Noch ein Abend wie heute, und unsere Ferienreise ist gedeckt. Wißt ihr, was Zozo mit ihm gemacht hat? Sie hat ihm denselben Schlager zweimal gezeigt!"

„Und er hat nichts davon bemerkt?" fragte Misu Popovici, indem er ein Kreuz schlug.

„Man kann mit ihm spielen, wie man will, er ist blind. Ein Glück, daß Solon ihn entdeckt und uns zugeführt hat."

Der Revisor, der gerade an ihnen vorüber schlenderte, hielt an, und mit der Hand durch seine Haarmähne fahrend, sagte er:

„Bei den Spartanern hielten sich die Jünglinge

abseits und sprachen nur unter sich; ihr seid dieser Heldenstadt würdig." Dann lachend: „Nun, wie ist es euch beim Spiele ergangen?"

„Ein paar Hunderter für jeden," antwortete der Student der Rechte.

Der Revisor gab Ludoveanu ein Zeichen. Dieser erhob sich rasch und sie setzten den Weg zusammen fort.

„Wie geht es mit Sevastita?"

„Ziemlich langsam!"

„Zeige Dich nicht zu stark verliebt. Es wäre wenig schade, Ludoveanu. Sie ist hübsch, jung, hat Geld und Du ... ich versichere Dich, Du gefällst ihr, aber etwas mehr von oben herab."

„Ich verstehe!" Zwischen beiden bestand eine alte Freundschaft.

Panicu erzählte während dessen den Damen, wie er als sechzehnjähriger Bursch nahe daran war, die Frau des Präfekten zur Scheidung zu veranlassen, wenn dieser gewaltthätige Bezirksverwalter ihn nicht — gegen alles Gesetz — eingesperrt und seine Frau — im neunzehnten Jahrhundert — durchgeprügelt hätte.

Jetzt zeigte sich der immense Busen der Mama Anica zwischen der Thüre und wurde mit einer Beifallssalve begrüßt. Ihr folgte ein ungarisches Dienstmädchen mit dem Champagner.

Nun ließ man alles hochleben! Panicu versicherte, daß niemand im stande sei, so viel gu-guten Cham-Champagner wie er zu vertilgen, ohne sich zu betrinken. Wirklich trank er in einem fort mit On-Onkel Pa-Pan-Pantazi anstoßend, der klüglich noch beim ersten Glase hielt. Er trank, plapperte, ohne verstanden zu werden, und küßte den rei-rei-reizenden Damen und Fräuleins die Hände. Mama Anica versicherte mit schon schwerer Zunge, daß derjenige, den sie im Leben allein wahrhaft geliebt habe, dem unwiderstehlichen Panicu so geähnelt habe, daß sie glaube, ihn wieder vor sich zu sehen.

„Entschuldigt mich, Monsieur Panicu," fuhr Mama Anica, die Thränen abtrocknend, fort, „ich muß Dich küssen, um wieder Jugendfeuer in mir zu fühlen!"

Lachen und Beifall! „Die Mama Anica brennt! Die Feuerwehr soll kommen! Das Jugendfeuer, das sich jetzt durch sie ergießt, ist eine tugendhafte, menschliche Empfindung," docirte der Schulrevisor, „die Liebe nach Plato-Hegel." Dieser Bemerkung folgte eine schwungvolle Beglückwünschung durch Ludoveanu, welche übrigens die Mama Anica etwas nachdenklich machte. Sie fragte später leise: „Was ist denn das, was der Revisor von mir gesagt — am Ende eine Krankheit! Mir ist schon seit einiger Zeit so nicht ganz gut!"

Jugend, Lustbarkeit, Champagner, Freiheit und Wärme arbeiteten in Cosmin wie ein Wildstrom, der die Wurzeln, die nicht die genügende Tiefe haben, hebt. Ein Glas Champagner war hinreichend, um in ihm einen erwärmenden Strom zu erzeugen, der vom Gehirn nach den Wangen floß, gegen die Schläfe ging, hinauf und in die Tiefe, und alle traurigen Erinnerungsbilder verwechselte und verlöschte, sowie sein ermüdetes Gewissen mit anderen zauberhaften, bis jetzt unbekannten Eindrücken erfüllte. Dann kam das zweite — und das dritte Glas ... „Die Welt ist so, wie du sie dir schaffst, sei überzeugt davon. Der ernste Mensch ist sich selbst und der Menschheit Feind. Die Eindrücke folgen sich und müssen einer durch den andern verwischt werden. Wer immer an Unglück denkt, fühlt sich immer unglücklich, und jene sind krank zu nennen, die unter dem Eindrucke ein und desselben Gedankens leiden. Wenn du in dir selbst nicht Verzeihung und Nachsicht findest, wie sollen dir andere Nachsicht und Vergebung schenken? Nach Candian ist das Leben — Glück, und nur Narren weigern sich, ihren Platz an der großen Welttafel einzunehmen. Das Vergessen ist der höchste Trost aller, der Schlechten wie der Guten. Wir können die Natur nicht zwingen, wir sind ein Spielzeug in ihren Händen, nicht sie ist unsere Dienerin. Die Augen Cosmins fingen an zu glänzen.

„An was denkst Du, Cosmin?" fragte Candian, ihm ein Glas Champagner reichend.

„Woher weißt Du, daß ich überhaupt an etwas denke?"

„Dein Gesicht sagt mir das in seinem fröhlichen Ausdruck, mein Lieber. Ein Mensch, der an nichts denkt, macht keine derartige Grimasse. Du trinkst nicht?"

„Es wäre das vierte Glas! Zu viel!"

„Zuviel? Und warum? Das ist doch nicht Wein wie bei Constandin! Wer wird denn alles so genau abmessen und berechnen wollen, da bleibt ja zuletzt nichts übrig als ein Revolver ..."

„Revolver!" Was mag Paul Malerian jetzt thun? Er traut sich nicht! Der Anblick des Revolvers ... und welche Augen — Dummköpfe ... Candian ist doch nicht so schlecht, wie es den Anschein hatte. Er hat eben nur seine Jugend verkauft. Was hätte die Welt denn gewonnen, wenn Candian, anstatt der Werbung Mama Anicas zu folgen, Gerichtsvollzieher oder Untersuchungsrichter geworden wäre? Nichts! Oder, machen wir die Gegenprobe, was verliert die Menschheit, wenn Candian das Geld einer liederlichen Witwe verschwendet? Absolut nichts. Wenn Panicu Geld verschleudert, warum soll man da nicht mitsammeln? In dieser Art wäre es vielleicht möglich, an Sascha zu schreiben: „Du hast mir geliehen, ich beeile mich, zurück zu zahlen."

Infolge dieſer Betrachtung näherte er ſich wieder Candian und fragte mit der Miene eines ungeduldigen Spielers:

„Nun, was denkt eigentlich Panicu? Will er keine Bank mehr halten?“

„Monſieur George!“ rief Zozo, „genug mit dem Hofmachen! Wen willſt Du noch beſiegen? Es iſt Zeit für eine kleine Bank!“

„Neue Karten,“ ſagte Mama Anica, ihm auf den Hals rückend, „oder fürchten Sie ſich?“

„Ich? ich?! Da ke-ken-kennen Sie mich ſchlecht, Mama Anica,“ antwortete Panicu; „eines Tages verlor ich ... erzähle Du, On-Onkel Pantazi!“

„Böſe Erinnerungen, lieber Neffe,“ bekräftigte Pantazi; „es war bei mir zu Hauſe und mir daher doppelt unangenehm. Einen ſo hartnäckigen und dabei ruhigen Spieler habe ich noch nie geſehen, er verlor damals bei zwanzigtauſend Lei und lachte dazu und machte Witze.“

„Die Fleiſch gewordene moraliſche Kraft!“ bemerkte der Reviſor.

„So iſt es, ſo iſt es,“ rief Loradonna. „Ich trinke dieſes Glas Champagner auf das Wohl Georg Panicus.“ Sie trank aus und ſchlug einen Triller a-a-a-a-a-a-a-a.

Alles umdrängte ſie. Panicu verſicherte, daß ein ſolcher Triller eine neue Bank verdiene, und bewegte die Hände, als ob er ſchon die Karten miſche. Erhitzt wie das Feuer, mit ſtieren, thränenden Augen ſtolperte er durch die Stühle bis zum grünen Tiſche. Der Champagner und der Tabak arbeiteten mächtig in dem Unwiderſtehlichen. Fräulein Liſi nahm den Platz neben ihm. Mama Anica überreichte ihm auf ſilberner Platte zwei Spiele Karten.

„Wie einen Kaiſer bediene ich Sie, Herr Panicu!“ (Sie dürfte auch ſchon viele Kaiſer bedient haben.)

In einigen Minuten verlor Panicu zweitauſend Lei.

„Was Teufel!“ philoſophirte Cosmin, „wenn er verliert, ſind es immer ganze Banknoten, wenn er gewinnt, weiſt alles nur kleine Beträge als Einſatz auf; es ſcheint, daß alle ihre Einſätze zurückziehen, wenn ſie verlieren?“

Mama Anica unterbrach mit einemmale ihr Spiel, nahm den Arm Pantazis und verließ mit ihm den Salon. Nach kurzer Zeit kamen ſie wieder, Arm in Arm, zurück.

Es fing an Tag zu werden; ein ſchwaches, bleiches Licht drang durch die Fenſtervorhänge.

„Wenn ihr ein Fenſter öffnen und ein bißchen Luft hereinlaſſen wollt, gebe ich euch auch noch eine Bank,“ verkündete lachend Pantazi, und ſpazierte, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, durch den Salon.

„Solon läßt ſich zu den Sterblichen herab!“ ſpöttelte der Reviſor.

„Was für ein Wun-Wun-Wun—“ was für ein Wunder, wollte Panicu ſagen, welcher die Karten ſchon etwas ermüdet nach rechts, links und in die Mitte verteilte; „ich will mich dann ent-ent-ent—“ er wollte ſagen, daß er ſich entſchädigen wolle.

Panicu hatte nämlich eine große Achtung vor Onkel Pantazi. Er wußte auch warum. Wer bedauerte ihn, wenn er verlor? Wer riet, nicht überall und mit wem immer zu ſpielen? Wer führte ihn in ſo luſtige und feine Geſellſchaftskreiſe? Wer beſtätigte, daß er Frauen gegenüber unwiderſtehlich ſei? Und wer endlich war der treue Geſchichtsſchreiber jener großen Schläge, die er, ohne zu erbleichen, wie ein wahrer Held des Kartenſpiels, durchführte? Immer Pantazi. Georg Panicu beeilte ſich demnach, auch das letzte Spiel zu verlieren, und übergab die Hand an Pantazi.

Derſelbe fing an die Karten zu miſchen.

Die Spieler erhoben ſich, um die Glieder ein bißchen zu ſtrecken. Einige verlangten Kaffee mit Cognac. Ludoveanu nahm den Reviſor unter den Arm. Cosmin ſpazierte hin und her. Zufällig kam er in die Nähe des erſten Paares und hörte, ohne es zu wollen, einige Worte ihres Geſpräches:

„Du, bei Pantazi mußt Du nicht viel ſetzen!“ ſagte Ludoveanu zum Reviſor.

„Ich weiß!“ antwortete dieſer.

Warum ſollte er nicht viel ſetzen, grübelte Cosmin, was bedeutet das „Ich weiß“? Was weiß er?

Cosmin hatte noch hundert Lei, wenn ihm nur der Kopf nicht ſo weh thäte, dann und wann ward ihm wie übel, ein ſchwarzer Kaffee dürfte wohlthun.

„Fertig!“ rief der Reviſor, ſeinen Backenbart zurückſtreifend. „Wer hebt ab? Willſt Du, mein lieber Panicu?“

Panicu ließ die Karte, mit der er einſchneiden wollte, einigemale fallen; es war eine Treffdame; wenn er mit dieſer Karte einſchnitt, mußte jeder Bankier zu Stau-Staub werden.

„Ich be-be-be-bedaure Dich, Onkel Pa-Pantazi! Ich habe mit der Treffdame eingeſchnitten.“

So iſt er nun einmal, im Kartenſpiel gibt es keine Rückſichten, ſelbſt für Onkel Pantazi nahm er die Treffdame, um einzuſchneiden, ſonſt freute ihn das ganze Spiel nicht.

„Fertig!“ ſagte Pantazi zum zweitenmal, und jeder beeilte ſich, mit einer Taſſe türkiſchen Kaffees bewaffnet, ſeinen Platz einzunehmen.

In der Bank befanden ſich fünfhundert Lei.

„A che-che-cheval,“ ſtotterte Panicu und — gewann.

Pantazi lachte, begoß die Bank von neuem, verlor dreimal nach einander, zerriß dann die Karten und verlangte andere.

Die Mama Anica beeilte ſich, ihm ein Paket

Karten zu überreichen, das wohl schon vorbereitet gewesen, gleichzeitig fing Pantazi — ganz gegen seine Art und Weise — mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an zu sprechen, zu lachen, zu gestikuliren und mit allen Frauen am Tisch zu scherzen.

„Fertig!“ rief er und hielt die Karten Panicu zum Abheben hin.

Schien es Cosmin nur so, oder hatte Pantazi die Karten wirklich nicht gemischt?

Cosmin glaubte, ohne Bestimmtes zu wissen, schlecht gesehen zu haben. Der Kopf schmerzte ihn ganz außerordentlich, und doch wollte er sein Glück einmal noch versuchen.

Panicu verlangte eine Treffdame und schnitt ein.

Es waren tausend Lei in der Bank.

Das diesmalige „a che-che-cheval“ verlor.

Das Spiel zog sich im ganzen langsam weiter, alle setzten vorsichtig, wie zurückgehalten, und nur Panicu warf wie besinnungslos Banknoten auf Banknoten auf den Tisch, denn er war überzeugt, daß er bei der letzten Treffdame die Bank spr-spr-sprengen müsse.

Bei der Hälfte des Spiels angekommen, fand sich für Pantazi beiläufig der zehnfache Einsatz in der Kasse.

Cosmin hatte alles verloren.

Candian lieh ihm dreihundert Lei.

In wenigen Sätzen waren sie verloren. Candian streckte ihm weiteres Geld vor und riet, „weniger zu setzen,“ es kommt schon manchmal so, es gibt rasante Banken.

Cosmin wollte nicht hören. Wie ist es möglich, daß jemand so fortgesetztes Glück habe? Solche Zufälle sind erschütternd; er wäre im stande, sich selbst auf eine Karte zu setzen, denn es kann doch nicht immer gelingen, er muß doch auch einmal gewinnen. Ach, und sein armer Kopf! Er hatte offenbar zu viel Champagner getrunken; der Kaffee hat daran nichts verbessert — es überkommt ihn wie eine Ohnmacht. Daß ihm nur nichts passirt — Gott, welche Schande ... Er hatte noch fünfzig Lei, soll er alles riskiren? Er setzte sie und verlor. Er war gelb geworden wie Wachs und fühlte sich unwohl. Schnell gab er Candian ein Zeichen.

Der schaute ihn verwundert an und nicht wissend, was er noch wolle, fragte er:

„Soll ich Dir noch mehr geben?“

„Nein,“ antwortete Cosmin, die Zähne zusammenpressend, „fort ... fort ...“

„Komm in mein Schlafzimmer,“ beruhigte Candian, ihn unter den Arm nehmend.

„Wohin geht ihr denn?“ fragte Zozo lachend.

„Wir kommen gleich zurück,“ antwortete Candian.

Aber nur er allein kehrte zurück und erzählte den anderen, daß sein Freund, nicht gewöhnt an Champagner und durchwachte Nächte, sich etwas unwohl fühle. „Er ist eben noch wie eine Jungfer!“

„Wo hat er denn seine Erziehung genossen?“ fragte Sevastita Pirigumenos.

„Im Institute bei den Klosterfrauen,“ antwortete lachend Loradonna, „wo ich gelernt habe, Briefe in Geheimschrift zu schreiben.“

„Wie, ihr spielt mit Geheimnissen?“ rief die Mama Anica und stieß Pantazi mit dem Ellenbogen.

Das Resultat dieses Spieles ergab, daß Georg Panicu alles verlor, was er in der Tasche hatte, wobei er schwor, daß ihn die Treffdame noch selten so im Stiche gelassen habe, aber Lisi wird, wie er hofft, ihn dafür entschädigen.

„Ist es so?“ fragte Ludoveanu den Revisor, die sich in einer Ecke des Salons zusammengefunden.

„Ja,“ antwortete der Revisor, indem er einen Pfiff ausstieß. Dann bemerkte er Panicu, der in einem Lehnstuhl glücklich eingeschlafen war, und setzte lachend hinzu: „Er schläft wie Hannibal nach Capua.“

*

Jorgu Cosmin befand sich im Schlafzimmer Candians. Das Uebelbefinden war etwas gemildert, aber der Kopf schmerzte ihn bis in die Tiefe der Augen. Alles war hier in Seide und Stickerei; am Toilettetisch stand eine Reihe von Parfümfläschchen, kölnisches Wasser, Brillantine und so weiter. Das Zimmer erfüllte ein aromatischer, schwerer Geruch, ein Duft, welcher einschläfert.

Ach! — wieder war ihm etwas leichter. Champagner, Tabaksqualm, der Lärm, das Spiel, besonders das Spiel hatte ihn um seine Besinnung gebracht.

Es kam ihm vor, als ob er ein anderer sei. Eigentümliches Gefühl, wenn man wer anderer zu sein glaubt. Man sieht ordentlich, wie der eine vergeht und sich in dessen Haut ein neues Leben entzündet. Dann kam es über ihn wie ein Wirbel, der ihn auffaugte, und jemand, der ihn auf den Armen hinaustrug, hinaus ins Freie, in die Luft, in die zitternde Frische des jungen Morgens.

Die erste Empfindung, wenn dein Kopf nach einer langen Reise auf einem weichen Polster ruht, ist gewiß angenehm. Was für eine Reise? Das Bett schien sich bei den Füßen zu drehen, langsam und sanft, so sanft, daß die süße Bewegung Cosmins Körper umschmeichelte. Schlief er? War er krank? Er wußte es nicht. Krank oder nicht — wie hellsehend enthüllte sich vor seinem Auge das Geheimnis des letzten Spieles. Mama Anica verläßt mit Pantazi den Salon; Ludoveanu rät dem Revisor, vorsichtig zu setzen, und dieser antwortet: „Ich weiß!“ Pantazi spricht, lacht, gestikulirt und scherzt, gegen seine sonstige Gewohnheit, um das Nichtmischen der Karten zu maskiren, und bietet dieselben endlich Panicu zum Abheben. Candian, der ihm zum zweitenmale Geld leiht, raunt ihm zu, vorsichtiger zu

ſpielen; alle, ſelbſt der ſonſt ſo leidenſchaftliche Spieler Manoiu ſetzen zurückhaltend und überlaſſen es Panicu allein, was er in der Taſche hat, auf den Tiſch zu werfen. Es gibt keinen Zweifel, die Karten waren vorbereitet! Welche Schande! Ein wahres Verbrechen!

Ein junger Millionär, unerfahren, und vom Geldbeſitz umnebelt, findet ſich unter ſolche Leute geſtoßen, und nicht einer, nicht ein einziger, der ihm zuruft: „Siehſt Du denn nicht, daß man Dich ausbeutet, daß man Dich betrügt!?“ Alle dieſe brauchen Geld und immer Geld! Gierig, wie die Raupen über den blühenden Obſtbaum ſind ſie über ihn hergefallen, und ohne Mitleid ...

Vor einem Jahre war Cosmin noch in Muscel.

Da ſah er hinter Moſoroae einen Baum, wohl den höchſten und geradeſten dieſes hundertjährigen Beſtandes, aber wie trauernd, beinahe abgeſtorben, bedeckt mit einer Art rauchblauen Schleims, der von den Zweigen niedertropfte. Ein Bauer verſicherte, daß dieſer königlich ſtolze Baum in längſtens zwei Jahren mit dem erſten Sturmwinde fallen werde, wegen der Millionen Paraſiten, die ihn langſam, langſam von der Wurzel bis zu dem in die Wolken ragenden Wipfel durchfraßen.

Wie hätte ſich ein Georg Panicu von ſeinen Paraſiten frei halten ſollen? Ein Glückspilz, der, obwohl noch nicht neunzehn Jahre, ſchon ſo trank, rauchte und ſpielte ... Wenn dieſer unter der Menge und Gier der Paraſiten gefallen, wird ein anderer, ebenſo unerfahren und reich, an die Reihe kommen ...

Wie glänzend erſcheinen die Paraſiten beiderlei Geſchlechts, wenn ſie mit flüchtigen Pferden auf der Straße dahinjagen! Sie unterſcheiden ſich nur dadurch von jenen Paraſiten am Baume, daß oft ein Menſchenparaſit vom andern lebt, Paraſit vom Paraſiten, die ſich wie giftgeſchwollene Guirlanden vom Menſchen zum Menſchen ziehen und die Vermögen anderer von Hand zu Hand reichen.

Die Witwe Candians beerbte ihren Mann, den Großgrundbeſitzer, Candian läßt ſich die Taſchen von der Witwe füllen, Mama Anica leert den Geldbeutel Candians, Fräulein Zozo lebt auf beider Rechnung und Gott weiß, wer die Taſchen des Fräulein Zozo erleichtert ... Paraſit, Lebenskünſtler — ein häßliches Leben, ein leichtes Leben!

Man verlangt nichts weiter als vollſtändigen Mangel jeden Gefühls für Anſtand und gute Sitte. Biſt du verſtändig, gebildet, talentirt — deſto beſſer, du wirſt dann eben ein beſſer bewehrter, ſchlauerer Paraſit, der in höheren Kreiſen ſchmarotzt.

Sollte er auch auf dem Wege ſein, Paraſit zu werden?

Seit langem fühlte er ſich auf abſchüſſiger Bahn abwärts, aber wenigſtens ſank er bis jetzt, wie er glaubte, im Lichte. Dieſe Nacht hatte er den erſten Blick in eine Höhle, eine Wildnis ohne Luft, ohne Licht, ohne Ende gemacht; wie wird er ſich wieder zum Licht, zum Himmel hinaufretten? Wie beſänftigend war die Erinnerung an Gelina! Ihre Augen ſind tief wie der Himmel; ihr Haar, wenn ſie es kämmt, wallt leicht und ſonnenſtrahlglitzernd herunter wie die Feuerkrone der heiligen Jungfrau, zu der er betete, als er noch ein Kind war. Als er noch ein Kind war — wie viel Zeit iſt ſeitdem vergangen!

Ein großer Garten mit hohen Obſtbäumen ... Hügel mit Weinſtöcken ... Die warme Hand ſeines Vaters ... Das Städtchen, das Haus, dem die Mutter fehlte ... O, wie ſchmerzhaft iſt es, keine Mutter zu haben ... Wer ſoll dich ſtreicheln und lieben? — Ach! — ſein Bewußtſein ſchwand.

Welch ſüßer Traum! Er ſah ſich mit Gelina in den Weinbergen ſeiner Vaterſtadt. Er war wie in die Kindheit zurückverſetzt mit allem, was damals begehrenswert geſchienen; war dies nicht ein göttlicher Traum?

(Schluß folgt.)

Weiße Veilchen.

Von

Annie Vivanti.

Die weißen Veilchen ſend' ich dir, die bleichen,
Die farblos zwar und ohne ſüßen Duft,
Und doch den blauen Schweſterchen noch gleichen,
Die fröhlich blühn in friſcher Frühlingsluft.

So bleibt von Liebe, die wir opfern müſſen,
Im Herzen auch ein blaſſer, trüber Schimmer —
Ein Lieben ohne Lächeln, ohne Küſſen
Und Liebe doch für immer.

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

(Fortsetzung.)

VI.

„Ich meinerseits gehe, ob es schneit oder regnet, Sommer und Winter spazieren, aber pünktlich um fünf Uhr," hatte Professor Barth wiederholt, und Fritz folgte dem Rufe und fand sich pünktlich ein. Bei jedemmal fiel eine neue Decke von der klaren, verständigen Wahrheit, die sich so lange vor ihm verborgen hatte. Anfangs schimmerte sie nur vor ihm, dann wurden die Umrisse schärfer, bis er vermeinte, von Angesicht zu Angesicht derselben gegenüber zu stehen und nunmehr durch eigene Arbeit sie völlig in sich aufnehmen zu können. Er fühlte sich bereits stark und sicher und studirte nach einem bestimmten, von Barth angedeuteten Plan, ein Werk nach dem andern.

Indessen war er während dieser Promenaden so lange der Empfangende gewesen, daß er mit der steigenden Sicherheit bald das Bedürfnis zu fühlen begann, auch der Gebende zu sein. Er wollte sich einen Kreis schaffen, auf den er einwirken konnte, und daher versammelte er jeden Sonnabend einige Kommilitonen um sich, unter welchen er alles neue, das er in sich aufgenommen hatte, zur Diskussion stellte. Er verstand es vortrefflich, die Aufmerksamkeit auf die Gegenstände zu lenken, die er behandelt zu wissen wünschte, und durch absichtliche Behauptungen eine Diskussion hervor zu rufen, durch welche er der Erkenntnis der freien Anschauungen, die er als Kontrast zu den ererbten Gesichtspunkten hinstellte, Bahn brach.

In diesen Zusammenkünften wurde eifrig über den Dogmenglauben und die geistige Sklaverei, über Genuß und Moral, über Liebe und Ehe, über Schönheit und Wahrheit in der Dichtkunst und über unzählige andere Dinge verhandelt. Schon am ersten Abend fühlte er, daß er starken Eindruck gemacht hatte, als er nach einigem Widerstand sie alle zu der Anschauung gebracht hatte, daß das größtmögliche Glück die Aufgabe des Lebens sei und daß das Glück dasselbe sei wie der Genuß, in dem selbst das anscheinend Gute und Aufopfernde auf der persönlichen Befriedigung beruhe, indem man die guten Handlungen in der Hoffnung auf Belohnung hier oder jenseits vollbringe.

Fritz war von dem ersten Versuch befriedigt, und nachdem die Freunde gegangen waren, begann er die Effekte, die er erreicht hatte, zu resumiren. Es fiel ihm ein, daß die Stellung, die er hinter dem Stuhl gewählt, als er einmal das Wort hatte, sich auch bei wirklichen Vorträgen natürlich und gut ausnehmen werde. Er stellte den Stuhl vor den Spiegel und probirte, legte die eine Hand mit den altertümlichen Ringen auf die Stuhllene und bekräftigte die Worte mit einer kleinen Bewegung mit dem andern Arm, während er einige Sätze mit demselben Mienenspiel und denselben Gesten sprach, als ob er noch ein Auditorium vor sich habe, und er fand, daß es ganz vorzüglich gut aussah. Beim öffentlichen Vortrag mußte diese Stellung wirken.

Am ersten Abend waren nur vier oder fünf Personen anwesend. Später fanden sich noch mehrere ein, und Wedel Stenersen gehörte selbstverständlich zu ihnen. Das alte, vertrauliche Verhältnis mit diesem war nämlich ganz wieder hergestellt. Teils vermochte Wedels warmes Gemüt der Bitterkeit nicht länger Raum zu geben, teils war noch einer der kleinen Umstände hinzugetreten, die so plötzlich das Eis zu brechen im stande sind.

Wedel verliebte sich nämlich bald in diese, bald in jene Person. Die junge Weiblichkeit übte nun einmal eine starke Anziehungskraft auf ihn, und das offene Wesen des lebhaften, hübschen jungen Mannes sprach die jungen Damen an, so daß sich immer bald die luftigen Gewebe einer flüchtigen Zuneigung entwickelten, die eine Dame der Hauptstadt so vor-

züglich zu spinnen versteht. Aber seine lebhafte Phantasie sah viel zu bald solide Fesseln, wo sich nur reizende, haarfeine Fäden befanden, die nur gesponnen waren, um in der Beleuchtung eines Ballsaals zu glänzen und zu flimmern, und wenn er dann vielleicht feurig zugriff, um sie festzuhalten, geschah es oft, daß das ganze Gewebe, das nur von zarten, wogenden Stimmungen berührt werden durfte, zerriß und in ein Nichts verschwand, sogar ehe die Gedanken in Worten Ausdruck gefunden hatten. Aber sehr bald darauf wurde er wieder durch eine andere gefesselt, und dasselbe Spiel begann von neuem.

Fritz, der selbst ein Meister darin war, mit seinen Stimmungen zu spielen, und der mit großer Sicherheit zu lösen verstand, was nicht gesprengt werden durfte, kannte sehr wohl die Schwäche seines Freundes und war nicht im geringsten verwundert darüber, als Wedel eines Tages zu ihm kam und erklärte, daß er grenzenlos unglücklich sei. Das pflegte er sonst in einer Nacht zu verträumen.

„Bist Du vielleicht wieder einmal verliebt gewesen?" fragte Fritz, der jedoch nicht sonderlich erschüttert wurde, weder durch das hoffnungslose „Ja", noch durch den großen klagenden Blick, den Wedel ihm zur Antwort gab. „Nun, das geht wohl wieder vorüber."

„Nein, diesmal ist es verzweifelter Ernst — ich habe gefreit."

„Was? Warst Du schon so weit gekommen?"

„Und ich war meiner Sache so sicher, daß ich es aufrichtig meinte, aber — o, ich ertrage es nicht — sie ist schon verlobt."

„Verlobt? Aber wer in aller Welt ist es denn, von dem Du sprichst? Das hast Du noch gar nicht gesagt."

„Klara With." Wedel blickte verlegen nieder, stellte sich dann ans Fenster und blickte hinaus.

„Ach die! Und in die kannst Du Dich verlieben!" erwiderte Fritz, indem er sich erhob, die Hände in die Hosentaschen steckte und ironisch gutmütig Wedel anblickte.

„Du verstehst sie nicht, Fritz — sie ist ganz anders als Du glaubst, zart, kindlich und ein Gefühl..."

„Den Teufel auch!" sagte Fritz. „Ein richtiges verzogenes Provinzfräulein ist sie."

Und nun begannen sie darüber zu disputiren, in wie weit an Klara With etwas sei oder nicht.

Dieser Disput beruhigte in hohem Grade Wedel Stenersen, denn vielleicht hatte er sie doch in einem allzu idealen Lichte gesehen — Fritz pflegte scharf zu sehen — aber vor allem hatte er jetzt wie in alten Tagen sein Herz dem Freunde seiner Kindheit gegenüber erleichtert.

Es schien ihm, als habe er sich selbst ganz wiedergefunden.

Und dadurch war das Verhältnis zwischen ihnen wieder das alte geworden. Wedel nahm mit großem Eifer an den Sonnabendsitzungen teil und war am eifrigsten darin, im gesellschaftlichen Leben und unter den Kommilitonen über Fritz' Geistesreichtum und Ueberlegenheit zu sprechen. Man begann nach und nach auf diese Lobreden zu hören, welche dem jungen begabten Randel den ersten emporkeimenden Ruf eines genialen Menschen verschafften.

Das Gerücht über diese Zusammenkünfte gelangte auch zu Professor Barth.

„Sind Sie nun auch ganz sicher," sagte dieser, „daß es gesund ist, auf diese Weise andere in Ihre eigenen Anschauungen und Gärungen hinein zu ziehen? Denn eine Gärung ist es sicherlich bei Ihnen, Randel."

„Ich mache keine Propaganda, Herr Professor. Aber wenn wir jungen Leute zusammenkommen, kommt es ganz von selbst, daß wir mitunter uns ein wenig über das gewöhnliche Gespräch oder über die tägliche Konversation der Spießbürger erheben." Er erwiderte dies in einem bescheidenen Ton, doch schien er sich durch die Aeußerung „Gärung" ein wenig verletzt und getroffen zu fühlen.

„Nun, nun, ja, aber seien Sie vorsichtig. Es gibt ja viel, was man herabreißen kann, das ist gewiß und wahr, aber unter diesen jungen Leuten kann sich wohl der eine oder der andere befinden, der nicht den Stoff in sich hat, etwas Besseres wieder aufzubauen. Ich sage daher nur, seien Sie vorsichtig!"

Einige Zeit später traf Fritz bei dem Professor den Advokaten Hoel, welcher der politischen Fortschrittspartei angehörte. Er befand sich dort, um Professor Barth zu einer Herrengesellschaft einzuladen, und als Fritz eintrat, wurde er ihm vorgestellt.

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Randel — freut mich! Sprach gerade über Sie. Nun, Sie sind wohl nicht ganz zufrieden mit unseren alten zopfigen Zuständen? Sie sehen die neue Aera kommen? Und sie wird kommen, Herr Randel, sie kommt! Sie thun ganz recht daran, die neuen Ideen zu rechter Zeit zu ergreifen. Ja, das thut ja übrigens jeder Mensch mit Talent, Herr Randel — mit Talent!"

Fritz antwortete nicht, sondern verbeugte sich nur und ergriff die ihm dargereichte Hand, die ihm einen schnellen, gleichsam bindenden Druck gab, und er fühlte sich im Grunde nicht wenig dadurch geschmeichelt, daß der bekannte Politiker ihm mit so großer Anerkennung begegnete.

„Wenn Sie nichts Besseres vorhaben," fuhr Hoel fort, „nehmen Sie vielleicht am Freitag mit einem dürftigen Abendessen bei mir vorlieb? Es würde mich außerordentlich freuen, Sie zu sehen, Herr Randel, sehr! Sie treffen verschiedene interessante

Leute bei mir, kann ich Ihnen versichern; Barth hat auch versprochen." Hier drückte er Barths Hand, um anzudeuten: „Sie entziehen sich meiner Einladung nicht?"

Fritz dankte und versprach zu kommen. Der kleine, lebhafte Mann lächelte ebenso viel mit den schiefen Augenbrauen, wie mit dem Munde und ging mit elastischer Schnelligkeit hinaus, indem er sich noch einmal in der Thür umdrehte und rief: „Willkommen — also Freitag!"

Als Fritz und der Professor nachher wie gewöhnlich promenirten, äußerte dieser plötzlich mitten in einem Gespräch: „Hören Sie, mein lieber Randel, ich gebe Ihnen viel zu viele Ratschläge, aber ich habe nun einmal eine Art Wohlwollen für Sie gefaßt, und Sie werden es nicht mißdeuten . . ."

„Sie wissen, ich lege großen Wert auf Ihre Meinung, Herr Professor, und jeder Rat von Ihnen ist mir daher lieb und teuer," antwortete Fritz, indem er sich verbeugte, vielleicht ein wenig formell, was jedoch von Barth nicht bemerkt wurde.

„Ja, ich wollte Ihnen nur sagen, daß für Leute, wie Sie und ich, welche ganz auf dem Boden der Wissenschaft und vor allem auf dem der unbedingten Wahrheitsliebe stehen, es ganz gut ist, sich eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren. Sie können es ja nicht gut unterlassen, zu Hoel zu gehen, aber ich glaube, Sie sollten es machen wie ich. Ich mische mich sehr wenig in all ihre Veranstaltungen; ich folge ihnen wohl mit Aufmerksamkeit, aber ich nehme nicht daran teil, ich beobachte sie nur. Parteien sind notwendig, aber nicht für uns, Herr Randel. Wir können leicht dazu kommen, aus unserer festen Position herausgerissen und genötigt zu werden, mit dem Strom zu schwimmen, gerade herausgesagt, genötigt zu werden, sich auf Kompromisse einzulassen. Das war es, was ich Ihnen sagen wollte."

„Es ist möglich, daß Sie recht haben, und ich werde ernstlich darüber nachdenken," antwortete Fritz in einem halb zweifelnden, halb einräumenden Ton, der Barth zu dem Glauben veranlaßte, daß die Warnung gewirkt habe.

Aber Fritz begann just in seinem stillen Sinn zu überlegen, ob es nicht gerade notwendig sei, daß alle vorwärts strebenden Kräfte sich gegen die Trägheit und die Vorurteile der Alten zusammenschließen müßten. Das sei doch in der That wert, darüber nachzudenken.

Außerdem begannen die vielen Ratschläge und Anleitungen des Professors ihm ein wenig lästig zu fallen. Er hatte zwar von ihm Anregungen in reichlicher Zahl erhalten, aber jetzt war auch das Licht entzündet, und er vermeinte nun, auf eigene Hand vorgehen zu können. Er sah seinen Weg klar genug vor sich und fand es etwas drückend und kränkend, in dem beständigen Gefühl, einen Hofmeister zu haben, zu leben. Gerade dieses Wort fuhr durch seine Gedanken, und selbst die Anerkennung, daß er Barth viel schuldig sei, brachte eine Art dunklen Widerwillen mit sich, wie es so oft im Leben zu geschehen pflegt.

Wonach er jetzt am meisten strebte, war, mit dem Leben zu leben, denn sowohl die Lust zu wirken, wie der Ehrgeiz waren in ihm erwacht.

VII.

Bei dem Expeditionssekretär Juell war Ball.

Es war ein sehr heiterer Ball, bei dem der Grundsatz „Nicht zu wenige und nicht zu viele" streng beobachtet worden war; der Salon, den man zu diesem Zwecke zum Tanzsaal hergerichtet hatte, war geräumig, aber genügend gefüllt. Derselbe war luxuriös von dem großen, flimmernden Kronleuchter erleuchtet, der von zahlreichen Girandolen an den Wänden unterstützt wurde. „Soll es nun einmal festlich sein, so soll es auch ein Strahlenmeer sein," hatte Juell gesagt. Er liebte es überhaupt, bestrahlt zu werden.

Fritz stand während einer Française an einen Thürpfosten gelehnt und beobachtete abwechselnd die „Frauenwand", wo ein Dutzend Mütter in einer Reihe saßen, und die Tanzenden, welche in doppeltem Carré aufgestellt waren.

Als er des Anschauens müde war, begab er sich nach einem andern Zimmer, wo von einigen der nächsten Bekannten des Sekretärs zwei Spielpartien arrangirt waren. Die Gedanken dieser Spielenden waren nicht so flüchtig, daß sie sich in den Tanzsaal verirrten. Wer seine Aufmerksamkeit nicht auf das Spiel richtete, diskutirte über die verderblichen politischen Bewegungen des Tages und die neuesten Begebnisse im Ministerium des Innern.

An einem der entferntesten Tische hatten die Spielenden gerade Fritz unter Behandlung gehabt. Einer der Spielenden wußte, daß er in der Gesellschaft bei Hoel gewesen war, und dann begann man, sich über sein „Kinderheim", wie man seine Sonnabendzusammenkünfte nannte, zu mokiren, und kramte verschiedene mehr oder weniger gefärbte Geschichten darüber aus, was an diesen Sonnabendabenden von den „wilden" Umsturztheorien vorkomme.

Der Expeditionssekretär selbst teilte sich zwischen den Damen des Tanzsaals und den Freunden am Spieltische. Er war ein leiblicher Vetter von Fritz' Vater, hatte sich ein wenig Geld erheiratet und besaß zwei Töchter, die untergebracht werden sollten. Natürlich gab er deswegen Bälle, aber auch sonst befand er sich ganz wohl bei der Gesellschaftlichkeit, wo Damen und junge Herren die Hauptrolle spielten, denn so vollkommen ministeriell er auch sonst in allem war, was die Geschäfte, öffentliche Wirksamkeit und

Politik berührte, so war doch im Grunde eine gewisse Jovialität und Jugendlichkeit bei ihm zurückgeblieben, die sich zweckmäßig mit seinem Sinn für Entfaltung der sozialen Würde vermischte.

„Was der Zeit fehlt, ist Takt und korrekte Urbanität," hatte er gerade an einem der Spieltische hingeworfen, und in Wahrheit war der ererbte und angeeignete Takt, den er selbst besaß, sein Ideal und sein Maßstab für das Auftreten anderer. Deshalb hatte es ihm auch nicht gefallen, daß Fritz nach und nach als Träger der neuen Ideen genannt zu werden begann, und am allerwenigsten, daß er bei Hoel gewesen war.

„Nun, Fritz, tanzest Du nicht?" fragte er, indem er zu ihm hintrat und ihn leicht auf die Schulter schlug.

Fritz wandte sich um.

„Ich habe kein vis-à-vis," erwiderte er.

„Nichts weiter? Das freut mich, mein Freund, das freut mich," sagte Juell, indem er die Hände unter die Schöße seines Leibrocks steckte und seinen kleinen runden Bauch mit der goldenen Uhrkette mit Wohlbehagen vorstreckte; und indem er sich auf seinen kurzen, schweren Beinen ein wenig breit hinstellte, blinzelte er diplomatisch und wohlzufrieden durch seine goldene Brille, „das freut mich, denn ich begann fast zu glauben, Du wärest diesen Sachen entwachsen. Man sagt, daß Du ein Verbesserer der gesellschaftlichen Zustände oder etwas Aehnliches werden willst. Milla" — das war der Name seiner ältesten Tochter — „kam vor einigen Tagen nach Haus und erzählte, daß Du eine Art Klub der Geistreichen, oder was es sonst ist, gegründet habest. Es scheine, sagte sie, man verhandle dort über eine neue Dichtkunst oder neue Anschauungen und Auffassungen anstatt der alten, die sich überlebt haben. Du denkst doch wohl nicht daran, Dichter zu werden, was?" Er verzog sein alltägliches, fettes Gesicht zu einem Lächeln, das ebenso väterlich wie ironisch sein konnte, wie man es gerade nahm.

„Du sagst da etwas, Onkel! Dichter — daran habe ich nicht gedacht." Fritz lachte und Juell lachte mit. „Nein, ich fürchte, daß ich keine so große Phantasie habe wie die, welche Gerüchte über alle möglichen Dinge verbreiten. Das ganze ist nichts weiter, als daß wir jungen Leute, anstatt Karten zu spielen, was ja eine leichtsinnige Beschäftigung ist, wenn man nicht gesetzten Alters und reifen Verstandes ist," er warf einen ironischen Blick auf die Spielenden, „über ganz unschuldige Dinge reden, wie zum Beispiel die neuen Dichter im Auslande und die alten Dichter hier im Inlande, über neue Ideen und alte Ideen, über geistige Zustände und geistige Bewegungen — das ist die Sache der Jugend, nicht wahr?"

Es kam ein etwas ernster Ausdruck über Juells Gesicht, und er nickte ein paarmal so tiefsinnig und nachdenklich wie möglich mit dem Kopfe.

„Höre nun, mein Junge, gehe nur nicht zu weit mit diesen Ideen, halte Dich hübsch an die Erde — an die Wirklichkeit. Siehst Du, die Wirklichkeit rechnet mit ganz anderen Zahlengrößen, sie sind manchmal klein, aber zuverlässig, mein Lieber!" Er warf Fritz wieder einen väterlichen Blick zu und gab ihm ein paar leichte Schläge auf die Schulter.

„Es ist gerade die Wirklichkeit, die wir in Angriff genommen haben, Onkel, so daß Du und ich also ganz einig sind. Wir wollen uns nur über das wirklich Existirende und über nichts anderes Aufklärung verschaffen, und gerade allem, was nutzlose Träumereien und nebelhafte Phantastereien, abergläubische Behauptungen, Irrtümer und blinde Gewohnheiten sind, dem wollen wir zu Leibe rücken. Das ist doch ein reines Programm, nicht wahr?"

Fritz besaß eine ausgezeichnete Gabe, höflich und bescheiden auszusehen, wenn auch zugleich im Ausdruck ein feiner Anstrich von Selbstbewußtsein und Ironie zum Vorschein kam, und Juell warf auch einen verdächtigen, forschenden Blick auf ihn, legte wieder die Hände unter die Schöße seines Leibrocks und begann wieder doppelt würdig und feierlich drein zu schauen. Im Grunde hegte er viel Wohlgefallen für Fritz, in welchem er sowohl einen begabten als auch äußerlich tüchtigen Stoff für eine „korrekte" Persönlichkeit erblickte. Gerade der Mangel an Korrektheit, den er in diesen neuen Unternehmungen verspürte, ärgerte ihn ein wenig.

„Hm, ich hätte wohl Lust, Dir ein wenig auf die Klinke zu gehen, mein Junge," sagte er, „aber hier ist ja nicht die rechte Zeit und der rechte Ort dazu. Wirklichkeit! Ha, Du solltest nur hören, was die Leute darüber sprechen! Nein, hier findest Du ein Stück Wirklichkeit für Dich!"

Er gewahrte in demselben Augenblick den Kaufmann Aasum drinnen im Saal, der im Beschauen einer der Tanzenden versunken schien, und indem er freudig die Veranlassung ergriff, das Thema zu wechseln, zog er Fritz mit sich in den Saal hinein.

„Herr Aasum, darf ich Ihnen meinen Neffen, Student Randel, vorstellen — Kaufmann Aasum, der sich kürzlich mit Fräulein Klara With verlobt hat. Jetzt nehmen Sie Fritz in Behandlung und erzählen Sie ihm, was Wirklichkeit eigentlich ist."

„Was meint er damit, Herr Randel?" fragte Aasum ein wenig verwirrt, als Juell sich lächelnd hinter den Tanzenden entfernte, um zu den Frauen zu ziehen. „Ich habe ihn nicht recht verstanden."

„O, es war nur ein Scherz. Wir hatten einen kleinen Disput mit einander. Aber ich muß ja gratuliren — gratulire!"

„Ja, das können Sie in der That," sagte Aasum treuherzig. „Ich bin so glücklich, daß ich kaum daran glauben kann. Sonst sind wir von Kindheit an mit einander bekannt gewesen, und Sie können mir glauben, sie ist prächtig, o, nicht allein hübsch, sondern auch süß und klug und liebenswürdig, und dann so verständig, ein ausgezeichneter Kopf, und so gelehrt!"

Die letzte Bemerkung fügte Aasum in dem unwillkürlichen Gefühl hinzu, daß dies besonders dem jungen Gelehrten gegenüber betont werden müßte, und sein nicht gerade vielsagendes Gesicht nahm dabei einen stillen, feierlichen Ausdruck an. Fritz sah ihn an und fand, daß er in der That aussehe, als müsse er glücklich sein, irgend eine Dame in diesem Saal gewonnen zu haben.

Dies war also der Auserwählte, vor welchem der hübsche Wedel Stenersen hatte weichen müssen. Es war eine mittelgroße, kernig gebaute, aber nicht eigentlich untersetzte Figur, die den Eindruck von etwas Unterdrücktem oder vielleicht richtiger etwas außerordentlich Irdischem machte, ja ein Stück Wirklichkeit, wie Juell gesagt hatte. Ein Stück der Wirklichkeit, die im Dienste des Materialismus arbeitet, erzählte seine alltägliche Geschichte durch dieses ausgeprägte Gesicht, durch diese harte, glatt rasirte Mundpartie, durch dieses glatte, helle Haar, dieses ein wenig rot gesprenkelte Gesicht und dann — schließlich, aber nicht zum geringsten — diese niedrigen langen Füße und groben Hände, auf welchen die Handschuhe saßen, als ob sie mit Luft aufgeblasen wären. Und doch war er nicht gerade häßlich, er war, wie die meisten Menschen, im allgemeinen manierlich. Aber in diesem Augenblick, hier in dieser lebhaften Menge, in dem hellen festlichen Glanze war es, als ob Fritz sich gewissermaßen verletzt dadurch fühlte, plötzlich in eine Reihe mit diesem gutmütigen und bescheidenen Mann gestellt zu sein, dessen Geistlosigkeit doch in Wirklichkeit so wenig Beleidigendes an sich hatte.

Während sie sprachen, das heißt, während Aasum sich weiter über sein großes Glück verbreitete, sah Fritz mit einer Art Unwillen über die Tanzenden hin. Sein Blick suchte sie. Er wollte in seinem Mißvergnügen sich durch den Anblick des Unzarten, Fleischlichen und Geistlosen, das er sicherlich auch bei ihr finden würde, befriedigen.

Fritz war mit Klara With einigemale hier in diesem Hause zusammengetroffen und sogar einmal in das Haus ihrer Mutter eingeladen gewesen, aber sie hatte niemals irgend welchen Eindruck auf ihn gemacht.

Ihr verstorbener Vater war Advokat in einer kleinen Stadt gewesen und hatte seine Witwe in sorglosen Verhältnissen zurückgelassen. Diese war aus der alten Schule; selbst streng erzogen, hielt sie sehr auf alte Gewohnheiten und vor allem auf die Beobachtung aller möglichen religiösen Formen und Gebräuche, womit sie Klara in nicht geringem Grade peinigte. Mit ihrem trockenen, grauen Gesicht, ihren beiden langen Seitenlocken und der schwarzen Binde vor dem einen Auge, das sie während der häuslichen Thätigkeit durch einen aus dem Herde springenden Funken verloren hatte, saß sie jetzt da oben im Sofa neben Frau Juell und blickte mit dem andern Auge streng mütterlich auf die Jungen. Sie war eine Jugendfreundin von Frau Juell.

Frau With besaß eigentlich keine großen Kenntnisse; sie liebte indessen die orthodoxe Wissenschaft, welche die Seele nicht durch allzu gewagte Gedanken in Gefahr bringt, die aber zur häuslichen Gemütlichkeit mit schönen, lehrreichen Details, welche von den feinen, zarten Verzweigungen des menschlichen Geistes erzählen, beiträgt. Ihr Hausgott in dieser Wissenschaft war der Prediger Worm, den sie besonders mit großem Wohlwollen umfaßte, nachdem er in dem illustrirten Sonntagsblatt einen Brief über Orthographie an eine Dame veröffentlicht und dafür gesorgt hatte, daß die Leute später zu ihr kamen und sagten: „Ach, mein Gott, wie interessant ist das, Frau With! Sie sind es ja, für die Pastor Worm diesen Brief bestimmt hat, wie interessant!" Wedel Stenersen war auch in eine Art Ungnade gekommen, als Frau With erfahren, daß er Worm ihren Geist genannt hatte. Sie war nämlich sowohl auf Worm stolz wie auf ihre Theegesellschaften, wo dieser Geist zur Entfaltung kam.

Zu einer solchen orthographischen Theegesellschaft war auch Fritz vor längerer Zeit einmal geladen worden und er hatte sich von dem Vortrag des Predigers über harte und weiche Konsonanten erbauen lassen, einem Vortrag, der die Damen in einem lauschenden Kreis versammelte und Frau With zu der Klage veranlaßte, daß man die Sprache, worin Gottes Wort geschrieben sei, bei dem ganzen Unterricht der Kindheit verderben wolle.

Klara hatte sich an jenem Abend sehr wenig geäußert. Sie war sehr alltäglich gekleidet und reichte den Thee herum. Was sie Fritz geantwortet hatte, als er einmal im Laufe des Abends ein Gespräch mit ihr einzuleiten versuchte, war ihm sehr nichtssagend und ganz gewöhnlich vorgekommen. Daheim fühlte sie sich nämlich durch die Mutter gedrückt, die sie nach dem Ausfluß jeder Gemütsbewegung stets zu vernehmen pflegte: „Es paßt sich nicht für ein junges Mädchen, sich so frei zu äußern, mein Kind."

Die Mutter hatte auch am meisten dazu beigetragen, die Verlobung mit Aasum zuwege zu bringen, einem Manne, der vor einiger Zeit ein

Geſchäft begründet hatte, das gute Ausſichten zu haben ſchien.

Fritz warf alſo einen Blick über die Reihe der Tanzenden. Es war die letzte Tour der Française, und ſie tanzte gerade dort oben in der Ecke.

Es war etwas in der Beugung ihres Armes, womit ſie für einen Augenblick die Falten ihres Kleides ergriff, was ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Der Arm war voll, aber nicht rund, eher ein wenig flach an der äußeren Seite, und dabei bemerkte er ferner die weiche ſichere Linie, welche in der Ellenbogenhöhle den Oberarm und Unterarm trennte.

Dieſe Beobachtung feſſelte ſein Auge vollkommen und beherrſchte ſeinen ganzen Blick auf ihre Geſtalt. Sie trug ein geſchmackvoll garnirtes, klares grünes Kleid und in dem kaſtanienbraunen Haar einen Halbkranz von grünen Blättern mit Schneeglöckchen. Das regelmäßige Geſicht mit der glatten, weißen Stirn, die braunen Augen, die in dieſem Augenblick von breiten, wohlgeformten Augenlidern bedeckt waren, der kleine üppige Mund, deſſen Oberlippe pikant aufgeworfen war, jedoch nur ganz wenig, ſo daß ein Schimmer ihrer weißen Zähne ſichtbar wurde, alles dies hatte durch den Tanz und die Hitze eine hervorhebende Friſche erhalten, während der Ausdruck eher etwas gleichgiltig als lebhaft war. Es herrſchte Ruhe in ihrem Ausdruck wie in ihren Bewegungen.

Aber dieſe Bewegungen waren ſo geſchmeidig und in ihrer Ruhe ſo elaſtiſch, daß Fritz jede derſelben mit ſteigender Aufmerkſamkeit verfolgte. Sie war eigentlich nicht ſchlank gebaut, aber ſchmal in der Taille und jugendlich, wenn auch nicht hager. Es verriet ſich eine gewiſſe Stärke und Fülle in ihren Formen. Was an ihrer Figur ſeine Blicke am meiſten feſſelte, während er anſcheinend ſo ruhig und gleichgiltig daſtand, war die Eigentümlichkeit, daß die Formen des Körpers überall gewiſſermaßen geahnt werden konnten, obgleich ihre Kleidung nicht darauf berechnet war. Wenn ſie leicht dahin tanzte, wenn ſie daſtand und die Füße wechſelte, um auszuruhen, wenn ſie ſich halb zu ihrem Tänzer wandte, ſtets waren die Linien des Körpers ſo kräftig und beſtimmt, daß man da Näheres ahnen konnte.

Fritz blickte hin und wieder auf ihren Bräutigam Aſum. Dieſer ſtand im Anſchauen verloren da, und ſein etwas dumm-glückſeliger Ausdruck zeigte, daß er ſie nur ſo ſah, wie ſie ſein wollte: die entzückende, unverſtellte Jugend. Es war nicht eine Spur von äſthetiſchem Gefühl in ſeiner Betrachtung, und ſelbſt wenn er das mitunter ſtechende Feuer in Fritz' Augen bemerkt haben würde, ſo wäre es doch zweifelhaft geweſen, ob er irgend welchen Verdacht geſchöpft hätte, daß deſſen Aeſthetik ſich in dieſem Augenblick nicht in der kühlen, reinen Atmoſphäre eines Kulturmuſeums bewegte.

Als ſie nach Schluß des Tanzes an dem Arm ihres Tänzers ſich hinausführen ließ, ging Fritz ihr im nächſten Zimmer entgegen und fragte:

„Haben Sie einen Tanz für mich übrig, Fräulein With?"

„Und das fragen Sie ſo ſpät?" antwortete ſie mit einem heiteren Lächeln, indem ſie noch am Arm ihres Tänzers ſich halb von dieſem ab und Fritz zuwandte. „Sie glauben alſo, daß ich ſo wenig engagirt bin, daß ich jetzt ..."

„Ich geſtehe willig ein ..." begann Fritz mit einer entſchuldigenden Verbeugung.

„Nun, nun, warten Sie ein wenig. Sehen Sie ſelbſt nach, ob ich einen Tanz frei habe," ſagte ſie, indem ſie ihren Fächer, an welchem die Tanzkarte befeſtigt war, zu ihm emporhob.

„Ich darf freilich nicht zu hoffen wagen, aber ich denke, daß möglicherweiſe das Glück dem Kühnen hilft ... und das iſt wirklich der Fall; alſo die Polka — vielen Dank!"

Sie verbeugten ſich gegen einander und trennten ſich. Aber als er ſeinen Namen in die Tanzkarte ſchrieb, ſah er auf ihren Arm, weiß, durchſichtig, voll, und da tauchte eine Erinnerung an den erſten weißen, runden Arm in ihm auf, der ſich um ſeinen Hals gelegt und ihn an das liebende Herz gedrückt hatte: dieſelbe Rundung, dieſelbe Fülle. Aber wie war doch dieſer Ausdruck hier von ganz anderem körperlichem Reiz und Grazie! Er konnte nicht begreifen, daß er das noch nie gemerkt hatte.

„Du, Fritz," ſagte Wedel Stenerſen, der in dieſem Augenblick zu ihm trat, „es iſt verdammt langweilig. Ich möchte natürlich Fräulein With engagiren, aber einen ganzen langen Tanz möchte ich ungern mit ihr tanzen, wie Du begreifen wirſt. Ich glaube faſt, ich unterlaſſe es lieber, aber meinſt Du, daß ich das darf?"

„Du kannſt ſie ruhig engagiren," antwortete Fritz, indem er ſeinen Freund unter den Arm nahm, um ihn ans Buffet zu führen, wo er ein Glas Punſch trinken wollte. „Ich ſah gerade dieſen Augenblick in ihre Tanzkarte, ſie iſt bereits für den ganzen Abend engagirt; den letzten Tanz, den ſie noch übrig hatte, habe ich bekommen."

Wedel vermeinte etwas von dem alten Feuer und der alten Glut bei Fritz zu bemerken und fragte ganz verwundert: „Willſt Du mit den ‚Spießbürgertöchtern' tanzen? Und das ſagſt Du in ſo befriedigtem Tone? Was iſt denn eigentlich mit Dir geſchehen?"

„Nichts weiter, als daß ich eine Polka tanzen werde — das iſt im Grunde genommen ein hübſcher Tanz, wenn man eine Dame hat, die gut tanzt." Und indem er ein Glas ergriff, rief er: „Dein Wohl!"

Wedel wurde etwas mißtrauisch; er kannte Fritz' Manier viel zu gut. Während des letzten Jahres waren dessen Wesen und Ausdruck etwas gleichmäßiger und einförmiger und in gewisser Weise trockener und fester geworden, wie wenn der junge Stengel zum Stamm emporwächst, aber jetzt kam bei Fritz wieder eine Lebhaftigkeit zum Ausbruch, die Feuer seinen Augen, Kraft und Leben den Zügen, Elastizität der Figur verlieh. Wedel wurde sonderbar warm ums Herz und er fühlte sein Herz pochen. Er war nicht so flüchtig wie sonst gewesen, als er sich in Klara verliebte, und noch heute saß der Stachel in seinem Herzen. Deshalb lag auch etwas Vorwurfsvolles in seinem Ausdruck und Ton, als er, sich vorbeugend, zu Fritz in gedämpftem Tone sagte: „Erinnere Dich, daß sie verlobt ist — sie ist viel zu gut, als daß man mit ihr spielen dürfte."

Fritz wurde purpurrot, erhob den Kopf mit einem kühnen, trotzig herausfordernden Blick und sagte: „Selbst wenn Du recht hättest — und das hast Du diesmal nicht — dann stände es Dir doch nicht zu, mir Vorwürfe zu machen."

„Ich bin doch jedenfalls so —" Wedel war im Begriff, verletzend und heftig zu antworten, aber er unterbrach seinen Satz, drehte sich auf dem Absatz um und entfernte sich plötzlich, während Fritz ihm mit einem spöttischen Lächeln nachblickte. Er hatte fast Lust, Sieger zu werden, wo ein so hübscher junger Mann wie Wedel unterlegen war.

Einen Augenblick später kam Wedel wieder zurück, reichte Fritz treuherzig die Hand und sagte:

„Laß uns nun wieder gut sein. Ich wurde ein wenig heftig, hörst Du, Fritz — Du weißt, ich meinte es gut."

Doch bei Fritz war ein ganz kleiner Stachel zurückgeblieben, als sie sich die Hände drückten.

Kurze Zeit darauf ging er Arm in Arm mit Klara in den Ballsaal. Als er den Arm um ihre Taille legte und in die Reihe der Tanzenden trat, warf er unwillkürlich einen Blick über den bunten, flutenden Wirrwarr fegender Schleppen, zwischen welchen sich die Paare schwangen, die Herren stets als die Beherrschenden, die Damen mit abgewandtem Gesicht, als ob sie den Eindruck, ihre Sinne in einem Wirbel losgelassen zu haben, der sie willenlos mit sich fortriß, ausweichen wollten. Fritz' Dame war leicht wie eine Feder zu führen; er wünschte fast etwas Handgreiflicheres zu fühlen, so daß es seine Kraft wäre, die sie mit sich riß, und er tanzte schneller und schneller mit ihr, nur um einen Widerstand zu finden, aber es lag doch auch etwas Pikantes in ihrer Geschmeidigkeit, die sich stets selbst geltend machte. Als sie dann paarweise vorüberschritten, stand Aasum fast verschämt in der Thür eines Nebenzimmers und streckte seinen glatten, hellen Kopf spähend vor, ihr zulächelnd und bescheiden. Er hatte sich, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine Braut, vom Tanzen zurückgehalten. Als sie an ihm vorübergingen, nickte er ihr eifrig zu, und sie nickte wieder, aber es schien Fritz, als ob ein leichter Schatten über ihr Gesicht hinfuhr. Aasum selbst verfolgte Fritz mit den Augen. Er sah, wie hübsch und leicht er sich benahm, wie vollkommen frei und ungezwungen er sich seiner Dame zuwandte, um mit ihr zu sprechen, und er sah vor allem, wie fein und intelligent dieses Gesicht mit seinen scharf gezeichneten Zügen und dem schmalen, spitzen Schnurrbart aussah, wenn der Mund und die Augen hier eine Frage stellten, dort lächelnd eine Antwort gaben. Aasum war nicht eifersüchtig, aber ein wenig neidisch, daß er seinem großen Glück nicht auch noch gleiche äußere Vorzüge hinzufügen konnte, aber dann machte er sich selbst Vorwürfe: „Es ist wahrlich Sünde, wenn ich mich beklagen wollte, ich, der ein so großes Glück erlangte, dieses Mädchen zu besitzen."

Fritz und Klara tanzten wieder, und diesmal schien es, als ob er nicht aufhören wollte; die wenigen Augenblicke, die er sie noch in seinem Arm halten durfte, seien doch viel zu kurz.

„Ich glaube nicht, daß ich es länger aushalte," sagte sie mit müder Stimme.

„O, noch einmal herum! Es ist mir, als ob ich bisher nie wirklich getanzt hätte wie heute."

„Jetzt halten Sie mich zum besten."

„Nein — Sie können ja selbst beurteilen, wie leicht ich mich mit Ihnen schwinge."

„Aber ich vermag nicht länger zu tanzen — ich muß wenigstens einen Augenblick ruhen."

Und sie blieben mitten im Saal an der Frauenwand stehen. Ein Blick auf dieselbe zeigte ihnen, daß kein Stuhl frei war, und Fritz schlug daher vor, in ein kleines Nebenzimmer zu treten, das der Gastgeber als das Migränekabinet seiner Frau zu bezeichnen pflegte. Klara warf noch einen flüchtigen Blick auf die mütterliche Reihe und sah, daß ihre Mutter sich augenblicklich nicht dort befand, und trat dann in das Kabinet ein.

Es war ein kleiner, viereckiger Raum mit einem Fenster, das von schweren Sammetgardinen bedeckt war, die, wie die übrige Ausstattung des Zimmers, in dunkelrotbraunem Ton gehalten waren. Ueber dem hohen, eichenen Paneel hingen mehrere kleine Genrebilder in breiten, mächtigen Rahmen, und eine Menge kleiner Nippgegenstände, welche ohne eigentliche Ueberladung die Etageren, Regale und Tische füllten, trugen dazu bei, dem kleinen Raum einen Stempel aufzudrücken, der zum Kosen einlud. In der Mitte des Zimmers stand ein kleiner Tisch mit einigen Albums und kleinen Körben, und darüber erglänzte eine rote Ampel, die einen gedämpften

Schein verbreitete, der infolge des Kontrastes zu dem scharfen Glanz des Ballsaales, den die Portièren zurückhielten, noch wärmer und weicher wurde.

Fritz stellte zwei Tabourets an den Tisch, und indem Klara ihre Schleppe ausbreitete, so daß sie fast bis zum Stuhl am Fenster reichte, setzte sie sich ein wenig der Seite zugewandt, wo er sich befand, jedoch etwas entfernt von ihm. Er konnte sie daher, da sie in einem Album zu blättern begann, während ihres Gesprächs ungehindert betrachten. Sie saß fast hingegossen da, so daß ihre Figur noch geschmeidiger erschien, und in den grünen, seidenen Schuhen, die unter dem Tisch hervorsahen, entdeckte er einen kleinen, hübschen, hochspannigen Fuß. Schultern und Hals hatten eine zarte, weiße Haut mit gedämpftem, milchweißem Ton, dessen Wärme und Tiefe durch den kühlen Glanz eines altertümlich gefaßten Colliers von Amethysten vorteilhaft hervorgehoben wurde.

Ohne den Blick von dem Halsband abzuwenden, fühlte sie, daß er sie betrachtete. Aber er bemerkte das und sagte sogleich: „Ist das Amethysthalsband ein Erbstück?"

„Ja, es stammt von meiner Großmutter," antwortete sie, indem sie sich ein wenig aufrichtete und flüchtig auf dasselbe blickte, während sie mit dem Blättern im Album fortfuhr.

„Ist das nicht die Schauspielerin, welche den kleinen Herzog spielte?" sagte sie und schob ihm das Album hin.

In demselben Augenblick beugte er sich hinab, um das Bild zu besehen, und seine Wange streifte ihre Schulter. Sie erbebte für einen Augenblick und zog sich ein wenig zurück. Es war, als ob sie fürchtete, daß dies nicht zufällig geschehen war, ohne doch eigentliche Ursache zu dieser Annahme zu haben.

„Ich entsinne mich wirklich nicht," antwortete er gleichgiltig, „ich weiß in der That nicht einmal, ob ich sie gesehen habe."

„Sie lieben vielleicht die Operetten nicht? Ich dagegen meine, es sei das Amüsanteste der Welt; ich kann nicht dafür, aber ich amüsire mich am besten, wenn ich ins Theater gehe. Nun meinen Sie sicherlich, daß ich schrecklich naiv bin."

„Ja, Gott sei Dank," sagte er und blickte ihr offen in die Augen.

„Wie häßlich! Sie sagen Gott sei Dank!"

„Weshalb soll ich das nicht sagen? Die Naivität ist ja gerade das Göttliche im Menschen! Genie ist Naivität, und die Weiblichkeit ist auch Naivität, wenn sie am schönsten und am wahrsten ist."

„Meinen Sie wirklich, was Sie da sagen?" fragte sie mit einer Frische, daß es fast erstaunlich fröhlich erklang.

„Ich will es gerne drucken lassen," antwortete er heiter.

In demselben Augenblick hielt die Musik inne, der Tanz war zu Ende, und sie erhob sich schnell und blickte in den Saal hinein, bevor dieser sich leerte.

Als sie nach dem Balle heimgekommen war und ihrer Mutter gute Nacht gewünscht hatte, setzte sie sich einen Augenblick in ihr Zimmer, ehe sie sich zu entkleiden begann. Sie dachte erst an Aasum, der ihr den ganzen Abend über zugenickt hatte. Sie hatte sofort von ihm den Eindruck von etwas Einfältigem bekommen, aber hinterher trat diese Ansicht noch in verstärktem Grade hervor. In diesem Licht hatte sie ihn früher nie betrachtet und begann deshalb auch ihn gewissermaßen gegen sich selbst zu verteidigen, indem sie all das Gute und Solide und Ehrliche an ihm hervorsuchte, das ihr selbst bekannt war, und das Lob, das die Mutter ihm immer erteilt hatte, hinzufügte. Doch wie sie sich auch sträubte, der Anblick ihres Verlobten in der Thür mit dem nickenden Kopfe trat wieder in seiner ganzen Einfalt vor ihr geistiges Auge. Sie wollte das Bild verjagen und begann ihre Erlebnisse des Abends von Anfang bis zu Ende zu mustern.

Ihre Gedanken blieben an Fritz' Gestalt, die alle anderen verdrängte, haften. Aber dann trat wieder Aasum vor ihr Auge, wie er dort in der Thür stand und nickte, und dieser Anblick wollte nicht weichen.

Sie erhob sich fast heftig und begann sich zu entkleiden. Als sie das Collier löste und es auf den Toilettetisch legte, stand die ganze Scene in dem kleinen roten Kabinet klar vor ihr, und sie entsann sich, daß Randel gefragt hatte, ob der Schmuck ein Erbstück sei. Als sie dann unmittelbar darauf ihr Mieder löste, mußte sie unwillkürlich auf die Schulter blicken, wo seine Wange sie gestreift hatte. Sie hatte das Gefühl, als ob etwas von Fritz Randel unsichtbar anwesend sei.

VIII.

Es war eine eigentümliche, stark hervortretende Begeisterung über Fritz gekommen. Er fühlte diese sich wie ein neues Leben plötzlich entfalten, wie ein erneuter Herzschlag, eine frische, behagliche Stimmung, in welcher die geistige Arbeit durch das Licht und die warme Sonne des Tages erhellt wurde, welche den Willen, die Energie und die Empfänglichkeit reifen macht.

In der Schönheit zu leben, was er bereits als etwas, das nur in den schönen Träumen der phantasiereichen Jugend existirte, anzusehen begann, erschien ihm jetzt wieder als das wirkliche Reich der Wünsche, dem er zusteuerte.

In der Hauptstadt hatte er sich ja sofort in das

wogende Leben der Jugend hineingestürzt und es mit beiden Händen ergriffen; er hatte vorsichtig und milde den Schönheitsgedanken versucht, aber niemals wirklich erfaßt, sondern nur den Schaum und die Blasen, welche immer sofort wieder zersprangen. Sein Wesen befand sich nicht wohl in dieser Leere und Zufälligkeit. Da glaubte er den Stein der Schönheitsweisen zu finden, indem er sich über seine Arbeit warf, aber es führte zu nichts, bis er mit dem Professor Barth in Berührung kam, und doch blieb noch etwas in seinem Innern verschlossen, das sich nicht öffnen wollte.

Aber jetzt durchströmte sein Inneres Licht und Wärme und Leben. Er fühlte, daß es die Annäherung an Klara With war, der er diese neuen Stimmungen verdankte.

Er war mit seinen Gefühlen vollständig im klaren. Er liebte sie nicht mit seinem Herzen, nicht mit der Begierde, sie ganz zu gewinnen, und er erwartete und wünschte auch nicht, daß sie es thun sollte. Aber in dem kurzen Augenblick, in der kleinen Sekunde, als die Nervenspitze unabsichtlich die Nervenspitze streifte, hatte er deutlich gefühlt, wie sie beide ein Strom des eigentümlichen magnetischen Bedürfnisses durchlief, sich einander zu nähern, sich gegenseitig mit den Gedanken, Gefühlen und Seelenstimmungen zu beschäftigen, nicht als das Stadium der Menschenkenntnis, sondern als die Anziehungskraft des Weiblichen und Männlichen, ein unaussprechliches und unbegreifliches gemeinsames Gebiet zu besitzen, ein Zwischending zwischen der Liebe des Herzens und der Forschung des Gedankens, sondern eher eine feine Stimmungsentfaltung der Sinne.

Es war diese plötzlich hervorquellende, warme Stimmungsfülle, deren er bis dahin völlig ermangelt hatte. Aber wenn er sich jetzt bei seinen Studien in die Persönlichkeit und das Leben der großen Geister vertiefte, war es, als ob sein Blick weit tiefer eindrang und viel schärfer jeden feinen Stimmungsfaden unterschied, für dessen ursprünglichen Farbenwechsel er jetzt erst die richtige Forschergabe erlangt hatte, wenn sie durch das Gedankenspektrum durchbrach.

Er genoß und erkannte durch den Genuß. Mehr bedurfte er nicht.

Und nun suchte er oft Klara With zu begegnen.

Gleichzeitig traten noch andere Dinge hinzu, die seine Lust, zu wirken, verstärkten. Er war Professor Barths Rat, sich von Hoels Kreisen etwas fern zu halten, nicht gefolgt; im Gegenteil, dieselben zogen ihn sympathisch an und er schloß sich denselben fester an.

Hoel legte Wert darauf, Fritz zu gewinnen. Es war ein wirklicher Mangel an jungen, talentvollen Kräften, die in der einen oder andern Richtung eine Veränderung des Bestehenden wünschten, und er meinte als Regel sagen zu können, wer nicht wider ihn sei, sei für ihn.

Aber Fritz war doch in seinen Anschauungen ziemlich vorgeschritten und es schien, als ob er sich nicht fürchtete, seine Ansichten bekannt werden zu lassen. Daher bot er ein ungewöhnlich gutes Material zur Ausbeute dar.

Hoel besaß Talent, solche junge Verbindungen zu unterhalten, und seine Methode schlug auch bei Fritz nicht ganz fehl, obgleich es Hoel vorkam, daß dieser junge Mann vorsichtiger und zurückhaltender sei als gewöhnlich junge Menschen, die er sonst bald sich ergeben zu machen gewußt hatte.

Er verzweifelte jedoch keineswegs an einem günstigen Resultat auch hier, veranlaßte aber vor allem seinen Sohn Salve Hoel, sich so nahe wie möglich an Fritz anzuschließen, und wenn er selbst ihm begegnete, bewies er ihm immer eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit, befragte ihn nach seiner Meinung und disputirte vielleicht das eine- oder anderemal mit ihm, um schließlich einen Teil einzuräumen. Diese Methode verfehlte selten ihren Zweck, den jungen Männern zu schmeicheln.

Und es ging auch diesmal so, wie er gerechnet hatte; langsam und fast unmerklich wurde Fritz in eine Verbindung hineingetrieben, die, wie Hoel vermeinte, er wohl leiten und ausnützen konnte, wenn sie erst angeknüpft war.

„Nun müssen Sie mit mir nach Hause kommen und ganz en famille bei mir zu Abend speisen," sagte Hoel eines Tages. „Zu Hause können wir die Sache ganz in Ruhe und Gelassenheit diskutiren."

In Hoels Hause lag eine gewisse milde Ueberredungskunst und Bearbeitung in der Luft. Alle Mitglieder der Familie, die weiblichen wie die männlichen, schienen in einer stillschweigenden Uebereinkunft zu leben, die Personen zu „gewinnen", die in ihr Haus gezogen wurden. Respekt und Rücksichtnahme war das Hauptmittel dazu, und wurde dort jemals ein leichter Druck ausgeübt, so war darunter gewissermaßen ein Zugeständnis zu verstehen, daß so intelligente Menschen unmöglich allzu alltägliche Anschauungen hegen könnten.

Bei Fritz war nun diese Gefahr nicht vorhanden, bei ihm galt es nicht, ihn zu desinfiziren, sondern nur ihn zu erwerben wie er war.

Nach dem Abendessen beschloß Hoel einen kleinen direkten Angriff zu versuchen. Seine Töchter hatten gerade beklagt, daß den Frauen nur gestattet sei, in zweiter Linie an der politischen Bewegung teilzunehmen, während die Männer sich zusammenschlössen wie bei Fritz und direkt einen überlegenen Einfluß genössen.

„Ja, mein junger Freund," sagte Hoel, „bei

Ihnen finde ich etwas, ein Etwas, sage ich, was wirklich auf Einfluß hindeutet. Sie können sich einen bedeutenden Einfluß verschaffen — Sie haben einen Blick für das Wesentliche."

Fritz betrachtete Hoel aufmerksam. Dieser hatte sich ihm gerade gegenüber gestellt, zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte Fritz mit einem scharfen, fast bohrenden Blick in die Augen. Was bezweckte er mit diesen Auslassungen?

„Ach, leider geht es nicht so schnell, Einfluß zu gewinnen," antwortete Fritz lächelnd, und in einem gewissen bescheidenen Ton, „sonst hätte es keine Not mit den neuen Ideen; aber es sind wohl meist andere Umstände, die das ermöglichen, als die Person selbst."

„In keiner Weise, bester Freund, in keiner Weise. Ja, entschuldigen Sie, daß ich mir erlaube, einer andern Meinung zu sein. Nein, sehen Sie, Einfluß ist ein persönliches Talent."

„Ja, darin hat Papa ganz recht," sagte Fräulein Hoel mit dem Stempel der Ueberzeugung, deren nur Frauen mächtig sind.

„Aber Sie besitzen vielleicht keinen Ehrgeiz — oder lassen Sie uns sagen, keinen inneren Drang zur Wirksamkeit, zur öffentlichen Wirksamkeit, wie?"

Hoel legte seinen Arm in den von Fritz und führte ihn langsam mit sich in ein Seitenzimmer, um eine Cigarre zu rauchen.

„Lassen Sie uns hier Platz nehmen und es uns bequem machen," sagte er dann, indem er Fritz vertraulich auf ein altes mit Roßhaaren gepolstertes Sofa niederzog.

„Keinen Ehrgeiz, wie?" wiederholte Hoel und versuchte schalkhaft zu lächeln, aber das war etwas, was ihm fast nie vollständig gelang, sondern es erschien dabei ein Schimmer von Ironie in seinem Gesicht.

Fritz fühlte sehr wohl, daß er vor einer Eröffnung von Unterhandlungen stand, aber er war nicht ganz unbekannt mit dem Wert des Manövers, sich, wie man zu sagen pflegt, kostbar zu machen, und obgleich er fast schon so gut wie bereit war, der Einladung zu folgen, so wollte er es doch nur unter der Bedingung thun, daß man ihm einen bedeutenden und vollkommen selbständigen Platz gewährte.

„Wer hat nicht ein wenig Ehrgeiz?" sagte er ruhig und etwas reservirt. „Aber mich drückt er nicht sonderlich. Die Sache, für die ich kämpfe, wird sich schon in aller Ruhe durcharbeiten. Sie trägt die Wahrheit in sich und ich glaube, daß sie auch die Zeit für sich hat. Ich betrachte mich selbst nur als ein Werkzeug."

„Dazu hat das Talent kein Recht, Herr Randel! Sie haben Talent und Sie haben kein Recht, Ihr Licht unter den Scheffel zu stellen, ja, unter den Scheffel — ja! Sehen Sie — Sie sind im Grunde mit uns in allen Hauptfragen, wie Barth, ja wie Barth, einig — zu ihm haben Sie ja Vertrauen, Sie halten ja viel von ihm, nicht wahr! Das muß ja ein jeder thun, der ihn kennt — das muß ein jeder!"

„Freilich ist dem so," antwortete Fritz noch immer ausweichend. „Aber es ist ja doch eigentlich das Aesthetische, das ich . . ."

„Sie sagen das Aesthetische, junger Freund! Lassen Sie uns das ein wenig genauer untersuchen! Man kann ein Phänomen nicht an und für sich nehmen, es gibt einen Zusammenhang in allem und zwar einen tiefen Zusammenhang. Was Sie wollen, ist Geistesfreiheit. Ohne Geistesfreiheit gibt es keine wahre politische Freiheit. Die Wurzeln sind gemeinsame, bester Randel, und kranken die Wurzeln, so stirbt sowohl der Stamm als auch die Blätter und die Zweige ab, nicht wahr?"

„Freilich," antwortete Fritz, „aber die beiden Richtungen können wohl sehr gut einander stützen, selbst wenn sie jede für sich unabhängig arbeiten. Ich lege, aufrichtig gesagt, großen Wert auf Unabhängigkeit — ja, mißverstehen Sie mich nicht, Herr Hoel, ich denke durchaus weniger an eine Person als an die Ideen, für die ich kämpfe, aber in der politischen Partei wird wohl —"

Hoel zeigte einen gut gelungenen Blick des Erstaunens. „Aber, mein bester Herr Randel, daß ein Mann wie Sie so ganz und gar mißverstehen kann. Sehen Sie, Unabhängigkeit ist ja gerade das Kennzeichen der Freiheit, und darüber sind wir wohl einig, nicht wahr? Und wie können Sie da glauben . . . nein, es geschieht nur in den rein praktischen politischen Entscheidungen, daß man sich aus rein praktischen Rücksichten hin und wieder einem Programm unterordnen muß, um eine Sache durchsetzen zu können. Aber auf dem Gebiete der Ideen — parbleu! — ist die Unabhängigkeit gerade die schönste Frucht unseres Freiheitsstrebens, und ich möchte den sehen, der sich erkühnen wollte, mit der Losung der Freiheit auf seinen Lippen . . . nein, junger Freund, nein! Sie müssen mir in der That beweisen, daß Sie nicht so von mir denken!"

Hoel war ein wenig erregt geworden und er setzte seine Versuchungen und Verlockungen fort, wobei er sich in das Sofa zurücklehnte, als ob er in einem passenden Abstand Fritz' Person beobachten wollte.

„Und Sie können bahnbrechend werden, ja, ich sage das mit voller Ueberzeugung: bahnbrechend! — Wie ich Sie so dasitzen sehe und Ihre Stimme höre, kann ich schon deutlich den Redner herausspüren und daß Sie Ihr Pfund fruchtbringend machen werden."

Er wußte selbst nicht, wie sicher er Fritz' schwache Seite getroffen hatte. Auf der Rednertribüne zu

stehen und die Massen zu fesseln, war gerade der Gegenstand seiner ehrgeizigen Träume, und während er alle übrigen Worte kühl angehört hatte, fuhr das letzte Wort ihm gleich Feuer durch die Adern.

„Ich habe es nie recht versucht," sagte Fritz mit fragendem Zögern, „aber wenn es . . ."

„Wenn? Das ist offenbar Ihre Stärke, junger Freund! Verlassen Sie sich auf mich, ich bin ja ein Mann von Fach, hähä, wenn ich es selbst sagen darf. Sie haben Talent, sicherlich ein großes Talent und Sie haben einen offenen Blick für die Forderungen der Zeit. Das ist die Grundlage, aber Sie haben noch mehr. Sie besitzen die Macht der Rede in hohem Grade, davon bin ich überzeugt; Sie haben eine wohlklingende Stimme, ein hübsches, feines Aeußere, Sie haben alles! Die Männer gewinnen Sie durch Ihre Argumentationen und pointirte Darstellung und die Frauen durch das Feuer Ihrer Beredsamkeit und Ihr ganzes Aeußere — ja, lächeln Sie nicht, die Frauen besitzen Macht! Nun sehen Sie nicht so trübselig drein; Sie können ja begreifen, daß ich nicht hier sitze, um zu schmeicheln; ich will Ihnen nur das nötige Selbstvertrauen einflößen, das ist die Sache; Selbstvertrauen ist es, dessen Sie noch ermangeln."

Fritz lächelte leicht. Vielleicht war es doch nicht ganz so.

„Wenn Sie glauben, daß es wirklich nützlich sein könnte, es zu probiren," erwiderte er; „dann habe ich freilich auch schon daran gedacht, etwas in dieser Richtung zu thun, und als erfahrener Mann geben Sie mir vielleicht einen Rat. Ließe es sich nicht zum Beispiel thun, die Zusammenkünfte, die bei mir stattfinden, zu erweitern, so daß man sich eine Art privaten Klub heranbildete? Ich meine, daß es zuerst und vor allem gilt, die jungen Menschen mit sich zu ziehen. Wenn erst unter diesen eine Bewegung stattfindet, so stecken sie bald die anderen Kreise an. Es handelt sich wohl eigentlich, denke ich, darum, eine Bewegung in einer bestimmten Richtung in Gang zu setzen; nachher wird es sich zeigen, ob der neue Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse den einzelnen in die Politik oder in andere der Gesellschaft nützliche Gegenstände einführt: ich werde die Meinigen bekommen und Sie die Ihrigen. Was meinen Sie?"

„Sie werden die Ihrigen bekommen — ganz gewiß — und ich die Meinigen, gewiß, haha!" rief Hoel, indem er bekräftigend mit der Hand aufschlug, die Mundwinkel ein wenig verzog und schnell einen schielenden Blick auf Fritz warf. „Sie haben vollkommen recht, wenn wir nur die Bewegung in Gang bringen, so verteilt sich das nachher. Sie sehen scharf und klar auf die Verhältnisse, junger Freund."

Es wurde an demselben Abend abgemacht, daß Salve Hoel die notwendigen Maßregeln zur Umbildung und Erweiterung des Klubs ergreifen sollte, wo Fritz dann hin und wieder einen Vortrag, den jeweiligen Verhältnissen angemessen, halten sollte.

Fritz und Hoel trennten sich mit gegenseitiger Befriedigung. Jeder von ihnen dachte dem andern auf die Finger zu sehen, aber Hoel glaubte doch, daß er mit Fritz weiter gekommen wäre, als es der Fall war, und vermeinte, daß dieser wohl ebenso wie alle anderen sich gehorsam unterordnen würde, wenn man ihn genügend umgarnt hatte.

„Ihn haben wir," sagte er, als er in die Wohnstube trat, nachdem er sich von Fritz verabschiedet hatte. Er ging hoch aufgerichtet im Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und wiederholte mehrfach: „Ihn haben wir!" Und jedesmal, wenn er diesen Satz ausstieß, wurde der Ton immer bestimmter.

Fritz begann auch bald unter einem Pseudonym Artikel in Hoels Organ erscheinen zu lassen, das gar sehr der unbezahlten Mitarbeiter bedurfte. Diese Artikel hatten Glück, wurden als scharfsinnig und geistreich besprochen, und Fritz' neue Freunde thaten alles, um Wind in die Segel zu bringen. So kam es, wie er es wünschte. Auf Hoelscher Seite war man voller Eifer; man unterließ niemals, die Gesinnungsgenossen zu poussiren; und Fritz meinte, daß er selbst dafür sorgen würde, einem unberechtigten und genirenden Druck sich zu entziehen.

IX.

Frau With hatte mit einer etwas altertümlichen Strenge die Erziehung ihrer Tochter überwacht. Dieselbe ging vor allem darauf hinaus, Klara gegen alles „Gefährliche" in Quarantäne zu halten, dann auf die sorgfältigste Aufrechterhaltung aller konventionellen Formen im Religiösen und im Weltlichen und schließlich natürlich auch auf Erlangung eines entsprechenden Quantums von Kenntnissen und Fertigkeiten zu sehen, aber diese letzteren betrachtete sie doch als Nebensache.

Als Klara indessen glücklich und gut verlobt war, hielt die Mutter die Erziehung für abgeschlossen und die Quarantäne für aufgehoben. Ein verlobtes Mädchen ist ja nach allen alten Regeln in den sicheren Hafen eingelaufen.

Daher konnte sich denn auch die alte Dame von dem lärmenden gesellschaftlichen Leben immer mehr zurückziehen, das sie ein wenig zu ermüden begann. Klara konnte jetzt ganz gut ohne den mütterlichen Schutz in Gesellschaft gehen, obgleich Aasum sehr oft durch seine Geschäfte verhindert war, sie zu begleiten.

Das junge Mädchen war voller Leben und Heiterkeit, aber sie hatte nie Gelegenheit gehabt, ihre Fittiche zu entfalten; es war eine natürliche, unverdorbene Neugierde, die Stimmung der Jugend ins

Feuer zu senden, aber bei Aasum fand sie nur die Ruhe der Sicherheit, die nichts Suchendes und Kühnes an sich hatte.

Da kam das Zusammentreffen mit Fritz. Nach dem Ball bei Juell sah sie ein, daß sie mehr an die kleine Begebenheit dachte, als sie durfte, und als sie sich dann kurz darauf wieder in eine Gesellschaft begab, beschlich sie ein ängstliches Gefühl, als er sich ihr näherte. Sie beschloß, auf ihrer Hut zu sein, und er bemerkte sofort eine kühle Zurückhaltung bei ihr.

„Ich thue am besten, als bemerke ich das nicht," dachte er, und nachdem er ein paar höfliche Worte an sie gerichtet hatte, wandte er sich anderen Personen zu und ließ sie während des ganzen Abends unberücksichtigt.

Dies erschien ihr etwas unerwartet und ärgerte sie nicht wenig. Als sie dann später darüber nachdachte, was sie gesagt und wie sie es gesagt habe, fand sie, daß sie sich eigentlich sehr dumm benommen habe. Er hatte ihr ja nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben, und als sie ihn beim nächstenmal wieder traf — es war bei einer kleinen soirée dansante — war sie fast ängstlich neugierig, zu sehen, wie er sich ihr gegenüber benehmen würde. Würde er sie engagiren oder nur mit ihr sprechen? Sie hätte das nicht verdient, wie thöricht sie auch eigentlich gewesen war.

Er kam und engagirte sie wirklich, war aber ziemlich einsilbig.

Als er sie dann zum Tanz holte und noch immer etwas gemessen erschien, beschloß sie, den ersten Schritt zu thun; alles Unrecht war ja auf ihrer Seite. Indem sie sich ein wenig fester auf seinen Arm lehnte, beugte sie sich mit einem leichten Anstrich von Koketterie vor und sah zu ihm auf: „Sie sind gewiß seit einiger Zeit böse auf mich?"

Fritz fühlte instinktmäßig, was in ihrer Seele vorging, und schloß dies auch aus dem Ton, in dem sie gefragt hatte. Er kam sofort mit sich ins reine, daß mit genügender Vorsicht hier eine pikante Annäherung möglich sein würde.

„Ich bin durchaus nicht böse," antwortete er; „es wäre ja thöricht von mir, überhaupt böse zu werden, denn ich wußte ja, daß ich nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben habe. Aber Sie waren vermutlich in schlechter Laune über irgend etwas, und das kann jedem passiren."

„Ja, das war es eben," beeilte sie sich zu antworten und lenkte das Gespräch schnell auf einen andern Gegenstand.

Aber bevor er sie noch auf ihren Platz zurückführte, war bei ihnen beiden ein Gefühl des gegenseitigen Verständnisses erweckt, gleichsam als ob sie sich viel besser kennen gelernt hätten als bisher.

Eines Abends begleitete er sie aus einer kleinen Gesellschaft in der Vorstadt nach Hause. Sie war allein erschienen, und das Dienstmädchen, das sie von dort abholen sollte, wurde wieder nach Hause geschickt. „Sie dürfen die Gesellschaft nicht so früh verlassen, jetzt, wo es so amüsant ist," sagte Fritz. „Sie wissen, daß ich Sie mit Vergnügen nach Hause begleiten werde."

Da mehrere ihrer Freundinnen dasselbe thaten und die Gastgeber sich diesem Zureden anschlossen, so entschloß sie sich zu bleiben, wobei sie sich selbst zu verheimlichen suchte, daß die Aussicht auf Fritz' Begleitung sie eigentlich dazu verlockt hatte.

Die Lustigkeit hörte nicht auf, als man in der sternklaren Winternacht der Stadt zuschritt; es wurde gelacht und disputirt über eine junge Dame, die sich über die strengen Formen etwas hinweggesetzt hatte, und die Damen waren alle einig darin, sie anzugreifen, während die Herren sie verteidigten. Es war nicht möglich, zu einer Einigung zu gelangen, so lange die Damen sich in der Ansicht, daß das Betragen der jungen Dame sehr unvorsichtig gewesen sei, fest zusammenschlossen.

Fritz und Klara trennten sich von der Gesellschaft, um den nächsten Weg zu Withs Heim einzuschlagen. Es war etwas glatt auf der Straße, und er bot ihr daher seinen Arm, den sie auch annahm. Aber gleich darauf bereute sie es wieder; sie waren so einsam auf dem abseits gelegenen Wege; sie begegneten niemand, finster und still war es auf beiden Seiten des Weges, und sie hörten nichts weiter, als ihre eigenen Worte und den Laut ihrer eigenen Schritte. Aber jetzt konnte sie seinen Arm nicht wieder loslassen, ohne zimperlich zu erscheinen.

Er hatte weiter über die Fesseln der Konvenienz gesprochen und darüber geklagt, daß dieselben die natürlichen menschlichen Gefühle beengen. Mit welchem Recht fordere die Gesellschaft alle diese Beschränkungen, welche die verschiedenen Individualitäten in eine und dieselbe Form zwängen?

„Aber es müssen doch Regeln dafür vorhanden sein," wandte Klara ein. „Wollen Sie denn, daß wir alles mögliche thun können, gerade so wie wir Lust haben und wie es uns einfällt?"

„Weshalb nicht? Sollen wir denn schließlich voraussetzen, daß wir nur zu dem Lust haben, was unvernünftig ist?"

„N—ein, aber . . ."

„Aber?"

„Sie stellen die Frage so sonderbar. Es ist ja gerade so, wie mit Gesetz und Recht im Lande."

„Ja, ganz recht, weil es verbrecherische Naturen gibt. Sie meinen also, daß wir alle zusammen eigentlich Verbrecher sind, auf die man ein Auge zu werfen habe?"

„Nein, sicherlich nicht — wie Sie doch reden!"

„Das ist keine bloße Rederei. Halten wir uns an die Dame, von der wir vorhin sprachen. In dem, was sie gethan hat, lag an und für sich nichts Anstößiges; sowohl Sie wie die anderen Damen waren ja darin einig. Sie war naiv; sie verstieß freilich gegen die Form, die sie vielleicht nicht einmal kannte, und auf diese Weise wird die ehrlichste Sache von der Welt zu etwas Unkorrektem. Was ursprünglich kein Fehler war, wird zu einem Fehler, also schafft die Etikette geradezu die Fehler."

Klara lachte. „Sie haben im Grunde genommen in gewisser Beziehung recht, allein es muß doch auch Sitte und Brauch geben. Sie fühlen ebenso gut wie ich, daß es nicht eine bloße Form ist, sondern noch mehr."

„Ganz recht, es ist noch mehr," sagte Fritz eifrig, „und zwar eine unerträgliche Fessel für die Freiheit. Es sind absolutistische Empfindungen, denen zu gehorchen wir von Kindheit an gezwungen werden. Wir wagen nicht dagegen zu murren, obgleich wir uns alle dagegen empören."

„Ich nicht," sagte Klara heiter.

„Ja wohl, auch Sie! Denn rings um sich bemerken Sie gewiß, daß eine Revolution dagegen in der Luft liegt — Gott sei Dank!"

„Ja, es ist ein wenig Revolution zu bemerken, und das ist im Grunde ganz amüsant! Aber es gilt doch nur dem, was weniger wesentlich ist, Bagatellen und Sachen, die vielleicht ein wenig lächerlich erscheinen."

„Das ist alles lächerlich! Unsere eigenen Gefühle müssen uns leiten, aber nicht allerlei Vorschriften und steife Regeln."

„Aber, mein Gott, Sie müssen mir doch einräumen, daß gewisse Dinge . . ."

„Nein, nein, das räume ich Ihnen nicht ein," fuhr er eifrig fort. „Ich kann durchaus nicht einsehen, daß die Handlungen der Menschen besser und vernünftiger werden, wenn man die Füße in chinesische Schuhe einpreßt oder Ringe durch die Nase trägt."

„Ach, mein Gott, wie Sie aber übertreiben! Sie sind in der That amüsant." Aber sie lachte nicht mehr. Sie begann ihm im stillen Konzessionen zu machen; es läge doch etwas Unerträgliches in allen diesen kleinlichen Fesseln, und dann dachte sie daran, wie sie sich wohl mit einem Ringe in der Nase ausnehmen würde; das sei ja eigentlich nicht unbequemer als Ringe in den Ohren.

„Und dann ist es nicht einmal möglich," sagte Fritz, „eine solche konventionelle Regel zu finden, die vernünftgemäß aus dem natürlichen menschlichen Gefühl entspringt. Sehen Sie 'mal, da haben wir die Frauen des Orients, die nichts darin finden, die fünfte oder sechste Frau eines Mannes zu sein, die aber vor Scham in die Erde sinken würden, wenn ein fremder Mann ihr Gesicht sehen würde. Und mir scheint auch darin ein wenig Widerspruch zu liegen, daß es junge afrikanische Damen gibt, deren unbestreitbare Schamhaftigkeit — ja, sie sind sehr streng, kann ich Ihnen versichern — nur darin besteht, ein Tuch über das Nackenhaar zu legen; ist das kein Widerspruch?"

„Ich will nicht mehr mit Ihnen sprechen, wenn Sie uns mit solchen ungereimten Wesen vergleichen."

„O, das ist nicht ungereimter, als wenn eine Dame hier zu Lande sich mehr als gern in Balltracht zeigt, während sie schreit, wenn man sie im Morgenrock überrascht. Das Beispiel ist vielleicht alt, aber es ist in der That am Platze."

„Nun, Sie mögen vielleicht etwas recht haben," antwortete Klara gleichsam ablenkend, „aber — nun, es kann ja nichts nützen, darüber zu disputiren."

Sie hatte gerade selbst über alle diese Formen nachgedacht, welche die natürliche Schamhaftigkeit betreffen, und nun hatte er dies auch zum Gegenstand des Gesprächs gemacht. Es waren Gedanken, die sich unwillkürlich begegneten, und er hatte wirklich ihre Gedanken in eine neue Richtung gelenkt. Es gebe zu viel Ziererei und zu wenig Freiheit, und weshalb sollten eigentlich alle jungen Gefühle in Klostergewänder gekleidet werden?

Aber sie scheute sich, weiter mit ihm darüber zu sprechen, obgleich sie gern gewußt hätte, wie nach seiner Ansicht das ganze eigentlich eingerichtet werden müßte. Aber gewiß hatte er darin recht, daß das Leben so, wie es jetzt war, viel zu beengt und gebunden sei.

Dann fragte sie nach etwas anderem, und inzwischen waren sie nach dem Plateau des Schloßberges hinauf gekommen, wo sie den ganzen Sternhimmel übersehen konnten, und er mußte ihr zeigen, wo dieses oder jenes Sternbild sich befand. Und als sie genau sehen wollte, wohin sein Finger zeigte, mußte er sich dicht zu ihr und sie sich dicht zu ihm beugen. Es war nur, um besser sehen zu können, und er hatte ihr so viele Sternbilder zu zeigen, und es wäre ihr gar nicht unangenehm gewesen, wenn er ihr noch mehr gezeigt hätte.

Endlich standen sie an der Thür ihres Hauses. Er schloß die Thür mit dem großen Schlüssel auf. „Sind Sie nun böse auf mich, weil ich so viel mit Ihnen disputirt habe?" fragte er, als er ihre Hand zum Abschied schüttelte.

„Nein, durchaus nicht! Wie können Sie das glauben?" Und der Ton war so ermutigend, daß er ihr die Hand zu küssen wagte. Es war freilich nur auf den Handschuh.

Als sie die Treppen hinauf stieg, dachte sie darüber nach, ob sie wirklich einen leichten, aber eigen-

tümlichen Druck seiner Hand gefühlt hatte, oder ob es nur Einbildung war. Sie konnte in der kurzen Zeit, bis sie der Schlaf übermannte, zu keinem entscheidenden Resultat kommen.

Erst am nächsten Morgen, als der Tag sich verblassend über ihre Phantasie verbreitete, dachte sie an Aasum. Dieser eignete sich auch am besten zu Vormittagsbetrachtungen, fand sie.

X.

Die „Räuberburg" war ein Labyrinth für jeden, der nicht im Hause bekannt war, und man erzählte Scherzes halber, daß ein Mann aus dem dritten Stock einst nach Hilfe auf die Straße hinab rufen mußte, um wieder heraus zu kommen; aber für Bekannte hatte dieser sonderbare altertümliche Wirrwarr eine gewisse Anziehungskraft.

Madame Rasmussen, die hier eine Restauration hatte, konnte man übrigens sehr leicht finden; man brauchte dazu nicht die vielen Korridore, Treppen und Absätze zu passiren, sondern die Thür zur Restauration befand sich gleich rechts im Haupteingang.

Bei dieser Madame Rasmussen hatte Salve Hoel ein Lokal für die Sonnabendzusammenkünfte gemietet. Die Wirtin mußte deshalb einen Verein von kaufmännischen Sonntagssegelern veranlassen, seine Zusammenkünfte auf den Montag zu verlegen; dann könnten sie auch besser über die Begebenheiten des Sonntags sprechen und sie bekäme dadurch die „feinen Studenten" am Sonnabend.

Wenn das große, dreifenstrige Speisezimmer, wo man sich versammelte, auch nicht gerade elegant war, so war es doch daselbst um so ungenirter. Man hatte nicht nötig, die ausgewaschenen, schlaff herabhängenden, blaßgelben Gardinen vor Tabaksrauch zu schützen, und die fünfzig Jahre alten Birkenholzstühle mit steifen Lehnen und blank geschliffenen Sitzen, so hart wie Holz, schienen vollständig dazu geschaffen zu sein, daß man die Beine darauf legte. Das sogenannte Sofa an der langen Wand hatte keine Gnade gefunden und mußte als lucus a non lucendo dort zur Zierde stehen; sollte man zufällig dazu kommen, eine Masche in den kleinen filirten Tischdecken zu zerreißen oder eine von den abscheulichen Glasvasen mit künstlichen Blumen zu zerschlagen, so würde man mit großer Leichtigkeit den Ersatz dafür sammeln können.

Und man fühlte sich auch ganz ungenirt, wenn die drei großen Oellampen auf ihrem Platze standen und die Grogbowle auf den langen gedeckten Tisch gesetzt war. Es verbreitete sich ein feiner Cigarrenrauch, aber derselbe wagte nicht den Kampf mit den kräftigen Rauchwolken aus den kurzen Seemannspfeifen aufzunehmen. Es waren schmale, blasse Gesichter mit weichem Flaum auf der Oberlippe und dunkle, magere Seminaristenphysiognomien mit vom Lesen angestrengten Augen und gewaltigen Bärten; man sah elegante Modetrachten und alte, abgetragene Röcke und Kragen von zweifelhafter Sauberkeit, aber alles dies ging hier in die schöne Einheit der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit auf.

Und doch führten zu dem gemeinsamen Ziel der Zusammenkünfte weit getrennte Wege, und die Gefühle, welche die Versammelten zum Angriff auf den gemeinsamen Feind inspirirten, waren ebenfalls ganz verschiedener Art. Welche Ursache hatten wohl diese soignirten, fast kindlich aussehenden Jünglinge, gegen das Bestehende anzukämpfen, außer daß sie eine gewisse ästhetische Neigung fühlten, an einer geistigen Bewegung teilzunehmen? Aber die anderen, älteren, mageren und ärmlich ausschauenden Teilnehmer, die vorsichtig den Tabaksgrus in zusammengerolltem Papier sammelten und vorsichtig an ihrem kostbaren Trunk nippten, dessen Stärke sie unter einer ganz unwahren Etikette zu verbergen suchten, sie sahen die Sache weniger ästhetisch, aber praktischer an. Sie fühlten an jedem Tag die Dornen des Lebens, sie hatten längst gelernt, die Glücklichgestellten zu beneiden und zu hassen; sie hatten unter den bestehenden Verhältnissen wenig zu gewinnen, und ihre tiefsten Sympathien waren der neuen Aera gewidmet, in der sich solche Mißverhältnisse wie jetzt nicht finden würden.

In diesem gemischten Kreis, dessen neue Elemente der Beredsamkeit Salve Hoels zu verdanken waren, hatte sich Fritz bereits seit einiger Zeit bewegt. Dieser Kreis war nicht ganz so fein und ausgesucht wie der frühere, man war an einem Entwicklungsstadium angelangt und hatte bereits volkstümliche Oeffentlichkeit erreicht. Aber auch hier sah man zu Fritz wie zu einem kleinen König oder etwas Derartigem empor. Salve achtete man als den Sohn seines Vaters; man lauschte den Worten des kleinen redseligen Jans Bull, der eine moderne Haarfrisur trug und für ziemlich geschraubte Redensarten schwärmte, allein Fritz' bloße Anwesenheit setzte stets einen Dämpfer auf dessen ästhetischen Mut; auch nicht der selbsüchtigste und großprahlerischste von ihnen, Axel Borch, der Studentenschauspieler*) und Universalredner war, konnte mit seiner zudringlichen Oberflächlichkeit eine unbedingte Herrschaft ausüben. Allein er wich stets willig vor Fritz zurück, denn wo dieser auftrat, da unterwarf man sich.

In diesem Kreise also hielt Fritz seinen ersten Vortrag über „die Marksteine der Weltliteratur".

*) Die Studenten in Christiania (auch in Kopenhagen) bringen alljährlich mehrere Theaterstücke zur Aufführung, oft mit derben Anspielungen auf politische Ereignisse, in welchen die Damenrollen auch von Studenten ausgeführt werden.

Als er zur gewöhnlichen Zeit in das Lokal eintrat, wurde er ein wenig verblüfft. Er hatte sich gedacht, daß er von einem der gewöhnlichen Plätze am Tisch sprechen sollte, aber so hatte Salve Hoel nicht gedacht. Dieser hatte ein kleines Katheder errichtet und die Stühle wie bei einem öffentlichen Vortrag in Reihen gestellt, und als Fritz eintrat, wurde er mit Händeklatschen empfangen.

Nicht ohne die Beklemmung eines ersten Auftretens sandte er die einleitenden Worte über den kleinen Zuhörerkreis hinaus, und diese Beklemmung verringerte sich nicht, als er weit hinten am Fenster fast hinter einer Gardine verborgen Professor Barth entdeckte, den Hoel eingeführt hatte. Aber nun stand er einmal da, nun mußte er den Vortrag halten und gut halten; und das that er auch wirklich, als das erste ängstliche Gefühl nach einigen Augenblicken vorüber war.

Da nur drei Vorträge gehalten werden sollten, die nicht zu lang sein durften, hatte er einige hervorragende Namen herausgegriffen, welche bei einer Betrachtung der Weltlitératur hervorgehoben zu werden verdienten. Das waren die Ausgangspunkte, an die er solche abschweifende Bemerkungen knüpfte, welche die Zuhörer glauben ließen, daß sie zur Literaturgeschichte gehörten, während sie in der That Fritz Randels Meinungen über Obskurantismus und Skepsis, über Stillstand und Fortschritt zu hören bekamen.

Die Art und Weise seines Vortrags war auch so talentvoll berechnet, daß man vermeinte, in vollkommen denkender Selbstthätigkeit sich zu befinden, wo man in der That mehr glaubte als erkannte. Er hatte die ganze Verbindung zwischen den gesprochenen Worten und dem äußeren Auftreten durchdacht. Mit halb geschlossenen Augen und einer fast gedämpften, aber gut pointirten Vortragsweise sammelte er anscheinend bescheiden die in scharf berechneten Formen zurecht gelegten Prämissen, von welchen jede einzelne „vermeintlich als unzweifelhaft und von Glied zu Glied betrachtet werden könnte," deren innerer Zusammenhang aber während des Sprechens nicht so leicht zu kontrolliren war, und kam dann zur Konklusion. Dann blickte er wohl schnell empor, drehte vielleicht ein wenig die eine Spitze seines Schnurrbarts, sandte den Blick freimütig wie einen plötzlichen Strahl aus dem feinen und intelligenten Gesicht aus und lächelte mit einem etwas ironischen Zug, der sagen mochte: kann jemand dem widersprechen, so trete er hervor. Und dann folgte nach dem ersten Schluß Schlag auf Schlag ein Also und ein neues Also und eine ganze Reihe stets entscheidender Aussprüche, stark pointirt und ein jedes einzelne Also von einer nachdrücklichen Handbewegung begleitet, in die er sich verliebt hatte und welche auch sehr wohl die kühnen Gedanken weit über die Volksmassen, die er im Geiste vor sich sah, schleuderte, diese Massen, die für eine neue Lebensanschauung und eine neue Weltauffassung gewonnen werden sollten.

Es war vielleicht an diesem ersten Abend ein wenig Unsicherheit hier und dort in seinem Vortrage, wo er ein Wort nicht sofort finden konnte, aber die Zuhörer bemerkten es kaum, und als er von der Tribüne herab stieg, jubelten sie, klatschten, umringten ihn, sprachen durch einander, drückten ihm die Hand.

Vom andern Ende des Saales kam der Professor Barth hervor, als der Jubel sich gelegt hatte. Fritz ging ihm entgegen mit ehrerbietiger Freundlichkeit, und sie drückten sich einander die Hände, während Barth ihn beglückwünschte.

„Es war sowohl Geist als Talent in Ihrem Vortrage," sagte er, „ja, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben dürfte — vielleicht etwas zu viel Talent."

„Was meinen Sie damit?" fragte Fritz lächelnd.

„O," antwortete Professor Barth in schelmischem Tone, „war die Argumentation nicht hin und wieder ein wenig zu tendenziös? Nun, das hat weniger zu bedeuten. Vielleicht geben Sie einmal etwas darüber in Buchform heraus, und dann werden Sie wohl die polemische Seite zu verdecken wissen, denke ich mir."

„Ich glaube, ich würde es ruhig übernehmen, meine Ansichten zu verteidigen. Sie werden gewiß einräumen, daß es schwierig ist, die Beweisführung zu begründen, wenn man sie so kurz fassen muß," antwortete Fritz etwas ausweichend.

Sie hatten sich von den übrigen etwas entfernt und standen in einer Ecke.

„Nun ja, aber es war noch etwas anderes, Herr Randel." Barths Gesicht wurde plötzlich ernst; er ergriff Fritz mit einer gewissen Bestimmtheit am Arm, indem er leise und gedämpft sprach: „Es kamen Aeußerungen in Ihrem Vortrage vor, die jedenfalls hindeuten auf — ich will es nicht Nihilismus nennen, aber lassen Sie uns sagen, einen bedenklichen Materialismus. Sie wissen, daß ich eine große Verantwortung Ihnen gegenüber fühlen muß; Sie wissen, daß ich Freidenker bin — so nennen es die Leute ja — aber ich will Ihnen doch eins sagen: ich glaube an einen Gott. Sie sind auf dem Wege, noch weiter zu kommen, lieber Randel; sehen Sie sich zur rechten Zeit um und steuern Sie nicht blind vorwärts nach einer Linie. Für heute abend sage ich Ihnen adieu; das nächstemal komme ich wieder, um Sie zu hören." Es lag ein ungewöhnlich bewegter Ausdruck auf seinem dürren Gesicht während er sprach.

Er ging schnell; es war offenbar, daß er keine Antwort haben wollte.

Fritz blickte dem kleinen hageren Manne nach,

der wieder so steif und still dahinschritt, als ob nichts passirt wäre, und einen Augenblick fühlte er eine Art Erschütterung, die jedoch bald einem Gefühl der Bitterkeit und des Verdrusses darüber, zurechtgewiesen zu sein, Platz machte. Deshalb trat er schnell wieder unter die Zuhörerschar, und in der lebhaften Huldigung, die man ihm hier wieder darbrachte, erstarb bald jede Spur von Mißstimmung.

Es war noch ein anderer anwesend, der ihm nicht Weihrauch gestreut hatte, aber das hatte er nicht einmal bemerkt.

Wedel Stenersen saß, während Fritz sprach, anfangs ganz hingerissen da. Vielleicht hatte er nie zuvor in einem einzigen Augenblick so plötzlich wahrgenommen, wie viel er von Fritz hielt und wie stark er an Fritz gefesselt war. Jene sonderbare, mit Freude gemischte Beängstigung, einen seiner Lieben vor der Oeffentlichkeit stehen zu sehen, überkam ihn, und er fühlte während des ersten Eindrucks das Blut in seinen Adern rollen. Aber da alles so gut ging und da er sah, daß der Vortrag die anderen fesselte, hörte er mit voller Ruhe zu, und nach und nach stieg dann ein neues beklemmendes Gefühl in ihm auf, daß sich hier kühne, weitreichende Gedanken Geltung zu verschaffen suchten. Es begannen sich andere Gedanken einzumischen, ohne daß er eigentlich den Faden des Vortrags verlor. Er mußte plötzlich an seine Mutter und sein Heim denken, an ihre stillen, ernsten und milden Worte, wobei die Gottesfurcht gleichsam die alltäglichsten Worte durchgeistigte. Es schien ihm, als hörte er sie gleichzeitig mitsprechen und als hörte er, wie Fritz' fließender Wortstrom ganz andere Grundbestimmungen atmete, und es peinigte ihn, beide zu vergleichen. Dann hörte er wiederum nur Fritz, und es war so überzeugend, aber auch so unheimlich kühl, und es beschlich ihn eine Angst um seinen Freund, eine Furcht und ein Zweifel, den er früher nie gehabt hatte, wenn er Fritz' Ansichten während der häufigen Gespräche über diese Dinge vernahm; der Eindruck war dann nur wie von Kritik, Freiheitsdrang und Kampf gegen das alte drückende System, jetzt dagegen handelte es sich um die Verkündigung einer neuen Religion. Die Verantwortung erschien ihm tausendfach und er fürchtete für sich selbst und für Fritz.

Aber es war ja so überzeugend, was er sagte, und Fritz hatte stets so scharf und so korrekt gedacht. Was war das Rechte? Der Zweifel hätte ihn beinahe zum Weinen gebracht.

Als dann die anderen sich um den Held des Abends scharten, war es ihm nicht möglich, sich daran zu beteiligen. Es waren so vielerlei Gefühle bei ihm gemischt: Stolz und Freude über das äußere Glück, Glauben und Zweifel, Erinnerungen an Kindheit und Freundschaft, Schatten von leichtsinnigen Thaten, Gedanken an die Kirche und Psalmengesang und Kinderglauben aus dem Elternheim und wiederum Zweifel wider den Willen, ihn zu hegen. Es war ihm unmöglich, daran teilzunehmen.

Aber niemand bemerkte, wie blaß sein sonst so offenes, klares Gesicht war, oder gewahrte, daß er sich kurz darauf still fortschlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ritornell.

Von

François Coppée.

Wir gehn in ersten süßen Sommertagen
Hinaus in Heide, Wald, Allee und Ried;
Beschwingte Dinge wollen wir erjagen,
Den goldnen Falter du und ich das Lied.

Wir wählen Wege, wo die Weiden rauschen,
Wo Riedesäuseln wachruft unsre Lust,
Den sangesvollen Dingen stumm zu lauschen,
Dem Rhythmus ich und du der Vogelbrust.

An Ufern, die die schönsten Reize schmücken,
Beim Wogenmurmeln wandeln wir in Ruh',
Die dufterfüllten Dinge uns zu pflücken,
Die Verse ich und Sommerblumen du.

Dann macht die Liebe unsre Seelen lichter,
Der schönste Tag verscheucht das letzte Weh:
Du bist die Poesie und ich der Dichter,
Du schöner, liebevoller ich als je.

Sonnenfinsternis.

Von

W. Korolenko.

I.

Durch einen langgezogenen Pfiff der Dampfpfeife werde ich geweckt. Hinter der dünnen Wand des Dampfschiffs plätschert, schäumt und brodelt das vom Rade zurückgeworfene Wasser gegen den rückwärts gehenden Dampfer. Durch diesen Lärm tönt der Pfiff, als käme er aus weiter Ferne, klagend, gezogen, wehmütig.

Ich besinne mich, daß ich zur Sonnenfinsternis nach Jurjewez fahre. Der Berechnung nach mußte das Schiff um zweieinhalb Uhr nachts dort sein.

Ich war unlängst eingeschlafen — und mußte nun schon wieder aufstehen. Es erweist sich, daß man mehrere Stunden irgend wo auf öder Straße warten muß, da es in Jurjewez keine Gasthäuser gibt. — Wie nur das Wetter sein mag? Ich sehe zum Fenster hinaus. Das Dampfschiff steht schon still; die Welle, vom Bord zurückgeworfen, glitzert mit schwachem Schein und verliert sich in der Dunkelheit. Im Nebel sieht man das entfernte Ufer kaum, der Himmel ist mit Wolken bedeckt, ins offene Fenster dringt feuchte Luft — sicher keine besonders günstigen Auspizien für die Beobachtung.

Der eine und der andere von den Passagieren erhebt sich. Die Gesichter sehen verschlafen und unzufrieden aus.

Draußen macht sich eine Bewegung bemerkbar.

„Fertig!"

Während ich mich bereit mache, hat einer der Passagiere, dem Aussehen nach ein kleiner Wolgahändler, es schon möglich gemacht, ans Land zu gehen und wieder aufs Schiff zurück zu kommen. Er fährt bis Rybinsk.

„Nun, was gibt's dort?" fragt sein Reisegefährte in Sammetweste und neumodischem Rock von der Bank herab, auf der er liegt.

Sie beide glauben nicht sonderlich an die Finsternis.

„Wer kann daraus klug werden," antwortet der Gefragte. Regnen thut's nicht, aber so was dergleichen. Und am Ufer ist ein Turm zu sehen, und auf dem Turm steht ein „Astrolom!" *)

*) Im Russischen ein Wortspiel: Lomatj bedeutet brechen, zerstören.

„Ist's wahr?"

„Bei Gott! Geh selbst und sieh!"

Schon mehrere Tage gehen im Volke Gerüchte über die Finsternis und daß in Nishni die Astronomen zusammen gekommen, welche vom Volk Astrolomen genannt werden.

Dieser Name wird jetzt an der Wolga häufig genannt; mit demselben verbindet sich der Glaube als ob die von den Gelehrten getroffenen, unverständlichen Vorbereitungen und das mit letzteren verbundene unruhige Getriebe allein schon im stande ist, die drohende Erscheinung herbeizuführen. Gestern abend erst tauchte eine Broschüre „Ueber die Sonnenfinsternis des siebenten August 1887" im einfachen Volk auf. In derselben wurde erklärt, was eine Sonnenfinsternis sei und weswegen sie unter anderem in Jurjewez gut beobachtet werden könne. Doch die Mehrzahl der Passagiere der dritten, aber auch ein nicht unbeträchtlicher Teil der zweiten Klasse verhielt sich zu ihrem Inhalt mit äußerster Reserve, der sogar eine Spur von kalter Gegnerschaft beigemischt war.

Die Anhänger des „alten Glaubens" vermieden es, das Schriftchen in die Hand zu nehmen und warnten die anderen.

Ich steige aus. Die Anfahrt ist ziemlich weit vom Ufer entfernt. Von hier aus sind dünne Stege gelegt; die Anfahrt selbst wird vom Winde geschaukelt, wobei die Verbindungsstege kläglich knarren, kreischen und ächzen. Unser Dampfer geht noch weiter, und doch ist das kleine Zimmer auf der Anfahrt voll Menschen. Schlaftrunkene, müde und gleichsam durch irgend etwas gekränkte Passagiere kommen immer noch zu. Steht man draußen, so weht einen feuchte Kälte an, und man friert.

Vom Städtchen am rechten Ufer, welches am Fuß des Berges liegt, wird bald eine weiße Mauer, bald ein Feuerschein, dann endlich die Silhouette eines hohen Glockenturmes, welcher aus dem Dunkel der Nacht emporragt, sichtbar. Die Konturen des Berges verschwimmen in eins mit dem wolkenbedeckten Himmel; sein düsterer Schatten liegt über der ganzen Landschaft ausgebreitet. Auf dem Flusse, an ebensolcher Anfahrt wie der unsrigen, steht schweigend der „Samolet", welcher den Gelehrten

aus Nishni zur Verfügung gestellt ist und diese hergebracht hat; und hinter dem Flusse, auf der Wiesenseite, flammt die letzte Lohe eines Feuerschadens auf: am Abend brach derselbe in einer Holzniederlage aus und jetzt, als habe das Feuer die Nacht hindurch sich satt und müde gewütet, schleicht die Flamme niedrig am Boden, bald von Rauch eingehüllt, bald wieder mit scharfen Zungen auflohend. Der Zustand der Schlaftrunkenheit, die Nacht, das Plätschern des Flusses, das Stöhnen und Knarren der Stege im Morgengrauen, der Widerschein des Feuers und die Erwartung des ungewöhnlichen Ereignisses, — alles das bleibt nicht ohne Einwirkung auf die Einbildungskraft, und meine Augen suchen unwillkürlich den Turm mit den darauf stehenden Astronomen, wenn ich auch nicht umhin kann, einzusehen, daß es eine Dummheit ist, zumal die Figur auf dem Turm in keinem Falle bei derartiger Dunkelheit hätte sichtbar sein können. Indessen höre ich, an dem von Arbeitern angefüllten Verdeck vorübergehend, dieselben Reden: viele blicken hinauf und sehen, wie „er" auf dem Turm steht und im Dunkel der Nacht etwas beobachtet.

Ich sehe nun meinerseits gleichfalls hinauf und unterscheide die Konturen eines hohen Bauwerkes; dabei hege ich den starken Verdacht, daß es ein Fabrikschornstein ist, eine Mutmaßung, welche sich auch als richtig erweist, denn man erinnert sich nun, daß an dieser Stelle in der That eine allen Anwesenden gut bekannte Fabrik steht. Die Legende ist zerstört.

Es erweist sich, daß der Dunkelheit wegen das Dampfschiff noch einige Zeit wird stehen müssen; erfreut suchen die frierenden Passagiere wieder ihre Kajüten auf.

Das Buffet wird geöffnet, verschlafene Kellner laufen mit Theebrettern und Tassen hin und her. Auf dem Verdeck hört man eine gedämpfte Unterhaltung, hier und dort werden Gebete gesprochen und die Vorzeichen der Ankunft des Antichrists gedeutet ... Eines dieser Vorzeichen hat ein rein lokales Kolorit. Irgend ein Greis erzählt seinen Zuhörern, daß ein deutscher „Astrolom" nach Jurjewez gekommen sei und das Volk auf seine Seite zu bringen trachte. Grischka, der Fabrikarbeiter, habe sich schon für fünfundzwanzig Rubel verkauft.

„Verdungen hat er sich als Wächter des Fernrohrs," erklärt jemand aus dem Dunkel heraus.

„Als Wächter? ... Wozu hätte man ihn dann aber das Kreuz und den Gurt abnehmen lassen? Wie verstehst Du das?"

„Das ist freilich schwer zu verstehen!"

Es wird still im Kreise.

Nach einigen Minuten schaue ich zum Kajütenfenster hinaus: der Himmel wird licht, es heben sich dunkle, von Norden nach Süden ziehende Wolkengebilde von ihm ab.

II.

Es war noch nicht vier Uhr, als wir das Ufer betraten und der Stadt zuschritten. Es graute noch immer, die Wolken teilten sich nicht. An den Anlegestellen standen die Dampfschiffe als schwere, dunkle Punkte.

Auf ihnen war keinerlei Bewegung wahrzunehmen. Nur das unsrige fing an zu schnaufen, ließ dichte schwarze Rauchwolken steigen und keuchte schwer, indem es unlustig die frühe Reise antrat.

Das Ufer war noch leer. Nur die Nachtwächter schauten auf die Haufen unbekannter Menschen, welche längs den Uferstraßen vorübergingen — schweigend sahen sie ihnen nach, doch nicht ohne ihnen eine gewisse finstere Aufmerksamkeit zu widmen. „Sie stehen da, um auf Ordnung zu sehen, und hier bereitet sich in der Natur Unordnung vor, und völlig unbekannte Leute bringen früh morgens, wer weiß, aus welchem Grunde, in die friedliche und ganz unbeteiligte Stadt ein."

„Erlauben Sie, zu fragen," wandte sich einer der Wächter an einen Haufen junger Leute, welche vor mir herschritten, „wird es denn in den anderen Städten unseres Erdballes nicht auch stattfinden, oder sucht Gott uns allein heim?"

Die jungen Leute fingen an zu lachen und gingen weiter. Der Nachtwächter blieb stehen, sah uns lange nach, aufmerksam und in Nachdenken versunken, — und fing dann plötzlich an die Klapper zu drehen.

Ihm antworteten die anderen, und die Hunde schlugen an. „Die Obrigkeit verbietet es nicht; den Eintritt kann man den Nachtbummlern nicht verwehren ... und doch ... nehmt euch nur in acht!" Das war es wohl, was der Nachtwächter von Jurjewez mit seiner Klapper ausdrücken wollte, einem Warnungssignal, welches seit den Zeiten Alexei Michailowitschs, oder vielleicht früher, der schlafenden Stadt von der Gefahr Kunde gab, die ihr doch ab und zu durch freche nächtliche Ueberfälle von der Wolga her drohten.

Und die Stadt erwachte. Ich schlug absichtlich eine Seitengasse ein, um längs der Stadtgrenze zu gehen. Hier und dort am Fuße des Berges sah man Licht in den Hütten. An einem Orte verbreitet ein Lämpchen vor einem Heiligenbilde schwachen Schein, eine Gestalt beugt sich wiederholt zur Erde nieder und erhebt sich dann wieder, augenscheinlich den Tag der Wiederkunft des Heilands mit Gebet beginnend.

In zwei oder drei Oefen brennt schon Feuer.

Hier knarrt ein Pförtchen; aus demselben tritt ein Greis mit lang herabhängendem weißem Barte, horcht auf das Glockengeläute, schaut mich an, als ich vorbeigehe, und wirft mir einen ernsten, aufmerksamen Blick zu; darauf wendet er sich mit dem Gesicht gen Osten, wo die Sonne noch nicht aufgegangen war, und bekreuzigt sich mit Inbrunst.

Noch ein Pförtchen thut sich auf. Ein kleines, altes Mütterchen läuft eilig hinaus, prallt zur Seite und verschwindet hinter der dunklen Linie des Zaunes.

„He, Semionitsch! Bist Du es?" höre ich sie rufen. „Ist's wahr, daß heute früher zur Frühmesse geläutet wird? Es heißt, daß man sie noch vorher abhalten will ... Großer Gott! Schau doch,

Semionitsch, wer kommt dort zu so früher Stunde den Berg hinab?"

Ein Teil der Passagiere war aus langer Weile den Berg hinauf geklettert. Scharf und eigentümlich zeichnen sich die Gestalten auf dem sich aufhellenden Himmel ab. Eine von ihnen, die, wahrscheinlich bedeutend näher als die anderen, auf einem Vorsprung steht, erscheint unnatürlich groß.

Alles das, zu so früher Morgenstunde und vor der Finsternis, machte auf die erschreckte Stadt einen starken, nie dagewesenen, spukhaften Eindruck.

„Da kommen sie in hellen Haufen, unsere Widersacher!" murrte mit finsterem Blick der Alte. „Fremde sind's, wie es scheint . . ."

„Sagte man doch schon gestern, daß die fremden Völker auf vier Dampfschiffen ankommen würden. Was soll's, wie ist das zu verstehn?"

„Wie Gott es will," sprach Semionitsch trübe, und trat, ohne sich zu verabschieden, in sein Haus. Die Alte blieb allein auf der einsamen Straße.

„Mein Gott und Heiland!" höre ich klagend und erschreckt eine Greisenstimme rufen, und eilige Schritte verhallen irgendwo im Schatten in der Richtung zur Kirche. Ein aufrichtiges Mitleid erfaßt mich für die Alte, für Semionitsch und dieses ganze eingeschüchterte Volk. Es ist kein Spaß, in einer Stunde den Untergang der Welt zu erwarten. Wie viel gespenstische Furcht liegt noch in diesen dämmerigen Nebeln, die so dicht über unserem heiligen Rußland lagern.

In dem Fenster des Hüttchens, das die Frau eben verlassen hatte, schimmerte das Licht des Lämpchens vor dem Muttergottesbilde, und der Hahn krähte zum erstenmal mit heiserer, kaum hörbarer Stimme ein Morgenlied hinter dem Zaune hervor.

Im heil'gen Rußland kündet's der Hahnenschrei,
Vorbei die Nacht und der Tag, der Tag bricht an.

Diese Worte eines alten, längstvergessenen, herrlichen Liedes, welches frisch und hell, wie der junge Morgen, mir in die Ohren tönte, erweckten in mir eine ganze Reihe von Gedanken . . . „Wann, ja wann bricht der Tag für das heilige Rußland an, jener Tag, wo die abergläubische Furcht, wie der Nebel vor der Sonne schwindet, wo Mißtrauen, Feindschaft und gegenseitige Mißverständnisse verscheucht werden, die das Verhältnis zwischen denen trüben, welche ihre Blicke gen Himmel richten, um seine Geheimnisse zu erforschen, und jenen, welche sie zur Erde senken und in der Erforschung des Himmels eine Beleidigung Gottes sehen?

III.

Aber da sind wir ja schon bei dem befestigten *Lager der* Astronomen.

Auf mäßiger Anhöhe am Ufer der Wolga, nahe bei der Fabrik, deren Schornstein wir für einen Turm gehalten hatten, waren ohne viele Kunst Holzbaracken erbaut und mit einem niedrigen Bretterzaun umgeben worden. In der Umfriedung auf der geebneten und festgestampften Fläche stand ein kupfernes Rohr auf einem Stativ, — wahrscheinlich der Sextant, der die Richtung des Meridians angibt. Aus einem Vorhang hervor waren eine Anzahl verschiedener Teleskope von ungleicher Größe auf den Himmel gerichtet.

Alles das steckt noch in ledernen Futteralen und sieht aus wie die Artillerie vor der Schlacht. Doch da ist auch schon die Truppe. Von Mänteln bedeckt schlafen etliche Schutzleute und Wächter, die man zu diesem Dienst mit Gewalt aus den Dörfern hat requiriren müssen. Ein bärtiger, hoher Bauer patrouillirt mit wichtiger Miene auf dem Platze.

Das ist der Hauptwächter, von der Fabrik dazu bestellt, derselbe Grischka, welcher um fünfundzwanzig Rubel sich bereit gefunden, nicht nur das Kreuz, sondern auch den Gurt abzulegen, und auf diese Weise dem Geheimbunde der „Astrolomen" beigetreten ist. Im Augenblick, wo ich an den Platz herantrete, spielt er eine aktive Rolle. Irgend ein unternehmender Bursche, der sich schlafend gestellt und hinter dem Bretterverschlag gelegen, war an das größte Rohr herangekrochen und Grischka hatte ihn unter demselben abgefaßt.

Hatte er in das vom Futteral bedeckte Fernrohr einen Blick thun wollen, um irgend ein unbekanntes Geheimnis zu erspähen, oder hatte er andere Absichten — Grischka verstand keinen Spaß und ergriff ihn am Ohr.

„Onkelchen, ich habe ja nichts Böses im Sinne gehabt!"

„So wenig Böses, wie jener Lümmel, der vorhin Wache stand — alle Fernrohre hatte er verdreht, einen halben Tag haben wir gearbeitet, bis wir sie wieder in Ordnung brachten. Es ist ja nicht gleichgiltig, wie das Rohr steht."

Grischka appellirt offenbar an das Publikum, das dichtgedrängt an dem Bretterzaun steht und vielleicht schon den ganzen Abend gestanden hat. Doch das Publikum ist nicht auf seiner Seite.

„Freilich ist's nicht gleichgiltig!" seufzt einer.

„Es wäre überhaupt nicht nötig gewesen, sie aufzustellen!"

„Bisher haben wir, Gott sei's gedankt, uns ohne Rohre beholfen und sind am Leben geblieben.

Ein altes, graues Männlein tritt aus dem Haufen der zur Fabrik sich begebenden Arbeiter heraus und stellt sich an den Zaun.

„Guten Morgen, Grischka!"

„Guten Morgen."

„Du wachst?"

„Ich wache."

„So, so."

„Wie, sollte ich denn nicht wachen," sagt endlich Grischka beleidigt, „wenn mich der Meister dazu bestellt hat."

„Ist denn das Sache des Meisters?"

„Wenn man's mir aufträgt, muß ich's ausführen . . ."

„Fünfundzwanzig Rubel, sagt man, hast Du bekommen . . . Ist das nicht zu billig, schau nur zu!"

„Nun, wenn sie auch weniger geben, ist's mir auch recht. Aber was redest Du denn, was hast Du mir vorzuwerfen? Hat man Dich doch selbst als Wächter zur Tonne gestellt — zwei ganze Jahre lang!"

„Die Tonne ... seht, womit er's vergleicht!" wirft einer aus dem Publikum ein.

„Die Tonne ist ganz was anderes. Die Tonne, Bruder, ist russischer Brauch," geifert der Alte. „Aber das da, siehst Du, ist eine unklare Geschichte; mit der Tonne läßt sich das nicht vergleichen."

Das Gespräch wird immer allgemeiner und lebhafter.

„Zurück, zurück, nicht drängen!" mischen sich die zwei Polizisten ins Gespräch, indem sie Grischkas Partei nehmen. Die Menge tritt zurück und bleibt widerstandslos in passiver Ruhe auf dem Platz, wo die Polizisten sie gelassen haben. Ihre Stimmung ist unbestimmt. Der Fabrikarbeiter ist ein geriebener Kerl. Er zweifelt und schwankt, doch seine Befürchtung äußert er nur in Form von beißendem Spott; die Kinder und Halbwüchslinge hat Neugierde hergetrieben, vielleicht haben sie's in der Schule gehört.

Eine richtige Furcht und direkte Feindschaft gegen die „Gelehrten" und „Fremden" aber herrschte innerhalb der Wände jener Hütten an der Peripherie der Stadt, wo die ganze Nacht hindurch die Lämpchen brennen ... Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man am Tage vorher die Absicht gehabt habe die Instrumente zu vernichten und die „Astrolomen", zu verjagen. Das war der Grund, weshalb die Obrigkeit ihre Maßnahmen getroffen hatte.

IV.

Es wird heller. Im Osten stehen fast unbeweglich Haufen ferner Wolken, die sich über dem Horizont gelagert haben. Darüber schweben dunkle, doch nicht mehr so schwere Wolken, und unter ihnen, zusammengeballt und schnell in der Richtung nach Süden hingleitend, schweben nicht hoch über der Erde einzelne Fetzen des Morgennebels. Diese drei Wolkenschichten ziehen sich bald zusammen und bedecken den Himmel, bald werden sie lichter und erwecken die Hoffnung auf freie Durchblicke.

Endlich bildet sich eine helle Spalte, wie in der Wand eines dunklen Schuppens zur Zeit der Dämmerung; einige Strahlen brechen säulenförmig durch, um sofort wieder zu verlöschen. Doch das von ihnen gespendete Licht bleibt. Der Fluß wird noch heller, das gegenüberliegende Ufer tritt näher, und der Feuerschaden, der auf jener Seite der Wolga träge zu Ende brennt, beginnt zu erlöschen; augenscheinlich geht die Sonne hinter einer entfernten Wolke auf.

Ich gehe längs dem Wolgaufer hin. Winzige Häuschen, Gemüsefelder, Gassen, im Sande des Flußufers verlaufend, — alles das tritt deutlicher in dem weißlichen Morgenhimmel hervor. Und überall macht sich ängstliche Bewegung bemerkbar, unter dem Einfluß einer unruhig verbrachten, schlaflosen Nacht. Hier knarrt eine Thür, dort öffnet sich leise ein Pförtchen, da schleicht eine gebückte Gestalt von Haus zu Haus längs den Gemüsefeldern. An einer Stelle, in der Ecke, an den Zaun geschmiegt, stehen zwei Frauen. Die eine schaut thränenden Auges gen Osten und spricht leise Gebetssprüche. Ein morscher Greis, auf den Stock gestützt, tritt schwankenden Ganges aus dem Gäßchen und schließt sich der Gruppe an.

Alle Blicke sind dahin gewandt, wo hinter dem melancholischen Wölkchen die Sonne vermutet wird.

Ich wende mich zur weinenden Frau und frage: „Ihr erwartet die Sonnenfinsternis?"

„Sprich nicht davon, mein Lieber, komme, was da kommen soll ... In banger Furcht schweben wir fort und fort ... Die ganze Nacht haben wir nicht geschlafen."

„Was flößt euch denn Furcht ein?"

„Immer derselbe Planet."

Sie wendet mir ihr Gesicht zu, das geschwollen ist vom Wachen und von Furcht entstellt. Die entzündeten Augen schauen mit einer Art von Hoffnung auf den fremden Menschen, der ohne Unruhe das grause Schauspiel kommen sieht.

„Man hat auch behauptet, die Sonne werde von der anderen Seite aufgehen, die Erde erzittern und die Menschen einander nicht mehr erkennen ... Und dann kommt der Welt Ende ..."

Sie sieht abwechselnd mich und dann den uralten Greis an, der schweigend daneben steht und sich auf seinen Stab stützt. Dieser blickt unter den überhängenden, buschigen Augenbrauen aus seinen tiefliegenden, finsteren Augen vor sich hin, und ich hege begründeten Verdacht, daß er es war, der diese trüben Prophezeiungen aus irgend einem alten, in von Motten zerfressenes Leder gebundenen Folianten geschöpft hat. Die Hälfte der Prophezeiungen traf nicht ein: die Sonne ging an der gewohnten Stelle auf. Der Greis schwieg, und aus seinen Zügen war schwer heraus zu lesen, ob er gleich anderen harmlosen Leuten damit zufrieden war, oder ob er es nicht vorzöge, daß die Sonne von ihrer vorherbestimmten Bahn abweiche und die Welt erzitterte, wenn nur die Autorität des Folianten unerschüttert dastände. Die ganze Zeit stand er schweigend da, und entfernte sich, ohne mit irgend jemand seine unklaren Gedanken geteilt zu haben.

Ich beruhige die bis zur Hysterie in Schrecken geratenen Weiber und erkläre ihnen, es werde weiter nichts geben, als daß die Sonne sich verdunkeln werde.

„Und dann ... Wird sie wieder erscheinen, oder schon ganz ..."

„Freilich, sie erscheint wieder."

„Das glaube ich auch, mir scheint's, sie reden dummes Zeug," bemerkte eine Kühnere. „Planet ist Planet, was ist denn weiter dabei? Alles kommt von Gott. Wenn Gott es will, können wir auch ohne Planeten zu Grunde gehen; will er's nicht, so bleiben wir auch mit dem Planeten am Leben."

„Mag alles nur Geschwätz sein, es ist doch

schrecklich," sagt wieder die erste weinerlich. „Da ist die Sonne an der alten Stelle aufgegangen, wie immer, und dennoch ... du unsere teure Sonne ... Anfangs ging sie gar nicht fröhlich auf, und jetzt, schau, wie sie strahlt!"

In der That, aus der Wolke hervor, doch wieder nur schwach, dem Lächeln eines Kranken vergleichbar, kamen einige goldene Strahlen zum Vorschein, beleuchteten etliche nebelhafte Wolkengebilde und erloschen.

Die Frauen schauen unverwandt hin, mit dem Ausdruck eines gewissen Mitleids um die Sonne, als sei sie ein ihnen nahestehendes Wesen, dem Gefahr drohe. Und in geringer Entfernung stehen Fernrohre und Räder bereit, wie die Vorbereitungen zu einer gefährlichen Operation.

V.

Ich dringe in die dem Platze benachbarten Straßen vor.

Auf dem Geländer einer alten Brücke sitzt ein bärtiger Ortsbewohner in rotem Hemde und zerrissener Kleidung, kaltblütig und in Nachdenken versunken. Vor ihm steht ein Greis gleich dem, welchen ich am Ufer gesehen, mit scharfblickenden Augen, aus welchen unter den eulenartigen Brauen ein eigentümlich böser Ausdruck hervorblitzt.

Er schüttelt den Bart und flüstert dem auf dem Geländer sitzenden Riesen etwas zu, gestikulirt und ereifert sich.

Da an diesem Morgen alle konventionellen Schranken gefallen waren, welche zu gewöhnlicher Zeit Bekannte von Unbekannten trennen, so trete ich einfach an die sich Unterhaltenden heran, begrüße sie und gehe zu dem Thema über, das alle beschäftigt.

„Es fängt bald an ..."

„Es fängt an!" platzte der Alte heraus, als hätte ihn eine Schlange gebissen, und sein grauer Bart zitterte heftiger. „Was soll anfangen? Vielleicht kommt auch gar nichts!"

„Kommen wird es gewiß."

„So! ... Aber erlauben Sie, zu fragen," sagt er mit schlecht verhehltem Zorn: „Ist es wohl möglich, die Macht des Herrn zu erkennen? Wem wird Gott der Herr sie offenbaren? Oder soll man annehmen, daß Gott über seine Angelegenheiten sich mit Ihnen beraten wird?"

„Groß ist die Macht des Herrn! ..." sagt der Riese „im allgemeinen" mit tiefer, aus der Brust kommender Baßstimme, indem er zur Seite blickt.

„Einmal ist's freilich gewesen, das war im Jahre einundfünfzig.

„Ein kleiner Jung war ich damals, doch erinnere *ich mich der* Sache gut. Es wurde plötzlich dunkel; *selbst die* Hähne fingen an zu krähen, und es erschrak jegliche Kreatur. Nur mit dem Unterschiede, daß damals niemand zuvorkam. Aber jetzt sehe einer ... Natürlich sind's weiter nichts als alberne Vorkehrungen."

„Ja wohl!" bekräftigt der Alte mit dem Brustton der Ueberzeugung und nicht ohne einen Anflug von Bosheit. „Die Macht des Herrn ist euch verborgen, laßt eure Finger davon; wir sind die Dummköpfe nicht, denen das Märchen von der Verfinsterung durch den Planeten aufgebunden werden kann!"

Mit bösem Ausdruck schielt er aufs Ufer, wo die Baracken errichtet sind. Indessen, als ich meine Schritte dorthin lenke, folgen beide, hinter mir herschlendernd, offenbar mit der Absicht, sich die dummen Tröpfe anzusehen, welche an die Thorheiten glauben, vielleicht aber auch mit dem Hintergedanken, wenn sich die Gelegenheit biete, zur That überzugehen.

Doch das Polizeikommando, zehn Mann stark, war schon vollzählig auf den Füßen. Sie schüttelten die Feuchtigkeit von sich ab, räusperten und stellten sich vor die geheimnisvollen, mit kaltem Reif bedeckten Instrumente.

„Zurück, zurück!" riefen sie im Chor, und trotzdem ihre Stimmen von der Feuchtigkeit etwas rauh geworden, klang die Mahnung doch recht nachdrücklich.

VI.

Eine halbe Compagnie Soldaten rückt heran. Sie stellen ihre Gewehre in Pyramiden auf und bleiben vor dem Eingang in die Umfriedung stehen. Die andere Halbcompagnie marschirt mit Trommelschlag und macht am Ufer Halt.

„Die Soldaten sind da," flüstert es in der Menge, welche sich jetzt an den Fuß des Hügels herandrängt, um einen Blick in den eingezäunten Raum thun zu können.

Die Knaben schlendern in verschiedenen Richtungen umher; ihre Gesichter haben einen sorglosen Ausdruck, doch prägt sich ein gewisses Interesse für das, was bevorsteht, auf ihnen aus. Ein freigebiger, älterer Herr verteilt Gläser, die mit Gelatine bestrichen sind, sich aber leider als unbrauchbar erweisen.

In der Schule, welche ihre Räume für die anreisenden Gelehrten hat hergeben müssen, wird ein Fenster geöffnet und aus demselben ein langes Rohr auf den Himmel gerichtet.

Die Astronomen gehen einzeln vorbei, der Baracke zu.

Ein alter Mann, offenbar ein Deutscher, trägt die Instrumente und blickt mit finsterer, unzufriedener Miene gen Himmel. Auf die Volksmenge wirft er nicht einen einzigen Blick ... Von weitem ist er hergereist, nur des einen Morgens halber, und der dumme Nebel droht ihn um seine wissenschaftliche Ernte zu bringen. Der Professor brummt unzufrieden, während seine klugen Augen spähend den Himmel mustern.

Uebrigens wird die Wolkenschicht dünner. Der Wind treibt sie von Norden; die unteren Schichten verdecken nach wie vor, ohne sich zu rühren, den Horizont, doch die zweite Schichte zieht jetzt rascher, und die Durchblicke werden immer größer und größer. Hier und dort blaut schon der Himmel. Die Fetzen

des nächtlichen Nebels treiben seltener vorbei und lösen sich offenbar ganz auf.

Die Sonne taucht bald hinter Wolken hervor, bald verschwindet sie wieder.

Die Fernrohre sind in die richtige Lage gebracht, von den Baracken werden die schützenden Hüllen abgenommen, die Gelehrten prüfen die Instrumente. Wie sich der Himmel klärt, werden auch ihre Gesichter heller. Die kalte Sicherheit dieser Vorbereitungen imponirt der Menge sichtbar.

„Seht, seht! es bewegt sich von selbst!" ruft plötzlich eine verwunderte Stimme.

In der That, das große, schwarze Rohr mit dem Uhrmechanismus ist in Gang gebracht und fängt an, sich auf seinen seltsamen Füßen schnell zu drehen; es macht den Eindruck eines phantastischen Tieres aus Metall, welches aus langem Schlaf erwacht. Nach beendigter Probe hält man es an, richtet es auf die Sonne und setzt es wieder in Bewegung.

Jetzt bewegt es sich automatisch im Kreise, aufmerksam und scharfen Blickes der Sonne auf ihrem nebligen Pfade folgend. Die Klappen öffnen und schließen sich von selbst, und dabei sehen sie mit ihren Rändern von mattem Schwarz wie ein geöffneter Rachen aus. Der Deutsche spricht wieder etwas — schnell, mürrisch und unverständlich, als halte er eine Vorlesung oder stoße Verwünschungen aus.

Die Menge versinkt in verwundertes Schweigen.

VII.

Eine Minute lang dauert die Stille. Plötzlich ertönt der laute Schlag des Pendels vom Metronom, der die Sekunden schlägt.

„Die Uhr schlägt, es wird sechs Uhr sein. Dreizehn, vierzehn, fünfzehn — nein, keine Uhr . . . Was ist's denn?!. . ."

„Es hat angefangen," errät jemand aus der Menge, als er die Astronomen an die Instrumente eilen sieht.

„Ist mir ein Anfang, nichts hat angefangen," ertönt nonchalant und sicher aus den hinteren Reihen plötzlich die Stimme des alten Skeptikers, welchen ich auf der Brücke gesehen hatte.

Ich hole mein Glas mit der selbstverfertigten Handhabe hervor. Dasselbe ruft eine gewisse ironische Sensation hervor, da ich das Papier, mit welchem es beklebt ist, mit Siegellack an die Handhabe befestigt hatte.

„Ein seltsames Instrument," sagt einer von meinen Nachbarn — „sieben Siegel hat's."

Ich betrachte mein Glas, und richtig, es sind genau sieben Siegel — eine verhängnisvolle Zahl. Indessen ist zu kabbalistischen Betrachtungen keine Zeit vorhanden, um so mehr, als meine „Maschine" sich als vorzüglich erweist. Mitten in den schnell vorüberziehenden, beleuchteten Wolken sehe ich die deutlichen Umrisse der Sonnenscheibe. Von der rechten Seite oberhalb ist sie gleichsam ein wenig beschnitten.

Eine Minute des Schweigens.

„Sie hat abgenommen!" hört man deutlich aus der Menge rufen.

„Schwatz kein dummes Zeug!" fällt ihm der Alte schroff in die Rede.

Ich trete absichtlich an ihn heran und fordere ihn auf, in mein Glas zu sehen. Er wendet sich mit Abscheu ab.

„Ich bin zu alt, um in Euer Glas zu sehen. Ich sehe die liebe Sonne auch so mit meinen zwei Augen. Da steht sie in ihrer vollen Größe."

Doch plötzlich zieht es über sein Gesicht wie ein Krampf, halb Schrecken und halb tiefe Kränkung.

„Heiland der Welt, und Du Himmelskönigin..."

Die Sonne versinkt für eine Minute in einen breiten, nebligen Fleck und erscheint durch die Wolke schon bedeutend verkleinert. Jetzt ist das schon mit bloßem Auge zu sehen, zumal da ein zarter Dunst, der noch immer die Luft erfüllt, den blendenden Glanz mildert.

Es wird stille. Hier und da hört man nervöses, schweres Atmen und den metallischen Klang der Sekundenschläge; der Deutsche fährt fort, unverständliche Worte zu murmeln und seine Stimme klingt fremdartig und eigentümlich. Ich sehe mich um. Der alte Skeptiker sucht das Weite; er macht große Schritte und läßt den Kopf tief hängen.

VIII.

Es vergeht eine halbe Stunde. Die Helligkeit hat sich nicht vermindert; die Wolken verdecken die Sonne und lassen sie wieder hervorkommen; jetzt schwebt sie hoch am Himmel und hat die Gestalt einer Sichel.

Irgend ein Bäuerlein aus einem entfernten Dorfe kommt auf den Platz zugefahren, wendet dann vor dem Zaune um und fängt an, sein Pferd auszuspannen, als habe ihn plötzlich die Nacht überrascht, und als müsse er Nachtquartier machen.

Nachdem er das Pferd an den Wagen gebunden, sieht er wie abwesend auf den Hügel mit den Instrumenten, auf die Menschenmenge mit den bleichen Gesichtern, und wie sein Auge die Kirche streift, fängt er an mechanisch das Kreuz zu schlagen, ohne den erschreckt fragenden Gesichtsausdruck zu verlieren.

Unterdessen haben die Knaben und jungen Burschen die Hoffnung aufgegeben, durch ihre Gelatinegläser etwas zu sehen; sie laufen nach Hause und bringen selbstfabrizirte, eilig geschwärzte Glasstücke mit, deren jetzt eine Menge zum Vorschein kommen. Inmitten der Jugend herrscht sorglose Lebhaftigkeit und Neugier.

Die Alten seufzen, die Weiber ächzen hysterisch, ja, einer der Anwesenden schreit sogar auf und stöhnt, wie von heftigem Schmerz gequält.

Das Tageslicht wird immer blasser und blasser. Die Gesichter der Menschen sind seltsam verändert, die Schatten der menschlichen Figuren liegen blaß und undeutlich auf der Erde. Der Dampfer, welcher stromabwärts fährt, schwimmt wie eine Geistererscheinung vorbei. Seine Konturen sind undeutlich, die Farben nicht mehr klar zu unterscheiden. Die

Lichtmenge nimmt sichtlich ab; doch da die dichten Abendschatten und das Spiel des in den unteren Luftschichten reflektirten Lichtes fehlen, so scheint diese Dämmerung ungewöhnlich und wunderbar.

Die Landschaft scheint zu verschwimmen, das Gras verliert die grüne Farbe, die Berge haben nicht mehr die frühere Körperlichkeit und Dichtigkeit.

Doch so lange der feine, sichelförmige Sonnenrand sichtbar ist, wiegt noch immer der Eindruck des stark abgeblaßten Tages vor, und es schien mir, als seien die Erzählungen über die Dunkelheit zur Zeit der Finsternisse übertrieben. Es kam mir undenkbar vor, daß dieser letzte, unbedeutende Sonnenblick, welcher wie ein letztes, vergessenes Licht im ungeheuren Weltenraume brennt, so viel zu bedeuten hat! Sollte wirklich, wenn dieses eine Licht erlischt, Nacht, völlige Nacht eintreten?

Aber da ist dieser letzte Funken auch schon verschwunden: zum letztenmal leuchtete er golden auf, als suche er sich aus der dunklen Hülle zu befreien, und erlosch. Und damit ergoß sich dichte Finsternis über die Erde.

Ich erhasche einen Moment, als völliges Schattendunkel die Dämmerung ablöste. Der Schatten erscheint im Süden und breitet sich wie eine gewaltige Decke über die Berge, den Fluß, die Felder, und hüllt auch den ganzen Himmelsraum ein, legt sich über uns und hat in demselben Augenblick den Norden eingeschlossen. Ich stehe jetzt unten am Flußufer und werfe einen Blick auf die Menge. Es herrscht eine Grabesstille. Selbst der Deutsche ist verstummt, und nur das Metronom schlägt den Takt. Die Gestalten der Menschen verschwimmen in eine dunkle Masse; das Feuer des Brandes auf der gegenüberliegenden Seite gewinnt wieder seine frühere Helligkeit.

Aber es ist keine gewöhnliche Nacht. Es ist so hell, daß das Auge unwillkürlich den Schein des Mondlichtes sucht, der das blaue Dunkel gewöhnlicher Nächte mit seinen Silberfäden unterbricht. Doch nirgends ein Schein, nirgends die dunkle Bläue.

Es scheint, als sei über der Erde ein feiner, dem Auge nicht wahrnehmbarer Aschenregen herabgefallen, oder als hänge ein feines, dichtes Netz in der Luft. Und dort seitwärts in den oberen Schichten die erleuchtete Ferne, welche unseren Schatten einschließt und das Dunkel seiner Form und Dichtigkeit beraubt. Und über der ganzen in Verwirrung geratenen Natur ziehen — ein wunderbares Panorama — gegen einander streitend die Wolken. Der runde, dunkle, feindliche Körper hat sich wie eine Spinne in das helle Tagesgestirn hineingesogen, und beide ziehen nun zusammen in wolkenloser Höhe. Ein unbestimmter Schein, welcher sich in veränderlichen Abtönungen hinter dem dunklen Flecken her ergießt, gibt dem Schauspiel Leben und Bewegung, und die Wolken vermehren noch diese Illusion durch ihren unruhigen, lautlosen Lauf.

„Himmlischer Vater, Schöpfer der Welt, erbarme dich über uns sündige Menschen!“ spricht ein altes Weiblein und läuft vom Hügel herab mir entgegen.

„Wohin eilst Du?“

„Nach Hause, mein Lieber, nach Hause — mit meinen Kindern zusammen zu sterben.“

Einige Menschen schreiten eilig am Ufer entlang; allen voran, mit den Händen fuchtelnd und die Stirne finster gerunzelt, marschirt der Riese, den ich vorhin gesehen.

„Nein, wie war's nur möglich, daß er es erfahren konnte!“ ruft er stehen bleibend in erregtem Tone.

„Warum ist man damals nicht dem Rate gefolgt, die Instrumente da zusammen zu werfen,“ fährt er fort, sich direkt an mich wendend, als ich eben gerade an den erregten Haufen herantrete.

„Siehst Du's, wie er auf Gott zielt! Das kann unser ganzes Land ins Verderben stürzen. Wie darf er es wagen: Gott schickt ein Zeichen und er greift es mit seinem Rohre an. Wie, wenn Gott in seinem Zorne plötzlich hierher an diese selbe Stelle einen Blitz schleudert?“

„Das geht ja gleich vorüber,“ beruhige ich.

„Es geht vorüber, sagst Du? Und wir bleiben am Leben?“ Er fragt wie ein Mensch, der völlig die Fassung verloren und jede entschieden geäußerte Meinung annimmt.

„Freilich geht es vorüber, und zwar sehr bald.“

„Wie bald?“

Ich sehe auf die Uhr.

„Es dauert keine Minute mehr.“

Wir stehen alle zusammen und schauen empor, dorthin, wo noch immer der stumme Kampf zwischen dem Licht und der Finsternis vor sich geht.

Plötzlich flammt oben auf der rechten Seite ein Fünkchen auf, und mit einemmale, ebenso plötzlich wie er gekommen, verschwindet der Schatten in nördlicher Richtung. Mit gigantischem Ruck zieht sich die dunkle Decke aus dem unendlichen Raume in die Höhe, der Schatten fliegt über die wellenförmigen Konturen der Wolken und verschwindet.

Das Licht ergießt sich jetzt, nach der Dunkelheit, noch leuchtender und freudiger als früher mit seinem sieghaften Schein. Es erscheinen wiederum dieselben blassen Schatten und seltsamen Farbentöne, aber sie machen einen andern Eindruck: früher war's ein Verlöschen und Sterben, jetzt ist es ein Wiedererstehen aus dem Tode.

IX.

Die Sonne, die Sonne! ... Ich hatte nicht geglaubt, daß ihr Wiedererscheinen auch auf mich einen so starken, befreienden, freudigen Eindruck machen werde; ihr Anblick stimmte mich zur Andacht, zum Gebet ... War es das in der Brust jedes Menschen schlummernde Gefühl ehrfürchtiger Scheu vor der Quelle des Lichtes, oder kam es mir in dem Augenblick zum Bewußtsein, daß dieser erste Lichtschimmer die gespenstische Furcht, den Aberglauben und die Feindschaft dieser Menge auseinandergescheucht ... das Licht brach hervor und wir waren wieder Brüder ... Ja, ich weiß nicht, was es war, doch auch mein Seufzer vereinigte sich mit dem allgemeinen erleichterten Aufatmen der Menge.

Der finsterblickende Arbeiter stand da und schaute in die Höhe, und auf seinem Gesicht sah man den Widerschein des neugewordenen Lichtes. Er lächelte.

„O du ..." wiederholte er, mit ganz verändertem, gutmütigem Ausdruck zur Sonne emporblickend. „Wie weit es die Leute doch gebracht haben. Wunderbar! ..."

Ein Ende hatte nun der Schrecken, ein Ende die Wut.

Die Menge fing an, sich lebhaft zu unterhalten.

„Gott dem Herrn sei Dank! Der gütige Schöpfer hat uns am Leben gelassen!"

„Und da wollte man die Astronomen schlagen. Das kommt von der Thorheit und Unbildung."

„Ist es denn wahr, daß man sie hat schlagen wollen?" frage ich, da ich fühle, daß man jetzt darüber schon frei und ohne die frühere Zurückhaltung sprechen kann.

„Das kam alles vom Branntwein. Es war ein betrunkener Bauer, der zuerst dagegen sprach ... Nun, es ist ja dabei nichts herausgekommen, Gott sei Lob!"

„Bei uns wußten's die Bauern auch ohne Astronomen, daß es eine Finsternis geben werde," läßt sich plötzlich das Bäuerlein hören, welches vorhin sein Pferd ausgespannt hatte. „Bei Gott! ... Die Alten haben's uns gesagt: wenn der Mond nahe bei der aufgehenden Sonne steht, gibt's sicher eine Verfinsterung. Freilich, an welchem Tage, das wußten sie nicht ... Das gestehe ich gerne zu, das wußten wir nicht."

„Die dort haben's ausgerechnet. Auf die Minute! Wie ihr Pendel schlug, da fing es auch an."

„Welch hohe Weisheit!"

„Wozu ist denn auch der Verstand dem Menschen gegeben!"

„Schaust Du, wie sie wieder scheint, sieh, wie sie sich entzündet!"

„Die Finsternis tritt zurück."

„Gelt, jetzt wird sie ganz fortgeschoben."

„Sie wird zur Seite geschoben und damit hat's ein Ende!"

„Und wieder freut sich alles, was lebt ..."

„Gelobt sei Jesus Christus, wir leben wieder."

„Erlauben Sie, Euer Gnaden ..." fragt jetzt harmlos, dicht an den Zaun herantretend, einer aus der Menge. Doch der am nächsten stehende von den Beobachtern winkt ihm ungeduldig mit der Hand ab: er beobachtet und zählt die Sekunden.

„Störe nicht!" ruft man ihm aus der Menge zu ... „Wohin drängst Du Dich vor? Siehst Du denn nicht!"

„Zurück, zurück!" rufen mit halber Stimme, doch ohne jeglichen Nachdruck die Schutzleute. Auch die Soldaten, Gewehr bei Fuß und Nasen in die Höh', schauen mit naiver Unbeweglichkeit zur Sonne empor. Grischka hat sich triumphirend unter die Menge begeben und sieht aus, als sei er bereit, Glückwünsche zur befriedigenden Beendigung eines wichtigen Unternehmens entgegen zu nehmen. Die astronomische Wissenschaft hat in seiner Person einen eifrigen Anhänger gewonnen. Den Neugierigen, welche ihn umgeben und ihn noch unlängst mit giftigen Spottreden überschüttet, erklärt er mit Autoritätsmiene:

„Ein Fernrohr ist etwas sehr Komplizirtes. Sobald man es aus seiner Lage bringt, so wirkt es nicht mehr. Eben stellt man es auf einen Stern."

„Wie darf man denn auch dran rühren, das geht ja nicht an!" bekräftigen, fast als wollten sie seine Gunst gewinnen, die Leute.

„Ein feines Instrument!"

„Ist es keine Sünde, meine Brüder?" läßt sich von hinten eine unsichere Stimme hören; doch beachtet man den Rufer nicht.

Die Sonne scheint immer stärker; der Nebel wird dünner und mit unbewaffnetem Auge kann man schon kaum mehr die wachsende Sonnensichel betrachten. Die Vögel, die verstummt waren, fangen wieder an zu zwitschern, das Wiesengrün auf der andern Seite des Flusses tritt deutlicher hervor, die Wolken färben sich ... In der Stimmung der Menge ist eine Wandlung vor sich gegangen; das Mißtrauen, die Feindschaft und Furcht haben sich in die weiten Fernen zerstreut, wohin die Schattendecke von der Sonne entflohen ist — in den unbegrenzten Raum.

Ich suche meinen skeptischen Alten, doch ist er nirgends zu finden; die vorhin in vielen Häusern sorgfältig verhängten Fenster werden wieder geöffnet. Ein altes Mütterchen macht die Thüre ihres fest verschlossenen Hüttleins auf, steckt zuerst den Kopf hervor, wirft einen Blick auf die Straße und tritt heraus. Ein zwölfjähriges Mädchen kommt herangesprungen.

„Großmutter, Großmutter, ich habe alles gesehen!"

„Warum bist Du fortgelaufen, Du Nichtsnutz; ich habe es Dir verboten!"

Doch das Mädchen hört nicht und fährt mit froher Lebhaftigkeit fort:

„Alles habe ich gesehen, alles. Es war gar nicht schrecklich. Zuerst schossen Pfeile vom Himmel und dann fing die Sonne an, immer dunkler und dunkler zu werden."

„Nun?"

„Nun, und wurde endlich ganz dunkel. Es war, als wenn eine metallene Scheibe vorgeschoben würde. Und diese Scheibe stand nun vor der Sonne. Und dann blitzte von der andern Seite wieder ein Lichtfunken auf, das Licht wurde größer, und endlich wurde es wieder Tag."

Die Großmutter murmelt noch etwas vor sich hin, doch das Brummen der Alten klingt nachgiebig leise, und die Stimmung des Kindes hat etwas jugendlich Triumphirendes.

Wir saßen schon auf dem Dampfschiff, als die letzte Spur der Finsternis fast unbemerkt von der sich aufhellenden Sonnenscheibe verschwand.

Unter dem Publikum der dritten Klasse ging von Hand zu Hand die Broschüre: Ueber die Sonnenfinsternis des siebenten August 1887.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 19. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des neunzehnten Heftes.

Seite

Sonja Kowalevsky. I. Kindheits- und Jugenderinnerungen. Von ihr selbst erzählt. Aus dem Russischen (Fortsetzung) 870

Toskanische Volkslieder. Aus dem Italienischen 869

Parasiten-Lebenskünstler. Erzählung aus dem Rumänischen von Delavrancea (Barbu Stefanescu) (Schluß) 884

Eine Greyport-Sage. Gedicht aus dem Amerikanischen von Bret Harte 894

Fritz Randel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm (Fortsetzung) 895

Skizzen von Juhani Aho. Aus dem Finnländischen 911

Von Diesem und Jenem:

Sind wir verrückter als unsere Väter? Von Cesare Lombroso (Fortsetzung) . . . 915

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue interessante Erscheinung!

In unserem Verlage beginnt zu erscheinen:

Am Schluß eines Jahrhunderts.

Allgemeine Rundschau der europäischen Völker- und Staatenkunde

mit Hinblick auf die Hauptfragen der Gegenwart

von

Karl Vogel,

Kabinetsrat a. D., Mitglied gelehrter Gesellschaften u. s. w.

Das Unternehmen, welches auf zehn zwanglos erscheinende Bände berechnet ist, wird eine Sammlung von Handbüchern bieten, worin sich der bekannte Nationalökonom die Aufgabe stellt, die Gesamtbilder der politischen und kulturellen Verhältnisse der europäischen Staaten und Völker in scharfer Skizzirung ihrer Eigentümlichkeiten, unter genauer Berücksichtigung der Geographie und Ethnographie, Geschichte, Statistik und Volkswirtschaft vorzuführen.

Soeben wurde ausgegeben der **erste Band** unter dem Titel:

Die dritte französische Republik

bis 1895.

Mit dem Bildnis des Präsidenten Felix Faure.

Preis geheftet M. 8. 50; in Original-Einband M. 9. 50.

Das Wesen und die Wandlungen der dritten französischen Republik bis zum Regierungsantritt ihres jetzigen Staatsoberhauptes Felix Faure werden in dem Werke auf Grund verläßlichsten Quellenmaterials und langjähriger Beobachtung an Ort und Stelle mit photographischer Treue und strengster Gegenständlichkeit geschildert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

I.

Kindheits- und Jugenderinnerungen.

Von ihr selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

In der ersten Erbitterung hatte Anjutas Vater von ihr das Versprechen verlangt, nicht mehr zu schreiben, und ihr nur unter dieser Bedingung Verzeihung zugesagt. Ein solches Versprechen aber konnte Anjuta natürlich nicht geben; die Folge davon war, daß sie die nächsten Tage gar nicht zusammen sprachen und Anjuta nicht bei Tisch erschien. Mama ging von einem zum andern, überredete und vermittelte. Endlich gab der Vater nach, und der erste Schritt auf dem Wege zur Nachgiebigkeit war seine Einwilligung, Anjutas Erzählung anhören zu wollen.

Die Vorlesung ging mit großer Feierlichkeit vor sich. Die ganze Familie war versammelt. In voller Erkenntnis der Wichtigkeit und Bedeutung des Augenblicks las Anjuta mit bebender Stimme. Die Lage der Heldin, ihre Sehnsucht, aus dem Kreis heraus zu kommen, in dem sie lebte, das Joch der Vorurteile, unter denen sie litt — alles das erinnerte so sehr an das eigene Schicksal der Verfasserin, daß es selbstverständlich allen in die Augen fiel. Schweigend, ohne auch nur ein Wort zu äußern, hörte mein Vater zu. Als aber Anjuta bis zur letzten Seite gekommen war und mit mühsam unterdrücktem Schluchzen die Stelle las, wo die sterbende Liljenka ihre verlorene Jugend beklagt, füllten sich seine Augen mit Thränen. Er stand auf und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer. Weder an diesem Abend noch an den folgenden Tagen sprach er mit Anjuta über ihre Novelle, aber er war äußerst liebevoll gegen sie, und wir sahen alle, daß sie gewonnenes Spiel hatte.

Seit jenem Tage trat bei uns eine Periode der Milde und Duldsamkeit ein, deren erstes großes Ereignis die Rückberufung der Haushälterin war, die mein Vater im ersten Zorn weggejagt hatte. Sie wurde in Gnaden aufgenommen und bekam ihre alte Stelle wieder.

Der zweite Beweis von Milde war noch überraschender — der Vater gab Anjuta die Erlaubnis, an Dostojevski zu schreiben, unter der einzigen Bedingung, ihm den Brief zu zeigen, und versprach ihr, sie solle während ihres bevorstehenden Aufenthalts in Petersburg seine Bekanntschaft machen.

Wie schon erwähnt, reiste meine Mutter fast jeden Winter mit Anjuta nach Petersburg, wo erstere eine ganze Kolonie alter, unverheirateter Tanten hatte. Diese bewohnten ein ganzes Haus auf Vasili-Ostrovallina und stellten meiner Mutter während ihres Besuchs immer verschiedene Zimmer zur Verfügung. Der Vater blieb gewöhnlich allein auf dem Lande, ich unter dem Schutz der Gouvernante. Als aber die Engländerin uns verlassen und die neu angekommene Schweizerin sich noch nicht genügendes Vertrauen erworben hatte, beschloß meine Mutter zu meinem großen Entzücken, mich mitzunehmen.

Um die beste Schlittenbahn zu benützen, brachen wir im Januar auf. Eine leichte Sache war diese Reise nach Petersburg nicht. Zuerst mußte man einige sechzig Werst auf Landwegen mit eigenen Pferden fahren, dann mit Extrapost zweihundert Werst auf der großen Kronlandstraße und endlich auf der Eisenbahn noch ungefähr einen Tag und eine Nacht. Mama, Anjuta und ich fuhren in einem geschlossenen, sechsspännigen Wagen, der auf Schlittenkufen gesetzt war; hinter uns kamen die Schlitten mit den Kammerjungfern und der Bagage, jeder von einem mit Schellen behängten Dreigespann gezogen. Der muntere Klang des Schellengeläutes begleitete uns auf dem ganzen Wege und wiegte uns in Schlummer ein; bald näherte er sich, bald entfernte er sich, schien in der Ferne völlig zu verschwinden, um plötzlich wieder dicht an unserem Ohr desto lauter zu erklingen.

Aber wie viel Vorbereitungen hatte es gekostet, bis wir endlich reisefertig geworden waren. In den

Küchenregionen waren so viele Leckerbissen gekocht und gebraten worden, daß sie für eine ganze Expedition ausgereicht hätten. Der Koch war wegen seines Backwerks berühmt und niemals widmete er sich diesem Zweig seiner Kunst mit mehr Eifer, als wenn es galt, Pasteten für die Reise der Herrschaft zu backen.

Wie wunderbar war aber auch diese Fahrt! Die ersten sechzig Werst fuhren wir durch tiefe Wälder, lauter förmliche Mastbäume, nur durch viele größere oder kleinere Landseen unterbrochen, die jetzt im Winter wie große Schneefelder aussahen, von denen sich die ringsum stehenden ernsten Fichten scharf und dunkel abhoben. War es am Tag schon herrlich, schien es mir in der Nacht doch noch viel schöner.

Kaum etwas eingeschlafen, werde ich plötzlich durch einen heftigen Stoß geweckt und kann mich zuerst nicht besinnen, wo ich eigentlich bin. Von der Decke des Wagens wirft die eben angezündete Lampe ihren matten Schein über zwei sonderbare, in Pelze und weiße Reisemützen gehüllte, schlafende Gestalten. Sind das wirklich meine Mutter und Schwester? Die zugefrorenen Wagenfenster sind von wunderlichen, silberglitzernden Mustern überzogen, das Schellengeläute tönt ununterbrochen — alles ist so seltsam und ungewöhnlich, daß ich im ersten Augenblick von nichts eine klare Vorstellung habe. Ich fühle nur, daß ich an allen Gliedern steif bin, weil ich unbequem gelegen habe. Plötzlich aber durchzuckt mich das Bewußtsein dessen, wo wir sind, wohin wir fahren, wie viel Neues und Merkwürdiges bevorsteht, wie ein Lichtstrahl, und mein Herz jubelt auf in ungeahntem Glück!

Ja, das war eine wunderbare Reise! Sie steht mir noch jetzt als eine meiner schönsten Kindheitserinnerungen vor der Seele.

XI.

Gleich nach der Ankunft in Petersburg schrieb Anjuta an Dostojevski und bat ihn, zu ihr zu kommen. Er fand sich am bestimmten Tage ein. Mit welcher fieberhaften Ungeduld wurde er von uns beiden erwartet, schon eine Stunde vorher horchten wir gespannt auf jeden Laut im Vorzimmer. Trotzdem fiel dieser erste Besuch höchst unbefriedigend aus.

Wie schon gesagt, hegte mein Vater großes Mißtrauen gegen alles, was mit der literarischen Welt zusammenhing, und hatte nur beklommenen Herzens und mit heimlicher Angst seiner Tochter die Erlaubnis gegeben, Dostojevskis Bekanntschaft zu machen.

„Vergiß nicht, Lisa, welche große Verantwortung Du hast," ermahnte er Mama bei der Abreise. „Dostojevski ist ein Mensch, der nicht zu unserer Gesellschaftsklasse gehört. Was wissen wir von ihm? Nichts weiter, als daß er Zeitungsschreiber ist und ein Deportirter war! Du mußt mir versprechen, äußerst vorsichtig ihm gegenüber zu sein."

Als erstes Gebot der Vorsicht schärfte er ihr ein, selbstverständlich bei dem Zusammentreffen von Anjuta und Dostojevski zugegen zu sein und sie nie auch nur einen Augenblick allein zu lassen. Ich hatte darum gebeten, bei dem Besuch im Zimmer bleiben zu dürfen. Zwei alte Tanten benützten einen Vorwand, um ebenfalls schleunigst herein zu kommen, nahmen auf dem Sofa Platz, blieben hartnäckig sitzen und sahen den berühmten Schriftsteller während der ganzen Zeit so neugierig an, als wäre er ein Wundertier.

Dieses erste, lang erträumte und nun unter so ungünstigen Verhältnissen stattfindende Zusammentreffen mit dem großen Dichter enttäuschte Anjuta so sehr, daß sie schweigend und verstimmt dabei saß, während sich Dostojevski in dieser gezwungenen Situation, unter all den alten Damen unbehaglich fühlend, über seine eigene Unbehilflichkeit ärgerte und deshalb einen alten und kränklichen Eindruck machte, wie immer, wenn er nicht bei guter Laune war. Er strich die ganze Zeit seinen dünnen, blonden Bart und kaute an den Lippen, während es in seinem Gesicht beständig nervös zuckte.

Mama bemühte sich nach Kräften eine interessante Unterhaltung in Gang zu bringen. Mit ihrem liebenswürdigsten, verbindlichsten Lächeln, aber doch sichtlich verlegen und unglücklich, versuchte sie, ihm allerlei Schmeichelhaftes zu sagen und tiefsinnige Fragen aufzuwerfen.

Dostojevski antwortete einsilbig und absichtlich unhöflich. Endlich verstummte auch unsere Mutter „à bout de ses ressources . . .", und nachdem Fedor Michajlovitsch eine halbe Stunde gesessen hatte, nahm er seinen Hut, verbeugte sich ungeschickt und ging.

Als er fort war, stürzte Anjuta in ihr Zimmer und warf sich weinend auf ihr Bett. „Immer, immer müssen sie mir alles verderben!" rief sie, krampfhaft schluchzend.

Die arme Mutter kam sich schuldig vor, ohne zu wissen warum, gleichzeitig aber verletzte es sie auch, daß oft jeder gerade dann auf sie böse wurde, wenn sie sich am meisten bemüht hatte, alle zufrieden zu stellen. Sie brach ebenfalls in Thränen aus. „So bist Du immer, niemals zufrieden! Papa läßt Dir Deinen Willen, gibt Dir Erlaubnis, die Bekanntschaft Deines Ideals zu machen, ich sitze eine Stunde da und höre seine Grobheiten an, und zum Dank schiltst Du mich aus!"

Mit einem Wort, wir waren alle in höchst bedauernswerter Stimmung und hatten von diesem so sehr gewünschten und ersehnten Besuch nur unangenehme Eindrücke.

Allein fünf Tage später fand sich Dostojevski wieder ein, und diesmal kam er zu glücklicherer Stunde. Mutter und Tanten waren aus, nur Anjuta und ich zu Hause, und jetzt schmolz das Eis rasch. Fedor Michajlovitsch nahm Anjutas Hand und setzte sich zu ihr auf das Sofa, und sie unterhielten sich wie ein paar alte Freunde. Ihr Gespräch war nicht, wie das erstemal, gezwungen, schleppte sich nicht mühsam von einem langweiligen Stoff zum andern — nein, jetzt hatten sie beide förmliche Eile, alles auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatten und überboten einander an amüsanten Einfällen.

Ich saß dabei, ohne mich in die Unterhaltung zu mischen, aber auch ohne ein Auge von Fedor Michajlovitsch zu wenden, jedes seiner Worte verschlingend. Er kam mir jetzt wie ein anderer Mensch vor, jung und ebenso einfach und liebenswürdig wie geistreich. „Kann er wirklich schon dreiundvierzig Jahre alt sein?" dachte ich; „ist es möglich, daß er zweimal so alt wie Anjuta ist und mehr als dreimal so alt wie ich? Und daß man mit ihm verkehren kann wie mit einem guten Kameraden, obgleich er ein so bedeutender Schriftsteller ist!" Ich fühlte mich ihm schon ganz nahe stehend und war entzückt von ihm.

„Was haben Sie für eine niedliche kleine Schwester," sagte Dostojevski ganz unerwartet, nachdem er noch eben mit Anjuta von anderen Dingen gesprochen hatte und mich gar nicht beobachtet zu haben schien.

Ich wurde vor Entzücken rot bis über die Ohren und mein Herz strömte von Dankbarkeit gegen meine Schwester über, als diese, als Antwort auf die Bemerkung, anfing, ihm zu erzählen, wie nett und verständig ich sei, und daß ich die einzige in der Familie gewesen wäre, welche sie immer verstanden und mit ihr sympathisirt habe. Anjuta geriet bei der Lobrede, die sie mir spendete, förmlich in Feuer und legte mir alle möglichen merkwürdigen Eigenschaften bei, ja, schließlich teilte sie noch Dostojevski mit, daß ich auch Gedichte mache, — „wirklich gar nicht schlecht für ihr Alter!" Und trotz meines schwachen Protestes holte sie mein dickes Heft mit Gedichten, woraus Fedor Michajlovitsch lächelnd ein paar Verse vorlas und lobte. Wie liebte ich sie in diesem Augenblick! Ich hätte für die beiden Wesen, die ich so grenzenlos bewunderte, mein Leben hingeben können.

Drei Stunden verflogen, ohne daß wir es merkten. Plötzlich klingelte es an der Vorsaalsthüre — es war Mama, die von Besorgungen zurückkam. Ohne von Dostojevskis Besuch etwas zu wissen, kam sie noch im Hut, mit Paketen beladen, herein und entschuldigte sich, etwas verspätet zum Mittagessen zu kommen.

Als sie Fedor Michajlovitsch so traulich bei ihren Töchtern allein sitzen sah, war sie äußerst überrascht und anfänglich erschrocken. „Was würde Wassilij Wassiljewitsch dazu sagen?" war ihr erster Gedanke. Aber wir umarmten sie, und wie sie uns so vergnügt und strahlend sah, taute sie selbst auf, und das Ende war, daß sie Fedor Michajlovitsch bat, mit uns zu Mittag zu essen.

Von dem Tag an verkehrte er vollkommen ungenirt bei uns, und da unser Aufenthalt in Petersburg nur von kurzer Dauer sein sollte, besuchte er uns häufig — drei-, viermal die Woche.

Besonders reizend war es, wenn er abends kam, und keine weiteren Gäste sich einfanden. Dann konnte er ungewöhnlich fesselnd und liebenswürdig sein. Allgemeine Unterhaltung liebte er nicht; er sprach eigentlich nur in Monologen, und auch dann nur, wenn ihm alle Anwesenden sympathisch waren und mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Traf das alles glücklich zusammen, dann unterhielt niemand lebhafter, anschaulicher und hinreißender als er.

Manchmal erzählte er den Inhalt der Romane, die er schreiben wollte, mitunter Scenen und Erlebnisse aus seinem eigenen Leben. „Das Leben ist oft schlimm mit mir umgegangen," pflegte er öfters zu sagen. „Bisweilen fällt es ihm aber auch ein, mich zu verziehen, und dann so gründlich und bethörend, daß ich vor Entzücken fast vergehe."

Eine seiner schönsten Erinnerungen knüpfte sich nach seinen eigenen Worten an das Erscheinen seines ersten Romans „Arme Leute", den er in ziemlich früher Jugend anfing und mit dreiundzwanzig Jahren, als er schon Offizier war, beendigte.

Er schickte ihn an eine Zeitschrift, „Die Gegenwart", welche erst seit kurzem erschien und von dem berühmten Kritiker Bjälinsky, dem damals aufgehenden Dichterstern Nekrasof und dem schon lange berühmten Romanschriftsteller Gregorovitsch herausgegeben wurde.

Kaum aber hatte er das Manuskript abgeschickt, als er es auch schon bereute. Wie bei den meisten Schriftstellern machte sich auch bei ihm die psychologische Eigentümlichkeit geltend, daß er von seinen Romanen entzückt war und glaubte, etwas Großes und Geniales hervor zu bringen, so lange er daran schrieb. Sobald aber ein Manuskript fertig und an eine Zeitungsredaktion abgeschickt war, erwachten Zweifel und Mißtrauen in ihm. Er empfand gegen seine eigene Arbeit Widerwillen und schämte sich ihrer. Aller Wahrscheinlichkeit nach gibt es keinen Schriftsteller, der diesen psychologischen Prozeß nicht irgend einmal in seinem Leben durchgemacht hätte; Dostojevski aber litt mit seiner nervösen, mißtrauischen Natur mehr wie andere darunter. „Bjälinsky wird sich über meine ‚Armen Leute' einfach krank lachen," sagte er sich bitter, und bald bildete sich dieser Gedanke zur festen Ueberzeugung bei ihm aus. Seine

niedergedrückte Stimmung nahm in den nächsten Tagen so zu, daß er sich aus reiner Verzweiflung in ein wildes Leben stürzte.

„Die ganze Nacht trieb ich mich an verschiedenen Orten umher," so erzählte uns Dostojevski, „ohne Freude, ohne Genuß, nur aus Kummer und einer Art Verbitterung. Früh um vier kam ich nach Hause. Es war im Mai, und die klare Petersburger Nacht hell wie der Tag. Diese Nächte waren mir immer unerträglich; sie erregen meine Nerven und verursachen mir Beängstigungen. Das war auch damals der Fall. Nicht im stande schlafen zu können, saß ich am offenen Fenster, düster und niedergeschlagen ... ich hätte mich am liebsten ins Wasser gestürzt ... Plötzlich klingelt es an meiner Vorsaalsthüre. Wer kann zu solcher Zeit kommen? Ich gehe hin und öffne ... Nekrasof und Gregorovitsch stürzen in das Zimmer und umarmen mich wie toll, ohne ein Wort zu sagen. Ich starre sie an und verstehe sie nicht. Endlich komme ich dahinter, daß sie den Abend angefangen hatten, mein Manuskript zu lesen ... nur versuchsweise: ‚schon nach zehn Seiten werden wir ja sehen ...' Aber aus den zehn wurden zwanzig und so weiter und weiter, bis sie, ohne zu wissen wie, das ganze durchgelesen hatten. Als sie an die Stelle kamen, wo Prokovskis alter Vater dem Sarg des Sohnes nachläuft, hatte Nekrasof (wie mir Gregorovitsch nachher erzählte) auf das Manuskript geschlagen und gerufen: ‚Der Teufelskerl!' Sie beschlossen, augenblicklich zu mir zu gehen. ‚Schläft er, dann wecken wir ihn, das läßt sich nicht ändern. Dies hier ist mehr wert als aller Schlaf der Welt.'

„Sie können sich denken, was das für mich hieß," fuhr Dostojevski fort, von der Erinnerung noch so überwältigt, daß er vor freudiger Bewegung kaum sprechen konnte. „Viele haben Erfolg gehabt, sind berühmt geworden, und man hat sie beglückwünscht, aber bedenken Sie doch nur, zu mir kam man früh um vier mit Thränen in den Augen und weckte mich, weil ‚dies hier' mehr wert wäre als aller Schlaf!"

So wertvoll aber auch für Dostojevski die Sympathie von Nekrasof und Gregorovitsch war, galt ihm doch Bjälinskys Urteil noch mehr und davor fürchtete er sich nach wie vor. Allein auch dieser strenge Kritiker zeigte sich mit den „Armen Leuten" sehr zufrieden, obgleich er dem neuen Schriftsteller anfangs außerordentlich kühl entgegen trat. Nekrasof hatte ihm unglücklicherweise das Manuskript mit den Worten überreicht: „Es ist ein neuer Gogol erstanden." — „So, die wachsen bei Ihnen wie Pilze aus der Erde," war Bjälinskys verstimmte Antwort darauf gewesen, und diese unvorsichtige Anpreisung hatte genügt, ihn so dagegen einzunehmen, daß er sich lange nicht entschließen konnte, den Roman zu lesen. Als er ihn aber endlich doch vornahm, ließ er den jungen Schriftsteller gleich darauf zu sich kommen.

„Mit Herzklopfen ging ich hin," erzählte uns Dostojevski. „Er empfing mich sehr würdevoll und zurückhaltend und sah mich lange schweigend an, als wollte er mich ausforschen; dann sagte er: ‚Verstehen Sie auch selbst, was Sie da geschrieben haben?' und zwar in so strengem Ton, daß ich förmlich erschrak und im ersten Augenblick nicht wußte, was ich antworten sollte. Aber nach dieser Einleitung folgte eine so großartige Tirade, daß ich ganz verlegen wurde und dachte, habe ich wirklich etwas so Merkwürdiges geschrieben!"

In der Literatur regte sich jetzt neues Leben. Ein Jahr darnach traten Turgenief, Gontscharof und Herzen mit ihren ersten Arbeiten hervor. Außer diesen gingen noch eine Menge anderer Sterne am literarischen Himmel auf, die sich freilich sehr bald nur als glänzende, bald wieder verlöschende Meteore erwiesen, ihrem ersten Auftreten nach aber sehr leicht mit Sternen erster Größe verwechselt werden konnten. Das Publikum zeigte ein ungewöhnliches Interesse für Literatur. Selten sind in Rußland so viele Bücher und Zeitungen gekauft worden wie in dieser Periode. Von den Stürmen der achtzehnhundertundachtundvierziger Jahre drangen einzelne Windstöße aus dem Westen herüber. Ganz Europa war in Gärung — überall erwartete man etwas, überall bereitete man sich auf etwas vor, das kommen sollte. Freiheit, Gleichheit, Volksrechte — alle diese Ideen erfüllten die Luft wie mit einem berauschenden Duft.

In Petersburg entstanden, besonders unter Studenten und Schülern des Polytechnikums, zahlreiche kleine Kreise, die anfangs rein literarische Zwecke verfolgten. Die jungen Leute vereinigten sich, um ausländische Bücher und Zeitungen zu verschreiben, kamen dann zusammen und lasen sie sich vor. Bald aber sahen sie sich infolge strenger polizeilicher Ueberwachung und des ausnahmslosen Verbots von allen Vereinen gezwungen, mit größter Heimlichkeit zu Werke zu gehen, uud dies führte naturgemäß dazu, diesen Vereinen einen politischen Stempel aufzudrücken. Petraschevski, ein ungewöhnlich begabter junger Mann und warmer Anhänger von Fouriers Ansichten, war der erste, der auf den Gedanken kam, diese kleinen Kreise durch eine gemeinsame Organisation zu vereinigen und eine Art heimlicher, politischer Gesellschaft zu gründen. Aber das Ziel dieser Gesellschaft war, wie die Statuten bei der Untersuchung ergaben, rein theoretischer Natur und ziemlich unschuldig, wenn man sie mit der Propaganda der späteren Nihilisten vergleicht. Petraschevski und seine Genossen hatten weder einen Anschlag gegen das Leben des Kaisers noch offenen Aufruhr im Sinn. Sie umgaben zwar ihre Zusammenkünfte mit dem

Schleier des Geheimnisses, aber die Fragen, welche dort verhandelt wurden, trugen alle den Stempel des Abstrakten, ja, waren mitunter sogar recht naiv, wie zum Beispiel: Kann man den Grundsatz der Menschenliebe mit dem Mord von Spionen und Verrätern vereinigen? — oder: Steht die griechisch-katholische Kirche im Widerspruch zu Fouriers Idealen?

Dostojevski schloß sich den Petraschevskianern an. Wie aus der späteren Untersuchung hervorgeht, wurde er angeklagt, auf einer ihrer Versammlungen eine Rechtfertigung der Fourierschen Theorien vorgelesen und außerdem von dem Vorschlag, eine heimliche Druckerei einzurichten, Kenntnis gehabt zu haben.

Wegen dieser unbedeutenden Vergehen wurde er zur Deportation nach Sibirien verurteilt.

Der 23. April 1849 sollte ein verhängnisvoller Tag für Petraschevski und seine Anhänger werden; er selbst sowohl wie vierunddreißig seiner Kameraden wurden arretirt.

„Am Abend des 22. April kam ich nachts um zwei nach Hause," erzählte Dostojevski. „Ich zog mich aus, legte mich zu Bett und schlief gleich ein. Aber etwa eine Stunde später merkte ich, daß sonderbare, unheimliche Gestalten in mein Zimmer eindrangen und Säbelgerassel laut wurde. Was sollte das bedeuten? Nur mit Anstrengung konnte ich mich munter machen; da hörte ich eine weiche, sympathische Stimme sagen: ‚Stehen Sie auf!' Ich schlug die Augen auf und sah einen Polizeikommissär mit prächtigem Backenbart vor mir stehen. Aber er war es nicht, der gesprochen hatte, sondern ein Herr in hellblauer Uniform mit Oberstlieutenantsepauletten.*)

„Was ist los?" fragte ich, während ich aufstand. ‚In des Kaisers Namen . . .' Ich sehe mich um, es schien wirklich in des Kaisers Namen zu sein.

„In der Thüre stand ein Soldat ebenfalls in himmelblauer Uniform. Aha, so ist es gemeint! dachte ich. ‚Erlauben Sie mir . . .' wollte ich anfangen. — ‚Kein Wort, kleiden Sie sich an. Wir werden warten,' unterbrach mich der Oberstlieutenant in noch sympathischerem Ton.

„Während ich mich anzog, blätterte er in allen meinen Büchern und untersuchte das ganze Zimmer; sie fanden nicht viel, wühlten aber alles durch einander. Meine Briefschaften und Papiere wurden sorgfältig mit Bindfaden zusammengebunden. Der Polizeikommissär zeigte große Umsicht bei der ganzen Untersuchung; er kroch in den Ofen und wühlte mit meinem Pfeifenschaft die Asche um. Auf seinen Befehl stieg der Gendarm auf einen Stuhl, um von da auf den Ofen zu klettern, aber das Gesims ging los und er fiel polternd erst auf den Stuhl, dann auf den Boden. Hierdurch überzeugten sich die beiden scharfsinnigen Herren, daß nichts oben auf dem Ofen läge.

„Endlich zogen wir aus, begleitet von der Wirtin und ihrem nicht weniger erschrockenen Knecht Iwan, der mit einer gewissen, der Situation entsprechenden Feierlichkeit zusah.

„Vor der Thüre stand ein Wagen. Wir fuhren den Kanal entlang nach der Kettenbrücke.*) Da herrschte Leben und Bewegung, und eine Menge Volks hatte sich versammelt. Ich fand viele Bekannte, die alle verschlafen und schweigsam waren. Ein Beamter empfing uns . . . unaufhörlich langten neue Opfer an.

„Man steckte uns hierhin und dorthin, und der ganze Tag verging in qualvoller Ungewißheit. Sonst aber wurden wir auf das beste behandelt — man gab uns Thee, Frühstück, Kaffee, Mittagessen, die Gendarmen forderten uns auf, zu essen und bedauerten, daß wir so wenig Appetit zeigten.

„Gegen Abend wurden wir alle nach der Festung abgeführt. Sonderbarerweise fiel es mir gar nicht ein, daß wir dorthin gebracht werden würden — erst als wir ankamen, begriff ich es.

„Man führte mich in ein elendes Loch, das durch ein auf dem hohen Fenstergesims stehendes Lämpchen notdürftig erhellt wurde, dann ließ man mich allein. Meine Zelle erwies sich als feucht, und als der Kommandant am andern Morgen kam, konnte er sich nicht enthalten zu sagen: ‚Hier ist es wirklich nicht gut!' Auf meine Frage, warum ich arretirt sei, erwiderte er: ‚Das werden Sie alles beim Verhör erfahren!' Aber das erste Verhör fand erst nach zehn Tagen statt, und diese ganze Zeit mußte ich ohne Beschäftigung hinbringen — bekam weder Bücher noch Papier! Die einzige Unterbrechung in dieser Einsamkeit bestand darin, daß sich die Thüre der Kasematte täglich fünfmal öffnete — früh um sieben Uhr wurde das Waschwasser hereingebracht und das Zimmer gekehrt; um zehn kam die Inspektionsrunde; um zwölf trug man das Mittagessen auf (zweierlei, entweder Kohl- oder sonst irgend eine Suppe mit etwas kleingeschnittenem Fleisch, denn Messer und Gabel bekamen wir nicht), und um sieben die Abendmahlzeit; endlich wurde mit einbrechender Dunkelheit das Lämpchen hereingesetzt, was eigentlich überflüssig war, da sie mich ja doch nichts arbeiten ließen.

„Auf diese Weise saßen wir volle acht Monate eingekerkert! Nach den ersten zwei Monaten gestattete man uns Bücher, obgleich nur in sehr geringer Anzahl, aber wir litten trotzdem so schrecklich, daß uns die Tage, an denen wir zum Verhör geführt wurden, wie Feiertage erschienen. Was die Unter-

*) Hellblaue Uniformen tragen nur die Gendarmen, das Regiment, das der Geheimpolizei zur Verfügung unterstellt ist.

*) Der Station der Geheimpolizei.

suchung ergeben, wie sie ausfallen würde — das erfuhren wir nicht.

„Aber am Morgen des 22. Februar erschien in aller Frühe ganz unerwartet der Auditor in meiner Kasematte und las mir mein Urteil vor, das auf Tod durch Erschießen lautete.

„Wann das Urteil vollstreckt werden sollte, sagte er nicht. Doch war noch keine Stunde verstrichen, als der Wachtmeister kam und mir befahl, mich anzuziehen — meine eigenen Sachen, nicht die der Krone, die ich im Gefängnis getragen hatte. Unter starker Bedeckung wurde ich auf den Hof geführt, wo schon neunzehn meiner alten Kameraden warteten. Man brachte uns alle in Wagen unter, vier Mann und ein Soldat in jedem. Es war früh um sieben. Wohin wir fahren sollten, wußten wir nicht. Wir fragten den Soldaten, aber er erwiderte: ‚Das wage ich nicht zu sagen!' Da es sehr kalt war, konnten wir nicht durch die gefrorenen Fenster sehen. Ich versuchte deshalb, das Eis mit dem Finger abzumachen, allein der Soldat sagte: „Thun Sie das nicht, sonst bekomme ich Prügel.' Also blieb uns nichts anderes übrig, als unsere sehr erklärliche Neugierde zu unterdrücken.

„Nach einer, wie uns schien, endlosen Fahrt, gelangten wir endlich auf den Semjenovskiplatz. In der Mitte desselben war ein Schafott errichtet, worauf wir alle zwanzig geführt und in zwei Reihen aufgestellt wurden. Nach der langen Gefangenschaft und Trennung von den Kameraden, wollten wir uns begrüßen und mit einander sprechen, aber wir wurden so streng bewacht, daß es uns nur gelang, ein paar Worte mit den Zunächststehenden zu wechseln.

„Der Auditor stieg auf das Schafott, trat in die Mitte und verlas unsere Todesurteile. Die Strafe sollte sogleich vollzogen werden.

„Die zwanzigmal wiederholten, schicksalsschweren Worte: ‚Zum Tode durch Erschießen verurteilt,' gruben sich mir so tief in die Erinnerung ein, daß ich noch Jahre darnach oft mitten in der Nacht aufwachte und glaubte, sie wären mir plötzlich ins Ohr geschrieen worden. Auch eines rein äußerlichen Umstandes erinnere ich mich noch deutlich — ich sehe noch, wie der Beamte das Papier nach dem Verlesen zusammenfaltete, in die Tasche steckte und von der Erhöhung hinabstieg. In diesem Augenblick trat die Sonne hinter Wolken hervor, und es stand klar vor meiner Seele: ‚Es ist unmöglich, daß wir wirklich hingerichtet werden sollten!' Ich sprach es gegen den neben mir stehenden Kameraden aus; der aber deutete statt jeder Antwort nur schweigend nach einem Karren hin, auf dem eine mit einem Tuche überdeckte Reihe Särge aufgestapelt war...

„Dieser Anblick vernichtete jede Hoffnung in mir. Jetzt war ich überzeugt, daß man uns ohne alles Zögern erschießen würde ...

„Ich weiß noch recht gut, welcher Schreck mich durchzuckte, daß ich aber gleichzeitig beschloß, mir nichts merken zu lassen. Deshalb fing ich an über alles mögliche, was mir nur irgend einfiel, gegen meinen Kameraden zu sprechen. Später erzählte er mir, daß ich nicht einmal auffallend blaß geworden wäre und die ganze Zeit von einer Erzählung gesprochen, die ich mir ausgedacht, und die nicht niederschreiben zu können, mich höchlich betrübt habe. Ich selbst aber weiß nichts mehr davon; dagegen erinnere ich mich noch vieler unzusammenhängender, verworrener Gedanken, die mir durch den Kopf jagten.

„Jetzt trat ein Priester zu uns auf das Schafott und fragte, ob jemand beichten wolle. Nur einer von uns machte von dem Anerbieten Gebrauch, als uns aber der Priester das Kruzifix hinhielt, berührten wir es alle mit den Lippen.

„Drei von uns, Petraschevski, Grigorjev und Mombel, welche für die Hauptverbrecher galten, standen schon mit Säcken über den Köpfen an den Pfahl gebunden; eine Abteilung Soldaten ihnen gegenüber wartete auf das verhängnisvolle Wort: ‚Feuer!' Ich glaubte, höchstens fünf Minuten bis zum Tode noch zu haben und wollte diese erst zur Selbstbeobachtung anwenden. Deshalb versuchte ich mir auszumalen, wie alles kommen würde. Jetzt noch im vollen Besitz des Lebens und Bewußtseins, sollte ich in wenigen Minuten ein Nichts, oder vielleicht auch ein Etwas, oder etwas ganz anderes sein. Von dem Platz aus, wo ich stand, sah man eine Kirche mit vergoldeter, in der Sonne glänzender Kuppel. Ich weiß noch, wie ich beständig nach der Kuppel und den Strahlen hinsah, die von ihr zurückgeworfen wurden, und wie sich plötzlich die wunderbare Vorstellung meiner bemächtigte, diese Strahlen wären meine neue Welt, in der ich in fünf Minuten aufgehen würde. Auch wie peinlich der physische Abscheu vor dem neuen, immer näher kommenden Unbekannten war, erinnere ich mich noch vollkommen lebhaft.

„Da entstand plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung vor dem Schafott. Infolge meiner Kurzsichtigkeit konnte ich nichts unterscheiden, fühlte aber, daß sich etwas ereignete. Endlich sah ich einen Offizier in voller Carrière über den Platz heransprengen und ein weißes Taschentuch schwenken.

„Er war vom Kaiser abgesandt und überbrachte unsere Begnadigung. Später stellte sich's heraus, daß diese überhaupt beschlossene Sache gewesen war. Wie hätte man auch zwanzig junge Männer, einige kaum den Kinderschuhen entwachsen, wegen so geringfügiger Vergehen mit dem Tode bestrafen können? Aber Kaiser Nikolaus hatte uns auf diese Weise

strafen und in Schrecken versetzen wollen, ‚damit sich *uns* die Lehre einprägen sollte!'

„Indessen hatte diese Komödie für viele von uns *schwerwiegende* Folgen. Als Grigorjev, einer der Anführer, vom Pfahl losgebunden wurde, war er *wahnsinnig* — er hatte in den furchtbaren fünf Minuten, während er mit verbundenen Augen dagestanden und auf den verhängnisvollen Kommandoruf gewartet hatte, den Verstand verloren und bekam *ihn nicht* wieder. Ueberhaupt war wohl kaum einer unter uns, bei dem nicht jener Tag dauernde Störungen im Nervensystem hinterlassen hätte.

„Noch ein anderer Umstand kam hinzu, der merkwürdig genug, auf mich indessen nicht den geringsten nachteiligen Einfluß ausübte, ja, den ich nicht einmal bemerkte, während er für verschiedene von uns ebenfalls traurige Folgen hatte, einem sogar das Leben kostete. Es war, wie schon erwähnt, an dem Tag sehr kalt, zweiundzwanzig Grad Réaumur; trotzdem nahm man uns, als wir auf das Schafott geführt wurden, nicht allein die Ueberzieher, sondern auch Rock und Weste ab und ließ uns wohl zwanzig Minuten im bloßen Hemde stehen. Als wir wieder in die Kasematten zurückkamen, hatten mehrere Ohren und Fußzehen erfroren, einer bekam eine Lungenentzündung und starb bald darauf an der galoppirenden Schwindsucht. Aber, wie gesagt, ich hatte nicht einmal die leiseste Empfindung von Kälte gehabt.

„Anstatt zum Tode wurden wir nun zu achtjähriger Zwangsarbeit in Sibirien und viele Jahre langer Verbannung verurteilt."

Anjuta und ich wußten, daß Dostojevski an Epilepsie litt, allein in unseren Augen war diese Krankheit mit so mysteriösem Entsetzen umgeben, daß wir niemals wagten, auch nur entfernt daran zu erinnern. Deshalb waren wir sehr erstaunt, als er selbst einmal davon anfing und uns erzählte, unter welchen Verhältnissen er den ersten Anfall bekommen hatte.

Es war in der Zeit gewesen, als er, aus dem Gefängnis entlassen, sich an irgend einem Ort in Sibirien als Kolonist niedergelassen hatte. Er litt schrecklich unter der Einsamkeit, denn Monate konnten vergehen, ohne daß er ein lebendes Wesen sah, mit dem er ein vernünftiges Wort hätte wechseln können. Da überraschte ihn ein alter Freund völlig unerwartet. Es war Osterabend; aber in der Freude des Wiedersehens vergaßen sie den Feiertag, verbrachten die ganze Nacht in so eifriger Unterhaltung und berauschten sich so durch ihre eigenen Worte, daß sie weder Müdigkeit empfanden noch bemerkten, wie die Zeit verflog. Sie sprachen über das, was beiden das Teuerste war, über Literatur, Kunst, Philosophie und kamen zuletzt auch auf Religion. Der Freund war Atheist, Dostojevski aber gläubig, und jeder von der Richtigkeit seiner Ansicht durchdrungen.

„Es gibt einen Gott, es gibt einen!" rief Dostojevski endlich ganz außer sich.

In demselben Augenblick ertönte die Glocke zur Osterfrühmesse und ihre Klänge durchzitterten die Luft. „Mich überwältigte ein Gefühl," erzählte Fedor Michajlovitsch, „als ob der Himmel auf die Erde herab sänke und mich in sich aufnähme. Ja, ich nahm Gott buchstäblich in mich auf und fühlte mich von ihm durchdrungen. ‚Ja, es gibt einen Gott!' rief ich, und verlor die Besinnung.

„Ihr gesunden Menschen," fuhr er fort, „habt keine Ahnung von all dem Wunderbaren, was wir Epileptiker vor einem Anfall erfahren. Mohammed versichert in seinem Koran, daß er das Paradies gesehen und darin gewesen ist. Alle superklugen Narren sind überzeugt, er wäre ein ganz gewöhnlicher Lügner und Betrüger. Aber nein, er lügt nicht. Er ist wirklich während eines Anfalls epileptischer Krämpfe im Paradies gewesen.

„Ich weiß nicht, ob ein solcher Zustand Sekunden, Stunden oder Tage dauert, aber glauben Sie meinem Wort, ich gäbe ihn nicht her für alles Glück was uns das Leben schenken mag!"

Diese letzten Worte sprach Dostojevski in seinem eigentümlichen Flüstern. Wir waren wie verzaubert von der magnetischen Kraft seiner Worte. Aber plötzlich erschreckte uns beide ein und derselbe Gedanke: „Er bekommt gewiß einen Anfall!"

Sein Mund verzog sich krampfhaft und sein ganzes Gesicht zuckte.

Offenbar las er in unseren Augen, was wir fürchteten. Er brach plötzlich ab, strich sich mit der Hand über das Gesicht und lächelte. „Seien Sie unbesorgt," sagte er; „ich fühle immer vorher, wenn es über mich kommt."

Wir wurden verlegen, schämten uns, unsere Gedanken erraten zu sehen und wußten nicht, was wir sagen sollten. Kurz darauf empfahl er sich; den andern Tag aber erzählte er uns, daß er wirklich einen heftigen Anfall in der Nacht gehabt habe.

Mitunter wurde Dostojevski in seinen Ausdrücken sehr realistisch und vergaß vollständig, daß er mit jungen Mädchen sprach; dadurch versetzte er unsere Mutter in nicht geringen Schrecken.

Uebrigens aber waren Mama und er bald gute Freunde geworden. Sie hatte ihn sehr gern, obgleich sie oft die Geduld ihm gegenüber verlor.

Am Ende unseres Petersburger Aufenthalts kam sie auf den Gedanken, eine Abschiedsgesellschaft zu geben und alle Bekannte noch einmal bei sich zu sehen. Natürlich bat sie auch Dostojevski, zu kommen. Aber er weigerte sich lange, bis es ihr endlich gelang, ihn

zu überreden — allein sie sollte alle Ursache haben, das zu bereuen.

Die ganze Gesellschaft verlief höchst kläglich. Wir hatten, da wir schon fast zehn Jahre auf dem Lande lebten, keinen eigentlichen Umgangskreis in Petersburg mehr. Unsere alten Freunde und Bekannten waren längst nach allen Richtungen hin zerstreut. Einigen war es gelungen, in den zehn Jahren eine glänzende Carrière zu machen und die höchsten Stufen der Gesellschaft zu erreichen. Andere dagegen lebten jetzt in Armut und dürftigen Verhältnissen und führten ein kümmerliches Dasein in den entlegensten Vierteln von Wissili-Ostrow. Gemeinsame Interessen zwischen diesen Menschen gab es nicht, aber fast alle nahmen die Einladung an und fanden sich ein aus alter Freundschaft „pour cette pauvre chère Hélène."

So versammelte sich bei uns eine ziemlich große, aber äußerst gemischte Gesellschaft. Unter den Gästen waren Frau und Töchter eines Ministers (er selbst hatte versprochen, später einen Augenblick nach zu kommen, hielt aber nicht Wort). Dann ein uralter, kahlköpfiger, ehrwürdiger Deutscher, der ein hohes Amt bekleidete und unaufhörlich mit dem zahnlosen Mund kaute, während er unserer Mutter wiederholt die Hand küßte und dabei ausrief: „Ihre Frau Mutter war eine große Schönheit! Keine ihrer Töchter ist so schön, wie sie war."

Ferner hatte sich ein ruinirter Gutsbesitzer aus den Ostseeprovinzen eingefunden, der sich in Petersburg aufhielt, um Jagd auf einen einträglichen Posten zu machen, ohne daß es ihm bis jetzt geglückt war. Außerdem viele achtbare Witwen und alte, unverheiratete Damen und endlich verschiedene alte Professoren, dereinstige Freunde von Mamas Vater. Im ganzen war das überwiegende Element deutsch, beamtenhaft, korrekt und langweilig.

Die Wohnung der Tanten war sehr groß, hatte aber lauter kleine, enge Räume und war vollgestopft von einer unglaublichen Masse unnützer, unschöner Kleinigkeiten, die ein paar ordentliche, unverheiratete, alte deutsche Damen während eines langen Lebens gesammelt hatten. Die große Zahl der Gäste und die vielen Lichter machten die Hitze erdrückend. Zwei Diener in schwarzem Frack und weißen Handschuhen reichten Thee, Obst und Süßigkeiten herum. Mama fühlte sich dem Leben der Hauptstadt, das sie sonst so geliebt hatte, entfremdet und konnte eine gewisse Angst und Unruhe nicht unterdrücken — war auch alles wie es sein sollte? Nahm sie selbst sich nicht altmodisch und ländlich aus? Oder fanden vielleicht ihre ehemaligen Freunde, daß sie nicht mehr in ihre Welt passe?

Die Gäste waren gleichgiltig und ohne Interesse für einander. Niemand amüsirte sich, aber alle unterwarfen sich, als wohlerzogene Menschen, denen langweilige Gesellschaften eine unabweisbare Zugabe ihres Daseins sind, ihrem Schicksal ohne Murren und hielten die tödliche Langeweile standhaft aus.

Man kann sich ungefähr vorstellen, wie dem armen Dostojevski zu Mute war, als er in diese Gesellschaft geriet! Schon im Aeußeren stach er von allen anderen grell ab. Er hatte in einem Anfall von Selbstverleugnung sich verpflichtet gehalten, einen Frack anzuziehen, aber dieser Frack, der schlecht saß und ihm bei jeder Bewegung hinderlich war, machte ihn den ganzen Abend innerlich wütend. Dazu ärgerte er sich vom ersten Augenblick an, als er die Schwelle betrat. Wie alle nervösen Menschen, überfiel ihn eine peinliche Verlegenheit, wenn er in einen fremden Kreis kam. Je unsympathischer ihm dieser Kreis war, desto befangener wurde er. Auch darüber gereizt, suchte er den ganzen Abend nur nach einer Gelegenheit, seine Erbitterung an jemand auszulassen.

Meine Mutter beeilte sich, ihn allen Gästen vorzustellen; statt einiger verbindlicher Worte aber murmelte er etwas in den Bart, das wie ein Knurren klang und wandte ihnen den Rücken. Was aber noch schlimmer war, er schien willens zu sein, Anjuta ganz für sich in Beschlag zu nehmen, denn er führte sie in eine Ecke des Salons mit der deutlich verratenen Absicht, sie nicht wieder los zu lassen. Das stritt natürlich gegen alle gesellschaftlichen Begriffe über das Passende; und sein Betragen ihr gegenüber war nicht einmal „comme il faut". Er nahm ihre Hand und flüsterte ihr häufig etwas ins Ohr. Anjuta wurde verlegen und Mama geriet außer sich. Anfangs versuchte sie Dostojevski auf „feine Weise" einen Wink wegen seines unpassenden Benehmens zu geben. Anjuta wollte aufstehen, aber Fedor Michajlovitsch hielt sie mit großer Kaltblütigkeit zurück: „Nein, bleiben Sie noch, Anna Wassiljevna, ich habe Ihnen noch nicht gesagt —"

Da aber verlor meine Mutter die Geduld und brauste auf.

„Entschuldigen Sie, Fedor Michajlovitsch, als Wirtin muß sich Anjuta auch den anderen Gästen widmen," sagte sie scharf und führte die Tochter weg.

Nun wurde auch Fedor Michajlovitsch ernstlich böse, zog sich in eine Ecke zurück und brummte, während er wütende Blicke um sich warf.

Unter den Gästen hatte einer, ein entfernter Verwandter von uns, sein besonderes Mißfallen vom ersten Augenblick an erregt. Es war ein junger, glänzender Kürassieroffizier — hübsch, begabt, gebildet, eine den besten Kreisen angehörende, durchaus einnehmende Persönlichkeit. Mit dem Recht, das die Verwandtschaft gibt, machte er Anjuta die Cour, aber auch das in so feiner Weise, daß es niemand auf-

fiel und er in keiner Weise „etwaige Pläne" dadurch verriet.

Wie immer in dergleichen Fällen, wußte die ganze Familie, daß er möglicherweise ein Freier und zwar ein höchst begehrenswerter wäre. Aber alle thaten, als ob sie keine Ahnung von einer solchen Möglichkeit hätten. Nur wenn Mama mit den Tanten allein war, wagten sie den zarten Punkt mit halben Worten und Andeutungen zu berühren.

Ein Blick auf diese schöne, stattliche, selbstzufriedene Erscheinung hatte genügt, bei Dostojevski eine Abneigung hervor zu rufen, die an Haß grenzte.

Der Kürassieroffizier saß in malerischer Stellung, die ihm gestattete, ein Paar äußerst moderner, seine wohlgebildeten Beine eng umschließender Beinkleider in ihrer ganzen Schönheit zu zeigen, in einem Lehnstuhl und beugte sich vertraulich zu Anjuta hin, während er ihr lustige Geschichten erzählte. Diese, infolge der Episode von Dostojevski noch immer nicht frei von Verlegenheit, hörte ihm mit ihrem etwas stereotypen Salonlächeln zu, dem „Lächeln eines sanften Engels", wie es die englische Gouvernante spöttisch zu sagen pflegte.

Fedor Michajlovitsch sah unverwandt nach der Gruppe hin, und in seinem Kopf entstand augenblicklich ein ganzer Roman: Anjuta verachtete und verabscheute diesen „Idioten", diesen selbstgefälligen „Grünschnabel", aber ihre Eltern wollten sie mit ihm verheiraten und suchten sie auf alle Weise zusammen zu bringen. Auch die Gesellschaft war nur deshalb in Scene gesetzt worden.

Sobald dieser Roman in Dostojevskis Kopf entstanden war, glaubte er auch daran und wurde auf das äußerste aufgebracht.

Das Hauptgespräch diesen Winter drehte sich um ein, von einem englischen Geistlichen herausgegebenes Buch — das einen Vergleich zwischen der griechisch-katholischen und protestantischen Religion anstellte, ein Stoff, der auch in diesem russisch-deutschen Kreise alle interessirte. Als auch diesen Abend die Rede darauf kam, wurde die Unterhaltung wirklich etwas lebhafter. Meine Mutter, selbst eine Deutsche, bemerkte, ein Vorteil, den die Protestanten hätten, wäre der, daß sie mehr im Evangelium läsen.

„Sind die Evangelien vielleicht für Weltdamen geschrieben?" fiel hier Dostojevski, der bis dahin hartnäckig geschwiegen hatte, spöttisch ein. „Es steht geschrieben: ‚Im Anfang schuf Gott Mann und Weib,' und an einer andern Stelle: ‚Ein Mann soll Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen.' So faßte Christus die Ehe auf. Was würden dazu alle diejenigen Mütter sagen, welche nur daran denken, ihre Töchter so vorteilhaft als möglich zu verheiraten!"

Dostojevski hatte mit starkem Nachdruck gesprochen. Er hatte die Angewohnheit, sich, wenn er aufgeregt war, förmlich zusammen zu krümmen und die Worte gleichsam heraus zu stoßen. Alle die wohlerzogenen Deutschen verstummten und blickten ihn erschreckt an. Als ihnen aber das Unpassende seines Ausspruchs klar wurde, fingen sie alle auf einmal an zu sprechen, um die peinliche Wirkung zu verwischen.

Dostojevski warf ihnen einen verbitterten, verächtlichen Blick zu, zog sich in seinen Schmollwinkel zurück und that den ganzen Abend den Mund nicht wieder auf.

Als er uns das nächstemal besuchte, bemühte sich Mama, ihn recht kühl zu empfangen und ihm zu zeigen, daß sie beleidigt war. Aber in ihrer großen Güte und Milde war sie nicht im stande, lange jemand böse zu sein, am allerwenigsten einem Menschen wie Dostojevski. Und so wurden die beiden bald wieder gute Freunde.

Allein das Verhältnis zwischen Anjuta und Dostojevski blieb nach der Gesellschaft nicht dasselbe, was es vorher gewesen war, sondern trat in gewisser Beziehung in eine neue Phase ein. Anjuta ließ sich nicht mehr von ihm imponiren, schien im Gegenteil auffallend gern zu widersprechen und ihn sogar zum besten zu haben. Er wiederum zeigte größere Reizbarkeit und Streitsucht ihr gegenüber, fing an, Rechenschaft von ihr zu fordern, wie sie die Tage, an denen er nicht bei uns gewesen war, zugebracht habe und schien alle diejenigen nicht leiden zu können, für welche Anjuta mehr oder weniger Vorliebe hatte. Seine Besuche wurden deshalb nicht seltener, im Gegenteil, er kam öfter und blieb länger als früher, obgleich er sich fast die ganze Zeit mit Anjuta nur zankte.

Im Anfang ihrer Bekanntschaft war Anjuta immer bereit gewesen, an den Tagen, an denen wir Dostojevski erwarteten, alle Vergnügungen und Einladungen abzuschlagen, und hatte in seiner Gegenwart für niemand anderes Auge und Ohr. Das war jetzt anders. Kam er, wenn Gäste da waren, fuhr sie ruhig fort, sich mit diesen zu unterhalten, und wurde sie für einen Abend eingeladen, an dem er versprochen hatte zu kommen, schrieb sie ihm ab und entschuldigte sich.

Dann kam Fedor Michajlovitsch gewöhnlich den andern Tag in äußerst erbitterter Stimmung. Aber Anjuta schien seine schlechte Laune nicht zu bemerken, nahm eine Arbeit und fing an zu nähen.

Das ärgerte Dostojevski nur noch mehr; er setzte sich in eine Ecke und schwieg. Anjuta schwieg ebenfalls.

„Hören Sie auf zu nähen," sagt Fedor Michajlovitsch endlich, weil er es offenbar nicht länger aushalten kann und nimmt ihr die Arbeit weg.

Anjuta faltet ergeben die Hände, schweigt aber noch immer.

„Wo waren Sie gestern?“ fragt er gereizt.

„Auf einem Ball,“ antwortet Anjuta gleichmütig.

„Und tanzten?“

„Natürlich.“

„Mit Ihrem Vetter?“

„Mit ihm und mit anderen.“

„Und so etwas amüsirt Sie?“ fährt Dostojevski in seinem Verhör fort.

Anjuta zuckt mit den Achseln: „Ja, gewiß, in Ermanglung eines besseren,“ erwidert sie und nimmt ihre Arbeit wieder auf.

Dostojevski sieht sie eine Zeit lang schweigend an.

„Sie sind eine eitle, oberflächliche Puppe, das ist es eben,“ erklärt er endlich.

In dieser Weise wurde jetzt gewöhnlich ihre Unterhaltung geführt.

Je schlechter Dostojevskis Verhältnis zu Anjuta zu werden schien, desto mehr nahm augenscheinlich seine Freundschaft für mich zu. Ich meinerseits war mit jedem Tage mehr von ihm entzückt und unterwarf mich ihm blindlings. Er bemerkte natürlich meine grenzenlose Verehrung und Bewunderung und es berührte ihn angenehm. Unaufhörlich stellte er mich Anjuta als Beispiel auf.

Warf er einen tiefsinnigen Gedanken hin, oder stellte er ein geistreiches Paradoxon auf, was gegen die hergebrachte Moral stritt, dann that Anjuta, als ob sie ihn nicht verstände. Während meine Augen vor Entzücken strahlten, antwortete sie ihm einsilbig mit irgend einer landläufigen Wahrheit, um ihn zu reizen.

„Sie haben eine leere, oberflächliche Seele,“ brauste dann Fedor Michajlovitsch auf; „sehen Sie Ihre Schwester dagegen! Die versteht mich besser, obgleich sie noch ein Kind ist; aber sie hat auch Feinheit und Tiefe!“

Ich wurde vor Entzücken dunkelrot und hätte mich willig in Stücke hauen lassen, wenn es nötig gewesen wäre, um ihm zu beweisen, wie gut ich ihn verstände.

Aber ich verstand ihn auch wirklich, so wunderlich das klingen mag. Ich ahnte so viele hingebende, warme Gefühle in seinem Herzen, und ich verehrte ihn nicht nur wegen seiner Genialität, sondern auch wegen aller Leiden, die er erduldete. Durch meine einsame Kindheit, durch das niederdrückende Gefühl, von meinen Eltern weniger als meine Geschwister geliebt zu werden, hatte sich mein Inneres vertieft und früher entwickelt als das sonst bei Mädchen dieses Alters der Fall zu sein pflegt. Von früh an sehnte ich mich nach ungeteilter, hingebender Liebe und konzentrirte nun mit der Intensität, die den Grundzug meines Wesens ausmachte, alle meine Gedanken, alle meine Seelenkräfte in der grenzenlosen Verehrung für diesen nervösen, genialen Mann.

Ich dachte beständig an ihn; war ich allein, rief ich mir alles, was er im Laufe unserer letzten Unterhaltung gesagt hatte, ins Gedächtnis zurück, grübelte tiefsinnig über jedes seiner Worte und bemühte mich, auch den kleinsten, nur nebenher hingeworfenen Gedanken von ihm zu verstehen und weiter zu entwickeln. Gerade das Originelle dieser Gedanken, die reichen und neuen Bilder und Vorstellungen, welche sie hervorriefen, fesselten mich. Ich überließ mich sogar unter Dostojevskis Bann den phantastischsten Träumen, eigentümlich genug aber gingen diese Träume niemals in die Zukunft, sondern immer in die Vergangenheit zurück. Stundenlang konnte ich dasitzen und mir vorstellen, mit Dostojevski zusammen im Gefängnis zu sein. Ich ergänzte und vervollständigte in der Phantasie viele Episoden seines Lebens, welche er nur flüchtig angedeutet hatte, und durchlebte sie selbst gemeinsam mit ihm.

Hätte Dostojevski in mein Herz schauen können, würde er über das, was er darin gesehen, tief gerührt gewesen sein. Aber das ist ja gerade das Unglück des sogenannten Backfischalters, in dem ich stand, daß man tief empfindet, seine Gefühle aber noch so kindisch, ja lächerlich ausdrückt, so daß es für Erwachsene schwer ist, zu erraten, was in einem vierzehnjährigen Mädchen vor sich geht.

In der Tiefe meines Herzens war ich sehr froh darüber, daß Dostojevski nicht mehr so eingenommen für Anjuta zu sein schien, wie im Anfang ihrer Bekanntschaft. Aber ich schämte mich vor mir selbst wegen dieses Gefühls und warf es mir als Verräterei gegen meine Schwester vor. Ohne es mir einzugestehen, versuchte ich, einen Vertrag mit meinem Gewissen zu schließen und diese heimliche Sünde durch besondere Zärtlichkeit und Dienstbereitschaft zu sühnen; aber die Gewissensbisse hinderten mich doch nicht, jedesmal innerlich zu jubeln, wenn sich Dostojevski mit Anjuta entzweite.

Fedor Michajlovitsch nannte mich seine kleine Freundin, und ich glaubte in meiner Unschuld, ihm näher zu stehen und ihn besser zu verstehen als meine ältere Schwester. Hielt er doch Anjuta sogar mein Aeußeres rühmend vor!

„Sie bilden sich ein, hübsch zu sein,“ sagte er zu ihr. „Aber Ihre kleine Schwester wird mit der Zeit viel hübscher als Sie! Ihr Gesicht ist ausdrucksvoller, und sie hat ja richtige Zigeuneraugen! Sie sind nur eine niedliche Deutsche, das ist alles.“

Anjuta lächelte verächtlich, während mich diese, bis dahin noch niemals gehörte Lobpreisung meiner Schönheit vollständig hinriß.

„Aber ist es auch wirklich wahr?“ fragte ich mich ängstlich und fing an, ernstlich unruhig zu werden, meine Schwester könnte sich wegen des Vorzugs, den Dostojevski mir vor ihr gab, gekränkt fühlen.

Ich hätte gar zu gern gewußt, wie sie selbst darüber dächte, und ob es wahr sei, daß ich hübscher werden würde, wenn ich groß wäre. Diese letztere Frage interessirte mich ganz besonders.

Wir schliefen in Petersburg beide in einem Zimmer zusammen und hatten abends beim Auskleiden unsere vertraulichsten Unterhaltungen.

Anjuta steht wie gewöhnlich vor dem Spiegel und kämmt ihr langes, blondes Haar, um es für die Nacht in zwei Zöpfe zu flechten. Diese Arbeit erfordert Zeit, denn ihr Haar ist ungewöhnlich lang und seidenweich, und vorsichtig und behutsam zieht sie den Kamm durch. Ich sitze schon ausgezogen auf dem Bett, die Hände um die Kniee gefaltet und grüble darüber nach, wie ich die Unterredung, die mich so sehr interessirt, beginnen soll.

„Was Fedor Michajlovitsch doch heute für komisches Zeug sagte," fange ich endlich an, während ich mich bemühe, so gleichgiltig als möglich zu scheinen.

„Was denn?" fragt Anjuta zerstreut und hat offenbar die mir so wichtige Unterhaltung völlig vergessen.

„Ja, daß ich Zigeuneraugen hätte, und daß ich hübsch werden würde," sage ich und fühle, wie ich rot bis über die Ohren werde.

Anjuta läßt die Hand mit dem Kamm sinken und wendet mit einer graziösen Biegung des Halses ihr Gesicht nach mir hin.

„Du denkst, Fedor Michajlovitsch fände Dich hübsch, hübscher als mich?" fragt sie und sieht mich mit verschmitztem, rätselhaftem Blick an.

Mit diesem listigen Ausdruck, diesen grünen, lächelnden Augen und dem blondlockigen, offenen Haar erscheint sie mir in dem Augenblick wie eine Seejungfrau. In dem großen Wandspiegel, der meinem Bette gerade gegenüber steht, sehe ich meine eigene, kleine, dunkle Gestalt daneben und habe die beste Gelegenheit, mich mit meiner Schwester zu vergleichen. Es hieße mich selbst verleumden, wollte ich behaupten, daß der Vergleich zu meinen Gunsten ausgefallen wäre, aber ihr kalter, selbstgewisser Ton reizt mich, und ich will nicht nachgeben.

„Der Geschmack ist verschieden," fahre ich auf.

„Ja, der Geschmack ist manchmal wunderbar!" bemerkt Anjuta gelassen und fährt fort, ihr Haar zu kämmen.

Ich aber liege mit dem Gesicht in das Kissen gedrückt und grüble noch lange, nachdem das Licht ausgelöscht ist, über diesen Punkt nach.

„Sollte wirklich Fedor Michajlovitsch den Geschmack haben, mich hübscher als Anjuta zu finden?" denke ich und bete mechanisch, aus alter Kindergewohnheit in Gedanken: „Lieber Gott, laß die ganze Welt von Anjuta entzückt sein, nur lenke es so, daß Fedor Michajlovitsch mich hübscher als sie findet."

Aber meine Illusionen über diesen Punkt sollten in kürzester Zeit stark erschüttert werden.

Unter den geselligen Talenten, die auszubilden mich Dostojevski ermuntert hatte, war auch die Musik. Bisher hatte ich das Klavierspiel wie die meisten jungen Mädchen betrieben, weder mit besonderer Lust noch mit Abneigung. Mein musikalisches Gehör war nur mäßig; da ich aber von meinem siebenten Jahr an täglich anderthalb Stunden Tonleitern und Fingerübungen spielen mußte, hatte ich bis zum vierzehnten eine gewisse Fingerfertigkeit und einen sicheren Anschlag bekommen und konnte ziemlich rasch Noten lesen. Zufällig spielte ich Dostojevski im Anfang unserer Bekanntschaft ein Stück vor, das ich ungewöhnlich gut gelernt hatte, Variationen über ein russisches Volkslied. Fedor Michajlovitsch war nicht musikalisch. Er gehörte unter die Menschen, für welche der musikalische Genuß lediglich auf persönlichen Empfindungen und momentaner Stimmung beruht. Das künstlerisch schönste Spiel kann sie bisweilen zum Gähnen bringen, während sie ein anderesmal von einer ganz gemeinen Straßenmelodie bis zu Thränen gerührt werden.

Als ich Fedor Michajlovitsch das erstemal vorspielte, war er gerade in einer weichen, gefühlvollen Stimmung. Daher geriet er über mein Spiel in Entzücken und überhäufte mich, nach seiner Gewohnheit, mit ganz übertriebenem Lob, ich sollte Talent und seelenvolles Spiel und Gott weiß was alles haben!

Natürlich erfaßte mich von dem Tage an eine wirkliche Leidenschaft für Musik. Ich bat meine Mutter, bei einem tüchtigen Lehrer Stunden nehmen zu dürfen und verbrachte während unseres Petersburger Aufenthalts jede freie Minute am Klavier, so daß ich während dieser drei Monate wirklich gute Fortschritte machte.

Nun bereitete ich eine große Ueberraschung für Dostojevski vor. Er hatte einmal in meiner Gegenwart geäußert, daß er Beethovens „Sonate pathétique" über alles liebe. Obgleich nun diese Sonate schwerer als meine bisherigen Noten war, hatte ich es doch endlich erreicht, sie einigermaßen erträglich spielen zu können und wartete nun auf eine passende Gelegenheit, um sie Dostojevski vorzutragen. Sie sollte sich bald finden.

Ungefähr fünf, sechs Tage vor unserer bevorstehenden Abreise, war Mama mit den Tanten zu einem großen Mittagessen bei einem Gesandten, einem alten Freund unserer Familie eingeladen. Anjuta, der solche Einladungen anfingen langweilig zu werden, schützte Kopfschmerzen vor, und wir beide blieben allein zu Hause. Denselben Abend kam Dostojevski.

Die nahe Abreise, das Bewußtsein, daß niemand der älteren Damen zu Hause war, und ein solcher Abend nicht so leicht wiederkehren würde, alles das versetzte uns in eine behagliche, aufgeräumte Stimmung. Fedor Michajlovitsch war zwar etwas nervös und eigentümlich, aber nicht gereizt, wie so oft in letzter Zeit, sondern im Gegenteil sanft und freundlich.

Dies schien mir eine wundervolle Gelegenheit zum Vorspielen seines Stückes zu sein. Ich freute mich schon im voraus, wie entzückt er sein würde.

Ich fing an zu spielen. Die Schwierigkeit des Stückes, die Notwendigkeit, jeder Note genau zu folgen, die Angst, einen falschen Ton anzuschlagen, alles das nahm meine Aufmerksamkeit bald derartig in Anspruch, daß ich auf nichts mehr achtete, was um mich her vorging. Endlich schloß ich mit dem erhebenden Bewußtsein, meine Sache vortrefflich gemacht zu haben, saß mit müden Fingern da und wartete auf mein Lob, selbst ganz erfüllt von der Musik und dem wohlthuenden Gefühl, das jede gut ausgeführte Arbeit hervorruft. Aber alles blieb still. Ich sah mich um — es war niemand im Zimmer.

Mir wurde beklommen ums Herz. Noch ohne bestimmten Argwohn, aber mit der dumpfen Ahnung eines kommenden Unglücks, ging ich in das nächste Zimmer. Auch das war leer! Endlich, als ich die Portière zurückschlug, die vor der offenen Thüre des kleinen Eckſalons hing, entdeckte ich Fedor Michajlovitsch und Anjuta. Und was sah ich?

Sie saßen beide auf dem kleinen Sofa. Das Zimmer war durch eine Lampe schwach beleuchtet, deren großer Schirm seinen Schatten gerade auf meine Schwester warf, so daß ich ihr Gesicht nicht erkennen konnte. Dostojevskis Gesicht dagegen war hell beleuchtet und sah bleich und aufgeregt aus. Er hielt Anjutas Hand in der seinen, neigte sich zu ihr und flüsterte ihr leidenschaftliche Worte zu — in diesem mir so wohl bekannten Flüstern, das ich so heiß liebte!

„Mein Täubchen, Anna Wassiljevna, verstehen Sie nicht, daß ich Sie vom ersten Augenblick an, als ich Sie sah, geliebt habe, daß ich es ahnte, schon als ich Ihren ersten Brief las? Es ist nicht Freundschaft, die ich für Sie empfinde, nein, ich liebe Sie leidenschaftlich, mit jeder Faser meines Wesens —"

Mir wurde schwarz vor den Augen. Ein Gefühl völliger Verlassenheit, blutigen Unrechts ergriff mich plötzlich; alles Blut schien mir zum Herzen zu strömen und dann als glühender Strom in den Kopf zu jagen.

Ich ließ die Portière sinken und eilte aus dem Zimmer. Hinter mir fiel ein Stuhl um, den ich umgestoßen hatte.

„Bist Du es, Sonja," rief die erschrockene Stimme meiner Schwester. Aber ich antwortete nicht und blieb nicht eher stehen, als bis ich in unser Zimmer am andern Ende der Wohnung, den langen Korridor entlang kam. Da fing ich an, mich hastig auszukleiden, ohne Licht zu machen, schleuderte meine Kleider von mir, warf mich noch halb angezogen auf das Bett und kroch mit dem Kopf unter die Decke. In diesem Augenblick erfüllte mich nur ein Gedanke, die Angst, meine Schwester könnte kommen und mich in den Salon zurückholen wollen. So konnte sie mich doch nicht sehen.

Eine nie gekannte Empfindung von Bitterkeit erlittenem Unrecht und Scham — besonders Scham und zugefügtem Unrecht — erfüllte mich, obgleich ich mir bisher noch nicht einmal in meinen heimlichsten Gedanken Rechenschaft über meine Gefühle abgelegt, oder mir klar gemacht hatte, daß ich in Dostojevski verliebt war.

Aber ich hatte, obwohl erst vierzehn Jahre alt, doch schon recht viel über die Liebe gelesen und darüber sprechen hören, wenn auch immer mit dem Gefühl, als käme das Verlieben nur in Büchern und nicht in Wirklichkeit vor. Was indessen mein Verhältnis zu Dostojevski betraf, so beherrschte mich die unklare Vorstellung, es würde immer so weiter gehen wie während dieser drei Monate.

„Und nun ist auf einmal alles, alles aus!" rief ich verzweifelt, und sah, wo mir alles unwiederbringlich verloren schien, nun erst vollkommen klar, wie glücklich ich in dieser ganzen Zeit gewesen war, gestern, heute, vor wenigen Minuten noch — und nun, großer Gott, nun!

Was nun vorüber sei, was sich verändert hätte, das machte ich mir auch jetzt noch nicht klar und deutlich; ich fühlte nur, daß alles vorbei und das Leben nicht mehr lebenswert sei!

„Warum haben sie mich zum besten gehabt, warum mich betrogen und hinter das Licht geführt?" warf ich ihnen in maßlosem Schmerze vor.

„Meinetwegen mag er sie lieben, mag er sie heiraten, was geht das mich an!" sagte ich mir gleich darauf, während meine Thränen unaufhaltsam flossen und eine unerträgliche Qual mir das Herz zu zersprengen drohte.

Die Zeit verging. Allmälich fing ich an zu wünschen, Anjuta möchte nach mir sehen. Schließlich nahm ich es ihr gar übel, daß sie nicht kam.

„Sie kümmern sich nicht um mich, und wenn ich hier läge und stürbe! Ach Gott, wenn ich doch wirklich sterben könnte!" Und meine Thränen flossen noch reichlicher aus überströmendem Mitleid mit mir selbst.

„Was mögen sie jetzt vorhaben? Wie glücklich müssen sie sein!" dachte ich und fühlte bei diesen Gedanken plötzlich starke Neigung, zu ihnen zu stürzen und ihnen meine Vorwürfe über ihre Verräterei ins

Angesicht zu schleudern. Ich flog aus dem Bette und suchte mit zitternden Händen nach den Zündhölzern, um Licht zu machen. Aber ich fand sie nicht. Im Dunkeln konnte ich die umhergeworfenen Sachen nicht anziehen, nach der Kammerjungfer zu klingeln, schämte ich mich, also blieb mir nichts anderes übrig, als mich wieder auf das Bett zu werfen und von neuem in Schluchzen auszubrechen.

Die ersten Thränen, so lange der Organismus noch nicht an Leiden gewöhnt ist, versiegen schnell. Dem heftigen Anfall von Verzweiflung folgte bald ein Zustand dumpfer Abspannung.

Vom Salon aus drang kein Laut in unser Schlafzimmer, aber aus der nahen Küche hörte ich, wie die Dienstleute ihr Abendbrot zurecht machten. Es wurde mit Messern und Tellern geklappert, die Mädchen schwatzten und lachten. Alle waren vergnügt, hatten es gut, nur ich allein . . .

Endlich, mir schien es nach einer Ewigkeit, wurde stark geklingelt. Mutter und Tanten kamen vom Mittagessen nach Hause. Ich hörte den eiligen Schritt des Bedienten, wie er vorlief, um zu öffnen; dann wurden im Vorzimmer muntere Stimmen laut, wie immer nach der Rückkehr von einem Mittagessen.

„Dostojevski ist wohl noch nicht fort. Wird Anjuta Mama noch heute abend erzählen, was sich zugetragen hat?“ dachte ich. Jetzt unterschied ich auch seine Stimme unter denen der anderen. Er nahm Abschied, hatte Eile fortzukommen. Ich lauschte gespannt und hörte sogar, wie er seine Galoschen anzog. Die Salonthür wurde zugemacht und bald darauf vernahm ich die elastischen Schritte meiner Schwester auf dem Korridor. Sie öffnete die Thür, ein greller Lichtstrahl fiel gerade auf mein Gesicht.

Meinen verweinten Augen erschien dieses Licht wie eine Beleidigung, unerträglich grell, und ein nicht zu unterdrückendes Gefühl von Feindseligkeit gegen Anjuta schnürte mir die Kehle zu.

„Die Verabscheuungswürdige! Sie triumphirt!“ dachte ich bitter, während ich mich hastig nach der Wand umdrehte und that, als ob ich schliefe.

Ohne sich zu beeilen, stellte Anjuta das Licht auf den Nachttisch und kam an mein Bett, wo sie ein paar Minuten schweigend stehen blieb. Ich lag unbeweglich mit verhaltenem Atem.

„Ich sehe ja, daß Du nicht schläfst!“ rief sie endlich.

Ich schwieg beharrlich.

„Na ja, willst Du die Empfindliche spielen, dann thu es. Um so schlimmer für Dich, dann erfährst Du auch nichts!“ Und somit fing sie an, sich auszuziehen, als ob nichts vorgefallen wäre.

In dieser Nacht hatte ich einen wundervollen Traum. Auch im späteren Leben begegnete es mir sonderbarerweise oft, gerade dann die angenehmsten, lieblichsten Träume zu haben, wenn mich ein Schmerz, ein besonders schwerer Kummer drückte. Aber wie qualvoll war dann das Erwachen! Die Traumbilder sind noch nicht ganz entschwunden; einige Stunden stärkenden Schlafs haben die, durch das Weinen verursachte bleierne Müdigkeit vom vergangenen Tage verscheucht und nur eine wohlthuende Mattigkeit des ganzen Körpers ist zurückgeblieben, das Gefühl physischen Wohlbehagens, wieder erlangter Harmonie. Plötzlich aber taucht wie durch einen Hammerschlag im Gehirn die Erinnerung an das Schreckliche, Unwiderrufliche, tags zuvor Geschehene wieder auf, und mit qualvoller Klarheit erkennt man die Notwendigkeit, von neuem leben und leiden zu müssen.

Das Leben ist reich an Schmerzen, und alle Leiden sind schwer zu ertragen! Schwer ist der erste bittere Kampf der Verzweiflung, wenn sich das ganze Wesen gegen den Schlag des Unglücks aufbäumt und noch nicht die ganze Tragweite des Verlustes fassen kann. Schwerer vielleicht noch sind die langen, langen Tage, welche folgen, wenn die Thränen versiegt sind, der Aufruhr sich gelegt hat, und man nicht mehr mit dem Kopf gegen die Wand rast, wenn man fühlt, wie der Schmerz langsam und unmerklich für andere, alles im Innern niederreißt und in Staub und Ruinen verwandelt.

Aber das schwerste von allem Schweren ist doch wohl das erste Erwachen zu einer traurigen Wirklichkeit nach kurzer Bewußtlosigkeit.

Der Tag verging für mich in fieberhafter Spannung: „Was wird daraus werden?“ Ich fragte Anjuta nach nichts, denn es erfüllte mich noch dieselbe Feindseligkeit wie den Abend vorher, wenn auch vielleicht etwas abgeschwächt, und ich wich ihr auf jede mögliche Weise aus.

Als Anjuta mein unglückliches Gesicht sah, kam sie zu mir und wollte zärtlich gegen mich sein, aber mein Zorn flammte von neuem auf, und ich stieß ihre Hand weg. Nun war auch sie beleidigt und überließ mich meinen traurigen Gedanken.

Ich glaubte bestimmt, daß Dostojevski im Laufe des Tages kommen, und irgend etwas Schreckliches sich ereignen würde, aber er erschien nicht. Wir setzten uns zu Tisch und noch immer kam er nicht. Den Abend sollten wir in ein Konzert gehen.

Als aber auch der Abend anbrach und er noch immer nicht kam, fing es mir an etwas leichter zu werden, allmälich dämmerte sogar eine unbestimmte, unklare Hoffnung in mir auf, bis mir plötzlich der Gedanke aufstieg: „Anjuta geht wahrscheinlich nicht mit in das Konzert, sondern bleibt zu Hause, um Fedor Michajlovitsch allein zu erwarten.“

Bei dieser Vorstellung zog sich mein Herz eifersüchtig zusammen. Aber Anjuta schlug das Konzert

nicht aus und war den ganzen Abend sehr munter und gesprächig.

Als wir beide zu Bett gingen und sie eben das Licht auslöschen wollte, konnte ich es nicht länger ertragen. Ohne sie anzusehen, fragte ich:

„Wann erwartest Du Fedor Michajlovitsch?"

Anjuta lächelte. „Du willst ja nichts wissen; es beliebt Dir ja nicht, mit mir zu sprechen; Du spielst ja die Empfindliche!"

Aber ihr Ton war so sanft und freundlich, daß ich augenblicklich auftaute und wieder anfing, sie lieb zu haben.

„Wie kann er denn anders als sie lieben, da sie so reizend ist, ich dagegen so garstig und böse bin," dachte ich in einem Anfall von Selbsterniedrigung.

Ich kroch zu ihr in das Bett, drückte mich an sie und brach in Thränen aus. Anjuta strich mir sanft über das Haar.

„Hör auf, Du kleine Närrin! So ein albernes Ding!" rief sie liebkosend. Plötzlich aber konnte sie sich nicht mehr beherrschen und brach in schallendes Gelächter aus: „Läßt sich einfallen, sich zu verlieben, und in wen? In einen Mann, der dreimal so alt wie sie selbst ist!"

Diese Worte, dieses Lachen erweckten in mir eine wahnsinnige, mein ganzes Wesen durchströmende Hoffnung.

„Liebst Du ihn denn nicht?" fragte ich leise und glühte vor Aufregung.

Anjuta sann eine Weile nach.

„Siehst Du," sagte sie dann, offenbar etwas verlegen und nach Worten suchend, „natürlich habe ich ihn sehr gern, und stelle ihn außerordentlich hoch. Er ist so angenehm, so originell, so genial!" Sie redete sich ordentlich selbst in Feuer und mir wurde wieder beklommener ums Herz. „Aber ... wie soll ich es Dir erklären? Ich liebe ihn nicht so wie er ... mit einem Wort, ich liebe ihn nicht so, daß ich ihn heiraten möchte!" schloß sie plötzlich.

Ach, wie hell wurde es da auf einmal in meinem Innern! Ich warf mich über die Schwester und küßte ihr Hals und Hände. Sie sagte dann noch allerlei.

„Siehst Du, manchmal bin ich selbst erstaunt, daß ich ihn nicht liebe. Er ist doch so gut und prächtig! Im Anfang dachte ich auch zuweilen, ich könnte mich in ihn verlieben. Aber er braucht eine andere Frau als mich. Seine Frau muß sich ihm ganz und ausschließlich widmen, ihr ganzes Leben ihm weihen, nur an ihn denken. Das bin ich nicht im stande. Ich will selbständig leben. Und dann ist er ja auch so nervös und fordernd. Er nimmt mich immer förmlich gefangen, verschlingt mich fast, in seiner Gegenwart bin ich nie ich selbst."

Alles dieses sagte Anjuta zwar scheinbar zu mir, in Wahrheit jedoch, um sich selbst die Sache klar zu machen. Ich that, als ob ich sie verstände und ihr beistimmte, in meinem Innern aber dachte ich:

„Ach Gott, welche Seligkeit wäre es für mich, immer um ihn sein und mich ihm vollständig unterordnen zu können! Wie kann Anjuta ein solches Glück von sich stoßen!"

Wie dem aber auch sein mochte, fühlte ich mich diesen Abend beim Einschlafen doch nicht annähernd mehr so unglücklich wie am Abend vorher.

*

Der Tag unserer Abreise nahte heran. Fedor Michajlovitsch kam nur noch einmal, um Abschied zu nehmen. Er blieb nicht lange, aber sein Benehmen war Anjuta gegenüber freundlich und ungezwungen, und sie versprachen einander zu schreiben. Mir sagte er liebevoll Lebewohl, küßte mich sogar zum Abschied, hatte aber schwerlich auch nur eine Ahnung von der Art meiner Gefühle für ihn und der Leiden, die er mir verursacht hatte.

Ungefähr ein halbes Jahr darnach bekam Anjuta einen Brief von ihm, worin er ihr mitteilte, daß er ein ganz ungewöhnliches junges Mädchen kennen gelernt, sich in sie verliebt und mit ihr verlobt habe. Das junge Mädchen war Anna Gregorjevna, seine zweite Frau. „Hätte mir das jemand vor einem halben Jahre gesagt, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich es nicht geglaubt hätte," fügte er ganz naiv am Schluß seines Briefes hinzu.

Meine Herzenswunde heilte auch ziemlich schnell. Die wenigen Tage bis zu unserer Abreise von Petersburg fühlte ich mich allerdings noch gedrückt und war ernster und stiller als gewöhnlich. Die Reise verwischte indessen die letzten Spuren des überstandenen Sturmes.

Es war im April, als wir abreisten. In Petersburg herrschte der Winter noch und die Luft war rauh und kalt. Im Vitebschen Gouvernement aber fanden wir zu unserer Ueberraschung schon den Frühling, den russischen, unbändigen, alles mit sich fortreißenden Frühling, der plötzlich hereinbricht, in einer einzigen Nacht, alles lockt und anzieht und Erde, Menschen und Tiere wie ein Fieberwahnsinn ergreift. Die Birken am Wege waren in dichten, hellgrünen Flaum gehüllt, die Luft vom Duft der jungen Blattknospen so erfüllt, daß sie uns berauschte. An jeder Station sprangen wir aus dem Wagen und pflückten in einer Viertelstunde ganze Händevoll Schneeglöckchen, Anemonen und Veilchen, die fast vor unseren Augen aus der Erde sproßten, Bäche und Ströme traten aus ihren Ufern und bildeten große Seen, die Erde taute auf und der Schmutz war bodenlos.

Auf der großen Landstraße ging es noch an, als wir aber unsere Kreisstadt erreicht hatten, mußten

wir unseren Reisewagen zurücklassen und uns an seiner Stelle mit ein paar elenden Tarantassen begnügen. Mama und der Kutscher beunruhigten sich sehr: „Wie sollen wir überhaupt vorwärts kommen?“ Die Mutter war auch in Sorge, Vorwürfe vom Vater zu bekommen, daß wir so lange in Petersburg geblieben waren. Indessen ging die Weiterreise trotz aller Angst und Klagen doch ganz vortrefflich von statten.

Ich habe noch oft im späteren Leben an diese wunderbare Fahrt abends durch den Wald denken müssen, auf der Anjuta und ich, statt zu schlafen, noch einmal still in Gedanken die letzten drei Monate durchlebten, während wir begierig den starken Frühlingsduft einsogen, der die ganze Luft erfüllte.

Es dunkelte mehr und mehr. Wir fuhren wegen des schlechten Weges im Schritt, und der Postillon schien auf dem Bock eingeschlafen zu sein, denn er peitschte nicht mehr auf die Pferde los; man hörte nur noch das Klatschen ihrer Hufstritte im Schmutz und das ruckweise Klingeln der Schellen. Plötzlich trat der Mond zwischen den Bäumen hervor, gerade als wir auf eine Lichtung kamen, und übergoß alles mit silberschimmerndem Glanz, so klar und überraschend, daß es fast beängstigend wirkte.

Nach unserer letzten Aussprache in Petersburg hatten Anjuta und ich den Punkt nicht wieder berührt, und es war, als ob seitdem etwas Gezwungenes in unser Verhältnis gekommen wäre, etwas Fremdes, das zwischen uns zu stehen schien. Jetzt aber umarmten wir uns plötzlich in schweigender Uebereinstimmung, und diese innige Umarmung legte Zeugnis davon ab, daß uns nichts mehr trennte, und wir uns näher denn je getreten waren.

Wir kehrten nach Palibino zurück, wo unserer das graue, eintönige Leben von ehedem harrte; aber wir fühlten deutlich, daß es so nicht lange weiter gehen könnte, und daß bald eine Veränderung in unser beider Leben eintreten müßte. Es war uns, als ob der Zipfel jenes Vorhanges, der die Zukunft verbirgt, vor uns gelüftet worden wäre, und die Ueberzeugung durchdrang uns, daß etwas Neues, Großes, Außergewöhnliches unserer harre. Ein Gefühl unbeschreiblicher, grenzenloser Lebensfreude ergriff uns. Ach, mit wie viel wunderbar lockenden und verführerischen Versprechungen trat dieses unbekannte Leben an uns heran! Wie herrlich und wie geheimnisvoll erschien es uns!

(Fortsetzung folgt.)

Toskanische Volkslieder.

O schöner Jüngling mit den roten Wangen,
Mir geht es übel, seit ich dich gekannt.
Zum Paradiese wär' ich eingegangen,
Doch du hast in die Hölle mich gebannt.
Lang sind die Stunden hier, schlimm ist der Ort:
Geliebter, stirb und komm und hol mich fort!
Schlimm ist der Ort, lang sind die Stunden hier:
Geliebter, stirb und komm und bleib bei mir!

*

Wenn du mich lassen kannst, ich laß dich nimmer,
Kannst du mich fliehen, folgen muß ich dir.
Und gehst du übers Meer, ich folg' dir immer,
Und gehst du aus der Welt, so geh mit mir!
Gehst übers Meer mit Klagen und mit Weinen:
Geliebter, deine Leiden sind die meinen!
Gehst übers Meer mit Weinen und mit Klagen:
Geliebter, was du trägst, das will ich tragen!

*

Olive, du mit deinen schlanken Zweigen,
Vor allen bist du lieblich anzuschauen.
Du gleichst dem Meer, wenn seine Wellen steigen;
Je mehr es wächst, so lieblicher zu schauen.
Du gleichst dem Meer, wenn steigen seine Wellen:
So lieblicher zu schaun, je mehr sie schwellen.

*

Hoch oben, hoch will ich ein Schloß mir bauen,
Hoch oben, hoch auf Felsen oder Stein.
Zwei seidne Schlingen sollen da zu schauen,
Schrecklich zu schaun an jedem Fenster sein.
Zwei seidne Schlingen, um den Mond zu fangen,
Weil mich mein böses Mädchen hintergangen.
Zwei seidne Schlingen für den Stern der Nacht,
Weil mich mein böses Mädchen ausgelacht.
Zwei Schlingen für den ganzen Himmelsbogen,
Weil mich mein böses Mädchen hat betrogen.

*

Parasiten-Lebenskünstler.

Von

Delavrancea (Barbu Stefanescu).

(Schluß.)

Cosmin rieb sich die Augen. Er war kein Kind, war nicht auf den mit schattigem Weinlaub umkränzten Hügeln, hatte neben sich nicht Ge . . . ., sondern Candian.

„Es ist zwölf Uhr, mon cher!"

„Was!? — Ach, ich bitte Dich, gib mir ein Glas Wasser, ich bin fürchterlich durstig."

„Was fehlt Dir denn, daß Du so schlecht gelaunt bist?"

„Mir ekelt vor allem, was ich gethan habe," antwortete Cosmin.

„Pah, was hast Du denn gethan?"

„Ich habe getrunken, gespielt — gespielt und mich dabei von schrecklichen Vorgängen überzeugt."

„Von was denn?" fragte Candian etwas errötend und betrachtete seinen Freund wie mitleidig lächelnd.

„Ach, es ist etwas Erbärmliches, was ich gesehen."

„Sage doch endlich, was! Was hast Du denn gesehen oder geglaubt zu sehen?"

„Nicht geglaubt, ich habe es gesehen!"

„Gut denn, was hast Du denn gesehen?"

„Pantazi hat mit vorbereiteten Karten gespielt," murmelte Cosmin wie in Scham vor sich selbst.

„Nun also, ja! Da hast Du recht," antwortete ganz ruhig Candian, „und . . ."

„Die Karten waren so gerichtet, daß Panicu verlieren mußte."

„Ja, ganz richtig."

„Und ihr alle wißt von diesem Streiche?"

„Versteht sich, ja!"

Cosmin, überwältigt von dieser Ruhe der Frechheit, schrie, Candian scharf ins Auge fassend:

„Aber das ist ja Betrug, ein Verbrechen, das ihr an dem armen Unglücklichen begeht!"

„Nach den gewöhnlichen Grundsätzen allerdings," antwortete Candian, „nach den vernünftigen Grundsätzen des natürlichen Rechtes keinesfalls. Bedenke, mon cher, daß Georg Panicu um sein Geld nicht einmal so viel gearbeitet hat wie Mama Anica und Pantasi heute nacht — er hat es ererbt."

„Er hat es ererbt, hat nicht dafür gearbeitet; es ist aber doch sein Eigentum und niemand hat ein Recht, es ihm wegzunehmen." Cosmins Stimme zitterte vor Erregung.

„Gut, gut, mon cher!" beruhigte Candian lächelnd, „nachdem er der Eigentümer ist, haben wir anderen die Pflicht, für ihn sein Eigentum zu bewachen?"

„Candian, Candian!" rief Cosmin, ihn heftig am Arme schüttelnd, „gebt ihr euch denn keine Rechenschaft über euer Thun?"

„Nein," antwortete Candian, „denn wir haben diese Krise längst überwunden. In kurzem wirst auch Du zu ruhiger Ansicht hierüber kommen."

„Ich?!"

„Ja, Du, Cosmin, ruhiger wie ich selbst . . ."

*

Hinaus in die Weite ohne Grenzen; Cosmin fühlte sich etwas besser, wenigstens noch einmal hinaus in die Freiheit, bevor ihn diese Oede, ohne Luft, ohne Ende, ohne Licht, verschlang . . .

V.

In den Kreis dieser Menschen kehrt er niemals mehr zurück.

Ihre von Lachen und Trinken heisere Stimme klingt ihm noch nach in den Ohren; ihre schlauen Blicke, ihre ermüdeten, bleichen Gesichter sieht er noch immer vor sich und kann sie nicht aus der Erinnerung bringen.

Aber wohin? Nirgend hin! Ohne Behausung, ohne aufrichtige, ehrenhafte Freunde, ohne Trost, ohne Ideal. Er ist hungrig und hat kein Geld. Von wem soll er es verlangen? Niemand wird ihm etwas geben, höchstens sie, sie, die ihn seit Jahren gewöhnt hatte, an keine Sorge, keine Notwendigkeit, keinen Schmerz zu denken.

Früher verstand er, sich zu gedulden, war gegen alle Zufälle gut gewappnet, verstand mit Leichtigkeit,

wie unwissend, ja mit Heldenmut zu leiden. Jetzt *fühlte* er sich überwunden. Wenn jemand zur rechten Zeit gesagt hätte: „Armut ist keine Schande" und „Deine jetzige Armut wird Dir einst zur Ehre gereichen", hätte er nicht um fremde Hilfe gebettelt, die ihn ganz verändert und verweichlicht hatte und erzittern machte vor jedem unangenehmen Zufall.

Umsonst! — So ist es einmal und nun fühlte er sich unfähig zum Kampfe ums Dasein.

Wie leicht machen sich Pläne, wenn ein anderer im Winter für Feuer sorgt, die Schuhe glänzt und den Tisch deckt! Es ist ein Vergnügen, eine Art von Glück, ohne Sorge zu leben, bequem, alles fertig und im Hintergrunde dieser Ruhe wieder eine vollständig fertige Zukunft zu sehen, als ob die Welt sich nicht zu drehen vermöge ohne einen so sorglosen Beherrscher!

Keine Sorge, nicht einmal die Sorge des Tieres in dir!

Und nach einem solchen Leben stand er, ermüdet, hungernd, zitternd, ohne Geld, ohne wahre Freunde auf der Calea Victoriei, ohne zu wissen, wo er heute essen, wo er heut abend sein Haupt hinlegen sollte. Soll er zu seinem früheren Leben zurückkehren? Aber mit was? Wo sind die früheren Waffen? Auch die Examen hat er nicht gemacht. Er hätte hiezu eine übernatürliche Kraft notwendig und fühlte, daß er von dieser Kraft nur ein Teilchen sein eigen nenne — die Kraft nämlich, nicht auf dieselbe Stufe zu gelangen wie ein Manoi, Candian und Pantazi.

Wie eigentümlich ihn die zwei vorübergehenden Herren betrachtet hatten! Gewiß sind seine Kleider in Unordnung, er hat sich nicht einmal im Spiegel besehen. Lächerlich! Er hätte bei Candian bleiben sollen. Wenn er wieder umkehren würde? Wieder dorthin ... Dort sollte er sagen, daß er nichts zu essen habe, daß er nicht wüßte, wo er schlafen solle, daß er nicht mehr weiter könne ... Undenkbar! — Nicht eine reine Freundeshand, um ihn zu stützen, nicht ein Freundeswort! Wenn er seinem Vater schriebe ... Er suchte in allen Taschen. Nichts — Als ob er im Wirtshause einen Geldrest erhalten hätte? Wohin hatte er ihn gethan? Nach einer solchen Nacht, wie sollte er sich daran erinnern? Er sah auf die Uhr! Sie zeigte ein Uhr. Dieselbe war ein Andenken seines Vaters. Wie viel hatte der alte Gerichtsvollzieher über diese Uhr geschrieben! Und doch muß sie jetzt verpfändet werden. Aber wenn der Pfandleiher ihm gut ins Gesicht sehen und ihn fragen würde, woher er sie habe? Es ist leicht, im Ton der Ueberzeugung zu sagen: „Sie gehört mir!" wenn man ein anderes Aussehen hat, aber nach einer solchen Nacht der Schande ist das nicht so leicht.

Cosmin bog mit hängendem Kopfe in die Strada Clementei ein, als ihn plötzlich jemand anhielt.

„Wie geht es Dir? Woher kommst Du?"

Es war Sascha Malerian.

„Wo hast Du geschlafen? Bist Du krank?" fragte sie, seinen Arm nehmend. Saschas Arm zitterte.

Cosmin war verwirrt, was sollte er antworten?

„Wo hast Du geschlafen? Du bist krank, Cosmine!"

„Ich habe nichts," antwortete er, kaum den Kopf erhebend, und fand nicht den Mut, sie zu fragen, was ihr fehle, daß sie so dunkel geränderte Augen habe; er wußte nicht, sollte er per Du oder per Sie mit ihr sprechen.

„Du bist krank, Cosmine, hast kalte Hände, das Fieber! O Gott, alles kommt auf einmal."

„Ist zu Hause etwas vorgefallen?" fragte endlich Cosmin, indem er sich an die Vorgänge in der Bibliothek erinnerte.

Sascha lenkte ihn gegen die Strada Vamei, in jene enge, von Akazien überschattete Gasse, die in den Hof der Bradulkirche führt, und fing hier, nach allen Richtungen ausschauend, schnell zu erzählen an:

„Erschrecke nicht! Niemand trifft die Schuld! O Gott, wie gut, daß ich Dich gefunden! Kaum eine Stunde, nachdem Du fort warst — ich konnte nicht einschlafen, da ich nicht wußte, wohin Du gegangen — knallte ein Schuß! Wie sich mir das Herz zusammenkrampfte, denn ich dachte an Dich ... wenn Du zurückgekommen wärest! Gelina sprang vom Bette und schrie: ‚Er hat sich erschossen!' — ‚Was weißt Du?' Sie antwortete nicht, zündete Licht an und stürzte die Treppe hinunter, ich hinter ihr ... Wir öffneten die Thüre ... erschrick nicht! — Da lag er hingestreckt in der Bibliothek und ein schwarzer Blutstrom rieselte aus seiner linken Schläfe."

Cosmin machte seinen Arm frei, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

„Armer Malerian!" murmelte Cosmin und fühlte fast zu gleicher Zeit sich wie von einer großen Last befreit.

„Erschrecke nicht! So war es ihm bestimmt!" sagte Sascha, seinen Arm wieder nehmend.

Cosmin schwieg. So war es ihm bestimmt?! — Und hat es durchaus nicht anders sein können?

„Sascha," sagte er, „Sascha, ich fürchte mich! Ich fühle es mich durchzittern wie ein kalter Hauch! Wer hat ihn gemordet?!"

„Leiser! — Er selbst," antwortete Sascha verwundert und voll Sorge. „Sei kein Kind, sei kein Kind, wovor fürchtest Du Dich? Gut, daß ich Dich hier so getroffen habe; was hätte die Welt gesagt, wenn ich Dich nicht so zufällig gefunden hätte ... Du mußt jetzt jedenfalls nach Hause, zu uns kommen, überlege selbst!"

„Du hast recht! Wirklich, was würde die Welt sagen! Es gehört Mut dazu, viel Mut zur großen

Kunst des Lebens. Candian hat recht!" Dieser Gedanke trieb ihn zum Entschluß, zu fragen:

„Wohin wolltest Du eben gehen?"

„Ich habe die Mädchen mit meiner Schwester zu Hause gelassen und wollte wegen der Trauerfeierlichkeiten das Nötige besorgen. Jetzt kannst Du aber diese Besorgung übernehmen; es macht sich nicht gut, wenn ich ihn allein lasse."

Sie gab ihm Geld, drückte ihm beide Hände, beruhigte ihn nochmals, er solle nicht so schreckhaft sein, und entfernte sich, zurückschauend, bis er ihren Augen entschwunden war.

Cosmin kehrte gegen die Calea Victoriei zurück und erwartete dort einen Birjar. Merkwürdig! Kaum zu glauben! Das dürfte der erste Tote sein, für welchen man den Totengräber erst suchen muß; sonst wissen sie es im voraus, wenn jemand am Sterben ist. Nun soll gerade er für sein Leichenbegängnis sorgen! Welcher Mensch kann sagen, daß er über dem Zufall stehe? Der Mensch ist schwach, heruntergekommen und fehlerhaft! — Der Hunger meldete sich in Cosmin. Er muß etwas essen gehen, zum Constandin! Wenn er dem Prinzen dort begegnen sollte ... Welche Ironie! Jetzt soll er sich sogar von dem Begräbnisgelde eines andern nähren.

Welch blutige Geschichte ging ihm da durch den Kopf — wo hatte er denn das gelesen? ... Ein Weib hatte im Verein mit dem Geliebten ihren Mann und zwei unschuldige Kinder ermordet. Das geschah in einem an einem Wildbach gelegenen Schloß. Das Schloß selbst mit seinen hohen Türmen lag mitten im Walde. Vor der Dienerschaft weinte und jammerte die Frau den ganzen Tag; nach dem Begräbnis jedoch schloß sie sich um Mitternacht mit dem Geliebten in den mit Waffen und Ahnenbildern ihres Mannes geschmückten Saal ein. In der Mitte des Saales war ein mächtiger Tisch mit ausgesuchten Speisen und schweren, mit schäumenden Weinen gefüllten, silbernen Bechern gedeckt. Sie setzten sich zum fröhlichen Mahle, draußen raste der Sturm. Blitze zuckten nieder und verdunkelten die Lichter in den Leuchtern. Der Wildstrom brachte von den Bergen gestürzte Baumriesen mit sich und schwoll gewaltig an.

„Nach was schmeckt das Fleisch?" fragte der Geliebte und ließ die Gabel fallen. — „Esse," antwortete sie, „esse; es ist vom letztgeschossenen Hirsche." — „Warum ist der Wein so dick und rot?" fragte dieser wieder und ließ den silbernen Becher fallen. — „Weil die Trauben überreif waren." — Mächtiger raste der Sturm, daß er die Fenster der alten Burg eindrückte. Da sprang der Geliebte auf, zeigte auf die vom Winde bewegten Ahnenbilder und stammelte: „Siehst Du es nicht? Sie bewegen sich, sie zeigen auf uns mit dem Finger! Hörst Du nicht, wie der Alte dort, der ganz in Schwarz gekleidet, spricht, daß wir von ihm essen, von seinem Blute trinken und daher das Essen und Trinken so eigentümlich ist?"

Cosmin beschleunigte seine Schritte; er nahm den Hut ab, denn es war ihm warm geworden. Was für Wahnideen! — Die Geschichte endigte so: Der Geliebte wird wahnsinnig und stürzt sich über das Fenster in den wild schäumenden Strom. Sie sank tot zu den Füßen des in Trauer gekleideten Ahnenbildes nieder.

Was hat aber diese Schauergeschichte mit seinem Hunger zu thun?

„Wahnwitzige Vorstellungen eines Kranken! Die ganze Feudalepoche ist voll solcher Schauergeschichten. Welche Dummheit!" seufzte Cosmin. „Ach, jetzt begreife ich es, wie meine Gedanken auf diese geschmacklose Geschichte kommen konnten — ich verstehe — weil ich mich eben auch von seinem Tode nähren will. Welche Kinderei! Bin ich schuld daran?! Ich habe in diesem Falle gerade so viel Schuld wie der Fabrikant, der den Revolver gebaut, oder jener, der das Pulver erzeugt hat. — Wie hungrig ich bin, kaum tragen mich meine Füße mehr!" Und er betrat den platanenschattigen Garten des Wirtes Constandin.

VI.

Am nächsten Tage sprachen alle Zeitungen von dem tragischen Ende des Professor-Veterans Paul Malerian, eine der Stützen unserer nationalen Kultur und geistigen Wiedergeburt.

Das gemäßigte Organ für Ordnung und Fortschritt, an welchem die bekannte Feder Ludoveanus mitarbeitete, beschrieb mit aller Breite das Leben voll Tugend und heldenhafter Arbeit dieser Kulturleuchte, und nachdem es alle Lehrwerke des Verewigten aufgezählt, schloß es folgendermaßen: „Er hat gelebt, sich gemüht und für die Aufklärung gekämpft; unsere Schulen mögen die Trauerfahnen aushängen, einer großen Seele eine große Ehrung. Aus seinem Leben wird Licht ausstrahlen, aus seiner Asche wird sich die Tugend erheben, dieser Phönix, welchen alle Umwälzungen aus dem Herzen des Volkes nicht verjagen können. Was für ein Märtyrer! Als er fühlte, daß er seinem Volke nichts mehr zu bieten hatte, vernichtete er, wie ein zweiter Brutus, durch einen Revolverschuß seine Existenz.

„Ahmen wir alle — seine Schüler, Resultate seiner Werke — dem Beispiel unseres Ministers für öffentlichen Unterricht nach, der auch diesmal sich beeilt hat, zu beweisen, daß er auf der Höhe seiner Sendung stehe! Derselbe hat den als ausgezeichnet befähigt erkannten Schulrevisor Herrn N. beauftragt, demjenigen in seinem Namen einen letzten Gruß zum Friedhofe zu bringen, welcher für Ordnung und Disziplin, für Fortschritt und Licht ein ganzes Leben lang kämpfte."

Man erkennt hier die Feder Ludoveanus in Mitarbeiterſchaft mit dem Schulreviſor. Beſonders die Phraſe: „Wie ein zweiter Brutus vernichtete er durch einen Revolverſchuß ſeine Exiſtenz“ war vom Schulreviſor.

Saſcha bat Cosmin, er möge allen Zeitungen Mitteilungen machen, denn der Alte habe ein Recht auf alle Ehren, wie ſie ſelbſt verſicherte.

Was das Leichenbegängnis betrifft — kein Zweifel, daß es glanzvoll, erſter Klaſſe ſein müſſe. Zwölf Prieſter, ein Pfarrer und ein Biſchof werden den heiligen Dienſt in der St. Georgskirche und am Friedhofe Serban-Voda beſorgen. Die Kollegen Malerians werden mit den Ordensbändern und einem Sammetpolſter, auf welchem alle Orden des Verſtorbenen glänzen, wie das Verdienſtkreuz, die Verdienſtmedaille erſter und zweiter Klaſſe, die Krone und der Stern von Rumänien, folgen.

Saſcha hatte für ſich und die Töchter lange ſchwarze Schleppkleider und Schleier vom Hut bis zur Erde beſtellt.

Gelina wollte dieſes abändern, da ſie Uebertreibungen nicht leiden könne, aber Saſcha ſchloß ihr den Mund mit dem Verweis, daß es ſich gezieme, gegenüber den geweihten Ueberreſten ihres Vaters alle Achtung auszudrücken, die er ſo reichlich verdient habe ...

Cosmin ſaß in ſeinem Hinterſtübchen.

Er hatte die Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt und den Kopf in die Hände gelegt.

Er fühlte ſich wie gerädert, nervös erregt, unfähig, Gedanken faſſen und verfolgen zu können.

Wenn er auch im Wirtshauſe leichthin behauptet hatte, daß er an dem Unglücke, das ſich zugetragen, ebenſo ſchuldig ſei wie derjenige, der das Pulver erfunden, ſo war er eben damals weit weg vom Schreckensorte. Hat denn die Entfernung dabei etwas zu thun? Entfernt oder nah, entweder biſt du im Recht oder du biſt es nicht! — Gott, dieſe Leichendiener hörten nicht auf zu klopfen. War denn der Alte noch lebensfähig? Fraglich; wenn jemand ſich erſt in dieſem Stadium der Krankheit befindet, kann man nicht gut ſagen, daß er ſeine Tage eigenmächtig gekürzt habe. War er nicht ſchon früher einmal wahnſinnig geweſen? Ja! Doch damals gab es keinen Mord! — Er hörte Saſchas weinerliche Stimme; gewiß erzählte ſie wieder jemand, wie ſich die Sache zugetragen. Sie hatte dieſe ſchreckliche Geſchichte wohl ſchon hundertmal erzählt. Die Frauen ſind ſo mitteilſam. Wenn ſie nur endlich aufhören wollte — das iſt gefühllos.

Es iſt nicht zu ertragen, in dir fortwährend ein zweites Ich zu hören, welches dich verurteilt. Warum hat er ſich ermordet? Warum iſt er wahnſinnig geworden? Warum hat er früher, bei ähnlichen Anfällen, nicht daran gedacht, ſich zu töten?

Es gibt ganz unſchuldige Bemerkungen, die dich unausgeſetzt verfolgen. So hörte er noch jetzt, nach zwei Jahren, die Warnung ſeines Vaters: „Du biſt groß genug, ſei vernünftig!“ Ja, er hörte die eingetrocknete Stimme, er ſah deutlich die Mundbewegungen des Vaters: „Sei vernünftig! Sei vernünftig!“ Es iſt empörend, immer dieſelben Worte zu hören.

Wie hatte der Fehltritt eigentlich begonnen? Wann hatte es angefangen und was hätte er dagegen gekonnt? Wie ſollte er widerſtehen? Was hatte ihn dazu gebracht?

Es lebt ein böſer Geiſt im Menſchen, welcher aller Pläne, aller guten Vorſätze ſpottet und, nachdem er die Verwirrung geſchaffen, das Entſtandene mit ſchrecklicher Beredſamkeit, Klarheit und Härte beurteilt, dann flüſtert er: „Schau, was du gethan haſt und was du hätteſt thun ſollen!“

Dieſen böſen Geiſt nennen die Menſchen das Gewiſſen.

Er iſt es, der ſich über die Angſt freut, die Cosmin empfindet, wenn er daran denkt, in die Bibliothek zu gehen; er iſt es, welcher ihm zuflüſtert: „Gehe hinunter, ſieh Dir ihn an; es iſt Deine Pflicht, ihn anzuſehen, aber Du haſt keinen Mut dazu!“

Wer kommt da?

Ein Geräuſch von Weiberkleidern ... dasſelbe Geräuſch wie noch vor wenigen Tagen ... Was ſucht ſie? Am Ende auch jetzt ... o, das wäre zu ekelhaft!

Cosmin ſprang auf.

Saſcha Malerian öffnete die Thüre.

Hat ſie denn niemand mehr gefunden, um ihre Erzählung über den Vorfall anzubringen? Das iſt ein Weſen, welches weiß, was es will, die kämpft mit keinem böſen Geiſt in ſich.

„Was willſt Du denn hier?“ fragte Cosmin mit ungewohnter Härte.

„Cosmin,“ ſagte Saſcha, wie beſchwichtigend nach ſeiner Hand greifend, „ich bitte Dich, komme herunter.“

„Wohin, hinunter?“

„In die Bibliothek. Es fragen zwei Freunde nach Dir, ein Journaliſt und ein Schulreviſor. Sie wollen Erkundigungen einziehen, der eine für ſein Blatt, der andere für eine Rede am Friedhofe.“

„Und was ſoll ich ihnen da helfen?“

„Ich bitte Dich, mein Engel!“

Cosmin drehte ſich kurz ab zum Fenſter. Saſcha wartete ſtill auf Antwort. Was würde die Welt, was die zwei Freunde ſagen, wenn Cosmin ſich weigerte, zu kommen. Der Gedanke arbeitete in ihr; ſie traute ſich jedoch nicht, demſelben Ausdruck zu geben. Cosmin erſchien ihr wie krank.

Er zerknitterte ein Stück Papier. Was ſollte er thun? Die Frauen ſind ſo taktlos. „Engel!“

Hätte sie nicht anders zu ihm sprechen können? „Jorgule", „Cosmin", anders, anders, aber „mein Engel"? Was hat er denn von einem Engel an sich? Welcher Mann hat überhaupt eine engelhafte Seite? „Mein Engel" nannten sie sich in den Nächten des Vergnügens und der Sünde. Diese Benennung erinnerte ihn jetzt, wo der andere mit über der Brust gekreuzten Händen dalag, an sein empörendes Glück.

Wenn er sich nicht schämen würde, würde er sie gerne fragen, ob man die Wunde sehe, ob er die Augen zu habe — gut zugemacht? Denn sonst fürchte er sich vor seinem Anblick.

Was für ein Feigling! Sie ist wie ein Mann, er wie ein Weib, wie ein Kranker, ein Nichts, ohne Willen und Entschluß.

„Ich bitte Dich, Du mußt herunterkommen," sagte Sascha, ergeben und schmeichelnd.

„So ist es! Ich muß kommen; sage diesen Herren, daß ich gleich komme," antwortete Cosmin, ohne sich umzukehren.

„Ich gehe, ich gehe schon! Dank!" sagte Sascha wie erleichtert.

Sascha ging.

Cosmin betrachtete sich im Spiegel. Er sah eingefallen aus, bleich, gelb, mit geröteten Augenlidern. „Du mußt gehen!" ermutigte er sich selber, ordnete sein Haar und verließ das Zimmer.

Er öffnete die Bibliotheksthüre. Ein schwerer Geruch von Blumen und Wachskerzen drang ihm entgegen. Ihm gegenüber Paul Malerian! Sie sahen einer den andern. Kalter Schweiß überrieselte Cosmin von der Stirn bis zu den Knieen... Welch unförmliche Nase! Ein Auge war ausgeronnen und mit rötlichem Pflaster überdeckt. Das andere schien nicht ganz geschlossen... es schillerte noch etwas in ihm... oder täuschte sich Cosmin? Dieses Auge erschien ihm schrecklich, ohne Ende, tief, tief — wenn niemand da wäre, würde er die Flucht ergreifen.

„Elender Gerichtsvollzieher!" Diese letzten Worte tönten noch immer in seinen Ohren.

Was für ein Kopf? In Cosmins Innern sprach alles durch einander: die Toten, die Lebenden und jener unüberwindliche böse Geist. Wird er wahnsinnig?

Dieser Gedanke brachte ihn wieder zu sich selbst. Er ermutigte ihn, sich seinen Freunden zuzuwenden.

Cosmin streckte ihnen die Hand entgegen. Wird sie nicht zittern? Nein, nein, sie zitterte nicht; es liegt in uns ein unbewußtes Mutgefühl, das jedem Wesen in Augenblicken der höchsten Gefahr zu Gebote steht.

Einige Besucherinnen sind noch da. Eine alte Dame fächelte Malerian mit einem großen Strauß Pfefferminzblätter die Fliegen ab.

„Wie geht es nach der durchspielten Nacht, Herr Cosmin?" fragte leise und neckend Ludoveanu.

„Teuerster Herr Cosmin," sagte der Schulrevisor lächelnd, „durch Candian habe ich erfahren, daß Sie den Greis seit längerem kennen, gewissermaßen unter seinem Schutze lebten."

„Ja, es ist ihm bekannt, so ist es," dachte Cosmin, „unter seinem Schutze — nun, und, wo will er hinaus, was will er erfragen?"

„Ja," antwortete Cosmin, „ich kannte ihn seit zwei Jahren; frühere Verbindungen zwischen ihm und meinem Vater —" Im selben Augenblick sprach eine Stimme in ihm: „Zwischen ihm und deinem Vater? Nur diese? Beherrsche dich, sonst verlierst du den Verstand bei den Fragen dieser Leute."

„Ausgezeichnet, Herr Cosmin," fuhr der Revisor fort, „Sie kannten ihn also, haben ihn gut gekannt. Ich bin nun von seite des Herrn Ministers beauftragt, am Grabe des verehrten Professors zu sprechen, und möchte, wenn Sie erlauben würden, Ihnen den Gang meiner Rede kurz entwickeln. Mir wäre viel an Ihrem Urteil gelegen, da Sie das Haus und Leben desjenigen genau kannten, der für Erreichung von Ordnung durch Strenge, des Fortschrittes durch Aufklärung sein ganzes Leben einsetzte."

Ludoveanu paßte auf. Ihm gefiel diese hochtönende Phrase... Er hatte schon die Sprachfigur des Revisors vom „Brutus" verwendet, obwohl ihn eine hochgestellte Persönlichkeit aufmerksam machte, daß Brutus eigentlich ein Demagoge gewesen sei.

„Ich beabsichtige mit dem Menschen selbst zu beginnen," sprach der Revisor weiter, indem er Cosmin an einem Rockknopfe festhielt, „mit dem Menschen selbst; was war er, was ist er jetzt, was wird er sein?! In diesem Teile meiner Rede will ich mich länger über die Tugend als Begriff verbreiten. Die Tugend war die herrschende Eigenschaft dieses Mannes, der von uns ging, eine untröstliche Gattin zurücklassend —"

„Will er mir die ganze Rede vorpredigen?" dachte Cosmin. „Es ist unleidlich, diesem Kartenspieler, der die ganze Nacht falsch gespielt hatte, zuzuhören."

„Eine untröstliche Gattin," fuhr der Revisor fort, „zwei untröstliche Töchter und untröstlich alle jene zurücklassend, welchen er seine Großmut angedeihen ließ."

„Dieser Teil ist sehr gut," sagte Cosmin, große Tropfen schwitzend, „wie weiter?"

„Gleich! Den Greis möchte ich mit einem jener heldenhaften Männer aus der ersten Zeit der römischen Republik vergleichen, etwa mit Cincinnatus — seine Gattin mit einer verehrungswürdigen Matrone, die ihr Ideal in den Laren des Hauses („Laren" sprach er mit weitgeöffnetem Munde), in der Reinheit

ihres eigenen Herdes und in der tugendhaften Erziehung ihrer Kinder sucht."

Cosmin buchstabirte durch die Scheiben der Bücherkasten: „Virgilius Naso", „Marcus Tullius Cicero", der Revisor schüttelte ihn bei der Hand — „Reinheit", „Laren", alles mußte er über sich ergehen lassen.

„Ich glaube, ich habe genug gehört," sagte Cosmin, „die Rede wird bewunderungswürdig."

„Aber wissen Sie, aus welchem Grunde ich diese Vergleiche anstellen will?" sagte etwas lauter der Revisor. „Um zu dem Schlusse zu kommen, daß sich unter unserem modernen Himmel ein antiker Tempel befindet, der Tempel der Tugend, das Haus Malerians.

„Dann werde ich mich in einer direkten Anrede an alle jene wenden, die ihm nahe gestanden (der Revisor erhob wie in Begeisterung die Stimme, da eben eine hübsche, elegante Dame eintrat), beiläufig so: ‚Freunde des Verblichenen, saget ihr, was sein Haus war — Kinder seiner Großmut, saget ihr, wo sich die Tugend ihren Lieblingsplatz erwählt' (als er bemerkte, daß niemand anderer als Ludoveanu und Cosmin zuhörte, ließ er wieder die Stimme sinken), und will den Herrn im Himmel anflehen, daß alle Häuser dem des Malerian, zur Größe und Ehre des rumänischen Stammes, gleichen mögen."

Cosmin fühlte, daß ihm der Atem ausblieb.

Wenn die übrigen Teile der Rede im selben Ideengang aufgebaut sind, wäre die Lächerlichkeit vollständig.

Wollen denn alle den Unglücklichen beleidigen?

Was hatte er denn gethan, um diesen Spott zu verdienen?

Cosmin fühlte ein unbegrenztes Weh in sich.

Ein warmes Mitleid trieb ihm die Thränen in die Augen; umsonst versuchte er es mit aller Anstrengung, sie zurückzuhalten — er weinte und hätte gerne Verzeihung gesucht.

Wenn er den Mut gefunden, wäre er in die Kniee gesunken, hätte die Hände des Greises mit Küssen bedeckt und geschrieen: „Wenn Du mich hörst, vergib mir! Das letzte Verzeihen ist göttlich, ist ewig!"

Der Revisor konnte kaum seine Zufriedenheit über die scheinbare Wirkung seiner Rede verbergen; er nahm ihn unter den Arm und flüsterte beruhigend:

„So sind alle großen Herzen wie das Ihrige, Herr Cosmin. Entfernen wir uns — ich muß gestehen, daß es erhabene Augenblicke gibt, in welchen auch ich Thränen finde."

Cosmin entzog ihm seinen Arm mit einem abwehrenden: „Ich bitte Sie!" was der Revisor nicht verstand, floh aus der Bibliothek und stürmte die Stiege hinauf.

In der Mitte des Ganges kam ihm jemand entgegen.

Er erhob den Kopf; es war Gelina, ganz in Trauer gekleidet.

„Was! — Auch Sie weinen, Herr Cosmin?" fragte sie, ihn lange und freundlich betrachtend.

Ach, diese Augen, wie sie jenen des Greises glichen! Sollte er antworten? Was soll er antworten? Es gibt Menschen, die nicht berechtigt sind zu weinen. Seine Thränen kamen ihm vor wie ein Teil der großen Lüge aller, die er heute nacht falsch spielen und betrügen gesehen hatte. Sie stand wie eine beleidigte Heilige ohne Bewegung aufgerichtet vor ihm, wich nicht und erwartete Antwort ... Was will sie? Was will sie denn von ihm? Ihr Schweigen richtet, urteilt, straft ... Wenn sie böse werden, ihn beleidigen, ihn ins Gesicht schlagen wollte ... aber ihn so anzusehen ...

Er stürzte an ihr vorüber in sein Zimmer; hier warf er sich aufs Bett, vergrub den Kopf in die Polster und wollte weinen, weinen, hier würde ihn niemand daran hindern, aber er fand keine Thränen mehr. — — — — — — — — — — — —

Als Cosmin das Sterbezimmer verlassen hatte, kam Sascha Malerian mit der Frau eines Doktors zurück. Sie hörte höflich den gezierten Ausdrücken des Mitgefühls dieser Doktorsgattin zu, welche bedauerte, daß man nicht ihren Mann, den Doktor, zu Rate gezogen habe, denn der hätte ihn vielleicht noch gerettet. Sie wolle ihren Mann gewiß nicht loben, aber er habe schon Wunderkuren ausgeführt. Einen habe er gerettet, nachdem man ihm schon die Kerze in die Hand gegeben hatte.

Sascha Malerian rieb sich die Augen, drückte ihr Bedauern über diese Unterlassung aus und erzählte dann, wie sich der Fall eben zugetragen, wenn schon das Unglück einen Menschen verfolge.

„Ich kann mir vorstellen, teure Frau, was Sie gelitten und welchen Verlust Sie erfahren haben."

Sascha begleitete die liebenswürdige Dame bis zur Stiege, dann kam sie zurück und wandte sich dem Schulrevisor und Ludoveanu zu.

Ludoveanu versprach, eine erschöpfende Studie über den Heimgegangenen zu schreiben, wenn die Gnädige in einigen Tagen so freundlich sein wolle, ihm nähere Angaben zu machen.

„Gewiß," antwortete sie, „ich bitte, wann es Ihnen gefällig ist."

„Ihr Verlust, gnädige Frau, ist für Sie sowohl, als auch für unser Land von gleicher Größe."

„Große Männer," setzte der Revisor mit schneidender Stimme hinzu, „sind für die Völker, was Eltern für ihre Kinder sind."

„O, wie recht haben Sie, meine Herren," gab Sascha zurück, obgleich sie nicht gut verstanden hatte, wie eigentlich große Männer und was sie für die Völker sind.

„Ich bitte, gnädige Frau, um die Erlaubnis, Ihnen in kurzen Worten den Gang meiner morgigen

Rede zeichnen zu dürfen, und halte es für heilige Pflicht, Ihnen zuerst den Inhalt desjenigen mitzuteilen, was ich die Ehre haben werde, morgen öffentlich zum Professorenkollegium, zu den Schülern und endlich zu den Freunden des großen Toten zu sprechen."

„Ich bitte, mein Herr, ich bitte," antwortete Sascha und gab der alten Frau mit dem Büschel aus Pfefferminzblättern ein Zeichen, daß sie das fahlblau schillernde Gesicht des toten Malerian gegen die Fliegen besser verteidigen solle.

Der Revisor fing mit dem ersten Teil seiner Rede an: „Der Mensch! — bezeichnende Merkmale: Tugend, häuslicher Herd, antiker Tempel — Schlußfolgerung: So sollten alle Häuser zur Verherrlichung und Größe des Vaterlandes sein."

Als er zu der direkten Anrede: „Saget ihr, seine Freunde, saget ihr, Kinder seiner Großmut" kam, fing Sascha zu weinen an, schwankte zu einem Stuhle und verlangte Wasser.

Im Zimmer des Toten war niemand weiter zurückgeblieben, als die Alte mit dem Blätterbüschel.

Sascha beglückwünschte den Redner und versicherte, daß der Tote eine solch ehrende Nachrede verdiene; nur wolle ihr eine kleine Bemerkung mit Rücksicht auf die anwesenden hohen kirchlichen Würdenträger erlaubt sein.

„O, Gnädige, warum nicht? Nichts ist fehlerlos," versicherte der Revisor unter falscher Bescheidenheit.

„Ich würde bitten, das vom ‚Brutus' nicht zu erwähnen . . ."

Der Revisor hatte nämlich die Phrase aus dem Artikel Ludoveanus: „Als er glaubte, daß er der Nation nichts mehr bieten könne, vernichtete er, wie ein zweiter Brutus, durch eine Revolverkugel seine Existenz" in seiner Rede verwendet.

„Ich gestehe, daß ich das Leben dieses Brutus nicht kenne; es ist jedenfalls erschütternd, daß er sich erschossen hat, aber die Erwähnung dieses Umstandes könnte vom Bischof und vom Pfarrer, die es vorziehen zu glauben, daß sich Malerian aus Versehen erschossen, übel bemerkt werden. Das Gesetz selbst würde ihnen in diesem Falle die Ausübung ihres heiligen Dienstes verbieten."

Der Revisor sah Ludoveanu lange an, als wollte er sagen: „Also diese Phrase soll Dein Eigentum bleiben? — Und sie ist so geistreich!" Dann versprach er, den Vergleich mit irgend einem andern alten Römer durchzuführen und Brutus nicht zu nennen.

Eine prachtvolle Idee hatte Ludoveanu; er schlug vor, seine Studie und die Rede des Revisors in Druck legen zu lassen und als Broschüre heraus zu geben, was höchstens tausend Lei kosten könne.

Sascha Malerian, hochgeehrt, dankte für den ausgezeichneten Vorschlag, begleitete die beiden Freunde bis zur Thüre und erinnerte Ludoveanu beim Abschied, Wort zu halten, die Broschüre möge wie viel immer kosten.

„Prachtvolle Frau, Frau ohne Alter!" sagte Ludoveanu.

„Großartiger Buchdrucker!" foppte der Revisor, „tausend Lei für fünfzig Seiten . . ."

Beide entfernten sich lachend.

VII.

Man war vom Friedhofe zurückgekehrt.

Cosmin hatte sich in seinem Hinterstübchen, mit dem Gesicht gen Himmel, hingeworfen. Ein fahles Licht schien beim Fenster herein, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Aus seinen ermüdeten Augenlidern rollen zwei Thränen; ein wehmütig spöttisches Lächeln spielt um seine Lippen . . . Man hat sich mit dem Essen verspätet, daß man niemand hört und keine Thür geht . . . So, wie es jetzt ist, sollte es in Ewigkeit bleiben. Es gibt Augenblicke, wo die geplagte Seele keinerlei Störung verträgt. Ein einziger Laut wäre im stande, dieses künstliche Gleichgewicht, diese traurige Ruhe, in welcher er alles von gestern bis heute Erlebte nochmals durchdachte, zu stören. Die Ereignisse sind so, wie sie waren; keine Wahnbildung verschönert sie, aber wie die Zimmerdecke über ihm sich unter seinen starren Blicken zum Himmel auszuweiten schien, ebenso versenkten sich die Ereignisse, als ob sie sich vor etlichen zwanzig Jahren und nicht vor kaum zwei Stunden zugetragen hätten.

Die Komödie war über alle Vorstellung grauenhaft.

In der St. Georgskirche diskutirte zuerst ein Geschichtsprofessor eine halbe Stunde lang über das Geburtsdatum des „alten Barden des jungen rumänischen Volkes". Ein Werk, betitelt „Unsere ersten Schriftsteller" — ein ziemlich unbekannter und sonst unschädlicher Versuch — gab das Geburtsjahr des Paul Malerian aus dem Dorfe Malareti mit 1815 an, während der Geschichtsprofessor, an der Hand von Dokumenten und Aufzeichnungen von Heliade, Aricescu, Laurian, den Standpunkt vertrat, daß Malerian erst im Jahre 1817 geboren worden sein konnte. Die Anwesenden sprachen derweilen über andere Angelegenheiten. „Stellen Sie sich einen Augenblick vor, daß er im Jahre 1815 geboren worden sei," sagte ein Student zu seinem Nachbar, „wissen Sie, was daraus folgen würde?" — „Nein." — „Unser Malerian wäre gar nicht tot!" — „Warum?" — „Wenn er im Jahre 1815 geboren wurde, ist er nicht tot, denn der im Jahre 1817 geborene ist gestorben." — „Gott!" seufzte eine Dame, die sich langweilte, zu ihrer Nachbarin, „man sieht, daß der Professor das Kerbholz des Erzengels Michael im Besitz hat." — Als der Professor endlich auf den Wert der von dem Verstorbenen verfaßten

Lehrbücher zu reden kam und die Vorzüge seiner Geographie, heiligen Geschichte, Nationalgeschichte, Grammatik, seiner Lesebücher aufzählte, fragte der Bischof ungeduldig, ob das noch lange dauern solle.

Während des Weges zum Friedhofe, was konnte man da alles zu hören bekommen? Aus welchem Grunde sollte man auch einem Leichenzuge folgen, wenn nicht, um von Kleidern, dem Geschäfte, von der Politik und den Tagesskandalen zu reden!

Vor dem Toten sang man Trauerlieder, hinter ihm sprach man von Dummheiten und Vergnügungen.

Auf dem Friedhofe kam die Reihe an den Schulrevisor.

Er schwang sich auf den frisch aufgeworfenen Hügel; sein kleiner Kopf überragte die Menge von Schülern und Neugierigen. Die Hand wie in heilig heldenhafter Bewegung gen Himmel erhebend, gab er den ersten Teil seiner Rede zum besten. Niemand weinte, nur Sascha hielt ihr Taschentuch vor die Augen. Selbst die Ansprache: „Saget ihr... saget ihr!" brachte keine Wirkung hervor. Erregt über diesen Mißerfolg oder vielleicht aus Uebersehen, vergaß er die Redefigur von Brutus wegzulassen und versicherte, daß sich der Verstorbene selbst gemordet habe. Das gab eine kleine Scene. Der Bischof und der Pfarrer wurden unruhig; Sascha nahm das Tuch von den Augen, doch verschleuderte sie umsonst wahre Zornesblitze an den Redner, derselbe endigte seine Phrase und die Welt erfuhr, daß der Schulveteran wie ein zweiter Brutus sich durch die Kugel eines Revolvers selbst vernichtet habe. Auf Brutus folgte eine lange Reihe anderer Selbstmörder aus dem Altertum; selbst Hannibal, der in einem erhabenen Augenblick zum Giftbecher gegriffen hatte, ließ sich der Redner nicht entgehen.

Armer Toter, auf dessen Sarg soeben die Erde tönend fiel; er büßte nur einen Fehler, um welchen sich jedoch kein einziger dieser schlechten Komödianten kümmerte.

Die Neugierigen zerstreuten sich bald und unzufrieden, denn es war heiß, viel Staub und der Weg lang.

Zum Schlusse kam noch etwas vor, woran Cosmin nur mit Schaudern denken konnte; Sascha hatte die Laune, ihn für den Rückweg mit Gelina in einen Wagen zu setzen.

Unterwegs fühlte er eigentlich nichts, weder Mitleid, noch Trauer, noch Scham, nichts von den vorhergegangenen Kämpfen. In der Nähe des Hauses angelangt, fand er den Mut, sie anzusehen. Ueber das bleiche Gesicht Gelinas fiel der schwarze Schleier, eine Statue aus Marmor. Jetzt fing sie an, ohne Bewegung zu weinen. Fühlte er Mitleid? Er wußte es nicht; ohne zu wollen, fragte er wie träumend: „Sie weinen, Fräulein Gelina?"

„Wollen Sie, daß ich lache?" fragte sie mit übermenschlicher Ruhe und einer Stimme wie aus einer andern Welt.

Diese Antwort erweckte ihn wie einen Kranken aus seinen Leiden.

Ja, ja, er war der Veranstalter dieser schrecklichen Komödie. Er hatte die Tugend im antiken Tempel unter dem modernen Himmel gekrönt... Welche Schande!...

Cosmin sprang vom Bette auf und sperrte die Thüre ab, daß er ihr nicht den Arm zu geben brauche, wenn sie kommen sollte, um ihn zu Tisch zu rufen, denn sicher, sie wird kommen. So ist es! Das bekannte Rauschen der Kleider läßt sich hören ... Diesmal hätte sie wenigstens jemand andern schicken sollen.

Sie klopfte.

Cosmin ballte die Hände, biß die Zähne zusammen und antwortete:

„Zum Tisch? — Gut, ich komme gleich."

„Georg, warum ist die Thüre gesperrt?" fragte Sascha.

„Gehe, ich bitte Dich — ich bin nicht angezogen."

Er fühlte, wie sie noch einige Zeit mit der Hand auf der Klinke wartend stand; dann verhallte das Rauschen ihrer Kleider im Korridor. Ein Wunder, daß sie nicht geantwortet: „Du bist nicht angezogen? Was schadet das? Oeffne... mein Engel!" Daß ihr der Grabgesang der Priester nicht in den Ohren klang — ihm tönte er noch immer wie mit Posaunenstärke.

Was sie beim Schmeicheln für eigentümliche Augen hatte — wie die einer Katze. Er konnte nicht gut begreifen, warum sie ihm seit gestern ganz anders erschien; was hatte sich an ihm, was an ihr geändert? Auch über den Greis hatte er jetzt ganz andere Ansichten... Andere? Bis vor kurzem hatte er überhaupt nicht an ihn gedacht. Vom Haßgefühl und dem Widerstreben am Abend bei Constandin bis zu dem unendlichen Mitleid, das er heute fühlte, war ein weiter Weg... wann hatte er ihn zurückgelegt?

Bei Tische fand er für sich rechts neben Sascha gedeckt; links von ihr saß ihre Schwester, Madame Firika Ghimbavu, die Witwe eines Kaufmanns; neben ihm saß Valerie und gegenüber Gelina.

Am Anfang sprach niemand. Gelina betrachtete ununterbrochen den vor ihr stehenden Teller und Sascha schenkte wiederholt das Glas Firikens voll, welche es, zwischen jedem Glase seufzend, austrank und jammerte: „Armer Onkel Paul, Gott möge ihm verzeihen!"

Beim Braten wurde Firika gesprächig.

„Ach, teure Sascha," fing sie an, „wenn ich mich an die Rede des Revisors erinnere, kommt es mir zu weinen... und wie ich geweint habe. — Armer

Onkel Paul — so ist es — er hat etwas vor sich gebracht. Man kann nicht sagen, daß er euch auf der Straße gelassen habe... Landbesitz, Haus, Weinberge, bares Geld ... armer Onkel Paul! Gott möge ihm verzeihen! — Das da mit der Tugend und dem Tempel war sehr gut gesagt."

Nachdem sie wieder ein Glas Wein geleert, fuhr sie fort:

„Sascha, was war denn das mit dem Brutu, Cinatu und Lanibal? Gewiß auch Professoren, Kollegen des Onkel Paul? Gott möge ihm verzeihen! Mir läuft es kalt über den Rücken, wenn ich denke: ‚Siehst du, wenn er sich nicht erschossen hätte, könnte er heute noch leben.' Er hätte die Mädchen noch versorgt sehen können — er hatte eben kein Glück, der arme Onkel Paul."

Sie fing zu weinen an und leerte wieder ein Glas Wein. Cosmin hielt den Kopf gesenkt; Gelina stand vom Tische auf und schützte Kopfschmerzen vor, um sich zu entfernen.

„Du hast recht, Firika," sagte Sascha, „der Revisor war auf der Höhe seiner Aufgabe. Wie schade, daß er die Geschichte vom Brutus vorbrachte; dem Bischofe wollte das gar nicht gefallen, sonst war er ausgezeichnet! — Nicht wahr, Herr Cosmin?"

„Ja," antwortete dieser.

„Der junge Ludoveanu hat die ganze Rede nachgeschrieben. Beide werden über Malerian ein Buch herausgeben, was tausend Lei kosten wird; ist das nicht recht, Herr Cosmin?"

„Ja," antwortete dieser.

„Tausend Lei kostet nur so ein Buch?" fragte Valerie.

„Ja, meine Liebe, sie haben den Preis nur aus dem Grunde, weil Dein Vater ein so berühmter Mann war, so billig angesetzt. — Denn das ist ein billiger Preis, nicht wahr, Herr Cosmin?" Es kam ihr schwer an, „Herr Cosmin" zu sagen, aber da Firika bei Tische war, blieb ihr nichts anderes übrig.

„Ja," antwortete Cosmin.

Firika ließ ihre Gabel unter den Tisch fallen. In der Zeit, als sie beschäftigt war, dieselbe mit dem Fuße an sich zu ziehen, flüsterte Sascha schnell zu Cosmin:

„Was hast Du? Bist Du krank?"

„Nein," antwortete Cosmin.

Firikens Kopf kam über dem Tische wieder zum Vorschein, rot, und Schweißtropfen perlten über ihr rundes Gesicht.

„Wer war denn das, liebe Sascha, weißt Du, der in der St. Georgskirche? Gott soll behüten! Der war versessen auf sein ‚und wenn er nicht dann und dann geboren wurde, so muß er dann und dann geboren worden sein' — was hat denn das für eine Wichtigkeit? Gott möge es mir verzeihen, aber mir kam das Lachen an."

Firika begann in der Erinnerung zu lachen, bekreuzte sich, trank wieder ein Glas Wein, wurde traurig, fuhr sich mit der Serviette über die Augen und fing endlich zu weinen und zu jammern an:

„Wenn ich denke ... an den Onkel Paul... was für ein Mann, Sascha, was für ein Mann... Landgut, Haus, Weinberge, bares Geld, erarbeitetes Geld ... und wie er sich gefreut hätte, die Mädchen versorgt zu sehen ... o ... Valerie, o ..."

Valerie weinte endlich auch, ohne an etwas zu denken.

„Weine, Valerie! Weine, mein Mädchen!" seufzte Firika weiter, „was Du verloren, findest Du nie wieder ..."

„Etwas verlieren, so daß man es nie wiederfindet!" Diese Phrase erregte Sascha, und als sie bemerkte, daß die Schwester mit Valerie beschäftigt sei, fragte sie Cosmin leise und schmeichelnd wie an jenen Abenden des Glückes: „Bist Du krank? Sage mir, was Dir fehlt!"

Anstatt zu antworten, erbat Cosmin die Erlaubnis, sich zurück zu ziehen.

Außerhalb der Thüre nahm ihn Sascha unter den Arm. Diese Berührung machte ihn schaudern, als ob sich eine Schlange um seinen Arm gewunden. Sie sah ihn mit ausdrucksvoll schillernden Augen an.

„Bist Du krank? Georg, sage mir, was Dir fehlt. Soll ich den Doktor rufen lassen? Soll ich Dir Thee kochen, den ich Dir dann später selbst bringen kann? Du bist krank, hast Hitze!" Sie sprach flüsternd und schien sich mit den Augen an den seinigen festsaugen zu wollen.

Cosmin zog seinen Arm aus dem ihren und antwortete, die Thüre seines Zimmers öffnend:

„Ich bitte, ich bitte, niemand möge diesen Abend zu mir kommen, niemand! Ich bin übermüdet; kein Doktor, kein Thee, nichts, nichts, nichts!"

Er sperrte sich in sein Zimmer ein. Sascha betrachtete lange die Thüre. So aufgeregt und böse hatte er noch nie zu ihr gesprochen. — Niemand! Sie sollte ihn krank wissen und nicht pflegen dürfen! Der Revisor hatte zu viel gesprochen! Sicher, das hat ihn so erregt — so muß es sein, die Ruhe wird ihm gut thun.

Cosmin zündete die Lampe an und ging im Zimmer hin und her. In seinem Kopfe kämpften die verschiedensten Gedanken, jagten sich die Eindrücke. Er hatte den Wunsch, allein auf einer Ebene ohne Grenzen zu sein — keinen Menschen zu sehen, kein Geräusch zu hören ... in der Mitte dieser Wüste wünschte er zu ruhen, einzuschlafen, um nie wieder zu erwachen. Die ihn beherrschende Aufregung würde sich in einer solchen Wüste beruhigen. Die ganze Welt — außer einem einzigen Wesen — hatte sich

über den Toten lustig gemacht. Nur diese blauen, sanften Augen hatten aus Mitleid, Liebe und Schmerz geweint. Welch schrecklichen Traum hatte er durchlebt ... Doch nein, es war kein Traum ... es war Wirklichkeit — welche Gesunkenheit, welche Schande!

Er wärmte ihn in seinem Hause und sättigte ihn an seinem Tisch — und er, der Lebende, was hatte er ihm dafür geboten? Feuer warf er ihm ins Haus, sein Vermögen hat er gestohlen, sein Leben verbittert und ihm endlich einen Revolver in die Hand gedrückt mit der Drohung: „Erschieße Dich oder sehe zu, wie Dein Haus geschändet wird!"

Der Unglückliche wählte wie ein kämpfender Held den Tod und er, der Schänder, blieb dort, wohin er nichts gebracht als die Schande ... Unter den Augen eines großmütigen Alten und unter jenen eines gottgleichen Wesens ist noch nie ein dümmeres Verbrechen mit so schrecklichem Ausgange durchgeführt worden.

Hatte er gefehlt, einmal, zweimal, zehnmal, mußte er seinen Halt wiederfinden, mußte fliehen, ohne zurück zu sehen. Aber nein ... ruhig, ohne Sorge blieb er, fühlte sich glücklich und betäubte sein Gewissen mit der Lüge, daß er die beleidigte Natur räche. Er — oberster Richter, er, ein Weichling, ein Unwissender, ein Gesunkener, ein Trinker — ein schmutziger Schmarotzer!

Cosmin blieb in der Mitte des Zimmers stehen, warf einen Blick um sich wie ein Mensch, der zu erblinden fürchtet, und schlug sich mit beiden Fäusten vor die Augen, daß es wie ein Regen von funkelnden Sternen vor ihnen flimmerte.

Hörte er gut oder täuschte er sich? Es ist, als ob jemand an der Thüre klopfe ... Sie soll nicht kommen, sie soll nicht kommen, denn er wäre im stande, ihr die Vergangenheit vorzuhalten und sie zu fragen, wie man eine solche That nennt! Klopfte es wirklich an der Thüre? Vom Friedhofe klang noch das „Herr, gib ihm die ewige Ruhe" — und sie klopft an der Thüre? Nun, wenn sie will, möge sie eintreten und ihm antworten, ob es Wahnsinn oder Verbrechen ist, was sie begangen ... Cosmin stürzte zur Thür und riß sie weit, bis an die Zimmerwand, auf. — Träumte er!? Hat er den Verstand verloren? Die Augen, welche ihn anschauen, sind das die Augen Malerians?!

Die Füße versagten ihm den Dienst, er stützte sich gegen den Ofen, ließ den Kopf sinken und murmelte:

„Ich bitte, Fräulein, ich bitte!"

Es war Gelina.

Sie war noch immer, wie am Friedhofe, in Trauer gekleidet.

„Herr Cosmin," sagte Gelina und ihre reine Stimme zitterte wie der Gesang des Vorsängers in der Kirche, „ich möchte mit Ihnen etwas besprechen, schnell und deutlich. Mama hat sich zurückgezogen, Valerie schläft, und ich möchte das, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht auf morgen verschieben, weil ich nicht sicher bin, morgen den hiezu nötigen Mut noch zu finden ..."

Gelina errötete, sie führte ein Tuch an die Augen und schwieg.

Cosmin bot ihr mit der Ruhe eines Menschen, der überhaupt nicht mehr weiß, was er thut, einen Stuhl an und ersuchte sie zu sprechen, denn er höre ... gewiß mit Vergnügen ... o, wie denn nicht, mit Vergnügen höre er zu.

Er war blaß geworden.

„Herr Cosmin," fing Gelina wieder an, ihn durchdringend betrachtend, „es gab einen Mann, arbeitsam, ehrenhaft und großmütig. Jetzt ist er nicht mehr. Ich liebte ihn, nicht nur, weil er mein Vater war, sondern weil er mir, seitdem ich denken konnte, wie ein Märtyrer erschien. Ein Blick von ihm war genug, um mir zu sagen, was er wünsche, was er litt, denn so oft wir zusammen waren, verstanden wir uns und litten zusammen. Eines Tages jedoch, es mag ein Jahr her sein, an einem Tage des höchsten Schmerzes für mich, sah ich mich allein, hatte nur ich verstanden, wovon er noch keine Ahnung hatte. Von diesem Tage an litt ich für beide, für beide und einen schönen Traum, verlöscht in einem Augenblicke ... Warum starren Sie mich so an? Denken Sie an etwas anderes? Verstehen Sie mich nicht, Herr Cosmin?"

„Ja, ja, ich habe verstanden, habe verstanden," antwortete Cosmin aufspringend.

„Viele Tage und viele Nächte bemühte ich mich, nicht zu glauben; ich versuchte meine Augen Lügen zu strafen, daß sie nicht recht sähen. In einem Anfall von Fieber wollte ich mich töten, fand aber den Mut nicht ... er hat ihn gefunden — er war ein großer Unglücklicher! — Ich fand den Mut nicht und sah weiter zu — O, Herr Cosmin, Herr Cosmin!"

Seine Augen irrten, wie von ihrem schmerzhaften Blick verfolgt, gegen den Boden; ihr Ausruf schwebte in der Luft, klang an sein Ohr und erregte ihm das Gewissen. In einem Augenblick des Auflehnens erhob er den Kopf, öffnete er den Mund, als wollte er sagen: „Endige endlich und sprich mein Urteil."

„Ich bitte, Fräulein, ich verstehe — ja, warum nicht?"

Er hatte gesprochen!

Was ihn erschütterte, war das Bewußtsein, daß er etwas anderes gesagt habe, als er sagen wollte; er kam sich verachtenswert und lächerlich vor.

Gelina betrachtete ihn lange. Ueber ihr Gesicht zog es wie ein heller, sanfter Schimmer.

„Sie wünschen, daß ich endige, Herr Cosmin?

Ich komme zu Ende! Es sind hier drei Wesen, welche nicht mehr beisammen bleiben können. Eines von ihnen muß weichen. Ich, Sie und ... obwohl niemand das Recht hat, sie zu entfernen. — Zwischen mir und Ihnen haben nur Sie die Freiheit der eigenen Entschließung. Wer will weichen? Aber augenblicklich und ohne mehr zurück zu sehen?"

Cosmin stieg ein wohlthätiges Weinen in die Kehle.

„Ich, Fräulein," antwortete er, die Augen mit beiden Händen bedeckend, „ich fliehe! Aber ich bitte, ich flehe Sie an, mir zu sagen, ob Sie mir jemals verzeihen können."

„Ja!" hauchte Gelina rasch flüchtend. In der Thüre jedoch hielt sie an, betrachtete ihn mit Thränen in den Augen und sagte:

„Von einem schönen Traum ist mir nur ein großer Schmerz geblieben, aber wenigstens ... o, ich danke Ihnen ... jetzt ... mehr konnten Sie nicht thun!"

Die Thür schloß sich. Cosmin hörte vom Korridor her unterdrücktes Seufzen.

Er wischte sich die Augen ab, nahm seinen Hut und Spazierstock, blies das Licht aus und stahl sich über die kleine Stiege hinunter, die rückwärts in den Hof führte; dort öffnete er das Thor und stürzte auf die Straße.

Ein ekelhafter Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Er kam sich vor wie ein faul gewordener Schmarotzer, der ein fremdes Nest verläßt, kaum bewegungsfähig vor Gefühllosigkeit und angesetztem Fette.

Cosmin verdoppelte die Schritte.

Es ist Platz, es ist Platz in der weiten Welt, wenn du ehrenhaft bleiben willst!

Aber wohin?

Ueberall hin, überall hin, überall!

Eine Greyport-Sage.

Von

Bret Harte.

Sie durcheilten die Straßen der Hafenstadt,
Vom Schiffsdeck stierten sie auf den Grund;
Weiß wälzt' von der See sich der Nebel und matt;
Weißer und kälter noch war ihr Mund.
Ha, Starbuck! Pinkney und Tenderten schnell!
Die Schaluppen heraus und die Leute zur Stell':
In der Bucht löst die Boote zur Stund'.

Weh ihnen! Zur schweigenden Mittagszeit
Vom vermorschten Pfeiler riß sich der Holk,
Brach vom Anker und trieb, ach, so weit,
Weit mit dem spielenden Kindervolk;
Sie erreichet kein Ruf, sie erreichet kein Arm —
Dreizehn Kindlein, ein fröhlicher Schwarm,
Auf der Bucht, in der Wellen Geleit.

Sprach ein rauher Schiffer: „Gott sich uns bei!
Er kommt nicht zurück, bis wieder zur Flut!"
Sprach sein Weib: „Mein Liebling hört meinen Schrei,
Ob auf hoher See, ob im Himmel sie ruht."
Und sie hob eine Stimme, die schrillend schwoll
Und wie Möwenruf fremd von der Klippe scholl,
Bis den andern erstarrte das Blut.

Der Nebel sank auf die rüstige Schar,
Hüllt' Boot und Himmel und Küste in Rauch.
Kein Ton ringsum, als ihr Atmen war,
Als Wassergeschluchz' und Rudergetauch.
Uebers graue Gestein und die graue See
Kam ein süßer Duft von der Wiesen Klee —
Doch von Kinderlippen kein Hauch.

Sie kommen nicht mehr. Doch die Sage geht,
Wenn ums Hafenriff sich der Nebel schlingt,
Ruft der Fischer: „Die Segel gedreht!"
Denn ein Zeichen ist's, daß der Wind umspringt,
Und ein Schattenholk schiebet sonst sich entlang:
Spielender, lachender Kindlein Gesang
Uebers endlose Wasser hinweht.

's ist nur eine thörichte Schiffermär'.
Für den träumenden Dichter ein Liedchen bunt.
Doch umhüllt dich der Zweifel grauschattend und schwer,
Fuhr dein Schifflein sich fest an dem felsigen Sund
Der Zeit — dann vom andern Gestad bringt der Wind
Die Stimmen der Kinder, die drüben sind,
Und der Anker der Seele faßt Grund.

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

(Fortſetzung.)

Fritz hatte bereits das Gefühl, daß er den rechten Weg zum Ziele gefunden hatte. Die Worte, die er geſprochen hatte, konnten nicht mehr verwiſcht werden, und daß ſie einen guten Boden finden würden, daran zweifelte er durchaus nicht. Außerdem merkte er die Wirkung der erſten Morgenröte der Popularität. Er legte noch nicht ſo großes Gewicht auf den ſüßen Wohlgeruch, der von den Lippen der Kameraden ſtrömte, aber es lag gleichſam etwas in der Luft, das ihm mehr wert war; unbekannte Perſonen betrachteten ihn ſehr aufmerkſam, wenn er auf der Straße ging, und es war im ganzen bemerkbar, daß man von ihm ſprach.

„Was haben Sie neulich in Ihrem Klub geſagt, daß man es als gar merkwürdig bezeichnet?“ fragte Klara With ihn einige Tage ſpäter.

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Ach, Sie ſind unausſtehlich — alle ſprechen von einem Vortrage, den Sie gehalten haben. Können Sie mir denn nicht ſagen, über was Sie ſprachen?“

Das konnte er doch unmöglich in einer kurzen Unterredung, und ſeine liebenswürdige Beſcheidenheit machte es ihr unmöglich, das „Merkwürdige“ zu erfahren; aber daß er noch intereſſanter in ihren Augen geworden war, das fühlte ſowohl ſie als auch er ſelbſt.

Nach ſeinem letzten Vortrage arrangirte man ein Souper für ihn. Noch während der Beifall und die Bravorufe ertönten, begann man die Stühle wegzuräumen und der Sonnenſchein der Befriedigung ruhte auf allem, was zur Räuberburg gehörte. Die ſchlanke Ragna hatte ſich in der Veranlaſſung beſonders geputzt und eilte leichtfüßig mit einem Stuhl in jeder Hand davon, während ſie alle anlächelte und ſagte, daß es ein großartiges Vergnügen ſei. Madame Rasmuſſen trippelte hin und her, und als ſie Fritz gewahrte, verklärte ſich ihr Geſicht zu einem übernatürlichen Lächeln, das auf den fetten, glänzenden Wangen ſitzen blieb.

„Ja, Sie ſind ein richtiger Primamenſch! Ich muß Ihnen ſagen, daß ich nie geglaubt hätte, daß mein Haus ſo beehrt werden würde, nein, wirklich, das habe ich nie geglaubt.“ Und dann flüſterte ſie vertraulich, daß ſie wohl im ſtande ſei, feine Gerichte auf den Tiſch zu bringen, wenn ſie wollte, und das ſolle er bald ſehen, denn ſie habe das in feinen Häuſern gelernt. Und Salve Hoel kommandirte mit eifrigem Ernſt; er hatte viel Gewicht darauf gelegt, daß holländiſcher Zucker zum Punſch gekauft wurde, „ſonſt wird er beileibe nicht klar und golden, Madame Rasmuſſen,“ und dann eilte er in die Küche hinaus.

Ja, das war ein Feſt!

Und Fritz war keineswegs unzufrieden damit, daß Profeſſor Barth ſich entſchuldigt hatte, an der Sexa*) teilzunehmen; um ſo ungebundener war man. Wedel Stenerſen dagegen nahm diesmal teil und war lauter als je zuvor; ſein Sinn hatte ſich wieder gekehrt, und er befand ſich wieder in dem Wirbel, Fritz konnte ſich ja unmöglich irren.

Es wurden Toaſte ausgebracht und es wurde von Freiheit, von Geiſt, von der Jugend, von der Wahrheit, von der Zukunft und einer Menge anderer Dinge geſprochen, die alle an Fritz' Namen geknüpft wurden, und ſchließlich brachte Axel Borch den Jubel zur Kulmination, indem er den Vorſchlag machte, den Helden des Abends auf dem „goldenen Stuhl“ zu tragen, eine Feſthandlung, die ſelbſtverſtändlich nicht ohne Abſingung eines Nationalliedes vor ſich gehen konnte.

Axel Borch mußte übrigens, als die Begeiſterung etwas nachgelaſſen hatte und man ſich in kleine Gruppen zu trennen begann, manche Vorwürfe hören, weil er erſt jetzt zu dem Souper gekommen war. Man neckte ihn wegen ſeiner bekannten Unluſt, ſtill

*) Souper, das ſtehend eingenommen wird.

zu sitzen und Vorträge anzuhören; aber da schwur er, daß er durch eine Untersuchung im Hospital verhindert worden sei, was große Heiterkeit hervorrief, da er nicht Mediziner, sondern Jurist war. Als man stärker in ihn drang, erklärte er indessen, es sei wegen eines Romans, den er schreiben wolle, und unter der größten Heiterkeit der Versammlung erzählte er, da die anderen Schriftsteller bereits die besten erblichen Krankheiten weggeschnappt hätten, so habe er sehr viele Mühe gehabt, um endlich einen ausgezeichneten Fall von Veitstanz zu finden, den er nunmehr studire; seine Schilderung würde von ergreifender Wirkung sein, versicherte er. Sie verheiraten sich, die Gäste gehen, sie küßt Vater und Mutter; ihre heftige Bewegung schreiben sie auf Rechnung des Abschieds, aber sie sind doch in Angst ihretwegen; sie wissen, daß bereits ihr Großvater mütterlicherseits die Krankheit gehabt hat, die daher bei ihr leicht wieder in die Erscheinung treten könne. Sie befindet sich im Brautgemach, während sie noch die vielen Hochzeitsgeschenke betrachtet, die weibliche Schamhaftigkeit bemächtigt sich ihrer immer mehr, und als ihr Gatte plötzlich eintritt, überwältigt sie die Krankheit. In der leichtesten Kleidung beginnt sie zu tanzen, er glaubt erst, daß es ein unerklärlicher und höchst sonderbarer Uebermut sei, aber der Tanz wird immer wilder und wilder. Alle Symptome werden ausführlich geschildert. Verzweifelt bittet er, fleht sie an, droht ihr, er weint, und die fürchterliche Wahrheit kommt wie eine vernichtende Ahnung über ihn, aber sie tanzt unaufhörlich.

Fritz erhob sich ungeduldig und ging nach dem andern Ende des Zimmers. Hier traf er eine Gruppe, in der einer der Seminaristen über Darwins „Variationstheorie" sprach.

Es würde noch viel Wasser ins Meer laufen, bis das gegenwärtige Geschlecht zur Reife der neuen Aera erzogen sei.

Aber dies war ja, recht betrachtet, nur ein innerer, häuslicher Mangel, aber nach außen präsentirte sich das ganze bereits ganz anders schön und kühn.

Dies machte sich auch dadurch bemerkbar, daß man im Studentenverein den Vorschlag gemacht, Fritz einzuladen, seinen Vortrag dort, also vor einem größeren Kreise, zu wiederholen.

Dies war der erste entscheidende Schritt, um in die Oeffentlichkeit wirklich einzutreten. Fritz war nicht gefragt worden und hatte den Vorschlag auch nicht veranlaßt. Derselbe kam ihm sogar jetzt unwillkommen, denn gefiel sein Vortrag vor diesem Kreise nicht, so war es eine verlorene Schlacht, und er fand die ganze Sache nicht genug vorbereitet.

Obgleich er vortrefflich die äußere Ruhe zu bewahren verstand, befand er sich doch in starker innerer Spannung und Unruhe, während die Agitation für ihn stattfand. Und diese fiel sowohl für ihn wie gegen ihn aus; selbst die Zeitungen begannen eingesandte Artikel zu bringen.' Hoels „Norwegen" war selbstverständlich für, die „Tribüne" gegen ihn. Letztere polemisirte sehr heftig gegen die Räuberburger, und unter Hinweis darauf, daß man dem wenig hervorragenden Salve Hoel oft den Spottnamen „Alkohoel" gab, sprach die Zeitung davon, daß die wissenschaftliche Jugend von politisch-ästhetisch-rationalistischem Alkoholismus angesteckt werde, und behauptete, daß es nicht die Vorfahren, sondern die Nachkommen seien, welche sich als Affen erwiesen.

Solch starke Kost hatte zur Folge, daß die Sache zu einer cause célèbre wurde, und die Versammlung im Studentenverein war daher auch ungewöhnlich zahlreich besucht und bewegt. Unter den Hauptrednern gegen Fritz war sein Studiengenosse, der theologische Student Ruth, der hervorragendste. Dieser sprach gut, und auch seine Persönlichkeit machte Eindruck. Die hochgewachsene Figur mit dem blonden, kräftig geschnittenen Kopf, in welchem ein Paar bestimmter, lebhafter Augen von kühner Kampfeslust zeugten, konnte ebenso gut für einen weltlichen Heerführer wie für einen Prediger passen. Aber obgleich er viele für sich gewann, siegte doch die Anschauung, daß alle Meinungen zu Worte kommen müßten, und dieser goldenen Regel gegenüber nützte es wenig, besonders bei der jüngeren Welt, darauf hinzuweisen, daß es sich hier um eine Aufforderung, eine Einladung handelte.

Fritz' Anhänger siegten, und er war für diesesmal gerettet, da er nunmehr als vollendeter Mann in die Oeffentlichkeit trat.

XI.

Klara With war allein an jenem Nachmittag als Fritz sie besuchte, um sich zu verabschieden.

Klara wußte, daß Fritz einen längeren Aufenthalt im Auslande zu nehmen beabsichtigte, aber da kein bestimmter Zeitpunkt genannt worden war, hatte sie nicht weiter daran gedacht. Sie wollte nicht an den Tag denken, wo all die unsichtbaren Fesseln zerreißen würden und sie selbst wieder mitten in der prosaischen Wirklichkeit einsam in ihrem Verhältnis zu Aasum stehen würde.

Und sollten diese unsichtbaren Fesseln in der That zerreißen? Oder waren es die anderen Fesseln, die zerreißen sollten? Sie gab sich nicht einmal Rechenschaft darüber, ob sie wirklich Fritz liebte, und er hatte ja bisher niemals ein Wort in dieser Beziehung fallen lassen. Außerdem war ihre ganze Erziehung derart, daß sie jeden Bruch mit dem Regelmäßigen und Alltäglichen scheute. Jedesmal, wenn ein aufrührerischer Gedanke in ihrer Seele aufzu-

tauchen begann, ſah ſie die Mutter mit ihrem ſcharfen Blick und den ſtrengen, regelmäßigen Hängelocken vor ſich, und ſelbſt die ſchwarze Klappe vor dem blinden Auge ſchaute ſie wie ein Abgrund des Schreckens an.

Nein, von Aufruhrgedanken konnte nicht die Rede ſein, und außerdem lebte ſie ja ſo herrlich in den Tag hinein, in einem Traum von Poeſie, der keine anderen Forderungen ſtellte, als daß ſie ſich ihren Stimmungen hingab.

Da erſchien er plötzlich, um ſich zu verabſchieden, und ſie wurde faſt betäubt von dieſem Schlage.

Fritz hatte immer mehr das Bedürfnis gefühlt, dieſer Erotik teils entgegen zu kommen, teils ſie zurück zu weiſen. Sie war ihm ein perſönlicher Genuß, während ſie ſeinen Geiſt anſpornte und ſeinen Schönheitsſinn rettete; denn oft ſchlich ſich bei ihm ein Mißmut und Ueberdruß bei der Arbeit mit untergeordneten Naturen, auf welche er einwirken wollte, ein. Wenn ſie plump in ſeinen Ideen eingriffen und alles entſtellt wiedergaben, dann hatte er Kraft genug, um die Wunde, die man ſeinen Gefühlen zufügte, zu ertragen, und er gab dieſe Proſelyten nicht auf, wie manche andere es gethan haben würden, aber er flüchtete zu ſeiner Erotik, die alles heilte, und er fühlte ſich dann vom Staube der Erde wieder erhoben.

Auf ſolche Weiſe kam er Klara näher und immer näher; es war ihm, als ob er alle ihre Regungen kannte, obwohl ſie ſtets mit neuer Anziehungskraft wirkten, weil er noch nicht alle Gedanken ihrer Seele bis auf den Grund kannte. Das, was er noch nicht ergründet hatte, war es, was ihn an ſie feſſelte, denn längſt war er mit ſich ins reine darüber gekommen, daß er ſie nicht eigentlich liebte. Sie beſaß einen guten, alltäglichen Geiſt und beſaß den entwickelten weiblichen Takt, der ſich geſchmeidig fügt. Sie hatte auch Temperament, aber das war einſeitig, wenn auch erotiſch ſtark entwickelt, doch gefeſſelt durch ihre ihr eigentümliche Denkungsart. Was er bei ihr vermißte, war die allſeitige Empfänglichkeit des feinen Geiſtes, das augenblicklich entfaltete Talent in dem Empfangen fremder Eindrücke. Das Leben der Nuancen war ſeine Stärke und ſein Genuß, glitt aber oft ſpurlos an ihr vorüber. Deshalb vermochte er keine große Liebe zu ihr zu faſſen, ſo ſehr er auch durch das gefühlvolle Nervengewebe ihrer Erotik gefeſſelt war.

Er fühlte, daß es ſchwierig ſei, ſich aus dieſen Verhältniſſen heraus zu winden; es ſei beſſer, aus denſelben herausgeriſſen zu werden, und deshalb reifte ſein Entſchluß, der Studien wegen ins Ausland zu gehen. Der alte Randel hatte ſeine Einwilligung dazu gegeben, und es ſtand jetzt bei ihm, die Zeit zu beſtimmen.

Da kam eines Tages Wedel Stenerſen zu ihm und ſagte, daß er mit ihm ernſtlich zu ſprechen wünſche. Und es war gerade das Verhältnis zu Klara, das er zur Sprache brachte. Der Jugendfreund, der ihn ſo ſehr liebte, war, ſeit er auf dem Balle bei Juell den erſten Verdacht geſchöpft hatte, der Entwicklung in aller Stille gefolgt. Es war ihm unerträglich geworden, an Fritz' Ehrenhaftigkeit zu zweifeln, und einen ſolchen Zweifel meinte er in der allerletzten Zeit begründet zu ſehen, obſchon er auf Fritz' Frage nicht einmal ſagen konnte, weshalb.

Fritz wies ſeinen Freund ſo kalt und vornehm ab, daß es mit einem Bruch zwiſchen ihnen gleichbedeutend war.

Aber Fritz fand es jedoch jetzt für richtig, mit ſeiner Reiſe Ernſt zu machen. Er wollte mit einem ſchnellen Entſchluß über ſich ſelbſt ſiegen. Von ſeinen Eltern hatte er ſich verabſchiedet und außerdem einige notwendige Beſuche in der Hauptſtadt gemacht, und nun war er zu demſelben Zweck bei Withs.

Er hatte dazu einen Nachmittag auserſehen, um ſowohl die Mutter wie Klara ſicher zu treffen, damit der Abſchied kurz und formell werden könnte. Aber da mußte Klara gerade ganz allein zu Hauſe ſein; ſie öffnete ihm ſelbſt die Thür.

Fritz hatte nicht den Mut, ſofort zu ſagen, weshalb er komme, ſondern trat mit ihr in die Wohnſtube ein, ohne andere als gleichgiltige Worte mit ihr zu wechſeln. In dem Zimmer war die Dämmerung tiefer als draußen. Die dichten Gardinen dämpften das hereinbrechende Halblicht, und vom Ofen, wo ein großes Stück Steinkohle auf dem Roſt lag, verbreitete ſich nur ein unſicheres und unregelmäßiges Licht, das von einem Stuhl gebrochen über ihren Schoß in flammenden Strahlen erglänzte, als ſie mit ihrem Häkelzeug am Tiſch mitten in der Stube Platz nahm. Sie ſetzte ſich auf ein niedriges, längliches Tabouret, während er den Rücken den Fenſtern zukehrte. Er ließ ſie ſprechen, ließ ſie ſich in einem Bericht darüber verbreiten, weshalb ſie durchaus nicht mit der Mutter habe ausgehen wollen, weshalb ſie dieſe Nähabende in dem Pflegehaus für arme Mädchen nicht ausſtehen könne und am allerwenigſten bei Frau Rönning; ſie ſprach lebhaft, angeregt von einem Worte, das er hin und wieder fallen ließ, und ſie ahnte nichts, während er darüber nachdachte, in welcher Weiſe er ihr die Urſache ſeines Beſuchs mitteilen ſollte.

Als die Gelegenheit dazu endlich kam, erhob ſie ſich mit einer plötzlichen Bewegung, ſtützte ſich mit den Händen auf den Tiſch, indem ſie ihn anſtarrte, ohne ſeinem Blick zu begegnen, und ſagte faſt tonlos: „Sie reiſen?"

Nach einem Augenblick ſetzte ſie ſich wieder und

schwieg lange, während sie ihn erklären ließ, daß die Reise schon lange geplant sei und daß er seiner Studien halber Deutschland, Frankreich und England besuchen wolle, um mit den hervorragenden Männern der neuen Richtung bekannt zu werden.

Sie hörte kaum darauf, was er sagte, es war nur der Klang seiner Stimme, die vor ihren Ohren ertönte. Selbst dachte sie an nichts Besonderes, sondern suchte ihre Gedanken nur um das eine zu sammeln, das ihr so entsetzlich, so vernichtend in dieser Stunde erschien und das sie ja eigentlich schon längst erwartet haben mußte.

Er hatte sich zurückgelehnt und betrachtete sie, die neben ihm saß und sich über ihre Arbeit beugte, indem sie mit besonderem Eifer häkelte. Das Tageslicht wurde immer schwächer, vom Ofen erglänzte jedoch ein klarer Feuerschein, der sich scharf über ihre Figur bis zu ihrem Kopfe verbreitete. Daß sie blaß geworden war, sah man nicht in dieser Beleuchtung, aber er gewahrte, wie ihre Lippen zitterten, fast als ob sie mit sich selbst spräche.

Als er gesprochen hatte und eine Pause eintrat, erhob sie den Kopf, ließ die Hände und die Arbeit in den Schoß sinken und sagte: „Weshalb reisen Sie — gerade jetzt?"

Es lag etwas so Wehmütiges und Zartes in ihrem Ton, als sie dies sagte, daß Fritz ganz sonderbar davon berührt wurde. Sie liebte ihn also! Es war also kein bloßes Spiel gewesen. Alles Gute in ihm drängte sich hervor, alles, was warm und zart in ihm vibrirte, flammte auf, als er sie plötzlich aus einem bethörenden Traum herausgerissen und Asums erstickender Prosa überlassen dachte. Er vermochte seine Bewegung auch nicht völlig zu verbergen, als er antwortete: „Es ist jetzt die günstigste Zeit für mich zu reisen, und — außerdem ist es wohl auch in jeder andern Beziehung am besten."

Sie erhob sich wieder plötzlich und wollte etwas sagen, aber sie vermochte es nicht. Sie brach in Thränen aus und schlug fast die kleinen, geballten Hände vor ihre Augen, als ob sie sie strafen wollte, weil sie sie verraten hatten.

„Ich muß ja reisen," sagte er fast heftig, indem er sich erhob, „Sie sehen ja, daß ich es muß."

„Müssen — müssen!" murmelte sie vor sich hin. Dann warf sie sich verzweifelt mit den Ellenbogen auf den Tisch und hielt die Hände wieder vor die Augen.

Wäre sie sich früher darüber klar geworden, daß sie ihn wirklich liebte, würde sie jetzt vielleicht Kraft genug gehabt haben, ihre Gefühle zu verbergen, allein sie hatte eigentlich nur gedankenlos im Traum gelebt, der sich nach und nach stark zur Wirklichkeit entwickelt hatte. Die heftige, vollblütige Natur vermochte es nicht zu ertragen, sich so plötzlich ihrer Liebe bewußt und so plötzlich aus dem sich stets stärker entwickelten Gefühlsleben herausgerissen zu werden. Erst jetzt, schien es ihr, wußte sie, wofür sie gelebt hatte und was sie zu leiden haben würde. Es kam ihr vor, als ob sie sich selbst beißen, stechen, schlagen müsse, nur um nicht das zu fühlen, was sie fühlte und was sie zu vernichten drohte.

„Leben Sie wohl!" sagte er, während seine Bewegung die Worte so weich und mild erklingen ließ, daß sie das Gegenteil von dem bewirkten, was er beabsichtigt hatte. Er wollte jäh abbrechen, sich selbst und sie aus einer Situation befreien, die auf ein ganz anderes Feld als dem des Spiels, dem sie sich bisher hingegeben hatten, gelangt war.

Sie erhob sich halb und blickte ihn an. Er stand dort, beleuchtet von dem klaren, warmen, rotgelben Schein, in welchem seine schöne Figur und die feinen Züge sich in scharfen Konturen abzeichneten und noch feiner wie sonst erschienen, während seine Augen in feuchtem, schwimmendem Glanz brannten. So schön hatte sie ihn nie zuvor gesehen und sie senkte ihren Blick; sie wollte ihn jetzt nicht sehen, ihr Blick fiel jedoch auf seine Hand, die den Stuhl umklammerte; wie fein gemeißelt, nervös, schön war sie nicht, während der Stein seines Ringes funkelte wie seine Augen.

„Leben Sie wohl!" wiederholte er, indem er einen kleinen Schritt auf sie zu machte.

In demselben Augenblick erhob sie sich und wollte ihm auch Lebewohl sagen, aber es blieb auf ihren Lippen hängen, während die Thränen aufs neue hervorbrachen.

„Ich kann nicht," sagte sie und stützte sich mit der einen Hand auf den Tisch.

Es war ihm nicht klar, was sie meinte, ob sie ihre Kräfte schwinden fühlte, was er wohl denken konnte, da sie so erregt erschien, und es kam ihm vor, als ob sie schwanke. Er trat schnell einen Schritt vor und legte seinen Arm um ihre Taille.

Da legte sie weinend das Haupt an seine Schulter und sagte still: „Du reisest!"

Es war das erstemal, daß sie „Du" zu ihm sagte, und sie wußte es kaum selbst.

„Weine nicht," bat er, und sie blickte ihm ins Gesicht, während er den Kopf zu ihr hinabbeugte.

Er senkte ihn tiefer, und sie fühlten gegenseitig ihren Atem; es war wie ein brennend heißer Schleier, der sie umgab und sie gemeinsam umhüllte. Wenn er in diese braunen, großen Augen blickte, die keinen Vorwurf, keine Bitte, keine Worte hatten, sondern nur auf den seinigen ruhten wie eine Tiefe des Vergessens, wenn er das volle Haar an seinen Arm gedrückt fühlte und die blendend weißen Zähne unter der kleinen, üppig aufgeworfenen Lippe glänzen sah, konnte er denn anders als diesen kleinen Mund, diese

Augen, dieses Haar, diese Schläfen küssen, die unter seinen Lippen brannten?

Und er flüsterte ihr zu, wie schön sie anzuschauen sei, wie weich sie in seinem Arm ruhe und wie herrlich es sei, ihr Herz an dem seinigen schlagen zu fühlen.

Diese Worte glitten wie Musik in ihre Seele, eine leise, weiche, lang vergessene Melodie, die mit den Regungen einer berauschenden Stunde der Freude in ferner, ferner Erinnerung auftauchen.

Und sie erinnerte sich nicht mehr, daß er reisen mußte, sie erinnerte sich nicht mehr, daß sie so unglücklich, so verzweifelt, so verlassen war.

Sie erinnerte sich nicht einmal, daß sie allein zu Hause war.

XII.

Fritz war bereits seit langer Zeit abgereist. Er reiste am zweiten Tage nach dem Auftritt, den wir soeben geschildert haben, und beeilte sich geradezu fortzukommen.

Auch bei den Erwachsenen macht sich wohl aus der Kindheit etwas von dem plötzlichen Erwachen des Gewissens geltend. Wie beim Kinde stellt die Möglichkeit der strafenden Folgen sich nie so drohend klar dar wie unmittelbar nach der schlechten That.

Fritz war alt genug, aber während er sein Gewissen bald mit philosophischen Betrachtungen in den Schlaf lullte, war er fast kindlich genirt von der Furcht vor den konventionellen Folgen. Schellte es an der Thür, so erschrak er aus Furcht, daß der Briefträger ihm einen Brief von Klara bringen könnte oder — was schlimmer war — daß Frau With draußen stehe und ihn mit ihrer schwarzen Augenklappe angucke.

Wenn er ausging, spähte er sorgfältig umher, um nichts Unangenehmem zu begegnen; es half ihm nichts, daß er sich vor sich selbst schämte. Diese wiederholte plötzliche Furcht kam unerwartet über ihn, Gott weiß woher. Und daher beeilte er sich, aus der Stadt zu entrinnen.

Er sollte jedoch keine Ursache zur Furcht haben. Klara dachte nicht daran, ihm einen Brief zu schreiben, und Frau With wußte von nichts.

Ebenso plötzlich wie Klaras heftige Bewegung gewesen war, ebenso schnell kam die Reaktion, und als sie nach einer durchwachten, angsterfüllten Nacht den nächsten Morgen anbrechen sah, war sie um Jahre reifer geworden. Daß Fritz sie nicht mit voller Hingebung liebte, begriff sie jetzt ebenso wohl, wie daß sie ihn noch liebte. Aber sie war voll von Bitterkeit gegen ihn und Angst vor sich selbst.

Und Fritz reiste und war schon viele Tage fort, ohne daß sie so viel an ihn wie an Aasum dachte. Jedesmal, wenn dieser ins Haus kam, wurde ihr das offizielle Verhältnis ihrer Verlobung immer unheimlicher; er kam ihr mit seiner stillen, linkischen Hingebung schließlich fast idiotisch vor.

„Sie ist heute gewiß nicht in der besten Laune," sagte er mitunter leise zu Frau With, die auch gewissermaßen begriff, was er mit diesem etwas unklaren Ausdruck meinte, und Klara konnte nur erwidern, daß nichts vorliege.

Aber eines Tages, als sie mit Aasum allein war, fragte sie ihn, ob er vorläufig von dem schweigen wolle, was sie ihm zu sagen gedenke, und als er es versprochen hatte, erklärte sie ihm, daß sie ihn nicht lieben könne.

Wenn das Pfund Kaffee plötzlich von einer Mark auf sechzig Pfennige gefallen wäre, hätte er nicht versteinerter vor Erstaunen sein können. Er strich sich mit der Hand durch die hellen, dünnen Haare, und über sein Gesicht verbreitete sich ein Ausdruck, der nach seinen inneren Gefühlen traurig, rührend hätte sein müssen, der aber leider ebenso gut als dumm bezeichnet werden konnte.

„Aber wir sind ja verlobt," sagte er nach einer kleinen Pause. „Du meinst doch wohl nicht, daß ..."

„Ich habe Dich nie geliebt, wie ich es wohl sollte," sagte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzuschauen. Sie saß gerade auf demselben Platze wie damals, als Fritz an jenem Nachmittag zu ihr kam, und sie errötete, als sie sich dessen erinnerte; aber dieser Wechsel der Farbe paßte ja ganz natürlich zu der Situation.

„Ich kann das nicht verstehen," sagte Aasum leise.

Sie konnte sagen, was sie wollte, er begriff sie nicht. Er konnte auf keine Weise verstehen, daß dies wirklich ihr Ernst sei. Sie mußte daher zu dem letzten Mittel greifen. Er versprach im voraus, was er auch über sie denken sollte, doch nie ihrer Mutter etwas davon zu sagen, und sie fühlte instinktmäßig, daß der bedächtige und linkische, aber ehrenhafte Mann sein Wort halten würde.

Sie erzählte ihm alles.

Es war ein entsetzlicher Schlag für Aasum. Sein ganzes Lager von Glück war unversichert verbrannt. Wofür sollte er nun noch arbeiten? Diese Liebe, die für ihn alles gewesen war! Nicht für sich selbst, sondern für seine Liebe geschah es, daß er kaufte und verkaufte. Gelang es ihm, auf pfiffige Weise seine Waren um einige Pfennige unter dem Marktpreis von den Bauern zu kaufen, dann entschuldigte er sich in seinem stillen Gemüt damit, daß er den Verdienst für Klara zurücklege. Verkaufte er nicht ganz Primaware, so tröstete sich der ehrliche Mann damit, daß ihm dies Klaras wegen vergeben werden würde, um seiner großen Liebe halber.

Jetzt könne er sein Geschäft schließen; sein Leben war ja fallit.

Denn alles würde dieser Mann von ihr, mit ihr und für sie ertragen haben, nur nicht, daß sie ihn auf solche Weise betrogen hatte.

Er liebte sie, und doch vermochte er sich nicht länger, sie als seine Frau zu denken. Es lag eine Eigentümlichkeit in den Begriffen dieses Mannes von der Ehre der Liebe. Viele würden vielleicht an seiner Stelle geschwiegen und vergeben haben, aber hier könnte es nicht einmal nützen, denn sie wollte ihn ja nicht haben, dachte er.

„Er ist sehr sonderbar," sagte sein erster Commis Andersen ein paar Tage später zu dem Lehrling. Und er war in der That sehr sonderbar, denn er beschäftigte sich mit der großen Bilanz, die er fertig zu stellen sich beeilte.

Am Abend des dritten Tages, als der Commis und der Lehrling den Laden geschlossen, die Kasse abgeliefert und sich entfernt hatten, bat Aasum seine Haushälterin, ihm das Abendessen ins Comptoir zu bringen. Das geschah nicht selten, wenn er an den Büchern arbeitete, und das war ein Zeichen, daß er ungestört sein wollte.

Als er sich allein befand, ging er langsam und ruhig von dem Geldschrank zum Pult und wieder zum Geldschrank mit einem großen Buche nach dem andern. Er notirte und summirte und rechnete, und dann kam jedes Buch wieder an seinen Platz. Hätte ihn jemand beobachtet, so hätte er nichts anderes denken können, als daß er sich wie gewöhnlich mit seinen Büchern beschäftigte.

Er hatte auch den schlimmsten Kampf schon vorher ausgekämpft. Die Nächte waren fast schlaflos gewesen, die Tage thatenlos, aber er hatte mit sich selbst abgeschlossen, daß er nicht länger leben könnte. Wenn er tot sei, dann gebe es niemand, der die Ursache wissen könne, außer Klara. Die Mutter würde nichts erfahren, und andere würden glauben, daß er wahnsinnig gewesen sei; alles würde so ganz natürlich erscheinen. Und zu leben vermochte er durchaus nicht, nachdem alles, wofür er gelebt hatte, vernichtet worden war.

Als er mit dem Abschluß der Bücher fertig war und das letzte in den Schrank gestellt hatte, nahm er aus dem innersten Fach einen Taschenrevolver und eine kleine Blechschachtel hervor. Diese legte er auf das Pult. Dann schloß er das Pult auf und nahm ein rotes Saffiannotizbuch hervor, das er führte, um stets seinen Geschäftsstand schnell übersehen zu können. Er sah auf seine Bleistiftnotizen, fügte hier und dort etwas ein, und dann schrieb er auf der ersten reinen Seite des Buches folgende Zeilen nieder:

„Wenn ich tot bin, wünsche ich, daß mein Freund Kaufmann Andreas Mathias Schulerud meine Hinterlassenschaft verwaltet und abwickelt, deren Restvermögen nach Ausweis dieses Buches ungefähr zwischen hundertundfünfzehn- bis hundertundzwanzigtausend Kronen ergeben wird. Ich vermache dieses mein Vermögen der Stadt Christiania, jedoch mit der Maßgabe, daß die Zinsen bis auf weiteres zum Kapital geschlagen werden sollen; wenn sich indessen ergeben sollte, daß Fräulein Klara Mathilde With, meine Verlobte, im Verhältnis zu ihrer Geburt und Erziehung — gleichviel ob verheiratet oder unverheiratet — des Unterhaltes bedarf, so sollen die jährlichen Zinsen ihr in monatlichen Raten ausgezahlt werden. Wenn sie gestorben ist, sollen die Zinsen des vorhandenen Kapitals zur Erziehung von Mädchen aus der Stadt Christiania Verwendung finden."

Er fügte noch einige nähere Bestimmungen hinzu und schließlich in einer besonderen Zeile:

„Gott sei meiner Seele gnädig!"

Nachdem er dies geschrieben und unterschrieben hatte, legte er ein Zeichen in das Buch, legte die Schlüssel zu dem feuerfesten Geldschrank in eine Schublade, die er abschloß, ließ aber den Schlüssel darin stecken. Dann schrieb er einen Brief an seinen Commis Andersen, wo er alles finden könne und was er zu thun habe. Diesen Brief legte er versiegelt auf den Ladentisch.

Er sah auf die Uhr; es war etwas vor vier, der Tag mußte also bereits grauen, denn man befand sich im Anfang des Monats Mai. Noch einmal warf er einen Blick auf den Wandkalender, auf welchem die Verfalltage seiner Wechsel verzeichnet waren, und strich die nächsten mit einem Rotstift an und legte das Buch auf den Tisch.

Dann ging er wieder hinaus in den Laden und steckte zwei Apfelsinen in die eine Rocktasche, öffnete sein Taschenbuch, um nachzusehen, ob sich Visitenkarten darin befänden, damit man ihn erkennen könne, und dann ging er wieder zurück ins Comptoir, steckte den Revolver und die Blechschachtel in die andere Tasche und löschte dann das Gas aus.

Als das Licht plötzlich der kalten Dunkelheit wich, kam eine Angst über ihn, als ob ihn bereits die Finsternis des Todes umgebe. Er sank auf den Schreibstuhl nieder und fühlte sich sehr beklommen; der Hals schien ihm zugeschnürt zu sein. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und murmelte: „Gott helfe mir! — Gott helfe mir!"

Aber es mußte ein Ende haben; er erhob sich, nahm Hut und Rock und ging zunächst durch sein Schlafzimmer, wo er stehen blieb und einen Blick um sich warf, bis derselbe an den Porträts seiner Eltern haften blieb, — da weinte er. Aber dann ging er weiter durch das Wohnzimmer und den Korridor, schloß die Thür nach dem Hofe gut ab und öffnete die Straßenpforte.

Er schritt in der Morgendämmerung durch die

öden Straßen und fühlte, wie unheimlich es war, indem er seine eigenen Schritte so laut hörte. Er ging weiter und weiter, ohne jemand zu begegnen. Erst nach langer Zeit hörte er, wie jemand in der Erde hackte und grub; es erklang, als ob es der Totengräber sei, der sein eigenes Grab grabe, und dieser Gedanke peinigte ihn mehr als die Stille vorher, obgleich er sich wohl denken konnte, daß nur nach einem gesprungenen Wasserrohr gegraben wurde.

Als er zur Stadt hinauskam, war es Tag geworden, und er ging langsamer. Der Morgen war so wunderbar herrlich, schien ihm, die Luft war durchsichtig klar, aber im Westen über den fernen, blau tönenden Bergen bemerkte er eine schwere Wolkendecke. Aus alter Gewohnheit begann er an die Frühlingssaat, das Wetter und die Kornpreise zu denken. Er sah ja auch dort oben lebende Menschen. An einem Hause, an dem er vorüberkam, stand eine Frau und scheuerte ein Holzgefäß, und die beiden schmutzigen Rangen lutschten an den Fingern und glotzten ihn dumm an. Hinter dem Hause hörte er das Geräusch einer Pflugkette; die Pferde schnauften und dampften; der Pflügende hatte eine Pause eintreten lassen, um den Schweiß von der Stirne mit dem Handrücken zu wischen; dann legte er die schmutzige, graubraune Hand beschattend über die Augen, um zu sehen, wer sich schon so früh auf dem Wege befinde.

Aasum blieb stehen und blickte weit über die Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete, von dem frisch gepflügten Felde und zwischen den hellen Laubbäumen hin über frisch grünende Wiesen und weit hinab bis zum Fjorde mit den dunklen, tannenbewachsenen Inseln und den Bergen im Hintergrund, die in Farben vom Blaugrün bis zum Gelbbraun abwechselten, je nachdem die Sonnenstrahlen auf die breiten Massen und den Tannenwald fielen.

Seine Augen schauten länger und länger hinaus; sie wollten alle Berge von einander unterscheiden, blieben aber schließlich an den blauen Tönen haften, wo der fernste Berg mit dem Himmel zu einer fernen, fernen Unendlichkeit sich verband — Unendlichkeit, ja! Was war wohl dort weit dahinter, hinter dem Himmelsraum? Die Unendlichkeit!

Er beeilte sich, das Auge von diesem Anblick abzuwenden, und richtete es wieder auf die Laubbäume in der Nähe und auf das Dornengehege. Solche Dornen waren es vielleicht, womit Jesus Christus gekrönt worden war. Jesus Christus! Was würde er zu seinem Vorhaben sagen? „O, er ist ja doch gestorben für uns alle, er betet für uns alle, er wird nicht streng gegen mich sein," dachte Aasum und ging weiter.

Ein Stück weiter oberhalb des Waldes war eine Stelle, die er sich ausersehen hatte, ein ganz kleiner grüner Fleck, auf dem ein großer Feldstein lag und von wo aus man den Weg übersehen konnte.

Er nahm den Revolver heraus, legte ihn auf den Stein, schob ihn ein wenig weiter hinauf, damit er nicht herabgleite, nahm dann die Blechschachtel mit den Patronen und lud zwei Läufe. Er wollte die Waffe an einem Baum probiren, er drückte ab — ja, es ging ganz gut, es flogen Rindensplitter von der Tanne umher. Mit einem Strohhalm untersuchte er, wie weit die Kugel eingedrungen war. Ja, sie hatte Kraft! Und die zweite auch.

Dann lud er alle Läufe, und als dies geschehen war, setzte er sich auf den Stein und legte den Revolver neben sich.

Nun sollte es also geschehen. Dann begann er, um die Wahrheit zu gestehen, physisch Angst zu bekommen. Es wurde ihm heiß und kalt und wieder heiß, und dann war es ja eine große Sünde, die er begehen wollte! Ob es nicht besser sei, es zu unterlassen und lieber zu leiden und zu dulden, so schwer und traurig es auch sei. Jetzt wollte er im Grunde genommen gar zu gern leben. Weshalb mußten auch die kleinen Vögel dort zwischen den Zweigen zwitschern und weshalb mußten sie gerade jetzt singen und so lebhaft durch den ganzen Wald ihr Lied schmettern? Es war so still gewesen, gleich nachdem man die beiden Schüsse gehört hatte; jetzt war es, als ob die Vögel mit doppelter Kraft sängen. Ließe es sich nicht thun, das Leben zu leben?

Nein, wie würde es Klara ergehen, wenn die Verlobung aufgehoben und die Mutter sie zur Rechenschaft fordern würde, Klara, der er Schweigen gelobt hatte? — Ja, Klara, ohne sie vermochte er auch nicht zu leben! Wie war sie doch so schön wie keine andere, aber wie hatte sie ihn betrogen! O Gott, o Gott!

Seine ganze thörichte Liebe und sein linkisches Gefühl der Treue konzentrirten sich in diesem vernichtenden Gedanken. Wäre er ein klügeres Kind der Welt gewesen, würde er eingesehen haben, daß es ja noch Hunderte von anderen Frauen zum Lieben gäbe und daß durchaus kein Grund vorhanden war, so viel Rücksicht auf eine einzige zu nehmen. Allein er hatte wahrscheinlich nicht Phosphor genug in seinem Gehirn, um dies einsehen zu können, und begann daher wie ein Kind zu weinen.

Als er eine Weile geweint hatte, fühlte er sich ruhiger. Er wollte etwas höher auf den Stein hinauf, um besser sitzen zu können, und indem er sich mit den Händen stützte, fühlte er die Apfelsinen in seiner Tasche. Er meinte, es würde ihm gut thun, die eine zu verzehren, denn ihm war so trocken im Halse. Er schälte die eine sehr genau und verzehrte sie, ein Stück nach dem andern. Dann hatte er im Grunde keinen Appetit mehr, aber es wäre ja Sünde,

die andere jetzt preiszugeben, da die Apfelsinen so teuer seien, und daher verzehrte er auch die andere.

Aber jetzt ans Werk! Nun mußte es geschehen!

Er knöpfte die Weste auf, nahm den Halskragen ab und legte diesen zugleich mit dem Halstuch auf dem Stein sorgfältig zusammen, öffnete das Hemd und die wollene Unterjacke. Er sah auf seine nackte Brust — dort sollte die Kugel hinein. Mit den Fingern fühlte er nach den Rippen und tastete mit dem Zeigefinger, um zu sehen, ob er das Herz herausfinden könne, aber er fühlte nur die kühle Lenzluft, die ihn gleichsam bis auf den Rücken bestrich. Er ließ das Hemd wieder zusammenfallen und blickte sich um.

Es glänzte so herrlich zwischen den Bäumen und die Vögel sangen wieder. O Gott, o Gott! Aber es mußte ja geschehen! Er griff nach dem Revolver, aber die Hand wollte nicht gehorchen, sie fiel schlaff an seiner Seite hinab. Dann sank er auf die Kniee, beugte sein Haupt und betete halblaut das Vaterunser. Dazu fügte er gleichfalls halblaut: „Gott, guter Gott! bewahre sie vor allem Bösen; verzeihe dem, der uns dies gethan, und verzeihe auch mir meine große Sünde. Jesus, bete für mich, bete für mich!" Und da löste sich seine Angst wieder in Thränen auf. Es war ihm kein Trost, daß er für sie starb.

Er erhob sich, nahm den Revolver und setzte ihn an die Brust zwischen zwei Rippen. Als er das kalte Eisen fühlte, erbebte er, aber drückte fester zu.

„Gott sei meiner Seele gnädig!" — Er drückte ab.

In demselben Moment fühlte er einen Stich unter der Herzgrube. Die Bäume schienen um ihn feurig aufzuflammen, aber plötzlich wurden sie schwarz wie vom Feuer verkohlt. Dann erblickte er für einen Augenblick ihr Bild wie in einem weißen Nebel.

Er war tot.

XIII.

Es waren fast anderthalb Jahre vergangen, seit Fritz ins Ausland gereist war, und er hatte inzwischen seine Zeit gut ausgenützt.

Das Neue und Große, was er sah, übte seine Wirkung auf ihn aus; er bewegte sich in dem pulsirenden Leben, beobachtete die verschiedenen Klassen, studirte etwas und hörte gar viel. Er verstand es auch, sich mit der eigentümlichen Art und Weise jeder Stadt, in der er sich aufhielt, mit der Lebensart und den Verhältnissen und vor allem natürlich mit der geistigen Bewegung vertraut zu machen. Geschmeidig und empfänglich, wie sein Geist war, nahm er starke und tiefe Eindrücke von der Gesellschaft und den Persönlichkeiten in sich auf, die er ganz anders von allen Vorstellungen befreit fand, als er selbst früher gehabt hatte. Die Art und die Richtung waren im voraus gegeben; jetzt befestigten sich seine Anschauungen, indem sie wuchsen, und die neu gewonnene Fülle der Eindrücke verliehen ihm Spannkraft und Sicherheit. Er hatte sich nie so frei und menschenwürdig gefühlt, nie die alten, ererbten gesellschaftlichen Fesseln mit so großem Abscheu betrachtet.

Empfohlen an einen hervorragenden Gelehrten in einer kleinen deutschen Stadt, hielt er sich gerade dort auf, als ein Brief von seinem Vater eintraf. Dieser war eine Art Antwort auf ein Schreiben, das er nach Hause geschickt hatte, und der alte Randel begann mit der Mitteilung, daß er nicht ausführlich genug schreiben könne, wie er gerade jetzt besonders gewünscht hätte, da er augenblicklich krank und bettlägerig sei. Wenn er wieder genesen sein würde, würde er seine Einwendungen gegen verschiedenes, was Fritz ihm über die Resultate seiner Studien mitgeteilt hatte, machen. Jetzt wolle er nur einige Punkte berühren. Am Schluß des Briefes kam dann ein Passus, den Fritz mit einiger Verwunderung las. Der alte Randel schrieb, daß er zwar mit Fritz' Anschauungen nicht ins Gericht gehen wolle — jeder möge seine eigenen haben — aber ihn ernstlich bitten möchte, nicht allzu schnell den Glauben an Gott von sich zu werfen; er selbst habe in der letzteren Zeit mehr als jemals über diesen Gegenstand nachgedacht.

„Was geht mit dem Alten vor?" dachte Fritz, als er den Brief gelesen hatte. „Sollte die Mutter ihn veranlaßt haben, dies zu schreiben?"

Aber an demselben Abend erhielt er ein Telegramm, daß er sofort heimkehren solle, wenn er den Vater noch lebend antreffen wolle.

Als Fritz sich unmittelbar nach dieser Botschaft von seinem Professor verabschiedete, um bereits mit dem Nachtzug abzureisen, erwähnte er zufällig den Inhalt des Briefes, und der Professor lächelte teils aus Teilnahme, teils vielleicht auch aus Mitleid und sagte: „Da weiß ich wirklich nicht, ob ich Ihnen wünschen soll, daß Sie noch rechtzeitig zu Hause ankommen oder nicht."

Der Ton, das Lächeln und die Aeußerung ärgerten Fritz gleich sehr; er wußte nicht, ob es bedeuten sollte, daß er selbst in seinen Anschauungen wanke, oder ob es ein unfreiwilliger Spott über den Standpunkt des sterbenden Vaters sei. Das letztere konnte er am allerwenigsten jetzt ertragen, aber er schwieg und nahm kurzen Abschied. Es sei dumm von ihm gewesen, daß er des Briefes erwähnt hatte.

Gemischte Gefühle waren es, die ihn beseelten, als er seine Koffer packte. Es war Betrübnis, wirkliche, ehrliche und tiefe Betrübnis, aber es lag doch etwas in derselben, von dem er sich zu befreien suchte, etwas von dem Rätselhaften und Unbestimmten, das sich einem als Wunsch aufdrängt, weiter sehen zu

können, als derjenige, welcher jetzt der Welt entrissen wird. Der Tote geht über in die Materie, die Funktionen hören auf zu wirken und dann ist das Ganze vorbei und abgeschlossen. Dies wußte er. Also waren diese rätselhaften Empfindungen nur eine Art Anfechtung, die sich aus alter Gewohnheit Geschlechter hindurch vererbt. Deshalb wollte er dieselbe verjagen.

Er hatte auch schon früher ähnliche Anfechtungen aus den Regungen der Gewohnheit, wie er es nannte, gehabt, besonders als er Asums Tod erfuhr. Damals träumte er sogar, daß dieser in seinem Blute schwimmend sich mühsam erhob und mit dem Finger drohte. Aber als er erwachte, sah er ein, daß dies Unsinn sei. Er selbst hatte ja keine Schuld. Klara hätte es ja nicht nötig gehabt, aus der Schule zu plaudern, und dann war es außerdem eine Thatsache, daß ein solcher kleiner Revolverschuß nur ein kaum sichtbares Loch hinterließ, aus dem nicht einmal Blut herausfloß. Das Ganze war also nur die Frucht ererbter Vorstellungen, welche auf die Phantasie wirkte.

Als er in einer Ecke des Wartesaales auf der Eisenbahnstation saß, ärgerte er sich noch über diese Vorstellungen und darüber, daß er sich bei dem Professor ausgesprochen hatte, sowie endlich darüber, daß sein Kummer mit diesem Aerger vermischt werden sollte. Sein Kummer war an und für sich jedenfalls voll berechtigt, ein elementares Gefühl des Abbruchs unserer Genüsse, das entsteht, wenn etwas, von dem wir Freude haben, geschädigt oder vernichtet wird. Aber fort mit all dem andern!

Wegen des langen Wartens glaubte er, daß der Zug sich verspätet habe, allein die Uhr bewies ihm das Gegenteil. Die Zeit wurde ihm sehr lang. Er sprang von der Bank auf, wo er saß; die Ungeduld begann ihn nervös zu machen; und er dachte daran, wie in alten Tagen den Leuten zu Mute sein mußte, wenn sie auf die Post oder auf das Schiff warten mußten. Er sah plötzlich sein ganzes Vaterheim vor sich und wurde von demselben Gefühl ergriffen, wie wenn man sich im Traum reckt und streckt und doch nicht erreichen kann, wonach man greift. Dann blickte er nach der Seite, woher der Zug kommen sollte, allein er sah nur eine Wand von dickem Nebel.

Endlich vernahm er ein Pfeifen in der Ferne und gewahrte ein rotes, unbewegliches Auge im Nebel, das zu einem umgekehrten Lichtkegel wuchs und hinter welchem es stöhnte und rollte. Der Zug näherte sich. Fritz saß bald in seiner Ecke; er ließ die Reisenden und die Schaffner rufen, mit den Thüren schlagen und mit dem Taschentuch aus dem Coupéfenster fächeln, es ging ihn nichts an. Dies war die letzte Station im Auslande und die erste in seinem neuen Leben in und für die Heimat.

„Also die Maschinerie will bei meinem Alten daheim nicht mehr gehorchen," dachte Fritz, als der Zug endlich dahinfuhr und das letzte matte Licht von der Station entschwand. Die Luft in dem Coupé war ebenfalls neblig, die Lampe leuchtete schlecht, aber an dem Rollen der Räder gewahrte er, wie schnell der Zug über die Schienen dahinflog. Es ging schneller als das Ticktack einer Uhr, und den einförmigen Laut zu vernehmen und das hüpfende Schütteln der Wagen, das ihn sonst stets erregte, zu fühlen, war ihm jetzt eine Freude. Er hatte sich eine Cigarre angezündet, saß aber mit derselben in der Hand da, während er zum zwanzigstenmal die Dauer seiner Reise berechnete, von der Eisenbahn zum Dampfschiff, vom Dampfschiff zur Eisenbahn, wieder Dampfschiff und nochmals Eisenbahn. In diesem Augenblick entsann er sich jeder Stunde und Minute bei jedem Wechsel.

Zwei Personen saßen schon im Coupé, als er einstieg, aber er konnte sie nicht näher betrachten; sie schliefen, der eine mit weit ins Gesicht gezogener Reisemütze, der andere mit dem Gesicht in das Polster vergraben. Schließlich wurde Fritz auch müde, und im Schlafe hörte er undeutlich, wie man an den Stationen hielt und außerhalb der Fenster rief, lachte, küßte und Lebewohl sagte, wie mit den Thüren geschlagen, mit der helltönenden Glocke geläutet, gepfiffen, die Wagen angezogen wurden und es dann wieder weiter ging. Nur fort! Was ging ihn alles andere an!

War es ein Traum oder Gedanke, daß er sich wieder als Kind in seinem Heim sah? Daß er auf dem Schoße der Mutter saß und das alte Kinderlied sang: „O danke deinem Gott, du Kleiner, dein Vater ist nicht tot!" War es im Traum oder in Wirklichkeit, daß er weinte? Und war es Traum oder Gedanke, daß er am Totenbette des Vaters stand und ihn, abgezehrt, seinen letzten Seufzer ausstoßen hörte?

Er wußte es nicht, als er aus seinen Stimmungen dadurch herausgerissen wurde, daß man an einer großen Station hielt. Es war früh am Morgen, der Nebel war verschwunden, aber es war herbstlich kalt und feucht. Nachdem er eine Tasse Kaffee getrunken hatte und als er wieder ins Coupé steigen wollte, kam ein elegantes Paar, die Dame warf einen flüchtigen Blick auf Fritz, der zuerst in das Coupé stieg. Der Herr wollte reisen, und sie verabschiedeten sich. Sie legte ihr Haupt an seine Brust, sie küßte ihn und weinte und küßte ihn wieder; es war eine Liebe ohne Grenzen. Aber als der Herr einstieg und krumm gebeugt sich mit seinen Sachen durcharbeitete, sandte sie hinter seinem Rücken Fritz einen durchdringenden, vielsagenden Blick zu; sie hatte offenbar das Sinnlichzarte in seinem Ausdruck entdeckt, denn

als er den Blick erwiderte, wich sie demselben nur mit einem koketten Lächeln aus, das sie sofort veränderte, als sie bemerkte, daß ihr Mann Platz genommen hatte.

Fritz dachte daran, in wessen Arme sie sich wohl werfen würde, wenn der Mann fort war. Ja, so sind die Weiber! Es mußte geheuchelt und gelogen, es mußten tausend Künste angewendet werden, weil die Gesellschaft ihre dummen Gesetze und Gebräuche hatte. Daß sie ihren Mann nicht liebte, war gerechtfertigt genug, denn er sah zwar elegant, aber sehr nichtssagend aus. Fritz blickte zum Fenster hinaus, als der Zug abfuhr. Sie stand noch immer da und lächelte mit demselben Lächeln, als sie ihn wieder anblickte.

So reiste er immer weiter. Alte Gesichter verschwanden und neue kamen. Er war nach Kiel gelangt und ging an Bord des Dampfschiffes, das eine so traurige Einleitung zur Heimkehr nach Norwegen bildete. Es dampfte im Mondschein in nördlicher Richtung dahin, und Fritz, der nervös und übermüdet war, blieb auf Deck, um wenigstens den Anblick der schönen Umgebung zu genießen. Er saß lange da und betrachtete den Kontrast zwischen dem schwarzen, dicken Rauch, der sich aus dem Schornstein zu einem unendlich langen Schweif hinter dem Schiff, das er an die Küste zu fesseln schien, wälzte, und dem klaren, schwarzblauen Schein der gekräuselten Wellen, wo der Mondschein in einem breiten, hellen Streifen glitzerte, während derselbe Takelwerk und Deck tageshell erleuchtete. Aber er wurde zu müde, und obgleich er nicht schläfrig war, ging er doch in den Salon hinab, um zu versuchen, in einer Ecke zu schlafen.

Er saß just und dachte daran, ob er früh genug heimkehren würde, wie es in der Krankenstube jetzt aussehen möge. Standen die Betten noch immer auf dem alten Platz? Der Mahagoniwaschtisch war sicherlich an das Bett des Vaters gerückt und der grüne Lehnstuhl für die Mutter an dasselbe gesetzt worden. Dort saß sie jetzt wohl — und er blickte auf die Uhr; es war zwölf Uhr nachts. Es durchrieselte ihn ein Schauer, es waren die alten Vorurteile von der Mitternachtsstunde, diese vermaledeiten Vorurteile! Alter Aberglaube! Und er sollte von einem solchen dummen, zufälligen Zusammentreffen zwischen düsteren Gedanken und alten Ammenmärchen berührt werden!

Aergerlich wechselte er den Platz und erblickte in demselben Augenblick eine schwarz gekleidete Dame, die aus der Kajüte hinausgehen wollte, aber vorher ein paar Worte mit jemand wechselte, der aus der Thür einer der Herrenkabinen herausguckte; er konnte denselben nicht sehen. Es war nur ein Augenblick, daß er sie sah; er erhob sich unwillkürlich und starrte sie an, denn obgleich sie ihm im Aeußern durchaus nicht glich — sie sah fast wie eine Südländerin aus — vermeinte er doch, sie sei ein sympathischer weiblicher Reflex seines eigenen Wesens, in der Bewegung dieselbe nervöse Beherrschung, im Mienenspiel dasselbe sprechende Leben, so fein gezeichnet, daß er vermeinte, ihre Worte verstehen zu können, ohne sie zu hören. Wenn er nur ihre Augen ordentlich sehen könnte!

Als sie ihn sich bewegen sah, richtete sie ihre Augen ziemlich langsam, aber bestimmt auf ihn. Sie waren dunkelbraun, und der Blick, den er aus ihnen erhielt, konnte abweisend oder kummervoll sein, und da zu dem ersteren keine Veranlassung vorlag, mußte sie wohl unter einer kürzlich eingetretenen Trauer leiden, worauf auch ihre schwarze Kleidung hinzudeuten schien. Dann trat sie in die Damenkajüte ein.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte Fritz einen kleinen, dürftig aussehenden Herrn, der eine Flasche Bier vor sich stehen hatte.

„Welche Dame meinen Sie?“

„Die schwarze, die soeben hinausging.“

„O, Sie meinen die mit den schönen Augen, welche dort in der Ecke gesessen hat?“ Er sah empor.

„Vermutlich dieselbe.“

„Nein, ich kenne sie nicht! Nein! Verdammt hübsch!“

Bei ein paar Herren erging es ihm nicht besser. Bei der Landung sah er sie nicht, und obgleich er von nun an sie mehr als seinen Vater in Gedanken hatte, sah er sie auch auf der ganzen Reise nicht wieder, die er ununterbrochen fortsetzte, bis er in seiner Vaterstadt Drammen ausstieg.

Hier sah er seine Mutter in schwarzer Kleidung auf dem Perron. Der Vater war also tot.

XIV.

Als Fritz und seine Mutter in das Vorzimmer eintraten, fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn heftig und begann zu weinen.

„Fritz, nun sind wir allein,“ sagte sie und legte ihr Haupt an seine Schulter. „Gott sei Dank, daß ich Dich habe!“

„Mutter!“ Er vermochte seine Thränen nicht zurück zu halten. Sie war doch älter geworden, die arme Mutter, und korpulenter und etwas gröber in der Figur. Er verglich sie unwillkürlich mit seinen Eindrücken aus der Kindheit.

„Du mußt mich nun lieb haben, Fritz,“ sagte sie und blickte ihn bittend an, „ich habe ja niemand anders mehr.“

„Warum sollte ich Dich nicht lieb haben, Mutter?“ Und doch hatte sie wohl genug dem Vater zu ver-

zeihen, dachte er; sie wüßte ganz gut, daß er ihr nicht stets treu gewesen war, und doch —

Es schien ihm bei dieser Ehe und dem häuslichen Leben etwas Sonderbares vorhanden zu sein. Sie waren, so lange er sich entsinnen konnte, eigentlich nie zärtlich und liebevoll gegen einander gewesen; es herrschte nur ein gutes häusliches Verhältnis, und jetzt war sie dennoch so ergriffen, als ob ihr das beste in ihrem Leben genommen wäre.

Sie gingen direkt in das Sterbezimmer. Der alte Randel war an demselben Morgen früh gestorben. Das Mädchen und eine alte, ernste Wärterin hatten die Leiche mit einem Laken bedeckt, die Gardinen waren herabgelassen, alles war weiß.

Fritz trat zuerst an das Lager, er zog das Leichentuch vom Kopfe. Es lagen noch zwei große Kupfermünzen auf den Augen; die Frau hatte sie nach altem Brauch auf dieselben gelegt, um die Augenlider zuzudrücken. Sie starrten ihn unheimlich hohl an, dachte Fritz, und er mußte unwillkürlich an Frau Withs schwarze Augenklappe denken. Deshalb beeilte er sich auch, dieselben fort zu nehmen, und ergriff die kalte, steife Hand des Toten wie zum Abschied. Es war sein alter, lieber Vater, noch älter, grauer, magerer als jemals, aber mit demselben ruhigen, festen Ausdruck wie in alten Tagen, wenn er schlief.

Fritz ließ die Hand des Toten los, wandte sich ab und weinte.

Die Mutter, welche Stirn und Wangen des Verstorbenen geküßt, was sie vielleicht seit vielen Jahren nicht gethan hatte, lag am Bett auf den Knieen mit dem Kopf in den Händen, als ob sie im Gebet versunken sei, und Fritz ging still hinaus.

Er hätte gern ein paar Worte, lebendige, gesprochene Worte von seinem Vater gehört, aber er war um einige Stunden zu spät gekommen. Weshalb mußte ihn auch die Leiche so hohl anschauen, als er sie aufdeckte! Dummer, alter Brauch mit den Kupfermünzen! Und dazu bei seinem Vater, der selbst alle solche Sachen bespöttelt hatte, der selbst ein freidenkender Mann und Skeptiker gewesen war, wenn auch nicht fanatisch genug, um seine Ansichten anderen gegenüber geltend zu machen! Hätten sie aber jetzt über den letzten Brief mit einander sprechen können, so wären sie sicherlich einig geworden. Sein Vater gehörte nicht zu den Einfältigen, er besaß kritisches Urteil.

Fritz ging durch alle Zimmer, sie waren noch ganz so wie früher. Er war ja oft zu Hause gewesen, aber die lange Reise ins Ausland und der Tod des Vaters verursachten, daß er alles mit den Blicken seiner Kindheit sah.

Als er in sein Zimmer kam, überwältigten ihn die Eindrücke. Er setzte sich an den Tisch, legte den Kopf in die Arme und weinte. So hatte er auch geweint, als er Kind war, über geringere Verluste und geringere Sorgen. Und es schien ihm, daß er damals sehr glücklich war. Alles, was seitdem geschehen war, hatte nicht diese Stimmungen hervorgerufen, nicht diesen starken, schönen Uebergang von gewaltiger, strömender Freude zum bodenlosen Kummer und umgekehrt.

„Ja, weine Dich aus, mein Kind! Dessen bedürfen wir beide." Es war die Mutter, die eingetreten war und ihre Hand leise auf sein Haupt gelegt hatte.

„Ich mußte so lebhaft an meine Kindheit denken," sagte er mild und blickte auf; ihre Worte klangen auch, als spräche sie zu einem Kinde, und er nahm ihre beiden Hände in die seinigen.

„Ja, ohne daß wir Kinder werden, kommen wir nicht ins Himmelreich," fügte sie ernst hinzu.

Ein fast feindseliges Gefühl ergriff ihn bei diesen Worten; sie kamen auch wie ein Vorpostenangriff, der einen Hauptangriff verheißt. Aber er beherrschte sich. Es war ja natürlich, daß sie so dachte und sprach, und in diesem Augenblick durfte kein Mißklang zwischen ihnen entstehen. Er suchte auf einen andern Gegenstand zu kommen.

„Du mußt Dich nach der Reise jetzt ein wenig ausruhen," sagte sie, „Du bist ja Tag und Nacht gereist, und doch solltest Du sein letztes Lebewohl nicht mehr von ihm hören!" Sie hielt das Taschentuch vor die Augen und legte die Hand liebkosend auf seine Schulter. „Ruhe Dich jetzt ein wenig aus, bis wir zu Mittag speisen, mein Sohn, Du bedarfst der Ruhe," und dann küßte sie ihn auf die Stirn und ging.

Fritz wußte, daß seine Mutter besonders eifrig in religiöser Beziehung war; er wußte, daß die Religion ihr ganzes Leben und alle ihre Handlungen erfüllte, und in einer Zeit, wie die jetzige war, mußte dies natürlich besonders zum Ausdruck kommen.

Schon beim Mittagmahl erwartete er, daß sie ihre Anschauungen näher entwickeln würde, und so gern er auch nach den letzten Stunden des Vaters gefragt hätte, so wagte er es doch deshalb nicht. Sie selbst brachte das Gespräch darauf. Aber sie erzählte milde und ruhig von dem Verlauf der Krankheit, von seiner anfänglichen Ungeduld und seiner späteren Geduld, von seinen kleinen Verfügungen und endlich von der fast vollständigen Bewußtlosigkeit der letzten Nacht und dem plötzlichen Aufflammen des Morgens, bevor der Tod eintrat. Sie sprach nichts von Religion, und es fiel ihm auch auf, daß sie kein Wort über den Zollbeamten Lökke sagte, obgleich er überzeugt war, daß dieser alte Freund bis zum letzten Augenblick anwesend gewesen war. Aber derselbe war ja ein entschiedener Freidenker, und daher wollte

sie bei dieser Gelegenheit dessen Namen sicherlich nicht in den Mund nehmen.

Auch nicht am nächsten Tage oder am Tage darauf machte sie religiöse Andeutungen, aber Fritz befand sich in einer fortwährenden unheimlichen Beklommenheit, daß dies kommen werde.

Und der Tag der Beerdigung kam. Man brachte den Sarg aus dem Hause, und die weiche Stimmung, die mit der Beerdigung eines teuren Angehörigen verbunden ist, beherrschte ihn ganz. Er hörte jedoch vollständig gleichgiltig die tausendmal wiederholten und nur immer etwas veränderten Sätze des Predigers über Zeitlichkeit und Ewigkeit, Sünde und Erlösung, über trauernde Hinterbliebene und Wiedersehen im Jenseits. Es klang ihm wie die nicht hierher gehörende Melodie eines Leierkastens, die außerhalb der Tempelmauern ertönte, innerhalb welcher seine tiefe Trauer sich vor dem unersetzlichen irdischen Verlust beugte.

Er weinte sich ganz aus, unbekümmert um den Gesang und den Prediger und das zahlreiche Gefolge. Gar oft hatte er sich bei Beerdigungen über die verschiedenen Ausdrücke in den Gesichtern amüsirt; aber jetzt meinte er doch, daß etwas Feierliches darin läge, alle diese vielen Köpfe zu sehen; er fühlte Dankbarkeit gegen sie; er konnte weinen.

Als er Erde auf den Sarg geworfen, die vielen Hände gedrückt und den allerletzten Blick in das Grab geworfen hatte, war er so weich wie Wachs. So stolz und abweisend er sonst war, jetzt konnte er vergeben, und um Verzeihung für menschliche Fehler bitten ebenso bereitwillig, wie er dem ersten besten alten Bettler, der ihn um ein Almosen bäte, seinen Geldbeutel geschenkt haben würde.

Als sie nach Hause gekommen waren, setzte sich die Mutter zu ihm in das große Sofa, legte den Arm um seinen Hals und sah ihn lange an. Er war so still bewegt, und jetzt perlten wieder ein paar klare Thränen aus seinen Augen.

„Der Vater bestellte mir einen Gruß für Dich — eine Bitte," sagte sie endlich in gedämpftem, bittendem Ton; „es war fast das letzte, das er sprach; es war, als er das Abendmahl genommen hatte."

Fritz erschrak und blickte sie mit einer gewissen Verwunderung an.

„Ja, er starb voll versöhnt," fuhr sie fort, „und er wünschte selbst das Abendmahl zu nehmen."

Da erinnerte sich Fritz, daß der Vater in alten Tagen jährlich einigemale zum Abendmahl gegangen war. Er hatte es fast vergessen und konnte es mit der vollständigen Urteilsfreiheit in religiösen Dingen, die bei seinem Vater vorhanden war, nicht zusammenreimen.

„Der Vater wünschte, ich solle Dich bitten, nach der Beerdigung mit mir zum Abendmahl zu gehen; er meinte, daß Du dann wohl in der Stimmung sein würdest, mich an den Tisch des Herrn zu begleiten, wenn er es selbst nicht mehr könnte."

„Mutter —"

Sie sah, wie sein Ausdruck sich plötzlich veränderte. Die Augenbrauen zogen sich etwas zusammen, die Augen und der Mund bekamen einen harten Ausdruck. Sie zog ihren Arm von ihm weg und faltete die Hände im Schoß.

„Ich dachte, es würde Dir eine Freude sein, die letzte Bitte Deines Vaters zu erfüllen. Er sagte ausdrücklich, daß ich Dich um seinetwillen darum bitten möchte. ‚Fritz liebte mich,' sagte er."

„Ja, ich liebte ihn — ich hielt viel von ihm," sagte Fritz vor sich hin, gleichsam als ob er sich an den Toten selbst wende.

„So gehst Du also mit?" Sie blickte ihn unruhig und zweifelnd an, indem sie sich ein wenig vorbeugte, um ihm ins Gesicht zu sehen.

Er antwortete nicht, aber sie sah, daß er mit sich kämpfte.

Und er kämpfte wirklich einen Kampf mit sich selbst. Es war ihm sicherlich eine gleichgiltige Sache, in diesem einzigen Punkt nachzugeben, weil das ganze ihm als eine leere Zeremonie erschien. Es wäre ja freilich eine Lüge, aber eine Lüge, die er beging, um seine Mutter zu trösten und zu beruhigen. Indessen sah er ein, daß dies die erste straffe Anziehung der Fesseln sei, mit welchen man ihn zu einem regelmäßigen Kirchenglauben führen wollte, und wenn er früher oder später eine abweisende Stellung einnehmen müßte, so könnte es schlimmer und unangenehmer werden; außerdem sollte man ihn nicht der Heuchelei zeihen können, ihn, der gerade jetzt gegen dieselbe in die Schranken treten wollte.

Andererseits wußte er, daß seine Mutter mit weiblicher Einseitigkeit sich an die Situation des Augenblicks klammerte und ihm unkindliche Härte vorwerfen werde, wenn er gerade in dieser Stunde Nein sagte, wo die Wunde des Herzens noch frisch war.

Er wollte einen Umweg gehen, der in dieser Beziehung ihn selbst rettete und gewissermaßen ihr die Entscheidung anheimstellte.

„Nun ja, ich kann mich Dir ja gern fügen!" sagte er; „wenn der Vater es wünschte und Du es willst, so will ich Dich gern zum Abendmahl begleiten, aber Du weißt ja, daß ich nicht daran glaube. Ich sehe das ganze als eine leere Zeremonie an, die nicht das geringste nützt, aber auch nicht schaden kann."

Er sah mit einem freundlichen Lächeln zu ihr auf und legte seine Hand auf die ihrigen, die noch im Schoße gefaltet lagen; aber sie preßte sie noch stärker zusammen, und ihr Gesicht nahm einen strengen, ernsten Ausdruck an, in welchem er eine sonderbare

Mischung von Kummer und Verletztheit zu lesen vermeinte. Das sah ihr ganz ähnlich!

„Das ist ja mit einem Nein gleichbedeutend," sagte sie endlich, und der Ton schien nunmehr ebenso verletzt wie traurig zu sein „Wenn Du daran nicht glaubst, nun so lebst Du wie ein unvernünftiges Tier."

Er war auf einen sicheren Boden gelangt, als er merkte, daß die Mutter sich wirklich verletzt fühlte, und antwortete daher ganz ruhig: „Es ist durchaus kein Nein — ich gehe gern mit, denn ich sehe darin keine Gefahr."

„Davon kann gar nicht die Rede sein," antwortete sie kurz, indem sie sich erhob.

Sie ging schweigend mehreremale im Zimmer auf und ab mit den Händen auf dem Rücken und ohne die nötige Vorsicht, nicht an einen Stuhl oder Schemel anzustoßen, ganz so, wie wenn sie in alten Tagen einen kleinen Strauß mit ihrem Manne hatte. Und sie marschirte sich sichtlich in einen erregten Zustand hinein, so daß die milde Stimmung des Kummers nach und nach einer hervorbrechenden Heftigkeit wich.

Einen Augenblick darauf war sie im Begriff, schnell aus dem Zimmer zu gehen, als sie sich plötzlich zu bedenken schien und wieder mit ihrer Wanderung begann. Fritz verhielt sich ruhig und wartete das Unwetter ab. Es war ihm eine angenehme Erleichterung, sie so zu sehen.

„Du glaubst also an nichts?" warf sie endlich hin.

„Ich glaube an alles."

„Alles?" Sie blieb stehen und sah ihn von der Seite an.

„Ja, alles, was sichtbar ist."

Sie begann wieder auf und ab zu gehen. Sie hielt es nicht der Mühe für wert, mehr zu fragen. Für sie war er ebenso ungläubig, gleichviel was er sonst glaubte, wenn es nicht die evangelische Lehre nach dem Katechismus und den symbolischen Büchern sei. Selbst wenn er nur oberflächlich an dieselbe glaubte, sei es besser als der feste Glaube an irgend etwas anderes.

„Dann willst Du wohl auch nicht am Sonntag mit mir in die Kirche gehen?"

Jetzt erkannte er wieder die spöttische Heftigkeit seiner Mutter und fühlte sich vollkommen wohl. „Ja, sehr gern," antwortete er mit großer Freundlichkeit im Tone, „ich werde herzlich gern mit Dir gehen, wohin Du willst."

„O nein, ich danke!" antwortete sie schnell abbrechend.

„Wie Du willst, Mutter."

Sie hatte von Anfang an Widerstand bei ihm erwartet und hatte sich auf eine rührende und eindringliche Vermahnungsrede vorbereitet; aber jetzt ärgerte es sie, daß er auf diese Weise nachgab, so daß die Heftigkeit sie völlig übermannte und sie lärmend hinausging, indem sie noch in der Thür ihm zornig die Worte zurief: „Ich mag nicht länger mit Dir sprechen."

Fritz hatte gesiegt. Er war nachgebend, mild und freundlich gewesen, während sie sich hart und abweisend verhalten hatte. Das entsprach auch viel besser seinen Wünschen.

Als er eine Weile später zum Mittagstisch gerufen wurde, hatte die Mutter bereits Platz genommen. Sie war anfangs ein wenig gezwungen und mürrisch, sprach aber kein Wort über das Vorgefallene und kam auch später nicht darauf zurück. Offenbar fühlte sie, daß sie sich verrannt hatte, und wußte noch nicht recht, wie sie die Sache nehmen sollte. Man sprach deshalb von ganz anderen Dingen, und nicht einmal die gemeinsame Trauer, die sie zusammengeführt hatte, wurde berührt, und während des häufig stockenden Gesprächs war es überhaupt, als ob die Stimmung am Tage der Beerdigung schon stark zu weichen begann und eine untergeordnete Rolle bei ihnen beiden spielte. Das Gewitter hatte die Luft abgekühlt, das Weltliche kam bei der Mutter wieder mehr an die Oberfläche; sie legte sowohl ihm als sich selbst sehr oft von den Gerichten vor, vergaß sogar nicht die Zuthaten an Gewürzen und die Worcestersauce und speiste mit gutem Appetit; erzählte von den Familien ihrer Bekanntschaft, die er ja seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Er erfuhr, welche von denselben mehrere Kinder bekommen hatten, wer sich verheiratet hatte, wo eine Taufe oder ein Todesfall stattgefunden, wer wirtschaftlich Unglück gehabt und wer geerbt hatte.

Sie saßen beide auf ihren alten Plätzen, während der des Vaters leer blieb, aber es schien nicht, als ob einer von ihnen dies bemerkte.

Gerade als der Braten auf den Tisch kam, war der Totengräber draußen auf dem Kirchhof so weit gekommen, daß die letzte sichtbare Blume auf dem Sarge des alten Randel mit Erde bedeckt war. Bevor sie sich vom Tisch erhoben, war das Grab bis zum Rande gefüllt.

Am Nachmittag kam der Pastor. Er hatte ein bedeutendes Honorar zugesandt erhalten, daß er sich veranlaßt fühlte, sich dafür zu bedanken; gleichzeitig wollte er den Trauernden ein Wort des Trostes sagen: utile cum dulci.

„Nicht wahr, Sie und Ihr Herr Sohn wollen zum Abendmahl gehen?" sagte er, indem er sich zum Gehen erhob.

„Mein Sohn geht nicht," antwortete Frau Randel, indem sie die Augen mit andächtiger Verschämung niederschlug.

Der Pastor wandte sich mit einer langsamen und würdigen Bewegung ein wenig zu Fritz um, hob die Augenlider und sah ihn an, sagte aber nichts anderes als: „Ach so!"

Fritz fand, daß in dem Ton etwas so priesterhaft Ueberlegenes, so Ironisches lag, daß er sehr gut den Sinn verstand: Sie sind also auch einer der Ungläubigen, eines der armen, unwissenden und irregeleiteten Schafe! Aber er konnte nur mit einer leichten Verbeugung und einem feinen Lächeln antworten, das der Pastor deuten mochte wie er wollte.

„Da siehst Du, Fritz," sagte die Mutter ärgerlich, als der Prediger sich entfernt hatte, „wie vernünftige Leute so etwas betrachten."

„Ja, wie priesterhafte Bornirtheit vor Selbstbewußtsein und Hochmut strotzt."

„Fritz!"

Aber Fritz ärgerte sich. Er hätte dem Pastor scharf und spitz antworten mögen, wozu er jedoch nicht die geringste Veranlassung hatte, da kein Angriff gegen ihn gerichtet und nicht einmal ein Beklagen ausgesprochen war. Er war in Gegenwart der Mutter de haut en bas behandelt worden, ohne seine Ueberlegenheit geltend machen zu können, und seine Eitelkeit fühlte sich verletzt, was nicht dazu beitrug, seine Liebe zu dieser Person oder zu seinem Stande überhaupt zu erhöhen.

Als er am nächsten Tage mit seiner Mutter über verschiedene Rechnungen und Zahlungen für die Beerdigung sprach, trat eine Pause ein, während er in einigen Papieren blätterte. Plötzlich unterbrach er die Stille, indem er sagte: „Mutter, es ist wohl am besten, wenn wir eine Auseinandersetzung über den Nachlaß zwischen uns vornehmen."

„Weshalb das?" fragte sie erstaunt.

„Ich dachte, Du würdest es am liebsten sehen!"

Das Strickzeug der Mutter bewegte sich mit maschinenmäßiger Regelmäßigkeit, und ihre Augen folgten mit starrsinniger Ausdauer.

„Mit der Auseinandersetzung sind große Umstände verbunden," antwortete sie.

„Ich halte es für selbstverständlich, daß Du mit nach Christiania übersiedelst."

„Um Dir zur Last zu fallen!" Sie warf den Kopf ein wenig zurück, sah aber nicht auf.

„Aber, liebe Mutter, jetzt bist Du wirklich unverständlich! Was könnte für mich angenehmer sein, als wenn Du mit hinüber zögest."

„So hast Du doch ein wenig Liebe zu mir?" Sie blickte mit einem Ausdruck auf, der in seiner Mischung von vermutlicher Mißkennung, sichtbarer Ueberraschung und einer vielleicht etwas erkünstelten Mütterlichkeit fast tragikomisch erschien.

Offenbar hatte sie befürchtet, daß er bereitwillig die Gelegenheit wahrnehmen würde, die Auseinandersetzung zu verlangen, um von allen Fesseln befreit zu sein, aber sie entging dieser Kränkung, was darauf hinzudeuten schien, daß er doch vielleicht eine Art Religion habe, die sie nicht verstehe, und als sie die Sache beschlafen hatte, fand sie einen Umzug nach Christiania immer verlockender.

Es wurde ihr jedoch plötzlich klar, daß es ihr schwer fallen würde, die alte Wohnung zu verlassen, wo sie es so bequem hatte, und dazu ihren gewohnten Umgangskreis aufzugeben; außerdem könnte sie — so tröstete sie sich — durchaus keinen leitenden Einfluß auf seine Anschauungen ausüben, während sie dagegen eine unklare, geheime Furcht hegte, daß der Umgang mit all den ungöttlichen Menschen, die Fritz natürlich ins Haus bringen würde, ihrer eigenen religiösen Anschauung schaden könnte.

„Nein, Fritz, das kann ich nicht," sagte sie, als sie später wieder darüber sprachen, „ich kann das Haus nicht verlassen, wo ich mit Deinem Vater so viele Jahre gelebt habe und das für mich so viele liebe Erinnerungen birgt."

Und dabei blieb es.

XV.

Als Fritz wieder nach Christiania gekommen war, schützte ihn der Trauerflor vor der großen Zudringlichkeit, die sonst einem nach langer Abwesenheit Heimkehrenden erwiesen wird, besonders wenn man wie Fritz bereits früher eine gewisse hervortretende Stellung inne gehabt hatte.

Man drückte ihm die Hand, wünschte ihm ein Willkommen und fügte vielleicht hinzu: „Du hast einen großen Verlust erlitten — o ja!", wobei die letzte Interjektion so traurig wie möglich ausgesprochen wurde; wenn er aber dann ein wenig wortkarg blieb, respektirte man seinen Kummer.

Einige Tage nach seiner Ankunft traf er auf der Straße den Expeditionssekretär Juell, der seinen kleinen, fetten Körper nach dem Ministerium brachte, und er bat ihn um Entschuldigung, daß er ihm noch nicht seinen Besuch abgestattet habe.

„Davon kann unter diesen Umständen keine Rede sein," antwortete in väterlichem Tone Juell, der bereits in einigem Abstand sein Gesicht in die gehörigen Trauerfalten gelegt hatte; „das war ein harter Schlag — ja, gewiß, aber das müssen wir ja alle durchmachen, ja, ja! Und wie befindet sich Deine Mutter? — Er war ein feiner Mann und liebevoll und gut, ja, ja, mein Sohn! — Aber höre nun, heute abend kommst Du zu uns. Ja, ich brauche Dir ja nicht zu sagen, daß wir nur unter uns sind." Und dann nahm er seine Brille ab, um sie zu putzen.

Bei Juells war man richtig „nur unter uns", jedoch mit einem wesentlichen Zusatz, nämlich Frau

With, die zufällig gekommen war. Ihre beiden Locken, ihr Schildplattkamm und ihre schwarze Augenklappe waren das erste, was Fritz' Augen sahen, als er eintrat, und der Zufall wollte, daß der Stuhl, der für ihn frei war, an der Ecke des Sofas stand, auf dem sie thronte und sich mit einem großen, rotwollenen Strickzeug beschäftigte.

Er erblaßte, als er sie bemerkte, und es war ihm doppelt unangenehm, sie hier in dem engen Familienkreise zu treffen, wo keiner dem andern ausweichen konnte. Was war es, das das eine Auge zu sagen schien, als sie es nach dem ersten formellen Gruß lange auf ihm ruhen ließ? Er fühlte sein Herz klopfen und suchte ihrem Blick auszuweichen. Glücklicherweise nahmen ihn die drei zweiäugigen Töchter des Hauses durch ihre Beileidserklärungen, woran Frau With übrigens auch teilnahm, in Anspruch.

„Ja, man fühlt es schwer," sagte Frau With nach einer Weile. „Ich sah ja, wie heftig es Klara ergriff, als der arme Aasum starb."

Fritz' Herz pochte bei diesen Worten, aber er kämpfte dagegen an, um nicht die Farbe zu wechseln.

„Ja, Sie haben wohl gehört, daß der arme Mann sich das Leben genommen hat?"

„O!" Frau With hätte in diesem Ton nicht sprechen können, wenn sie etwas gewußt hätte. Klara mußte ihr also alles verschwiegen haben.

„Es war gräßlich," sagte Milla Juell.

„Uff, scheußlich!" fügte ihre Mutter hinzu und schüttelte ihren grauen Kopf, indem sie ihrem Gesicht den Ausdruck des Entsetzens gab.

„Und dann wie rätselhaft ... ich kann die Gründe noch nicht begreifen," sagte Anna Juell.

„Herrgott, mein Kind," fiel Frau With in einem etwas gekränkten Tone ein, „es war doch ganz natürlich, und Du weißt ja sehr wohl, daß der arme Mann sinnverwirrt war. In seinem Hause war er so sonderbar gewesen und der Vater starb an einer Nervenkrankheit; das soll erblich in der Familie sein. Ach ja, der arme Mann!"

„Ich kann Klaras Schmerz damals nicht vergessen. Ach Gott, es war schrecklich!" sagte Milla.

„Sie können sich gar nicht denken, Herr Randel," sagte Frau With, „wie sie anfangs ganz außer sich war; und dann bildete sie sich ein, daß sie nicht so gegen ihn gewesen sei, wie sie hätte sein sollen, und das sei die Ursache seines Todes gewesen. Das arme, unschuldige Kind! Es ging so weit, daß sie Diakonissin werden wollte, aber glücklicherweise gelang es mir, sie davon abzubringen. O ja, nun ist das alles vorüber, seit sie so gut verheiratet ist."

„Verheiratet? Ich habe Ihnen also zu gratuliren," sagte Fritz mit einer höflichen Bewegung zu Frau With. Er fühlte selbst, wie seine Stimme zitterte, allein es entging den übrigen, wie es schien.

„Ja, es war so schön, daß aus der Sache etwas wurde," meinte Frau Juell, indem sie sich mitfühlend an Frau With wandte.

Diese neigte den Kopf nach der Seite des blinden Auges und lächelte mütterlich, während das sehende Auge für das Mitgefühl zu danken schien.

In der That hatte Klara nach kurzer Zeit und nach den verschiedenen Phasen heftiger Erregung die Sache plötzlich mit Ruhe betrachtet. Ein Teil ihres Gewissens, das sie beunruhigt hatte, war schadlos aus dem Kampf hervorgegangen, denn die Arznei fand sie teils in einer für solche Unannehmlichkeiten besonders geeigneten robusten Natur, teils auch in der Lehre, die Fritz ihr stets gepredigt hatte. Sie war jetzt seit einem halben Jahre mit einem früheren Schiffskapitän verheiratet, der im Dienste einer Seeversicherungsgesellschaft stand. Seine Station war zurzeit nicht in Christiania.

Es schien den Damen, daß Fritz erstaunenswert schnell auftaute, und er war so liebenswürdig, erzählte von Paris nur das, was Damen interessiren konnte, von Künstlern, Theatern, von den Boulevards und ließ sich sogar herbei, Frau With mit einigen Auslassungen darüber zu erfreuen, wie streng die Franzosen die festen Gesetze der Sprache aufrecht hielten.

„Ja, so sollte es bei uns auch sein," nickte sie freudestrahlend, während die jungen Damen genau den Schnitt seiner Kleider, seines Hemdkragens und die Fasson der Manchetten, die Frisur, kurz, alles betrachteten. Er war ja auch kürzlich erst angekommen, ein reines Modell.

„Er hat sich wirklich zu seinem Vorteil verändert," flüsterte die Mama Milla zu, als sie zu Tisch gingen.

„Ja, er sieht so süß aus. Hast Du bemerkt, wie der Hals so fein und schlank aussieht? Sein Zeug sitzt ganz anders als bei den anderen Männern hier."

Und Juell, der jetzt erst nach Hause gekommen war, war sehr vergnügt darüber, daß Fritz lebhafter schien, denn es kostete dem gemütlichen und selbstzufriedenen Mann viel Mühe, wenn er auf die Dauer eine traurige Miene annehmen mußte.

Fritz war heute abend viel zu interessant, und die Herren erhielten daher nicht die Erlaubnis, sich nach Tisch mit ihrer Pfeife und ihrem Grog zurück zu ziehen; es wurde ihnen gestattet, dieselben mit in die Wohnstube zu nehmen, wo die Unterhaltung sehr lebhaft wurde.

Als eine der Damen zufällig Wedel Stenersen nannte, sagte Juell: „Ja, das nahm ein trauriges Ende mit ihm."

„Er ist doch nicht tot?" fragte Fritz erregt.

„Nein, das gerade nicht, aber weißt Du, er ist ganz stockpietistisch geworden."

Fritz hatte dies nur in dem Briefe eines Freundes angedeutet gesehen.

„Ja, es ist wirklich schade um den netten Mann, er ist für unsere Kreise ganz und gar ruinirt."

Frau With erlaubte sich Einwendungen zu machen; die Religion könne niemals einen Menschen ruiniren. Und Frau Juell glaubte sie rücksichtsvoll ein wenig unterstützen zu müssen, während die Töchter — ohne Zweifel unter dem Eindruck, daß Stenersen eine so verführerisch schöne Jugend genossen hatte — meinten, daß jedes Ding seine Grenze habe. Man sehe ja theologische Kandidaten, die durchaus nicht so eifrig seien und sich nicht ganz den weltlichen Freuden entzögen.

Dieses Thema war zu inhaltreich, um den Damen nicht während einer Stunde ausreichenden Stoff zur Unterhaltung zu geben, und ehe man es ahnte, zeigte es sich, daß die beiden Herren schon längst in Juells Zimmer verschwunden waren. Erst als Frau With sich verabschieden wollte, wurde Fritz wieder hereingeholt. Er erhielt später vollkommene Auskunft darüber, wie sich die Sache mit Wedel zugetragen hatte.

Sie hatten einander so nahe gestanden, daß es natürlich der Person wegen großen Eindruck auf Fritz machte. Aber selbst wenn es in anderer Beziehung als ein Abfall betrachtet werden mußte, von dem man im Laufe der Zeit noch mehrere erwarten durfte, so lag doch in diesem besonderen Fall etwas, das von einem Kampf, von einem bitteren Kampf sprach, in welchem man seine Persönlichkeit voll einsetzt.

XVI.

Damals, als Fritz abreiste, hegte er Zweifel, ob er zu Wedel Stenersen gehen und Abschied nehmen sollte, jedoch die Scene, die den Bruch zwischen ihnen hervorgerufen hatte, trat wieder zu lebhaft vor ihn, als daß er diesen Schritt zur Ausführung bringen konnte.

Wedel fühlte sich tief verletzt und noch mehr betrübt, als der Tag der Abreise kam. Einen Augenblick dachte er daran, selbst den ersten Schritt zu thun, aber das sei ja jetzt unmöglich. Dennoch trieb ihn etwas unwillkürlich nach dem Hafen, als das Dampfschiff abgehen sollte; vielleicht hoffte er, daß Fritz ihn sehen und alles wieder gut werden würde. Als er aber dort angekommen war, brachte er es nicht über sich, unter die anderen Kameraden zu treten; sie durften nicht Zeuge einer Scene sein, gleichviel, ob es eine Versöhnung oder Enttäuschung sein würde.

Und das Schiff ging ab; die anderen standen vorn und fächelten mit den Taschentüchern; er stand auf dem äußersten Flügel und verbarg sich fast hinter einem großen dicken Mann, während er sich in die Lippen beißen mußte, damit seine Augen nicht allzu feucht wurden. Und dann eilte er davon, damit keiner seiner Kameraden ihn sehen sollte. Wie so oft im Leben, wenn ihn etwas bedrückte, suchte er auch jetzt in Zerstreuungen Vergessenheit und kam auf diese Weise in einen fortgesetzten und ziemlich lange andauernden, leichtsinnigen Lebenswandel hinein. Wenn er auch 'mal einige Tage damit inne hielt, so trat doch der alte Zustand bald wieder ein. Er fühlte sich fast leer in seinem Innern, nur die Phantasie wirkte stark und tyrannisch und malte ihm neue Anregungen aus jedesmal, wenn er in Schwermut und willenlose Langeweile zu versinken schien.

So war es auch heute.

Er stand spät des Morgens auf und fühlte sich ebenso schlaff wie erregt, ohne daß ihm eigentlich etwas Bestimmtes fehlte, trank seinen Kaffee, biß in sein Butterbrot, legte es aber wieder fort. Weshalb war er so trocken und schlaff, weshalb ohne Ursache so ungeduldig, weshalb sehnte er sich nach etwas und wußte nicht was? Weshalb begannen sich seine Gedanken zu verwirren, wenn er ein Buch öffnete, so daß er ganze Seiten las, ohne zu wissen, was er gelesen hatte?

Plötzlich fühlte er, daß er sich eigentlich gewiß nach Hause sehnte, nach dem Heim mit seinem Kinderfrieden, zur Mutter, zum Vater, zu allen Geschwistern. Daheim müsse es einen Anhalt für ihn geben, der sein erschlafftes, zusammengeschrumpftes Herz mit warmen Gefühlen kinderfroher Hingebung und reinen, stärkenden Eindrücken erfüllen könnte.

Ja, er wollte nach Hause reisen, seine Bücher packen und reisen. Das hatte er schon mehreremale gethan, und es lag Heilkraft für ihn darin. Morgen sollte es geschehen.

Aber heute?

Heute noch - - heute mußte er noch Zerstreuung haben; das sollte der Abschluß sein. Allein mit sich selbst zu sitzen — nein, die Minuten wurden ja zu Stunden! Heute wollte er ein recht tolles Vergnügen haben, recht fröhlich wollte er heute leben — und dann morgen fort!

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen

von

Juhani Aho.

Zu Zweien.

Unsere Ehe ist vom Anfang an bis zum heutigen Tage so glücklich, so harmonisch gewesen, daß ich, sogar wenn ich die entferntesten Töne leise in meinem Gedächtnis widerhallen lasse, keine einzige Dissonanz zu empfinden vermag. Wir sind wie zwei Violinen gewesen, die immer denselben Ton zu halten vermochten. Je nachdem die eine oder die andere höher oder tiefer klingt, folgt die andere nach.

Vom ersten Augenblick an trafen wir denselben Ton. Wir hatten uns am Abend unseres Hochzeitstages in den Schlitten gesetzt und fuhren unserem neuen Heim zu, welches in dem benachbarten Kirchspiel gelegen war und wohin der Weg etwa vier Stunden in Anspruch nahm. Und diese Fahrt ist unter allen meinen schönen Erinnerungen die schönste. Sie war wie ein kurzes Vorspiel zu der langen Symphonie unseres Zusammenlebens.

Der Abschied von Deinen Eltern kam Dir anfangs ein wenig bitter vor. Du erinnerst Dich wohl, wie wir, nachdem wir die letzten Gäste die Treppe hinab begleitet hatten und sie beim Laternenschein in ihre Felle eingehüllt, in unsere Zimmer eilten, um den Reiseanzug anzulegen. Noch ehe Du fertig geworden warst, fuhr unser Schlitten vor, und ich erwartete Dich in dem Zimmer Deines Vaters. Du zeigtest Dich in der Thür. Du hattest Dein weißes Seidenkleid mit einem ernsten Reiseanzug vertauscht. Ich stand auf, um Dir entgegen zu gehen, aber Du eiltest an mir vorüber und warfst Dich schluchzend in Deines Vaters Arme. Und darauf in die Deiner Mutter und Deiner Schwestern. Du schienst mich nicht zu bemerken, der ich Dir verwirrt den Pelz umlegte, und ich fühlte mich schuldig, als hätte ich was verbrochen. Du wolltest Dich nicht von Deinen kleinen Schwestern losreißen, die mit unbedeckten Häuptern ein Stück Weges neben dem Schlitten einherliefen, Dich an der Hand festhaltend. Erst als der Weg schmäler ward und sie in den Schnee sanken, kehrten sie um. Du blicktest zurück und winktest mit dem Taschentuch, obwohl es dunkel war und kein anderer als ich es sehen konnte.

„Hanna," sagte ich. „weine nicht — hörst Du — versuche Dich zu beruhigen . . ." Ich wollte Deine Hand fassen, aber Du entzogst sie mir und sahst Dich weinend nach Deinem Vaterhause um.

Ich war nahe daran, mich unglücklich zu fühlen, fing an mir einzubilden, Du liebest mich nicht mehr, ich könnte Dir für das Verlorene keinen Ersatz bieten. Und auch ich war im Begriff, in Thränen auszubrechen.

„Wenn Du willst, wollen wir umkehren . . ."

„Nein, nein, laß uns weiter fahren."

Du versuchtest ruhig zu sein; aber jede Stelle, die an uns vorbei glitt, war Dir bekannt und viele Erinnerungen knüpften sich daran, und ich sah, wie Dein Körper fortwährend vor Schluchzen bebte, als wir an Deinen Feldern, Deinen Hecken, Deinen Zäunen, Deinen Windmühlen, Deinen Scheunen vorüberfuhren und über die Brücke, auf deren rechter Seite der heimatliche See mit seinen kleinen Inseln dunkel hervorschimmerte.

Aber als die bekanntesten Stellen und die mit ihnen verbundenen liebsten Erinnerungen hinter uns lagen, und als die Landschaft zu beiden Seiten des Weges immer mehr waldig wurde, ward sie Dir gleichgiltig, da fingst Du an, Dich in Dein Schicksal zu finden, und Dein Schluchzen hörte bei wenigem auf. Als ich wieder, beim langsameren Gehen des Pferdes, es wagte, Dir meine Hand zu reichen, streiftest Du Deinen Handschuh ab und gabst mir in Deinem Muff einen warmen Händedruck.

„Liebst Du mich, Hanna?"

Du wischtest Dir die letzten Thränen aus den Augen, lehntest Deinen Kopf an meine Schulter und hieltest meine Hand fest in der Deinigen geschlossen.

Und von diesem Augenblick an warst Du mit meiner Gesellschaft zufrieden. Wir kamen ins Gleich-

gewicht, wir saßen ruhig und sicher auf unseren Plätzen, uns wurde warm und weich ums Herz, unsere Stimmungen schmiegten sich an einander.

Es war Mondschein, aber zugleich Tauwetter, denn ein leichtes Wolkengewebe bedeckte den Himmel und dann und wann fiel weicher Schnee. Zuweilen klärte sich der Himmel wieder auf, und der Schneefall hörte auf, bisweilen war der Mond wieder bedeckt. Der Weg führte durch einen dichten, dunklen Tannenwald, das Pferd ging Schritt vor Schritt, wir fingen an Reflexionen zu machen und sie einander mitzuteilen,

„Die Schelle," bemerkte ich, „scheint mir wie geschaffen für solch eine nächtliche Fahrt in mattem Mondlicht."

„Mir scheint es auch so," fügtest Du hinzu, „und es kommt mir vor, als ob alle anderen Laute und Geräusche störend wirkten ... oder als ob unsere Schelle der ganzen Landschaft ein Wiegenlied sänge ... wie wunderbar stimmt sie nicht mit der Harmonie in dieser ganzen Umgebung überein ... ihr Laut ist gerade so schwach, daß er den Schnee auf den herabhängenden Zweigen nicht zum Fallen bringt."

Wir verglichen die verschiedenen Nuancen im Klang der Schelle, als wir langsamer oder rascher fuhren, den Berg hinunter, auf ebenem Wege, den Berg herauf, und als das Pferd Schritt vor Schritt ging, tönte sie kaum hörbar, wie ein in der Ferne murmelnder Waldbach.

Am Wege stand ein Werstpfahl und an dessen Fuße ein Schneepflug.

„Sieh 'mal, was für ein gemütliches Plätzchen," sagtest Du. „Was er für einen drolligen Schneehut hat! Warte, den muß ich ihm abwerfen."

Du machtest einen Schneeball und warfst ihn, aber trafst natürlich nicht. Er fiel in den Wald.

Das Tuch, das Du um den Kopf geschlungen hattest, geriet in Unordnung, Du erlaubtest mir, Dir den Hut zu halten, nahmst das Tuch ab und legtest es Dir von neuem um. Dieses prägte sich meinem Gedächtnis ein, denn Du warst dabei so mütterlich orgsam und Deine Bewegungen waren echt weiblich.

„Liebst Du mich?" fragte ich.

„Ja, ja," antwortetest Du, etwa wie man ein Kind tröstet, und wir lachten beide. Aber darauf wurdest Du weicher und botest mir die Wange zum Kuß.

„Ach, ich liebe Dich ja so grenzenlos ... Du weißt es ja ... zweifelst Du daran?"

„Ich zweifle nicht daran, aber ich will es immer und immer von Dir hören."

Und wir kehrten zur Natur zurück.

„Was gefällt Dir mehr, der helle Mondschein vor einigen Augenblicken oder ein wie jetzt leicht bewölkter Himmel?"

„Alles ist milder und weicher, wenn der Himmel bewölkt ist, die scharfen Schatten im Walde verschwinden, und wenn dazu ein leichter Schnee fällt, hat man dasselbe Gefühl wie ehedem, da man als Kind Zelte aus Laken baute und sich darunter versteckte."

„Das finde ich auch, ich wollte eben dasselbe sagen ... wie eigentümlich, daß wir ganz dieselben Gedanken haben!"

„Ich finde, daß diese Nacht und dieser Mondschein nur für uns da zu sein scheinen."

„Diese Bäume am Wege, die wissen bestimmt, daß hier zwei Glückliche sitzen ... sie flüstern einander zu: ‚jetzt fahren sie an uns vorüber...' glaubst Du es nicht?"

„Gewiß glaube ich es."

„Hörst Du, wann fingst Du eigentlich an, mich zu lieben?"

„Damals als Du Violine spieltest und ich Dich accompagnirte ... Du sagtest, daß niemand früher Dich so gefühlvoll accompagnirt hätte ... Aber Du, wann fing es bei Dir an?"

„Gleich als ich Dich zum erstenmal sah ... Deine großen, braunen, treuen Augen —"

Ein Bauernjunge, der von der Poststation nach Hause zurückkehrte, hatte uns eingeholt, und wir hörten ihn in seinem Schlitten hinter uns singen. Er sang, ohne sich um uns zu bekümmern, zu seinem eigenen Vergnügen und den Bäumen des Waldes zur Freude:

„Komm nicht zu mir, o Liebster mein,
Wenn die Erde ist weiß und kalt —
Denn merken werden die Leute bald
Die Spuren der Füße klein."

Und kaum hatte er aufgehört und dem Pferde zugeschnalzt, als er ein neues Lied in einer andern Melodie anstimmte:

„Und hier ist ein Knabe, der nicht trauert,
Obwohl tot sind Vater und Mutter,
Wandert in der Welt ohne Heimat
Und singet doch frisch und munter."

Die Art und Weise, in welcher er seine Lieder vortrug, war sehr hübsch. Werst auf Werst folgte er uns nach, wie wir bald im Trab, bald Schritt vor Schritt fahrend. Ohne Aufenthalt flossen die Lieder von seinen Lippen, das eine nach dem andern. Und seine Stimmungen wechselten. Nachdem er ein trauriges, wehmütiges Volkslied gesungen hatte, schien er von dieser Art genug zu haben und trällerte ein lustiges Liedchen.

An einem Kreuzweg bog er in den Wald ab und sang, sich auf dem Wege entfernend:

„Verschiedene Wege fahren wir,
Ich fahre zur Rechten, du zur Linken,
Doch beide zu unseres Mädchens Thür —
Dort sieht man die Liebste winken."

Wir empfanden fast Sehnsucht nach ihm, als seine Stimme bei wenigem in der Tiefe des Waldes verhallte.

Eine eigentümliche, kindliche Stimmung überfiel uns. Mir war, als wären wir nicht mehr Bräutigam und Braut, sondern zwei Spielgenossen. Vielleicht war es die Einwirkung der kalten, winterlichen Reinheit der umgebenden Natur, vielleicht die Furcht,

daß Dich die Sehnsucht nach dem Elternhause wieder ergreifen sollte, die dieses verursachte. Ich wollte Dich davon nach und nach entfernen, so unbemerkt, daß Du nicht einmal das Bewußtsein hättest, Dein früheres Leben mit einem andern vertauscht zu haben. Und immer fuhren wir in derselben Weise weiter, wie wir so oft während unserer Verlobungszeit in mondhellen Abenden gefahren waren.

Der Wald lichtete sich; wir kamen zu bebauten Stellen, erst zu kleinen Hütten, dann zu größeren Höfen; überall schlief man noch, denn es war Mitternacht. Wir waren jetzt in meiner Heimat; überall sah ich mir bekannte und liebe Stellen. Mit geschlossenen Augen konnte ich jede Biegung des Weges fühlen. Ich nannte Dir alles beim Namen, und ich wußte, wessen Hund es war, der in der Ferne bellte. Ich ließ das Pferd in vollem Trabe laufen; bald sah man die Kirche, den Dorfladen und das Pfarrhaus, an welchem wir rasch vorüberflogen und auf das Eis hinabbogen.

Dann fuhren wir über den See an das andere Ufer unserem neuen Heim zu.

„Siehst Du da, da ist es — wo Du die große Lichtung im Walde erblickst — wenn auch die Gebäude noch nicht zu sehen sind. Hier auf dem See werden wir nächsten Sommer segeln ... lange habe ich es gehofft und davon geträumt ... ich habe ein ganz neues, hübsches Segelboot ... Weshalb bist Du so still? Sage mir, woran Du jetzt denkst."

„Ich denke daran, daß ich so glücklich bin, als man es nur je sein kann."

Und ich, wie glücklich war ich nicht, und wie fest überzeugt, daß ich es immer bliebe. Und mein Glück wuchs, als Du sagtest:

„Wie schön dieser See ist und wie schön muß er nicht im Sommer sein! Wie wohl werde ich mich hier fühlen!"

„Deine Fenster gehen zum See; die ganze Landschaft liegt vor Dir so weit das Auge reicht."

Schon konnten wir die hohen Tannen am Ufer, das Fischer- und Badehaus unterscheiden, und als das Pferd die Uferhöhe erreichte, lag unser Wohnhaus vor uns, am Ende des abschüssigen Feldes.

„Die Fenster sind nicht erhellt?"

„Man erwartet uns erst morgen — alle schlafen."

Und im lautlosen Schneefall, umhüllt vom blassen Mondlicht nähern wir uns unbemerkt unserem neuen Heim, von wo kein Laut zu uns dringt. Meine alte Mutter hat nichts gehört, ebenso wenig wie die Dienstboten und der Hofhund. Das Pferd biegt von selbst um die Ecke; wir sehen die Blumen und die weißen Tüllgardinen im Fenster des Eckzimmers und halten an der Treppe. Es ist ganz still. Aber uns scheint, als hörten wir die guten Geister des Hauses um uns flüstern, in der Luft, hinter uns, auf dem Dach, in jedem Winkel. Der Schnee fällt wie vorher. Die Schlittenkufe knarrt und die Schelle erklingt, wenn das Pferd seinen Kopf bewegt.

Wir lauschen überall hin und sehen uns an.

„Hanna!" sage ich leise.

Du antwortest nichts, drückst mir nur leicht die Hand, schließest die Augen und schmiegst Dich näher an mich.

Und diese kurzen Augenblicke inmitten der Stille unseres eigenen Hofes waren vielleicht die glücklichsten und seligsten Augenblicke unseres Lebens. Es war die volltönigste Harmonie unserer Stimmungen, die feinste Pianissimomusik unserer Gefühle.

Es dauerte nur so lange, daß wir es hören und fassen konnten. Denn im selben Moment schüttelte das Pferd sein Geschirr; man erwachte; Lichte wurden angezündet und wir stiegen aus dem Schlitten.

Wenn die Segel trocknen.

Wir saßen, zwei junge Ehemänner, nach vollendetem Nachmittagsschläfchen auf dem Balkon unseres Landhauses; wir rauchten und blickten über den See hinaus, den ein gleichmäßiger aber frischer Südostwind streifte und dessen Fläche intensiv blau war.

„Der Wind ist günstig," sagte mein Freund, und ich gab zu, daß ich derselben Ansicht sei.

Selbst aber waren wir nicht guter Dinge. Schweigend, halb mit dem Rücken gegen einander gekehrt, saßen wir da. Verdrießlich blickten wir auf die andere Seite des Sees hinüber, wo die kleine, weißbestrichene Strandrestauration der Stadt hervorschimmerte, und starrten dann nach unserem Segelboot hin, welches am Ufer auf den Wellen tanzte und ungeduldig an der Ankerkette zerrte. Es war unser gemeinsames Eigentum, wir hatten es zusammen bauen lassen, es selbst bemalt und mit Segeln versehen. Es war unsere liebste Beschäftigung während des vergangenen Winters gewesen; an den Abenden hatten wir beim Glase davon gesprochen und den ganzen Frühling uns damit abgegeben.

Und jetzt, mitten im Sommer, hatten wir an nichts anderes als an günstigen Wind gedacht und wieder dachten wir in diesem Augenblick an dasselbe.

Aber zugleich kam uns in den Sinn, daß wir beide, zu unserem Leidwesen, verheiratet wären, daß wir junge, hübsche Frauen hätten, die zwar uns grenzenlos liebten, aber unser Boot nicht dulden konnten. Bei jeder Gelegenheit suchten sie dasselbe anzugreifen, und sobald wir vom Segeln sprachen, gähnten sie. Hörten wir nicht gleich damit auf, wurden sie höhnisch und satirisch und machten auf die kleinen Passionen der Männer Anspielungen. Da wir uns nichts merken ließen, fühlten sie sich beleidigt und gingen nach verschiedenen Seiten in den Wald. Wir eilten ihnen nach, um sie zu besänftigen, aber sie sagten, daß wir uns gar nicht um sie kümmerten, daß wir sie absichtlich vernachlässigten, uns in ihrer Gesellschaft langweilten; es sei unrecht von uns gewesen, sie zu heiraten, da wir sie ja nicht liebten.

„Aber sei doch nicht kindisch, mein Herz!"

„Ach was, laß mich allein ... segle nur hinaus ... ich will Dich durchaus nicht davon abhalten ...

geh nur, geh nur, Dein Freund wird ungeduldig sein ..."

„Wenn Du es nicht wünschest, so will ich es ja auch nicht ..."

„Aber ich will, daß Du segelst, sonst hört der günstige Wind wieder auf ..."

„Komm doch mit!"

„Nein! Ich sehe es ja an Deinen Augen und höre es an Deiner Stimme, daß ihr es gemütlicher habt, wenn ihr allein segelt ... wir sind euch nur im Wege."

Es gelang mir nicht, meine Frau davon zu überzeugen, daß ich sie sehr gut trotz meiner Liebhaberei fürs Segeln lieben könne. Ich mußte schwören, daß mir durchaus nichts am Segeln lag, und den Schwur mit Küssen bestätigen. Nur manchmal, wenn mein Freund mich durchaus mit haben wolle, sei ich zum Segeln gezwungen.

Wahrscheinlich hatte mein Freund dasselbe Versprechen gegeben, denn während der ganzen Woche waren wir kein einzigesmal auf dem Wasser gewesen. Jeden Tag waren wir mit unseren Frauen Beeren pflücken, hatten Kaffeeausflüge ins Feld gemacht, ihnen im Gartenhäuschen vorgelesen.

Sie waren glücklich, sie strahlten von Zufriedenheit und sie machten uns täglich ein drittes Gericht zu Mittag. Aber uns wurde immer trauriger zu Mute; wir fühlten, daß wir unschuldigerweise litten; wir langweilten uns, und deshalb saßen wir jetzt, ohne ein Wort zu wechseln, still und niedergeschlagen auf unserem Balkon.

Der Wind war günstig und gleichmäßig, das Segelboot hübsch und fahrlustig. Aber wir wagten nicht 'mal an eine Segelfahrt zu denken. Vielleicht, daß wir einst in einer entfernten Zukunft, wenn man uns nicht mehr so grenzenlos liebt, unsere Freiheit wieder erlangen. Aber diesen Sommer unmöglich anders als mit Hilfe des Zufalls, im geheimen, wenn sie einmal nicht zu Hause sind ...

Das Dienstmädchen ging vorüber und ein verzweifelter Entschluß fuhr mir durch den Kopf. Ich wollte sie bitten, Cognac zum Kaffee zu holen, wollte mich betrinken und ihnen gründlich die Wahrheit sagen. So viel wird wohl noch in der Karaffe vorhanden sein. Aber da sagte mein Freund in mürrischem Tone:

„Wo sind die Frauen?"

„Die Frauen pflücken Beeren. Sie werden wohl bald zurück sein."

„Wie bald?"

„Sie sagten nichts Näheres über die Zeit."

„Nimm den Kaffee weg!"

Und ich ließ meinen Plan, Cognac zu bestellen, fahren. Ich hatte geglaubt, daß sie im Gartenhäuschen säßen und daß sie uns erwarteten.

„Du hast wohl die Segel nach dem Regen heute morgen nicht zum Trocknen gelegt?" meinte mein Freund plötzlich mit etwas unsicherer Stimme.

„Nein."

„Hast Du vielleicht etwas Besonderes heute vor?"

„Nein, nichts Besonderes. Wie so?"

„Nun, mir fiel es eben ein, daß wir vielleicht eine kleine Tour auf dem See machen könnten."

Er hatte es also zuerst vorgeschlagen! Ich könnte ja immer mit gutem Gewissen sagen, daß ich zum Segeln gezwungen worden sei, da er mich mit haben wollte.

„Ja, das könnten wir ja thun."

„Wenn es Dir Vergnügen macht?"

„Ja, gewiß ..."

Der Schelm! Jetzt war sein Rückzug ebenfalls gedeckt; er wird sagen, daß es auch mir Vergnügen machte.

„Sollen wir segeln, wollen wir es gleich thun."

„Ich bin im Augenblick fertig."

Wir vermieden es, eine Frage, an die wir jedoch beide dachten, aufzuwerfen. Aber das that das Dienstmädchen, welches unsere Vorbereitungen sah: mein Freund füllte seine Tasche mit mehreren Schachteln voll Zündhölzchen; meine Taschen strotzten von Cigarretten, und ein jeder von uns hatte seinen Paletot über den Arm hängen. Sie streckte nämlich den Kopf zur Küchenthür hinaus und rief uns nach:

„Bleiben die Herren lange auf dem See, falls die Frauen fragen würden?"

„Sage den Frauen, daß es heute morgen geregnet hat und daß wir gezwungen seien, hinaus zu fahren, um die Segel trocknen zu lassen."

Wenn wir uns nicht vor uns selber geschämt hätten, wären wir spornstreichs ans Ufer gerannt. Wie ein Pfeil flog der Nachen vom Laude und mit ein paar raschen Ruderschlägen lag er zur Seite des Segelbootes.

Mit welchem Genuß machte ich nicht die Segel los, und welch süße Musik war mir nicht das Knarren des Blockes! Mit welcher Energie er das Wasser ausschöpfte und mit welcher Raserei er die Schote in ihre Löcher einsteckte! Und der Atem verging uns fast vor Freude, als wir nun endlich hinaus durften. Ich war nahe daran, ins Wasser zu fallen, und seine Hand zitterte, als er das Steuerruder zurechtstellte.

Wenn sie nur nicht nach Hause kommen, ehe wir vom Ufer abgestoßen sind! Aber wenn sie auch kämen, würden wir sagen, daß wir sie nicht gesehen haben! Sollten sie vom Hof aus rufen — das Ufer werden sie vor unserer Abfahrt nicht erreichen — verteidigen wir uns damit, daß der Wellenschlag gegen die Steine uns das Hören unmöglich gemacht ...

Aber niemand kommt und niemand ruft. Wir lösen die Segel, lichten den Anker und das Boot schießt frei hinaus in den See, den vorderen Teil direkt zur Stadt gekehrt.

In einer Stunde sind wir dort und binnen zwei zurück, wenn wir uns dort eine Stunde aufhalten.

Keiner von uns macht den Vorschlag, aber es verändert auch keiner von uns den Kurs bei abwechselndem Steuern.

Schon hört man Musik von der Strandrestauration. Hinter uns liegt unsere Villa, klein und unbedeutend.

Die Segel ſind bereits trocken — wenn ſie überhaupt naß waren — welches wir in der Eile ganz überſehen haben.

Wir merken plötzlich, daß die Hälfte des Weges ſchon zurückgelegt iſt. Wir ſind wieder einmal nach langer Zeit junge, unverheiratete Männer. Wir haben unſere Frauen vergeſſen, alle unſere Sorgen über Bord geworfen. Und ohne Zögern ſteuern wir — unſerer unausgeſprochenen Uebereinkunft nach — zur Strandreſtauration, und dort laſſen wir die Segel bis zum nächſten Morgen trocknen; erſt beim Tagesanbruch treten wir die Heimkehr an — rudernd.

Von Dieſem und Jenem.

Sind wir verrückter als unſere Väter!

Von Ceſare Lombroſo.

(Fortſetzung.)

In dem »Journal of Mental Science« (Januar 1895) finde ich den Rechenſchaftsbericht über ein Irrenaſyl, Graham, in Britiſh-Afrika, woraus ich unter anderem erſehe, daß man dort von 1875 bis 1894 473 hottentotiſche Wahnſinnige aufgenommen hat.

10. In Abiſſynien, ſagt Kramer (Ueber die Krankheiten der Abyſſinier, Prag, 4. Jahrgang 1855), werde der Wahnſinn Obſt genannt und ſei nach einigen ſtark, nach anderen aber nur wenig verbreitet. Es muß gleichwohl Notiz von einer Tanzepidemie genommen werden, die derjenigen der Tarantella ähnlich und von Halluzinationen begleitet iſt (Hecker).

11. In Ozeanien. — Auf Tahiti nennt man Eu-toa eine Art Wahnſinniger oder vom böſen Geiſte Beſeſſener. Das Oberhaupt der Inſel ſagte, es ſeien böſe Leute (taato-eno). Der Dolmetſcher Omar fügte hinzu, dieſe Propheten ſeien eine Art Narren, die, wenn ſie ihren Anfall bekämen, von nichts mehr wüßten und ſich deſſen nicht mehr entſännen, was ſie gethan hätten (Cook, V. Pacif. II., S. 19).*)

In dem Vidi-Archipel gibt es Fälle von Wahnſinn, aber derjenige, der verrückt (wahrſcheinlich tobſüchtig) wird, wird erdroſſelt (Rienzi, Oceanie, IV., Se 269). Auf der Inſel Lefonga gab es eine Frau, die infolge des Todes ihres Sohnes, den man zum Opfer dargebracht hatte, den Verſtand verloren hatte. Finnu, der Häuptling, befahl einem engliſchen Gefangenen, Marian, ſie zu töten.

Ich habe kürzlich von Lambert Lorria einen Brief von Yrupara (Neu-Guinea) erhalten, in welchem derſelbe von einer hyſteriſchen Epidemie unter den dortigen Frauen meldet. Die Bevölkerung ſchreibt ſie den Geiſtern der Abgeſtorbenen zu, die auf den Bäumen wohnen, und man fleht die Toten an, von denſelben herabzuſteigen, damit die Frauen wieder geſund würden.

12. Wir kommen jetzt nach Amerika, wo man auf die Autorität Humboldts hin das Vorhandenſein des Wahnſinns unter den Wilden in Abrede geſtellt hat, der zu dieſer Annahme kam infolge der eigentümlichen Anſichten, die er über die Verbreitung der Ziviliſation hatte.

Schoolkraft ſagt (in dem großen Sammelſurium, betitelt »Statistical and Historical information of the Indian Tribe«, 1854): „Die Rückſichtnahme auf die Wahnſinnigen iſt ein charakteriſtiſcher Zug der nördlichen Indianerſtämme und ebenſo derjenigen am Oregon, die für die wildeſten gelten. Bei einem Stamme der letzteren Gegend gab es eine Frau, die alle Symptome des Wahnſinns darbot, die in ſonderbare Weiſe ſang, Kleinigkeiten, die ſie beſaß, jedermann zum Geſchenk anbot und ſich das Fleiſch zerſchnitt, wenn man die Annahme derſelben verweigerte. Die Indianer behandelten ſie mit dem größten Reſpekt" (Bd. IV, S. 49).

13. Hennepin ſpricht in ſeiner »Voyage dans la mer glaciale« (1724) von einem Wilden aus Illinois, der glaubte, er ſei in eine Frau verwandelt und der wie eine Frau ſprach und ſich ſo trug (S. 313). Er erwähnt auch einer wüſten Feſtlichkeit, die das „Feſt der Wahnſinnigen" genannt und alljährlich gefeiert wurde; bei demſelben liefen die jungen Männer über das Feld und geberdeten ſich wie verrückt, indem ſie jeden, der ihnen in die Hände fiel, ſchlugen und töteten. Es war das eine bequeme Manier, ſich ſeiner Feinde zu entledigen, wenn man ſolche hatte (Histoire des Sauvages).

14. In Chile gibt es verſchiedene Ausdrücke, um den Wahnſinn zu bezeichnen: Paulen (Delirium), sayun (verrückt werden), oyan (Wahnſinn). (Molina, Diction., 1785.)

15. In Peru haben wir in der Kurkaſprache Utk (Wahnſinn) und den berühmten Ausſpruch des Inka Pachacutec: „Die Trunkenheit, der Jähzorn und der Wahnſinn gehen Hand in Hand, aber die beiden erſteren ſind freiwillig und vorübergehend, der letztere bleibt immer" (Garcilaſſo, Hist. des Incas, VI, S. 36), ein Wort, das man als Motto verſchiedenen Werken über Irrenbehandlung voranſtellen könnte. Es gab in Peru außer den Prieſtern, heiligen Jungfrauen und ſo weiter noch Magier oder Propheten eines untergeordneten Grades, die unter Krämpfen und entſetzlichen Verdrehungen gelegentliche Weisſagungen von ſich gaben; ſie wurden von dem Volke verehrt, von den gebildetſten Klaſſen aber verachtet (Geſchichte der amerikaniſchen Urreligion von Müller, Baſel 1855, S. 90).

16. Dobritzhofer, ein Wiener Jeſuit aus dem vorigen Jahrhundert, der zwanzig Jahre in dem Lande der Abiponer zugebracht hatte, glaubt eine beſonders unter dem Stamme der Nakai Ketergel ſtark verbreitete Krankheit entdeckt zu haben. „Dieſe Krankheit," ſagt er, „befällt mehr die Seele als den Körper; darum hält das Volk ſie für das Werk von Zauberern und nennt ſie ‚evaparaiz' (Dämonomanie, Zaubererkrankheit). Hervorgerufen durch verdrießliche Begebenheiten und traurige Viſionen, äußert die Krankheit ihre Anfälle des Abends, wie es bei faſt allen intermittirenden Krankheiten der Fall iſt. Plötzlich ſtürzen die Kranken ſich aus ihren Hütten und laufen ſo ſchnell, daß kaum das beſte Pferd ſie einholen kann; ſie ſind wie von Wut beſeſſen, nach Blut und Tod lechzend und bemächtigen ſich der nächſten Waffen, die ſie finden; Männer, Frauen und Kinder fliehen vor ihnen und entſchuldigen ſich damit, daß ſie ſagen, es ſei nicht anſtändig, ſich mit Wahnſinnigen zu ſchlagen; ſie eſſen ſehr wenig und ſchlafen faſt gar nicht, ſie ſehen ganz bleich aus, ihr Blick iſt nachdenklich; doch ſind ſie in ihrem Hinbrüten ganz ungefährlich; ich habe indes wenige dieſer Tobſüchtigen gekannt, die nicht von ihrer Krankheit ein zorniges Gemüt und einen verſtörten Blick gehabt hätten. Die Krankheit dauerte acht bis vierzehn Tage."

Ich will hier noch einen von demſelben Schriftſteller berichteten Zug anführen, der den beſten Aufſchluß über die Natur der Krankheit, ihre epidemiſche Form und den großen Einfluß gibt, den über ſie moraliſche Behandlung ausübt. „Einmal, als die Anzahl dieſer Verrückten von Tag zu Tag zunahm, ließ der Häuptling Alaikan ſie alle auf einem Platz zuſammenkommen und drohte ihnen an, daß er ſie, wenn auch nur noch ein einziger Wahnſinnsfall vorkomme, alle über die Klinge ſpringen laſſen werde, ob ſie nun Tollwütige oder Zauberer ſeien. Dieſe Anſprache hatte die Wirkung eines Ableitungsmittels für die Verrückten und eines Schutzmittels für die vernünftigen Leute." (Geſchichte der Abiponen, II, Kap. 24, S. 296, Wien 1784.)

17. Die Patagonier (d'Orbigny, Homme Americain, II, S. 92) haben Magierinnen und Medizinweiber, die unter

*) Dieſes Citat iſt mir von meinem Lehrer Marzoli mitgeteilt worden.

Krampfanfällen die Zukunft verkünden; die Männer können ebenfalls zum Priestertum gewählt werden, aber sie müssen alsdann Weiberkleidung anlegen und außerdem eine gewisse besondere Veranlagung haben. Epileptiker können ohne weiteres gewählt werden, weil sie den göttlichen Geist besitzen. Er berichtet dann, daß die Guaranis gegen den Irrsinn die Blätter des Umbra (?) verwenden.

18. Wir haben bereits gesehen, daß bei den ältesten Völkern in Indien und Phönizien sich der Irrsinn in der gleichen Weise äußerte; er fehlt auch nicht den ältesten Phasen der gräkoitalischen Zivilisation. Wir haben soeben einen Boerhave unter den Abiponern gesehen, wir finden ebenso einen hellenischen in der Mythologie. Sie berichtet uns thatsächlich, daß die drei Proteïden, die Töchter des Proteus, wahnsinnig wurden und sich in Kühe verwandelt glaubten; die Wahnvorstellung wurde bereits epidemisch und breitete unter ihren Genossinnen sich aus, als Melampos sie heilte, indem er sie auf das nachdrücklichste von kräftig gebauten jungen Männern verfolgen ließ.

19. Was das Vorkommen des Wahnsinns im Mittelalter anlangt, so finden wir ein ganzes Register von Beweisstücken dafür bei Calmeil (De la Folie considerée sous le point de vue pathologique et historique, Paris 1845), bei Ideler (Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns, 1848), bei Trelat (Histoire de la folie), bei Hecker (Kinderfahrten) und so weiter.

Der nachdenkende Geschichtsforscher, der im Verfolg der Jahrhunderte das Schicksal des Menschen sich zwischen den bizarrsten Leidenschaften und den augenfälligsten Betrügereien hat bewegen sehen, knirscht vor Zorn, wenn er entdeckt, bis zu welchem Wirkungsgrade sich in jenen Zeiten die seltsamsten Einbildungen haben versteigen können. Die Geschichte des Wahnsinns faßt ihn dahin zusammen, daß sie erklärt, er sei von vielen Leuten gefürchtet und verehrt, von einzelnen erheuchelt und häufig mit Gefängnis und Scheiterhaufen bestraft worden. Der Wahnsinn ist keine Krankheit mehr, sondern ein geschichtliches Ereignis. Viele von dem Wahne des Ehrgeizes oder dem einer besondern Gottesverehrung ergriffene Unglückliche werden für Propheten und ihre Einbildungen für Enthüllungen gehalten; und so entsteht eine Menge von Sekten, die während des Mittelalters in fortschreitender Bewegung zu den traurigen Religions-, Freiheits- und Unabhängigkeitskriegen beitrugen. So bildet Picard sich ein, der Sohn Gottes zu sein, der auf Erden entsandt sei, um die Männer zu lehren, im Stande der Nacktheit und in paradiesischem Verhältnis ein gemeinsames Leben mit den Frauen zu führen; er findet Gläubige und Anhänger, und die Adamiten treten ins Dasein. Die Wiedertäufer in Münster, Appenzell und Polen hatten Engel und feurige Drachen gesehen, die unter einander im Himmel stritten, und nahmen diese Zeichen für einen Befehl, ihre liebsten Kinder umzubringen (Totschlagmanie) oder sich Monate lang der Nahrung zu enthalten oder Heere durch den Hauch des Mundes und den Blick der Augen zum Stehen zu bringen. So entstehen in der Folge unter ähnlichen Anfangsformen, wie Calmeil zeigt, die Sekten der Calvinisten und Jansenisten, die zu so großem Blutvergießen in Frankreich Anlaß gaben.

Die sonderbarsten Formen des Wahnsinns übertragen sich von ganzen Dörfern auf ganze Landschaften wie wirkliche Ansteckungskrankheiten, von Kindern auf Greise, von Gläubigen auf die verstocktesten Skeptiker. Die Dämonomanie ruft in Verbindung mit Nymphomanie und Gliederverrenkungen bald Zauberer, bald Besessene hervor, je nachdem sie von ihren Opfern willig angenommen, weiter verbreitet oder nur mit Grauen erduldet wird. Sie äußert sich in den schmutzigsten Wahnvorstellungen, namentlich dem Verkehre mit höllischen Geistern oder vielmehr Tiergestalten, in denen diese erscheinen, unter der Form eines Abscheus vor heiligen oder für heilig gehaltenen Gegenständen (zum Beispiel als Reliquien verehrten Gebeinen) und einer merkwürdigen Steigerung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten, dem Stammeln von Sprachen, von denen man kaum eine entfernte Kenntnis gehabt hat oder der Wiederbelebung der entferntesten und komplizirtesten Erinnerungen; dazu gesellt sich erotische Ekstase und partielle Anästhesie; häufig tritt eine Neigung zum Beißen, zum Morden oder zum Selbstmorde hinzu, wobei selten ein Schreckgefühl, immer aber die innerste Ueberzeugung von der Wirklichkeit der trübseligsten Sinnesstörungen zum Ausdruck gelangt.

Unter der einen oder der andern Form herrscht der Wahnsinn während des ganzen Mittelalters und vielfach auch später noch, aus hysterischen oder epileptischen Zuständen sich entwickelnd (wie man von der Cholera sagt, daß sie aus ruhrartigen Zuständen hervorgehe), besonders in Nonnenklöstern, bei den Nonnen von Madrid, den Ursulinerinnen von Loudon, von Auxonne und so weiter, nach der Schweiz, Italien, Spanien und Deutschland vordringend und oft sogar die Exorzisten befallend, die Richter, welche die Strafen für den Hexenglauben verhängten oder vielmehr denselben mit Hilfe der Gerichtshöfe und Scheiterhaufen hervorriefen. Bouguet schätzt in seiner »Dissertation sur les sorciers« die Anzahl der letzteren in Frankreich unter Karl IX. auf dreimalhunderttausend. „Deutschland," fügte er hinzu, „hat kaum etwas anderes zu thun, als die Bestrafung der Hexen vorzubereiten; in der Schweiz entvölkern diese Exekutionen mehrere Dörfer. Lothringen richtet seine Scheiterhaufen nach Tausenden zu. Bartol=Spina rechnet nach, daß man in der Provinz Como jährlich tausend Hexen verbrannte (quaest. de strigibus). Der Werwolfglaube ist die scheußlichste Form dieses Wahnsinns und bei ihm führt die Wahnvorstellung geradezu auf den Zustand der tierischen Wildheit zurück: Männer und Frauen glauben sich in Wölfe oder Bären verwandelt und nähren oder glauben sich von Menschenfleisch zu nähren, heulen, brüllen, laufen nackt, mit Blut bedeckt und mit zerrauftem Haar umher oder kriechen auf allen vieren. Dieser Wahnsinn, der heutzutage nur noch vereinzelt und nur noch persönlich vorkommt, war in der mythischen Zeit Griechenlands (s. Theopompos) und bei den Chaldäern kaum bekannt, während er im Mittelalter epidemisch auftritt; nach Bouguet wurden im Jura allein neunhundert Werwölfe erschlagen, und man trifft sie zu Hunderten in Dôle, Angers, Poligny und Bordeaux (Calmeil, I, 232, 297). Es gab damals epidemische Wahnsinnsformen, deren Charakter sich darin äußerte, umher zu schweifen, zu predigen, tierische Laute auszustoßen oder zu tanzen. Als die Prophetenschwärmerei in den Cevennen ausbrach, erwiesen Frauen und sogar Kinder sich für diese Wahnsinnsform empfänglich und nahmen in der Sonne oder in den Wolken himmlische Befehle wahr. Tausende von Frauen thaten nichts als Psalmen singen und prophezeien und oft ergriff die Ansteckung sie massenhaft. Ganze Dörfer, sagt Villars, waren vom Teufel besessen. Im Jahre 1374 steckten in Aachen die Fallsüchtigen und Tanzwütigen das ganze Volk, zuletzt bis auf die schwangeren Frauen und die altersschwachen Greise, mit der Sucht an, auf öffentlichen Plätzen zu tanzen und dabei auszurufen: »Here Sant Johan, so, so, vrisch und vord!« Es treten religiöse Wahnvorstellungen hinzu, die den Himmel offen und in seinem Innern die Schar der verklärten Heiligen erblicken ließen, während gleichzeitig ein Abscheu vor der roten Farbe und vor Spitzen sich äußerte. Die Manie erstreckte sich bis nach Köln, wo fünfhundert Personen von ihr ergriffen wurden; in Metz zählte man deren fünfzehnhundert und ähnlich in Straßburg und so weiter; sie hörte so bald nicht auf, nahm aber mit den Jahren eine periodische Gestalt an, und am Tage des heiligen Guy oder Veit (den man wahrscheinlich seines keltischen Namensursprungs wegen zum Schutzheiligen gewählt) versammelten sich Tausende von Tanzsüchtigen und ließen sich vor seinen Reliquien einschläfern. Im Jahre 1623 dauerten diese Wallfahrten noch an und manche wiederholten sich zweiund-dreißigmal (Hecker, Tanzmanie, S. 120). Etwas ähnliches kommt heutzutage noch in Italien vor, in Calabrien, wo die Tarantellomanie sich in der leidenschaftlichen Vorliebe für gewisse Tänze und dazu gehörige Melodien äußert; hören die von ihr Ergriffenen die Töne nicht mehr, so fallen sie ohnmächtig hin, äußern eine Vorliebe für rote Farbe und frisches Wasser und vergießen Freudenthränen, wenn sie einen derartigen Gegenstand sehen oder mit ihm in Berührung kommen. Dieser Wahnsinn hat einen derart epidemischen Charakter, daß man Taube Jahre hindurch sich geberden sieht, als folgten sie dem Takte und dem Tonfalle der beliebten Tanzweisen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 20. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941
German Department Fund

Inhalt des zwanzigsten Heftes.

Seite

Sonja Kowalevsky. (Fortsetzung). II. Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte. Aus dem Schwedischen von Anna Charlotte Leffler 917
Fritz Randel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm (Fortsetzung) 927
Die Jungfrau von Albanien. Eine kalabresische Erzählung aus dem Italienischen von Nicola Misasi 938

Von Diesem und Jenem:

Sind wir verrückter als unsere Väter? Von Cesare Lombroso (Schluß) 962
Die beste Frau der Welt 964
„Das Wiedererwachen des militärischen Barbarismus" in Deutschland 964

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue Erscheinungen!

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Künstlerfahrten.

Humoresken von

Albert Roderich.

Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer. Geheftet in farbigen Umschlag Preis 2 Mark.

Selten noch wurde ein Buch von solch prickelndem, unwiderstehlich zur Heiterkeit anreizendem Humor, vereinigt mit gleich drolligen, durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen ausgegeben. Ein Freundschaftsbund, wie er nicht inniger zwischen Orest und Pylades, Achilleus und Patroklos bestanden haben kann, vereinigt den jungen Maler Lange mit dem nicht viel älteren Humoristen Feist. Was der eine schreibt, illustrirt der andere, und umgekehrt verfaßt der Held der Feder zu den witzigen Karikaturen seines Freundes den gleichgestimmten Text. Aber nicht bloß auf die gemeinsame Arbeit, sondern auch auf das sonstige Leben erstreckt sich das Bündnis, vor allem auf die Ausübung lustiger Streiche, und wenn die beiden gelegentlich auch einander einen Schabernack spielen, gegenüber den sonstigen Sterblichen sind sie ein Herz und eine Seele. Dabei haben sie das Glück, daß ihre übermütigen Scherze immer gnädig ablaufen, bis endlich die lockeren Schwerenöter von der Rache des Schicksals ereilt werden. Aber diese Rache ist süß, auch für die Betroffenen, die sich willig unter das Ehejoch beugen und ohne Frage solide Gatten und Väter werden. Jeder Leser, der das Künstlerpaar Feist und Lange auf ihren urlaunigen Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer so in Mitleidenschaft gezogen, daß ihm die beiden Kumpane für alle Zeiten in der Erinnerung fortleben.

Die geheimnisvolle Sängerin.

Roman von

Karl Detlef.

Dritte Auflage. **Mit 96 Illustrationen von R. Blumenau.** Geheftet in farbigen Umschlag Preis 3 Mark.

Karl Detlef hat sich durch seine geistvollen Schilderungen russischen Gesellschaftslebens in der deutschen Romanliteratur einen klangvollen Namen gemacht. Aber auch das buntbewegte Leben des Südens weiß er in farbenprächtigen Zügen zu schildern, wie dieser Roman zeigt, dessen Schauplatz die ewige Stadt mit ihrem Karnevalgetriebe ist. In einer lustigen Faschingsgeschichte entwirft er ein fesselndes Bild von dem römischen Karneval und verflicht darin eine launige Ehestandskomödie, die sich zuletzt in allseits befriedigender Weise löst. Die scharf charakterisirten Gestalten und Scenen, die anmutige Darstellung voll sympathischer Wärme gewinnen durch die allerliebsten flotten Zeichnungen des bekannten Illustrators R. Blumenau ein erhöhtes Interesse und werden jeden Leser sofort fesseln und bis zum Schluß in Spannung erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

(Fortsetzung.)

II.

Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte.

Von

Anna Charlotte Leffler.

I.

Als Sonja ungefähr siebenzehn Jahre zählte, verbrachte die Familie einen Winter in Petersburg.

Zu dieser Zeit herrschte eine lebhafte Bewegung unter der intelligenten Jugend Rußlands, und zwar in ganz auffallender Weise unter den jungen Mädchen, eine Bewegung, die Rußlands Freiheit, Entwicklung, Erhebung in geistiger Beziehung galt. Es war dies keine nihilistische, kaum eine politische Strömung; es war ein Anspruch auf Kenntnisse und geistige Entwicklung, der so stark um sich gegriffen hatte, daß um diese Zeit Hunderte von jungen Mädchen aus den besten Familien ausländische Universitäten besuchten, um zu studiren. Da sich die Eltern im allgemeinen diesem Streben ihrer Töchter entgegensetzten, hatten die jungen Mädchen eine sehr eigentümliche und für diesen Zeitpunkt charakteristische Taktik erfunden — sie gingen eine Art Scheinehe mit jungen Männern ein, die von den gleichen Ideen beseelt waren wie sie, nur um der elterlichen Vormundschaft zu entgehen und eine Reise ins Ausland zu ermöglichen. Viele von den weiblichen Studenten in Zürich, die später durch einen kaiserlichen Ukas heimberufen wurden, und die im Verdacht standen, Anhängerinnen des Nihilismus zu sein, obwohl sie in Wirklichkeit nichts weiter gethan hatten, als sich in friedlichster Weise ihren Studien zu widmen, waren auf diese Weise mit Männern verheiratet, die sie, nachdem sie sie nur aus dem Elternhause geführt und auf die Universität begleitet hatten, nach gegenseitigem Uebereinkommen frei und allein zurückließen. Ja, diese Art Verbindungen mit einem ganz abstrakten Zweck fingen um diese Zeit an, so allgemein in dem Freundeskreis zu werden, dem Sonja und ihre Schwester in Petersburg angehörten, daß sie der jungen Sonja wie auch einem großen Teil ihrer Freunde und Freundinnen weit idealer erschienen als die gewöhnliche, gemeine Verbindung zweier Menschen, die nur die Befriedigung ihrer Gefühle und Sinne, mit anderen Worten ihres Egoismus, in dem suchten, was man Ehe und Liebe nennt. Dem Idealismus, der diese jungen Menschen beseelte, war das persönliche Glück etwas Untergeordnetes, die Aufopferung für ein unpersönliches Ziel das einzig Große und Edle. Studiren, sich entwickeln, um dadurch dem von allen Russen so schwärmerisch geliebten Vaterland neue Kräfte zuzuführen, die ihm in seinem schweren Befreiungskampf aus der Finsternis und dem Druck zur Aufklärung und Freiheit verhelfen konnten — für dieses Ziel entbrannten die jungen Töchter dieser alten aristokratischen Familien, die niemals daran gedacht hatten, sie zu etwas anderm zu erziehen als zu Weltdamen und Gattinnen, und die sich nun ganz naturgemäß den Anzeichen von Selbständigkeitsgefühl und Oppositionslust, die hie und da aus der geheimnisvollen Zurückgezogenheit hervorbrachen, die die Jungen den Aelteren gegenüber beobachteten, vollkommen unverständlich und feindlich gegenüberstellten.

„Ach, das war eine so glückliche Zeit," pflegte Sonja zu sagen, wenn sie von dieser Periode ihres Lebens sprach. „Wir waren so entzückt von all den neuen Ideen, die uns entgegentraten, so überzeugt, daß der jetzige Zustand der menschlichen Gesellschaft nicht fortdauern könne, wir sahen die herrliche Zeit der Freiheit und allgemeinen Aufklärung, von der wir träumten, gleichsam so nahe bevorstehend — so sicher. Und dann dies Gefühl der Zusammengehörigkeit!

„Es konnten kaum drei bis vier von uns Jungen in einem Salon zusammentreffen, in einer großen

Gesellschaft von älteren Leuten, in der wir uns nicht bemerkbar machen durften — ohne daß wir uns bald an einem Tonfall, einem Blick, einem Seufzer verstanden und wußten, ob wir uns unter Gleichgesinnten befanden. Und hatten wir entdeckt, daß es der Fall war, welch ein großes, geheimnisvolles, den anderen unbekanntes Glück war es da nicht, diesen jungen Mann, dies junge Mädchen in unserer Nähe zu wissen, die wir früher nie gekannt hatten, die wir vielleicht nie zuvor gesehen hatten, mit denen wir nur einige gleichgiltige Worte gewechselt hatten, und die man doch von denselben Ideen, von denselben Hoffnungen, von derselben Opferwilligkeit für dasselbe Ziel beseelt wußte."

In dem Freundeskreis, dessen Mittelpunkt die sechs Jahre ältere Anjuta bildete, nahm niemand weitere Rücksicht auf die kleine Sonja. Sie war ihrem Aeußern nach noch ein Kind und wurde nur als Begleiterin der älteren Schwester geduldet; Anjuta aber liebte ihre kleine schüchterne Schwester mit den grünen Stachelbeeraugen, die bei jedem warmen und enthusiastischen Wort, das von einem der Aelteren ausging, gleichsam in Glückseligkeit schwammen, und die sich dabei so anspruchslos im Schatten ihrer älteren, glänzenden Schwester hielt.

Sonja bewunderte diese Schwester, die sie in jeder Hinsicht sich selber weit überlegen glaubte, sowohl in Bezug auf Schönheit und Anziehungskraft als auf Talente und Intelligenz. Aber in ihrer Bewunderung lag auch ein gut Teil Neid, das heißt ein solcher Neid, der seinem Gegenstand nachstrebt, nicht aber ein solcher, der diesen zu erniedrigen und verringern strebt. Dieser Neid, von dem Sonja selber in ihren Kindheitserinnerungen spricht, ging übrigens durch ihr ganzes Leben. Sie war stets geneigt, bei anderen die Eigenschaften zu überschätzen, die sie sich selber wünschte, und sich darüber zu quälen, daß sie ihr fehlten, besonders imponirten ihr eine schöne äußere Erscheinung und ein anziehendes Wesen stets sehr. Dies beides scheint die Schwester in weit höherem Grade besessen zu haben als sie, und sie träumte deswegen davon, sie auf einem andern Gebiet zu überstrahlen. Sie war schon von ihrer frühesten Kindheit an ihres guten Verstandes wegen gelobt worden, und ihre natürliche Neigung zu den Studien sowie ihr Wissensdurst wurden jetzt durch ihren Ehrgeiz und durch die Ermunterung angestachelt, die ihr ihr Mathematiklehrer zu Teil werden ließ. Sie zeigte eine so ungewöhnliche Schärfe und Schnelligkeit in der Auffassung, einen solchen Reichtum an Ideenansätzen, daß ihre wissenschaftliche Begabung über allen Zweifel erhaben schien. Aber der Vater, der nur infolge der Vorstellungen eines seiner Jugendfreunde, der selbst in dieser Wissenschaft bewandert war, und der die eminente Anlage Sonjas dafür entdeckte, seine Einwilligung zu diesem für ein junges Mädchen so ungewöhnlichem Studium gab, zog sich entsetzt zurück bei dem ersten Argwohn, daß seine Tochter diese Studien allen Ernstes betreiben wollte. Ja, ihre erste schüchterne Andeutung, daß sie eine ausländische Universität besuchen und studiren wolle, fand eine ebenso üble Aufnahme wie vor wenigen Jahren die Entdeckung von Anjutas Schriftstellerei, ward mit anderen Worten als verwerfliche Tendenz aufgefaßt, die darauf hinausging, die Schranken zu durchbrechen. Die jungen Mädchen aus guten Familien, die ähnliche Pläne durchgeführt hatten, wurden im Grunde als Abenteurerinnen betrachtet, die ihren Eltern Kummer und Schande machten.

So lebten sie denn neben einander in dem aristokratischen Heim, diese beiden so entgegengesetzten geistigen Strömungen, das heimliche, versteckte, unterdrückte aber rebellische und intensive Streben nach außen und dem Fortschritt entgegen, das nicht zu hemmen war und gleich einer Naturkraft seine eigenen Wege suchte, und die offene, ehrliche, von ihrem höheren Recht überzeugte Elterntyrannei, die bemüht war, diese unbekannte, unverstandene Naturkraft zu hemmen und zurückzuhalten, zu züchtigen und zu reguliren.

Anjuta und deren Freundin Inez, die ebenfalls den glühenden Wunsch hegte, hinauszukommen und zu studiren, und die sich ebenfalls durch den Willen der Eltern gehindert sah, faßten einen Entschluß. Eine von ihnen, gleichviel welche, sollte eine jener ideellen, platonischen Ehen schließen, die ihnen beiden die Freiheit schenken konnte, denn wenn sich eine von den Freundinnen verheiratete, so glaubten sie, daß die andere wohl von den Eltern Erlaubnis bekommen würde, sie auf eine Reise ins Ausland zu begleiten, die dann nicht mehr den anstößigen Charakter einer Studienreise hatte, sondern nur als Vergnügungsreise betrachtet werden konnte. Auch die kleine Sonja sollte dann mitgenommen werden, denn sie war der unzertrennliche Schatten ihrer Schwester, und es war nicht zu denken, daß die eine ohne die andere reisen könne.

Nachdem dieser Plan einmal entworfen war, handelte es sich nur darum, den rechten Mann zu finden, der bei der Ausführung behilflich sein konnte. Anjuta und Inez hielten Umschau in ihrem Umgangskreis, und die Wahl fiel auf einen jungen Universitätsprofessor, den sie nur oberflächlich kannten, von dessen Rechtschaffenheit und Hingebung an die gemeinsame Sache sie aber überzeugt waren. Und eines Tages begaben sich alle drei Mädchen — Sonja bildete wie immer den Nachtrab — in die Wohnung des jungen Professors.

Er saß an seinem Schreibtisch und studirte, als der Diener die drei jungen Damen einführte, deren Besuch ihn höchlich in Erstaunen versetzte, da sie

keineswegs zu seinem näheren weiblichen Verkehr gehörten. Er erhob sich höflich und bat sie, Platz zu nehmen; sie setzten sich alle drei in eine Reihe auf das lange Sofa, und nun folgte ein kurzes, verlegenes Schweigen.

Der Professor saß ihnen gerade gegenüber im Schaukelstuhl und betrachtete bald die eine, bald die andere der drei jungen Damen: die lange, schlanke, blonde Anjuta mit dieser eigentümlichen, geschmeidigen Grazie, die alle ihre Bewegungen auszeichnete und den großen, strahlenden, dunkelblauen Augen, die sie ohne Scheu nur mit einem gewissen zweifelnden Ausdruck auf ihn richtete; die dunkle, stattliche, üppige Inez mit der Adlernase und dem kühnen Blick in den schwarzen, ein wenig hart gezeichneten Augen, und die kleine schmächtige Sonja mit ihrem reichen, lockigen Haar, ihren reinen, regelmäßigen Zügen, ihrer kindlich unschuldsvollen Stirn und ihren so eigenartigen, leidenschaftlich fragenden, spähenden, glänzenden Augen.

Schließlich ergriff Anjuta der Verabredung gemäß das Wort und stellte ohne jegliche Spur von Verwirrung ihre Frage: ob der Herr Professor geneigt sei, sie zu „befreien", indem er eine Scheinehe mit einer von ihnen schließen, sie nach einer Universität in Deutschland oder in der Schweiz begleiten und dann verlassen wolle.

In einem andern Lande und unter anderen Verhältnissen würde wohl ein junger Mann schwerlich eine solche Frage aus dem Munde eines schönen Mädchens vernehmen, ohne ein wenig Galanterie oder einen kleinen Zug von Ironie in seine Antwort zu legen. Hier aber war der Mann der Situation gewachsen — in dieser Hinsicht hatte Anjuta eine gute Wahl getroffen — ohne eine Miene zu verziehen, antwortete er, daß dies ein Vorschlag sei, auf den einzugehen er nicht die geringste Lust verspüre.

Und die jungen Mädchen? Man könnte glauben, daß sie sich durch diesen Abschlag gedemütigt fühlten. Das war aber keineswegs der Fall, ihre weibliche Eitelkeit hatte nicht das geringste mit dieser Sache zu thun, es war ja nicht die Rede davon gewesen, dem jungen Mann persönlich zu gefallen; sie nahmen den Abschlag ebenso ruhig hin, wie es ein Mann gethan haben würde, der einen andern aufgefordert hat, ihn auf einer Reise zu begleiten, ohne daß dieser das Anerbieten angenommen hat. Und dann trippelten sie alle drei von dannen, der Professor schüttelte ihnen an der Thür die Hand und sie sahen einander erst nach einer ganzen Reihe von Jahren wieder. Sie hegten keine Furcht, daß er jemals das ihm erwiesene Vertrauen mißbrauchen könne, denn sie wußten, daß er dem heiligen Bunde angehörte, der kein Bund im eigentlichen Sinne des Wortes war, der aber doch gleichsam in einem festen Ring alle die zusammenhielt, deren Herz für dasselbe Ziel schlug. Ungefähr fünfzehn Jahre später, als Frau Kowalevsky auf der Höhe ihres Ruhmes stand, traf sie einmal in einer Gesellschaft in Petersburg mit diesem Mann zusammen, und sie sprachen scherzend über diesen mißglückten Antrag.

Eine von Anjutas Freundinnen beging um diese Zeit die niedrige Handlung, sich aus Liebe zu verheiraten Wie sie sie verachteten und bedauerten! Wie schwoll ganz besonders Sonjas Herz vor Unwillen über ein so elendes im Stichlassen aller Ideale! Und wie sich die junge Frau selber vor ihren Freundinnen schämte, als sei sie eine Gefallene! Sie wagte es niemals, mit ihnen über das Glück ihrer Ehe zu reden und sie verbot ihrem Gatten, ihr jemals in ihrer Gegenwart seine Liebe zu zeigen.

Um diese Zeit trat ein ganz unerwartetes Ereignis in Sonjas Leben ein.

Anjuta und Inez, die an ihrem Plan festhielten und sich nicht durch den ersten mißglückten Versuch abschrecken ließen, hatten einen andern jungen Mann zu ihrem Befreier erkoren. Es war diesmal nur ein Student, er war jedoch ungewöhnlich begabt und hegte selber den Wunsch, nach Deutschland zu reisen, um seine Studien fortzusetzen. Er war aus guter Familie und man prophezeite ihm allgemein eine glänzende Zukunft, weshalb zu erwarten war, daß die betreffenden Eltern — mochte nun seine Wahl auf Anjuta oder auf Inez fallen — nichts gegen diese Partie einzuwenden haben würden. Diesmal geschah das Angebot auf eine weniger feierliche Weise. Anjuta benutzte die Gelegenheit, als sie ihn einmal bei gemeinsamen Freunden traf, wo sie einander schon häufiger begegnet waren, und machte ihm im Laufe der Unterhaltung ihren Vorschlag. Er gab die ganz unerwartete Antwort, daß er sehr geneigt sei, auf ihren Plan einzugehen, nur mit der kleinen Veränderung im Programm, daß er sich mit Sonja verheiraten wolle.

Dies erregte große Besorgnis bei den drei Verschworenen, denn wie sollte man den Vater dazu bewegen, dies Kind fortzugeben, da obendrein die bereits dreiundzwanzigjährige Anjuta noch unvermählt war. Hätte sich eine einigermaßen passende Partie für die ältere Tochter geboten, so würde der Vater sicher eingewilligt haben. Sie machte ihm im Grunde viel zu schaffen durch ihre phantastische, unberechenbare Natur, und sie war in dem Alter, in dem ein Mädchen sich verheiraten muß.

Freilich war Kowalevsky reichlich jung für sie, doch hatte er eine Zukunft und würde infolge dessen ein willkommener Freier für die älteste Tochter gewesen sein. Aber Sonja! Nein. Der Antrag wurde mit absoluter Autorität abgelehnt und die schleunige Rückreise nach Palibino vorbereitet.

Was war nun zu thun? Die Rückkehr nach Palibino war gleichbedeutend mit dem Aufgeben aller Hoffnungen, mit dem Abschiednehmen von allen den Interessen, die jetzt die Lebensluft der jungen Mädchen bildeten. Es war ihnen, als sollten sie in ein Gefängnis gesperrt werden, doch ohne das Bewußtsein, Märtyrer einer großen Sache zu sein, das ein wirkliches Gefängnis ihnen leichter erträglich erscheinen ließ als diese gänzlich poesielose Verweisung, die sie jetzt bedrohte.

Da faßte die schüchterne Sonja einen kühnen Entschluß. Dies sanfte Mädchen, das keinen unfreundlichen Blick, keinen mißbilligenden Tonfall von denen zu ertragen vermochte, die sie lieb hatte, ward zu Stahl in diesem kritischen Augenblick. Denn bei all dem Zärtlichen, Empfänglichen, Empfindsamen in ihrer Natur besaß sie einen Zug von Härte, von Unbeugsamkeit, der sich in entscheidenden Momenten geltend machte. Sie, die in voller Hingebung liebkosend wie ein kleiner Hund dem auf den Schoß kriechen konnte, der sie mit einem freundlichen Blick zu sich lockte, sie konnte, wenn der Geist des Kampfes in ihr wachgerufen war, alle Gefühle mit Füßen treten und diejenigen blutig verwunden, die sie soeben mit den wärmsten Beweisen ihrer Zärtlichkeit umgeben hatte. Dies beruhte auf einer Intensität des Willens, die bei ihr die ganze Macht einer Leidenschaft besaß, selbst wo es sich um ein Ziel handelte, das nichts mit Gefühlen zu schaffen hatte. Was sie erstrebte, was sie wünschte, was sie wollte, das *wollte* sie mit einer so geradezu schmerzhaften Intensität, daß es sie förmlich verzehrte. Und jetzt wollte sie in die Welt hinaus, wollte fort aus dem Elternhause, wollte ihre Studien fortsetzen, koste es, was es wolle.

Ihre Eltern gaben ein Familiendiner. Am Vormittage war die Mutter ausgegangen, um einige Einkäufe zu machen, Blumen für die Tafel oder einige eben im Druck erschienene Notenhefte für ihr Klavier zu besorgen, der Vater war in seinem Klub, und die Gouvernante half der Kammerjungfer den Salon mit Blattgewächsen dekoriren. Die jungen Mädchen waren allein in ihrem Zimmer, ihre neuen, geschmackvollen Toiletten lagen fertig da.

Sie durften das Haus stets nur in Begleitung des Dieners oder der Gouvernante verlassen. Doch benutzte Sonja jetzt den Augenblick, wo alle beschäftigt waren, um sich allein fortzuschleichen. Anjuta, die mit im Komplott war, begleitete sie die Treppe hinab und hielt Wache an der Thür, bis die Schwester aus dem Gesichtskreis verschwunden war, worauf sie pochenden Herzens in ihr Zimmer zurückkehrte und sich zerstreut daran machte, ihr himmelblaues Kleid anzuziehen. Es dämmerte bereits und die ersten Gaslaternen wurden angezündet. Sonja hatte den Schleier dicht vors Gesicht gezogen, den Baschlik um den Kopf gebunden und durchschritt nun ängstlich die um diese Zeit ziemlich leeren, breiten Straßen, die sie nie zuvor allein betreten hatte. Ihre Pulse schlugen infolge der fieberhaften Spannung, in die ein so großes Unternehmen ein junges, romantisches Gemüt versetzen muß, und die etwas so Bestrickendes hat. Sie kam sich wie die Heldin eines Romans vor, sie, die kleine Sonja, die bisher stets nur der Schatten der Schwester gewesen war, aber es war dies keiner jener banalen Liebesromane, von denen es in der Literatur wimmelt und die sie so verachtete.

Denn nicht zu einem verliebten Stelldichein flog sie mit diesen schnellen, festen, rhythmischen, kleinen Schritten; keine erotischen Empfindungen machten ihr Herz pochen, als sie jetzt mit verhaltenem Atem, wahnsinnig vor Angst, wie nur ein Kind es sein kann, das sich im Dunkeln fürchtet, die drei finsteren Treppen eines unwirtlichen Hauses in einer Nebenstraße hinan eilte. Sie klopfte mit drei schnellen, nervösen Schlägen an die Thür, die sich so hastig öffnete, daß es keinem Zweifel unterlag, daß der junge Mann, der sie jetzt empfing, Wache gehalten hatte, um sie zu erwarten. Er führte sie sofort in ein einfaches Studirzimmer, wo Bücher auf Tischen und Stuhlen aufgestapelt lagen und wo ein gebrechliches Sofa scheinbar abgeräumt war, um ihr Platz zu bieten.

Der junge Mann hatte gerade nicht das Aussehen eines Romanhelden. Sein üppiger roter Bart und seine viel zu große Nase ließen ihn beim ersten Anblick häßlich erscheinen, begegnete man aber dem Blick seiner tiefblauen Augen, so fand man dort einen so intelligenten und dabei so freundlichen, gutherzigen Ausdruck, daß man sich gleich zu ihm hingezogen fühlte. Seine Haltung dem jungen Mädchen gegenüber, das sich ihm auf eine so eigentümliche Weise anvertraut hatte, war vollkommen die eines älteren Bruders.

Die beiden jungen Leute warteten jetzt in großer Spannung, unausgesetzt nach dem Flur hinaus horchend, ob sich nicht hastige Schritte vernehmen ließen, und mehr als einmal fuhr Sonja vom Sofa auf, rot und blaß werdend vor Erregung, sobald sie glaubte, daß sich jemand nahe.

Inzwischen waren die Eltern nach Hause gekommen, aber, wie vorauszusehen gewesen war, so kurz vor Tische, daß sie sich so eben bis zur Ankunft der Gäste umkleiden konnten. Sie bemerkten deswegen die Abwesenheit der Tochter nicht, bevor alle im Speisesaal versammelt waren, um sich zu Tische zu setzen.

„Wo ist Sonja?“ fragten sie beide wie aus einem Munde die bleiche Anjuta, die heute gleichsam größer und selbstbewußter erschien als gewöhnlich, und deren Blick etwas Herausforderndes und dabei doch einen so erregten, gespannten Ausdruck hatte.

„Sie ist ausgegangen," erwiderte sie mit leiser Stimme, deren schwaches Zittern sie vergebens zu beherrschen suchte, indem ihr Blick sich vor dem des Vaters senkte.

„Ausgegangen? Was soll das heißen? Mit wem?"

„Allein! — Auf ihrem Toilettetisch liegt ein Brief."

Der Diener erhielt den Befehl, sofort den Brief zu holen, und man setzte sich schweigend zu Tische.

Sonja hatte ihren Schlag besser berechnet als sie vielleicht selber ahnte, grausamer als sie es gewollt. In ihrem kindischen Trotz, mit dem rücksichtslosen Egoismus der Jugend, der keine Schonung kennt, während er den Schmerz nicht versteht, den er bereitet, hatte sie den Vater an seinem empfindlichsten Punkt verwundet. In Gegenwart seiner sämtlichen näheren und entfernteren Verwandten mußte der stolze Mann die Demütigung, die ihm die Tochter zugefügt hatte, hinunterschlucken. In dem Brief stand nur: „Verzeih mir, Papa, ich bin bei Woldemar, und ich flehe Dich an, Dich unserer Ehe nicht mehr zu widersetzen."

Ivan Sergejevitsch las stumm diese Zeilen und erhob sich dann vom Tische, seinen Nachbarn eine Entschuldigung murmelnd.

Zehn Minuten später hörten die immer ängstlich lauschende Sonja und ihr Kamerad die erwarteten, heftigen Schritte, die Thür, die nicht verschlossen war, flog ohne vorhergehendes Pochen auf, und General Krukofsky stand vor seiner zitternden Tochter.

Gegen Ende des Diners traten Vater und Tochter in den Speisesaal, gefolgt von Woldemar Kowalevsky.

„Gestattet mir, euch den Verlobten meiner Tochter Sonja vorzustellen," sagte Ivan Sergejevitschs erregte Stimme.

II.

So ungefähr erzählte mir Sonja die dramatische Einleitung zu ihrer eigentümlichen Ehe. Die Eltern verziehen ihr und bald darauf — im Oktober 1868 — wurde die Hochzeit in Palibino gefeiert.

Die Neuvermählten reisten nach Petersburg, wo Sonja sogleich durch ihren Gatten in die politisch interessirten Kreise eingeführt wurde, wonach sie sich schon lange gesehnt hatte. Eine Freundin, die ihr später sehr nahe stand, beschreibt den Eindruck, den ihre Persönlichkeit um diese Zeit machte, folgendermaßen:

„Zwischen allen diesen Frauen und unvermählten Damen, die sich für Politik interessirten, und die alle mehr oder weniger vom Leben mitgenommen waren, machte sie wirklich einen ganz eigentümlichen Eindruck, und ihre kindliche Erscheinung verschaffte ihr bald den Beinamen der ‚kleine Sperling'. Sie hatte soeben ihr achtzehntes Jahr vollendet, sah aber sehr viel jünger aus. Klein von Wuchs, schlank, wenn auch mit ziemlich vollem Gesicht, kurzgeschnittenem, kastanienbraunem, lockigem Haar, sehr beweglichen, ausdrucksvollen Zügen und ein paar Augen, deren Ausdruck, unaufhörlich wechselnd, oft auf das höchste lebhaft, oft tief träumend war; mit einer eigentümlichen Mischung von fast kindlicher Naivität und einer großen Gedankentiefe vereint.

„Sie gewann alle Menschen durch den unbewußten Liebreiz, der sie zu dieser Zeit ihres Lebens auszeichnete, Alt und Jung, Herren wie Damen waren gleich entzückt von ihr. Durch und durch natürlich in ihrem Wesen, ohne jede Spur von Koketterie, schien sie die Huldigungen gar nicht zu bemerken, die man ihr von allen Seiten entgegenbrachte. Sie legte nicht den geringsten Wert auf ihr Aussehen oder ihre Toilette, die nicht einfacher hätte sein können, ja, sie legte oft eine gewisse Tendenz zu Unordnung an den Tag, die sie nie ganz verloren hat.

„Ich entsinne mich, wie sie einmal, kurz nachdem ich sie kennen gelernt hatte, während wir uns sehr eifrig über irgend ein Thema unterhielten, das uns beide ganz erfüllte — wir konnten uns um diese Zeit überhaupt nur sehr eifrig unterhalten — fortwährend an der Garnitur ihres linken Kleiderärmels zerrte, die sich ein wenig gelöst hatte, bis es ihr gelungen war, sie ganz abzureißen, dann warf sie sie als etwas ganz Ueberflüssiges auf den Fußboden, offenbar seelenvergnügt, sich davon befreit zu haben . . ."

Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Petersburg reisten die jungen Gatten im Frühling 1869 nach Heidelberg, Sonja um Mathematik, ihr Mann, um Geologie zu studiren. Nachdem sie auf der dortigen Universität immatrikulirt waren, machten sie in den Sommerferien eine gemeinsame Reise nach England, auf der Sonja Gelegenheit hatte, eine ganze Reihe der berühmtesten Persönlichkeiten der damaligen Zeit, wie George Elliot, Darwin, Spencer, Huxley und andere kennen zu lernen. In George Elliots Tagebuch, das in Mr. Croß' Biographie veröffentlicht ist, findet sich folgende Bemerkung vom fünften Oktober 1869:

„Sonntag hatten wir Besuch von einem interessanten russischen Ehepaar, Mr. und Mme. Kowalevsky; sie, ein anmutiges Wesen, mit angenehmer, sanfter Stimme und Rede, studirt — mit besonderer, durch Kirchhoffs Vermittlung erhaltener Erlaubnis — Mathematik in Heidelberg; er, liebenswürdig und intelligent, studirt die konkreten Wissenschaften, speziell Geologie, und befindet sich auf dem Wege nach Wien, um dort zu gleichem Zweck sechs Monate zu verweilen, während seine Gattin in Heidelberg zurückbleibt."

Dieser Plan gelangte jedoch nicht gleich zur Ausführung, Woldemar blieb noch ein Semester in

Heidelberg bei seiner Frau. Ihr Leben während dieser Zeit wird von der bereits erwähnten Freundin, die durch Sonjas Befürwortung von ihren Eltern Erlaubnis erhalten hatte, an der Universität zu studiren, folgendermaßen geschildert:

„Wenige Tage nach meiner Ankunft in Heidelberg, im Oktober 1869, traf Sonja mit ihrem Gatten, von England kommend, ein. Sie schien sehr glücklich und sehr zufrieden mit ihrer Reise. Sie war frisch, rosig, anziehend wie das erstemal, als ich sie sah, aber es lag noch mehr Glanz und Feuer in ihren Augen, sie fühlte selber, wie sich eine neue Energie, ihre kaum begonnenen Studien fortzusetzen, in ihr entfaltete. Dies ernste Streben hinderte sie jedoch nicht, Vergnügen an allem möglichen andern, selbst an den unbedeutendsten Dingen zu finden. Ich entsinne mich noch unseres gemeinsamen Spaziergangs am Tage nach ihrer Ankunft. Wir machten einen langen Streifzug in der Umgegend von Heidelberg, und als wir auf einen ebenen Weg kamen, fingen wir beiden jungen Mädchen an, um die Wette zu springen wie ein paar Kinder. — Mein Gott, welch eine Frische liegt über diesen Erinnerungen aus der ersten Zeit unseres Universitätslebens! Sonja erschien mir damals so glücklich und zwar in einer so edlen Weise, und doch, wenn sie später von ihrer Jugend sprach, so geschah das mit bitterer Reue, als habe sie sie ganz vergebens vergeudet. Da mußte ich stets an diese ersten Monate in Heidelberg denken; ich dachte an unsere enthusiastischen Diskussionen über alle möglichen Themata; ich dachte an ihr poetisches Verhältnis zu ihrem jungen Gatten, der sie zu jener Zeit mit einer völlig idealen Liebe ohne jegliche Beimischung von Sinnlichkeit liebte. Sie schien ihn ebenso wieder zu lieben; beide kannten diese niedrigere Passion noch nicht, die man mit dem Namen Liebe zu bezeichnen pflegt. Wenn ich an dies alles zurückdenke, so will es mir erscheinen, als wenn Sonja keinen Grund hatte, sich zu beklagen, ihre Jugend war wirklich von den edelsten Gefühlen, von dem höchsten Streben erfüllt, und an ihrer Seite lebte ein Mann, der sie zärtlich, mit beherrschter, zurückgehaltener Leidenschaft liebte. Es ist dies die einzige Zeit, in der ich Sonja glücklich gekannt habe. Ein wenig später, ja schon nach Verlauf eines Jahres, war es nicht mehr so.

„Gleich nach unserer Ankunft nahmen die Vorlesungen ihren Anfang. Den Tag über waren wir alle drei auf der Universität, selbst an den Abenden nahmen uns unsere Studien in Anspruch. In der Woche hatten wir fast niemals Zeit zum Spazierengehen, an den Sonntagen aber unternahmen wir weite Wanderungen in die Umgegend von Heidelberg, zuweilen fuhren wir auch nach Mannheim, um das Theater zu besuchen. Wir hatten sehr wenige Bekannte und verkehrten nur ausnahmsweise in einigen Professorenfamilien.

„Sonja zog gleich von Anfang an infolge ihrer ungewöhnlichen mathematischen Begabung die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer auf sich.

„Professor Königsberger, der berühmte Physiker Kirchhoff, bei dem sie einen Kursus in praktischer Physik durchmachte, alle sprachen von ihr als von etwas ganz Außerordentlichem. Ihr Ruf verbreitete sich so sehr in der kleinen Stadt, daß die Leute oft auf der Straße stehen blieben, um der merkwürdigen Russin nachzusehen. Eines Tages kam sie nach Hause und erzählte mir lachend, wie eine einfache Frau mit einem Kind auf dem Arm stehen geblieben sei, sie angesehen und darauf zu dem Kinde gesagt habe: ‚Sieh, sieh, das ist das Mädchen, das so fleißig in die Schule geht'.

„Zurückhaltend, schüchtern, fast verlegen in ihrem Wesen den Lehrern und Kameraden gegenüber, trat Sonja stets gesenkten Blickes in das Auditorium. Während der Uebungen im Seminar sprach sie mit ihren Kameraden nur das allernotwendigste. Dies Benehmen fand großen Anklang bei den deutschen Professoren, die ein bescheidenes Wesen stets bei einer jungen Dame bewundern, und nun gar bei einer so anziehenden jungen Dame, die eine so abstrakte Wissenschaft wie die Mathematik studirte! Und diese Bescheidenheit war keineswegs etwas Erkünsteltes bei Sonja, es war ihr zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens etwas ganz Natürliches. Ich entsinne mich, daß sie einmal nach Hause kam und erzählte, wie sie einen Fehler in einer Demonstration entdeckt habe, den einer der Schüler oder Professoren während des Unterrichts auf der schwarzen Tafel machte. Er verwirrte sich mehr und mehr und konnte nicht entdecken, wo der Fehler steckte. Sonja erzählte, wie ihr Herz geklopft habe, als sie sich schließlich entschloß, aufzustehen, an die Tafel zu treten und zu zeigen, wo der Irrtum lag.

„Aber unser Leben zu dreien, das so glücklich und so inhaltsreich war, da sich Herr Kowalevsky so lebhaft für alle Fragen, auch für die außerhalb des wissenschaftlichen Bereiches liegenden, interessirte, sollte nicht von langer Dauer sein. Schon zu Anfang des Winters kamen Sonjas Schwester und deren Freundin Inez, die beide mehrere Jahre älter waren als wir, in Heidelberg an. Da wir ziemlich beschränkt wohnten, entschloß sich Kowalevsky, auszuziehen, um ihnen sein Zimmer zu überlassen. Sonja ging häufig zu ihm und besuchte ihn und verbrachte oft ganze Tage bei ihm, auch machten die beiden häufig längere Spaziergänge ohne uns. Es war natürlich nicht gerade sehr angenehm für sie, stets von so vielen Damen umgeben zu sein, besonders da die beiden Neuangekommenen nicht immer allzu liebenswürdig gegen Herrn

Kowalevsky waren. Sie hatten ihre eigenen Ideen und meinten, es sei unrecht von Kowalevsky, seiner Ehe, die ja doch nur eine Scheinehe sei, einen vertraulicheren Charakter zu geben.

„Diese Einmischung von ihrer Seite veranlaßte allerlei kleine Reibungen und störte das gute Verhältnis, das bisher in unserem kleinen Kreise geherrscht hatte.

„Nach einem auf diese Weise verbrachten Semester beschloß Kowalevsky, Heidelberg zu verlassen, wo er sich nicht mehr wohl fühlte, und begab sich zuerst nach Jena, später nach München. Hier lebte er ausschließlich seinen Studien. Er war hoch begabt, sehr fleißig und anspruchslos in seinen Gewohnheiten, ohne das geringste Bedürfnis nach Zerstreuungen. Sonja sagte oft, er brauche nichts weiter als ein Buch und ein Glas Thee, um sich vollkommen glücklich zu fühlen.

„Im Grunde verletzte Sonja dies. Sie fing an, eifersüchtig auf seine Studien zu werden, als sie sah, daß ihm diese scheinbar ihre Gesellschaft ersetzten. Wir reisten wiederholt mit ihr hin, um ihn zu besuchen, und in den Ferien unternahmen die beiden gemeinsame Reisen, was Sonja viel Freude machte. Sie konnte sich aber nicht darein finden, im übrigen getrennt von ihm zu leben und fing nun an, ihn mit unaufhörlichen Forderungen zu quälen. Sie konnte nicht allein reisen, er mußte kommen und sie holen und sie begleiten; selbst zu Zeiten, wo er ganz durch seine Studien in Anspruch genommen war, mußte er Besorgungen für sie machen und ihr bei allen den Kleinigkeiten behilflich sein, die er ihr bisher freiwillig und auf so liebenswürdige Weise abgenommen hatte, die ihn aber jetzt, wo er ganz in seine Wissenschaft vertieft war, sehr stören mußten . . ."

Als Sonja in späteren Jahren mit mir über ihr vergangenes Leben sprach, war ihre bitterste Klage stets die: „Niemand hat mich je wahrhaft geliebt . . ." Und wenn ich einwandte: „Aber Dein Mann liebte Dich doch so innig," so erwiderte sie stets: „Er liebte mich nur, wenn er bei mir war, aber er konnte sich ganz vorzüglich darein finden, von mir getrennt zu leben."

Die Erklärung, weshalb er es um diese Zeit und unter den obwaltenden Umständen vorzog, nicht stets in ihrer unmittelbaren Nähe zu leben, scheint mir doch ganz einfach. Sonja aber betrachtete die Sache nicht von diesem Gesichtspunkt aus; sie hatte von Kindheit an bis zu den letzten Jahren ihres Lebens stets eine eigentümliche Vorliebe für unnatürliche, zugespitzte Verhältnisse. Sie wollte besitzen, ohne sich selbst hinzugeben. Ich glaube, hierin liegt ein großer Teil von der Tragödie ihres Lebens.

Ich möchte noch einige Bemerkungen ihrer Freundin und Studiengenossin aus jener Zeit anführen, aus denen hervorgeht, wie schon in ihrer frühesten Jugend die Charaktereigentümlichkeiten bei ihr entwickelt waren, die Schuld an allen den inneren Seelenkämpfen und Leiden trugen, die ihr ganzes Leben lang an ihr zehrten.

„Sie liebte in hohem Maße den Fortschritt. Hatte sie sich einmal ein Ziel gesteckt, so konnte nichts sie davon abhalten, es zu erstreben, gleichviel mit welchen Mitteln, und sie erreichte deswegen stets alles, was sie wollte, ausgenommen auf dem Gebiet der Gefühle, auf dem sie wunderbarerweise ihr scharfes Urteil völlig verlor. Sie forderte stets zu viel von denen, die sie liebten und die sie selber liebte, und sie hatte eine Art und Weise, sich gleichsam mit Gewalt das anzueignen, was man ihr gern freiwillig gegeben haben würde, wenn sie es nicht so leidenschaftlich verlangt hätte. Sie hatte stets ein unendliches Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Vertrauen; sie mußte jemand haben, der stets an ihrer Seite war, der alles mit ihr teilte, aber sie machte doch stets dem, der auf diese Weise mit ihr lebte, das Dasein unerträglich. Sie war selber zu unruhig und unharmonisch von Natur, um sich lange mit dem innigen Zusammenleben zu begnügen, nach dem sie sich doch unablässig sehnte. Und sie war viel zu persönlich, um genügend Rücksicht auf die Individualität des andern zu nehmen. Kowalevsky seinerseits war ebenfalls eine äußerst unruhige Natur, stets voll neuer Pläne und Ideen; Gott weiß, ob diese beiden so ungewöhnlich begabten Menschen jemals unter irgend welchen Verhältnissen längere Zeit im stande gewesen wären, glücklich mit einander zu leben . . ."

Sonja blieb zwei Semester in Heidelberg, bis zum Herbst 1870, dann begab sie sich nach Berlin, um ihre Studien unter Professor Weierstraß' Leitung fortzusetzen. Ihr Mann hatte inzwischen seinen Doktor in Jena gemacht auf Grund einer Abhandlung, die große Aufmerksamkeit erregte und ihm schon jetzt einen Namen als selbständiger, bedeutender Forscher machte.

III.

Professor Weierstraß sah eines Tages mit einer gewissen Verwunderung eine etwas verlegene Studentin vor sich stehen, die ihn bat, sie als Schülerin in der Mathematik anzunehmen. Die Berliner Universität war den Frauen verschlossen und ist es noch heutigen Tages, aber Sonjas brennender Wunsch, bei ihren Studien die Leitung des Mannes zu genießen, der allgemein als der Vater der modernen mathematischen Analyse bezeichnet wird, bewog sie, sich mit der Bitte um Privatunterricht an ihn zu wenden. Professor Weierstraß betrachtete die ihm unbekannte Studentin mit einem gewissen Mißtrauen. Er versprach, sie zu prüfen und gab ihr einige von

den Aufgaben zu lösen, die er in dem mathematischen Seminar gestellt hatte, wo die Uebungen für die fortgeschritteneren Schüler berechnet sind. Er war fest überzeugt, daß es ihr nicht gelingen werde und dachte nicht weiter an sie, um so mehr, als ihr Aeußeres bei diesem ersten Besuch nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Schlecht gekleidet war sie um diese Zeit stets, außerdem trug sie an jenem Tage einen Hut, der ihr Gesicht vollständig verdeckte und der für eine alte Tante gepaßt hätte, weshalb Professor Weierstraß, wie er mir selber erzählt hat, nach diesem ersten Besuch weder eine Ahnung von ihrer Jugend noch von ihrem ungewöhnlich seelenvollen Ausdruck hatte, der sonst alle stets vom ersten Augenblick an zu ihren Gunsten zu stimmen pflegte.

Eine Woche später kam sie wieder zu ihm und sagte, daß sie die Aufgaben gelöst habe. Er glaubte ihr nicht, forderte sie aber auf, sich neben ihn zu setzen, und fing nun an, ihre Lösungen Punkt für Punkt durchzunehmen. Zu seinem Staunen war alles nicht allein richtig, sondern auch außerordentlich fein und scharfsinnig Im Eifer nahm sie ihren Hut ab, und das kurze, lockige Haar kam zum Vorschein; sie errötete über das ganze Gesicht vor Freude über sein Lob, und der schon bejahrte Professor empfand eine eigentümliche Regung väterlicher Zärtlichkeit für diese kaum voll entwickelte junge Frau, die eine so geniale Divinationsgabe besaß, wie er sie selten bei seinen männlichen, reifen Schülern angetroffen hatte. Von dem Augenblick an war der große Mathematiker ihr Freund fürs Leben, der treueste, fürsorglichste, hilfreichste Freund, den sie sich nur wünschen konnte. Und wie eine Tochter und Schwester wurde sie in seiner Familie aufgenommen.

Vier Jahre lang setzte sie nun ihre Studien unter Weierstraß fort, und diese Jahre wurden von entscheidendem Einfluß für ihre spätere wissenschaftliche Produktion. Dieselbe ist nämlich stets in der von Weierstraß angegebenen Richtung vor sich gegangen. Ihre sämtlichen wissenschaftlichen Arbeiten sind Anwendungen oder Entwicklungen der Lehrsätze des Meisters.

Einmal wöchentlich kam Weierstraß zu ihr, um ihr Unterricht zu erteilen, und die Sonntagabende verbrachte sie bei ihm. Ihr Mann hatte sie nach Berlin gebracht und sie dort in Gesellschaft ihrer Freundin zurückgelassen, kam aber von Zeit zu Zeit, um sie zu besuchen. Das Verhältnis zwischen ihnen war nach wie vor sehr eigentümlich und erregte eine gewisse Verwunderung im Weierstraßschen Hause, wo sich der Gatte trotz des intimen Verhältnisses, in welchem seine Frau zu allen Familiengliedern stand, niemals zeigte. Sonja sprach niemals von ihm, stellte ihn selbst Professor Weierstraß nicht vor, aber am Sonntagabend, wenn der Unterricht beendet war, kam er und schellte an der Entréthür. Wenn ihm dann das Dienstmädchen öffnete, so sagte er: „Benachrichtigen Sie Frau Kowalevsky, daß ein Wagen an der Hausthür auf sie wartet."

Sonja hatte sich immer bedrückt gefühlt durch ihr unnatürliches Verhältnis zu einander. Einer der Professoren in Heidelberg erzählte einmal, daß er gelegentlich eines Besuches bei ihr Kowalevsky dort getroffen habe, und daß er ihm als „ein Verwandter" vorgestellt sei.

Ihre Freundin berichtet über ihr Zusammenleben in Berlin:

„Unser Leben in Berlin war noch viel einförmiger als in Heidelberg. Wir wohnten ganz allein. Sonja saß den ganzen Tag über ihren Papieren, ich war bis zum Abend im Laboratorium. Des Abends, nachdem wir hastig unsere Mahlzeit eingenommen hatten, gingen wir abermals an die Arbeit. Außer Professor Weierstraß, der häufiger zu uns kam, sahen wir keine Menschenseele in unseren vier Wänden. Sonja war in gedrückter Stimmung, nichts schien ihr Freude zu bereiten, alles, was nicht ihre Studien betraf, war ihr gleichgiltig. Der Besuch ihres Mannes belebte sie stets, aber die Freude ihres Zusammenseins wurde jetzt doch noch durch Mißverständnisse und Vorwürfe getrübt, obwohl sie sehr an einander hingen. Sie machten stets lange, einsame Spaziergänge mit einander.

„Wenn Sonja mit mir allein war, wollte sie dagegen nicht aus der Thür gehen, weder ins Freie noch ins Theater, ja nicht einmal zu den notwendigsten Einkäufen konnte ich sie bewegen.

„Weihnachten waren wir bei Professor Weierstraß eingeladen, der einen Weihnachtsbaum für uns allein hatte schmücken lassen. Sonja mußte notwendigerweise ein Kleid haben, wollte aber durchaus nicht ausgehen, um es sich zu besorgen. Wir erzürnten uns fast über diese Kleinigkeit, denn ich wollte das Kleid nicht allein kaufen. Wäre ihr Mann dagewesen, so hätte sich alles von selber geordnet, denn er pflegte für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen, er wählte die Stoffe und die Fassons zu ihren Kleidern. Schließlich fand sie einen Ausweg; sie ließ sich durch die Wirtin das Zeug besorgen und bestellte das Kleid, ohne einen Schritt aus der Thüre zu gehen.

Ihre Fähigkeit, Stunde auf Stunde die anstrengendste Gedankenarbeit auszuhalten, ohne sich nur einmal vom Schreibtisch zu erheben, war wirklich bewunderungswürdig. Und wenn sie am Abend, nachdem sie den ganzen Tag ununterbrochen gearbeitet hatte, schließlich die Papiere zusammenlegte, und aufstand, war sie oft derartig in ihre eigenen Gedanken vertieft, daß sie mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder lief, schließlich förmlich

sprang, laut mit sich selber redete und oft in ein lautes Lachen ausbrach. Sie fühlte sich in solchen Augenblicken ganz von der Erde losgelöst und auf den Flügeln der Phantasie der Wirklichkeit entrückt. Niemals wollte sie mir sagen, was sie in solchen Momenten dachte.

„Sie schlief des Nachts sehr wenig und niemals ruhig. Zuweilen fuhr sie heftig aus dem Schlaf auf, von einem phantastischen Traum geweckt, dann bat sie mich, ihr Gesellschaft zu leisten. Sie erzählte gern ihre Träume, die stets eigentümlich und interessant waren. Sie hatten oft den Charakter von Visionen, denen sie eine prophetische Bedeutung beilegte und die merkwürdigerweise oft in Erfüllung gingen. Ueberhaupt hatte sie ein im höchsten Grade nervöses Temperament. Nie ruhig, stets ein kompliziertes Ziel vor Augen habend, strebte sie fortwährend nach einem intensiven Fortschritt, und doch habe ich sie niemals so niedergeschlagen gesehen, als wenn sie eins der glühend ersehnten Ziele erreicht hatte. Die Wirklichkeit schien ihren Vorstellungen stets so wenig zu entsprechen. Während sie sich anstrengte, um ein Ziel, das sie sich gesteckt hatte, zu erreichen, war sie oft sehr wenig angenehm für andere, denn ihr Verlangen war zu intensiv, sah man sie aber nachher so niedergeschlagen und tief unglücklich, so erregte sie unwillkürlich das tiefste Mitleid. Dieser ewige Wechsel von Licht und Schatten in ihrem Wesen machte sie so interessant.

„Im übrigen war unser ganzes Leben in Berlin mit schlechter Wohnung, schlechter Kost, schlechter Luft, ununterbrochener, übertriebener, aufreibender Arbeit und ohne jegliche Zerstreuung so wenig erfreulich, daß ich mich oft nach unserer ersten Zeit in Heidelberg wie nach einem verlorenen Paradies zurücksehnte. Auch war Sonja, als sie im Herbst 1874 ihren Doktor gemacht hatte, so zu Ende an Geist und Körper, daß sie, nach Rußland zurückgekehrt, lange Zeit nicht fähig war, sich der geringsten Arbeit zu widmen."

Diesen Mangel an Freude bei der Arbeit, von dem hier die Rede ist, empfand Sonja stets, wenn sie mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt war. Sie ging immer ins Extrem, wodurch es ihr unmöglich ward, ihr Leben in irgend einer Weise zu genießen, während sie anderseits auch von der Arbeit keinen Genuß hatte. Der Gedanke ward ihr Tyrann, statt ihr Diener zu sein, und zu solchen Zeiten ermangelte sie vollständig der Schaffensfreude. Ganz anders erging es ihr bei ihren späteren literarischen Arbeiten, die ihr die höchste Freude gewährten und sie in die rosigste Stimmung versetzten.

Außer der übertriebenen Arbeit kamen auch noch allerlei andere Umstände zusammen, die dazu beitrugen, ihre Studienjahre in Berlin so wenig glücklich zu gestalten.

Da war in erster Linie das Verhältnis zu ihrem Gatten, das Bewußtsein, wie schief ihre Stellung zu einander war, die durch Einmischung der Eltern nur noch peinlicher wurde.

Diese, die ihre Tochter während der Ferien mehrmals besuchten und sie sogar mit nach Rußland nahmen, waren nach und nach dem wirklichen Sachverhalt auf den Grund gekommen und hatten ihr ihr Verhalten dem Manne gegenüber vorgeworfen, ja sogar eine Annäherung zwischen den Gatten erstrebt, der sich Sonja jedoch energisch widersetzte.

Auch war sie unzufrieden mit ihrem allzu isolirten Leben. Sie hatte schon damals den Anfang zu dem Lebensdurst, der sie später förmlich verzehrte; sie war in ihrem innersten Wesen so wenig wie nur möglich der weibliche Pedant, für den man sie ihrer Lebensweise nach halten mußte, aber Befangenheit, Unbeholfenheit, das Gefühl von ihrer schiefen Stellung, die Furcht, sich in ihrer einsamen Lage eine Blöße zu geben, dies alles trug dazu bei, sie in diese völlige Zurückgezogenheit zu bannen, die sie später, wenn einmal die Rede auf ihre Jugend kam, so bitter bereute.

Die Unbeholfenheit der beiden Freundinnen war auch Schuld daran, daß sich ihr rein materielles Leben oft sehr unbehaglich gestaltete. Sie brachten es fertig, stets die schlechtesten Wohnungen, die elendeste Kost und die unbrauchbarsten Dienstboten zu halten. Einmal fielen sie einer ganzen Diebesbande in die Hände, die sie systematisch ausplünderte. Sie entdeckten, daß ein Mädchen, das sie längere Zeit gehabt, sie bestohlen hatte. Als sie es ihr vorhielten, wurde sie unverschämt, so daß man sie ohne weiteres aus dem Hause jagen mußte. Am selben Abend, als sie allein in ihrem Zimmer saßen und nicht wußten, wer ihnen ihre Betten für die Nacht zurecht machen sollte, klopfte jemand ans Fenster. Sie wohnten nämlich im Erdgeschoß. Sie sahen hinaus und erblickten ein fremdes Frauengesicht, das sich gegen die Fensterscheibe preßte. Erschrocken fragten sie, was sie wolle, und sie erwiderte, daß sie den Dienst bei ihnen zu übernehmen wünsche. Sie machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf die Freundinnen, doch war ihre Hilflosigkeit so groß, daß sie, wenn auch bebenden Herzens, das Angebot annahmen. Diese Frau bestahl und tyrannisirte sie dann in einem solchen Maße, daß es ihnen nur mit Hilfe der Polizei gelang, sie los zu werden.

Sonja war allerdings sehr gleichgiltig in Bezug auf die materiellen Seiten des Lebens und merkte kaum, ob das Essen, das sie verzehrte, gut oder schlecht war, ob ihr Zimmer reingemacht war oder nicht. Nur wenn sich die materiellen Sorgen zu schwereren Krisen gestalteten, vermochten sie sie aus ihrem Gleichgewicht zu bringen; solche Krisen trafen

freilich sehr oft ein, wenn sie keinen praktischen Beistand zur Seite hatte.

Im Januar 1871 mußte Sonja ihre eben bei Weierstraß begonnenen Studien unterbrechen, um sich auf eine sehr abenteuerliche Reise zu begeben.

Anjuta, der des einförmigen Lebens in Heidelberg bald überdrüssig geworden war, hatte sich ohne Erlaubnis der Eltern nach Paris begeben. Sie wollte sich als Schriftstellerin ausbilden und hatte daher kein Interesse daran, mit Sonja auf dem einsamen Studirstübchen zu hocken; sie wollte das Leben studiren, wollte die Theater besuchen, sich in einem literarischen Zentrum befinden. Und einmal von dem elterlichen Zwang befreit, suchte sie kühn ihre eigenen Wege. Da es unmöglich für sie war, dem Vater zu schreiben und ihm zu sagen, daß sie sich ganz allein in Paris befand, ließ sie sich durch ihren leidenschaftlichen Wunsch, das Leben auf eigene Verantwortung hin zu leben, dazu hinreißen, ihn zu hintergehen. Sie korrespondirte durch Sonja mit den Eltern, so daß ihre Briefe stets denselben Poststempel trugen wie die der Schwester. Anfänglich war es nur ihre Absicht gewesen, einen kurzen Ausflug nach Paris zu machen, sie hatte sich damit beruhigt, daß sie später mündlich alles erklären könne. Dann aber ward sie dort in Verhältnisse hineingezogen, die sie derartig fesselten, daß sie sich nicht mehr loszureißen vermochte. Und mit jedem Tage, der verging, wurde es schwerer, den Eltern die Wahrheit mitzuteilen.

Sie hatte eine Verbindung mit einem jungen Franzosen angeknüpft, der dann später einer der Anführer der Kommune geworden war, und sah sich nun während der Belagerung in Paris eingeschlossen.

Sonja, die in größter Besorgnis um das Schicksal der Schwester war, und die sich durch die auf ihr ruhende Verantwortung bedrückt fühlte — hatte sie doch diese heimliche Reise begünstigt — entschloß sich, unmittelbar nach Aufhebung der Belagerung in Begleitung ihres Gatten in Paris einzudringen, um Anjuta aufzusuchen.

Sonja konnte in späteren Jahren, als sie von dieser Reise erzählte, kaum selber begreifen, wie es ihnen gelungen war, durch die deutschen Truppen hindurch in die Stadt zu gelangen. Sie wanderten zu Fuß an der Seine entlang, bis sie ein herrenloses Boot fanden, das auf das Ufer hinaufgezogen war. Dies nahmen sie in Besitz und ruderten von dannen. Kaum aber waren sie eine Strecke vom Lande entfernt, als eine Wache sie entdeckte und sie anrief. Sie ruderten weiter so schnell sie konnten, ohne zu antworten, und es gelang ihnen auch, infolge Gott weiß welcher Nachlässigkeit und Schlafsheit, das andere Ufer zu erreichen, von wo aus sie sich unbemerkt in Paris einschlichen, wo sie sich gerade beim Ausbruch der ersten Kommune befanden.

Sonja hatte in späteren Jahren die Absicht, einige ihrer Erinnerungen aus jener Zeit in literärer Form zu erzählen, ein Plan, der leider wie so viele andere mit ihr zu Grabe ging. Sie wollte unter anderem eine Novelle schreiben die den Titel: „Die Schwestern Rajevsky unter der Kommune" haben sollte.

Darin wollte sie eine Nacht in der Ambulance schildern, bei der sie und Anjuta angestellt waren, und wo sie mehrere junge Mädchen aus ihrem früheren Umgangskreise trafen. Während die Bomben um sie her platzten und unaufhörlich neue Verwundete hereingetragen wurden, sprachen die Mädchen in flüsterndem Ton von ihren gemeinsamen Erinnerungen aus einem Leben, das so verschieden von dem jetzigen und von der Umgebung war, in der sie sich befanden, daß es ihnen wie ein Traum erschien.

Und wie ein Traum, wie ein Feenmärchen betrachtete Sonja alle die wunderbaren Erscheinungen, die sie in dieser Zeit umgaben. Sie war noch in jenem Alter, in dem ergreifende und welthistorische Ereignisse denselben Eindruck machen wie ein spannender Roman. Sie sah die Bomben rings um sich her fallen, ohne eine Spur von Angst zu empfinden, nur mit einem angenehmen Herzklopfen und dem jubelnden Bewußtsein, inmitten dieses Dramas zu leben.

Für die Schwester konnte sie diesmal nichts thun. Anjuta nahm leidenschaftlichen Anteil an der politischen Bewegung und hatte keinen andern Wunsch, als ihr Leben an der Seite des Mannes aufs Spiel zu setzen, an den sie ihr Schicksal für immer geknüpft hatte. Das Ehepaar Kowalevsky verließ nach kurzer Zeit Paris, und Sonja nahm ihre Studien in Berlin wieder auf.

Nach der Unterdrückung der Kommune wurde sie jedoch abermals nach Paris gerufen, diesmal von der Schwester selber, die sie um ihre Vermittlung bei dem Vater anflehte. Er sollte ihr den an ihm begangenen Betrug verzeihen und seinen Einfluß anwenden, um sie aus der verzweifelten Lage zu erretten, in die sie geraten war: Mr. J. war gefangen genommen und zum Tode verurteilt.

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

(Fortsetzung.)

Wedel lachte förmlich bei diesem Gedanken, es war eine ausgezeichnete Idee. Er nahm sein Portemonnaie hervor, legte das Geld, was er morgen zur Reise brauchte, beiseite, rollte es in ein Papier und legte es in seine Schublade. Der Rest genügte, um die Kosten des ganzen frohen Tages zu bestreiten.

„Sehe ich heute gut aus, Lina?“ sagte er ausgelassen zu dem Mädchen, das hereinkam, um aufzuräumen, während er am Spiegel stand und sich putzte.

„Jesus, Sie sind ja immer hübsch.“

Er lachte und wollte ihr zum Dank einen Kuß geben, aber sie betrachtete ihn so unschuldig bewundernd, daß er sich bedachte.

Und daran that er recht, denn sie war noch so naiv und unschuldig, daß sie sich in aller Ehrbarkeit in seine ungewöhnlich, mädchenhaft schönen Züge vergafft hatte, ohne es sich merken zu lassen. Wenn er seinen Schnurrbart drehte und das Haar von der hohen, klaren Stirn zurückstrich oder seine hübschen Lippen um eine Cigarre spitzte, konnte sie förmlich eifersüchtig auf die Frau sein, die einst alles dies besitzen sollte, und sie dachte mit einer gewissen Bitterkeit: „Ach, wer doch als seinesgleichen geboren wäre, vielleicht könnte er mich dann lieb haben!“

Andere Männer hielt sie sich drei Schritt vom Leibe, ihm gegenüber würde sie auf die Dauer unterlegen sein. Aber jedesmal, wenn er, wie jetzt, ein wenig mit ihr scherzen wollte, war es, als ob ihn etwas Unsichtbares davon zurückhielt.

Und dann gingen er und ein paar frohe Kameraden, um den Tag totzuschlagen.

Das Billard am Vormittag und das Mittagessen und die Kegel mit allem, was dazu gehört, waren überstanden, und da nun einmal die Lust zum Bummeln bei ihnen erweckt war, suchten sie schließlich die Orte auf, wo sie sich zu unterhalten hofften.

Sie kamen in einen der besseren Tanzsäle. Da herrschte jedenfalls Gedränge und Lärm. Das dumpfe Stampfen, das bereits auf der Treppe zu vernehmen war, wurde im Saal zu einem betäubenden Lärm, gegen welchen das Orchester tapfer ankämpfte, ohne mehr als den Takt und eine Reihe schneidender Bruchstücke von instrumentalen Lauten retten zu können, während lautes Gespräch, Rufe, Schreien, Gelächter und Geschwätz Trunkener sich darein mischten und das ganze zum Chaos machten. Der Staub stieg wie eine Wolke von dem schwankenden Boden auf, wo das verschiedenartigste Publikum wie fürs Leben arbeitete.

Es befanden sich hier stattliche Jäger und dürftige Musketiere, flotte Handlungscommis, hier und dort ein Student, gebeugte Hausknechte, dünne Schneidergesellen und robuste Maschinenarbeiter, und die weiblichen Schönheiten variirten zwischen in Seide gekleideten „Registrirten“ und netten Stubenmädchen bis zur plumpen Figur und den roten, aufgedunsenen Händen der Dienstmädchen.

Wedel und seine Kameraden dachten nicht an all das zerstreute Elend, sie sahen nur das Gewimmel und das Leben und die groteske Bewegung. Sie amüsirten sich über die plumpen Tänzer, welche auf dem Rücken ihrer Damen alle Finger wie Sonnenstrahlen ausstreckten und mehr trampelten als tanzten, wobei sie um einen einzigen Punkt des Tanzbodens zu kreisen schienen. Und selbst die guten Tänzer, die den ganzen Saal rund herum tanzen wollten, wurden nach und nach in solchen Wirbel gedrängt, so daß schließlich der ganze Saal wie ein unbegreiflicher Wirrwarr ausschaute.

Nachdem sie sich an diesem Treiben satt gesehen, die Runde an den Tischen gemacht und sich über all die umarmenden Arme, welche ein fortlaufendes Netzwerk zu bilden schienen, hinter welchem man Bierflaschen, zärtliche Blicke und flüsternde Zwillingsköpfe gewahrte, amüsirt hatten, versuchten sie vergebens in

der Restauration in die dichtgepackte Masse von trinkenden, fluchenden, bezahlenden, ungeduldigen und befriedigten Personen einzudringen, ohne jedoch bis an das Büffet vordringen zu können. Nein, wieder hinein in den Tanzwirbel, in den Lärm, in die Staubwolken.

Und dort standen sie nun und scherzten mit einer der Schönheiten, die absolut mit ihnen tanzen wollte. Auf Wedel hatte sie es eigentlich abgesehen, und sie versuchte gerade auf die einschmeichelndste Weise ihren Arm in den seinigen zu legen, während er sich lächelnd dagegen wehrte, als ein paar neu angekommene Kameraden hinzutraten.

„Nein, in der That, bist Du es? Ich dachte mir wohl, hier Bekannte zu treffen."

Im Laufe des Gesprächs sagte einer von ihnen: „Na, habt ihr das Allerneueste schon gehört?"

„Was denn? Heraus damit!"

„Der Kaufmann Aasum, der mit Klara With verlobt war, hat sich erschossen."

Wenn man Wedel gesagt hätte, daß seine Mutter gestorben sei, hätte er nicht blasser und erschrockener werden können.

„Ist das auch gewiß? Ist das auch wahr?" fragte er.

„Ja, ich habe es direkt vom Doktor Ramm, der hinzugerufen wurde. Aber, mein Gott, was fehlt Dir? Du bist ja so blaß wie eine Leiche."

„Das ist ja entsetzlich unheimlich," sagte Wedel.

„Gewiß ist das unheimlich," sagte der andere leichthin, „aber wir unsererseits können doch nichts dabei thun."

Sie durchschritten den Saal und Wedel sorgte dafür, daß er sich unbemerkt entfernen konnte.

Als er in die Luft hinausgekommen, war es ihm, als ob ihn die Füße nicht tragen wollten, und er zitterte am ganzen Körper. Er hatte dieses Gefühl der Körperschwäche in der letzten Zeit schon mehrfach gehabt, so, wie er es am Morgen gefühlt hatte, aber jetzt kam es wie ein eisiges Fieber über ihn, und er beeilte sich, nach Hause zu kommen.

Großer Gott! Ja, nun verstand er alles sehr gut und alles stand klar vor ihm.

Was mußte Aasum nicht gelitten haben, ehe er sich zu diesem Schritte entschloß! Und Klara! Und welche Schuld hatte Fritz nicht auf sein Gewissen geladen! Es war entsetzlich, und der Zusammenhang mußte ja so sein.

Er trat in sein Zimmer und tappte sich im Dunkeln bis an den Tisch, wo die Lampe stand. Streichhölzer — ja, endlich fand er die Schachtel. Als er die Lampenglocke in die Höhe hob, brach der obere Teil entzwei, und nun konnte er die Lampe nicht gebrauchen. Er hatte ja auch wie Espenlaub gezittert.

Zu seinem Glück erinnerte er sich, daß er von dem letzten Spielabend ein paar halbe Stearinlichter im Schranke aufbewahrt habe. Eins derselben steckte er in eine Bierflasche, und endlich wurde Licht im Zimmer. Es war eine dürftige und unheimliche Beleuchtung in dem großen, altertümlichen Zimmer. Der Schein reichte eigentlich nicht bis über die Hälfte desselben und am Bett und an dem alten, großen eisernen Ofen in der Ecke war es fast ganz finster, jedenfalls unheimlich dunkel. Dort hinter der verschlossenen Thüre mit dem Vorhang lagen wohl jetzt die beiden Fräulein aus der Industrieschule und schliefen; er mußte sich also sehr ruhig verhalten. Aber alles schien ihm so sonderbar, es kam ihm vor, als weiche der Boden unter seinen Füßen, als erweitere sich das Zimmer, als würden die niedrigen, altertümlichen Thüren bald breiter, bald schmäler, während die runden, glänzenden Thürgriffe ihn anstarrten. Und dann stand das Licht dort so ohnmächtig, obgleich es hoch aufflackerte, um dann aber wieder ohnmächtig zusammenzusinken. Hier drinnen herrschte Finsternis, die bei ihm die Oberhand gewann.

Dieses Dunkel war doppelt unheimlich jetzt, wo er sich selbst krank, erschüttert und niedergedrückt fühlte. Schlafen — nein, davon konnte nicht die Rede sein, ihm war so trocken im Halse und so heiß, und oftmals durchrieselten ihn Fieberschauer. Weshalb hämmerte es in seinem Kopfe, obgleich er heute durchaus nicht viel getrunken hatte? Es mußten diese ihn beherrschenden Gedanken an den toten Mann und an die beiden anderen Personen, die dessen Tod verursacht hatten, sein. Da trat er an den Waschtisch und wusch sich den ganzen Kopf. Ach, wie herrlich das kühlte! Aber dann wurde ihm nur noch heißer. Es schnurrte in seinem Kopf und er sah Sterne und Schatten, er fühlte sein Blut in fieberhaft die Adern durchrinnen, und vor seinen flimmernden Augen schien er Gestalten zu gewahren, die ihm drohten.

Ja, sie hatten wohl ein Recht, zu drohen! Wie hatte er in seinem Leichtsinn gelebt! Nach Hause, nach Hause, wo alles so still und regelmäßig und friedlich war, wo Gottes Milde und leuchtendes Wesen durch den frommen, ergebenen, milden Sinn der Mutter sich über sie alle verbreitete! Diesen Frieden hatte er erst verlassen, um aus Fritz einen weltlichen Abgott zu machen. Was hatte Fritz ihm gebracht? Verachtung gegen die Gebote, leichtsinniges Vergessen der Worte der Mutter, Zweifel und Furcht und Trotz und Ausschweifung. Er hatte die Warnung des Vaters und die Angst der Mutter nicht beachtet, und während er seine eigene Seele dem weltlichen Begehren opferte, hatte er vielleicht ihr Herz verletzt und ihren Lebensfaden abgeschnitten! — Weshalb

sieht das Auge wieder auf mich — weshalb bedroht es mich?

Und die Schatten an der Wand begannen sich immer dichter und schneller zu bewegen, sie nahmen immer bestimmtere Formen an, ja, sie schienen zu leben. Er starrte und starrte, und sie wurden deutlicher und deutlicher, sie schienen vermummt wie die Richter der Vehme im Mittelalter. Doch einer tritt jetzt hervor in Rittertracht, es ist Faust, wie er in der Oper auftritt, aber sein abgewendetes Gesicht blickt sich vorsichtig um, und es ist so dunkel dort. Jetzt gewahrt er den Kopf im Profil: es ist Fritz. Und plötzlich wieder sieht er ein Haus mit unheimlichen Fenstern und gotischen Verzierungen; dort in der ersten Etage erblickt er in dem nächtlichen Dunkel eine Frauengestalt: es ist Klara, die sich hinausbeugt und die Arme um Fritz legt wie Margarete um Faust. Aber in demselben Augenblick erscheint ein einfältiger, blonder, leichenblasser Kopf in der halbrunden Oeffnung in der oberen Etage, der die ganze große Oeffnung ausfüllt. Die Augen sind blutunterlaufen, Blut rinnt über das Gesicht, Tropfen fallen auf die beiden unter ihm, und Fritz blickt auf. Dann wechselt wieder der Anblick. Fritz ist nicht mehr Faust, sondern Mephistopheles, der ein Hohngelächter ausstößt, und nun verschwinden die beiden anderen Gestalten. Aber Fritz-Mephistopheles sieht er noch immer. Er hat den Thürgriff einer dicken, eisenbeschlagenen Thür mit feuerroten Nägeln umfaßt und winkt Wedel, winkt und winkt — der Zeigefinger wird so mager und lang, er wird ganz schwarz mit flammendrotem Nagel wie eine eiserne Klaue; nun ist das Gesicht auch schwarz, es ist der Teufel selbst, welcher winkt . . .

„Fort — fort!“ rief Wedel, aber das Bild wollte nicht weichen. In seiner verzweifelten Angst ergriff er das dicke Buch auf seinem Tisch und schleuderte es nach der Erscheinung. „Fort, fort von mir!“

Und da entschwand die Gestalt. Nur das Buch lag halb zerschmettert am Boden.

„Sitze ich hier und träume ich, oder bin ich wach?“ dachte er. Er war ja angezogen und saß in dem niedrigen Lehnstuhl, und doch konnte es möglich sein, daß er auch das träumte.

Aber die beiden Frauen im Nebenzimmer waren erwacht, sie sprachen, und er selbst fühlte sich kräftiger und ernüchtert. Er erhob sich, tauchte seine Hand ins Wasser, ja gewiß, er war wach.

Aber der Gedanke an das, was er gesehen, begann ihn wieder zu beherrschen; es verbreitete sich eine fieberhafte Angst über ihn, und er konnte nicht zu Bett gehen, um zu schlafen. Auch dachte er nicht daran, wie weit die Nacht bereits vergangen war.

Wieder begannen sich die Schatten zu bewegen; sie blicken ihn mit stechenden, kleinen, schwarzen Augen an; es ist ein Gefühl der Verdammung, das aus ihnen spricht; und es ist ihm, als sähe er sein eigenes Begräbnis. Aber er will es nicht sehen, er schließt die Augen, aber da hört er Stimmen, sie singen. Es ist ein Choral, der ertönt, als käme er von tausend Stimmen, doch in voller Harmonie. Und dann mitunter kaltes Lachen und ein Summen von fernem Geschrei wie vielfache, angstvoll klagende Notrufe vom Meere. Und er öffnet wieder die Augen, denn das ist noch fürchterlicher als der Anblick der Vermummten. Einen Augenblick erhebt er sich; es ist, als ob ein kühler Hauch die Gedanken klärt, und er fragt sich selbst, ob das etwa Delirium sei, aber er hatte nie so viel getrunken, daß er dieser Krankheit verfallen konnte, und dennoch — jetzt strömt es wieder um ihn zusammen, es ist, als ob ein wirbelndes Verlangen, weit in das Reich des Geheimnisvollen blicken zu können, in ihm entstehe, obgleich ihm so todesangst ist.

Plötzlich scheinen die Gestalten wieder zu verschwinden, und es erscheinen wieder drei neue Gestalten: es ist derselbe Mephistopheles mit Fritz' Gesicht und er selbst, und sie führen seine eigene Mutter zwischen sich. Bei dem Buche am Boden bleiben sie stehen, sie verwandeln sich in einen großen flachen Stein. Die Mutter fällt auf die Kniee und fleht mit emporgestreckten Händen ihn an, aber Mephistopheles winkt — es ist etwas Böses, etwas Entsetzliches, das geschehen soll, und er selbst ist dabei beteiligt — er fährt aus dem Stuhl empor, der Anblick ist noch dort — das ist Lüge, Lüge und Blendwerk! Aber er sieht es ja noch immer! Er stürzt vor. „Mutter, Mutter!“ Aber er vermag sie nicht zu erreichen, er steht wie angewurzelt und seine Arme sind nicht lang genug. Er wirft sich in Verzweiflung und tödlicher Angst mit dem Gesicht zu Boden.

„Er muß schrecklich besoffen sein,“ sagte das eine Fräulein, „denn heute nacht kommt er nicht zur Ruhe.“

„Er ist gewiß zu Boden gefallen — jetzt ist es wieder so still. Hörst Du etwas?“

„Nein, er schläft wohl auf dem Boden.“

„Ach, wäre es doch der Fall, er hat ja wie ein Verrückter geschrieen und gebrüllt.“

„Was ist die Uhr?“

Die andere zündete ein Streichholz an. „Ach Gott, es ist schon fünf. Herrgott, wenn wir doch in Frieden schlafen könnten!“

Die beiden Damen mußten der Schule wegen früh aufstehen, und sie erzählten dem Dienstmädchen, wie gräßlich betrunken und lärmend der Student in der Nacht gewesen sei.

Aber als Lina hineinging, um sich zu überzeugen, wurde sie bald gewahr, daß dies etwas anderes als

Betrunkenheit sei; jedenfalls meinte sie, daß es etwas Schlimmeres wäre.

Dann kam der Arzt.

Wedel war bewußtlos, und der Arzt schüttelte den Kopf. Er sprach mit der Wirtin, und sie waren darin einig, daß nach Drammen telegraphirt werden sollte. Inzwischen pflegte Lina den Kranken, und am Nachmittag kam seine Mutter.

„Ich kann Sie damit trösten, daß es kein Herzschlag gewesen ist," sagte der Arzt, ein jüngerer, aber bestimmter und ernster Mann.

„Wird er leben?" fragte sie kaum hörbar.

„Es ist unmöglich, das jetzt schon zu sagen."

Und es dauerte lange, ehe man etwas darüber sagen konnte. Die Krankheit neigte bald zur Besserung, bald zur Verschlimmerung. Oft hörte man nur einen seufzenden, rauhen Laut von ihm, oft phantasirte er, aber man vermochte die Worte nicht zu unterscheiden.

Es war eine schwere Zeit für Frau Stenersen. Die grauen Haare unter der Tüllhaube sahen noch grauer aus; das kleine, magere, milde Gesicht, dessen Hauptzüge Wedel geerbt hatte, war fast durchsichtig und schien sich in dem Ernst der klaren Augen zu konzentriren.

So klein und ruhig sie auch war, so mußte doch jeder sie bemerken, wenn sie körperlich ermüdet, aber geistig stark am Bette saß und die Hand des Kranken hielt, als ob sie wolle, daß durch ihre Mutterliebe wieder Kraft in die Adern ihres Kindes strömen sollte.

Still und lautlos war sie um ihn geschäftig nach den Vorschriften des Arztes und ruhte nur halb, wenn das Dienstmädchen einen Teil ihrer sauer erworbenen Nachtruhe opferte, um sie abzulösen. Auch dieses einfache Weib opferte sich gern.

Aber der Arzt ist nur ein Mensch, und selbst eine Mutter kann nichts ausrichten. Daher konzentrirten sich alle ihre Gedanken in einem einzigen Gebet. Gottes Fügung, dachte sie, ist stets vollkommen, aber sie war Mutter und Mensch.

„Laß ihn jetzt nicht von hinnen gehen, prüfe ihn noch einmal! Du vermagst sein Herz zu beugen, Herr, wenn Du es willst."

Als ob dies unablässige Gebet nicht genug sei, kniete sie zur Nachtzeit in demselben dunklen Zimmer, wo die Schatten ihren Sohn entsetzt hatten, sie kniete an seinem Krankenlager, wo er eine hohle, bodenlose Finsternis gesehen hatte. Sie spähte darein und glaubte Licht und Hoffnung zu sehen. Jetzt hatte sie Worte aus seinen wilden Phantasien gehört, die sie ahnen ließen, was sich in seiner Seele bewegte. „Satan fort! — Fritz fort! — Mutter, Mutter!"

Es war ein Kampf, der ausgekämpft werden mußte, und der Arzt begann zu hoffen. Möge Gott ihm recht geben!

Da war es eines Vormittags — sein Vater war zum zweitenmale dagewesen und gerade wieder traurig und finster abgereist — als Wedel nach einem längern, ruhigen Schlaf die Augen aufschlug und das liebe, milde Gesicht aufmerksam lauschend über sich gebeugt sah.

„Mutter!" Das Gesicht bekam einen Ausdruck der Freude, und er wollte sich erheben.

„Ruhig — ruhig! Ja, ich bin es — es ist Deine Mutter — ruhig und vorsichtig, Kind!" Sie stopfte die Decke um ihn, fest, vorsichtig und sanft, während große Thränen über ihre mageren, gefurchten Wangen hinabrannen. Er hatte sie erkannt, er hatte das Bewußtsein wieder erlangt.

Sie hätte nicht nötig gehabt, ihn zu ermahnen; er hatte keine Kraft mehr. Aber von diesem Augenblick an besserte sich sein Zustand immer mehr. Und in einer Nacht, als sie an seinem Bette kniete, das Haupt in ihre gefalteten Hände gesenkt, sah sie, als sie dasselbe wieder erhob, daß er erwacht war und auch die Hände gefaltet hatte. Dann beteten sie zusammen, nachdem das Gemüt gestärkt worden war. Aber noch kämpfte der Körper mit der Schwäche. Er beichtete ihr und erzählte ihr alles, und sie tröstete ihn, wie nur eine Mutter zu trösten vermag.

Ebenso wild wie seine Phantasie und sein starkes Gefühlsleben ihn zum Leichtsinn getrieben hatte, ebenso heftig war er jetzt von religiöser Zerknirschung ergriffen.

Am Tage fragte er kindlich die Mutter, ob sie glaube, daß es eine Rettung für ihn gebe, aber des Nachts träumte er von Licht und Herrlichkeit und daß ihm befohlen worden sei, daß er hingehen und Gottes Reich auf Erden verkünden solle.

Als er zum erstenmal am Arme seiner Mutter auf der Straße promenirte und ihm seine früheren Kameraden begegneten, kannten diese ihn fast nicht wieder. Er war so mager und abgezehrt, die Augen hatten einen ganz andern Glanz, waren dunkler und ernster. Er hatte sich seinen Vollbart abnehmen lassen und trug ein weißes Halstuch wie die Theologen. Er schien gleichsam zu einem neuen Leben geweiht zu sein.

In den Kreis seiner früheren Kameraden ging er nicht wieder. Eines schönen Tages bekamen sie dagegen zu hören, daß er Theologie studire, und bald fand er ganz neuen Umgang. Er wurde Mitglied aller möglichen Vereinigungen, des Vereins der Mäßigkeitsfreunde, des Jünglingsvereins, der Vereine für Heidenmission, Seemannsmission, Judenmission, für innere Mission, und wie sie sonst alle heißen mögen.

Es gab keinen Ernst, der ihm zu ernst erschien, keine Strenge, die ihm streng genug war, und er stürzte sich mit brennendem Eifer in ein Leben voll innerer und äußerer religiöser Wirksamkeit.

XVII.

„Na, Salve, ich glaube, Du hast Deinen Rausch von gestern abend noch nicht ausgeschlafen. Das war auch ein harter Strauß," sagte Fritz zu Salve Hoel, als dieser um halb elf Uhr vormittags in das Redaktionsbureau der Zeitung „Norwegen" trat.

„Ausschlafen? Pah, ein neues Wirbelzentrum, mein Bester! Nein, Du kennst mich nicht, wenn Du glaubst, daß ich nicht schon längst die Gehirnschale von der kleinen Feuchtigkeit von gestern abend ausgepumpt hätte."

„Aber dann scheint es mir doch etwas früh, wieder von vorne zu beginnen."

„Ich wollte nur eine kleine Sündenvergebung haben, aber als ich den Schnaps getrunken hatte und Bier trinken wollte, war dieses so frisch, daß ich noch einen Schnaps oben darauf setzen mußte. Zum Teufel, er kratzte ordentlich im Halse, und darum mußte ich einen reinen Schnaps nehmen und dann denselben mit einem halben Bock niederspülen."

„Nun, das war ein lustiges Frühstück! Laß mich sehen: drei Schnäpse und zwei Glas Bier, nicht wahr, war es nicht so?"

„Ungefähr, wenn Du den reinen Schnaps und den Bock dazu rechnest."

„Mir scheint, Du hättest mit dem von gestern abend auf lange Zeit genug haben können."

„Ach, laß uns nicht von dem Schnee sprechen, der gestern gefallen ist. Ist mein Vater heute schon hier gewesen?"

„Nein, aber wir erwarten ihn."

„Au, dann glaube ich, ich mache erst eine kleine Promenade." Und dieser bedurfte er in der That.

Glücklicherweise war Salve Hoel für die Zeitung nicht unentbehrlich, in deren Redaktionslokal dieses Gespräch stattfand. Er kam eigentlich auch nur dorthin, um eine Art Beschäftigung zu haben, und dann hatte er ein besonderes Talent, mit den Bauern umzugehen.

Fritz hatte sich lange bedacht, ehe er als fester Mitarbeiter in die Redaktion eintrat.

Nach der Heimkehr vom Auslande hatte er nicht dieselbe Unbefangenheit wie zur Zeit, als er sich im Auslande befand. Sehr vieles hatte Eindruck auf ihn gemacht und das alte Verhältnis zu den Freunden daheim war in gewisser Beziehung unterbrochen worden. So sicher er sich auch gefühlt hatte, so lag doch etwas Sonderbares darin, daß der Vater so plötzlich gestorben war, ohne daß er noch einmal ihn gesehen oder mit ihm gesprochen hätte, und sowohl die Warnung in jenem Brief wie die Schilderung der Mutter von seinen letzten Stunden bedrückten ihn noch sehr. Dann kam noch die Wandlung Wedel Steneršens hinzu und es tauchte all das bis dahin Hinwegräsonnirte und Halbvergessene in der Geschichte mit Klara und Aasum wieder auf; auch die letzte Begegnung mit Wedel, bei welcher der Bruch zwischen ihnen entstand, trat lebhaft vor seine Augen.

Dazu kam ferner, daß er den Verhältnissen des Auslands gegenüber die heimatlichen kleinlich und spießbürgerlich fand. Sogar unter seinen eigenen Anhängern befanden sich viele zweifelhafte Persönlichkeiten, obgleich es auch einige Männer gab, auf die er großen Wert legte; aber dann drängten sich wieder andere vor — und das waren die meisten — die er bei dem besten Willen nicht ausstehen konnte wegen der Bildung oder des Charakters derselben. Er fühlte sich unsicher, was er jetzt, wo er unabhängig geworden war, thun und ob er vielleicht wieder ins Ausland gehen sollte; dann entgehe er der Verantwortung und der Gemeinschaft mit diesen Charakteren und dem Kampfe. Zum Kampf war er nicht mehr so wie früher aufgelegt.

Aber dann begann er sich eines Tages seiner selbst zu schämen. Viele hatten ihn bereits als den heimgekehrten Kämpfer für die neuen großen Ideen begrüßt, und er selbst stemmte sich gegen seine eigene Unruhe und Mutlosigkeit, die ihn beschlichen hatte.

Da erhielt er eines Tages das Anerbieten von Hoel, der die Seele des Unternehmens der Zeitung Norwegen war, und von Viig, dem Redakteur, als Mitarbeiter in die Redaktion einzutreten.

Er wollte sich also dem Kampfe nicht mehr entziehen. Und dieser mußte nunmehr eines Tages mit dem ersten Krach kommen, das fühlte er, und dadurch würde er Gelegenheit bekommen, durch die vielen kleinen Kanäle der Presse seine Anschauungen in die Oeffentlichkeit zu bringen, so daß man vorbereitet sein könnte, wenn der Krach komme, und dann weiter arbeiten könnte. Daß er in eine ziemlich gemischte Gesellschaft kam und daß er verschiedenes gewahren mußte, das ihn durchaus nicht ansprach, das mußte er vorläufig mit in Kauf nehmen.

Und der Tag des Kampfes kam.

Professor Barth hatte ein Buch herausgegeben, in welchem die moderne Naturwissenschaft einer philosophischen Betrachtung unterzogen war. Das Buch war streng wissenschaftlich gehalten, berührte aber doch brennende Fragen, und die erste Besprechung, die das Buch erhielt, war eine kurze Notiz in der „Tribüne", wo es als ein Ausdruck des modernen Heidentums bezeichnet wurde.

Fritz hatte für Norwegen eine Rezension geschrieben. Dieselbe war wie gewöhnlich sehr stark polemisch gehalten, enthielt aber die unzweideutigsten Ausfälle gegen die alte Gewohnheitslehre. Mit dieser Arbeit kam er eines Morgens zu dem Redakteur, als dieser sich gerade an den Schreibtisch in dem kleinen, engen Zimmer gesetzt hatte.

Redakteur Viig schnupfte. Das war freilich nicht national, aber sonst war er national wie keiner. Er hatte sich aber nun einmal während eines langjährigen Schnupfens an den Schnupftabak gewöhnt, und jetzt war es ihm ganz unmöglich, denselben zu entbehren. Wenn er mit sich selbst zufrieden war, nahm er eine Prise, weil er sie verdiente; war er niedergeschlagen, dann nahm er sie, um sich zu ermuntern; wollte er denken, dann nahm er sie als Lebenswecker; wollte er ruhen, nahm er sie zu einer sanften Stärkung.

Wie alle, welche schnupfen, hatte er einen eigentümlichen Nasenlaut an sich, der oftmals unartikulirt zum Ausdrucke kam und ungefähr wie „Phub" tönte, und derselbe war für ihn sehr wertvoll, da er die verschiedenartigsten geheimnisvollen Meinungen, Gefühle und Stimmungen ausdrücken konnte, wenn er sich bedenken wollte oder sich sofort in klaren und deutlichen Worten auszudrücken wünschte. Wenn Salve Hoel etwas angepichelt ins Bureau kam, dann sah er ihn nur an und machte: „Phub!" Hatte er etwas einzuwenden oder sich über etwas in der Druckerei zu beklagen, dann leitete er das stets mit einem bedächtigen „Phub!" ein.

„Bitte, hier ist eine Rezension," sagte Fritz.

„Danke." Viig entfaltete das Manuskript, las die Ueberschrift und machte: „Phub!" Dann hielt er das Manuskript zwischen zwei Fingern von sich entfernt, sah zerstreut durch das Fenster nach einem Gerüst auf der andern Seite der Straße und machte wieder: „Phub!"

„Es betrifft Barths neues Buch," sagte Fritz.

„Ja — freilich — phub!" Viig strich sich über das Gesicht und gebrauchte dann seine fünf Finger als Kamm in dem langen dunkelbraunen Bart. Dann öffnete er die Schnupftabaksdose, nahm einen Lebenswecker und schob die Dose Fritz hin.

„Nein, ich danke! — Kommt die Rezension noch heute hinein? Ich möchte es wegen der Korrektur gern wissen."

Es mußte etwas ganz Ungewöhnliches geben, denn jetzt nahm Viig sein seidenes Taschentuch hervor und brachte in dessen Innerem eine lange Reihe melancholischer Hornsignale hervor, unterbrochen von einigen kräftigen Trompetenstößen, wobei er das Manuskript, das er vor sich auf den Schreibtisch gelegt hatte, fest betrachtete.

„Ich darf wohl — ich darf — phub — ich muß es wohl mit nach Hause nehmen und durchlesen, Randel?"

„Natürlich," antwortete Fritz.

Aber Viig hörte aus dem Ton, daß Fritz ein wenig verwundert war und sich verletzt fühlte. Es war auch das erstemal, daß Fritz auf solche Weise einer Zensur unterworfen wurde, und das berührte ihn peinlich. Viig beeilte sich daher, hinzuzufügen: „Ja, Sie werden wohl einsehen, daß sich über Ihre Besprechung großer Lärm erheben wird."

„Ich nehme den Kampf, der darüber entstehen kann, natürlich selbst auf mich; niemand soll in diese Sache hineingezogen werden," sagte Fritz, obwohl er die Meinung des Redakteurs sehr gut verstand.

„Phub!" Viig trommelte auf der Tabaksdose. „Will nur die Rezension ansehen, können ja morgen weiter darüber sprechen. Heute ist doch kein Raum vorhanden, wir müssen nämlich Gladstones Rede bringen."

„Wie Sie wollen."

Und Viig nahm die Rezension mit, ging aber direkt zu dem Advokaten Hoel, denn er fühlte, daß diese Sache viel zu viel in ihrem Schoße trage, um sie ohne Hoel entscheiden zu können.

Hoel las die Rezension, freute sich über verschiedene Ausfälle, stieß hin und wieder ein „Hihi" aus, wobei er mit schielendem Auge zu Viig hinblickte und seinen Mund in alle möglichen Lagen verzog, oder er rief: „Verdammt gut geschrieben! Prachtige Feder!" Aber als er mit dem Lesen fertig geworden war, reichte er das Manuskript Viig zurück und sagte kurz und bestimmt: „Unmöglich!"

„Phub!" Viig schien zerstreut oder auch tief in Gedanken versunken zu sein. Er antwortete nicht, sondern nahm das erste Blatt des Manuskripts und legte es zu unterst und dann das zweite ebenso und so weiter, bis das erste wieder als Numero eins erschien.

„Es ist zu gefährlich," fuhr Hoel fort, indem er sich mit beiden Händen in seinem kurzen roten Bart kratzte; „unsere Bauern, Viig, unsere Bauern, sage ich; das würde ein großes Geschrei werden. Das ist unmöglich, ganz unmöglich!"

„Das eine ist so schlimm wie das andere," antwortete endlich Viig.

„Das andere, sagen Sie? Was meinen Sie damit?" Hoel sah ihn mit einem forschenden Blick in seinen kleinen, schiefen Augen an.

„Randel ist stolz und trotzig, und er ist außerdem unabhängig. — Er könnte vielleicht darauf verfallen — phub!"

„Worauf? — Was könnte er?"

„Sich verletzt fühlen und seiner Wege gehen. — Jetzt eine Trennung — phub!" Und dieser Laut klang immer bedenklicher.

„Puh!" sagte Hoel, „das thut er sicherlich nicht. Er würde sich bedenken."

„Ich sah es ihm heute an, daß er es thun wird. Und was schlimmer ist, er nimmt zugleich verschiedene mit sich — von den jungen Kräften. Wir hätten ihn erst weiter in unsere Netze ziehen müssen."

„Hm! Das wäre schlimm!"

„Sehr schlimm! — Phub!“

Am Tage darauf sprach Viig mit Fritz. Der Redakteur und Hoel waren darüber einig geworden, bei ihm einen Fühler auszustrecken.

Fritz hatte indessen beschlossen, nicht von seiner Ansicht zu weichen. Viig hatte ihn vollständig richtig beurteilt. Als der Redakteur die Thür wieder gut geschlossen hatte, setzten sie sich beide, gleichsam als ob es entschieden sei, daß eine ernste Verhandlung kommen würde. Fritz lehnte sich mit einer ruhigen, aber bestimmten Miene zurück und drehte seinen Schnurrbart mit einer abwartenden Miene.

„Könnten Sie nicht ein paar Sätze streichen, die ich hier angestrichen habe? Es kommt mir vor, daß sie ein wenig — ein wenig — phub!“

„Ich kann nicht eine Zeile streichen — nicht ein Wort,“ sagte Fritz kalt, „aber . . .“ Er hielt inne.

„Was sollte dieses ‚Aber‘ bedeuten?“ fragte sich Viig. Sie sprachen eine Zeit lang hin und her über die Sache, Viig sehr vorsichtig und schonend, indem er mit allgemeiner Anerkennung und Schmeicheleien die unangenehmen Bedenken in diesem einzelnen Fall zu verdecken suchte; Fritz dagegen war kalt und bestimmt. Einen Augenblick brauste es sogar in ihm auf, so daß er fast davon gesprochen hätte, daß es wohl am besten sei, sich zu trennen, allein er bedachte sich, das komme noch früh genug.

„Ja, ja denn,“ sagte Viig, der merkte, daß er mit ihm nicht auskam, „ich nehme den Artikel auf, wie er ist, aber Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich Ihren vollen Namen darunter setze?“

„In keiner Weise,“ antwortete Fritz, „ich werde mit meinem vollen Namen das verantworten, was ich geschrieben habe, aber — wenn es mir zu fragen erlaubt ist — welche Bedeutung legen Sie dem eigentlich bei, da die Leute doch wissen, daß ich diese Artikel schreibe?“ Er wollte sich das Vergnügen machen, Viig ein wenig zu pressen.

„Die Leute! Ja — phub — die Leute wissen das freilich, ja, aber nicht das Volk.“

„Ah!“

„Aber wir können es ja verschiedenen Anschauungen nicht versagen, zu Worte zu kommen — phub — nicht wahr? Haha!“ Viig zeigte seine schwarzen Zähne und lächelte sanft. „Sie verstehen mich gewiß, das Volk, meine ich! Setzen Sie Ihren Namen darunter, dann sind Sie es und nicht das Blatt.“

Fritz fand, daß dies eine ungerechtfertigte Rücksichtnahme sei. Wie wenn das Dunkel plötzlich vom Blitz erleuchtet wird, durchschaute er mit einemmal manches, das er wohl geahnt, aber als ihn nicht betreffend von sich gewiesen hatte. Jetzt betraf es ihn selbst, und es ärgerte und schmerzte ihn. Er wünschte seine Prinzipien durchaus nicht unter solche Rücksichtnahme zu beugen und glaubte nicht, durch ein solches Versteckenspielen zum Siege zu gelangen, aber vorläufig fand er doch, daß er der Stütze der Presse bedürfe und zwar hier. Deshalb wollte er allen Konflikten aus dem Wege gehen, so lange es ihm passend erschien; er hatte ja jeden Tag Gelegenheit, die Thür hinter sich zuzumachen, wie er sie früher geöffnet hatte.

Und die Rezension erschien, und mit derselben kam Aufsehen, Streit, Erregung, Verketzerung, persönliches Geschwätz, Verleumdung, kurz, alles, was ein richtiger, Aufsehen erregender Kampf, der die Oeffentlichkeit in Bewegung setzt, mit sich bringt.

Fritz kämpfte mit großer Tüchtigkeit und zog verschiedene auf seine Seite von denen, die überhaupt freiere Anschauungen hegten, aber unter seinen zahlreichen Gegnern fand er auch einen gleich tüchtigen in dem Kandidaten Ruth, der Hilfsprediger in der Hauptstadt geworden war und dessen umfassende Studien in derselben Richtung wie Fritz ihn in den Stand setzten, den Kampf auf dessen eigenem Gebiete zu führen. Da die Diskussion sich dadurch wesentlich um Materialismus oder Spiritismus anstatt um Dogmen oder Wissenschaft drehte, so war es für Fritz viel schwieriger, seine Truppen zusammen zu halten. Viele, welche ihm gefolgt waren, so lange es Fritz galt, wurden etwas bedenklich, als die Sache sich zu der Frage über Gott oder nicht Gott entwickelte.

Indessen fühlten sich weder Hoel noch Viig bei dem Streite recht wohl. Es lag ihnen persönlich nichts daran, welcher von den beiden der rechte Glauben sei, aber der Kampf schuf so viele Angriffspunkte auf Norwegen, was ihnen gefährlich werden konnte. Schon hatte die Tribüne es ein „Heidenmissionsblatt“ genannt und Fritz den Titel eines „Heidenmissionsvorstehers“ gegeben, und dies schlug bei den Massen an; es half wenig, daß Fritz höhnisch erwiderte, daß das einzige, was vielleicht die Verwunderung der Leute erregen könnte, der Umstand sei, daß einer, der so wie er fortwährend von dem Redakteur der Tribüne verfolgt werde, nicht an das Vorhandensein eines persönlichen Teufels glaube. Die Leute lachten, aber es schien doch, als ob ihnen wahre Heiden nicht gefielen.

„Ich wünschte in der That, daß die Geschichte endlich ein Ende hätte,“ sagte Viig. „Das hat durchaus keinen Zweck; in solchen Sachen ist es besser — phub — mit einer gewissen Zurückhaltung und Vorsicht zu verfahren.“ Er war mürrisch und dazu etwas mutiger Fritz gegenüber, als er gewahrte, daß dieser sich während des Kampfes dezidirt in die Arme der Partei geworfen hatte.

„Ich stehe mit meinem Namen für alles,“ sagte Fritz ein wenig stolz. Sein Name war wirklich in der letzten Zeit bekannt geworden, und er fühlte es.

Aber er fühlte auch dasselbe, was Viig beobachtet hatte, daß in gleichem Maße, wie der Widerstand seine Fahne erhob und sich um ein Programm sammelte, das gegen jeden Umsturz, welcher Art auch immer, gerichtet war, die Kluft tiefer und weiter geworden und er selbst in mehr als einer Beziehung entschieden auf eine gewisse Abhängigkeit von einer Partei angewiesen war, wenn er überhaupt einen festen Ausgangspunkt für seinen Einfluß auf die Massen gewinnen wollte.

Das Persönliche in dem Streite hatte ihn irritirt, und es kostete ihn viel Mühe, zu schweigen und sich darein zu finden, wenn er jetzt mehr als früher merkte, daß in der Redaktion die Zügel straffer angezogen und Forderungen an eine gewisse Disziplin gestellt wurden. Vorläufig ließ er es gehen, wie es ging, aber je länger es dauerte, um so klarer wurde es ihm, daß das Verhältnis ihn genirte und es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um es zum Bruch zu bringen.

Und ein solcher Fall trat ein.

XVIII.

Es regnete ganz entsetzlich.

Der ganze Himmel war ein undurchdringliches, hoffnungsloses Grau, wohin man auch das Auge wandte; und der Regen, der in langen, dicken Streifen schräg herabfiel, war so dicht, daß der Horizont sich immer mehr verengte, wenn nicht hin und wieder ein weiß getünchtes Haus oder etwas anderes in sehr scharfen Farben in längerem Abstand von der Landstraße schimmerte.

Jeder Tropfen fiel schwer zur Erde, und auf das braune, magere Pferd, das vor einem knarrenden Bauernwagen ging, goß es an den Seiten und Lenden hernieder, während das Tier am ganzen Körper dampfte. Und das Pferd schien auch mit diesem ewigen Klatschen nicht zufrieden zu sein, denn es schüttelte ungeduldig die Ohren und die Mähne und bog den Kopf nach unten.

Auch der Mann, der auf dem Wagen saß, schien nicht sehr zufrieden zu sein. Der grobe, gelbbraune, wollene Rock war steif von der Nässe, und die breite Hutkrämpe hatte der Mann heruntergeschlagen, so daß der Regen sich über seinen Rücken ergoß und sich in kleinen Tümpeln sammelte, wo sich eine Senkung in der Pferdedecke zeigte, die über die Waren im Wagen ausgebreitet war.

Gunder Slemdal saß zusammengekrochen vorn auf dem losen Sitz und schien nicht Lust zu haben, das Pferd anzutreiben. Es müsse geschont werden, der Weg sei lang und das Wasser sei hier ebenso naß wie daheim, dachte er. Hin und wieder blickte er auf die Räder und die Wagenseiten; fein sahen sie nicht aus, und auch der Bauch und die Beine des Pferdes waren grau vor Schmutz. Das ist ein herrliches Wetter, um auf der Landstraße zu liegen, dachte Gunder.

Er war ein Bruder von Niels Slemdal, der bei dem alten Randel Hausknecht gewesen war und jetzt in guten Vermögensverhältnissen lebte. Gunder hatte sich übrigens auch ein wenig emporgearbeitet und betrieb einen ziemlich umfangreichen Handel auf dem Lande. Aber seit die Eisenbahn gekommen war, ging es schlechter damit; die Landhändler bei den Eisenbahnstationen kauften die Waren der Bauern auf, und daher wurde Gunders Handel immer knapper. Ja, es sei wirklich gar zu arg, wie die Regierung hier zu Lande verfahre und den Landhändlern überall gestatte, den kleinen und armen Leuten den Verdienst zu nehmen. Aber nun würde es schlimmer noch als schlimm, denn die Einschätzungskommission habe ihm die Steuern erhöht und mehreren anderen kleinen Leuten fast um das Doppelte, während viele von den großen Bauern kaum die Hälfte von dem steuerten, was sie eigentlich sollten. Nein, mit der Regierung hier im Lande könne es nicht richtig sein, und das habe er auch in einer Nummer von Norwegen gelesen, die er im Wirtshaus gesehen hatte.

Aber nun wollte er mit Niels in Christiania zusammentreffen, und dann wollten sie beide zu Norwegen gehen, denn Niels kenne einen Menschen, der dort schrieb, und dann würden sie wohl schon die ganze Geschichte hineinkriegen, denn die Zeitung nehme sich der kleinen Leute und Armen an.

Und Gunder kroch immer mehr zusammen und ließ den Regen regnen. Sei es schlimm in der Regierung, so seien diese Zeitungen ein Segen. Er zog die Zügel ein wenig an und das Pferd ging auch etwas schneller. Sie näherten sich bald dem Ziel.

Niels hatte bereits seine Geschäfte abgewickelt und saß in dem schmutzigen Bauernlogis, zählte sein Geld und legte es vorsichtig in sein fettiges Taschenbuch, die Zehner auf der einen Seite, die Fünfer auf der andern; dann band er einen Bindfaden zweimal darum und steckte das Buch in die Tasche.

Und er war glücklicherweise damit fertig, als Gunder anlangte, denn dieser brauchte das Geld nicht zu sehen, weil er sonst vielleicht von ihm etwas geliehen haben wollte.

„Hast Du bereits gehandelt, Niels?"

„O ja, ein wenig habe ich gehandelt, aber es wirft nichts mehr ab."

„O, sind das nicht schlechte Zeiten?"

„Na, hast Du das Papier aufgesetzt, Gunder?"

Das hatte Gunder gethan, und so gingen sie denn zu Norwegen, Niels städtisch gekleidet mit einem blauen, baumwollenen Regenschirm, Gunder in seinem nassen, dampfenden, wollenen Rock.

Fritz befand sich allein in dem äußern Zimmer,

als sie ankamen, und er erkannte Niels sofort wieder, der plump und geradezu äußerte, daß er gedacht habe, Fritz werde aus alter Bekanntschaft wohl seinem Bruder dazu verhelfen, etwas ins Blatt zu bringen. Und dann wandte er sich träge und langsam nach seinem Bruder um, ohne etwas zu sagen. Aber dieser verstand ihn und zog etwas aus der Brusttasche heraus, das sich als ein rotes Taschentuch, mit dem Bilde des Dichters Wergeland versehen, erwies. Nachdem er dasselbe aufgewickelt hatte, kam ein altes Taschenbuch hervor, und aus demselben nahm er ein Zeitungspapier, worin endlich sich die bereits fertig geschriebene Klage befand. Diese reichte er Niels, und Niels übergab sie Fritz.

Niels hatte ganz ruhig von „alter Bekanntschaft" gesprochen, und es lag sicherlich kein Hintergedanke darin, aber dennoch klang es so sonderbar, daß Fritz ein Gefühl hatte, als stehe er in großer Schuld gegenüber diesem Manne. Er hätte gern gefragt, wie Maren sich befinde; vielleicht wunderte sich Niels darüber, daß er nicht fragte, aber es hielt ihn etwas unwillkürlich davon zurück.

Jedenfalls war die Sache des Volkes halbwegs zu seiner eigenen geworden. Es mußte hier Recht geschaffen werden. So war der Eindruck, den er bekam, indem er flüchtig den etwas schwülstig geschriebenen Artikel durchlas, der eigentlich dem schreibkundigen Wirtshausbesitzer zuzuschreiben war, der gern seine Hand dazu geboten hatte, die in dem Artikel Angegriffenen zu ärgern.

„Das ist ja schändlich," sagte Fritz. „Aber es ist doch alles zuverlässig in den Einzelheiten?"

Niels sah auf Gunder.

„Ja, das ist es," antwortete dieser, „das kann sowohl durch Zeugen als auch durch Protokolle bewiesen werden."

Dann gingen sie zusammen hinein zu dem Redakteur.

Redakteur Viig saß am Schreibtisch unter einer Masse auf allen Seiten aufgehäuften Papiers, während er einen Leitartikel für die heutige Nummer schrieb. Die beiden Brüder blieben ehrerbietig in der Thür stehen und schielten neugierig zu diesem großen Mann hinüber, denn daß er ein wirklich großer Mann war, daran zweifelte Gunder jedenfalls nicht; und er war gar nicht so recht fein wie Fritz und es war nichts Merkwürdiges an ihm.

„Hier ist ein Artikel vom Lande, Herr Viig..."

„Einen Augenblick, Randel — sofort — sofort!" Und die Feder lief hin über das Papier, während er halblaut nachsprach, was er schrieb: „‚Dieser Druck von oben auf den gemeinen Mann, diese zähe, andauernde Zurücksetzung, die oftmals geradezu zur Ungerechtigkeit führt, das ist einer freien Nation unwürdig, das ist unvereinbar mit der wahren Selbstverwaltung. Hierin liegt das Geheimnis der Auswanderung, das ist die blutige Ungerechtigkeit, womit man die Last auf den einfachen arbeitenden Mann legt, die es verursacht, daß dieser nicht vorwärts kommen, nicht existiren kann, sondern dem Vaterlande den Rücken kehren muß, das er doch so sehr liebt, obgleich es ihm nichts anderes als Armut und Beschwerden schenkt.' — So! — O, einen Augenblick — sofort! — ‚Es gibt ja eine Grenze für alles,'" fuhr er fort. „‚Wenn die hohläugige Not einem entgegenstarrt, und er sieht, daß man von oben stets nur die Lasten vermehrt, dann ist er genötigt, sich ein neues Heim zu suchen, wo wahre Freiheit und wahre Selbstverwaltung sein Eigentum wird.' — Sofort, augenblicklich, Randel! Lassen Sie mich noch einen Augenblick sehen! — Dieser Druck von oben — hm, hm, hm — das Geheimnis der Auswanderung — hohläugige Not — wahre Selbstverwaltung — ja wohl! — Na, Sie sind also vom Lande, meine Herren?" Und dann guckte er in ihre Klage.

Gunder war eigentlich kein Mann des Gefühls, aber er hätte große Lust gehabt, zu Viig hinzugehen und ihm die Hand zu drücken, als er hörte, wie warm dieser für das Volk schrieb, aber er begnügte sich damit, mit den Augen zu blinzeln und Niels beifällig zuzunicken. Gott sei Dank, daß er an den richtigen Mann gekommen war.

„Pfui! — Phub! — Das ist ja eine häßliche Geschichte! Ja, seht, so sind sie, Herr — was? Na — Herr Slembal. Die Beamten und die Matadore nehmen keine weitere Rücksicht auf den einfachen und armen Mann daheim in Ihrem Dorfe, oder was? Das ist ja geradezu eine Plünderung, die strafbar ist. Ich danke Ihnen — phub — phub — was sind denn das für nette Leute, die Sie in der Einschätzungskommission bei Ihnen zu Hause haben?"

„Der eine ist Vaagaard auf Olstad, der ist Vorsitzender, und dann ist —"

Fritz schrak zusammen, als er den Namen Vaagaards hörte; das war einer der hervorragendsten Männer der Partei.

„Vaagaard? — Phub — Vaagaard, sagen Sie? Hier muß ein Irrtum zu Grunde liegen, meine guten Leute. Vaagaard ist ein wahrer Ehrenmann, ein vortrefflicher Mann. Das kann sich nicht so verhalten."

„Ja, der Teufel hole mich, wenn das nicht richtig ist!" sagte Gunder ganz eifrig. „Ich kann sowohl Abschrift wie Zeugen schaffen, wenn Sie wollen," fügte er hinzu, indem er immer einige Schritte vorschritt.

„Das ist ganz unmöglich, sage ich Ihnen. Wir können eine solche lose Anklage gegen einen Ehrenmann wie Vaagaard nicht aufnehmen! Durchaus nicht! Es muß ein reiner Irrtum sein."

Fritz dachte an sein Versprechen, ein gutes Wort für sie einzulegen, und Niels sah ihn auch darauf an.

„Aber wenn nun Gunder Slemdal die nötigen Beweise schaffen kann, so wäre es doch wohl richtig, die Sache aufzunehmen. Vaagaard hat ja dann Veranlassung, darauf zu antworten."

„Ja, kann er darauf antworten, na, dann gut!" sagte Gunder. „Er soll es nur probiren. Aber Gesetz und Recht lassen sich doch wohl nicht verdrehen, meine ich."

„Kann es nicht aufnehmen, mein guter Mann — — phuh — durchaus nicht!" Dann fügte er flüsternd zu Fritz hinzu: „Sind Sie verrückt, Randel? Das geht ja, bei Gott, nicht an! — Es ist außerdem lauter Lüge, davon können Sie überzeugt sein."

Viig legte das Papier zusammen und trat mit demselben zu Gunder hin, verbeugte sich und setzte sich wieder. Fritz wurde purpurrot und biß sich in die Lippen.

Es blieb also nichts anderes übrig, als sich zu entfernen. Aber als sie in das äußere Zimmer gelangten, nahm Fritz Niels ein wenig beiseite und sagte: „Ich möchte doch gern Deinetwegen etwas für ihn thun, Niels; ich könnte ihm ja diesmal mit den Steuern helfen. Wie viel glaubst Du, daß es ausmacht?" Und nachdem Fritz Gunder eine Banknote gegeben hatte, fühlte er sich bedeutend erleichtert. Niels konnte also nicht anders sagen, als daß er das Seinige gethan hatte.

Aber als die beiden wieder im Regen davongingen, sagte Gunder: „Er war doch nicht so mächtig, wie Du gesagt hast."

„Nein, das scheint so."

„Gott weiß, wozu sie das Blatt schreiben."

„Das magst Du wohl fragen."

„Aber nett war er doch, der mir das Geld gab."

„Ja, nett war er."

Und bald fuhr Gunder wieder heimwärts. Das Regenwetter war grau und die Welt war grau und Gunder war grau. Und grau in Grau war alles, schien ihm. Es war ihm nicht gut möglich, zu ergründen, wie eigentlich die Welt eingerichtet sei.

Auf dem Heimwege mußte er zu dem Gastwirt gehen und ihm erzählen, wie es ihm ergangen sei. Dort traf er den alten, grauhaarigen, jovialen Amtmann Seippel, der sich über diese Geschichte ganz außerordentlich amüsirte. Er ging in der Gaststube mit den Händen unter den Rockschößen auf und ab und lachte, ging zu dem Gastwirt und flüsterte mit ihm; sie guckten einander schelmisch an und lachten laut.

„Weshalb kamst Du mit Deiner Klage nicht zu mir," fragte endlich der Amtmann, „zu mir als Deiner rechten Obrigkeit?"

„O, ich dachte nicht, daß mir dies etwas nützen könnte," antwortete Gunder abwehrend und war äußerst erstaunt darüber, daß die Sache die beiden anderen so fröhlich stimmen konnte.

Schließlich nahm der Amtmann die Klage an sich und sagte, daß er Gunder schon zu seinem Recht verhelfen werde, und darüber war dieser ganz verwundert.

In der Gemeinde trat aus diesem Anlaß eine große Erregung hervor, und Vaagaard mußte, um die Sache nicht vor das Gericht gebracht zu sehen, sich mit Gunder einigen, so daß dieser vorläufig die Klage zurücknahm, und die Obereinschätzungskommission mußte diese Veranlagung und viele ähnliche ändern.

An dem Tage, als Gunder hundert Kronen von Vaagaard erhielt, schien die Sonne so wunderbar herrlich auf Acker und Wiesen, und Gunder und seine Frau umschritten ihr kleines Besitztum, um zu überlegen, wie sie das Geld am besten anlegen könnten.

„Ja, bei Gott, ist der Amtmann gegen Vaagaard unangenehm geworden!" sagte Gunder, indem er ein neues Stück Kautabak in den Mund steckte.

XIX.

Christopher Vaagaard gehörte nicht zu den alten Geschlechtern in der Gemeinde, sondern hatte sich von ganz niedrigen Anfängen emporgeschwungen, besonders durch verschiedene Spekulationen in Bauernhöfen und Waldparzellen, so daß er jetzt als vermögender Mann in Olstad herrschte.

Das Ziel seines Ehrgeizes war jedoch nicht allein darauf beschränkt, Reichtümer zu sammeln, er wünschte auch, sich bemerkbar zu machen und eine Rolle zu spielen. Es wurde ihm leicht, zu sprechen und zu schreiben, und in den Tagen seiner Jugend hatte er sich sogar mit einer gewissen Vorliebe um die Musen bemüht, wenn es eine Veranlassung dazu gab. Damals, als die Romantik der Elfen und der Lindenbäume in der Mode war, hatte er sein erstes berühmtes Gedicht an den Lenz produzirt: „Jetzt erfreuen uns vestalische Winde", das in der „Dalpillen" Aufnahme und in allen Zeitungen unter der Rubrik „Vermischtes" verdiente Anerkennung fand. Später, als die sanfte Lyrik einem solideren Ruf des Ehrgeizes an das Vertrauen der Mitbürger weichen mußte, wandte er sich mehr der Kraftpoesie der Bürgerfeste zu, und am letzten 17. Mai, dem Verfassungsfeste, sang er:

„Ja, hier bei der Riesenbowle Klang
Lauter ertönt unser Normannengesang!"

Aber lange Zeit gelang es ihm nicht, irgend welchen Vertrauensposten zu erreichen, entweder weil er nicht zu den alten Geschlechtern gehörte, oder weil man fand, daß seine Hände bei all den Transaktionen, die ihn bereichert hatten, nicht ganz rein

geblieben waren, kurz, das Resultat war, daß er unbeachtet sitzen blieb.

Es wurde daher für ihn notwendig, Opposition zu machen und über diejenigen zu klagen, die in der Verwaltung saßen. Anfangs sah man dies nur als eine unschädliche Nörgelei an, und sein Anhang war ja auch noch nicht sehr groß, aber eines schönen Tages, bevor er es selbst recht wußte, gewann er so viele Wähler, daß die alte Verwaltung gestürzt und er selbst mit seinem Anhang gewählt wurde.

Jetzt war er insofern oben darauf, als er Wahlmann für seinen Distrikt war, aber er mußte noch höher hinauf, er wollte Abgeordneter des Storthings werden. Es ging also nicht an, sich wegen der fatalen Steuereinschätzung anklagen zu lassen, und das gerade kurz vor einer großen politischen Versammlung.

„Teuer, aber schön!" sagte er, als er das Papier in die Tasche steckte und sich wieder in das Kariol setzte. Er pflegte diese Redensart zu führen, wenn er in seinem Hause tüchtig traktirte.

Und er konnte sich auch solche Ausgaben erlauben und in diesem Jahr die Leute so traktiren, denn er hatte gar viel Heu geerntet, da er vom herrlichsten Wetter begünstigt war. Ja, das war ein seltenes Jahr, und ebenso mußte die politische Ernte in vierzehn Tagen bei der Eisenbahnstation Frydendal eine gute Ernte bringen.

Drinnen in der Stadt gingen die Leute mit großen weißen Sonnenschirmen und stöhnten und schwitzten und wunderten sich darüber, daß die Straßen noch nicht leerer geworden waren. Begegnete man jemand, der nicht sklavisch an die Stadt gebunden war, so begann sofort ein Gespräch darüber, was eigentlich jetzt den Menschen in die Stadt führe, da alle, die es nur konnten, derselben entflohen. Und das Storthing hatte sein Heu noch nicht hereingebracht, aber, Gott sei Dank, am nächsten Dienstag sollte die Scheune geschlossen werden.

In der Redaktion der Zeitung Norwegen rüstete man sich zu der Versammlung in Frydendal. Hoel wollte dort eine große Rede halten, und an dem Tage sollte nur das notwendigste Redaktionspersonal zurückbleiben, um die Mühle in Gang zu halten.

„Wie wird es, Randel, reisen Sie mit zur Versammlung?" fragte Viig. „Es interessirt Sie vermutlich nicht besonders. Bjerke möchte gern reisen, wenn Sie hier bleiben wollen."

„O ja, es kann freilich amüsant genug sein, dort hinzureisen," antwortete Fritz leicht hingeworfen, „aber ich möchte nicht als Referent hingehen."

„Nein, das kann ich mir schon denken — aber was — phub! — was wollen Sie eigentlich dort?"

„Wollen? Die ganze Schar ist ja da versammelt — ich will die Rassen und die Typen studiren."

„Ich muß Sie bitten, Herr Randel, in der Redaktion nicht solche Ausdrücke zu gebrauchen. Sie dürfen — phub — Sie dürfen mit Ihrer Ueberlegenheit dort, bei Gott, nicht kommen."

„Sie können ganz beruhigt sein, ich denke am meisten an den Generalstab da oben. Die anderen achte ich vielleicht mehr als Sie."

„Ja so — was meinen Sie denn damit?"

„Das ist doch klar. Ich will die Leute aufklären und zu selbständig denkenden Menschen machen, während Sie sie am liebsten so verbrauchen wollen, wie sie sind."

„Phub! Ein Widerspruch in sich, mein lieber Randel! Ich achte die Leute also doch wohl etwas mehr, da ich sie so, wie sie sind, für gut genug finde."

„Um sie zu benützen, ja. Aber, wie gesagt, ich reise mit, ich habe nun einmal Lust, sie in der Nähe zu betrachten."

Sie standen sich gegenüber und blickten einander „mit Lächeln auf den Lippen und den Tod im Herzen" an. Ihr Verhältnis hatte sich nämlich bedeutend abgekühlt, und es war sogar nach der Abweisung des Artikels von Gunder Slembdal zu einem kleinen Bruch gekommen. Viig liebte die überlegene Kälte nicht, die Fritz in ihr Verhältnis hineinbrachte; dieser war ihm zu vornehm, und Viig fühlte sich etwas davon bedrückt. Fritz seinerseits fühlte sehr gut, daß seiner Feder ein unsichtbarer, wenn auch stiller, so doch deutlich merkbarer Dämpfer aufgesetzt war, gerade wo es Sachen galt, für die er sich besonders interessirte. Er begann immer mehr „die notwendige Parteidisziplin" als einen Zwang zu fühlen und war eigentlich in seiner Erwartung, einen Teil der Aufgabe, die ihm auf dem Herzen lag, leiten zu können, enttäuscht worden.

Vielerlei Umstände veranlaßten sie indessen, einander auszuweichen, und besonders wollte Viig im Grunde ungern einen so talentvollen Mitarbeiter verlieren, den er mit der Zeit zu „dressiren" hoffte — so hatte er sich zu Hoel ausgedrückt — aber es war nicht zu umgehen, daß es, wie bei der erwähnten Gelegenheit, hin und wieder zu einer Art Reiberei kam.

Es war eigentlich auch nur Neugierde, nicht Eifer im Dienste der Partei, was Fritz zu der Volksversammlung trieb.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jungfrau von Albanien.

Von

Nicola Misasi.

I.

Im Dorfe herrschte Festesjubel: auf dem freien Platze vor der Kirche balgten sich die kreischenden Buben, während der Sakristan auf der obersten Sprosse der an das Hauptportal gelehnten Leiter die weiß- und rotseidenen Draperien festnagelte, welche, in Ermangelung goldener, mit gelben Papiersternen beklebt waren. Die Buben drängten sich, die Nasen in der Luft, immer dichter um die Leiter; der Sakristan stellte von Zeit zu Zeit das Hämmern ein, nahm die Nägel aus dem Mund, beugte sich zu ihnen nieder und rief ihnen von dort oben zu:

„O, ihr verdammten Bengel, wenn ihr mir die Leiter bewegt, zerschlage ich euch alle Knochen im Leibe!"

Paarweise traten die albanesischen Bäuerinnen in die Kirche, in ihren roten Röcken, den vollen Busen kaum von den weißen, den Hemdenschlitz zierenden Spitzen verhüllt, eine Korallenkette um den Hals geschlungen. Sie ließen sich neben dem Altare nieder, dem gegenüber ein mit einem weißen Tuche bedeckter Tisch stand; auf ihm lagen, zwischen zwei Kränzen von künstlichen Blumen, ein Brot und eine Bibel.

Inzwischen hatte der Sakristan die Ausschmückung des Portals beendet; er trat, die Leiter nach sich ziehend, in die Kirche und stellte diese in die Sakristei. Dann ergriff er das Seil, welches in den Turm hinaufführte, und begann Sturm zu läuten, während hier und dort im Dorfe zum Zeichen der Freude Flintenschüsse abgefeuert wurden. Nun kamen von allen Seiten die Hochzeitsgäste über die Straße hinauf, die Frauen in seidenen, reich mit Gold und Silberfransen verzierten Kleidern, welche, wie die der Bäuerinnen, den zwischen den Spitzen des Hemdenschlitzes weiß hervorleuchtenden Busen frei ließen, die Chesa, die von Goldstickerei schimmernde Haube auf den mit seidenen Bändern durchflochtenen Haaren; ihre Männer im Sonntagsstaate zur Seite und mit der Flinte auf der Schulter, begaben sie sich zu den beiden Festzügen, die Männer zu dem des Bräutigams, die Frauen zu dem der Braut. Um schlag zwölf Uhr sollten sich die beiden Züge von zwei verschiedenen Straßen aus in Bewegung setzen, um sich dann auf dem freien Platze vor der Kirche zu begegnen.

Man hatte diesen Tag schon lange erwartet, an welchem sich die letzten Sprossen zweier edlen albanesischen Familien vereinen sollten. Der Bräutigam, Demetrios, hatte soeben das Seminar verlassen, wo er die ersten Priesterweihen empfangen. Die Braut, Serafina mit Namen, war so schön, daß sie gemeinhin die Jungfrau von Albanien genannt wurde. Man sagte, ihr Vater, der alte Domenico, sei, und vielleicht war er es auch, ein Nachkomme von Georg Castriota, dem Schrecken der Türken, dessen Heldenthaten noch heutzutage besungen werden, dessen Andenken in den albanesischen Kolonien Siziliens und Kalabriens heilig gehalten wird.

Serafina, welche die Mutter verloren, und gleich nach der Geburt dem Knaben Demetrios versprochen worden war, wurde in dem entlegensten Zimmer des Hauses sorgsam behütet; sie verließ es nur des Sonntags, um in dem nahen Kirchlein der Messe beizuwohnen. Wenn dann die Dorfbewohner sie erblickten, machten sie ihr ehrerbietig Platz und flüsterten sich bewundernde Worte zu; die Sonne, welche leuchtende Funken aus dem goldigen Besatz des seidenen Rockes und den silbernen Borten des lichtblauen Mieders mit den goldenen Verzierungen zog, schien jenes liebliche Geschöpf mit besonders heißen Liebkosungen zu umschmeicheln, als wollte sie sich groß thun und zeigen, daß sie stolz sei auf die albanesische Bevölkerung.

Bis zu ihrem achtzehnten Jahre hatte Serafina sorglos und heiter dahingelebt und das Haus mit dem Gezwitscher eines sorglosen Rotkehlchens erfüllt. In ihren großen, sanften, schwarzen Augensternen leuchteten jähe Lichtgarben; ihr Mund glich einer Granatblüte, er ließ beim Lächeln zwei Reihen schimmernder Zähne wie Perlen zwischen Rosen blicken. Die zwischen den Spitzen des Mieders hervorleuchtende Brust glich dem am Rande des Glases erzitternden Milchschaume, und ihr langes

Haar von der Farbe frühreifer Kastanien fiel in weichen Strähnen auf die weißen Schultern nieder, wie zarte Bronzeverzierungen um ein alabasternes Bildwerk.

Aber dieser jugendliche Frohsinn hatte langsam abgenommen. Man erzählte sich, daß das junge Mädchen seit einiger Zeit nicht mehr heiter war und das Haus nicht mehr mit ihrem lieblichen Gesange und Gezwitscher belebte. Wenn man Serafina des Sonntags in der Kirche erblickte, in ihren weiten, jungfräulichen Schleier gehüllt, das Haupt andächtig tief über das Gebetbuch gebeugt, bemerkte man eine gewisse Müdigkeit und Trauer in ihren Zügen. Sie war bleich, abgemagert und hatte tiefe Schatten um die Augen; ihre Wangen waren nicht mehr von der Farbe der Granatblüte, sondern bleich wie die einer welken Rose.

Ihr Vater, der Witwer geblieben war und nur jene eine Tochter besaß, liebte sie über alles. Er hatte seiner sterbenden Gattin das heilige Versprechen gegeben, über dieses ihr Kind ängstlich zu wachen und ihm nicht nur ein fürsorglicher und wachsamer Vater zu sein, sondern ihm auch die liebende und sanfte Mutter zu ersetzen. Er hatte sie sozusagen mit Liebkosungen groß gezogen und ging ganz in ihr auf, war heiter, wenn sie heiter, betrübt, wenn sie traurig war, und trostlos, sobald er ihre rosigen Wangen sich mit Bläße überziehen sah. Diese Heirat jedoch beruhigte ihn über die Zukunft der Tochter, denn er fühlte sich alt und ahnte, daß er sie bald verwaist in der Welt zurücklassen würde. Doch von jetzt an sollte sie nicht mehr allein dastehen; der junge Demetrios, der von Hause aus ein reicher Mann und aus edlem Geschlecht, hatte sich dem Priesterstande geweiht, was ihm eine außerordentliche Autorität über die übrigen Dorfbewohner verschaffen mußte; er gerade war der geeignete Mann für Serafina, und der alte Vater rieb sich vergnügt die Hände über den glücklichen Ausgang dieser Angelegenheit.

Demetrios, der Verlobte, hatte in dem griechischen Seminar von S. Benedetto Theologie studirt, getrieben von einer wahren Neigung für den geistlichen Beruf. In einem zwischen Wäldern gelegenen Dorfe geboren und von Jugend auf in einem vom häuslichen Leben unberührt gebliebenen Mystizismus aufgewachsen, hatte er sich auf diese beiden Sakramente, auf die Ehe und das Priestertum, mit dem nämlichen Glauben und derselben Hingabe vorbereitet; für ihn war das eine der Vollzug des andern, in ihm verschmolz der Gatte mit dem Priester. Er hatte in frühester Kindheit seine Eltern verloren und daher die Liebkosungen einer Mutter nie kennen gelernt. Ein entfernter Verwandter, dessen Schutze er anvertraut worden war, hatte ihn in das Seminar von S. Benedetto gebracht. Dort erfuhr Demetrios, daß man ihn einem schönen jungen Mädchen, Serafina geheißen, versprochen habe; und wenn er in den Ferien in das Dorf und das Haus seines Vormundes kam, zeigte man ihm diejenige, welche seine Gattin werden sollte. Er kehrte dann gedankenvoll und beunruhigt in das Seminar zurück. Saß er dann wieder in seiner engen Klosterzelle, ohne etwas anderes vom Leben zu kennen, als das, was die heiligen Schriften durchblicken ließen, fühlte er dennoch das jugendliche Blut in seinen Adern sieden, das, anfangs gefühllos, jetzt seinen noch keuschen Körper zu martern begann; er dachte dann mit einem gewissen Aufruhr unbestimmter Gefühle an jene weiße und hohe, für ihn auserlesene Jungfrau, und in den schlaflosen Nächten, die er über seine Folianten gebeugt zubrachte, tauchten langsam aus deren Seiten verführerische Frauengestalten auf, mit begehrlichem Lächeln auf den Korallenlippen und heißen Strahlen in den schmachtenden Augen. Wenn Demetrios über den Text der griechischen Lithurgie nachsann, die dem Priester die Vereinigung mit dem Weibe unter der Bedingung gestattet, daß jenes die jungfräuliche Keuschheit seines Körpers mit in die Ehe bringt, und der verwitwete Geistliche keine zweite Ehe eingeht, so konnte er seine Blicke nicht von dem Worte „Jungfräulichkeit" losreißen, denn es machte einen Schauder durch seine Adern rieseln, es erfüllte den Körper mit unbestimmten Wünschen und versenkte seinen Geist in eine sanfte Betrachtung.

Als er mit fünfundzwanzig Jahren die unteren Weihen empfangen hatte, kehrte er in das Dorf zurück. Beim Anblick dieses schlanken, bleichen Jünglings, welchem das lange schwarze Haar glatt und schimmernd auf die Schultern niederfiel, mit den großen dunklen Augen in dem bleichen Gesicht, empfanden die Leute eine unwillkürliche Achtung vor ihm. Sie begegneten ihm nur selten lustwandelnd; aber in der Kirche sahen sie ihn stets zur Frühmesse und zum Abendsegen in seinem langen schwarzen Priestergewande, das Haupt in andächtiger Sammlung tief auf die Brust gesenkt.

Der Vater von Serafina, über die Gesundheit der Tochter beunruhigt, hätte die Hochzeit gern auf bessere Zeiten verschoben, statt dessen mußte sie beschleunigt werden, weil der alte und kranke Pfarrer des Dorfes eines Beistandes bedurfte und der Bischof Demetrios zu diesem Amte ausersehen hatte, der sich aus diesem Grunde sobald als möglich zum Priester weihen lassen sollte. Da jedoch nach dem griechischen Kirchengesetze ein Priester eine Ehe nach erhaltenen Weihen nicht mehr eingehen kann, so hatte man sich zur Beschleunigung dieser schon längst geplanten Heirat entschlossen.

Und es war jener Tag dazu ausersehen worden.

II.

Das Haus des Brautvaters lag am Eingang des Dorfes, dort, wo der die Berge hinaufkletternde Wald begann. Alte Möbel schmückten die engen Zimmer; das erste, mit Rauch geschwärzten Wänden, diente als Eßzimmer und dem alten Domenico zugleich als Schlafraum. Zu Häupten des breiten Bettes, mit den von der Zeit vergilbten Vorhängen, hing eine altmodische Flinte mit Steinschloß, daneben eine Jagdtasche, und zwischen zwei Pistolen ein Jagdmesser in lederner Scheide; über dem Kopfkissen zwei Blumenkränze, deren Farbe und Vergoldung die Spinneweben und der Staub ausgebleicht hatten. Sie hingen bereits seit dreißig Jahren dort und niemand hatte sie seit dem Hochzeitstage Domenicos mit der Mutter von Serafina berührt.

In der Mitte des Zimmers öffnete sich das Fenster, es wurde durch einen Rahmen in zwei Teile geschieden, zwischen welchen eine Schiebpersienne lief. Jenseits senkte sich die Campagne sanft zum Cratithale hinunter, mit Landhäuschen besät, deren rote Dächer aus Baumgruppen und aus den Wäldern hervorleuchteten. Dort, wo sich der felsige Grund in der Ebene verlor, schien der Boden gelb und grün gefleckt, in weiter Ferne von einem azurnen Streifen begrenzt, dem Meere.

Mitten in dem Gemache saß an einem Tischchen in einem halb edelmännischen, halb bäuerischen Festgewande der alte Domenico mit dreien seiner Freunde, dem Apotheker, dem Bezirksarzte und dem Gemeindeschreiber, und sie vertrieben sich die Zeit bis zum Kirchgange damit, daß sie beim Plaudern ein Glas guten Weins schlürften, den sie aus einem vollen Gefäße schenkten.

„Der ist von dem guten Dreijährigen," sagte der Alte. „Ich habe ihn eigens für diesen Tag aufgespart. Sagt mir etwas, Doktor," fuhr er fort, und reichte mit zwei Fingern das bis an den Rand gefüllte Glas dem Freunde hin.

Dieser betrachtete die Farbe des Weines mit begehrlichen Blicken und entgegnete dann:

„Auf die Gesundheit des Brautpaares, möge es so viel Gutes erleben, wie dieser Becher Tropfen enthält."

„So sei es," riefen die anderen und tranken Bescheid. Dem Alten wurden die Augen feucht.

„Ich danke euch, meine alten Freunde," sagte er mit bewegter Stimme. „Ja, ich bekenne, daß ich ruhig sterben kann, wenn ich meine Serafina dem braven Jungen Demetrios zum Weibe gebe. Er bedurfte einer Taube, und ich habe ihm die unbefleckte Taube meines Hauses gegeben. Für mein zartes und liebliches Kind brauchte ich einen sanften, gütigen Gatten, und ich habe es einem Manne Gottes, einem Priester anvertraut, in dessen Adern, wie in denen meiner Tochter, das ruhmvolle Blut der Albanesen fließt. Meine Concetta dort oben wird auch zufrieden sein. O, glaubt ihr etwa nicht, daß meine Tochter von mehr als einem reichen Kalabresen zur Gattin begehrt wurde? Aber ich wollte von keiner Verwandtschaft mit einem Italiener etwas wissen. Ich bin Albanese und will es bleiben, so lange ich lebe."

„Ja, recht so," sagte der Gemeindeschreiber, „aber nach und nach vermischen wir uns ohnehin mit den Italienern: unsere Sprache verwandelt sich, unsere Sitten verschwinden, sogar unsere Kleidung verändert Form und Aussehen. Nein, nein, mir gefällt so etwas nicht. Als ich erfuhr, mein guter Domenico, Du habest Deine Tochter einem Manne verweigert, der Dich mit angesehenen italienischen Familien Cosenzas verwandt gemacht hätte, war ich im Gedenken an den großen Georg erfreut darüber. Der große Georg hat gesagt: ‚Männer Albaniens, vergeßt euer Vaterland nie, kehrt in dasselbe zurück, wenn der Hund von Türke aufgehört haben wird, es zu verwüsten.'"

„Und bei Gott, vergessen wir das nicht," rief der Apotheker aus. „Ich trinke auf die Größe und Erlösung unseres Vaterlandes."

Die vier Freunde ließen die Gläser erklingen, dann erhob sich der alte Domenico und rief wiederholt mit bewegter Stimme:

„Auf die Gesundheit und Erlösung unseres Vaterlandes."

Eine Stunde lang wurde von nichts anderem gesprochen. Als der erste Glockenton erklang, sagte der Doktor, zu Domenico gewendet:

„Warum gehst Du nicht sehen, was unsere Töchter in Serafinas Zimmer beginnen? Ich wette, die Stunde der Hochzeit kommt und die Braut ist noch im Unterrocke. Sage ihnen, daß sie zu schwatzen aufhören und sich beeilen."

Nachdem der alte Domenico ein letztes Glas getrunken, begab er sich in das Gemach seiner Tochter.

III.

Das Zimmer Serafinas lag in dem entferntesten Teil des Hauses. Die Wände desselben schmückten von goldenen Ranken übersponnene Tapeten, ein mächtiger Schrank, ein Spindchen, auf dem zwei Blumenvasen unter Glasglocken thronten, ein Sofa, ein Lehnstuhl zu Füßen des Bettes, ein Spiegel, mit der Rückseite nach dem Fenster, bildeten den Schmuck jenes kleinen Stübchens, in dessen äußerster Ecke das von großen, blendendweißen Vorhängen umschlossene Bett stand.

Schon seit dem frühesten Morgen herrschte in jenem jungfräulichen Nestlein die wildeste Unordnung

Auf der Decke des Bettes, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren, bauschte sich das Kleid aus weißer Seide mit dem himmelblauen Uebergewande, albanesisch die Zoga genannt, an Brust und Armen reich mit Goldstickerei verziert. Auf einem Kissen blitzte die goldstrotzende Chesa, der Kopfschmuck der Braut, unter dem sie umhüllenden weißen Schleier hervor. Auf dem Spindchen lagen Taschentücher, Bänder, Fransen, kurz alles zum Schmucke am Hochzeitstage Notwendige. In dem offenstehenden Schranke sah man an einem Nagel die Alltagskleider des jungen Mädchens hängen, und in den herausgezogenen Schubkästen des Spindchens lagen, nach frischer Wäsche duftend, die Unterröcke, Schürzen, Hemden, Berge von Beinkleidern und Taschentüchern.

Serafina saß vor dem Spiegel, der ihr herrliches Antlitz widerstrahlte. Sie befand sich augenblicklich noch in einem weißen Unterrocke; der zarte, jungfräuliche Busen wölbte sich zwischen den Schnüren des Mieders, die nackten Arme leuchteten aus den Spitzen des Hemdes hervor. Ihr zu Füßen knieten die Tochter des Apothekers und des Arztes und schauten bewundernd zu ihr auf, während die Nichte des Gemeindeschreibers hinter der Braut stand, deren prächtiges Haar mit der einen Hand umspannte, während die andere den elfenbeinernen Kamm hielt, mit dem sie es glättete. Serafina saß mit zurückgelehntem Kopfe da und folgte mit halbgeschlossenen Augen den Strichen des Kammes, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken.

Indessen sangen die knieenden Mädchen mit süßer Stimme:

„Der schwarze Falke sah das weiße Täubchen verborgen in dem dunklen Laube. Er schwang sich in die Luft, ließ sich dann mit ausgebreiteten Flügeln nieder und hemmte bei dem Täubchen den Flug. ‚Süßes Täubchen, hast du Flecken an dem Schnabel, an den Flügeln, an der Brust?' — ‚Nein, ich bin weiß wie frisch gemolkene Milch.' Nun nahm der Falke das weiße Täubchen zwischen seine Krallen und trug es weit, weit fort, hinauf, dahin, wo der Himmel die Berge berührt. ‚Zittere nicht, fleckenloses Täubchen, der Falke wird dir kein Leid anthun. Er hat den Schnabel, um dich zu liebkosen, und die Krallen, um dich zu verteidigen. Du wirst seine weiße, süße Gattin sein und er dein kühner, starker Gemahl.'"

„Wenn man Taube ist," murmelte Serafina.

„Taube wie Du, Falke wie er."

„Er ist kein Falke, sondern ein Rabe, denn er ist ein Priester," sagte Giulia.

„Er wird Dich lieben, wie er die Madonna liebt," bemerkte harmlos das jüngste Mädchen. „Aber Du wirst darüber nicht eifersüchtig sein, nicht wahr?"

Die beiden anderen lachten; Serafina blieb stumm, als stände sie all dem Gesagten fern.

Der Kopfputz war vollendet: das weiche, in zwei dicke Zöpfe geteilte Haar der jungen Braut wand sich wie die beiden Reifen eines Heiligenscheines um ihr schönes Haupt.

„Du sollst sehen, wie der Brautkranz in der Sonne blitzen wird. Nicht einmal die Braut vom Skanderbeg konnte sich am glorreichen Tage ihrer Hochzeit eines Kopfputzes wie des Deinen rühmen."

Damit legte das junge Mädchen den Kamm bei Seite, nahm Serafinas Gesicht zwischen zwei Finger und zwang sie sanft, den Kopf ihm zuzuwenden, um die Wirkung der herrlichen Flechten, die ihr das Haupt so hoheitsvoll umrahmten, besser beurteilen zu können. Die anderen beiden hatten sich gleichfalls erhoben und drängten sich, um der Braut Augen, Stirn und die nackten Schultern zu küssen, die ein leichtes Fröstеln erschauern machte. Sie lächelte traurig, erwiderte jedoch ihre Küsse und Liebkosungen nicht.

Dann lief Giulia auf das Bett zu, nahm das goldgestickte Brautgewand auf beide Arme, während die andere die Zoga beim Kragen ergriff und sie in die Höhe hielt, um die Falten glatt zu streichen.

Serafina hatte sich erhoben, der Spiegel strahlte das herrliche Bild des jungen, schön geformten Mädchens wider, das in den Augen und um die Falten am Munde die Spuren einer lang gehüteten und verborgenen Herzensangst trug. Die Freundin warf ihr zuerst das kreisförmig gefaltete Kleid über, welches sich um ihre nackten Schultern schmiegte und dann in weichen Falten längs des Körpers niederfiel, während eine niederkniete, um die lange Schleppe zu ordnen. Das schöne Haupt der Jungfrau tauchte aus dem Spitzenkragen wie eine jener weißen Blüten mit doppelter Blumenkrone hervor. Serafina ließ sich die lichtblaue Zoga überwerfen, welche sich fest an die Hüften schloß und den vollen Busen abzeichnete, den Giulia in das Kleid preßte, ohne daß sie einen Laut von sich gegeben oder eine Bewegung gemacht hätte. Sie hob gleichgiltig die Arme in die Höhe, sie ließ es willenlos zu, daß die Freundinnen sie ankleideten und mit den üblichen Schmucksachen des bräutlichen Gewandes behingen.

„Sie sieht genau so aus, als ginge sie zu einem Begräbnisse," flüsterte Giulia der Knieenden ins Ohr, die mit dem Glattstreichen des Kleides beschäftigt war, damit es in gleichmäßigen Strichen herniederfiele.

„Du natürlich würdest höchst vergnügt sein, Du."

„Ganz sicher, gewisse Heucheleien verstehe ich nicht."

„Wer gibt mir ein Band? Ich brauche ein Band," sagte Luisa, welche die Zoga zuknöpfte.

„Sage, Serafina, wo hast Du die Bänder?"

„Dort, im Spindchen."

Die Freundin lief zum Spindchen, zog das

Schubfach heraus und begann zwischen Zwirnknäueln, Spitzen, Zeugresten umher zu wühlen.

„O, sieh, getrocknete Blumen!“ rief sie.

Serafina wandte sich mit einem Schrei um und lehnte totenbleich gegen den Rand des Bettes.

„O, Du Böse,“ rief Giulia, „Du hieltest es schon mit Demetrios, während er noch im Seminar war! Nicht wahr, er hat Dir diese Blumen gesandt?“

„Ja, er,“ stammelte das junge Mädchen.

Sie atmete schwer und hielt die Augen gesenkt.

„Sieh einmal! Wenn das Dein Vater gewußt hätte! Aber wir werden es Deinem Demetrios erzählen, daß Du seine Blumen aufbewahrt. Und dabei sagt man, daß ihr euch seit der Verlobung kaum zweimal gesehen habt ... Ja, da traue man einem.“

„Was ist denn Schlimmes dabei?“ fuhr Luisa auf. „Ich habe sagen hören, daß vor der Hochzeit überall ein wenig geliebelt wird. Beeilen wir uns. Hier, nimm Deine Blumen, Du kannst sie ihm heute abend wieder geben.“

Damit reichte sie Serafina das vertrocknete Sträußchen. Diese nahm es, ließ es fallen und sank dann, heftig schluchzend, auf den Rand des Bettes nieder.

Die Freundinnen schauten sich, von dieser Thränenflut überrascht, betroffen an, und sie hätten wer weiß welche Auslegung dafür gefunden, wenn nicht Domenico, der Vater der Braut, in dem nämlichen Augenblick ins Zimmer getreten wäre.

„Vorwärts, Mädchen, beeilt euch,“ rief er ungeduldig. Dann betrachtete er seine Tochter, die, an den Rand des Bettes gelehnt, das Gesicht in den Händen verborgen hatte. Die Freundinnen kamen näher und schalten sie.

„Sieh nur, Du hast durch Deine Thorheit schon die Schleppe verdrückt.“

„Und in das schöne Band hast Du bereits eine Falte gemacht, schau nur!“

Der alte Domenico trat auf Serafina zu. Mit sanfter Gewalt löste er die Hände von ihrem Gesicht, er faßte es beim Kinn und zwang sie, den Kopf aufzurichten. Als er Thränen über die Wangen rinnen sah, fragte er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit in Blick und Stimme:

„Was ist Dir, mein teures Kind?“

Sie stammelte zwischen Schluchzen:

„Nein, nein, nein.“ Dann erhob sie sich und sank in die Arme des Vaters:

„Ich will nicht, Vater, ich will nicht,“ rief sie weinend.

„Du willst nicht? Was willst Du nicht? Vorwärts. Sei kein Kind. Deine selige Mutter weinte auch an ihrem Hochzeitstage und sagte: ‚Nein, nein, nein,‘ um dann: ‚Ja, ja, ja‘ zu sagen. Wenn Du gesehen hättest, wie sie das geweihte Brot aß, welches ich ihr in der Kirche reichte, und mit welchem Jubel sie Korn und Hülsenfrüchte über die Gäste schüttete. Auf, auf, gehen wir, denn das Gefolge von Demetrios ist schon auf dem Wege. Du weißt, meine Tochter, dies ist der am heißesten herbeigesehnte, der schon so viele Jahre lang erflehte Tag meines Lebens. In einer Stunde werde ich endlich am Grabe Deiner seligen Mutter niederknieen können und ausrufen: ‚Sieh, Deine Tochter ist glücklich, ich habe meine Pflicht gethan, jetzt bin ich zu jeder Stunde bereit, mich mit Dir zu vereinen.‘“

Und von Liebe überwältigt, drückte er die Tochter laut schluchzend in die Arme. Die Freundinnen schauten bewegt auf den Alten und die Jungfrau, welche ihr Haupt an seine Brust gelehnt hatte und still vor sich hin weinte.

Dann nahm Domenico die Brautkrone und wollte sie ihr aufsetzen. Sie fuhr jedoch zusammen, erbleichte noch tiefer und stieß den Arm des Vaters zurück, dann aber beugte sie wie ergeben das Haupt und ließ sich die Krone auf das weiche Haar legen, dessen Schleier ihre Schultern bedeckte.

Der Alte stand aufrecht vor der Tochter, und die Augen gen Himmel gerichtet, legte er ihr segnend die Hände auf das Haupt.

„Taube meines Herdes, Engel meines Hauses, Gott segne Dich, wie ich Dich segne!“

Er nahm sie bei der Hand; sie machte eine Bewegung, ihm zu folgen, doch ihre Füße zitterten; sie mußte sich auf dem Arm des Alten stützen, der sie mit sanfter Gewalt aus dem Gemache leitete.

Flüsternd folgten die Freundinnen.

IV.

Der Brautzug setzte sich gegen die Kirche zu in Bewegung. Die nächststehenden Freunde schritten ihm voraus und stimmten die Hochzeitsgesänge an. Mitten im Zuge ging Serafina; ihr Gesicht war bleich und eingefallen, es zeigte die Spuren großer Schmerzen, und zwei dunkle Ränder unter den Augen bekundeten, daß sie das Elternhaus unter reichlichen Thränen verlassen hatte. Als sie die Leute so traurig und matt einherschreiten sahen, schüttelten sie bedächtig die Köpfe, und der alte Domenico bemühte sich vergebens, ihr Mut einzusprechen, damit sie ein heiteres Gesicht machte. Sobald sich einmal ihre Lippen zu einem Lächeln öffneten, schien eine unsichtbare Hand sie wieder zu schließen, und ein düsterer, beständiger Gedanke färbte ihr Antlitz noch um einen Ton bleicher.

Das Gefolge des Bräutigams machte sich gleichfalls von einer andern Gasse des Dorfes aus auf den Weg. Zwischen heiteren Freunden, welche die Luft vom Festjubel und Flintenschüssen widerhallen

machten, wandelte Demetrios. Das schwarze Priestergewand ließ sein bleiches, mageres Antlitz unter den langen schwarzen, ihm auf die Schultern fallenden Haare noch greller hervortreten. Er wandelte, wie von einem Gedanken völlig in Anspruch genommen, dahin, und schien für die um ihn her widertönenden Stimmen der Freunde taub zu sein. Als man das Portal der Kirche erreichte, stieß man daselbst mit dem Zuge der Braut zusammen. Während Freunde und Verwandte sich in zwei Gruppen teilten, und die Menge der Bauern einen großen Kreis um sie bildete, schritt er gesenkten Hauptes auf die Braut zu und sagte mit feierlich bewegter Stimme:

„Komm, Serafina, Gott erwartet uns, um Dich mir zur Gattin, und mich Dir zum Manne zu geben."

Das junge Mädchen stieß einen Schrei aus und fuhr entsetzt zurück; sie wurde erdfahl unter dem herniederfallenden Schleier, und machte eine Bewegung, als wollte sie ihre Hand aus der des Verlobten reißen. Als sie der Vater jedoch sanft antrieb, überschritt sie wankend die Schwelle der Kirchthür; sie unterdrückte ein Schluchzen, welches ihr die Brust zu sprengen drohte. Die Glocken ertönten hoch oben im Festgeläute, das Volk strömte dem Brautpaare nach, welches sich nur mit Mühe durch die Menge dichtgedrängter Bäuerinnen Raum verschaffen konnte. Durch die hohen Fenster drang die Sonne mit gelblichem Lichte in die weiten Hallen des Kirchenschiffes und ließ nur die fernsten Ecken im Halbdunkel, wo die rötlichen Flämmchen der ewigen Lampen zitternd, hier das blasse Antlitz einer Mutter Gottes, dort die farblose, blutige Brust eines Christus am Kreuze zwischen verblaßten und vergoldeten Kandelabern aus Holz und vielfarbigen Sträußen aus Papierblumen in versilberten Vasen schwach beleuchteten. Auf den Stufen des Hauptaltares stand der Priester in weißer, gold- und silbergestickter Stola hinter einem Tische, auf welchem zwischen zwei Kränzen ein Brot und ein aufgeschlagenes Buch lagen; er harrte dort des Brautpaares, welches dem Zuge voranschritt, er, eine reine, heitere Freude in dem von den Nachtwachen abgemagerten bleichen Gesicht, sie mit auf die Brust gesenktem Haupte, unter dem weißen Schleier erzitternd, während die sich bauschende lange Schleppe des seidenen Gewandes ihr wie eine leuchtende Spur durch die Kirche folgte.

Der Brautzug bildete einen Halbkreis; die Männer stellten sich hinter die Frauen, an deren Armen und Hals zahlloses Geschmeide, auf deren Häuptern die leuchtenden, metallenen Kronen funkelten, welche die Sonne mit goldigem Schimmer erglänzen machte. Das Brautpaar stand Hand in Hand vor dem Altare, der alte Domenico aufrecht neben seiner Tochter, die er thränenden Auges betrachtete.

Nun trat ein Augenblick feierlichen Schweigens ein, dann stieg der Priester, vom Sakristan mit Weihbecken und Wedel gefolgt, die Altarstufe nieder und besprengte das Brautpaar mit dem geweihten Wasser. Dann nahm er das Brot und reichte es Demetrios.

Dieser nahm es, brach davon ein Stück, brach dieses dann nochmals in zwei Teile, und reichte eine Hälfte Serafina, wobei er mit einer feierlich ernsten Stimme sagte:

„Ich gebe Dir mein Herz, unbefleckte Jungfrau. Sei Du die Taube meines Daches, die Königin meines Herdes, der Engel meines Hauses."

Das junge Mädchen senkte das Haupt noch tiefer, als zwänge sie eine unsichtbare Hand, sich vor diesem Manne zu beugen. Ein Zittern lief durch ihre Kniee, und Serafina wäre gefallen, wenn Domenico sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Aber sie streckte die Hand nicht nach dem Brote aus.

In den Reihen der Umstehenden erhob sich ein Geflüster, die Frauen blickten einander verwundert an. Zum erstenmale trug sich Derartiges zu. Demetrios schaute die Braut staunend und schweigend an; der Priester harrte geduldig, die Augen auf das Buch gerichtet.

„Nimm das Brot und iß es," flüsterte ihr der Vater bewegt und hastig zu.

Serafina machte mühsam eine Bewegung, sie streckte die Hand aus und führte das Brot zum Munde. Aber ihre Lippen rührten sich nicht und ihr Arm sank wie leblos am Körper nieder. Der und jener gewahrte, daß sie das Brot unberührt zwischen den Fingern hielt.

Nun las der Priester irgend eine unverständliche griechische Formel, er durchschnitt die Luft mit einigen Kreuzzeichen, dann nahm er die Kränze zur Hand. Demetrios kniete nieder, aber das Mädchen blieb aufrecht stehen und sank erst auf die Kniee, als es sich von dem Bräutigam am Arm niedergezogen fühlte. Der Geistliche umkreiste alsdann den Tisch, näherte sich dem Weibe, setzte ihm den Kranz auf das Haupt und wendete sich also zum Manne:

„Im Namen Gottes sei diese Jungfrau Dein, Dein jetzt und in Ewigkeit."

Dann näherte er sich Demetrios und sagte zu Serafina, welche das Haupt auf die Brust gesenkt hatte:

„Du sollst Deinen Vater verlassen, um dem Gatten zu folgen. So will es der Herr!"

Schließlich ergriff er die rechte Hand beider, er wechselte die Ringe, und machte, nachdem er sie mit Weihwasser besprengt, über ihnen das Zeichen des Kreuzes.

Der Brautzug schritt jetzt im Kreise um das knieende Paar; er lag mit erhobenem Haupte, mit

leuchtenden, wie geblendeten Augen und einem Lächeln mystischer Glückseligkeit vor dem Altare, sie erzitternd, niedergeschmettert, fast wie leblos unter dem Schleier, durch dessen Falten das weiße und lichtblaue Seidengewand mit den Goldstickereien und den Geschmeiden hervorschimmerte. Die umkreisenden Hochzeitsgäste ließen mit heller Stimme den Hochzeitsreigen erklingen, in welchen das zahllose Bauernvolk mit einstimmte, während der Priester in stummer Andacht regungslos auf den Stufen des Hauptaltares stand und der knieende Domenico feuchten Auges seine Tochter betrachtete. Die Sonne ergoß noch immer ein Meer goldenen Lichtes durch die hohen Bogenfenster auf die Menge, und durch den blauen Aether hallten die Glocken in festlichem Geläute.

V.

Als der Brautzug mit dem jungen Paare an der Spitze die Kirche verließ, begrüßte ihn der einstimmige Jubel der ganzen Dorfbewohner. Diese hatten den Weg mit Waldblumen bestreut, ein wahrer Blumenregen ergoß sich über die jungen Leute, während die Verwandten und Gäste ihrerseits Zuckerwerk und Geldstücke unter die Zuschauer warfen. Die Frauen stimmten das Hochzeitslied an, und zu Ende jeder Strophe feuerten die Männer die Flinten ab, deren Geknall von hellen Jubelrufen begleitet wurde.

So erreichte man Demetrios Haus, auf dessen Schwelle eine Verwandte des Jünglings im Festgewande, einen Korb voll Korn und Hülsenfrüchte in der Hand, die Ankömmlinge erwartete. Als der Zug nahte, stieg diese die Stufen hinab; sie ging auf das junge Paar zu, und zu der jungen Frau gewandt, die, schüchtern auf den Arm des Gatten gestützt, während des Ganges die Augen nicht erhoben, noch auf die demütigen und fürsorglichen Fragen Demetrios geantwortet hatte, sagte sie:

„Möge der Ueberfluß in dem Hause herrschen, welches Du als Königin betrittst, und es dem Bettler und Wanderer stets geöffnet sein.“

Damit reichte sie Serafina den Korb. Diese nahm ihn, statt aber, wie es der Brauch wollte, den Inhalt auf die Menge zu schütten, ließ sie ihn fallen, als reiche ihre Kraft zum Halten nicht aus.

„Deine Tochter ist krank,“ sagte der Apotheker zu Domenico, „oder Du hast ihr nicht ordentlich Bescheid zu sagen gewußt, wie sie sich zu benehmen hat.“

Mittlerweile hatten sich die Frauen des Zuges genähert, sie schlossen einen Kreis um die Braut, nahmen sich bei den Händen und tanzten um sie herum, mit dem althergebrachten Wunschgesange: „Sei Du sanft wie die Taube, fürsorglich wie die Ameise, und verliebt wie die Turteltaube. Sei keusch wie der Schnee der Berge, treu wie das Schwert des Kriegers. Laß Deinen Busen Deines Gatten Ruhekissen sein, und mögen Deine Arme dem Epheu gleichen, der die Buche umschlingt, und Deine Worte einem Zephyrgefächel, von Blumenduft erfüllt. Verachte die faule Grille, die wandersüchtige Schwalbe, das boshafte Käuzchen, den eitlen Pfau, und lasse aus Deinem Körper den Samen von Helden sprießen.“ Als mit dem letzten Verse der Tanz schloß, widerhallten von neuem die Hochrufe und Flintenschüsse; und während das junge Mädchen bleich und wie verloren unter dem großen weißen Schleier dastand, sagte Demetrios zu ihr:

„Tritt ein in das Haus Deines Gatten, o Jungfrau; komme, o Taube, in Dein Nest: dieses ist, o Königin, Dein Reich.“

Als er jedoch ihre Bestürzung bemerkte, welche die schamhafte Schüchternheit im übrigen zu zeigen erheischt, nahm er sie in seine Arme, und während Verwandte und Freunde sie ihm scheinbar streitig zu machen suchten, überschritt er die Schwelle seines Hauses, den zarten Körper, der sich vergebens den starken Armen des Gatten zu entwinden suchte, fest an seine Brust gedrückt.

Der heitere Schwarm folgte dem Räuber und füllte im Umsehen das Haus; das Volk der Bauern, Eseltreiber und Waldsassen harrten im Vorzimmer auf den Anstich eines Fasses Wein, das auf das Wohl des jungen Paares geleert werden sollte, die anderen traten in den Raum, wo später das Hochzeitsgelage abgehalten wurde. Dort schimmerte schon die mächtige Festtafel, auf der Vasen mit frischen Blumen und Majolikagefäße voller Früchte und Leckereien des Landes prangten. Während die Frauen der Braut gefolgt waren, drängten sich die Verwandten und Freunde im Eßzimmer an den Bräutigam; hierher war jener zurückgekehrt, nachdem er Serafina bis in das hochzeitliche Gemach begleitet.

Diese saß auf einem niedrigen Diwan zu Füßen des hohen, mit schwellenden Matratzen und Kissen ausgestatteten Ehebettes, über welches eine große weiße Decke ausgebreitet lag. Um sie her saßen die vornehmen Frauen des Dorfes in ihren mit Gold durchwirkten Seidenkleidern, ihren von Geschmeiden funkelnden Brüsten, Armen und Haaren. Bei der Thür stand eine in der Familie Demetrios ergraute alte Magd, die noch nicht gewagt hatte, sich der Braut zu nahen. Domenico, der als Brautvater gleichfalls in das Gemach gedrungen war, bemerkte die Alte, welche zur Feier des Tages ebenfalls einen roten Tuchrock und das reich mit Sammetstickerei versehene Oberkleid angelegt hatte, dessen mit weißen Spitzen geschmückter Ausschnitt ihre runzelige, welke Brust sehen ließ. Er eilte zu ihr, nahm sie an die Hand und führte die alte Dienerin mitten in den Kreis.

„Tante Carmina," ſagte er, „hier iſt meine Tochter. Nicht wahr, Du wirſt ſie ſo lieb haben, wie Du die Mutter Deines Demetrios geliebt haſt?"

Die Alte näherte ſich der jungen Frau, ergriff ihre Hand und führte dieſe an die Lippen. Dieſe entzog ſie ihr jedoch, ſtand auf und hielt ihre Wange hin.

„Sei ſo gütig, wie Du ſchön biſt," ſagte die Alte, nachdem ſie ſie geküßt hatte. „Meine Herrin war nicht ſo ſchön wie Du, doch der Herr kehrte mit ihr in unſer Haus ein. Sie war ſüß wie der Honig, und weiß wie die Taube, ſie war fürſorglich wie die Ameiſe, und unſer Haus atmete Ehrbarkeit, denn ſie betrat es als eine Heilige, ſie lebte wie eine Heilige und ſtarb wie eine Heilige. Sei Du wie ſie."

Serafina hörte ſtehenden Fußes zu, ohne einen Laut von ſich zu geben. Die Frauen flüſterten:

„Wenn Tante Carmina einmal anfängt, findet ſie kein Ende."

„Meine Tochter wird auch gütig ſein, zweifle nicht daran, Tante Carmina," ſagte Domenico.

Serafina ſetzte ſich nieder und die Frauen plauderten von neuem. Draußen lärmte inzwiſchen die Menge, denn für das Dorf war die Heirat dieſer beiden jungen Leute ein feierliches Ereignis; ſo mag vielleicht einſt vor den Thüren der Ahnen, Prieſter und Krieger die Schar der Tapferen gelärmt haben, ehe der erbarmungsloſe Krummſäbel des Türken die ſiegreichen Schlachtreihen der Albaneſen zerſtreute.

VI.

Auf dem Ehrenplatze, zu Häupten der Tafel, ſaß Serafina noch im Brautgewande, noch umhüllt von dem großen weißen Schleier. Ihr zur Seite hatten Vater und Gatte Platz genommen, an die ſich Verwandte und Freunde reihten.

Ein wenig abſeits, in der Nähe des Brautpaares, ſaß die alte Carmina an einem beſonderen Tiſche. Sie hielt die Augen unverwandt auf Serafina gerichtet, und mit dem Eigenſinn alter Leute wiederholte ſie:

„Jene war nicht ſchön, aber gut; dieſe iſt ſchön ... wer weiß!"

Indeſſen wurden Hand um Hand die Speiſen aus der Küche aufgetragen. In mächtigen Schüſſeln dampften die Braten und das Suppenfleiſch, und in ſchmucken Flaſchen funkelte der ungefälſchte Wein. Die doppelarmigen Leuchter waren angezündet worden, weil der Abend ſchon hereingebrochen war, und ihr helles Licht zog Funken aus dem Gold der Halsketten und der Cheſa, die auf den dunklen Haaren der Frauen blitzten; die Lichtwogen ließen die Farbenpracht ihrer Gewänder zur erhöhten Geltung kommen.

In das Klappern der Gabeln und der Teller, das heitere Lachen der Schmauſenden miſchte ſich der Geſang der vor der Hausthür in Haufen ſtehenden Bäuerinnen und die Accorde von Guitarren. Nur die Braut war traurig, doch niemand dachte darüber nach, man fand dieſes ſogar höchſt natürlich. Es war die ſüße Verwirrung der vom Falken gepackten Taube, welche, unbewußt der ihrer harrenden Freuden, und doch fröhlichen Herzens, an das jungfräuliche Neſt im geliebten Vaterhauſe denkt, das nunmehr verödet iſt, und die zitternd die Stunde nahen ſieht, in welcher ſie, die bisher keine anderen Küſſe als die der ſanften Mutter gekannt, einen Jüngling in ihre Arme ſchließen, das Herz eines Mannes an ihrem Herzen ſchlagen hören und feurige Lohen ſtürmiſcher Liebesworte vernehmen ſoll. Und nach dieſen Küſſen wird ſie die Königin des Hauſes, der Engel jenes Herdes werden, in deſſen heiteren Flammen ſie die Seelen der ihr teuer geweſenen Toten ſehen wird, die gekommen ſind, um ſich mit ihr zu freuen.

So ſagt das Lied; darum iſt die Braut traurig.

Sie dachte auch daran, daß ſie nicht allein Königin, ſondern auch Prieſterin werden würde, und daß die Gattin des Gott geweihten Mannes rein und unbefleckt wie die Flamme der heiligen Lampe ſein müſſe, und ihr Haus eine Fortſetzung des Tempels mit dem Brautbette als Altar. Darum dachten die Gäſte nicht weiter über Serafinas Traurigkeit nach.

Demetrios betrachtete ſie mit unſäglicher Zärtlichkeit; eine reine, heitere Freude ſtrahlte aus ſeinen Augen. Als er jedoch bemerkte, daß ſie traurig war und die Speiſen unberührt ließ, beugte er ſich zu ihr hin und ſagte leiſe:

„Sage mir, was iſt Dir, Serafina?"

„Nichts," antwortete ſie und verſuchte zu lächeln.

Aber während ſie ſo ſprach, unterdrückte ſie ein Schluchzen, das ihr in der Kehle ſteckte, und ſie wurde plötzlich weiß wie Wachs.

„So lächle doch! Siehſt Du nicht, wie heiter alle unſeretwegen ſind."

Nun ſah ſie ihn mit ihren von Thränen verſchleierten Augen an und lächelte; aber in ihrem Lächeln lag mehr Bitterkeit als Freude, mehr Verzweiflung als das ſüße Beben einer Braut.

Domenico, dem der Wein und das übervolle Herz die Zunge gelöſt, plauderte mit lauter Stimme, das Wort auch an die Fernſitzenden richtend. Als man beim Nachtiſch angelangt, war das Stimmengewirr betäubend; die Männer leerten mit erhitzten Geſichtern die bis an den Rand gefüllten Gläſer auf das Wohl des Brautpaares, und auch die Frauen ſchwatzten luſtig unter einander. Nur Serafina blieb ſtumm und zerſtreut, und vergebens flüſterte ihr der Gatte, der trotz geräuſchvollen Jubels eine feierlich ernſte Stimmung bewahrte, liebevolle Worte zu.

Schließlich machte einer die Bemerkung, daß es schon spät wäre; es hatte in der That von dem nahen Kirchturme Mitternacht geschlagen. Die Festgenossen erhoben sich; die Männer eilten in den Nebenraum nach ihren Hüten, die Frauen begaben sich in das Brautgemach, woselbst sie ihre Umhängemäntel abgelegt hatten.

Alle umdrängten das junge Paar, die Frauen küßten die Braut, sie wiederholten ihre Glückwünsche mit spitzbübischem Lächeln, und ihr „Gute Nacht" war von einem beredten Augenspiel begleitet, welches seine eigene Bedeutung hatte und haben sollte.

Der alte Domenico aber, welcher nun allein in sein einsames Haus zurückkehren mußte, drängte sich zu seinen Kindern vor, drückte sie abwechselnd an das Herz und sagte dann mit von Thränen erstickter Stimme zu Demetrios:

„Demetrios, ich habe Dir das Blut meines Blutes, das Herz meines Herzens, die unbefleckte Jungfrau meines Hauses gegeben. Liebe und beschütze sie, denn nun ist sie die Deine. Gott segne Dich!"

Dann wandte er sich zu Serafina, die mit gesenkten Augen und schlaff hinabhängenden Armen unbeweglich dastand:

„Ich werde Dein Zimmerchen vereinsamt vorfinden, und in meinem Hause wird Deine Stimme nicht mehr ertönen. Sei eine so gute Gattin, wie Du eine gute Jungfrau warst, eine heilige Mutter, wie Du mir eine süße Tochter gewesen bist. Ich segne Dich für mich, für Deine Mutter, die dort oben weilt."

Und er breitete segnend die Hände über das Haupt seiner Tochter aus, die in heftiges Schluchzen ausbrach, sich ihm an den Hals warf und unter Thränen stammelte:

„Vergib mir, Vater, vergib mir."

Sie barg ihr thränenüberströmtes Antlitz an seiner Brust und drängte sich fest an ihn; starke Erschütterungen durchbebten ihren Körper. Die Anwesenden umringten sie gerührt und trennten dann beide mit sanfter Gewalt.

„Laßt uns gehen," sagte der Arzt, „sonst nimmt es kein Ende."

Nur mit Mühe gelang es ihnen, die Umschlingung von Vater und Tochter zu lösen und den ersteren zur Thür hinaus zu drängen.

Serafina blieb mit weit geöffneten Armen stehen; ihre Augen waren auf die Thür geheftet, die sich hinter ihrem Vater geschlossen, und sie rief ihn mit schluchzender Stimme. Dieser entfernte sich mit den Freunden, von der alten Carmina begleitet, die ihnen hinausleuchtete.

„Ich flöße Dir also Furcht ein, Serafina," sagte Demetrios mit langsamer, ernster Stimme und betrachtete sie mit über einander geschlagenen Armen.

Sie zitterte, blickte umher und sank dann auf einen Stuhl, das Gesicht in den Händen bergend.

Das Haus, noch vor kurzem von dem höchsten Jubel erfüllt, war wieder in tiefes Schweigen versunken. Draußen schlummerte das Dorf, nur ab und zu drang ferner Gesang durch das Schweigen der Dunkelheit.

Die alte Magd kehrte mit der Kerze zurück.

„Gute Nacht, gute Nacht!"

„Geh nur schlafen, Tante; ich weiß, Du bist müde," sagte Demetrios zu ihr. „Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herrin!" wünschte die Alte der jungen Frau.

Diese nickte leicht mit dem Kopfe; die Magd schaute sie forschend an und schlurfte dann in ihren Pantoffeln nach der Thür, die sie hinter sich schloß. Man hörte ihre Schritte verhallen, die Stiege, welche in ihre Dachkammer führte, unter ihrem Gewichte knarren; dann trat die Stille von neuem ein.

„Komm, Serafina, komm," flüsterte Demetrios, über das junge Mädchen gebeugt, welches wieder das Gesicht in den Händen verborgen hatte.

Er faßte die Gattin sanft beim Arme und zwang sie, aufzustehen, er zog sie behutsam mit sich. Sie folgte ihm völlig verwirrt; als sie jedoch die Schwelle des Brautgemaches erreicht hatten, blieb sie stehen; sie versuchte sich von dem Jüngling frei zu machen und rief:

„Nein, nein, nein, ich kann nicht."

Er preßte sie noch heftiger an seine Brust und flüsterte ihr immer wieder mit unaussprechlicher Milde und vor Verlangen zitternder Stimme zu:

„Komm, komm, bist Du nicht mein? Komm!"

Er zwang sie, die Schwelle zu überschreiten. Das Gemach war einfach ausgestattet; im Hintergrunde stand das weiße Bett mit seinen schimmernden Vorhängen; am Kopfende ein großes Kruzifix zwischen einem Weihwasserbecken und einem getrockneten Olivenzweig. Auf einem Spindchen linker Hand verbreitete eine Lampe ein fahles gelbes Licht. Daneben lagen in einer Schale die beiden Kränze, die nach albanesischer Sitte über dem Bette befestigt werden und dort zur Erinnerung des feierlichen Tages hängen bleiben.

Serafina blieb unbeweglich mitten im Zimmer stehen, sie hatte den verhüllenden weißen Schleier tief herabgezogen. Als Demetrios, der sie einen Augenblick allein gelassen hatte, um die Thür zu schließen, nun mit geöffneten Armen auf sie zukam, Freudenthränen in den Augen, ein sanftes Lächeln um die halb geöffneten Lippen, und als er gerade im Begriff stand, sie an sein Herz zu ziehen, stieß sie ihn von sich und sank schwerfällig auf die Kniee.

„Berühre mich nicht," schrie sie mit unaussprechlicher Todesangst, „berühre mich nicht, wenn Du rein und unbefleckt vor den Herrn treten willst."

VII.

Demetrios blieb wie niedergeſchmettert ſtehen; die ſchon nach ihr ausgeſtreckten Arme ſanken kraftlos nieder, das bleiche Geſicht wurde erdfahl. Mit einem Sprunge ſtürzte er mit unterlaufenen Augen auf Seraſina; er legte die Hand auf ihre Stirn und zwang ſie, den Kopf empor zu heben, ihn anzuſchauen. Dann fragte er mit dumpfer, wie ein Röcheln klingender Stimme:

„Was haſt Du geſagt?“

„Ich habe geſagt,“ erwiderte ſie zwiſchen Schluchzen, „daß ich kein fleckenloſer Engel bin, ſondern ein Dämon mit verpeſtetem Atem, deſſen Berührung befleckt und ſchändet. Faſſe mich nicht an, wenn Du willſt, daß der Herr Dich als ſeinen Prieſter anerkennt.“

Er richtete ſich auf; das ſchwarze Prieſtergewand ließ die Bläſſe ſeines Geſichts noch ſchärfer hervortreten. Mit übermenſchlicher Kraft bezwang er ſich, ſeinen Zorn, ſeine Eiferſucht, die ganze Höllenpein, die ihm zum erſtenmale das ſchuldloſe, vom Myſtizismus wie mit einer reineren Luft umgebene Herz durchwühlte; und obgleich das Unerwartete, Entſetzliche der Eröffnung, die den Prieſter und den Mann traf, ihn zwang, den entheiligten Ort zu fliehen, brachte dennoch der Prieſter den Mann in ihm zum Schweigen. Er zog einen Stuhl in die Nähe der Knieenden, die noch immer das Geſicht mit den Händen bedeckt hatte, deren Schluchzen den ganzen Körper erbeben machte, und ſagte mit langſamer, feierlicher Stimme:

„Weib, beichte!“

Sie richtete das Haupt, auf dem noch die goldene Krone ſchimmerte, in die Höhe und ſagte:

„Ja, ich werde alles ſagen, denn es iſt an der Zeit, daß Du alles erfährſt. Höre alſo. Schon ſeit heute morgen ſteigt mir dieſe Beichte wie bittere Galle immer wieder auf die Lippen. Ich war feige, ſie in mein Herz zu verſchließen. Jetzt höre mir zu — . . dann richte . . . ſtrafe mich.“

Sie trocknete ſich die Augen, ſie fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte ſie ſich traurige Erinnerungen in das Gedächtnis zurückrufen, und begann mit ſtockender, erlöſchender Stimme:

„Gerade vor einem Jahr kam ein junger Mann hier in das Dorf. Er war ſo ſchön, wie unſere alten Lieder von dem heiligen Georg ſingen, und ſie ſagten, daß er ebenſo mutig und vornehm wie gut war. Er hatte die Berge Albaniens von ſeinem Kriegsgeſchrei erdröhnen laſſen und die Schar der Unterdrücker in die Flucht gejagt. Trotzdem war ſeine Stimme weich, ſeine Stirne weiß. Die Jungen ehrten ihn, die Alten waren ſeines Lobes voll. Mein Vater nahm ihn wie einen Sohn auf und bei dem Feſteſſen ihm zu Ehren ſaß er mir gegenüber. Er ſchaute mich den ganzen Abend an, ſo daß ich oft die Blicke vor den ſeinen ſenken mußte. Später ſaß er neben mir und erzählte mir von unſerm Vaterlande und vom Ruhm; er ſang mit männlicher und ſtolzer Stimme, die wie der Schrei des Falken klang, die Kriegsgeſänge und mit den ſüßen Lauten einer Nachtigall Liebeslieder. Eines Morgens fand ich auf meinem Fenſterſims ein Blumenſträußchen. So wirbt man bei uns um die Liebe der Mädchen. Als ich ihn am Abend wiederſah, fragte er: ‚Haſt Du meine Blumen geſehen?‘ Ich antwortete ihm nicht, aber er muß wohl trotzdem verſtanden haben, daß ich ſie im Buſen verborgen trug. Dann nahm er einen Augenblick wahr, in welchem meines Vaters Aufmerkſamkeit anderswohin gelenkt wurde, und küßte mich auf die Stirn. Bis zu dem Augenblick hatte ich nur die Küſſe meiner Mutter gekannt. Ich kehrte verwirrt, erregten Herzens in mein Zimmer zurück und die ganze Nacht hindurch fühlte ich ſeine Lippen auf meiner Stirn brennen.“

Hier ſchwieg Seraſina. Er hörte zu und biß ſich auf die Lippen, daß das Blut herausfloß; er preßte die Hände in einander, daß ihm die Nägel in das Fleiſch drangen. Doch ſein erhabenes, bleiches Geſicht verriet den innern Sturm des Herzens nicht.

„Fahre fort,“ ſagte er, „erzähle mir alles.“

Und da er ſie erſchrocken zögern ſah, ſetzte er in befehlendem Tone hinzu:

„Ich will es.“

Sie fuhr fort:

„Ich wußte, daß ich mit Dir verlobt war, mit Dir, der Du dem Prieſterſtand geweiht warſt, und daß die in Dein Haus einkehrende Braut rein, ſogar von Gedanken rein ſein mußte. Ich ſuchte den Dämon, der in mein Herz gezogen, zu beſiegen und lag tagelang vor dem Bildnis der Maria, damit ſie mich von dem entheiligenden Kuſſe reinigte. Aber zwiſchen mich und die Muttergottes drängte ſich immer das Bild jenes Mannes, deſſen ſüße Stimme ich im andern Zimmer vernahm, ſo daß auf meinen Lippen das Gebet verſtummte und ſanfte Muſik mein Ohr erfüllte; ſie brachte mir das Blut und die Nerven in Aufruhr . . . Eines Tages, mein Vater war abweſend und die Amme, die ſonſt mein guter Schutzengel war, mußte eines plötzlichen Unwohlſeins wegen das Bett hüten; ich war allein. Er öffnete plötzlich die Thür meines Zimmers. Ein Zittern erfaßte mich bei ſeinem Anblicke und ich wich verzagt zurück. Er aber ſtreckte die Arme nach mir aus und küßte unter feurigen Liebesworten meine Lippen . . . Ich hörte nichts mehr . . . Später war ich wieder allein in meinem Zimmer und . . .“

Sie ſchwieg, ſie bedeckte das Geſicht mit den Händen und brach in erneutes Schluchzen aus.

„Und dann?“ fragte er trocken.

„Nach drei Tagen folgte er einem Ruf der Seinen; er ging davon; er hoffte zuversichtlich, binnen kurzem wieder zu kommen und meine Hand beim Vater erbitten zu können. Später erfuhr man, er sei, mit Wunden bedeckt, bei einem Treffen gegen die Türken gefallen. Ich... ja, ich bekenne es Dir, dem Priester ... ich weinte lange, und als ich begriff, daß ich, als Dir bestimmt, zwischen dem Gottesfrevel und der Ehrlosigkeit wählen, Gott und die Menschen belügen mußte, schwor ich mir, Dir alles zu sagen. Aber kaum öffnete ich die Lippen, um meinem Vater das entsetzliche Geheimnis anzuvertrauen, so schien mir eine eiserne Hand das Herz zusammen zu pressen und den Mund zu schließen. Ich hatte nicht die Kraft, dem Zorn meines Vaters und der Verachtung meiner Landsleute zu trotzen. Ich fühlte mich feige, ich fühlte mich niederträchtig, und trotzdem verschob ich diese entsetzliche Beichte von heute auf morgen. Gott allein weiß, was ich gelitten, Gott allein weiß, wie ich gekämpft habe! Aber konnte ich es thun? Es wäre ein Mord, ja schlimmer noch, eine Entehrung meines Vaters gewesen.“

„Und Du zogest es anstatt dessen vor, mich zu töten, mich zu entehren!“ sagte er mit angstvoller Bitterkeit in der Stimme.

Sie rang stöhnend die Hände.

„Fahre fort!“ rief der Jüngling.

„So lebte ich bis zum heutigen Tage wie verstört dahin. Mein Vater glaubte mich krank und ich fühlte mich in der That dem Tode nahe; ich bat den Herrn oft genug, er möge mich sterben lassen! ... Heute war ich verschiedenemale im Begriff, auf die Kniee zu sinken und Dir meinen Fehltritt zu bekennen, der mich Deiner unwürdig macht, aber mir war die Kehle wie zugeschnürt. Wie spitze Stachel senkten sich die Segenswünsche, das Lob der Gäste in mein Herz; der Hochzeitsgesang klang mir wie die höhnische, unheilvolle Stimme eines Teufels, der mir aus der Tiefe der Hölle zurief: ‚Elende, Elende, Elende!‘“

Er hörte gedankenvoll zu, die trockenen Augen starr auf das knieende Weib geheftet, das schluchzend vor ihm die Hände rang.

Sie fuhr fort:

„Als jene Thür sich hinter uns schloß, als Du mir Deine Arme entgegenstrecktest, da löste sich mir der Knoten im Halse und all die Qual, die ich im Herzen fühlte, stieg mir auf die Lippen; ich sank auf die Kniee. Gott war gnädig; er hat nicht zugegeben, daß Du, sein Stellvertreter, sich durch eine Berührung mit mir verunreinigst! Und jetzt, Gatte, strafe mich; Priester, richte mich!“

Und sie beugte den Kopf vor dem Jüngling, der sie unbeweglich betrachtete; er sah, wie ihr Busen sich unter dem verhaltenen Schluchzen hob und senkte, er sah durch den weißen Schleier sich die herrlichen Formen ihres Körpers abzeichnen, denen ein scharfer, berauschender Duft entströmte. Mit von Thränen verdunkelten Augen betrachtete er dieses Geschöpf, welches sein verwirklichter Traum, sein Sehnen war, dessen Seele und Körper er im Tempel Gottes, von ihm als Beschützer, als Zeugen empfangen hatte, eine unreine Seele, einen befleckten Körper, dem die Schuld jedoch nichts von seinem Zauber, seiner Schöne geraubt ... Dort lag sie vor ihm, sie war sein, er brauchte nur die Hand auszustrecken, um ihr weißes, warmes Fleisch zu berühren, welches zahllose brennende Wünsche in ihm erweckt hatte; selbst während jener schmerzlichen Beichte, deren Worte wie glühende Tropfen Feuer in seinem Gehirn brannten, quälte ihn das heiße Verlangen nach ihr.

Im Kampfe zwischen der in seinen Adern brennenden Begier und dem religiösen Entsetzen, der Frucht seiner Erziehung, fühlte er sich zu dem Weibe hingezogen, von dem ihn derselbe Gott, welcher sie ihm gegeben, wieder trennte. Er beugte sich tiefer über die Knieende und sagte mühsam, mit einer von der heftigen Erschütterung häufig unterbrochenen Stimme:

„Höre auch Du mich! Nicht als Weib, sondern als die göttliche Verkörperung der Schönheit und Liebe sah ich Dich in meinem Kämmerlein, sah ich Dich neben dem Muttergottesbilde mir zulächeln, das Deine Züge annahm. Dem Tempel geweiht, dachte ich mit derselben religiösen Andacht an das Brautbett wie an den Altar. Von beiden ging ein leuchtender Schimmer aus, in welchem Du göttlich strahltest. Ich träumte von Freuden, die nichts Menschliches hatten, von einer Anbetung Deiner als eines reinen Geschöpfes, wie ich sie für den Schöpfer empfand. Ich träumte, mich Gott darzubieten, und das heilige, mich ihm weihende Oel zu empfangen, noch strahlend von dem Kusse einer Jungfrau, die mich der Familie, der höchsten Bethätigung der Religion Christi, zugeführt hätte. Im Tempel meines Hauses, wo Du, reine und fromme Gattin und Mutter, das reinste Licht süßer Neigung verbreitet hättest, wollte ich mein Herz mäßigen, um des Tempels Gottes würdig zu werden. Du hast meinen Traum gebrochen. Wenn Dir auch der Mensch vergäbe, der Priester könnte Dich nicht in sein Herz schließen, welches er dem Herrn rein und unbefleckt darbieten muß. Aber ich will nicht, daß auf das greise Haupt Deines Vaters die Verachtung unseres Volkes falle, ich will nicht, daß die Mädchen Albaniens erfahren, daß man fehlen kann. Für alle wirst Du meine Gattin, die unbefleckte Taube meines Hauses sein; für mich allein das schuldige Weib, welches von Gott Vergebung erwartet.“

Er richtete sich bleich, aber entschlossen auf. Sie ergriff seine Hände, küßte sie und badete sie mit ihren Thränen. Und als ihre feuchten, warmen Lippen ihn berührten, da zuckte er zusammen. Er machte sich gewaltsam los und streifte dabei leicht ihren Busen, ihre Wangen. Diese Berührung verdunkelten seine Augen noch mehr, sie spannte seine Nerven noch stärker. Er nahm sich gewaltsam zusammen und mit langen Schritten eilte er der Thür zu; er öffnete und schloß sie hinter sich.

Das Weib blieb einige Augenblicke unbeweglich liegen, dann schleppte es sich mühsam zu dem Bette hin; den Kopf zwischen den Händen sank sie mit den Ellenbogen auf den Rand nieder.

„Herr, Herr, habe Mitleid mit mir!" rief sie unter Schluchzen.

In dem entlegensten Teile des Hauses lag ein Kämmerchen; es war nur mit einem Bette, einem Tische voll heiliger Schriften, einem Lehnstuhl und zwei Bücherregalen ausgestattet. Dieses hatte Demetrios immer bewohnt, wenn er aus dem Seminar heimkehrte, und es mit Heiligenbildern und dem Standbilde der Madonna in einer Nische ausgeschmückt; vor sie stellte er täglich frisch in seinem Garten gepflückte Blumen. An der Wand, dem Bette gegenüber, hing ein bleicher, blutüberströmter Christus, die Arme an das Kreuz geschlagen, das Haupt tief auf die Brust gesenkt. Vor dem Gekreuzigten brannte eine ewige Lampe. Der Jüngling wandte sich dem Bette zu, er ließ sich auf dasselbe sinken und die von Thränen überquellenden Augen gen Himmel gerichtet, rief er:

„Verzeihe mir, Gott, verzeihe mir! Ich fühle, daß eine wahnsinnige Liebe mich für sie erfaßt hat!"

Und inzwischen funkelten lebhaft über dem weiß schimmernden, in Schlummer gehüllten Dörflein die Sterne in der ruhigen Milde der Nacht.

VIII.

Am nächsten Morgen gab nichts Kunde von dem Trauerspiel, welches sich zwischen den Gatten abgespielt. Das weiße Häuschen schien beim Tagesgrauen noch zu schlafen, Thüren und Fenster waren geschlossen. Die auf die Felder gehenden Bauern schauten sich blinzelnd an und sagten:

„Bei denen wird es heute spät!"

„Glaubst Du, daß die Priester keine Männer sind?"

Mittlerweile war, wie es der Brauch will, eine Schar Freunde gekommen, die mit lautem Klopfen an der Thür den jungen Ehemann herausriefen. Auch der alte Domenico hatte sich frühzeitig erhoben und war, von seinen Verwandten gefolgt, herbeigekommen, die den Lärm noch vermehrten. Endlich wurde die Thür geöffnet. Auf der Schwelle erschien Demetrios im Priestergewande, bleich, aber lächelnd; das lange Haar fiel ihm schimmernd auf die Schultern.

„Tretet näher, Freunde," sagte er. Als er jedoch seinen Schwiegervater bemerkte, wurde er noch um einen Ton bleicher; er faßte sich aber sofort und drückte ihm herzlich die Hand.

Der Alte küßte ihn auf die Wange; er betrat dann, von den Freunden gefolgt, die Treppe und das Haus; man begab sich in den Eßsaal, der neben dem noch geschlossenen Schlafzimmer lag.

„Und Serafina? Schläft sie noch?"

„Ich weiß nicht, Vater. Laßt sie vorläufig in Ruhe; geht erst, wenn die Freundinnen gekommen sind, zu ihr hinein."

Im nämlichen Augenblick erschienen bereits die Frau des Arztes und des Gemeindeschreibers. Als sie die Thür noch verschlossen fanden, sagten sie:

„Nicht wahr, es ist noch niemand dort hineingegangen? Wir hätten es wahrhaftig übel genommen. Denn uns kommt es zu, dem ersten Aufstehen der jungen Frau beizuwohnen."

Sie traten ein. Demetrios folgte ihnen von der Mitte des Zimmers aus mit den Augen. Er schien zu beben und einige bemerkten, daß sein Lächeln gezwungen, fast bitter war.

Dann öffnete sich die Thür wieder; die Frau des Arztes steckte den Kopf heraus und rief:

„Kommt, Gevatter Domenico." Der Alte trat ein. Serafina stand aufrecht mitten im Zimmer, noch im Brautkleide, jedoch ohne Schleier. Als sie den Vater erblickte, warf sie sich ihm weinend an den Hals.

Die beiden Frauen betrachteten erstaunt das Bett, dessen Kopfkissen sich noch bauschten, dessen Tücher glatt und zurückgeschlagen waren wie am vorhergehenden Abend, nur an der Seite zeigte sich eine kleine Vertiefung.

„Das ist wunderbar," sagte lachend die Frau des Doktors. Und als sie die beiden Kränze, die schon über dem Bette aufgehängt sein sollten, noch in derselben Schale erblickte, wandte sie sich an die noch immer in den Armen des alten Domenico schluchzende Serafina:

„Aber, Kind, hast Du denn ganz vergessen, was ich Dir sagte, oder willst Du Dich von unseren Bräuchen ausschließen? Die Kränze müssen zu Häupten des Bettes hängen, wenn Friede im Hause herrschen soll. Es kommt euch beiden zu, sie dort aufzuhängen. Mut, vorwärts, wo ist Demetrios?"

Man rief Demetrios herbei, während Serafina noch immer am Halse des Vaters mit auf die Brust gesenktem Haupte und in Thränen schwimmenden Augen ihnen zuhörte.

Der junge Priester kam und blieb unbeweglich auf der Schwelle stehen. Der Alte nahm ihn bei

der Hand, zog ihn an sich; er drängte den Kopf des jungen Mannes gegen den Serafinas und küßte sie abwechselnd auf das Haar.

„Seid gesegnet, geliebte Kinder," sagte er feierlich und gerührt.

Beide bebten; dann machte sich Demetrios aus der Umarmung frei und fragte, an die Frau des Arztes gewendet:

„Ihr riefst mich?"

„Gewiß, ich habe Euch gerufen: die Kränze dort müssen über dem Bette aufgehängt werden. Euch und Serafina kommt es zu, sie an ihren richtigen Platz zu bringen. Ich begreife die Gedankenlosigkeit Serafinas, aber Eure!"

„Vorwärts, auf, gehen wir."

„Ihr habt recht, Frau," antwortete Demetrios und versuchte zu lächeln.

„Komm, Serafina, Du wirst Deinen Kranz über dem Kopfkissen von Demetrios aufhängen, er den seinen über dem deinen. Liebt, küßt, liebkost euch, genießt das Leben jetzt, wo ihr noch jung, schön und liebeglühend seid, und Gott wird euch segnen. Aber die Sitten unserer Väter müßt ihr darum nicht außer acht lassen."

Serafina, dicht an den Vater gedrängt, das Haupt auf dessen Schulter, schien nicht zu hören.

„Geh, Serafina," sagte der Vater und drängte sie sanft zurück.

Sie rührte sich nicht, unterdrücktes Weinen hob ihre Brust und Schauer durchliefen ihren Körper.

„Komm, Serafina," sagte Demetrios in ruhigem Tone, jedoch mit einem leichten Anfluge von etwas Befehlendem in der Stimme.

Sie zitterte, löste sich vom Vater und ging auf das Tischchen mit den Kränzen zu: dort blieb sie stehen, ungewiß, was beginnen. Demetrios näherte sich gleichfalls, nahm beide Kränze und überreichte einen der Gattin.

Sie schlug die Augen auf, als sie den Arm darnach ausstreckte; für einen flüchtigen Augenblick begegneten sich ihre Blicke, die sich berührenden Hände zitterten. Dann ging Serafina auf die rechte Seite des Bettes zu.

„Nicht doch, nein!" rief die Frau des Gemeindeschreibers. „Wie? Weißt Du nicht, daß der Mann links schläft?"

Serafina kehrte zurück und hing den Kranz über dem Kopfkissen linker Hand auf; Demetrios that unbefangener rechts das nämliche. Dann sank Serafina auf den Rand des Bettes nieder.

„Setze nun die Chesa auf und begrüße die Verwandten," sagte eine der Freundinnen.

Und sie drückten auf ihr etwas zerzaustes Haar die goldene Haube, während die Frau des Arztes zu Demetrios gewendet sagte:

„Wißt Ihr schon, daß meine Tochter, als sie gestern in Serafinas Schrank umherwühlte, getrocknete Blumen gefunden hat. Serafina erzählte, daß Ihr sie ihr aus dem Seminar gesandt hättet. Die Heuchlerin bewahrte sie hinter Eurem Rücken auf, mein lieber Demetrios... Ja, wenn die Mädchen wollen."

Und damit überreichte sie diesem das Sträußchen welker Blumen.

Der Jüngling erbleichte, dann sagte er kurz und trocken:

„Gebt sie ihr!"

„Ja, Ihr habt recht, es sind die ihren. Hier hast Du sie, Serafina; jetzt wirst Du sie ebenso eifersüchtig bewahren wie früher, nicht wahr?"

Sie rührte sich nicht; sie schwieg und schien zu Stein erstarrt; dann warf sie sich plötzlich unter heftigem Stöhnen über das Bett.

„O mein Gott, o mein Gott!" stammelte sie.

Die Frauen eilten entsetzt herbei; mit einem Sprunge war auch der alte Domenico neben ihnen.

„So sprich doch, was ist Dir, meine geliebte Serafina?"

Demetrios jedoch zog die Frauen heftig zurück, er nahm den Schwiegervater am Arm und sagte:

„Geht hinaus, geht hinaus; seht Ihr denn nicht, daß Eure Tochter leidet? Laßt mich ein wenig mit ihr allein. Ich komme Euch sofort nach."

Als er Domenico zögern sah, fügte er mit gebietender Miene hinzu:

„Geht, Vater."

Die Frauen und der Alte entfernten sich. Demetrios schloß die Thür, kehrte zu der jungen Frau zurück, die das Gesicht in die Kissen geborgen hatte. Auf der weißen Decke zeichneten sich ihre vollen Formen unter der Seide des Mieders und des Kleides ab; er beugte sich so nah über sie, daß seine Lippen fast ihre Wangen berührten, und rief bewegt:

„Serafina, Serafina!"

Sie schlug die Augen auf und sah ihn mit einem Ausdruck an, aus welchem Bitterkeit, Schmerz, Scham und Mitleid zugleich sprachen.

„Serafina," sprach er gerührt, „Du mußt notwendigerweise Deinen Schmerz in Dein Herz verschließen. Das sei die Sühne für Deinen Fehltritt. Ich, Dein Gatte, Dein Beichtvater, verlange es von Dir. Keine Bewegung, kein Wort, kein Seufzer dürfen Dich verraten."

„Ach, ich möchte sterben," murmelte die Aermste.

„Sterben? Und könntest Du Deinen Fall dadurch ungeschehen machen? Könntest Du mir die Familie, die Liebe, den Frieden wieder geben? Weißt Du nicht, daß ich, seiest Du tot oder lebendig, an Dich gebunden bin in Zeit und Ewigkeit, daß, wenn Du stürbst, ich keine zweite Ehe eingehen dürfte, selbst wenn eine reine und unbefleckte Jungfrau mir

das geben wollte, was Du mir geraubt haſt? Lebe alſo und vielleicht verzeiht Dir Gott, aber Du mußt Dein Geſicht bemeiſtern, Deinen Kummer verhüllen. Es gibt nur einen einzigen Fall, in welchem die Heuchelei eine Tugend: es iſt dieſer. Faß Dich alſo, trockne Deine Augen und folge mir."

Als er dann das Sträußchen bemerkte, welches ſie hatte fallen laſſen, hob er es auf und ſagte:

„Hier ſind die Blumen, die Du bis geſtern bewahrteſt. Sie glauben, ich habe ſie Dir geſchenkt, und ſie müſſen auch bei dieſem Glauben bleiben. Wir wollen ſie mit dem Bande an dieſem Kranze befeſtigen; wenn Du ſie anſchauſt, werden ſie Dich an Deinen Fehltritt erinnern, mich an mein Unglück."

Damit näherte er ſich dem Kopfende und ſchlang mit zitternden Händen das Band des Kranzes um die vertrockneten Blumen.

Nun wandte er ſich von neuem zu Serafina.

„Gehen wir jetzt."

Beherrſcht von der Stimme, dem Blicke Demetrios', erbittert mehr über die eigene Qual als über die aus den Worten, dem Antlitze, der Bewegung jenes Mannes ſprechende, erhob ſie ſich:

„Ja, Du haſt recht, nach der Schuld die Hölle."

Und mit übermenſchlicher Kraft bezwang ſie ſich; ſie trocknete die Augen, ſtrich die Falten ihres Kleides nieder, ſie glättete das Haar unter der Krone und ſagte, zu dem Jüngling gewendet, der ſie mit über einander geſchlagenen Armen ſtumm anſchaute:

„Gehen wir, ich bin bereit."

Sie ſchritt auf die Thür zu, von Demetrios gefolgt. Mit Jubelgeſchrei und Glückwünſchen wurde ſie von den im andern Zimmer harrenden Verwandten und Freunden begrüßt. Sie dankte mit Anſtand, verſuchte zu lächeln und eine heitere Ruhe zur Schau zu tragen, aber es ſchien, als ſchüttelte ſie das Fieber. Demetrios plauderte in einer Ecke des Gemaches freundſchaftlich mit dem Arzte; mehr als einmal begegneten Serafinas Blicke denen des Jünglings; wenn es geſchah, ſtand ſie plötzlich betroffen da und mit großer Mühe vermochte ſie ſich wieder zu faſſen.

Den ganzen Tag über war ein beſtändiges Kommen und Gehen von Freunden und Freundinnen. Serafina verſuchte vergebens ein Unbehagen, eine Niedergeſchlagenheit zu verbergen, welches die Gäſte boshaft lächeln machte.

Bei dem bis zum Abend währenden Schmauſe ſchien ihr Leiden zuzunehmen, ſo daß Domenico, als die Gäſte ſich verabſchiedeten und Serafina, von den Freundinnen gefolgt, in ihr Zimmer ging, um das Staatsgewand abzulegen, Demetrios beiſeite zog und zu ihm ſagte:

„Ich zweifle nicht etwa an Deiner Liebe, aber Du wirſt einem alten Vater verzeihen, wenn er ſich Gedanken über die Geſundheit ſeiner einzigen, geliebten Tochter macht. Ich hatte in der That meine Gründe für die Verſchiebung der Hochzeit. Vor acht Monaten kam nämlich ein Arzt von großem Rufe hier durch das Dorf; ich ließ Serafina von ihm unterſuchen und er riet mir, ſie eiferſüchtig zu hüten, da ihr zarter Körper den unheilvollen Keim zu einer unerbittlichen Krankheit in ſich berge. Sei daher nicht allein der Gatte, ſondern auch der wachſame Vater dieſes Geſchöpfes!"

„Zweifelt nicht daran, Vater," entgegnete Demetrios.

Er begleitete den Schwiegervater bis auf die Straße; dieſer machte ſich mit den letzten Gäſten auf den Heimweg.

Demetrios blieb allein. Er hörte im Nebengemache die alte Magd die Stühle zurecht ſtellen. Dann kam ſie, dem jungen Manne gute Nacht zu wünſchen, welcher im Saale des Gelages aufrecht ſtehen geblieben war. Er hörte ihre Schritte verhallen und alles in Schweigen verſinken.

In dem von der ewigen Lampe vor dem Muttergottesbilde ſpärlich erhellten Schlafzimmer nebenan ſaß Serafina auf dem Rande des Bettes und weinte lautlos. Ihr Schatten zeichnete ſich unbeweglich an der gegenüberliegenden Wand ab. Demetrios ſtarrte ſie einige Augenblicke nachdenklich und thränenden Auges an; dann ging er langſam in ſeine Kammer. Hier warf er ſich ſchluchzend auf das Bett. So lag er ſtundenlang und nach und nach überfielen ihn heftige Schauer, eine unbezwingbare Sehnſucht. Nein, Gott hatte kein Mitleid mit ihm, da er ihn an Leib und Seele ſolche Qualen leiden ließ, da er ſich von dem Bilde jenes Weibes, obgleich er ihm fluchte, wie verfolgt fühlte. In jener tiefen und feierlichen Stille hörte er ein Summen an ſeinen Ohren, ein wollüſtiges Stammeln, wie von dem Geräuſch heißer Küſſe und Seufzer der Liebe unterbrochen. In jenem kalten und traurigen Gemache, in den dunklen Ecken desſelben, im vollen Lichte ſah er unſäglich viele nackte Geſtalten mit leuchtenden Augen ſchweben. Und wunderbar! Sie hatten alle die nämlichen Züge, die Züge jenes Weibes, das vor Gott und Menſchen das ſeine war und von dem ihn dennoch ein Abgrund trennte. Er ſah zwiſchen ſeinen lachenden roten Lippen die weißen ſpitzen Zähne blitzen, die dunklen Augen Feuer ſprühen, die wollüſtigen Rundungen des Körpers, die vollen Hüften, die ſchimmernde Bruſt, die Schultern, die er am Abend vorher leicht geſtreift hatte. Er ſah ſie näher kommen, ſich über ihn beugen mit feuchten, halb geöffneten Lippen, die Augen auf ihn gerichtet, Augen, die Flammen ſprühten, deren Glut durch ſeine Glieder rieſelte. Dieſes Weib, das er in der Kirche, Gott zum Zeugen, Gott als Schützer, geheiratet hatte,

war sicher ein Teufel. Es verfolgte ihn bis in sein Zimmer, wo er so oft in Nachdenken versunken gewacht, es streckte sich ihm zur Seite nackt und weiß auf sein keusches Bettchen aus, unter dem stumm aus seiner Nische herabschauenden Bilde der Jungfrau. Bei dem gelblichen Scheine der ewigen Lampe umschlang es ihn mit seinen weichen, warmen Armen, es hauchte ihm seinen duftenden Atem in das Gesicht, stützte sich auf seine Schultern, um ihm in die Augen zu schauen, und die Strähnen üppigen Haares umfluteten seine Wangen.

„O Herr, Herr," rief er, „gib, daß ich sie vergesse, laß mich sterben."

Aber seine Augen blieben auf dem Lichtstreifen haften, der aus dem Schlafzimmer in das Eßgemach drang. Manchmal verdunkelte sich dieser, ein Schatten zeichnete sich auf ihm ab. Er vernahm leichte Fußtritte. Er lauschte unbeweglich, zitternd und dachte mit Entsetzen daran, daß, wenn jenes Weib jetzt nackt und bleich vor ihn in dieses Kämmerchen träte, ihm die Arme entgegenstreckte, ihm von Liebe, Wollust und dem Rausche der Liebe spräche, daß er nicht die Kraft zu kämpfen haben und in den Abgrund der Schuld und Scham stürzen würde. Und er dachte weiter: „Wenn ich ihr vergäbe? Wenn ich mit ihr davonginge und auf Gott verzichtete? Wie, wenn ich weit, weit fort mit jenem Weibe wanderte, das für alle Ewigkeit mit mir verbunden ist? Wenn ich auf jenes Priestertum verzichtete, das meinen Leib und meine Seele in Fesseln schlägt?" Dann schauderte er entsetzt zurück. Also dahin war es bereits mit ihm gekommen? Sein Geist war also durch die Berührung mit der Schuld schon so verderbt, daß er seinen Glauben bereits zu verleugnen, von dem ihm von Kindheit an vorgezeichneten Wege abzuweichen und eines elenden Geschöpfes wegen auf den Schöpfer zu verzichten gedachte? War der alleinige Gedanke daran nicht schon ein Verbrechen? War es nicht bereits eine Schuld, wenn man auch nur diese Möglichkeit ins Auge faßte? Um eines Weibes willen wollte er also zu Gott sagen: „Geh, ich will nicht mehr dein Stellvertreter sein. Es gibt etwas Mächtigeres als Gott: das Weib; es gibt stärkere, berauschendere Genüsse als die göttlichen: die menschlichen; eine machtvollere Stimme als jene des Himmels: die einer Frau; stärkere Bande als der Glaube: die Arme der Geliebten!"

Nein, er, der dazu erzogen war, die großen Wahrheiten und die großen Freuden des Geistes zu verkünden, wollte sich nicht vom Fleische besiegen, er, der Stellvertreter, der Priester des Schöpfers, sich nicht von einem menschlichen Geschöpfe bezwingen lassen. Gott stellte ihn auf die Probe und er gedachte seinem Gotte zu antworten: „Sieh, im Feuer bin ich wie Schnee geblieben, inmitten der Schuld unbefleckt, in Berührung mit dem von Sünde verderbten Fleische habe ich mich jungfräulich rein bewahrt."

Und in diese Gedanken versunken lenkte er seine Blicke von dem Lichtstreifen ab, auf welchen der Schatten einer gebeugten Frauengestalt fiel. Die Ohren aber konnte er nicht dem leisen Gemurmel verschließen, welches aus dem Brautgemache zu ihm drang.

Er fühlte sich tief, tief unglücklich.

IX.

So verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß den Leuten im Dorfe etwas Besonderes aufgefallen wäre. Vor Freunden und auch vor der alten Magd benahm sich Demetrios als sorgsamer und fast vertraulicher Gatte. Im übrigen kehrte er erst spät nach dem Abendsegen heim und morgens verließ er das Haus beim Grauen des Tages, um in der Kirche eifrig den seiner Priesterweihe vorangehenden Uebungen obzuliegen. Nach der Mahlzeit, während welcher die Gatten wenige Worte wechselten, sah Serafina ihn mit gepreßtem Herzen davongehen. Dieses Weh ließ sie fast ohnmächtig zusammenbrechen. Sie blieb ganze Stunden auf der Schwelle des ehelichen Schlafgemaches stehen, und während alles ruhte, lauschte sie gespannt auf jedes Geräusch aus der Kammer des Gatten. Sie schwand von Tag zu Tag mehr dahin und antwortete mit einem traurigen Lächeln auf die dringlichen Fragen des um ihre Gesundheit besorgten Vaters.

In Wahrheit verursachte ihr diese beständige Verstellung heftige Schmerzen, aber sie ertrug sie mit Freuden, weil sie ihr Ende beschleunigten.

Eines Abends, vierzehn Tage nach der Hochzeit, befand sich Demetrios in der Kirche. Serafina saß auf dem Diwan am Fußende des Ehebettes und dachte mit bitteren Gefühlen über ihre unselige Lage nach. Sie meinte in einer Betäubung zu leben, einen bösen Traum zu haben, aus dem sie nicht mehr erwachen sollte. Manchmal faßte sie den Entschluß, den Heucheleien ein für allemal ein Ende zu machen, ihrem Vater alles zu beichten und jenem Manne zu entfliehen, den man ihr zum Gatten gegeben hatte.

Die Sanftmut, die Heiterkeit, mit welcher dieser seine Schmerzen ertrug, machten sie nur noch niedergeschlagener, denn sie fühlte, welch tiefes Leid unter dieser scheinbaren Ergebenheit schlummerte. Sie dachte darüber nach, was wohl im stande wäre, diesem allen übrigen Menschen unbekannten Trauerspiele ein Ende zu machen; sie fand aber nur einen Ausweg, den Tod, den Tod der Schuldigen, der Unreinen. Konnte aber ihr Tod dem Manne eine Familie, dem Jüngling die häuslichen Freuden

einer Gattin, einer Geliebten verſchaffen, ſeinem liebenden Herzen eine neue Liebe geben? Nein, ſelbſt der Tod war kein wirkſames Mittel; Gott ſelbſt hätte jenem Manne nicht wieder geben können, was ſie ihm geraubt, denn das griechiſche Kirchengeſetz verbietet dem Witwer, eine neue Ehe zu ſchließen.

Als die Magd eintrat und das Licht auf das Schränkchen neben dem Bette ſtellte, hatte Serafina vom Weinen geſchwollene Augen; ſie lag auf dem Ruhebett hingeſtreckt und die Flamme beleuchtete ihr bleiches Geſicht, in welchem die Augen fieberhaft erglänzten.

„Warum geht Ihr nicht zu Bett? Der Herr kommt heute ſpät, und Ihr ſeid krank," ſagte die Magd.

„Ja, ja, ich gehe, laß mich," entgegnete ſie.

Die Alte wollte ſich gerade entfernen, als ein ſtarkes Pochen an der Thür ertönte.

„Horch, wer kann nur zu dieſer Stunde kommen? Der Herr nicht; er hat den Schlüſſel mitgenommen, und außerdem ſagte er mir, daß es ſpät werden würde, da morgen der große Tag iſt. Nicht wahr, Ihr geht doch morgen zu der Feierlichkeit?"

„Ja, öffne und dann kannſt Du Dich ſchlafen legen, wenn Du willſt."

Die Alte that nach Geheiß. Bald darauf erſchallte die Stimme Domenicos und die Fußtritte mehrerer Perſonen. Gleich darauf erſchien der Alte, von einem Manne begleitet, deſſen Geſtalt ſich nur undeutlich bei der trüben Beleuchtung des Zimmers abzeichnete.

„Serafina," rief ſchon von der Thür her der Vater, „iſt Demetrios zu Hauſe?"

„Nein, er iſt in der Kirche," entgegnete ſie, auf ihn zugehend.

„So werden wir ihn erwarten. Inzwiſchen will ich Dir die große Neuigkeit mitteilen. Weißt Du, es iſt ein Wunder, ein wahres Wunder; zum Glück habe ich den ſichtbaren, greifbaren Beweis bei mir."

„So tretet doch näher, Vater."

„Ja, aber ich muß Dich erſt auf die große Neuigkeit vorbereiten. Weißt Du, wer zurückgekommen iſt? Nein, Du kannſt es gar nicht ahnen. Man ſagte, er ſei tot. Aber, was tot! Er iſt lebendiger als Du und ich."

„Von wem ſprecht Ihr, Vater?" ſtammelte die junge Frau und erbleichte vor geheimer Furcht.

„Geh, geh, ich ſehe, daß ich ohne weitere Redensarten zum Beweiſe übergehen muß. Hier iſt der Auferſtandene, der lebendige Tote."

Mit dieſen Worten trat er ſeitwärts. Hinter ihm erſchien bei dem fahlen Lichte, das aus dem Schlafgemache drang, ein Jüngling. Serafina fiel bei ſeinem Anblick mit einem Aufſchrei ohnmächtig in die Arme ihres Vaters.

X.

Als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich auf dem Diwan ſitzen. Neben ihr befand ſich der Alte, welcher zärtlich in ſie hineinſprach.

„Ach, ich Unvernünftiger! Ich hätte es vorausſehen müſſen, daß das Erſtaunen zu groß ſein würde ... Serafina, meine Serafina."

Sie öffnete die Augen und ſchaute um ſich. Der fremde Jüngling betrachtete ſie, an das Schränkchen gelehnt, mit gekreuzten Armen. Das Licht der Kerze erhellte ſeine gebräunte Stirn, die ſchwarzen, gedankenvollen Augen, die ſchöne, kräftige Geſtalt mit den breiten Schultern und den ſchlanken Hüften.

„Ich ſelbſt," fuhr der Alte fort und bemühte ſich um die Tochter, „bekam einen Schreck, als ich ihn plötzlich wie ein Geſpenſt vor mir ſah. Seit wie lange glaubte ich Dich nicht unter vier Schollen Albaniens begraben? Sie hatten uns mit ſolcher Gewißheit von Deinem Tode geſprochen. Ich hätte bedenken müſſen, daß der Eindruck auf eine Frau noch mächtiger ſein mußte. Wie iſt Dir jetzt, Serafina? Auf, Du mußt nun auch unſern Coſtantino bewillkommnen! — Sieh, Du erſcheinſt gerade im richtigen Augenblick. Morgen wird mein Schwiegerſohn Demetrios, wahrhaftig ein guter Albaneſe, mit dem Du bald Freundſchaft ſchließen wirſt, ſeine erſte Meſſe leſen. Das ſoll nun ein heiteres Feſt werden."

So ſprechend wandte er ſich bald an die ſtumm da ſitzende Tochter, bald an den wortloſen Jüngling, der noch immer regungslos, mit gekreuzten Armen jene Frau anſtarrte.

„Doch ich muß euch verlaſſen," ſagte Domenico, ſich plötzlich erhebend. „Du kannſt ihn Demetrios vorſtellen, ihm ſagen, daß er ihn wie einen Bruder aufnehmen ſoll; ich gehe nach Hauſe, um Bett und Zimmer für ihn herrichten zu laſſen. Ich gebe ihm das deine, Serafina. Er kann Dir indeſſen von ſeinen Heldenthaten erzählen und wie er durch ein Wunder dem Tode entrann. Du wirſt meinen, ein Abenteuer des heiligen Georg zu hören. Und dann wollen ſie mir weismachen, daß in uns Albaneſen der alte Mut geſtorben iſt ... Nein, bei Gott, ſo lange ſolche Helden leben, gewiß nicht."

Damit klopfte er vergnügt dem Jüngling vertraulich auf die Schulter.

„Alſo auf ſpäter!" Er entfernte ſich. Seine Schritte verhallten in den dunklen Zimmern, dann ſchloß er die Hausthür.

Die beiden jungen Leute blieben allein zurück. Sie auf dem Diwan, das Haupt in den Händen verborgen, er aufrecht, die Blicke auf Serafina geheftet.

Nun begann er langſam, mit einem Anflug von Spott in der Stimme, ohne die Augen von ihr zu wenden:

„Nicht wahr, ich habe Euch Furcht eingeflößt? Ihr glaubt wirklich, ich sei tot, ein vom Tode Auferstandener?“

Als sie nach so langer Zeit zum erstenmale wieder diese Stimme vernahm, die ihr die qualvollste und zugleich unheilvollste Stunde ihres Lebens in das Gedächtnis zurückrief, jene Stimme, welche in ihrem Innersten unzählige heiße Erinnerungen, noch immer lebendige Schmerzen, eine wirre Angst, ein Gefühl der Wollust zugleich erweckte, das sie vergebens zu ersticken versucht hatte, da erbebte sie. Mit einem plötzlichen Entschlusse sprang sie auf und Mut aus ihrem Entsetzen schöpfend, sagte sie, nach der Thür weisend:

„Entfernt Euch, Herr!“

Er rührte sich nicht, er erwiderte nichts; er blieb mit verschränkten Armen stehen, die Augen auf die gerichtet, welche den funkelnden Blick des Jünglings nicht ertragen konnte. Die Erregung und der Zwang, den sie sich anthat, ließen sie wie ohnmächtig auf den Diwan niedersinken.

„Ihr jagt mich fort,“ begann er mit langsamer, ruhiger Stimme; „Ihr bäumt Euch vor mir auf, Ihr, die Gotteslästerin, die Unreine, die Gott und die Menschen belogen hat, die das Haus des Priesters verunreinigte und mit ihrem besudelnden Kusse die Stirne eines gottgeweihten Mannes befleckte! Ihr jagt mich fort!“

In den Worten lag ein solcher Hohn, eine solche Verachtung, daß sie schluchzend die Hände rang und sich im Schmerze der Schande und Verzweiflung die Haare ausrauste.

„Auch ich bin schuldig,“ fuhr er fort, „ja, ich weiß es. Ich mißbrauchte die Gastfreundschaft Eures Vaters, Eure Jugend; ich vermochte die Stimme der Pflicht, die der Liebe nicht zum Schweigen zu bringen. Aber ich liebte Euch. Ich weiß nicht wie, ich weiß nicht, warum sich in den drei Monaten, die ich an Eurer Seite lebte, mit an Eurem Tische aß, in Eurem Hause schlief, Stunde für Stunde, Tag für Tag die Qual dieser Liebe zu Euch sich vermehrte. Ich atmete sie mit der Luft ein; ich trank sie aus Euren Augen, wenn sich unsere Blicke begegneten. Ich wußte Euch versprochen und war eifersüchtig auf jenen Mann, den ich nicht kannte, den ich nie kennen lernen wollte. Er sollte Eure Küsse, Eure Liebkosungen haben, er Eure Liebe, jene Liebe, von der ich unter Qualen träumte, bei deren Gedanken das Blut in meinen Adern pochte, jede Fiber in meinem Körper bebte.“

Während er so sprach, hatte seine Stimme nach und nach einen wärmeren Ton angenommen, in seinen Augen begann es vor Erregung zu leuchten. Er war langsam näher getreten und hatte seine Hand auf die Lehne des Diwans gelegt. Sie fühlte seinen heißen Atem ihr Gesicht streifen und bebte vor Furcht und Scham. Dabei lauschte sie gespannt, denn sie meinte Fußtritte auf der Straße gehört zu haben und den strengen, unerbittlichen Demetrios auf der Thürschwelle erscheinen zu sehen, Demetrios, den sie neuerdings verriet, indem sie diesem Manne ihr Ohr lieh, wie sie ihn bereits vorher verraten hatte. Ein Knoten schien ihr die Kehle zuzuschnüren, so daß kein einziges Wort heraus konnte; eine solche Schwäche schien sie zu überfallen, daß sie vergebens versuchte, dem ihr so verhängnisvollen Manne zu entfliehen, der ihr im heiligen Ehegemache, im Tempel der Familie von Liebe zu sprechen, sie an ihre Schuld zu erinnern wagte.

Er aber fuhr unterwürfig zu reden fort; er näherte sich ihr noch mehr; seine Lippen berührten fast ihr Haar, das aufgelöst auf die Schultern niederfiel.

„Dann wurde ich nach Albanien berufen, wo ich gegen den Unterdrücker kämpfen mußte. Ich mußte gehen, wollte ich nicht den Fluch der Meinen auf mich laden. Ich hätte Euch auf Nimmerwiedersehen verlassen, Euch die Gattin, die Geliebte eines andern wissen müssen. Bei dem bloßen Gedanken entzündete sich eine Woge von Haß in meinen Adern. Ein einziges Mittel nur konnte einen Abgrund zwischen Euch und ihm ziehen, ein einziges Mittel nur Euch mit mir unwiderruflich verbinden oder Euch zur Sünde, Gemeinheit, zur Gotteslästerung verdammen. Ich weiß, es war eine gemeine Berechnung, aber ich liebte Euch, ich wollte Euch auf ewig ganz für mich besitzen. Ich würde Euch entführt haben, hätte ich in Albanien ein Haus, einen Schlupfwinkel mein eigen genannt. Aber dort harrten meiner die Soldaten des Unterdrückers, mit denen ich auf Leben und Tod, Leib gegen Leib, mit Grausamkeit gegen Grausamkeit kämpfen sollte. Trotzdem blieb ich schwankend. Eines Tages überraschte ich Euch allein; ich fühlte den Kuß, den ich Euch an jenem Abend gegeben hatte, noch heißer auf meinen Lippen brennen, noch wilder die Eifersucht in meinem Herzen, noch unwiderstehlicher meine Liebe, und ich drückte Euch verzweifelt, berauscht, liebestrunken in meine Arme. Und besinnt Ihr Euch nicht, was ich Euch beim Fortgehen sagte? ‚Jetzt könnt Ihr nicht mehr die Seine werden, wenn Ihr nicht wollt, daß Gott Euch verflucht, daß Ihr durch Eure Berührung den Priester, den Stellvertreter des Herrn, verunreinigt!‘ So ging ich davon. Wozu soll ich meine Erlebnisse erzählen, die Schmerzen, die Qualen? In einem Treffen wurde ich mit Wunden bedeckt und blieb für tot liegen. Ein Bauer rettete mich; mein Körper genas, aber nicht das Herz, denn die Erinnerung an Euch begleitete mich stets, in die Qualen und Schmerzen, in das Kampfgewühl und Gemetzel. Ich

fühlte, daß ich bei Euch mein ganzes Ich gelaſſen hatte, und ich beſchloß daher zurück zu kehren, Euch vom Vater zu erbitten, ſicher, daß Ihr ihm alles offenbart hattet, um der Schande einer unmöglichen Verbindung und Gotteslästerung zu entgehen."

Sie erhob ſich plötzlich, packte den Arm des Jünglings und erſchreckt den Blick auf die Thür gerichtet, ſcharf dorthin lauſchend, rief ſie dumpf:

„Schweigt!"

Während der junge Mann ſprach, meinte ſie wiederum Tritte auf der Straße vernommen, die Thür in den Angeln knarren gehört zu haben. Sie lauſchten beide, Serafina wie geiſtesabweſend, er verwirrt, aber zum Aeußerſten entſchloſſen.

„Nein, es iſt nichts, es wird der Wind geweſen ſein," begann er. „Außerdem, was thut es? Euer Gatte mag kommen. Was weiß der arme Getäuſchte von der Schuld, die uns vereint?"

„Er weiß alles," hob ſie an und beſiegte mit übermenſchlicher Kraft ihre Herzensangſt. Zwar war ſie totenbleich, ihre Haare in Unordnung, aber die trockenen Augen richtete ſie faſt herausfordernd auf ihn, feſt entſchloſſen, mit jenem Manne ein Ende zu machen, der die Wunden ihres Herzens von neuem bluten machte.

Er richtete ſich betroffen, faſt entſetzt über jene Worte empor.

„Alles?" fragte er.

„Ja, er weiß, daß meine Stirn unwürdig war, jenen jungfräulichen Kranz zu tragen, daß meine Lippen unwert ſeines Kuſſes, daß mein Leib, meine Seele, befleckt und unrein."

„Und wer hat es ihm geſagt, wer?" fragte er ſtammelnd in ſeiner Verwirrung.

„Wer? Ich."

„Ihr?"

„Ja, ich."

Es lag ſo viel Stolz in der Stimme und den Blicken jenes herrlichen Geſchöpfes; dem abgehärmten, bleichen Antlitz war ſo ſichtbar der Stempel des Leidens aufgedrückt, daß der Jüngling betroffen die Augen ſenkte und ſtumm da ſtand, er fühlte ſich faſt gedemütigt vor dieſem Weibe, deſſen Größe und Adel der Seele er zu begreifen begann.

„So alſo ..." ſtammelte er, ohne es zu wagen, den Blick auf ſie zu richten.

„Schaut dieſes Bett an! Es iſt, ſeitdem ich dieſes Haus betreten, unberührt geblieben. Seht Ihr dieſe Kammer dort im Hintergrunde? Dort verbringt er ſeine kalten, einſamen Nächte, und ich beweine hier auf dieſem Diwan Nacht für Nacht meine Schuld und bitte Gott ob meiner Schwäche um Vergebung, die mich verhinderte, beizeiten die unfreiwillige Schuld zu bekennen. So hat für Euch alſo jener Jüngling, der mein Gatte iſt, ein Prieſter, auf ewig ſein Leben an ein Weib gekettet, das Gott ihm nicht erlaubt zu lieben, an ſeine Bruſt zu ziehen, damit es die Freude, der Troſt, die Genoſſin ſeines Lebens ſei. Und dieſer Mann, der mich vernichten, meinen Vater hätte entehren, meinen Namen, den von meinen Toten und meinen Verwandten in Ehren gehaltenen Namen der Schande preisgeben können, dieſer Mann hat ſich dazu verdammt, durch meine Gegenwart ſein Haus verunreinigt zu ſehen; und nie kommt ein Vorwurf, eine Klage über ſeine Lippen. Jetzt werdet Ihr verſtehen, daß Eure Anweſenheit hier ein Schimpf iſt, den Ihr zum Schimpfe fügt, Ihr fügt eine weitere Schuld zur Schuld. Geht daher, Herr, geht!"

Er hatte ihr bebend zugehört, das Herz von neuer Freude und Hoffnung erfüllt, fühlte er für dieſes Geſchöpf eine mit Hochachtung gemiſchte Zärtlichkeit; er hatte alle die Schmerzen, das Entſetzen der Schuld nachempfunden, welche die Aermſte auf ſich genommen. Und wie er ſie ſo vor ſich ſah, ſchön trotz ihrer Bläſſe und den vor Gram abgehärmten bleichen Wangen, da erſtand ſeine Liebe von neuem, da zuckte das Verlangen noch heißer in ihm auf, die zu beſitzen, deren Schönheit keiner außer ihm genoſſen hatte. Und als ſie ihm die Thür wies, brach die bis zur Stunde gezügelte Leidenſchaft in ſeinem tobenden Herzen wieder los und er ſtreckte, faſt toll im Fieber der Raſerei, die Arme aus, um ſie an ſeine Bruſt zu ziehen. Sie wich entſetzt zurück und ſank auf den Diwan; er aber warf ſich ihr zu Füßen, legte die Hände auf ihre Kniee und ſagte mit ſtammelnden Lippen und glühenden Augen:

„O ja, o ja, Du biſt eine Heilige. O Serafina, wie wahr iſt es, daß meine Liebe zu Dir jetzt mehr wie ein Kultus, mehr als Anbetung iſt. Glaube mir, ich habe Dir niemals geflucht, Dich nie gehaßt. Jetzt, da Du mir Deine edle Seele offenbarſt, in der ganzen Größe Deines Opfers, fühle ich Gewiſſensbiſſe über mein Vergehen, über dieſe verhängnisvolle Liebe, in die ich Dich verſtricke."

Sie verſuchte vergebens ſich aufzurichten, ihre Augen von den ſeinen abzuwenden und ihn zurück zu ſtoßen. Sein heißer Atem ſetzte ihr das Blut in Wallung, ſein Erbeben machte auch ſie erzittern trotzdem wiederholte ſie:

„Geht, geht ... Im Namen Gottes, geht!"

„Gehen? Ja, mit Dir," entgegnete er. „Du biſt mein, ich habe Dich genommen, ich habe Dich errungen. Es gibt etwas Unauslöſchlicheres als das vom Prieſter ausgeſprochene Gotteswort: es ſind die Küſſe, die Liebkoſungen, die ewig in Deinem Blute brennen werden. O nein, leugne es nicht, Du fühlſt Dich ſeit dem Tage an mein, an welchem unſere Seelen in einem Kuſſe, in einer Umarmung verſchmolzen. Nein, das Weib vergißt den Mann nie,

welchem sie ihren jungfräulichen Körper hingab; wider Willen glüht in Deinen Eingeweiden meine Liebe. Sei also mein, wenn Du auch Deine Seele verleugnest, Dein Körper sagt ja, zittert, wie ich zittre, lodert, wie ich lodre."

Sie fuhr fort, ihn von sich zu stoßen, entsetzt über die Glut seiner Worte, denn es zuckten Flammen durch ihren Körper, während ihre Seele sich gegen diesen höllischen Zauber auflehnte. Sie haßte diesen Mann, dessen Liebe sie so elend gemacht, und doch machten seine Hände, die ihre Kniee umspannt hielten, sie erbeben, sein ihr in das Gesicht schlagender heißer Atem versetzte sie in einen verwirrenden Rausch.

Und dennoch sagte sie noch immer mit einer Stimme, die sie vergebens standhaft und befehlend klingen zu lassen versuchte:

„Geht, im Namen Gottes, geht!"

„Ja," erwiderte er, „aber mit Dir. Komm. Gib dem Manne, der Dir nicht gehört, die Ruhe, den Frieden wieder. Lasse ihn Gott; er wird sich mit anderen Freunden trösten: ihm die Beschaulichkeit des Göttlichen, die großen, unaussprechlichen Freuden des Geistes, uns die Liebe, die Familie, das Leben. Komm, bei mir wirst Du wieder zum Weibe, das für die Liebe geschaffen ist; ich will Dich mit unendlicher Zärtlichkeit, mit unsagbaren Wonnen berauschen. Bedenke, für ihn bist Du ein unreines Weib, dessen Berührung ihn befleckt. Er liebt Dich gewiß nicht, wenn er Gott den Vorzug gibt. Ich, ich schwöre es Dir, ziehe Dich Gott, dem Ruhm, dem Leben, dem ewigen Heil vor. Komm."

Und toll vor Liebe schloß er sie in seine Arme, suchte er seine heißen Lippen auf die ihren zu pressen. Mit einer verzweifelten Anstrengung befreite sie sich aus dieser Umschlingung. Mit zerzausten Kleidern, mit wirr über Hals und Schultern hinabflutenden Haaren sprang sie auf. Die Augen in die des Jünglings gesenkt, sprach sie ruhig und stolz:

„Herr, ich fühle nur eine Liebe und einen Haß im Herzen, Haß gegen Euch, Liebe für meinen Gatten, beide gleich tief, unauslöschlich, unversiegbar. Nun ich Euch dies gesagt habe, entfernt Euch."

„Serafina!" rief er, von ihren Worten in das Herz getroffen.

„Hier gibt es keine Serafina, hier steht die Gattin Demetrios', des Priesters, die Euch das Haus weist."

Da er trotz der stolzen, drohenden Worte der jungen Frau, wie vom Blitze getroffen, regungslos stehen blieb, fuhr sie fort:

„Wenn Ihr Euch nicht entfernen wollt, laufe ich vor die Thür; ich schreie, daß das ganze Dorf zusammenläuft und sage, daß ein Elender mir hat Gewalt anthun wollen. Geht also, wenn Ihr mich nicht bis zu diesem Schritte treiben wollt."

Er las in ihren Augen den stolzen, unwiderruflichen Entschluß und ging wankend, vernichtet auf die Thür zu. Sie nahm das Licht und folgte ihm. Sie durchschritten zwei dunkle Zimmer, und als sie an der Hausthür angelangt waren, wandte er sich um:

„Ihr haßt mich also?"

„Ja, ich hasse Euch."

Er biß sich verzweifelt in die Hände, daß das Blut herausfloß; er öffnete die Thür und entfloh in das Dunkel.

Serafina lehnte sich, fast einer Ohnmacht nahe, gegen die Wand. Der übermenschlichen Kraft, die sie in der Gefahr bewahrt, folgte eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine schmerzliche Müdigkeit. Sie hatte noch gerade die Kraft, sich in das Schlafgemach zu schleppen. Dort angelangt, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus.

Auf der Schwelle des Alkovens stand Demetrios. Seine sanften, schwarzen Augen waren von Thränen gerötet, die lautlos über seine bleichen Wangen hinabflossen.

„Ihr," stammelte sie, „Ihr!"

„Ja, Carmina war zu Bett gegangen; ich öffnete die Thür mit dem Schlüssel, den ich bei mir hatte."

Dann setzte er langsam und bewegt hinzu:

„Ich wollte Euch sagen, daß ich nach der Weihe morgen die erste heilige Messe lesen werde. Der Brauch will, daß auch Ihr zugegen seid. Das wollte ich Euch mitteilen."

„Und seit wie lange seid Ihr zurück?"

„Seit einer Stunde," erwiderte er und senkte den Blick.

Sie unterdrückte einen Schrei, der ihr vom Herzen auf die Lippen stieg, sie stützte sich mit den Ellenbogen gegen die Wand und schaute mit trockenen Augen, die aber ein unaussprechlich flehender, zärtlicher Ausdruck belebte, den ernsten, traurigen Jüngling im Priestergewand an, das seine schlanke, einnehmende Gestalt noch besser zur Geltung brachte.

Sie standen sich einen Augenblick stumm gegenüber; darauf ging der Jüngling in die gewohnte Kammer. Serafina folgte ihm mit den Augen und schlich dann in ihr Schlafgemach.

„O Herr und Gott," rief er und sank vor dem Gekreuzigten auf die Kniee nieder. Und der Erlöser, das Haupt auf die Brust geneigt, die Arme weit geöffnet, schien ihn von der Höhe aus zu betrachten und anzuhören. „O Herr und Gott, der du die Barmherzigkeit, die Güte, die Liebe bist, heile die Wunde meines Herzens, gib, daß ich vergesse, daß ich nicht schwach werde."

Die ganze Nacht lag er auf den Knieen. Vergebens suchte er durch Gebet die Qual seines Herzens zu mildern, vergebens hielt er die Augen auf den Gekreuzigten geheftet, um jenes Frauenbild zu vergessen, das ihm das Blut erhitzte und den Geist verwirrte.

XI.

Es war ein Sonntag und die kirchliche Feier rief die ganze Dorfbevölkerung in das Gotteshaus. Nach der von dem griechischen Bischofe von Sankt Benedetto vollzogenen Weihe, sollte der neue Priester die erste Messe abhalten. Das Gotteshaus war festlich geschmückt, eine milde, flimmernde Maiensonne drang durch die hohen Fenster, funkelte auf den rotseidenen Draperien und dem Golde der Fransen. In den im Halbdunkel liegenden Kapellen flackerten die vor den verblaßten Heiligenbildern angezündeten ewigen Lampen. An der Sakristeithür, rechts vom Altar, flüsterten einige Pfaffen im Chorhemd mit leiser Stimme, während sich die Kirche mit Bäuerinnen füllte, die erst die Finger in das Weihwasserbecken tauchten und dann hinter den, den Verwandten, Freunden des neuen Priesters und den Vornehmen vorbehaltenen Stühlen niederknieten.

Nach und nach schritten die eingeladenen Gäste durch das knieende Bauernvolk, welches ehrerbietig Platz machte, ohne jedoch mit dem Geplauder aufzuhören; die goldgestickten Zogen und die goldenen Ehesen funkelten in dem niederrieselnden Lichte. Durch das Schweigen der Kirche klang unaufhörlich das Scharren mit den Stühlen, unterdrücktes Flüstern der Andächtigen, welche die Perlen der Rosenkränze durch die Finger gleiten ließen, während von der Höhe her die Orgel ihre ernsten, hallenden Töne erschallen ließ; dort prüfte der Organist halblaut die Bälge, um zu sehen, ob sie auch alle gut im stande wären. Der Sakristan kam und ging mit dem Anzünder über der Schulter; er sprach mit den Bäuerinnen, die den schmalen Gang mitten in der Kirche eingenommen hatten, er puffte die ihm nahe Knieenden und stieß die Entfernteren, die auf den Altarstufen rechts und links mit dem Kopfe die weißen Tücher derselben knüllten, mit dem Stocke seines Anzünders.

Es war Mittag, man wartete zum Beginn der Feier nur noch auf die Gattin des Priesters. Plötzlich wandten alle Köpfe sich dem Haupteingange zu; Serafina erschien am Arme des alten Domenico. Sie schlich mehr als sie ging, vom Vater aufrecht gehalten. Wer sie seit dem Hochzeitstage nicht gesehen hatte, betrachtete sie mit schmerzlicher Ueberraschung; die leuchtenden Farben des seidenen Gewandes, das Glitzern der Goldstickerei auf der lichtblauen Zoga ließen die Blässe ihrer Wangen, das Blutlose ihrer Lippen noch mehr hervortreten. Sie durchschritt die Kirche und erwiderte kaum mit einem leichten Kopfnicken die Grüße der Bekannten. Ohne die Augen zu erheben, schritt sie durch die Reihen der Gäste, welche sich zu ihrer Begrüßung und Beglückwünschung erhoben hatten, und ließ sich dicht vor den Stufen des Hauptaltares mit auf die Brust gesenktem Kopf, wie müde auf einen Stuhl niederfallen.

Neben ihr hatte der alte Domenico Platz genommen; hinter ihm saß der Arzt. Dieser berührte den Arm des Greises.

„Deine Tochter ist krank," sagte er leise; „ich wette, sie hat Fieber."

„Er hat mir in der That gesagt, daß sie sich nicht wohl fühlt. Nach der Feier wollen wir sie nach Haus bringen. Was soll ich Dir sagen? Seitdem dieses gesegnete Kind Frau ist, macht sie mir Sorge."

Er schwieg einen Augenblick; der Sakristan kam, um die Kerzen am Hauptaltar anzuzünden.

„Sage mir," begann der Arzt wieder, sich von neuem zu ihm überbeugend, „ist es wahr, daß, wie man erzählt, seit gestern Costantino zurückgekommen ist?"

„Gewiß," sagte der Alte, sich halb umwendend, „wer erwartete das? Gestern abend erschien er plötzlich bei mir. Stelle Dir vor, mit welcher Freude ich ihn empfangen habe. Nun wohl, glaubst Du es? Ich führte ihn zu Demetrios, um ihm in der Zwischenzeit ein Bett und ein Abendessen herrichten zu lassen. Ich wartete die ganze Nacht auf ihn und er kam nicht. Heute erfuhr ich von Serafina, daß er kurz nach mir ihr Haus verlassen hätte. Wo mag er wohl die Nacht zugebracht haben? Nicht einmal heute morgen habe ich ihn zu Gesicht bekommen."

„Hat er Dir gesagt, warum er zurückgekommen ist?"

„Still, die Messe beginnt," flüsterte Domenico.

In der That war soeben ein Sakristan mit einem das Meßbuch tragenden Chorknaben aus der Sakristei getreten.

Der Sakristan zog am Seil der Glocke, die dreimal anschlug, dann erschien Demetrios im Priestergewande, die goldgestickte Stola über dem langen, weißen Chorhemde. Die von oben hereindringende Sonne besiegte das rauchige Licht der Kerzen und sog Funken aus den Stickereien und Ausschmückungen des Altares. Eine Bewegung ging durch die Menge, Stühle wurden gerückt, alles sank auf die Kniee, während der Jüngling die Altarstufen hinauf stieg. Er hatte den Blick gen Himmel gerichtet, der Ausdruck tiefer religiöser Sammlung in dem bleichen, von langem schwarzen Haare umrahmten Antlitz erhöhte seine Schönheit und rief ein Gemurmel der Bewunderung hervor. Mit lauter und bewegter Stimme sprach er die ersten Worte, und über der in Andacht niedergesunkenen Menge rauschte durch die lautlose Stille der Kirche wie süßes Gemurmel die Stimme des jungen Priesters. Der Heiland an dem großen Kreuze inmitten des Altars beugte lächelnd

das Haupt nach ihm hin, der wie verklärt schien, als er die Augen zum Himmel emporrichtete, um den Allmächtigen anzurufen. Gewaltige Liebe, die sein Herz schwellte, leuchtete aus seinen Augen, aus seinem Lächeln. Serafina, in sich selbst zusammengekrümmt, betrachtete ihn unbeweglich; eine tiefe Beklemmung hatte ihr Herz erfaßt; sie zitterte, als müßte von einem Augenblicke zum andern eine Stimme aus der Höhe, die sie dumpf und drohend zwischen den Tönen der Orgel vernahm, ihren Namen ausrufen und sie verfluchen. Ihr schien es, als erklänge aus den demütigen Worten des Priesters, der mit ausgebreiteten Armen, über den Altar gebeugt, in den heiligen Büchern las, ihr Name unter den Flüchen, mit denen die Kirche die Unreinen verfolgt. Sie meinte, der junge Priester, welcher für alle Anwesenden die Vergebung der Schuld erflehte, hätte nur für sie Drohungen, riefe nur für sie Gott um Rache an. Ja, sie unterschied selbst diese dumpfen Töne, in den dahinflutenden Klängen der Orgel, jene Stimmen, welche sich zur Anklage vor Gott gegen sie erhoben. Inzwischen verschmolzen leise Orgeltöne melodisch schwermütig mit der Stimme des Jünglings, der, bald vor dem Kruzifix gebeugt, bald auf den Stufen des Hauptaltares stehend, mit begeistert gen Himmel erhobenem Blicke und weit geöffneten Armen, als wollte er sich in die Höhe schwingen, ganz von der schwermütigen Glückseligkeit der feierlichen Stunde erfaßt schien.

Und während die knieende Menge betete und Serafina fest in ihren Schleier gehüllt mit gesenktem Haupte, wie abwesend der gedämpften Stimme des Priesters lauschte, stand im Hintergrund der Kirche, an eine Säule gelehnt, ein hochgewachsener, bleicher Jüngling mit schwarzen Augen unter den ihm bis auf die Schultern fallenden dunklen Locken, der mit verschränkten Armen ebenfalls zu beten schien.

Die Nächststehenden hatten ihn wieder erkannt: es war Costantino, der am Abend vorher so plötzlich aus Albanien zurückgekehrt war.

Die Messe nahte ihrem Ende, der Sakristan ließ dreimal die Glocke ertönen und der Priester wendete sich der Menge zu, um ihr den Segen zu geben. Serafina zitterte, ihre Augen senkten sich in die Demetrios, der leicht zusammenfuhr; hoch aufgerichtet stand er, vom Lichte aus der Höhe umflossen, auf den Stufen des Altars, und mit feierlich weit ausholender Bewegung segnete er die Anwesenden; dann senkte er die Augen, blickte die Gattin an, blieb wie verwirrt stehen, plötzlich aber erhob er die Hand und segnete auch sie.

Sie stieß einen Schrei aus und fiel wie ohnmächtig inmitten der Menge auf die Knie nieder.

Nur ein Mensch, der an die Säule gelehnte Jüngling, blieb stehen und warf haßerfüllte, drohende Blicke auf den Priester; dieser aber bemerkte sie nicht und murmelte Worte des Friedens und der Vergebung.

Die Messe war zu Ende. Demetrios stieg die Altarstufen nieder und begab sich, von dem Sakristan gefolgt, in die Sakristei. Die Menge erhob sich. Man hörte lautes Gemurmel auf allen Seiten, Stühle und Bänke wurden gerückt; nur Serafina lag noch immer auf den Knieen, mit dem Körper halb an einen Stuhl gelehnt.

Der Vater und die Freundinnen rüttelten sie und riefen sie bei Namen. Sie rührte sich nicht, bewegte sich nicht. Man richtete ihren Kopf empor und schrie auf: ihre Augen waren geschlossen, ihre Wangen aschfahl. Man war liebevoll um sie bemüht, der bestürzte Vater versuchte sie mit schmeichelnden Worten und Liebkosungen in das Leben zurück zu rufen. Sie hatten ihr die Kleider gelockert und sie auf einen Stuhl gesetzt, über dessen Rücklehne ihr Haupt gesunken war, während die Hände leblos und träge an ihr niederfielen.

Demetrios wurde herbeigerufen. Er hatte bereits das schwarze Priestergewand angelegt und suchte vergebens seine innere Erregung zu verbergen. Er näherte sich der noch immer Ohnmächtigen und berührte ihre Stirn. Dann sagte er, zu dem ängstlich dreinschauenden Schwiegervater gewendet:

„Es ist nichts, Vater, sie wird sogleich wieder zu sich kommen."

Er erbleichte plötzlich; dicht neben ihm stand Costantino, der die junge Frau gedankenvoll betrachtete.

„Costantino," rief Domenico, „begleite auch Du Serafina nach Hause."

Der junge Mann antwortete nicht. Inzwischen war Serafina langsam zu sich gekommen. Als sie ihren Mann neben sich erblickte, beugte sie das Gesicht über seine Hand und er fühlte den leisen Druck eines Kusses.

Er zog die Hand zurück und sagte zum Schwiegervater:

„Begleitet sie nach Hause und bringt sie zu Bett."

„Und wohin gehst Du, Costantino?" fragte Domenico, als er bemerkte, daß sein Gast sich entfernte.

„Der Mensch ist wahrhaftig übergeschnappt," fuhr er fort, als er ihn gesenkten Hauptes und gedankenvoll die Kirche verlassen sah.

Serafina erhob sich mühsam; sie schaute umher und seufzte, als sie ihren Gatten nicht erblickte, der in die Sakristei zurückgekehrt war; dann lehnte sie sich auf den Arm des Vaters und verließ, von den Freundinnen gefolgt, die Kirche.

XII.

Serafina lag regungslos auf dem Rücken in dem Ehebette, unter dessen weißen Decken sich ihr Körper

mit unbeſtimmten Formen abhob. Das lange braune Haar fiel über das Kopfkiſſen nieder, auf welchem ihr aſchfahles Antlitz mit den halb geöffneten Augen ruhte. Als Demetrios eintrat, erwachte ſie aus dem leichten Schlummer und folgte ſeinem Näherkommen mit den Augen.

Er blieb aufrecht vor ihr ſtehen, ſeine dunkle Geſtalt hob ſich ſchwarz von dem weißen Alkoven ab. Die Ruhende warf ihm einen ſanften, ſchüchternen Blick der Dankbarkeit zu und eine leichte Röte färbte ihre Wangen als er fragte:

„Wie befindet Ihr Euch, Serafina?“

„Gut,“ entgegnete ſie, ſich halb aufrichtend. Eine weiße Nachtjacke verhüllte ihren ſich leicht zwiſchen den Spitzen hebenden Buſen. Sie berührte, gegen das aufrechtſtehende Kiſſen gelehnt — mit den äußerſten Haarſpitzen den Brautkranz, und das bleiche, abgemagerte, von dieſen Blumen umgebene Haupt der jungen Frau erinnerte an jene Bilder der ſchmerzensreichen Mutter Gottes, deren Augen und Lächeln einen ſo wehmütigen Ausdruck tiefſter, angſtvoller Ergebenheit zur Schau tragen.

Der alte Arzt des Dorfes war zur Kur der Kranken herbeigeholt worden. Er belauſchte den Atem, die Schläge des Herzens, befühlte den Puls und zog dann Domenico und Demetrios auf die Seite.

„Serafina iſt herzleidend; ſie bedarf der Ruhe, verhütet jegliche Aufregung. Eine Erſchütterung könnte ihr das Leben koſten.“

Als der Arzt ſich entfernt hatte und die beiden Männer in das Krankenzimmer zurückkehrten, fanden ſie Serafina mit halbgeſchloſſenen Augen in einen leichten Schlaf verſunken. Demetrios nahm am Bette Platz und betrachtete ſie gedankenvoll; des alten Domenico von Thränen gerötete Augen waren beſtändig auf die Tochter gerichtet.

Spät am Abend erwachte Serafina und als ſie den Vater bemerkte, ſagte ſie:

„Geh ſchlafen, Vater, ich fühle mich wohler. Du wirſt ſehen, morgen bin ich ganz geſund.“

„Ich will die Nacht über bei Dir bleiben,“ hob Domenico an.

„O, ich bitte Dich, geh nach Hauſe. Ich ſchwöre Dir, ich fühle mich beſſer. Uebrigens liege ich ja nicht im Sterben!“ fügte ſie mit bitterem Lächeln hinzu. „Sodann iſt unſere Wohnung zu eng. Wenn ich ſterben müßte, würde es mir lieb ſein, Dich bei mir zu haben. Bliebſt Du jetzt, ſähe ich es als ein ſchlechtes Zeichen an.“

„Ja, Du haſt recht,“ entgegnete Domenico, deſſen Aberglaube durch die Tochter angefacht wurde — „es würde ein ſchlechtes Zeichen ſein. Beſſer, ich ſpreche morgen zeitig vor. Und Du, ſchlafe ruhig. Der Arzt hat geſagt, Du bedarfſt der größten Ruhe zur Geneſung, um wieder ſo friſch und munter wie früher zu werden. Beſinnſt Du Dich noch, wie Du unſer Häuschen mit Deinem Geſange und Lachen erfülleteſt, als Deine Wangen noch friſcher und roſiger waren, wie die Roſen unſeres Gartens? Ich will Dich wieder ſehen, wie Du einſt geweſen, jetzt, wo Du Frau biſt und außer der Liebe Deines Vaters noch eine andere, nicht minder wachſame und ſorgende beſitzeſt!“

Dabei ſtrich er ihr das Haar aus der Stirn und küßte, über ſie gebeugt, die Wangen dieſes bleichen Geſichtes, in dem kein Blutstropfen mehr zu ſein ſchien. Sie antwortete nicht; die Lampe, welche die alte Magd auf das Tiſchchen nebenbei geſtellt hatte, warf einen matten Schein auf das Antlitz der jungen Frau, zwiſchen deren geſenkten Wimpern Thränen zitterten.

„Warum weinſt Du? Sage mir, warum Du weinſt, Tochter,“ fragte der Vater unter Liebkoſungen und Küſſen.

Demetrios, der bis zum Augenblick unbeweglich zugehört, erhob ſich und ſagte:

„Dringt nicht weiter in ſie, Vater, laßt ſie ruhen.“

Der Alte küßte von neuem die Liegende und verließ dann, von dem Schwiegerſohn begleitet, das Haus.

„Carmina,“ ſagte Demetrios zu der alten Magd, „Du kannſt ſchlafen gehen.“

„Aber wer wacht bei der Frau?“

„Ich, gehe nur ſchlafen.“

Die Alte ging in ihr Zimmer und Demetrios kehrte zu der Kranken zurück. Dieſe lag regungslos in ihrem im Halbſchatten ruhenden Bette. Von Zeit zu Zeit öffnete ſie die Augen und ſah den Gatten unter Thränen flehend an, er fühlte, wie ſich ſeine Angſt in eine blinde, unverwiſchbare Zärtlichkeit verwandelte. Er ſpürte, daß eine unwiderſtehliche Macht ihn zu dem bleichen, abgehärmten, aber immer noch ſchönen Weibe hinzog; er hätte ſie mit ſeinen Armen umſchlingen mögen, wie er ſie liebevoll mit den Augen umarmte. Der Anblick ihrer nackten Schultern, der zarten Linien ihres Körpers erfüllte ihn mit einer krampfhaften, verlangenden Glut. Dieſe Bläſſe, die tiefen Schatten unter den Augen, dieſes leidende Ausſehen, jenes weiche Ausſtrecken des Körpers verſchärften in ihm das unterdrückte und allmächtige Verlangen. Die krankhafte Hinfälligkeit dieſes Körpers ließ ihn an die Mattigkeit nach der Wolluſt, an wirres Geſtammel, an weiche und flüchtige Küſſe, an linde Liebkoſungen denken. Endlich that er ſich Gewalt an, er näherte ſich noch mehr dem Bette, beugte ſich über die ihn noch immer unbeweglich mit ihren vom Weinen geſchwollenen Augen Anſchauende und ſagte:

„Schlaft, die Ruhe wird Euch gut thun. Wenn Ihr meiner bedürft, so ruft mich.“

Und damit floh er diesen Ort, an dem er schwach zu werden drohte.

In seiner Kammer ließ er sich auf das Bett fallen und brach in Schluchzen aus. Wozu war es noch nütze, sich selbst des längeren zu belügen? Er fühlte im Herzen eine tiefe Zärtlichkeit für jenes Geschöpf, welches sein war und dort sterbend auf dem Brautbette ausgestreckt lag. Er fühlte sich Witwer geworden, ehe er Gatte gewesen war; obgleich das Empfinden vor der Religion einen Abgrund zwischen ihn und jenes Weib gestellt, sah er sie doch aus der Tiefe desselben ihm die Arme entgegenstrecken und ihn unwiderstehlich nach sich ziehen. Und doch hatten die Menschen sie ihm gegeben, Gott hatte sie ihm gegeben, und Gott und die Menschen nahmen sie ihm wieder. Wenn er sie zu der seinen gemacht hätte, wie ein wilder Wunsch es ihm eingab, er in einem Augenblick des Wahnsinns Gott, seine Gelübde der Kirchengesetze vergessen, die Arme ausgestreckt hätte, um sich satt an Liebe zu trinken, er, der von der Liebe nur die bitteren und einsamen Schmerzen, die tiefen Qualen und Beängstigungen kannte, würde er als Priester gesündigt, seine Ehre, die auch eine Religion der Albanesen ist, gebrochen haben. Und ein anderer hatte die Schönheiten genossen, die ihm versagt waren, ihm, dem Herrn, dem Gatten, der ihr seinen Namen, ein Haus, eine Familie gegeben. Jener Mund mit den feuchten roten, jetzt blassen, welken Lippen, hatte ein anderer geküßt, ein anderer sein Gesicht in die Flut des Haares geborgen und dessen Duft eingesogen, ein andrer diesen von Liebe und Verlangen bebenden Körper, die weißen Schultern, den schlanken Leib in seine Arme geschlossen. Ein anderer und er nicht, niemals er, der jetzt Gott ganz besonders geweiht war. Und doch liebte er sie bis zur Verzweiflung. Wenn sich im Seminar seine einsame Zelle mit Gestalten belebte, denen der Mystizismus unbestimmte Formen gab und die ihm durch eine, in den Regenbogenfarben schillernde Wolke erschienen, dachte er immer an die ihm bestimmte Jungfrau; er liebte in ihr nicht ein Weib von Fleisch, nicht den Geist, den Leib und Seele, Wollust und Gefühle, sondern ein ideales Wesen, das er aus den heiligen Schriften, seinem einzigen Studium, hatte auftauchen sehen, ohne genaue Formen, bestimmte Züge, fast ohne Geschlecht und Gefühl. Nun war dieses ideale Gebilde Wirklichkeit geworden: er liebte ein Weib, das seine; er liebte jene schwarzen, tiefen Augen, das bleiche Gesicht, die weichen Locken; er liebte den zarten, biegsamen Körper, den bleichen Mund, den ein anderer Mann geküßt hatte. Er liebte diese Frau mit einer Liebe, die er nicht nur im Herzen und im Geist, wie etwas Religiöses fühlte, sondern auch im Blut, in den Nerven, im Geist, im Fleisch und die ihm Freude und Schmerz, Hölle und Paradies zugleich war. Nein, die von Gott den Märtyrern, den Priestern, den Keuschen und Reinen verheißenen Freuden konnten nicht mächtiger sein als jene, die ihm im Taumel der schlaflosen Nächte jenes nackte und weiße Frauenbild versprach. Und wenn es Satanas war, der solche Wünsche in ihm erweckte, wenn es Satanas war, der ihn so marterte, warum hatte dann Gott diese Verbindung zugegeben, warum kam er ihm nicht zu Hilfe? Warum löschte Gott nicht die verzehrenden Flammen, die ihn für dieses Weib durchzuckten, das er begehrte, von deren unreinen Küssen und Liebkosungen, von deren strafbaren Umarmungen er träumte? Ja, er fühlte den Teufel an seinem Herzen vorüberstreifen, hatte aber nicht die Kraft, ihm zu widerstehen. Er war sogar zu dem Punkte gekommen, jenem Wesen zu vergeben und sein Herz der zerfleischenden Eifersucht anzuklagen, wenn er an den Mann dachte, der ihm all diese Freuden geraubt hatte.

Die schreckliche Offenbarung des vorhergehenden Abends hatte ihn dazu vollends aus der Fassung gebracht. Jenes Weib also liebte ihn; sie, die in dem kalten, einsamen Bette so viele Nächte verlassen gelegen, sehnte sich nach ihm, mit demselben heißen Verlangen im Fleische, das auch ihn erfüllte. Vielleicht bebte auch sie wie er, wenn sich ihre Blicke begegneten; wie er war auch sie vielleicht von dem nämlichen Dämon besessen, der ihm weder Ruhe noch Rast gab. Und Gott, in dessen Namen sich dieses Martyrium vollzog, hatte wohl auch für sie weder Erbarmen noch Mitleid, noch einen Trost.

„O Herr und Gott,“ rief er schluchzend und beugte sich vor dem Gekreuzigten. „Du bist die Barmherzigkeit, die Liebe, gib, daß ich vergesse, oder laß mich sterben!“

Und mit dem Kopf zwischen den Händen, den Blick in das Leere gerichtet, in einen beängstigenden Traum versunken, aus dem er weder aufwecken wollte noch konnte, suchte er vergebens die heiße Stimme der Jugend zu ersticken, welche die Gottes übertönte, die Stimme, die ihn trieb, jenes Weib zu umarmen, welches das seine war und das er leuchtend und bezaubernd aus dem Abgrunde der Schuld emportauchen sah.

XIII.

Er hatte mehrere Stunden so zugebracht, als ein leichtes Geräusch seine Augen auf die Thür lenkte. Er stieß einen Schrei aus und erhob sich völlig verwirrt, dann fühlte er sich schwach werden und sank einer Ohnmacht nahe, auf den Rand des Bettes.

Vor ihm stand zitternd und bleich Serafina in

ein langes, weißes Laken gehüllt, unter dem ihre zarten Formen sich scharf abzeichneten; das dunkle Haar fiel ihr über Schultern und Busen nieder und die großen, leuchtenden Augen waren bittend auf ihn gerichtet.

„Was wollt Ihr?“ stammelte er, ohne den Blick von der weißen Gestalt wenden zu können, „was wollt Ihr?“

„Hört mich an, Demetrios, um der Barmherzigkeit willen, stoßt mich nicht von Euch und hört mich an.“

Sie konnte nicht fortfahren: ihre Kniee beugten sich und sie wäre gefallen, wenn er nicht auf sie zugeeilt wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte. Sie ließ ihr Haupt auf seine Schulter sinken, er fühlte ihren warmen Atem sein Gesicht streifen und ihre Brust an der seinen atmen. Er führte sie nach dem Lehnstuhl, ließ sie sich niedersetzen und sagte mit sanfter, vorwurfsvoller Stimme:

„Warum habt Ihr das Bett verlassen? Seht, Ihr könnt kaum aufrecht stehen!“

„Ich mußte Euch sprechen, Euch sehen,“ entgegnete sie leise, als fühlte sie Scham über dieses Bekenntnis.

Beide schwiegen, dann hob sie an.

„Heute früh, als ich Euch am Altare des Herrn sah, in dem Augenblicke, in welchem Ihr den Himmel um Vergebung unserer Schuld flehtet, hoffte ich, Ihr würdet auch für mich beten; und als Ihr die Anwesenden segnetet, daß Ihr auch Eure Hand nach mir ausstrecken würdet. Ich ward erhört und nun flehte ich den Herrn inbrünstig um eine andere Gnade ... daß er mich sterben lassen möge, um Euer Haus von einer Frau, wie ich es bin, zu befreien, damit Ihr nicht zu jeder Stunde einem sündigen Geschöpfe begegnet, Ihr, der Ihr gewohnt seid, mit den Engeln zu sprechen.“

Er hörte sie an, über den Rand des Tisches gelehnt, den Kopf in den Händen. Und sie, das schöne Haupt auf die Brust gesenkt, die Augen voll tiefer Traurigkeit, saß weit zurückgebeugt da und fuhr mühsam atmend fort:

„Der Herr wird mir diese Gnade erweisen, zweifelt nicht daran, denn seine Barmherzigkeit ist groß und seine Güte ewig. Ich habe ihn nicht erst seit heute darum gebeten, sondern seit jenem Tage, an dem die Schuld meine Stirn befleckte.“

Und sie schwieg. Als er sie stumm bleiben hörte, hob er den Kopf und sah sie an. Dann stieß er plötzlich einen Schrei aus, er nahm sie in seine Arme, hob ihr Gesicht in die Höhe und rief mit erschreckter Stimme:

„Serafina, Serafina!“

Sie öffnete die Augen, richtete sich auf, faßte seine Hand und rief, vor Freude wie umgewandelt:

„Ihr habt mich bei Namen gerufen? Ihr habt mich in Eure Arme geschlossen? Ihr vergebt mir also? O, antwortet, vergebt Ihr mir?“

„Ja,“ antwortete er aufstehend, „ja, ich vergebe Dir!“

In ihren Augen leuchtete es wie ein Blitz; eine unsagbare Freude schwellte ihr Herz, eine Freude, stechend wie Schmerz. Sie faltete die Hände und in den Blick all das legend, was noch in ihr lebte, betrachtete sie lange den Jüngling, der vergebens seine Ruhe zu bewahren suchte.

„Jetzt, wo Du mir vergeben hast,“ fuhr sie fort, „muß ich Dir alles sagen. Höre mich. Als ich nach der Schuld an Dich dachte, den sie mir zum Gatten bestimmt, den ich nur einmal an einem Festtage in der Kirche gesehen hatte — Du warst damals noch ein ganz junger Mensch und trugst ein weißes Chorhemd über dem schwarzen Gewande — da weinte ich, denn mir ahnte, daß ich Deinem Leben verhängnisvoll werden würde. Wenn ich Deine Güte rühmen hörte, und die Freundinnen mich glücklich priesen, mit Dir, dem Schönen und Liebenswürdigen, dem Stolz unserer Landsleute versprochen zu sein, fühlte ich mich vergehen und Dein Bild schwebte mir beständig in meinem Zimmer vor. Ich haßte Dich fast, weil Du mir eine unerschöpfliche Quelle herber Schmerzen warst. Der Gedanke an Dich beunruhigte mich und erfüllte mein Herz mit Bangen. Ja, es kam so weit, daß ich Dich verwünschte.“

Sie sagte dies alles wie im Fieber; sie erschöpfte all ihre Kräfte in dieser schmerzensreichen Erinnerung an die Vergangenheit. Er hörte ihr, die Ellenbogen auf den Rand des Tisches gestemmt, unbeweglich zu.

„O, jener Hochzeitstag ...“ fuhr die junge Frau fort. „Ich kann Dir nicht beschreiben, was ich für Qualen an jenem Tage ausstand. Als ich Dich so ruhig, so schön, mit solch tiefer Glückseligkeit in den Augen und im Lächeln sah, empfand ich einen dumpfen Groll gegen mich selbst. Ich hätte meine Schuld verbergen, mich, alles vergessend, berauscht in Deine Arme stürzen mögen. Trotzdem vermochte, konnte, wollte ich es nicht. Als Du mir Deine Arme öffnetest, um mich an Deinem Herzen aufzunehmen, wollte ich mich hineinstürzen; ich weiß nicht, wie es kam, daß ich auf die Kniee fiel und ... Dir alles sagte. Als Du mich dann in dem kalten, weißen Gemach allein ließest, empfand ich, was die lebendig Begrabenen fühlen müssen. Anfangs gab mir die Genugthuung einer erfüllten Pflicht die Kraft, jene Vereinsamung zu ertragen; als ich Dich aber kalt, ruhig, ergeben sah, fühlte ich die Scham lebhafter in mir, und wunderbar, ich begann Dich zu lieben.“

Er fuhr zusammen, aber hob das Haupt nicht,

sondern blieb über den Tisch gebeugt, während sie fortfuhr:

„Was für lange, einsame Nächte waren diese! Du warst hier allein; ich hörte Deine Schritte, vernahm das Rauschen der umgeschlagenen Seiten Deines Buches und sah Deinen unbeweglichen Schatten an der Wand. Manchmal kam ich auf den Fußspitzen hergeschlichen und erblickte Dich, den Kopf in die Hände geborgen, bleich und ernst, aber ruhig und streng und ich kehrte untröstlich in mein Zimmer zurück. Dort angelangt, brach ich in Schluchzen aus, das ich erstickte, damit Du es nicht hörtest und bat Gott, er möge mich aus der großen Qual befreien und mein sündiges Herz treffen, mein schuldbeflecktes Herz, das jetzt für Dich schlägt, Demetrios, für Dich, den ich liebe; und weil ich Dich liebe, bleibt mir nichts übrig als zu sterben —"

Jetzt richtete er sich auf. Mit einer Bewegung des Kopfes schleuderte er das lange Haar, das ihm in das Gesicht gefallen war, rückwärts. Das Blut hatte seine Wangen purpurn gefärbt und gewaltige, in seinem jungfräulichen Herzen aufgespeicherte Liebesglut strahlte aus seinen Augen. Er streckte die Arme nach dem jungen Wesen aus, er zog es an sich und küßte ihm Augen, Stirn und Mund.

„Nein, nein," rief er ihr unter Küssen und Liebkosungen zu, „Du darfst nicht sterben. Du bist mein, ewig mein. Gott gibt Dich mir rein, keusch, unbefleckt wieder."

Er drückte sie an sein Herz und suchte ihren weichen, schmiegsamen Körper mit seinen Armen völlig zu umschließen und Mund an Mund, Auge in Auge, flüsterte er ihr heiße und wilde Liebesworte zwischen heißen und wilden Liebkosungen zu. Seine ganze Sehnsucht, all sein seit so vielen Jahren im Blute schlummerndes Verlangen wachte jäh auf, brach mit Ungestüm hervor. Sie ließ sich anfangs, wie ermattet von diesen Liebkosungen, mit der Duldsamkeit eines lang erträumten Rausches umschlingen, dann aber warf auch sie sich vor Verlangen zitternd fester und fester um seinen Hals. Eine Raserei, die Raserei des Besitzes kam über sie; ihm schien, daß sie nicht völlig genug die seine sei, daß seine Arme nicht die Kraft hatten, sie fest genug an seinen Körper zu drücken, daß seine Küsse von jenem Munde nicht genug der Liebe und Wollust schlürfen könnten, daß er in jenem Körper etwas nicht Genossenes, nicht Geliebtes ließe. Sie meinte, seine Hingabe könnte noch größer sein; sie wollte fühlen, daß er in ihren Armen nur noch für sie lebte, atmete und zitterte. Plötzlich, in dem Augenblick des höchsten Rausches, in dem all ihre Gefühle sich in eines vereinten, ertönte zwischen wirrem Gestammel und heißen Küssen auf Brust und Schultern ein scharfer Schmerzensschrei. Er fühlte, daß dieser Körper nicht mehr seine Trunkenheit teilte, daß die Lippen erkalteten, daß sie steif, regungslos in seinen Armen lag. Entsetzt schaute er in die weitgeöffneten, starren Augen. Ihr Kopf sank auf die Schulter, er zog sie nach dem Lehnstuhl hin, bettete sie darauf und als er den Kopf auf den regungslosen Busen fallen sah, rief er, von Entsetzen gepackt, sein Gesicht an das ihre lehnend:

„Serafina, Serafina!"

Und als hätte dieser Ruf die Macht gehabt, das Leben für einen flüchtigen Augenblick zurück zu rufen, öffnete sie die Augen, in denen schon die Schatten des Todes lagen; sie stammelte einige Worte und während sie mit ihrer weißen, kühlen Hand leicht die Demetrios drückte, sank ihr Haupt zurück und blieb starr liegen.

„Serafina," rief er wie verzweifelt, über das junge Wesen gebeugt. Dann legte er eine Hand auf ihr Herz und als er es nicht mehr schlagen hörte, brach er in heftiges Schluchzen aus, das Gesicht auf ihren erstarrenden Knieen bergend.

Und mit weit geöffneten Armen, das Haupt auf die Schulter geneigt, mit seinem bleichen, blutenden Körper, blickte der Gekreuzigte bei dem zitternden Scheine der ewigen Lampe, in dem feierlichen Schweigen der Nacht, auf den neben seiner weißen Toten knieenden erbarmungswürdigen Mann, genau so, wie er kurz vorher noch auf seinen fieberhaften Rausch der Wollust herabgeschaut hatte.

Von Diesem und Jenem.

Sind wir verrückter als unsere Väter?

Von Cesare Lombroso.

(Schluß.)

Eine der merkwürdigsten dieser Wahnsinnsepidemien ist die des Kreuzzugeifers, die sich im Mittelalter unter den Kindern entwickelte. Als alle Gemüter von Schmerz erfüllt waren über den Verlust des heiligen Landes im Jahre 1212, behauptete ein Hirtenknabe aus Cloës in der Provinz Vendôme, er sei von Gott gesandt, der ihm in der Gestalt eines Unbekannten erschienen sei und ihm Brot und einen Brief an den König übergeben habe; alle männlichen Sprossen der in der Umgegend wohnenden Hirten strömten ihm zu und über dreißigtausend kleine Knaben wurden seine Bewunderer und Anhänger. Bald standen andere Propheten von acht Jahren auf, die predigten, Wunder verrichteten und ganze Heerzüge von verzückten Kindern dem neuen Heiligen von Cloës zuführten; sie machten sich auf den Weg nach Marseille, wo das Meer seine Fluten habe zurücktreten lassen, um sie trockenen Fußes nach Jerusalem gelangen zu lassen.

Sie trotzten dem Widerstande des Königs und ihren Eltern und dem Mangel an Lebensmitteln; als sie am Meere angelangt waren, schifften zwei nichtswürdige Betrüger sie auf sieben großen Fahrzeugen ein, um sie als Sklaven nach dem Morgenlande zu verkaufen. Ein anderer ähnlicher Kinderkreuzzug kam im Rheinlande zu stande und zählte über siebentausend Teilnehmer; er hatte einen fast ebenso kläglichen Ausgang. Eine gleiche Wahnsinnsepidemie brach zweiunddreißig Jahre später in Erfurt aus, wo sich tausend Kinder an einer Ausfahrt beteiligten (Hecker, Kinderfahrten, S. 175).

Nach dem Vorangegangenen können wir das Vorhandensein von Wahnsinnigen bei den rohesten Völkern und in den rohesten Zeiten konstatiren und ebenso ihre eigentümliche Stellung gegenüber der Zivilisation. Der Wahnsinnige spielt bei den barbarischen Völkern keine klinische, sondern eine historische Rolle; er wird von den Massen gefürchtet und angebetet und führt häufig das Scepter. In Indien werden gewisse Geistesgestörte von den Brahmanen bevorzugt und um Rat angegangen, und viele Sekten geben dort das Zeichen geistiger Störung zu erkennen. Bei den Hebräern gelten viele Narren für Propheten und navi bedeutet das eine wie das andere, wie im Sanskrit nigrata. Ihre Nachkommen, wilde Stämme unter den heutigen Arabern und Aegyptern, gehorchen den Medjabi und Verzückten, und die Berber fassen ihre Worte als Enthüllungen auf und lassen sich von den Wahnsinnigen des Lebens berauben. Die Türken nennen sie Söhne Gottes. In China befragen die Anhänger des Tao die Wahnsinnigen wie Orakel. Die Neger halten sie für besessen von dem geheiligten Fetisch: die Patagonier und Peruaner hatten epileptische Propheten. In Ozeanien endlich hat man neuerdings Wahnsinnige entdeckt, die von dem Volke angebetet und um Rat gefragt werden, selbst gegen das Verbot der Volksanführer, genau so wie im Mittelalter.

Jeder, der sich mit der Geschichte der Menschheit befaßt, muß unwillkürlich die Wahrnehmung machen, daß nicht allein die großen Geistesgesetze sich gleichmäßig zu allen Zeiten und bei allen Völkern ausbreiten, gerade so wie die großen physiologischen Funktionen in allen Organismen es thun, sondern daß dieser historische Isomerismus sich bis auf die kleinsten Einzelheiten und die launenhaftesten Verirrungen erstreckt. Ein Skeptiker könnte den Kreis des Vico auf die Gesetze des Instinkts zurückführen. Derjenige, der weiß, welchen nachhaltigen Einfluß die ersten Tesmophoren auf die beweglichen Massen ausgeübt haben, kann sich einen Begriff von den weitreichenden Wirkungen machen, welche sich an die von den wilden Völkerschaften den Wahnsinnigen entgegengebrachte Verehrung knüpften. Wir haben in der That gesehen, wie sie im Mittelalter beständig Umwälzungen mit sich brachten oder nach sich zogen, und ebenso in einer uns näher stehenden Zeit, zum Beispiel im Verlauf der französischen Revolution, wo die Massen sich ihre Souveränität zurückeroberten; sehr häufig verbindet der Wahnsinn sich nicht nur mit dem Fanatismus, sondern geht sogar so weit, daß er seine Wut gegen die Opposition richtet, welche die Denker ihm entgegensetzen. Marat, Lebas, Carrier und Katherine Theot, die Muttergottes (des Gottes Robespierre) sind Beispiele davon (Thiers, III, 274).

Eine so vollständige Gleichmäßigkeit muß nicht nur Ursachen, sondern gemeinschaftliche Ursachen haben.

Die erste derselben ist die, daß das Volk, das nur eine kleine Zahl von Sinneserregungen, an die es gewöhnt ist, verträgt, keine neuen ohne einen Hang zur Bewunderung, und keine fremdartigen, ohne einen solchen zur göttlichen Verehrung an sich heran treten lassen kann; ich füge hinzu, daß die Verehrung die notwendige Reflexwirkung der zu starken Erschütterung durch den neuen Eindruck ist. Der Peruaner bezeichnete als göttlich (Huacha) das geheiligte Opfer, einen Tempel, einen hohen Turm, ein großes Gebirge, ein wildes Tier, einen Menschen mit sieben Fingern, eine besondere Frömmigkeit und so weiter. Ebenso bedeutet im Semitischen El (göttlich) zugleich groß, glänzend, neu, und wird vom starken Menschen, wie vom Baume und Berge gebraucht. Und warum sollten die Gemüter nicht von einer Erscheinung betroffen worden sein, die plötzlich und gleichzeitig Stimme und Geberde veränderte, da wir selbst unter der Erleuchtung der Wissenschaft nicht dazu gelangen, das Warum unserer Existenz zu begreifen?

Zweitens. Einige dieser Wahnsinnigen waren (wie wir es im Mittelalter und bei den Indiern sehen) mit einer besonderen Muskelkraft begabt. Das Volk verehrt aber die Kraft.

Drittens. Oft zeigten sie sich besonders unempfindlich gegen Kälte, Feuer, Verwundungen (wie die indischen Fakire und unsere gegenwärtigen Irren).

Viertens. Einige nahmen, von Größenwahn befallen und sich für von Gott inspirirt haltend, für sich das Recht in Anspruch, sich zu Herren oder Führern des Volkes aufzuwerfen und so weiter, und, wie wir es überall gewahren, nahmen sie dann die öffentliche Meinung „ins Schlepptau."

Fünftens: Der Hauptgrund. Viele dieser Wahnsinnigen mußten eine Stärke des Geistes oder doch des Willens zeigen, die derjenigen der Massen überlegen war. Wenn die Leidenschaften die Kräfte und die Richtungen des Geistes verdoppeln, so kann man von gewissen Wahnsinnsformen (die nur eine krankhafte Steigerung der Leidenschaften sind) sagen, daß sie dieselben verhundertfachen. Die Ueberzeugung von der Wirklichkeit ihrer Halluzinationen und die mächtige und eindringliche Rednergabe, womit sie dieselben zum Ausdruck bringen, verleihen den Irren in den Augen des Volkes etwas Geniales und geben ihnen ein natürliches Uebergewicht über Leute von gesundem, aber ruhigem Geiste. Luther, Marat, Molinos, Johanna d'Arc und die Wiedertäufer liefern den Beweis dafür.

Es ist eine verbürgte Thatsache, daß man bei den Prophetenepidemien in den Cevennen und jüngsthin in Stockholm unwissende Leute, Dienstboten und selbst ganz kleine Kinder hat in der durch die Begeisterung hervorgerufenen Erregung Reden oft von Schwung und rednerischem Geschick halten sehen.

Eine Magd sagte: „Kannst Du ein Stück Holz ins Feuer werfen, ohne an die Hölle zu denken, in der es noch weit mehr Holz und Flammen gibt?"

Eine andere Köchin weissagte und schrie: „Gott verhängt seinen Fluch über das ‚Wasser seines Zorns' (Branntwein), die Trinksünder werden gestraft werden nach ihren Sünden, und er wird Ströme dieses Wassers des Zorns in die Hölle ergießen, um sie zu verbrennen."

Und ein kleines Kind von vier Jahren: „Gott hat die Sünder zur Reue berufen wollen; gehet hin nach Golgatha, da sind die Festgewänder" (Ideler, a. a. O., S. 236, 1848).

Wir haben gesehen, daß der Wahnsinn bei den wilden Völkern oft die epidemische Form annimmt. Wir haben sie bei den wilden Negern der Inidah, bei den Abiponern, den Abyssiniern und bei den »tigretier« genannten, der »tarantola« so ähnlichen Epidemien angetroffen. Ebenso ist im alten Griechenland von einem epidemischen Wahnsinn die Rede, der bei den Abderiten nach der Vorlesung einer Tragödie ausgebrochen sei; ein anderes Beispiel von erotisch-religiösem Wahnsinn wird von den Thyaden berichtet, jenen Bacchusanbeterinnen, die sich in Athen und Rom fanden, nach üppiger Lebenslust und Blut verlangend und von heiliger Begeisterung ergriffen; aber der ansteckende Wahnsinn zeigt sich hauptsächlich im Mittelalter, wo die Geistesepidemien beständig einander folgten. Die erste Aeußerung dieser Neigung des Wahnsinns, eine epidemische Gestalt anzunehmen, war die Verehrung der Individuen, die von ihm ergriffen wurden, und die man sich infolge dessen zum Vorbild nahm. Der zweite, nicht minder wichtige Beweggrund war der Nachahmungstrieb. Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, welche Rolle bei den Wilden dieser Trieb spielt, der anfangs handgreiflich hervortritt und schließlich verschwindet und je nach dem Entwicklungsgrade der menschlichen Vernunft erstirbt. Man hat gesehen, wie Stämme von Wilden einmütig, wie Affen, den bloßen Geberden ihrer Redner gehorchen; wie Mord und Selbstmord, Gliederverrenkungen und Gähnen sich fortpflanzen, und wie aus Nachahmungssucht die Volksmenge dem Beifall zuklatscht, was sie tags zuvor verdammt hat. Brières de Boismont berichtet von dem, imerach genannten Wahnsinn der Samojeden, der sie antreibt, alle Bewegungen ihrer Genossen nachzuahmen und ihre Worte zu wiederholen. Bayle und Gangeron haben sogar den Mut gehabt zu erklären, daß in dem Nachahmungstriebe weit mehr als in Beeinflussungen des Teufels der Grund zu der „Hexenkrankheit" liege, die zu ihrer Zeit wütete. Man könnte sagen, daß im Mittelalter, ebenso wie bei den Wilden, der Mangel an Eisenbahnen, an einer Presse, an der Post, an Kapitalansammlung und vor allem an bürgerlicher Einmütigkeit die gegenseitige Mitteilung sehr schwer gemacht habe (und es ist das von Guislain ausgesprochen worden, der dem letzteren Umstande zu großem Teile die Entstehung des Wahnsinns zuschreibt);

allein gerade deswegen faßte der Nachahmungstrieb festere Wurzel. Gerade der Fortschritt der Zivilisation, die wachsende Berührung mit einer größeren Anzahl von Personen, schwächt das Gefühl der Individualität ab, das durch das persönliche Interesse, das Mißtrauen, den Ehrgeiz, die Konkurrenz und das Lächerliche, durch den beständigen Wechsel der Empfindungen und infolge dessen durch die Mannigfaltigkeit der Ideen, an Schärfe zunimmt; weshalb bei einer derartigen Sachlage nur selten ganze Volksmassen sich in gleichem Grade und zu gleicher Zeit dem gleichen Antriebe geneigt und für denselben empfindlich zeigen. Eine in der gleichen Weise verbürgte Thatsache ist es, daß in ganz neuerer Zeit noch Wahnsinnsepidemien aufgetreten sind, aber nur unter der unwissenden Volksklasse und in Ländern, die von den großen Verkehrszentren abgeschnitten sind, in Cornwallis, in Norwegen, in der Bretagne (die Bellerinnen von Josselin) und in den am weitesten abgelegenen norwegischen Kolonien (1862). Man nannte diese Wahnsinnsform die „Magdenkrankheit", die Mägdekrankheit, weil sie sich auf Dienstboten beschränkte, auf hysterische Personen und Kinder des Volks (Ideler. Versuch einer Theorie, 1848, 255).

Der dritte Grund für das häufige Vorkommen dieser Epidemien liegt darin, daß der Wahnsinn sich da weit heftiger zeigt, wo die Zivilisation sich weniger mächtig erweist; die rückschreitende Umbildung der Geistesvermögen hat weniger Stufen bei dem wilden als bei dem zivilisirten Menschen zu durchlaufen. Der Wilde und der Barbar vermögen schwieriger die Illusionen von der Wirklichkeit, die Wahnvorstellung von dem leitenden Triebe und das Mögliche von dem Uebernatürlichen zu unterscheiden und sie sind weniger im stande, ihre entfesselten Leidenschaften zu bändigen. Es ist noch nicht lange her, daß die Neger von Haiti Bäume, an denen man Kleidungsstücke aufgehangen hatte, für Heiligenbilder ansahen, und die Nubier sehen ihre Götter in den Zerklüftungen des Felsgesteins. Die geringste Veranlassung setzt den Wilden in Schrecken, und vom Schreckgefühl bis zum Aberglauben ist es nicht weit. Der letztere aber verschwindet vor allem vor der Logik und der Kritik der Zivilisation, und gerade er trägt am meisten zur Entstehung des Wahnsinns bei. Gelegentlich der Epidemie von Stockholm im Jahre 1842 sagt Ideler (Versuch, S. 230): „Es ist eine historische Thatsache, daß an den Orten, wo die Krankheit begann, die Gemüter seit langer Zeit durch Predigten und geistliche Uebungen beunruhigt und aufgeregt wurden; die Anzahl der Wahnsinnigen hatte dort beträchtlich zugenommen."

Zusammenfassung: Die Zivilisation begünstigt materiell die Vermehrung der Wahnsinnigen; da sie aber bei den Massen die Macht der Nachahmung und die Verehrung der Wahnsinnigen abschwächt, so unterdrückt sie den epidemischen Wahnsinn, sie verhindert, daß aus dem Narren ein religiöser oder politischer Führer wird, sie verwandelt nicht mehr eine Krankheit in ein geschichtliches Ereignis, und in dieser Hinsicht übt sie auf die Völker und ebenso auf die Formen des Wahnsinns einen günstigen Einfluß aus.

Bei den barbarischen Völkern nimmt die Geistesstörung die beklagenswerte Gestalt des Werwolfglaubens, der Mordlust, des Hexenglaubens und des minder grausigen, aber nicht minder verhängnisvollen religiösen Wahnsinns an. Bei den zivilisirten Völkern dagegen tritt sie unter den weniger traurigen und sozusagen sympathischeren Formen des Größenwahnsinns auf; die Entdeckungen oder die Illusionen des Magnetismus, die Elektrizität und so weiter treten an die Stelle der Eingebungen des Teufels; die kommunistischen Projekte, die Phalansterienssysteme treten für die Sinnesschwärmereien der Wiedertäufer und Adamiten ein. Wenn der Wahnsinn sein Wesen nicht ändert, da eine Nervenkrankheit nur eine Nervenkrankheit sein kann, so veredelt er sich doch in der Form, indem er gewissermaßen den Geistesgestörten des geistig gesunden Menschen weniger unwürdig macht.

•

Die beste Frau der Welt. In der englischen Zeitschrift „Blackwood" veröffentlicht H. Fielding eine anziehende Schilderung der Birmanin, die er für das Ideal ihres Geschlechts erklärt. In keinem Lande der Welt seit Beginn der Geschichte bis heute wird die Frau so geehrt, wie in Birma, und nirgends genießt sie eine so vollkommene Freiheit wie hier. In jeder Beziehung, so weit Gesetz, Religion und Gewohnheit in Frage kommen, steht sie dem Manne gleich. Knaben und Mädchen erben zu gleichen Teilen. Der Mann hat keine gesetzliche Kontrole über seine Frau und ihr Vermögen. Das Rittertum, das die Frau als eine Göttin preist und sie als eine Sklavin behandelt, ist niemals nach Birma gekommen. Kein Liebhaber besingt seine Geliebte als zu gut für diese Welt und betrachtet sie als ein Wesen, das tief unter ihm steht. Ihre Religion hat sie niemals für die Quelle alles Uebels erklärt und den Mann vor ihr gewarnt als vor einer Schlange, die ihn der Hölle zuführe; kein Papst hat sie „die einzige Hoffnung der Kirche" genannt. Sie ist stets für das gehalten worden, was sie ist, und hat stets die Freiheit gehabt, unbeengt durch Herkommen und Gesetz den Platz in der wirklichen Welt zu finden, der ihr zukommt. Und dennoch ist keine Frau in der Welt weiblicher als sie, und keine besitzt bei größerer Stärke mehr weibliche Anziehungskraft. Jede Laufbahn steht ihr offen, ob sie verheiratet ist oder nicht; vom sechzehnten oder siebenzehnten Jahr an hat fast jede Birmanin neben ihren häuslichen Pflichten irgend eine Beschäftigung. In den höheren Klassen verwaltet sie ihr Vermögen, in den unteren treibt sie einen Handel. Es gibt keine Beschäftigung, die ihr allein vorbehalten oder ihr verboten wäre. Wie es keine Kaste für den Mann gibt, so auch nicht für die Frau. Sie kann ohne Furcht vor der öffentlichen Meinung jede Thätigkeit ergreifen, worin sie auf Erfolg hofft. Es ist indes sonderbar, daß das Säen und die Stickerei in Birma besonders von den Männern betrieben werden. Die Frauen halten Läden offen. Der Kleinhandel des Landes liegt in den Händen der Birmanin und sie betreibt ihn fast stets für eigene Rechnung. Niemals tritt sie in den Dienst anderer, und mit Ausnahme des Seiden- und Wollezweiges beeinträchtigt ihr Geschäft ihr häusliches Leben durchaus nicht. Die Bazare bleiben nur drei Stunden auf und lassen ihr für ihre häuslichen Pflichten Zeit genug. Ihr Heim bleibt stets der Mittelpunkt ihres Daseins. Dennoch ist die Gewohnheit, ein Geschäft zu haben, nicht ohne Einfluß auf die Birmanin. Sie gibt ihr einen weiteren Blick, jene Toleranz und jenes Verständnis, die jeden überraschen, der mit ihr zusammenkommt. Es lehrt sie ihre Stärke und ihre Schwäche kennen und zeigt ihr, wie sie jeder Sache die beste Seite abgewinnt. Trotzdem die Ehescheidung so leicht ist, wie nur der am meisten vorgeschrittene Reformer es irgend wünschen kann, so kommt sie dennoch selten vor und nie zwischen einem Ehepaar, das Kinder hat.

•

„Das Wiedererwachen des militärischen Barbarismus" in Deutschland. Ueber den deutsch-französischen Krieg schrieb der inzwischen verstorbene angesehene englische geistliche Schriftsteller Dekan Church in einem Briefe, den die „Church Quarterly" kürzlich veröffentlicht hat: „Sie sehen, daß trotz meiner Abneigung gegen die Lügen, die Uebertreibungen und die Eitelkeit der Franzosen, so abscheulich und erstaunlich sie sind, ein anderes Gefühl sich damit vermischt, dessen Stärke ich schwer zum Ausdruck bringen kann. Ich habe keine Worte, um meine Bewunderung über die unvergleichliche intellektuelle Größe des Erfolgs der Preußen zu kennzeichnen ... Aber ich habe ebenfalls keine Worte, um meine Furcht und meinen Abscheu über die Moralität, den politischen Geist und das politische Temperament auszudrücken, welche der Ursprung dieser Blüte des menschlichen Intellekts gewesen sind. Er bedeutet mir das Wiederaufleben des militärischen Barbarismus der Könige und Edlen der alten Zeit, unterstützt durch alle Hilfsmittel der modernen Wissenschaft, um sie schrecklich stolz, anmaßend, mitleidslos in ihrem Willen, voll Verachtung gegen das Recht und maßlos in ihren Forderungen zu machen. Die Leichtfertigkeit, die Einbildung, die Lügen, die schnatternde Unverschämtheit der Franzosen scheint mir fast kindisch neben dem umsichtigen Stolz auf die Kraft, dem die germanische Natur so zugänglich ist und der in solchem Maße wächst, seitdem Bismarck und Wilhelm von Preußen seiner Herr geworden sind und ihn seine Macht kennen gelehrt haben."

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 21. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des einundzwanzigsten Heftes.

Seite

Sonja Kowalevsky. II. Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte. Aus dem Schwedischen von Anna Charlotte Leffler (Fortsetzung) 965

Fritz Vandel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm (Fortsetzung) 975

Marc Lefort. (Le coup de tampon.) Aus dem Französischen von François Coppée . . 985

Rückfälle. Erzählung aus dem Schwedischen von August Strindberg 999

Von Diesem und Jenem:

Die Frauen auf den europäischen Universitäten 1010

Ein französisches Urteil über Amerika 1011

Die Lage der Literatur in Frankreich 1012

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Prachtwerke ersten Ranges!

Goethes Werke.

Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Nebst Goethes Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Heinrich Düntzer.

Dritte Auflage.

5 Bände in gr. Lex.-8°. In Original-Prachteinband Preis ℳ. 60. —

Eine prachtvoll ausgestattete und reich illustrirte Ausgabe! Mit Schiller und Shakespeare steht nun Goethe in gleich würdigem Gewande an der Spitze der deutschen Familienbibliothek. **Wiener Fremdenblatt.**

Shakespeares sämtliche Werke.

Eingeleitet u. übersetzt von **Schlegel, Bodenstedt, Delius, Gelbcke u. a.**

Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.

Nebst Shakespeares Porträt und Lebensabriß.

Siebente Auflage.

4 Bände in gr. Lex.-8°. In Original-Prachteinband Preis ℳ. 40. —

Das Buch kann nach seinem inneren Werte, wie seiner prachtvollen Ausstattung als eine der wertvollsten Gaben jedem Literaturfreunde empfohlen werden. **Schlesische Zeitung, Breslau.**

Goethes Faust.

Mit einem Lichtdruckbild, 74 Text-Illustrationen und 16 Tonbildern

von

L. Simm, E. Hanoldt, F. Schmidt-Pecht, C. Brünner.

In Original-Prachteinband Preis ℳ. 12. —

Schillers Werke.

Mit 740 Holzschnitt-Illustrationen u. 11 Lichtdruckbildern erster deutscher Künstler.

Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

Fünfte Auflage.

4 Bände in gr. Lex.-8°. In Original-Prachteinband Preis ℳ. 48. —

Wir besitzen zwar schon verschiedene illustrirte Ausgaben unseres deutschen Lieblingsdichters, aber diese neue Edition stellt alle früheren in Schatten. **New-Yorker Staats-Zeitung.**

Hauffs Werke.

Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler.

Nebst Hauffs Porträt und Lebensabriß

Herausgegeben von

Dr. Cäsar Flaischlen.

2 Bände in gr. Lex.-8°. In Original-Prachteinband Preis ℳ. 20. —

Die Ausgabe ist zu einem wirklichen Prachtwerke geworden. Der illustrativer Schmuck durch die geschichtliche Treue, mit der die Bilder ausgeführt sind, eine kulturgeschichtliche Bedeutung erhält. **Straßb. Post.**

Schillers Gedichte.

Mit einem Lichtdruckbild, 87 Text-Illustrationen und 20 Tonbildern

von

G. Benczur, W. Camphausen, W. Friedrich, C. Gehrts u. a.

In Original-Prachteinband Preis ℳ. 12. —

Die vier illustrirten Prachtwerke: **Goethes Werke, — Schillers Werke, — Hauffs Werke, — Shakespeares sämtliche Werke** können auf Wunsch auch nach und nach in Lieferungen à 50 Pfennig (und zwar Goethe in 90 Lieferungen, Schiller in 65 Lieferungen, Hauff in 40 Lieferungen, Shakespeare in 60 Lieferungen) in beliebigen Zwischenräumen durch jede Sortiments- und Kolportagebuchhandlung bezogen werden. Auf Verlangen senden die Buchhandlungen auch die ersten Lieferungen zur Ansicht ins Haus und erteilen gern jede irgendwie weiter gewünschte Auskunft.

Sonja Kowalevsky.

II.

Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte.

Von

Anna Charlotte Leffler.

(Fortsetzung.)

Wenn man sich des Bildes entsinnt, das Sonja selber in ihren Kindheitserinnerungen von ihrem Vater entworfen hat, so kann man sich leicht vorstellen, welch ein entsetzlicher Schlag es für ihn gewesen sein muß, als er auf einmal die ganze grausame Wahrheit erfuhr, wie er von seinen Kindern betrogen worden, und wie seine älteste Tochter ihre eigenen Wege gegangen war, und zwar in einer Weise, die alle seine Instinkte und Grundsätze auf das tiefste verletzen mußte. Vor wenigen Jahren war er so außer sich vor Kummer und Erbitterung gewesen bei der Entdeckung, daß Anjuta heimlich Novellen schrieb und Geld dafür nahm, daß er ausgerufen hatte: „Jetzt verkaufst Du Deine Arbeit, aber ich stehe nicht dafür, daß nicht ein Tag kommen kann, an dem Du auch Dich selber verkaufen wirst."

Merkwürdigerweise war er aber jetzt, wo ihm seine Tochter einen weit ernsteren Kummer zugefügt hatte, viel milder gestimmt. Sowohl er als auch seine Gattin eilten sofort nach Paris, von Sonja und ihrem Mann begleitet, und er war so voller Güte und Nachsicht bei dem Wiedersehen mit der reuigen Anjuta, daß die Töchter, die sehr wohl fühlten, wie unverdient diese Milde war, sich von Stund' an mit einer Innigkeit wie nie zuvor an ihn anschlossen.

Ich kann leider nur ganz kurz von dieser bewegten Zeit berichten.

General Krukofsky hatte Beziehungen zu Thiers, weswegen er sich an diesen wandte, um die Begnadigung seines künftigen Schwiegersohnes zu erwirken. Thiers erklärte, er könne nichts machen, im Laufe des Gespräches aber erwähnte er gleichsam zufällig, daß die Gefangenen, unter denen sich Mr. J. befand, am folgenden Tage in ein anderes Gefängnis übergeführt werden sollten. Sie mußten auf dem Wege dahin ein Ausstellungsgebäude passiren, wo um die Zeit des Tages stets ein reges Treiben herrschte, und dort fand sich nun Anjuta ein, mischte sich unter die Volksmassen, und in dem Augenblick, als die Gefangenen vorüberkamen, glitt sie unbemerkt zwischen die wachthabenden Soldaten, faßte Mr. J. unter den Arm und verschwand mit ihm in das Ausstellungsgebäude, das sie durch eine andere Thür wieder verließ und glücklich mit dem Geliebten die Bahnstation erreichte.

Die Erzählung klingt phantastisch und fast unglaublich, aber ich habe sie genau so wiedergegeben, wie ich und mehrere von Sonjas Freunden sie aus ihrem Munde gehört haben.

Wie bitter beklagt man nicht oft nach dem Tode einer Person, daß man sich deren kleinstes Wort nicht besser ins Gedächtnis eingeprägt hat, daß man nicht alles Beachtenswerte aufzeichnete, was man aus ihrem Munde vernahm. Ich habe in diesem Fall um so mehr Veranlassung, dies Versäumnis zu bereuen, als mir Sonja so oft sagte: „Du sollst die Geschichte meines Lebens schreiben, wenn ich tot bin." Wer aber denkt in diesen Augenblicken vertraulichen Zwiegesprächs daran, daß der Tag wirklich kommen kann, wo man allein zurückbleibt und nichts hat als die Erinnerung an das lebende Band, das uns mit der Heimgegangenen verknüpfte. Wer glaubt nicht an den morgenden Tag, der natürlich reichlich Gelegenheit bieten wird, die Lücken auszufüllen, die unter den rhapsodischen, unregelmäßigen Gedankensprüngen einer lebhaften Unterhaltung entstehen?

1884 wurde Sonja in Göttingen zum Doktor promovirt auf Grund von drei Abhandlungen, die sie unter Weierstraß' Leitung geschrieben hatte, und von denen besonders die eine: „Zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen" (Crelles Journal

Nr. 80), die auch als Doktordissertation veröffentlicht wurde, als eine der bedeutendsten Arbeiten angesehen wird, die sie jemals herausgegeben hat. Durch besonderen Dispens wurde sie des mündlichen Examens überhoben. In dem folgenden Schreiben an den Dekan der philosophischen Fakultät zu Göttingen setzt sie die für sie ganz charakteristischen Gründe aus einander, weshalb sie um diesen Dispens eingekommen sei, der nur in den allerseltensten Fällen bewilligt wird:

„Ew. Hochwohlgeboren wollen mir gütigst gestatten, noch einige Worte zu dem Gesuch hinzuzufügen, in dem ich mich um den philosophischen Doktorgrad auf Ihrer Fakultät bewerbe.

„Es ist mir nicht leicht geworden, mich zu einem Schritt zu entschließen, der mich zwingt, aus der Zurückgezogenheit hervorzutreten, in der ich bisher gelebt habe; und nur der Wunsch, einige mir nahestehende Personen, deren richtige Beurteilung mir sehr am Herzen liegt, zufrieden zu stellen und ihnen den unbestreitbaren Beweis zu geben, daß es mir ernst gewesen mit meinem ausschließlich aus Neigung unternommenen Studium der Mathematik, und daß dieses nicht ohne Resultat geblieben ist, hat mich meine Bedenken überwinden lassen. Dazu kommt, daß man mir gesagt hat, als Ausländerin könne ich an Ihrer Universität in absentia promoviren, falls ich nur hinreichend bedeutende Arbeiten und ein günstiges Zeugnis von kompetenten Persönlichkeiten über meine Studien vorzulegen vermöge. In der That — ich hoffe, Ew. Hochwohlgeboren werden dies offene Geständnis nicht mißverstehen — weiß ich nicht, ob ich im Besitz der für ein examen rigorosum erforderlichen Sicherheit sein werde, im Gegenteil fürchte ich, daß das Ungewohnte meiner Lage, falls ich gezwungen wäre, mir persönlich völlig unbekannten Männern Rede zu stehen, peinlich und verwirrend auf mich wirken würde, wiewohl ich überzeugt bin, daß die Herren Examinatoren mir wohlwollend entgegen kommen würden. Dazu kommt noch, daß ich die deutsche Sprache nur sehr unvollkommen beherrsche, wenn es sich darum handelt, mich mündlich auszudrücken, obwohl ich gewohnt bin, sie beim mathematischen Denken und Schreiben anzuwenden, vorausgesetzt, daß ich genügend Zeit zum Nachdenken habe. Diese meine Ungewohnheit, deutsch zu sprechen, ist eine Folge davon, daß ich, die ich erst vor ungefähr fünf Jahren anfing, diese Sprache zu erlernen, während der vier Jahre, die ich in Berlin verbrachte, völlig einsam gelebt und nur in den Stunden, die mein verehrter Lehrer mir widmete, Gelegenheit hatte, deutsch zu hören und zu sprechen. Auf diese Gründe hin wage ich es, Ew. Hochwohlgeboren zu bitten, gütigst vermitteln zu wollen, daß ich von dem examen rigorosum dispensirt werde."

Dies Gesuch, hauptsächlich wohl aber das große Verdienst der eingesandten Arbeiten und die beigefügten ausgezeichneten Empfehlungen verschafften Sonja wirklich die seltene Vergünstigung, zum Doktor promovirt zu werden, ohne daß sie sich persönlich einzufinden brauchte.

Bald darauf war die ganze Familie Krukofsky wieder auf dem väterlichen Gut Palibino versammelt.

IV.

Wie ganz anders war doch jetzt diese Familie zusammengesetzt, als in Sonjas Schilderung aus der Kinderzeit. Statt der beiden jungen Mädchen, die dort einhergingen und von der fremden Welt träumten, von der sie so gar nichts ahnten, fanden sich hier jetzt zwei sehr entwickelte Frauen wieder, die beide das Leben auf eigene Hand erprobt hatten. Und das, was sie erlebt hatten, war freilich ziemlich verschieden von dem, was sie einst geträumt, aber doch inhaltsreich genug, um Stoff für lange Unterhaltungen am winterlichen Kamin in dem großen Salon mit den roten Damastmöbeln zu liefern, während der Samowar auf dem Theetisch summte und die Wölfe in dem einsamen Park ihr Hungerkonzert anstimmten. Die Welt da draußen erschien ihnen nicht mehr so unermeßlich groß, denn sie hatten sie gesehen und ihre Proportionen gemessen. Die eine, Anjuta, hatte ein hinreichend bewegtes Leben geführt, um ihre Sehnsucht nach starken Gemütsbewegungen zu befriedigen. Sie war leidenschaftlich verliebt in den Mann mit dem müden, ein wenig satirischen Ausdruck, der in dem roten Lehnstuhle an ihrer Seite saß — so leidenschaftlich und eifersüchtig verliebt, daß ihr Leben auch in Zukunft spannend genug war, um ihr in der Beziehung nichts zu wünschen zu lassen. Die jüngere Schwester ihrerseits hatte nur mit dem Kopf gelebt; ihr Wissensdurst war aber so reichlich befriedigt worden, daß sie jetzt gleichsam übersättigt, und vorläufig nicht mehr im stande war, mehr mit dem Gehirn zu arbeiten. Sie verbrachte ihre Zeit damit, Romane zu lesen, Karten zu spielen und an dem in geistiger Hinsicht ziemlich armen geselligen Leben mit den Nachbarn teil zu nehmen.

Sonjas größte Freude in dieser Zeit war die Veränderung, die mit ihrem Vater vor sich gegangen war. Er gehörte, ebenso wie Sonja selber, zu den Menschen, die ihren Charakter auf dem Wege der Intelligenz und Reflexion zu entwickeln und zu bilden vermögen, und die despotische Strenge, die früher seinen Hauptcharakterzug gebildet hatte, war jetzt durch die allerdings ziemlich harte Schule, die seine Töchter ihn hatten durchmachen lassen, bedeutend gemildert. Er hatte einsehen lernen, daß niemand die Macht über den Sinn anderer erzwingen kann, nicht einmal über den seiner eigenen Kinder. Des-

halb hörte er jetzt mit einer für ihn unglaublichen Toleranz die radikalen und umstürzlerischen Ansichten an, die von seinem Schwiegersohn, dem ehemaligen Kommunarden, ausgesprochen wurden, sowie die materialistischen Tendenzen, denen sein anderer Schwiegersohn, der Naturforscher, huldigte.

Dies war die schönste Erinnerung, die Sonja von ihrem Vater besaß, und sie sollte sich um so stärker in ihre Seele einprägen, als dieser Winter sein letzter war. Ein Herzleiden machte seinem Leben ein schnelles und unvorbereitetes Ende.

Dieser Schlag traf Sonja sehr hart. Sie hatte sich während der letzten Zeit so herzlich an den Vater angeschlossen, dem sie außerdem stets näher gestanden hatte als der Mutter. Diese war eine jener leichten, gewinnenden Naturen, die alle gern haben, und die gut gegen alle sind, mit der sich aber Sonja gerade infolge dessen weniger befreunden konnte; auch glaubte sie sich weniger geliebt von der Mutter als die anderen Geschwister, wo hingegen der Vater sie stets vorgezogen hatte.

Sie fühlte sich jetzt nach seinem Tode so entsetzlich einsam. Anjuta hatte ja ihren Gatten, an dessen Brust sie all ihren Kummer ausweinte, Sonja aber besaß niemand, an den sie sich voll und ganz anschließen konnte. Den Mann, der keinen glühenderen Wunsch hegte, als ihr ein Trost, eine Stütze zu sein, den hatte sie ja stets in künstlicher Entfernung zu halten gewußt. Jetzt erschien ihr plötzlich dies Verhalten peinlicher, unnatürlicher denn je; ihre Sehnsucht nach Liebe nahm überhand, überwand alle vorgefaßten Meinungen, und so weihte sie sich selber ganz im geheimen in dem stillen Trauerhause ihrem Gatten als wirkliche Gattin.

*

In dem folgenden Winter siedelte die ganze Familie nach Petersburg über. Hier ward Sonja bald der Mittelpunkt eines in Bezug auf Intelligenz und geistige Lebhaftigkeit so reichen Kreises, wie man ihn mit Ausnahme von Rußlands Hauptstadt kaum auf der ganzen Welt finden kann. Denn daß wirklich aufgeklärte, freisinnige Russen alle anderen Nationen an Vielseitigkeit, Vorurteilslosigkeit und weitem Gesichtskreis übertreffen, das hatte nicht nur Sonja erfahren, das erkennen auch alle an, die in solchen Kreisen verkehrt haben. Sie gehören zu den fortgeschrittensten im ganzen übrigen Europa; sie sind die ersten, die einen neuen Gesichtspunkt am Horizont entdecken, und mit dieser fast unerhörten geistigen Aufgewecktheit vereinen sie einen Enthusiasmus, einen Glauben an ihre Ideale, wie wohl keine andere Nation in Europa.

Und in einem solchen Kreise sah sich Sonja jetzt verstanden und bewundert. Für sie, die sich jetzt in der vollsten Blüte ihrer Jugend befand, und die sich fünf ganze Jahre ausschließlich mit den ernstesten Studien beschäftigt hatte, ohne sich die geringste Zerstreuung zu gönnen, lag etwas Berückendes in diesem plötzlichen Umschlag. Der Zauber des Lebens gewann Macht über sie; alle ihre glänzenden Gaben entwickelten sich mit einem Schlage! Eifrig stürzte sie sich in den brausenden Wirbel dieser geistreichen Weltlichkeit mit Festen, Theaterbesuchen, Vorlesungen, Empfangsabenden, Schlittenpartien und anderen Zerstreuungen verschiedener Art.

Da der Kreis, in dem sie jetzt lebte, mehr literarische als wissenschaftliche Interessen hatte, wurde sie durch das Bedürfnis nach geistiger Sympathie, das stets so stark bei ihr entwickelt war, in die literarische Strömung hineingezogen. Sie schrieb Zeitungsartikel, Poesie, Theaterkritiken, alles anonym, sogar einen Roman „Der Privatdozent", eine Schilderung aus dem Leben an einer kleinen deutschen Universität, den man als sehr vielverheißend ansah.

Anjuta, die während dieser Zeit ebenfalls mit ihrem Gatten in Petersburg wohnte, widmete sich nun allen Ernstes und mit großem Erfolg der Schriftstellerei. Woldemar Kowalevsky beschäftigte sich vorzugsweise mit der Uebersetzung und Veröffentlichung verschiedener populär-wissenschaftlicher Arbeiten, unter anderen übersetzte er Brehms „Vögel".

Das Vermögen, das Sonja von ihrem Vater geerbt hatte, war um diese Zeit ganz unbedeutend, da ihre Mutter als Universalerbin eingesetzt war. Und das Leben, das sie jetzt führte, erforderte einen gewissen Luxus. Hiedurch entstand wohl in erster Linie in ihr der Plan, sich auf Geschäftsspekulationen einzulassen. Woldemar, dem jeglicher Luxus persönlich ganz gleichgiltig war, ließ sich durch seine lebhafte, leicht entzündbare Phantasie in diese Ideen hineinziehen, und nun löste ein ökonomisches Unternehmen das andere ab. Sie bauten Häuser in Petersburg, eine Badeanstalt, eine Orangerie, gründeten Zeitungen, verwerteten allerlei Erfindungen, und es sah eine Zeit lang wirklich so aus, als solle ihnen alles glücken. Ihre Freunde prophezeiten ihnen eine glänzende Zukunft, und als im Jahre 1878 ihr erstes und einziges Kind geboren wurde, ward es als reiche Erbin begrüßt. Aber wie gewöhnlich hatte Sonja auch hier gewisse warnende Vorgefühle von einem bevorstehenden Unglück. Eine ihrer Vertrauten aus jener Zeit erinnert sich, wie sie am selben Tage, als man die Grundsteinlegung zu dem ersten Hause festlich begehen wollte, die Aeußerung machte, ihr sei der Tag durch einen Traum verdorben, den sie in derselben Nacht gehabt habe. Sie habe sich, umgeben von einer großen Menschenmenge, auf dem Platz gesehen, auf der die Grundsteinlegung stattfinden sollte. Plötzlich habe sich die Menge zerteilt und in der Mitte habe ihr Mann gestanden, im wütenden Kampf mit einer

diabolischen Figur begriffen, die sich auf ihn stürzte und ihn schließlich mit einem Hohngelächter der Hölle überwand.

Sie war lange ängstlich und bedrückt und konnte den Eindruck dieses Traumes nicht wieder abschütteln, der auch wirklich auf so schreckliche Art in Erfüllung gehen sollte.

Als es sich herausstellte, daß eine der großartig angelegten Spekulationen nach der andern fehlschlug, zeigte sich Sonjas Energie und Kraft in ihrer ganzen Fülle. Sie konnte wohl auf eine Weile ihre Phantasie von der so allgemeinen Versuchung entzünden lassen, vermöge ihrer Intelligenz und ihrer Erfindungsgabe ein Vermögen zu verdienen, aber ihre Seele hing nie an einem so äußerlichen Ziel. Sie war im stande, Millionen in einem Schlage zu verlieren, ohne daß es sie eine schlaflose Nacht kostete oder auch nur eine Furche auf ihrer Stirn hinterließ; so sah sie denn auch jetzt den erträumten Reichtum ohne Gram schwinden. Sie hatte reich werden wollen, da das Leben in allen seinen Gestalten sie lockte und reizte, da ihre leidenschaftliche, phantastische Natur alles erstreben, alles versuchen wollte. Als sie aber sah, daß es ihr nicht gelang, war sie sofort bereit, davon abzustehen, und nun wandte sie ihre ganze Kraft an, ihren Mann zu stützen und zu trösten. Wunderbarerweise hatte dieser einfache Mann, der sich nicht einen Augenblick um seiner selbst willen Reichtum gewünscht hatte, den nichts von alle dem locken konnte, was man dadurch erkaufen kann, sein Herz weit mehr an das Gelingen dieses Planes gehängt. Es scheint, als wenn das Mißlingen, die Niederlage an und für sich, ihn geknickt hat, während Sonja nicht allein die seltene Kraft besaß, sich in das Unvermeidliche zu fügen, sondern sich auch sofort mit großer Elastizität neuem Streben zuwandte.

Diesmal gelang es ihr, den Krach abzuwenden. Sie scheute weder Anstrengungen noch Demütigungen, fuhr zu allen ihren Freunden, die sich an dem Unternehmen beteiligt hatten und brachte eine Abwicklung zu stande, die alle Teile befriedigte. Zur Belohnung ward ihr der wärmste Dank und die Bewunderung ihres Gatten zu teil. Ihr Glück schien noch einmal erblühen zu sollen.

Aber — der diabolische Mann mit dem satanischen Grinsen, der sich Sonja im Traum gezeigt hatte, kam ihnen jetzt wirklich in den Weg. Es war eine Art Abenteurer im großen Stil, mit dem Kowalevsky bei seinen geschäftlichen Unternehmungen in Berührung kam, und der ihn jetzt in neue und gefährliche Spekulationen hineinzuziehen suchte. Sonja, die eine große Menschenkenntnis besaß, faßte sofort einen so heftigen, instinktiven Widerwillen gegen diesen Mann, daß sie ihn nicht im Hause sehen wollte. Sie flehte ihren Gatten an, sich von diesem gefährlichen Ratgeber zu trennen, es so zu machen wie sie, sich alle geschäftlichen Gedanken aus dem Sinn zu schlagen und sich statt dessen der wissenschaftlichen Thätigkeit zu widmen, aber es gelang ihr nicht, ihn dazu zu bewegen. Obwohl Woldemar um diese Zeit — 1880/81 — zum Professor der Paläontologie an der Universität zu Moskau ernannt wurde, wo sich das Ehepaar jetzt niederließ, konnte er sich doch nicht von den einmal begonnenen Spekulationen losreißen, die jetzt immer großartigere und phantastischere Dimensionen annahmen.

Es handelte sich darum, Petroleumquellen in dem Innern von Rußland auszubeuten, wichtige Zweige der russischen Industrie zu heben und zu entwickeln, und selbst Millionen zu verdienen; und sein neuer Bundesgenosse hatte ihn so gänzlich verblendet, daß er nicht auf die Einwendungen seiner Frau hören wollte. Als es ihm nicht gelang, ihr seine Ansicht von der Sache beizubringen, schloß er sie von seinem Vertrauen aus und handelte auf eigene Faust. Dies war für Sonja das schmerzlichste von allem, dies konnte sie mit ihrem Charakter nicht verwinden.

Nachdem sie sich einmal zu einer wirklichen Vereinigung mit ihrem Gatten entschlossen, hatte sie alles gethan, was in ihrer Macht stand, um das Verhältnis zu befestigen und zu vertiefen. Es lag in ihrer Natur, sich mit leidenschaftlicher Intensität dem hin zu geben, was ihr gerade das höchste im Leben war. Sie machte stets einen großen Unterschied zwischen dem, was wichtig und dem, was unwichtig war, und es war einer der größten Züge in ihrem Charakter, der sie anderen Frauen so überlegen machte, daß sie niemals dasjenige, was ihr als Hauptsache erschien, über Nebendinge versäumte und daß sie niemals kleinlich war. Auf dem Gebiet der Gefühle konnte sie keine Halbheit vertragen, alles konnte sie opfern, um ganz und voll zu gewinnen.

Sie strengte sich auf das äußerste an, um ihren Mann aus der Gefahr zu erretten, die sie über ihm schweben sah. Eine ihrer Freundinnen aus jener Zeit beschreibt den Kampf und ihre diesbezüglichen Opfer auf folgende Weise:

„Sie bemühte sich, Kowalevsky aufs neue für seine Wissenschaft zu interessiren; sie beschäftigte sich selber mit geologischen Studien, bereitete seine Vorlesungen gemeinsam mit ihm vor, versuchte, ihm das Leben im Hause so angenehm wie möglich zu machen, damit er seine Ruhe wieder gewinnen möge, aber es half alles nichts. Ich vermute, Kowalevsky war nicht mehr ganz normal, seine Nerven waren zu sehr überreizt, und er konnte sein Gleichgewicht nicht wieder finden."

Der Abenteurer, der nichts glühender wünschte, als die scharfsichtige Gattin von dem Mann zu trennen, benützte die keimende Mißstimmung zwischen

den beiden, um sie glauben zu machen, daß die Verschlossenheit und Unzugänglichkeit ihres Mannes auf anderen Ursachen beruhe und daß sie Grund zur Eifersucht habe.

Aus Sonjas eigenem Bericht (in den „Schwestern Rajevsky") wissen wir, daß schon das zehnjährige Kind Anlage zu leidenschaftlicher Eifersucht hatte. Diese Saite berühren, hieß eine der stärksten Leidenschaften wachrufen, die in der Tiefe dieser gewaltsamen Natur schlummerten. Sonja verlor ihren kritischen Blick und war nicht im stande, zu untersuchen, in wie fern die Beschuldigung auf Wahrheit beruhe oder nicht, in späteren Jahren war sie fest davon überzeugt, daß das Ganze eine Lüge gewesen sei — sie empfand den unwiderstehlichen Drang, fort zu kommen, fort von dem demütigenden Bewußtsein, sich verraten zu wissen, sowie die Furcht, daß sie sich durch ihre Leidenschaft zu einer niedrigen Spionage oder zu aufregenden Scenen verleiten lassen könne.

Mit einem Manne zusammen zu leben, dessen Liebe und Vertrauen sie verloren zu haben glaubte, ihn seinem Untergang entgegen gehen zu sehen, ohne ihn zurückhalten zu können, das war ganz unmöglich für eine Natur wie die ihre, die nicht im stande war zu resigniren, und die in Gefühlssachen ebenso anspruchsvoll und unbestechlich, wie in Bezug auf äußere Dinge nachsichtig und leicht zufrieden gestellt war. Sie hatte, ohne ihn wirklich zu lieben, sich doch diesem Mann voll und ganz hingegeben, alle seine Interessen zu den ihren gemacht und sich bemüht, ihn mit der ganzen Innigkeit an sich zu fesseln, die eine in Bezug auf das Gefühlsleben nach dem Tiefen, Ganzen dürstende Natur, im Verhältnis zu dem erstreben mußte, der ihr Gatte und der Vater ihres Kindes war. Und als sie ihn sich nun trotzdem von ihr abwenden sah, eine andere zwischen sich und sie stellend, da zerrissen die künstlich zusammengehaltenen Liebesfäden, ihr Herz zog sich zusammen und schloß das Bild aus, das es infolge einer Willensanstrengung in sich aufgenommen hatte, und sie war abermals allein.

Sie beschloß, auf eigene Hand eine Zukunft für sich und ihre kleine Tochter zu schaffen und verließ ihre Heimat und ihr Vaterland, um ihr einsames Studienleben im Ausland wieder aufzunehmen.

V.

Als der Zug den Bahnhof verließ und sie die Freunde aus dem Gesicht verlor, die ihr das Geleite gegeben hatten, ließ sie ihrer bis dahin gewaltsam zurückgehaltenen Gemütsbewegung freien Lauf und brach in Thränen aus. Sie beweinte die kurzen Jahre des Glücks; sie beweinte den verlorenen Traum von einem vollen, ganzen Zusammenleben mit einem andern Menschen; und sie zitterte bei dem Gedanken an die einsame Studirstube, die einst ihr ganzes Leben ausgemacht hatte, die sie jetzt aber nicht mehr befriedigen konnte, da sie das Glück kennen gelernt hatte, geliebt im eigenen Heim und in einem Kreis verständnisvoller Freunde zu leben. Sie versuchte, sich mit dem Gedanken zu trösten, daß sie ihre mathematischen Studien wieder aufnehmen, daß sie eine Arbeit schreiben würde, die ihr Ruhm verschaffen und Glanz über ihr Geschlecht verbreiten solle, aber es wollte alles nichts nützen, diese Freuden erschienen ihr jetzt so bleich im Vergleich mit dem persönlichen Glück, das während der letzten Jahre den ganzen Inhalt und den Zweck ihres Lebens gebildet hatte. Die Thränen strömten heftiger, sie bebte am ganzen Leibe.

Sie hatte nicht darauf geachtet, daß ein Herr in den mittleren Jahren ihr gerade gegenüber saß und sie mit teilnehmenden Blicken betrachtete.

„Nein, ich kann Sie nicht so weinen sehen," rief er endlich aus. „Ich vermute, es ist dies das erstemal, daß Sie allein in die Welt hinaus reisen, aber, mein Gott, Sie werden doch voraussichtlich nicht unter die Menschenfresser geraten, und ein junges Mädchen wie Sie kann stets darauf rechnen, Freunde und Beistand zu finden, falls sie dessen bedarf."

Sonja blickte erstaunt auf, und ihre Thränen versiegten. Sie, die ihren Kummer stets so ängstlich verbarg, selbst ihren nächsten Angehörigen gegenüber, hatte diesen Fremdling Zeuge ihrer Verzweiflung sein lassen.

Es war ihr eine Erleichterung, als sie bemerkte, daß er wenigstens nicht die geringste Ahnung davon hatte, wer sie war. Aus der Unterhaltung, die sich jetzt zwischen ihnen entspann, ging hervor, daß er sie für eine junge Erzieherin hielt, die ins Ausland reiste, um ihr Brot in einer fremden Familie zu verdienen, und sie bestärkte ihn in dieser Annahme, froh, auf diese Weise ihr Inkognito bewahren zu können und diese kleine Komödie zu spielen, die sie zerstreute. Es wurde ihr nicht schwer, sich so vollständig in ihre Rolle hinein zu denken, daß sie sich gar bald in Gedanken mit der armen kleinen Gouvernante identifizirte und mit sittsam gesenktem Blick die guten Ratschläge und Ermahnungen entgegen nahm, die ihr Reisegefährte ihr erteilte, und so stark war das phantastische Element in ihr, daß sie trotz ihres bitteren Herzenskummers ganz erheitert wurde durch diese Mystifikation. Als der Reisegefährte ihr den Vorschlag machte, zusammen mit ihm eine Stadt zu besehen, die sie auf ihrem Wege passirten, willigte sie ein und verbrachte dort zwei Tage in seiner Gesellschaft. Dann trennten sie sich wieder, ohne einander ihren Namen oder ihre Stellung mitgeteilt zu haben.

Diese kleine Episode ist ganz bezeichnend für Sonjas unternehmungslustige Natur. Der Fremdling war ihr sympathisch, seine freundliche Teilnahme rührte sie, sie fühlte sich verlassen und in die Welt hinausgestoßen. Weshalb nicht den kleinen Funken von Freude mit auf den Weg nehmen, den ihr der Zufall bescherte? Eine andere Frau würde sich natürlich in den Augen eines Mannes unwiderruflich kompromittirt haben, falls sie sich so etwas gestattet hätte. Zwei Tage unausgesetzten Zusammenseins mit einem Manne, der nicht einmal wußte, wer sie war? Sonja aber, die so viele Jahre dies eigentümliche kameradschaftliche Leben mit ihrem eigenen Gatten gelebt hatte, ohne ihm zu gehören, erschien die Sache sehr einfach, und sie wußte sehr wohl, daß sie, falls sie es wolle, in ihrem Verkehr mit Männern eine Grenze zu ziehen vermochte. Es fiel niemals einem Manne ein, sie in dieser Beziehung mißzuverstehen.

Noch eigentümlicher und pikanter entwickelte sich ein solches Verhältnis später während ihres Aufenthaltes in Paris. Die Wirtin, bei welcher sie während des Sommers in einer der Vorstädte wohnte, war wohl ein wenig zweifelhaft, was sie von ihr denken solle, da sie zuweilen um zwei Uhr des Nachts einen Mann aus ihrem Zimmer kommen und über die hohe Mauer klettern sah, die den Garten umgab. Zieht man dazu in Betracht, daß dieser junge Mann ganze Tage bei Sonja verbrachte und stets bis spät in die Nacht verweilte, sowie, daß sie um diese Zeit keinen andern Verkehr hatte, so muß man zugeben, daß die Sache einen ziemlich bedenklichen Anstrich hatte. Und doch war dies Verhältnis eins der idealsten, die man sich nur denken kann.

Der junge Mann war Pole und revolutionär, im übrigen Mathematiker und Poet.

Seine und Sonjas Seele waren zwei brennende Flammen, die dieselbe Glut entfachte. Niemals hatte jemand sie so verstanden wie er, niemals in dem Maße alle ihre Stimmungen, ihre Gedanken und Träume geteilt. Sie waren unaufhörlich zusammen und doch benützten sie die kurzen Stunden, in denen sie getrennt waren, um einander lange Ergüsse zu senden. Gemeinsam schrieben sie Gedichte und hatten sogar einen langen, romantischen Roman begonnen.

Sie schwärmten für die Idee, daß die Menschen paarweise geschaffen sind, daß jeder Mann und jede Frau nur ein halber Mensch ist; die andere Hälfte, ohne die man kein Ganzes werden kann, befindet sich irgendwo auf der Erde, aber nur in seltenen, glücklichen Fällen treffen sich die beiden Hälften hier im Leben, meistens geschieht dies erst in einer späteren Existenz. Kann man sich etwas Romantischeres denken?

Hier im Leben konnten sie nicht mit einander vereint werden, da das Leben die Bedingungen zu einer wirklichen Vereinigung bereits zerstört hatte. Selbst wenn sie ihre Freiheit wieder erlangte, so hatte sie doch einem andern angehört, und damit konnte sich der junge Mann, der sich für die, die einst seine Liebe sein würde, rein bewahrt hatte, nicht aussöhnen. Auch sie fühlte, daß sie nicht das Recht hatte, einem andern anzugehören, denn das Band, das sie an ihren Gatten knüpfte, war nicht zerschnitten; sie korrespondirten hin und wieder mit einander, es war sogar die Rede von einem Wiedersehen, und sie war ihm im Grunde ihres Herzens zugethan.

Das Verhältnis zu dem Polen bestand folglich ausschließlich in Gedankenaustausch und in einer ziemlich abstrakten Gefühlsanalyse.

Sie saßen einander gegenüber und sprachen und sprachen unaufhörlich, sich an jenem gewaltsamen, unerschöpflichen Wortstrom berauschend, der die spezielle Eigentümlichkeit aller Slaven ist.

Mitten in dieser exaltirten Schwärmerei, die Sonja alle Disharmonien ihres wirklichen Lebens vergessen ließ, traf sie ein brutaler, zerschmetternder Unglücksschlag.

Ihr Mann hatte nicht den Mut besessen, die Entdeckung zu überleben, daß er sich von einem schändlichen Betrüger hatte verlocken lassen und dadurch den Ruin seiner Familie herbeigeführt hatte. Dieser hochbegabte Gelehrte, dieser anspruchslose, einfache Mensch, der kein Bedürfnis nach jenen Genüssen hatte, die das Geld gewähren kann, war das Opfer eines Geldschwindels geworden, der im Grunde in grellem Widerspruch zu seinem ganzen Charakter und allen seinen Prinzipien stand.

Diese Nachricht warf Sonja auf das Krankenlager.

Sie lag lange an einem heftigen Nervenfieber darnieder und war an Leib und Seele gebrochen, als sie endlich die Krankheit überwunden hatte. Es war ihr, als habe etwas Unabwendbares einen Strich durch ihr Leben gemacht. Die Selbstanklage, daß sie den Gatten verlassen hatte, statt ihn zu stützen, marterte sie mit der ganzen Bitterkeit des Unwiederbringlichen; und doch wußte sie, daß sie sich damit zu einem fast unausführbaren Kampf verurteilt haben würde.

Infolge dieser Krankheit und dieser Seelenkämpfe verlor auch ihr Aeußeres seine Frische. Sie war plötzlich um viele Jahre gealtert, ihr Teint hatte seine Klarheit verloren, und eine tiefe Falte, die nie wieder verschwand, hatte sich zwischen den Augenbrauen gebildet.

VI.

Schon während Sonjas Aufenthalt in Petersburg im Jahre 1876 hatte sie eine Bekanntschaft gemacht,

die von entscheidendem Einfluß für ihr späteres Leben werden sollte. Professor Mittag-Leffler, gleich ihr ein Schüler von Weierstraß, durch den er so viel von Sonjas ungewöhnlicher Begabung gehört hatte, daß er den lebhaften Wunsch hegte, ihre Bekanntschaft zu machen, hatte ihr dort einen Besuch abgestattet.

Diesmal hatte aber keine Vorahnung Sonja gesagt, von welcher Bedeutung diese neue Bekanntschaft für sie werden sollte. Sie empfand nur ein Gefühl des Unbehagens, als sie sich genötigt sah, den angemeldeten Besuch anzunehmen, denn zu dieser Zeit hatte sie alle wissenschaftlichen Studien ganz beiseite geschoben und korrespondirte nicht einmal mehr mit ihrem alten Lehrer. Im Laufe der Unterhaltung erwachten jedoch die alten Interessen aufs neue, und sie entwickelte eine solche Schärfe des Gedankenganges und eine solche Schnelligkeit in der Auffassung der schwierigsten Fragen, daß ihr Besuch ganz erstaunt war, als er das kindliche Mädchengesicht vor sich betrachtete. Der Eindruck, den er von ihrer Bedeutung als weiblicher Denker erhalten hatte, war so stark, daß, als er mehrere Jahre später als Professor der Mathematik an Stockholms neubegründete Hochschule berufen wurde, einer seiner ersten Schritte darin bestand, bei den Autoritäten zu erwirken, daß Frau Kowalevsky zu seinem Assistenten ernannt wurde. Sie hatte nämlich schon einige Jahre vor dem Tode ihres Mannes den Wunsch geäußert, eine Anstellung als Lehrer an einer Universität zu erhalten. Auf das lebhafteste interessirt für den neuen Herd wissenschaftlicher Studien in seiner Vaterstadt wie auch für die Frauenfrage, erfaßte Professor Mittag-Leffler mit großem Eifer den Gedanken, dieser neuen Universität den Glanz des ersten wirklich großen Frauennamens im Bereich seiner Wissenschaft zu verschaffen.

Schon im Jahre 1881 schreibt Sonja in Bezug auf diese Pläne folgenden Brief an Professor Mittag-Leffler:

„Den 8. Juli 1881. Berlin, Bellevuestr.

„... Ich danke Ihnen nicht weniger herzlich für das Interesse, das Sie für meine etwaige Berufung nach Stockholm an den Tag legen, wie auch für alle die Schritte, die Sie zu dem Zwecke unternommen haben. Was mich betrifft, so kann ich Sie versichern, daß ich einen Docentenplatz, falls er mir angeboten würde, von Herzen gern annehmen würde. Ich habe nie auf einen andern Platz als wie auf einen solchen gerechnet, und ich will Ihnen obendrein gestehen, daß ich mich für den Anfang weit weniger genirt und ängstlich fühlen werde, wenn man mir ganz einfach die Möglichkeit bietet, meine Wissenschaft für den höheren Unterricht zu verwenden und dadurch den Zutritt zur Universität für die Frauen zu ermöglichen, was ihnen bisher nur ausnahmsweise bewilligt ist und als besondere Vergünstigung, die man ihnen ebenso leicht und willkürlich wieder entziehen kann, wie das an den meisten deutschen Universitäten der Fall ist. Ohne geradezu reich zu sein, besitze ich doch die Mittel zu einem ganz unabhängigen Leben, so daß die Honorarfrage bei meinem Entschluß keine Rolle spielt. Vor allen Dingen wünsche ich einer Sache zu dienen, die mir teuer ist, und mir zu gleicher Zeit die Möglichkeit zu verschaffen, mich meiner Arbeit in einer Umgebung von Personen zu widmen, die sich mit demselben Gegenstand beschäftigen wie ich, ein Glück, nach dem ich mich stets gesehnt habe, das mir in Rußland fehlte und das ich bisher nur während meines Aufenthalts in Berlin genossen habe. Dies, verehrter Herr Professor, sind meine persönlichen Gefühle. Aber ich halte mich für verpflichtet, Ihnen auch folgendes mitzuteilen: Professor W. hält es nach allem, was ihm über die Verhältnisse in Schweden bekannt ist, nicht für möglich, daß die Universität zu Stockholm jemals eine Frau unter ihren Lehrern anstellen wird und, was noch mehr bedeutet, er fürchtet, daß, falls Sie zu sehr darauf dringen, solche Neuerungen einzuführen, dies Ihrer eigenen Stellung schaden könne ... Es würde zu egoistisch von mir sein, wenn ich Ihnen diese Aeußerungen unseres verehrten Lehrers nicht mitteilen wollte, und Sie werden sich leicht eine Vorstellung davon machen können, wie verzweifelt ich sein würde, wenn ich am Ende nichts weiter erreichte, als Ihnen zu schaden, die Sie mir stets so viel Interesse und Entgegenkommen erzeigt haben und für den ich eine so aufrichtige Freundschaft hege.

„Ich glaube deswegen, daß es vielleicht klüger ist, vorläufig keine weiteren Schritte zu thun und jedenfalls den Abschluß der Arbeiten abzuwarten, mit denen ich augenblicklich beschäftigt bin. Wenn es mir gelingt, sie so zu vollenden, wie ich es wünsche und hoffe, wird das auf alle Fälle eine große Hilfe zur Erreichung des Zieles sein, das ich vor Augen habe ..."

Die nun folgenden dramatischen Begebenheiten in Sonjas Leben, die Trennung von ihrem Gatten, der Roman mit dem Polen, der Tod Kowalevskys und Sonjas lange Krankheit verzögerten die Vollendung der betreffenden Arbeiten, so daß sie erst im August 1883 im stande war, Professor Mittag-Leffler von der Beendigung der einen in Kenntnis zu setzen. Sie schreibt aus Odessa am 28. August:

„Endlich ist es mir gelungen, die eine der beiden Arbeiten zu beenden, mit denen ich während der letzten beiden Jahre beschäftigt war. Mein erster Wunsch, sobald ich die Gewißheit hatte, ein befriedigendes Resultat erreicht zu haben, war, Ihnen Mitteilung davon zu machen. Aber Professor W. hat

es in seiner gewohnten Güte übernommen, Sie von dem Ergebnis meiner Untersuchungen in Kenntnis zu setzen. Ich habe soeben einen Brief von ihm erhalten, der mir sagt, daß er Ihnen schon hierüber geschrieben hat, und daß Sie Ihrerseits ihm geantwortet und mich mit Ihrer gewohnten Freundlichkeit aufgefordert haben, mich sobald als möglich nach Stockholm zu begeben, um dort einen Privatkursus zu beginnen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für die Freundschaft bin, die Sie mir stets erwiesen haben, und wie mich der Gedanke beglückt, in eine Bahn eintreten zu können, die stets das Ziel meiner liebsten Wünsche gewesen ist. Doch glaube ich, Ihnen nicht verschweigen zu dürfen, daß ich mich in mancher Hinsicht sehr wenig auf die Pflichten eines Docenten vorbereitet glaube, und zuweilen zweifle ich in dem Grade an mir selber, daß ich fürchte, Sie, die Sie stets geneigt waren, mich mit so vielem Wohlwollen zu beurteilen, möchten ganz enttäuscht werden, wenn Sie erst genauer einsehen, wozu ich zu gebrauchen bin. Ich bin der Stockholmer Hochschule, der einzigen Universität Europas, die mir ihre Thore öffnen will, so dankbar, daß ich mich im voraus geneigt fühle, mich an Stockholm und Schweden anzuschließen wie an mein Vaterland, und ich hoffe, daß, wenn ich dahin komme, dies geschehen wird, um dort lange Jahre zu verbringen und daselbst eine neue Heimat zu finden. Aber gerade deswegen möchte ich nicht gern dahin kommen, ehe ich die gute Meinung verdiene, die Sie von mir haben, und ich hoffen darf, dort einen guten Eindruck zu machen. Ich habe heute an W. geschrieben, um ihn zu fragen, ob er es nicht für geraten hält, wenn ich noch zwei bis drei Monate in Berlin verbringe, um mir seine Ideen besser einzuprägen und um die Lücken auszufüllen, die sich etwa in meinem mathematischen Wissen finden ... Diese zwei Monate in Berlin würden für mich äußerst nützlich sein, weil ich viele Berührung mit den jungen Mathematikern haben würde, die dort ihre Studien beschließen oder die ihre Laufbahn als Studenten beginnen, und mit denen ich durch meinen letzten Aufenthalt in Berlin sehr bekannt geworden bin. Ich würde auch mit einigen von ihnen das Abkommen treffen, gegenseitig mathematische Mitteilungen auszutauschen. Ich möchte ferner auch die Theorie von den Transformationen der Abelschen Funktionen exponiren, die sie nicht kennen und die ich sehr gründlich studirt habe. Dies würde mir Gelegenheit zur Uebung im Vortrag geben, welche mir bisher gefehlt hat, und ich würde im Januar weit sicherer nach Stockholm kommen."

Dieser Plan gelangte jedoch nicht zur Ausführung, denn schon am 11. November desselben Jahres reiste Sonja von Petersburg über Hangö nach Stockholm ab.

VII.

Natürlicherweise hat sich — besonders jetzt nach ihrem Tode — meine erste Begegnung mit Sonja meinem Gedächtnis mit den kleinsten Details auf das lebhafteste eingeprägt. Sie war am Abend mit dem Dampfer von Finnland eingetroffen und war bei meinem Bruder, Professor Mittag-Leffler, zu Gast. Ich kam am folgenden Morgen dorthin, um sie zu begrüßen.

Wir waren darauf vorbereitet, Freunde in einander zu finden; wir hatten so viel von einander gehört, daß wir uns beide nach dieser Begegnung sehnten. Vielleicht hatte sie sich mehr Freude davon versprochen als ich, denn sie hatte ein lebhaftes Interesse für meine Thätigkeit, während ich mir eine mathematische Dame als etwas für meinen Geschmack zu abstrakt Veranlagtes vorstellte.

Sie stand, als ich eintrat, in der Bibliothek am Fenster und blätterte in einem Buch. Ehe sie mir entgegenkam, hatte sich mir ihr Bild eingeprägt: ein ernsthaftes, groß gezeichnetes Profil, reiches, kastanienbraunes Haar, das nachlässig in einer Flechte aufgesteckt war, eine schmächtige Figur mit einer gewissen schneidigen Eleganz in der Haltung, aber nicht ganz proportionirt, da der Torso zu klein erschien im Verhältnis zu dem monumentalen Kopf. Der Mund war groß mit frischen, vollen Lippen, in einer starken Wellenlinie gezeichnet und sehr ausdrucksvoll, die Hände waren außerordentlich klein wie die eines Kindes und fein gebildet, doch etwas entstellt durch die zu scharf hervortretenden blauen Adern.

Aber die Augen! Diese Augen gaben dem Gesicht den Charakter hoher Intelligenz, der einen so starken Eindruck auf alle machte. Von Farbe unbestimmt, in Grau, Grün und Braun spielend, ungewöhnlich groß und vorstehend, sowie stark strahlend, besaßen sie eine Intensität des Ausdrucks, als wollten sie bis auf den innersten Grund der Seele dringen. Dabei aber waren sie so milde und warm, es entströmte ihnen ein Verständnis, eine Sympathie, die alle geneigt machte, ihr unter dem Eindruck dieses magnetisirenden Blickes ihre Herzensgeheimnisse anzuvertrauen. So groß war der Zauber, den der Ausdruck dieser Augen ausübte, daß man ihre physischen Fehler kaum bemerkte. Sie waren nämlich in so hohem Grade kurzsichtig, daß der Blick oft, besonders bei Ueberanstrengung, etwas Schielendes bekam.

Sie wandte sich mit einer hastigen Bewegung nach mir um und kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen. Aber es lag doch eine gewisse Schüchternheit über ihrem Wesen, der Gruß war ziemlich konventionell, und unsere erste Unterhaltung drehte sich um die heftigen Zahnschmerzen, die sie sich auf der Seereise zugezogen hatte, weshalb ich mich erbot, sie

zum Zahnarzt zu begleiten. Ein angenehmes Ziel für den ersten Besuch in einer fremden Stadt!

Aber sie gehörte nicht zu denen, die einer solchen Unannehmlichkeit mehr Gedanken schenken, als notwendig ist.

Ich war um diese Zeit mit dem Plan zu „Wie man Gutes thut" beschäftigt, hatte aber noch nicht mit dem Schreiben begonnen. So groß aber war Sonjas Macht, den Gedankensamen bei anderen hervor zu locken, daß ich ihr, ehe sie zum Zahnarzt hineinging, das ganze Drama auf französisch erzählt hatte und zwar entwickelter und übersichtlicher, als ich es selber bisher gesehen hatte. Dies war der Anfang zu dem großen Einfluß, den sie später auf alles ausübte, was ich schrieb. Ihre Fähigkeit, die Gedanken anderer zu verstehen und sich in sie einzuleben, war so ungewöhnlich, ihr Beifall, wenn sie dieselben billigte, so warm, und ihr Tadel, wenn sie sie mißbilligte, so treffend, daß es für eine so empfängliche Natur wie die meine ganz unmöglich wurde, noch ohne ihren Beifall zu arbeiten. Tadelte sie etwas, das ich geschrieben hatte, so arbeitete ich es um, bis sie zufrieden war, und dies war der Anfang zu unserer späteren gemeinsamen Verfasserschaft. Sie pflegte zu sagen, ich würde nie dazu gekommen sein, „Wahre Frauen" zu schreiben, falls die Arbeit nicht schon herausgegeben gewesen wäre, ehe sie nach Schweden kam, denn dies, sowie „Im Kampf mit der Gesellschaft" waren die einzigen von meinen Arbeiten, die ihr zuwider waren — „Wahre Frauen" aus einem für sie ganz charakteristischen Grunde. Sie mißbilligte Berthas Kampf, der Mutter den Rest ihres Vermögens zu bewahren; denn, sagte sie, hat sich eine Frau einem Manne erst selber hingegeben, so darf sie nicht schwanken, ihm auch ihr Vermögen bis auf den letzten Heller zu opfern.

Diese Kritik sah ihr so recht ähnlich, denn sie war stets sehr subjektiv in der Beurteilung ihrer literarischen Produkte. Stimmten die Gedanken und Gefühle darin mit ihren eigenen, persönlichen überein, so war sie geneigt, einer in literarischer Beziehung nur mittelmäßigen Arbeit einen hohen Wert zuzuerkennen. Ward sie dagegen von irgend welchen Anschauungen des Verfassers zurückgestoßen, wollte sie der Arbeit auch nicht das geringste Verdienst zugestehen.

Trotz dieses Vorurteils hatte sie doch so freie Lebensanschauungen wie nur die Auserwähltesten ihrer Zeit. Von den Vorurteilen und konventionellen Gesichtspunkten gewöhnlicher Menschen besaß sie keine Spur. Ihre umfassende Genialität und ihre große allgemeine Bildung erhob sie über die Begrenzung, mit der traditionelle Ansichten die meisten anderen fesseln. Ihre Begrenzung lag in ihr selber, in ihrer stark individuellen Natur mit ihren ausgeprägten Sympathien und Antipathien, die jeglicher Logik und aller Diskussion trotzten.

Unser Zusammenleben in dieser ersten Zeit war nicht von langer Dauer und entwickelte sich zu keiner vertraulicheren Freundschaft, denn ich trat wenige Monate nach ihrer Ankunft eine längere Reise ins Ausland an. Bis dahin hatte sie jedoch schon genügend schwedisch gelernt, um alle meine Arbeiten verstehen zu können. Gleich nach ihrer Ankunft fing sie an, schwedischen Unterricht zu nehmen, und während der ersten Wochen beschäftigte sie sich vom Morgen bis zum Abend ausschließlich damit. Mein Bruder sagte ihr gleich nach ihrer Ankunft, er wolle ihr zu Ehren eine Gesellschaft geben, um sie mit den ihm befreundeten Gelehrten bekannt zu machen; sie aber antwortete: „Warten Sie, bitte, vierzehn Tage damit, bis ich schwedisch sprechen kann."

Diese Voraussetzung erschien uns ziemlich kühn, aber sie hielt Wort. Nach vierzehn Tagen sprach sie schon ein wenig, und bereits im ersten Winter lernte sie die ganze moderne schwedische Schönliteratur kennen und las die Frithjofssage mit Entzücken.

Dies ungewöhnliche Sprachtalent hatte jedoch seine Grenzen. Sie selber pflegte zu sagen, sie habe gar kein Sprachtalent, sie habe nur so viel gelernt, weil es notwendig sei und weil ihr Ehrgeiz sie dazu treibe, und es steht fest, daß sie trotz des fabelhaft schnellen Resultats, zu dem sie durch das Einstudiren einer neuen Sprache kam, doch niemals eine fremde Sprache vollkommen sprechen lernte; sie blieb stets auf einem gewissen Standpunkt stehen und vergaß die Sprache des einen Landes, sobald sie gezwungen war, die eines andern zu reden. Obwohl sie in so jungen Jahren nach Deutschland gekommen war, sprach sie nur sehr gebrochen deutsch, und ihre deutschen Freunde lachten oft über die amüsanten und unmöglichen Worte, die sie selber fabrizirte. Denn sie ließ sich in ihrem Redestrom niemals von so kleinlichen Rücksichten wie von einer korrekten Wahl der Wörter stören. Sie sprach stets fließend, wußte stets auszudrücken, was sie sagen wollte, und ihrer Unterhaltung ein individuelles Gepräge zu verleihen, wie wenig sie auch die Sprache beherrschen mochte, deren sie sich bediente. Nachdem sie schwedisch gelernt hatte, vergaß sie ihr Deutsch fast vollständig, und wenn sie einige Monate aus Schweden fort gewesen war, ging es bei ihrer Rückkehr stets sehr stümperhaft mit dem Schwedischen. Es war eine Eigentümlichkeit bei ihr, daß sie, wenn sie müde und niedergeschlagen war, kaum ein Wort finden konnte, während sie sich bei guter Laune leicht und fein auszudrücken vermochte. Die Sprache wie alles bei ihr stand unter dem Einfluß ihrer persönlichen Stimmung.

Im letzten Herbst, als sie von einem mehrwöchent-

lichen Aufenthalt in Italien zurückkehrte, so wie alle ganz begeistert von diesem Lande, hatte sie so viel italienisch gelernt, daß sie sich ziemlich leicht in dieser Sprache ausdrücken konnte; statt dessen sprach sie aber ungewöhnlich schlecht schwedisch, was seinen Grund darin hatte, daß sie sich in starker Mißstimmung gegen Schweden befand.

Die französische Sprache beherrschte sie am besten, wiewohl sie sie nicht korrekt schrieb. Und in Rußland merkte man es ihrem Stil an, daß sich ein gewisser fremder Einfluß in sprachlicher Hinsicht geltend machte.

Sie beklagte oft, daß sie mit ihren nächsten Freunden in Schweden nicht russisch sprechen könne. Sie sagte: „Ich kann niemals den feinsten Nuancen in meinen Gedanken Ausdruck verleihen; ich muß mich mit dem nächstbesten oder mit einer Umschreibung begnügen, wenn ich mit euch spreche; ich kann niemals das wirklich treffende Wort finden. Sobald ich nach Rußland komme, habe ich stets das Gefühl, als sei ich aus einer Art Gefangenschaft erlöst, die meine besten Gedanken gefesselt hielt. Ach, ihr habt keinen Begriff davon, welch eine Qual es ist, mit den intimsten Freunden stets eine fremde Sprache sprechen zu müssen; es ist, als trage man eine Maske."

Im Februar 1884 reiste ich nach London und sah Sonja erst im September desselben Jahres wieder. In London erhielt ich einen einzigen Brief von ihr, in dem sie ihren ersten Winter in Stockholm folgendermaßen schildert:

„Was soll ich Ihnen von unserem Leben in Stockholm erzählen? Wenn es auch nicht sehr inhaltsreich war, so ist es doch wenigstens recht bewegt und in letzter Zeit auch recht angreifend gewesen. Soupers, Diners, Soiréen wechselten mit einander ab, und es ist ganz schwer gewesen, alles gut zu machen und doch Zeit zu meinen Arbeiten und zu den für die Vorlesungen erforderlichen Vorbereitungen zu finden. Heute haben wir unsere Vorlesungen unterbrochen, um zwei Wochen Osterferien zu machen, und ich freue mich wie ein Schulmädchen auf diese kleine Pause. Der erste Mai ist auch nicht fern, und da hoffe ich nach Berlin zu reisen, über Petersburg. Was meine Pläne für die nächsten Winter betrifft, so sind sie noch nicht festgesetzt, denn sie hängen natürlich nicht von mir ab.

„Wie Sie sich denken können, spricht man hier fortwährend von Ihnen. Alle wollen Nachricht von Ihnen haben, und Ihre Briefe werden gelesen und kommentirt und machen förmlich Sensation. Die tonangebenden Damen Stockholms scheinen großen Mangel an interessantem und spannendem Unterhaltungsstoff zu haben, da ist es denn eine wahre Wohlthat, sie damit zu versehen. Ich freue mich schon im voraus auf Ihr Stück, zittere aber vor Aufregung, wenn ich an die Wirkung denke, die es hervorrufen wird, wenn es im Herbst gespielt wird."

Schon im April schloß Sonja ihre Vorlesungen und reiste von dort nach Rußland. Am 29. April schreibt sie von dort an Mittag-Leffler:

„Rußland, 29. April 1884.

„... Es ist mir, als sei ein Jahrhundert vergangen, seit ich Stockholm verließ. Nie in meinem Leben kann ich der Dankbarkeit, die ich für Sie empfinde, Ausdruck verleihen. Es will mir scheinen, als habe ich in Schweden ein neues Vaterland und eine neue Familie gefunden, und zwar in dem Augenblick, wo ich dessen am meisten bedurfte."

Die Vorlesungen, die Sonja in diesem Winter in deutscher Sprache an der Universität gehalten hatte, waren, wie bereits erwähnt, ganz privater Natur. Doch hatten sie dazu beigetragen, ihr so viel Ansehen zu verschaffen, daß es Mittag-Leffler jetzt möglich wurde, auf privatem Wege die Mittel zu beschaffen, die erforderlich waren, um ihr eine offizielle Anstellung als Professor auf weitere fünf Jahre zu verschaffen. Eine Reihe von Personen traten nämlich zusammen, um ihr für diesen Zeitraum zweitausend Kronen pro anno zu garantiren; die Universität gab ebenso viel, so daß Sonja jetzt ein jährliches Gehalt von viertausend Kronen bezog.

Ihre pekuniäre Stellung war nicht mehr so, daß sie ihre Arbeit umsonst weggeben konnte, wie sie es anfänglich so großmütig angeboten hatte. Aber nicht allein die ökonomische Frage verursachte Schwierigkeiten bei ihrer offiziellen Anstellung.

Es galt auch, den Widerstand der Konservativen zu überwinden, die sich natürlich von allen Seiten gegen diese Anstellung einer Frau als Universitätsprofessor auflehnten, die ja als einzig in ihrer Art da stand. Es würde sich wohl schon jetzt eine Möglichkeit gefunden haben, die zu ihrer Anstellung auf Lebenszeit erforderlichen Mittel zu beschaffen; da aber die Bedenken, die hiergegen erhoben wurden, unüberwindlich erschienen, beschloß Mittag-Leffler, die Bestrebungen bis zu einem passenderen Zeitpunkt zu verschieben. Am Schluß der fünfjährigen Periode wurden seine anhaltenden Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und Sonja ward nun auf Lebenszeit angestellt — eine Lebenszeit, die wenig mehr als ein Jahr währen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

(Fortsetzung.)

Frydendal (Freudenthal) entsprach vollkommen seinem Namen, jedenfalls an einem klaren, von der Sonne beleuchteten Sommertage, wie dieser war. Aber es schien, als ob heute die Reisenden, sowohl die städtisch, als die bäuerisch gekleideten, diese Perle ostländischer Natur nicht bemerkten. Es wurden Grüße, Handschlag und Meinungen ausgetauscht, während sie auf dem Perron der Eisenbahnstation hin und her wandelten, aber es war kaum einer darunter, der einen Blick auf die Natur warf; Fritz dagegen erfrischte sich förmlich nach einer prosaischen Fahrt im Coupé mit eifrig politisirenden Herren, und wohin er das Auge wandte, sah er abwechselnd wohlbestellte Felder, Laubwald und große, gut gehaltene Bauernhöfe, die sich behaglich im Sonnenschein im Thale ausbreiteten, während hier und da ein rot getünchtes Häuschen zwischen dem Grün der Haine hervorstach, um mit seinem warmen Farbenton den Blick an die schönsten Einzelheiten der Landschaft zu fesseln. Man hätte sich in ein reiches Kornland versetzt wähnen können.

Fritz folgte den Nachzüglern der Angekommenen den Weg hinauf, der zu dem Versammlungsort führte. Es lag ein förmlicher Sonntagsfrieden über die Gegend gebreitet! Er wünschte fast, daß alle diese Leute Kirchengänger gewesen wären, Frauen mit ihren silbernen Schmucksachen im Sonntagsstaat mit dem weißen, zusammengelegten Taschentuch auf dem Gesangbuch und alte Männer, die den Frieden in der Gemeinde verbreiteten, aber die Leute hier waren zusammengeströmte politische Kannegießer, die wenig an die Kirchgänger der Romanzen und Novellen erinnerten, und sie trugen eigentlich nur dazu bei, ihm die Harmonie der Gegend zu zerstören.

„Es ist wirklich wunderschön hier oben," sagte er zu einem jungen, ländlich gekleideten Mann, der neben ihm einher schritt.

„Ja, recht schön in diesem Jahre. So schön war es hier früher zu der Zeit, deren ich mich erinnere, nicht. Und welche Ernte! Ja, wenn das Wetter sich nur halten wollte, bis wir das Korn herein haben." Und der Mann sah mit fast zärtlichen Blicken auf die wogenden Haferfelder auf der rechten Seite des Weges, indem er langsam den Hut lüftete und den Schweiß von der Stirn trocknete.

„Das ist also Deine Auffassung von der Schönheit," dachte Fritz, indem er sich nach der andern Seite zurückzog, wo ein paar flachshaarige Kinder an dem steinigen Berg zwischen Heidekrautbüschen und hellen Birken Beeren pflückten. Wie die roten Tücher schön gegen das Heidekraut abstachen!

Nein — es eilte ja eigentlich gar nicht, zu der Versammlung hinauf zu kommen. Er wollte die Höhe des Berges ersteigen, um einen gesammelten Ausblick über die Gegend zu gewinnen. Es sei doch besser, eine Weile mit der Natur allein zu sein, als mit Leuten, die sie nicht verstanden. Und dennoch hielt er so viel von diesen Menschen; er hatte jedenfalls für sie wirken und arbeiten wollen, daß sie zu wahrer Aufklärung gelangen konnten, aber er konnte ja nichts dafür, daß er sich unter ihnen verlassen, bitterlich einsam befand.

So stieg er endlich den Berg wieder hinab. Die Versammlung hatte gerade begonnen, aber es schien darin sehr voll zu sein, denn viele standen außerhalb des Hauses. Fritz arbeitete sich durch eine Menge von bespannten Karriolen, schwedischen Wagen und alten Kaleschen hindurch. Dort stand eine Gruppe um einen gestikulirenden Auswandererschlepper, der kleine, auffällig kolorirte Reklamehefte verteilte, auf welchen man den Kopf eines Mannes mitten in einem Weizenacker gewahrte, denn so hoch sollte auf dem schlechtesten Freiland im far west, das er den Leuten anpries, der Weizen wachsen. Im Schatten unter dem Vorratshaus saß eine Schar von Jünglingen und Mädchen, die scherzten und lachten,

an dem grünen Abhang dicht darunter tummelten sich Kinder; dicht an der Eingangsthür hatte sich eine Menge Bauern zusammengepackt, die den Kopf auf die Seite legten und die Hand hinter das Ohr hielten, um etwas von dem Manna der Beredsamkeit aufzufangen.

„Uff," dachte Fritz, „da soll ich mich also durchdrängen, und hier draußen habe ich die frische Natur, während sie drinnen schwitzen und dampfen, uff!"

„Aber, mein bester Randel, Sie müssen sich wirklich beeilen, hinein zu kommen," hörte er hinter sich sagen, indem ihn jemand auf die Schulter schlug. „Hoel wird gleich sprechen. Sie können natürlich durch die Hinterthür hinein, wenn Sie mir folgen."

Es war der Sohn des großen Christopher Vaagaard, Butter- und Fettwarenhändler in Christiania, Agathon Vaagaard, der halb verwirrt umherlief, um spät angekommene Notabilitäten der Partei aus der Stadt herbeizuschaffen und um die Fuhrwerke zur Heimreise zu ordnen, da nach der Versammlung ein großes Gastmahl auf Olstad stattfinden sollte, zu welchem auch Fritz eingeladen war.

Und Vaagaard sprach, und Hoel und viele andere sprachen, und man klatschte Beifall und rief Bravo und Hurra, und die Begeisterung verpflanzte sich bis ins Freie hinaus, bis zu den Pferden, welche so lustig wieherten, als ob es eine Versammlung des Tierschutzvereins gewesen wäre. Das hätten sie nicht thun sollen, denn auf dem Heimwege ging ihnen die Begeisterung aus.

XX.

Es war eine große und gemischte Gesellschaft auf Olstad versammelt. Zunächst ist Vaagaards eigene, recht zahlreiche Familie zu nennen, dann Hoel und seine Leute aus Norwegen und die bedeutendsten Parteigenossen aus der Umgegend, sowie endlich Herren und Damen von den benachbarten Höfen.

Olstad war früher ein Herrensitz gewesen, und das Haus war von einem der vielen Majors von Soundso erbaut worden, welche in der guten alten Zeit, als das Land sowohl eine Armee als auch Kriege hatte, in ihren Militärdistrikten großartig residirten.

Das sah man auch an der ganzen Anlage, an den großen Bäumen und den bedeutenden Gartenanlagen. Das Haus war von Holz erbaut, sehr lang, zwei Stockwerke hoch, mit vielen geräumigen Zimmern und einem großen Vorsaal, zu welchem man vom Hofe aus durch einen ziemlich breiten, lang ausgebauten, bedeckten Vorbau gelangte, über welchem sich die Kronen zweier gewaltigen Eichen begegneten. Im oberen Stockwerk befanden sich die Gastzimmer, und nach dem Garten, dessen Bäume wie gesagt von früheren Jahrhunderten erzählten, ging eine herrliche Veranda. Daß die anfangs groß angelegten Blumenbeete nicht mehr ganz ihrer ursprünglichen Bestimmung entsprachen, daß die Gebüsche etwas verwahrlost und ziemlich verwachsen waren, daß endlich das Lusthaus in der äußersten Ecke verfallen schien und von seinen ursprünglichen Verzierungen und Farben keine Ahnung mehr aufkommen ließ, all dies, mochte dem sein, wie es wollte, mußte man auf Rechnung der vielen Beschäftigungen des Besitzers setzen; die großen Züge des Gartens waren jedoch gerettet, und der Rokokogeschmack war natürlich von weniger raffinirter Art. Zu dieser Ansicht gelangte man auch, wenn man in das Innere gelangte, wo die Zimmer durch wiederholte Restaurirungen vollständig von jedem Duft des Altertümlichen desinfizirt waren. Die hellen, geblümten, bedruckten Papiertapeten, die modernen eisernen Oefen, die krummbeinigen Möbel, alles sprach davon, daß es das Geld dieses Jahrhunderts war, das sich in diesen Räumen breit machte.

Fritz hatte diesem ländlichen Fest mit einer gewissen ästhetischen Neugierde entgegen gesehen. Er hatte erwartet, hier, von der Hauptstadt ziemlich weit entfernt, ein ländliches demokratisches Gleichheitsgepräge in seinen ursprünglichen Typen zusammengeführt zu sehen, aber was er zu sehen bekam, war eine Versammlung von städtisch gekleideten Männern und Frauen, deren Aeußeres er viel eher auf einen bestimmten Kreis aus dem städtischen Leben zurückführen konnte. In der heutigen Versammlung auf dem Berge hatte er Männer in Bauernkleidern und Frauen mit zerknitterten Kopfbedeckungen gesehen, an Vaagaards Tisch vermochte er sie nicht zu finden, und am wenigsten heute. Der Eintritt in dieses Haus bedingte sowohl für Herren wie für Damen eine Kleidung, die sich nicht von derjenigen der Stadtbewohner unterschied und nicht von persönlicher, harter Arbeit sprach. Man war an verschiedenen Stellen versammelt; manche befanden sich in den Zimmern, manche auf der Veranda und manche im Garten, denn das Wetter war ja so schön.

Man wurde einander vorgestellt, und die Fremden wurden gemustert, besonders die aus der Stadt. In der großen Stube standen Vaagaards drei Töchter Elvine, Gunda und Florine in einer Reihe aufgestellt, die man zu begrüßen hatte. Es war noch in der ersten verschämten halben Stunde, und sie brauchten mehr die Augen als den Mund und waren augenscheinlich für die Herren aus der Stadt sehr eingenommen. Vaagaards Frau, sowie deren Faktotum, die Mamsell Lystad, zeigten sich noch nicht, denn sie waren damit beschäftigt, die Gerichte auftragen zu lassen. Aber es waren noch andere Damen anwesend, einige Freundinnen der Töchter und ein paar Frauen von den Nachbarhöfen. Der

Student Bjerke von Norwegen, selbst der Sohn eines Hofbesitzers, beeilte sich, mit den Herren fertig zu werden, um sich den Damen anzuschließen, und er schien eine außerordentliche Routine in dieser Beziehung zu haben; seine ganze Person befand sich in einer gewissen nonchalanten, wenn auch nicht eigentlich graziösen Unruhe, die den Damen ein leibhaftiges Beispiel von der freien Ungezwungenheit eines städtischen Kavaliers geben sollte, und eine erkünstelte Lebhaftigkeit, die hin und wieder von einem entsprechend der Feierlichkeit der Situation von ihm modifizirten Lächeln im Kreise der Damen begleitet wurde, bewies, daß er im Besitze eines passenden und geschätzten Konversationstalentes sei.

Endlich zeigten sich Madame Vaagaard und Mamsell Lystad. Und Vaagaard, der ein praktischer Mann war, verkündete die erste Abfütterung, indem er seinem Sohn laut zurief: „Geh in den Garten hinaus, Agathon, und teile den Herren mit, daß wir jetzt einen Schnaps und ein Glas Bier trinken wollen."

Als man sich an dem mit verschiedenen warmen Gerichten bedeckten Tisch versammelt hatte, sagte Madame Vaagaard ziemlich laut zu ihrem Mann: „Du mußt den Herrschaften mitteilen, Christopher, daß dies nur —"

„Ja, ja, Mutter! — Hu, Mutter sagt — meine Frau möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß dies nur als Einleitung gilt, nachher kommt das Abendessen."

„Du meinst doch wohl das Mittagessen, Vater?" sagte Agathon, der mit großer Entschiedenheit darauf hielt, daß das Hauptessen als Mittag bezeichnet wurde.

„Ach, mein Gott, meinetwegen! Wir speisen dann Mittag zum Abend, meine Herren und Damen, und dann werden wir wohl das Abendessen zur Frühstückszeit einnehmen müssen."

„Hahaha!" ertönte es durch die Reihen. „Vaagaard ist nicht übel."

Aber Vaagaard hatte insofern unrecht, als an dem Tage, an welchem man sich auf Olstad befand, es unmöglich war, die Zeit der Mahlzeiten nach Analogie anderer Festtage zu berechnen, da dort ununterbrochen gegessen und getrunken wurde.

Jedenfalls hatten einige bereits mit dem Grogtrinken begonnen, während andere sich noch an den Speisen erquickten, und als dann die Nachzügler zum Grog gelangten, begann man aufs neue den Tisch zu decken.

Die Stimmung war sehr bald außerordentlich lebhaft geworden, und Vaagaard befand sich in seinem Elemente. Er sah aus wie ein Selfmademan; freilich war seine schwere Figur mehr fett als robust, und sein runder, grauhaariger Kopf mit den gestutzten Koteletten sah eigentlich etwas schlaff aus, aber dieser Eindruck verschwand, wenn man seine Augen gewahrte, die wirklich etwas zu erzählen hatten.

Seine Augen schimmerten ins Graue und waren mittelgroß mit kühnem Blick, der plötzlich zu einer milden Freundlichkeit übergehen konnte, wenn er wollte, aber sich auch in unbelauschten Augenblicken zu einer stechenden und lauernden Häßlichkeit verwandeln konnte. Der Blick war alles bei diesem Mann.

Selbst jetzt, wo Männer wie Hoel und andere anwesend waren, hörte man seine Stimme ziemlich laut wie die Stimme eines Mannes, der gewohnt ist, mit einer gewissen Aufmerksamkeit gehört zu werden.

Fritz, der sich für das Materielle nicht interessirte, hatte sich schon lange mit einem Teil der Leute aus der Umgebung über Politik unterhalten, und es schien ihm angemessen, zu einem leichteren Gegenstand überzugehen. Er suchte Bjerke, der sehr damit beschäftigt war, Vaagaard die Cour zu machen, auf und ließ sich von ihm zu den jüngeren Damen führen, wo sie offenbar mit Ungeduld erwartet worden waren, sofern man darauf aus der ungenirten Gradheit schließen konnte, womit die Damen plötzlich der Aufmerksamkeit seitens einiger Hofbesitzersöhne, welche sich gerade mit ihnen unterhielten, entsagten. Fritz war gewohnt, in Damengesellschaft den Preis zu erringen, aber hier mußte er doch vor Bjerke weichen; so war wenigstens sein erster Eindruck. Es war offenbar, daß die Damen sich mit Bjerke mehr auf eigenem Grund und Boden fühlten, während Fritz' geschliffenes Wesen sie trotz seiner ungenirten Gradheit in einiger Entfernung hielt, weshalb die verstoßenen Hofbesitzersöhne sich auch gern mit ihm einließen und dadurch wieder in den Kreis gelangten, während sie mit großer Eifersucht die Lorbeeren betrachteten, die Bjerke sich zu erwerben suchte.

Indessen war doch eine Dame darunter, die nach und nach aufzutauen schien; es war die jüngste Tochter des Hauses, Florine. Sie hatte Fritz bereits mit ihren klaren, spielenden Augen verfolgt, und als er nunmehr zufällig dazu kam, sich zumeist an sie zu wenden, begann sie Mut zu fassen. Er war außerordentlich nett anzusehen, aber im Grunde war er auch außerordentlich geradezu. Die Gemütlichkeit siegte jedoch vollständig, als Agathon zu ihnen kam.

„Na, Du hast wohl jetzt einen rechten Stadtkavalier bekommen, Elvine? Hüte Dich vor Bjerke, er ist ein Schelm. Er dreht seine Worte wie die Kurbel am Schleifstein — nicht wahr, Bjerke? Hast Du etwas dagegen einzuwenden, was?"

„Schweig doch und geh zu Alwilde! Da kannst Du ja Deine Worte drehen," sagte Elvine mit erkünstelter Verletztheit und spitziger Andeutung über das angebliche Liebesverhältnis ihres Bruders.

„Na, sieh nur einer an! Sie wird so rot wie die roteste Rose."

„Und die Rose ist die Königin der Blumen," sagte Bjerke mit einer flotten Verbeugung.

„Ja, ist es nicht so, wie ich sage? Bjerke vermag seine Worte zu drehen." Agathon war in ausgezeichneter Laune. „Aber das sage ich euch, ihr Mädchen, der hier ist noch schlimmer," und damit schlug er Fritz kameradschaftlich auf beide Schultern. „Du mußt Dich gegen Brandschaden versichern, Rina, denn Randel ist dafür bekannt, daß er die Herzen aller Damen in Brand setzt."

„Habe ich jemals so etwas gehört!" sagte Fritz scherzend ausweichend.

„Na, ist das nicht wahr, Bjerke? Ist es nicht so, wie ich sage?"

„Ja, es ist gerade so wahr, wie es gesagt ist — und dann brennen sie von innen aus lebendig ab und dann bleiben nur nasse Flecken von ihnen übrig."

„Sind Sie denn wirklich so häßlich?" sagte Florine, indem sie mit den Augen zu lächeln schien.

„Meinen Sie, daß es so häßlich sei, wenn das Herz einer Dame ein wenig in Brand gerät? Aber das gehört übrigens gar nicht zu meiner Erfahrung."

„O nein, ich meinte es gar nicht in dem Sinne, Herr Randel." Florine lächelte verlockend und war vollständig besiegt. Aber die jungen Hofbesitzersöhne begannen immer mehr nach Fritz hinzuschielen, je nachdem sein Sieg ihnen gewisser schien.

„Konnte ich es mir nicht gleich denken," hörten sie endlich Vaagaard in der Ferne rufen, „konnte ich es mir nicht denken, daß diese verdammten Mädel uns die Triumphe entreißen. Kommen Sie jetzt, meine Herren, der Tisch ist servirt, wie man sagt."

Florine fühlte sich stolz, als Fritz sich verbeugte und ihr seinen Arm mit einem Lächeln bot, das so viel, so unendlich viel sagen konnte. Ja, die Stadtherren sind so nett! Sie sorgte für seine Verpflegung und suchte ihm auch die besten Stücke heraus und versicherte ihm, daß der Wein vorzüglich sei. Agathon hätte ihn selbst in der Stadt gekauft und der Vater hätte gesagt, daß nichts gespart werden sollte. Und es war auch sicherlich nichts gespart worden.

„Hier, Hoel," sagte Vaagaard, „hievon mußt Du Dir ein Stück nehmen. Teuer, aber schön! Ja, für das Schwein hätte ich sicherlich auf allen Ausstellungen eine Prämie bekommen, wenn ich es hätte ausstellen wollen. Es war so fett, daß es wie ein neugeborenes Kätzchen die Augen zukniff, und als wir es geschlachtet aufhingen, bog es einen fünfzölligen Nagel um."

„Ich glaube fast, Du hast Deinen ganzen Bestand geschlachtet, Vaagaard. Das ist aber Uebermut, geradezu Uebermut."

„Ach, dummes Zeug, mein lieber Hoel! Wenn ich eine solche Ehre in meinem Hause habe — ja, aber es ist wahr, ich muß wohl an das Glas klopfen."

Es wurde getoastet und es wurde getrunken, viel und oft getrunken, beunruhigend viel für verschiedene, und darunter befand sich der liebe Agathon, der eifrig seine kindlichen Pflichten im Dienste des Wirtes erfüllte.

„Nun müssen wir wohl auch ein Glas zusammen trinken," sagte Vaagaard zu Fritz und Viig, die sich an dem Tisch, wo das Dessert stand, getroffen hatten. „Ich will Ihnen einen Madeira vorführen, der sich gewaschen hat. Teuer, aber schön! Kosten Sie ihn, sage ich. Also Wohlsein! Lange lebe die Freiheit und die Gerechtigkeit! Aber hört, meine lieben Freunde — es ist wahr, ich habe hier etwas aufgeschrieben!" Er zog ein Papier aus seinem Taschenbuch hervor. „Das, glaube ich, könnte für Norwegen sehr passend sein. Da, sehen Sie her. Ich habe es ‚Ein klein wenig Ordensstatistik' genannt, denn es ist ja geradezu wahnsinnig, wie es bei diesen Ordensverleihungen zugeht."

„Das ist ja die reine Thorheit mit diesen Orden," sagte Fritz gleichgiltig, indem er das Dessert tapfer angriff.

„Phub! — Nicht so ganz! Belohnungen für treue Dienste sind kräftige Lockmittel."

„Ganz recht, mein lieber Viig, akkurat so, wie ich es selbst gesagt habe. Ja, hören Sie nur! Es kommen vier Orden auf jeden Minister, drei auf jeden Hofmann, anderthalb auf jeden Militär und so weiter nach unten, wie Sie sehen werden, aber Sie werden weiter gewahren, daß ein Abgeordneter des Storthings nur ein viertel Orden hat! Ist das wohl verständig und gerechtfertigt? Alles mit den Orden ist Humbug, sage ich, geradezu Humbug."

„Geben Sie mir das Papier! Das ist ganz — phub! — phub!"

„Wo ist denn Randel?" rief Florine, die hinzutrat. „Jetzt müssen Sie kommen, Randel, es wird zum Tanz aufgespielt."

„Du darfst nicht so zudringlich sein, Rina," sagte Vaagaard abweisend, „denn es ist ja gar nicht gesagt, daß Randel sich aus solcher Thorheit etwas macht." Und er strich sich behaglich seine Koteletten vor Befriedigung darüber, daß er seinen Artikel über die Ordensstatistik in der Zeitung veröffentlicht sehen würde.

„Ich will sehr gern tanzen," sagte Randel, indem er Florine den Arm bot. Er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, von den beiden Herren loszukommen.

Drinnen im Saal tanzte man bereits, und die trockene, alte Mamsell Lystad saß mit steifem Rücken am Piano und spielte. Bei dem verstorbenen Distriktsverwalter war sie zu einer Maschine geworden, weil ihr angeborener Stolz sich in der

untergeordneten Stellung beugen mußte. Hier im Hause war sie ebenfalls eine Maschine geblieben, weil sie ihrer Abhängigkeit einen Stempel unnahbarer Ueberlegenheit gab, die sie bei dem Umgange mit dem Verwalter geerbt hatte. Und sie spielte selbstverständlich auch wie eine Maschine.

Alles tanzte flott, und Bjerke zeigte seine Kunst mit Elvine; Agathon tanzte schwerfällig und ziemlich unsicher mit Alwilde Surkeland, der Tochter des benachbarten reichen Hofbesitzers, mit der er, wie man behauptete, halb verlobt sein sollte. Es tanzten noch mehrere der Hofbesitzersöhne stolz und bedachtsam. Aber wenn Fritz bereits früher die Schüchternheit der Damen überwunden hatte, so gewann er jetzt einen großartigen und glänzenden Sieg, als er mit Florine tanzte. Man konnte nicht leugnen, daß er der König des Balles war. Selbst Bjerkes Ehrenkranz welkte. Und Fritz tanzte bald mit der einen, bald mit der andern, aber am meisten mit Florine.

„Ach nein, ich werde so warm, daß mir der Schweiß herabläuft," sagte sie, als sie bei einem Tanz ungewöhnlich lange ausgehalten hatten. „Ich denke, wir gehen in den Garten hinaus und verpusten uns ein wenig, dort ist es kühler."

„Ja, lassen Sie uns ein wenig frische Luft schöpfen," antwortete Fritz, der sich bereits ein wenig an ihre sonderbaren Ausdrücke gewöhnt hatte. Er hatte sich in den Tanz mit einem Gefühl der Befreiung geworfen, aber jetzt wollte er am liebsten wieder ein wenig zu Atem kommen und dem Tanz entrinnen.

Ach, es war so herrlich, in die erquickende Kühle hinaus zu kommen, und sie gingen die dunklen, breiten, von den Baumkronen überdeckten Gänge hinab, weit, weit hinab zum Garten und wieder hinauf zum Hause. Er führte ein Weib an seinem Arm; sie konnten ein Paar aus dem vorigen Jahrhundert sein; sie konnte ein zartes Schloßfräulein sein, das er entführen konnte; und draußen konnte die altertümliche Karosse stehen, welche sie davonführen konnte; es konnte Liebe, Furcht und Gefahr gelten; die Stimmen, die er draußen hörte, konnten die von Spähern sein — einen Augenblick träumte er so. Da redete sie ihn an, und die Bilder verschwanden; es war kein Schloßfräulein.

„Ja, Vater ist sehr reich," sagte sie im Laufe des Gesprächs, „aber Sie dürfen nicht sagen, daß ich Ihnen das gesagt habe, aber Mutter sagt, daß er mehrere Hunderttausende besitzt."

„Kronen?" fragte Fritz mit einem Lächeln, das sie glücklicherweise in dem Halbdunkel nicht sehen konnte.

„Pe — Speziesthaler meine ich. Jesus doch, wie Sie scherzhaft sind, Randel! — Und wir sind nur vier Kinder."

Er fühlte einen leichten Druck seines Armes und war wirklich ein wenig verlegen, wie er dieses Gespräch fortsetzen sollte, als sie ihm selbst zu Hilfe kam: „Lassen Sie uns hier herum gehen, dort kommen Elvine und Bjerke."

Es währte noch eine geraume Zeit, bis man mit dem Tanzen aufhörte, und als es geschah, war es nach bürgerlicher Zeitrechnung auch schon ziemlich gegen Morgen. Die Herren schienen jedoch noch keineswegs zum Aufbruch geneigt zu sein; sie versammelten sich drinnen neben dem großen Zimmer, wo sie sowohl Karten wie Grog vorfanden. Die Spielenden schlugen die Karten donnernd auf den Tisch und machten sehr laute und nahe gehende Bemerkungen gegen einander. Laut war man im allgemeinen. Agathon, der sich nun dem äußersten Stadium näherte, stand gerade, als Fritz eintrat, mit einem Glas Grog in der einen hoch erhobenen Hand da, während er mit dem andern Arm Bjerkes Nacken kräftig umschlungen hielt und sang: „Edite, bibite, collegiales, post multa saecula pocula nulla!"

„Wo hast Du diese lateinischen Verse her, Agathon?" fragte Bjerke, dessen zarte Gestalt noch wie in einem Schraubstock festsaß und sich krümmte, um los zu kommen.

„Ja, die habe ich von meinem alten Freunde Jens Ruslad gelernt. ‚Rilleri, rille rille rillera' — er sang ja immer lateinisch. Ich kann noch mehrere Verse, mein fetter Freund," sagte Agathon, indem er Bjerke noch fester an sich drückte und mit ihm anstieß.

Aber Fritz hörte diese Unterhaltung nicht länger an; er war auf ein Gespräch in der Ofenecke zwischen dem Redakteur Viig und dem alten Gabriel Surkeland aufmerksam geworden, denn es betraf ihn selbst, wie er vermeinte.

„Ja, es ist hier oben bei uns viel darüber gesprochen worden, daß Norwegen gegen die Religion schreibe."

„Phub! — Na, na, Herr Surkeland, wie ich Ihnen vorhin sagte, war es ja eigentlich nicht gegen die Religion, sondern es war nur ein wenig Kritik, bloße Kritik; und es wurde ja auch nicht weiter behandelt."

„Gott weiß, ob es klug ist, Religion in die Politik zu mischen — das schafft nur Unzufriedenheit — ja, nur Streit und Unzufriedenheit," sagte Surkeland mit ärgerlichem Nachdruck.

„Es war ja nicht auf politischem Gebiet, bester Herr Surkeland, sondern es betraf eine wissenschaftliche Frage — phub! — wissenschaftliche."

„Ja, aber wir müssen doch unsere Politik machen — die Politik ist es, worauf es ankommt. Wir müssen, zum Teufel, Christen sein, sonst verlieren wir all die Geweckten."

„Na, ja, ja, Herr Surkeland, wir werden ihn schon zurechtsetzen; er wird schon vorsichtiger werden."

Es kochte in Fritz, und er stand plötzlich vor ihnen.

„Nein, meine Herren, er wird nicht vorsichtiger werden. Wenn er Lust dazu hat, schreibt er gegen die Religion, und wenn er nicht Lust dazu hat, läßt er es bleiben; das kommt ganz auf mich an. Wir arbeiten ja für Freiheit; ist dem nicht so, meine Herren?"

„Ja, gewiß arbeiten wir für die Freiheit," sagte Surkeland überrascht und bestimmt, „aber —"

„Aber nicht für geistige Freiheit, meinen Sie? Wir sind ja ‚zum Teufel' Christen, hörte ich."

„Nun ja, ich fluche mitunter ein wenig —"

„Aber das bin ich nicht, Herr Surkeland, und ich behalte mir das Recht vor, meinen eigenen Glauben oder Unglauben zu haben, und ich behalte mir vor, meine Meinung zu verbreiten, so viel ich will. Es ist durchaus unwürdig, sich ‚Männer der Freiheit' zu nennen und dann dem Volke den Weg zur geistigen Freiheit und zur wahren Aufklärung zu verrammeln. Es ist jetzt gerade so wie im vorigen Jahrhundert, meine Herren; es müssen alle Fesseln gesprengt werden für den einfachen arbeitenden Mann, ehe die ganze Menschheit beginnen kann, sich zur geistigen Freiheit und Selbständigkeit hindurch zu arbeiten."

„Sie können sich meinetwegen hindurch arbeiten, wozu Sie wollen," erwiderte Surkeland zähe, „aber unsere Politik kommt in erster Linie, und die hat nichts mit der Religion zu thun."

„Nein, da haben Sie freilich recht," sagte Fritz spöttisch.

„Phub!" machte Viig und blinzelte Fritz warnend zu.

Fritz stand blaß und mit unheimlichem Blick da; er ärgerte sich darüber, daß er etwas hitzig geworden war, aber jetzt, da es geschehen war, wollte er ihm volles Maß verabreichen.

„Ja, ich habe meine Meinung gesagt," meinte Surkeland; „mir kann es einerlei sein, denn ich glaube das, wozu ich Lust habe, aber es geht nicht an, die Geweckten vor den Kopf zu stoßen." Er zog sich langsam zurück, zufrieden damit, sich aus dem Angriff heraus zu ziehen, den Fritz sichtlich beabsichtigte und der, wie er vermeinte, sehr unangenehm werden konnte.

„Lieber Randel, fassen Sie die Sache jetzt ruhig auf, seien Sie so liebenswürdig. Man muß — phub — man muß den Leuten etwas nach dem Munde reden, etwas vorsichtig."

„Ja, ich hörte wohl, daß Sie mich zurechtsetzen wollen."

Viig sah durch seine halbgeschlossenen Augen Fritz an. Dieser war gleichsam gewachsen; das Trotzige, Selbstbewußte, Herausfordernde, das er eine Zeit lang teilweise zurückgedrängt hatte, hatte sich jetzt in seinem kalten, stechenden Blick wie in einem Brennpunkt gesammelt, und etwas Konzentrirtes in seiner Haltung und seinem Gesichtsausdruck sprach von einer Entschlossenheit, mit der man vorsichtig umgehen mußte. Es kam Viig fast sonderbar vor, dieses blasse und feine Gesicht, diese nervengespannte Gestalt inmitten dieses Lärms, der ihn umgab, zu sehen.

„Sie können doch wohl begreifen, daß ich ihn beruhigen mußte, Randel," sagte er endlich. „Ich mußte ihm in der That — phub — ein wenig entgegenkommen. Und Sie haben keine Idee davon, wie schwer es ist, mit dieser Art von Leuten zu manövriren; sie sind für uns notwendig, und jeder von ihnen hat seine Schwächen. Können Sie sich zum Beispiel denken, daß etwa vor einer Stunde Baagaard selbst zu mir kam und verlangte, daß wir für die Einführung von Volksmedaillen für die Abgeordneten des Storthings und andere verdienstvolle Politiker, die auf die eine oder andere Weise die Politik des Volkes gefördert hätten, wirken sollten? Er sagte, bei Gott — phub — ja, jetzt glauben Sie wohl, daß ich lüge, aber es ist wahr — er hatte eine vollständige Zeichnung zu Medaillen in Gold und Silber bei sich; sie sollten am Rande gezackt sein, denn sonst würden sie den Schützenmedaillen und ähnlichen zu sehr gleichen. Na, was sagen Sie dazu? — Phub! — Das muß ich wohl als absonderliche Idee bezeichnen."

So erbittert Fritz auch war, er mußte lachen. „Er ist ja verrückt," sagte er, „er, der Ihnen kurz vorher die Statistik über die Orden gab."

„Verrückt! — Phub! — Bei weitem nicht! Die Medaillen setzt er schon durch, das werden Sie sehen, er ist ein energischer Mann."

„Versprachen Sie ihm das vielleicht?" fragte Fritz spöttisch.

„Durchaus nicht! Ich wies ihn an Hoel. — Aber lassen Sie mich nun sehen, daß Sie das nicht übel nehmen — das mit Surkeland —"

„Hier ist weder der Ort noch die Zeit dazu, um so etwas zu besprechen," sagte Fritz kurz und bestimmt.

„Ja, ja denn!"

An den Tischen ging es heiß her; aber niemand nahm es wahr, denn jeder war von der allgemeinen lärmenden Lustigkeit und seinen eigenen schwebenden Gedanken in Anspruch genommen. Die Kartenspieler donnerten stärker als zuvor auf den Tisch, wurden aber vollständig von Agathons Groggesellschaft noch übertönt, wo das starke Getränk bereits seine kräftige Wirkung zeigte. Bjerke war schon vollständig fertig; er saß in einer Sofaecke, den Kopf auf die Brust gebeugt, aber die anderen näherten sich stark dem-

selben Stadium. Die Gesichter glühten, die Lippen waren rot geschwollen und feucht, die Augen begannen glasartig starr zu werden, die Gläser schwankten in ihren Händen, und sie vermochten ihre weichen, zerkauten Cigarrenstummel, welche sie hin und wieder vergeblich anzuzünden versuchten, nicht mit neuen appetitlicheren Tabaksgenüssen zu vertauschen. Agathon selbst hielt sich noch am besten von ihnen; er war auch eine robuste Natur und konnte noch einigermaßen artikulirt den zweiten lateinischen Vers singen:

„Spasilater clericus
Ging hinaus in den grünen Wald,
Vidum spasilantum
Eine Jungfer schön und hold."

Fritz ging in den Saal, um sich aus der geistig und körperlich schädlichen Atmosphäre zu befreien. In dem Ecksofa saßen zwei der älteren Gäste und schliefen, und sonst waren nur noch ein paar andere Personen im Saal. Er sah auf die Uhr, es war bereits Morgen geworden. Könnte er sich nur auf sein Zimmer schleichen, aber er wußte nicht, wo es lag. Er verfluchte die Stunde, in welcher er sich entschlossen hatte, an diesem Feste teilzunehmen.

„Randel!" hörte er gedämpft, aber lebhaft von der Thür zum Vorzimmer rufen. Es war Florine, die die Thür geöffnet hatte, den Kopf hindurch steckte und rief: „Gute Nacht, Randel!"

Er ging zu ihr; sie hielt die Thür offen, blieb aber draußen, so daß er sich genötigt sah, zu ihr hinaus zu gehen. Da erst schloß sie die Thür. Es war fast ganz hell draußen von dem Morgengrauen.

„Ich konnte Ihnen nicht früher gute Nacht sagen, Randel ... Reisen Sie morgen? — O, Sie können ja noch einen Tag bleiben."

„Es ist leider unmöglich; ich muß morgen bestimmt wieder zur Stadt fahren."

„Das ist doch schade! — Können Sie nicht das Weihnachtsfest hier bei uns verbringen, Randel? Dann ist es hier amüsant, können Sie glauben."

„Das würde ich sehr gern thun, aber es ist ja noch viel zu früh, sich schon darüber zu entscheiden; es kann sich ja bis dahin viel in den Weg stellen."

„Sie ist doch des Teufels, wie zudringlich sie ist!" dachte er bei sich selbst. „Aber im Grunde genommen, ist sie ein lebhaftes, kleines Wesen."

„Ja, dann gute Nacht!" Sie lief zu einer der Seitenthüren, die vermutlich zum Schlafzimmer führte. Ehe sie die Thürklinke ergriff, wandte sie sich noch einmal um und warf ihm einen Kußfinger zu. Da machte er unwillkürlich ein paar Schritte auf sie zu, aber mit einer Bewegung hielt sie ihn zurück: „Pst, die anderen sind darin!"

„Aber thun Sie mir den einzigen Gefallen und sagen Sie mir, wo mein Zimmer ist."

Sie folgte ihm, um es ihm zu zeigen; es lag eine Treppe hoch. Dort ergriff sie seine Hand, um ihn durch das Halbdunkel des Korridors zu führen. Ihre Hand war klein und heiß, und er zog sie an sich; er küßte sie, küßte sie wiederholt — es war doch etwas Neues für den Augenblick, mit ihr zu plaudern, sie so nahe zu fühlen. Es war doch ein Weib, es war ein Herz, in Flammen gesetzt, es waren heiße Lippen, weiche Arme, spielende Worte, Blut gegen Blut, ein Weib fest in seinen Armen.

Als sie dann die Treppe hinablief, trat er in sein Zimmer, öffnete das Fenster und saß dort eine Weile in der frischen Morgenluft. Unten fuhren sie fort zu lärmen; Gott mochte wissen, wann sie aufhören würden. Agathon sang noch immer: „Edite, bibite, collegiales," und das Schlagen der Kartenspieler auf den Tisch tönte zu ihm empor.

Er dachte an die Vergangenheit und die Gegenwart, dachte an den Tanz heute abend und an den ersten Tanz, den er mit Klara With getanzt hatte. Er mußte unwillkürlich lächeln, aber es lag Bitterkeit darin.

„Es ist mit dir zurückgegangen, mein lieber Fritz. Von heute an müssen wir uns wieder aufrichten," sagte er zu sich selbst mit bestimmtem Entschluß, indem er sich in den hohen, weichen Federdaunen, die ihn umschlangen, über seine materielle Existenz Klarheit zu verschaffen suchte.

XXI.

Am Tage darauf war Fritz wieder in der Stadt.

Er lachte und ärgerte sich, wenn er an die Begebenheiten des gestrigen Tages zurückdachte, aber der Aerger und die Verstimmung gewannen die Oberhand, bis er zuletzt Ekel an all dem Erlebten fühlte. Wie weit er auch zurückblicken mochte und die Vergangenheit durchlief, gewahrte er nichts weiter als Jämmerlichkeit oben und Jämmerlichkeit unten. Hatte seine Phantasie ihm jemals einen Triumphwagen vorgespiegelt, auf welchem er als Sieger neue Zustände einführen würde, so war es ihm klar geworden, daß derselbe umgestürzt war. Ließe er sich wieder aufrichten? Er dachte mit einem gewissen Mißmut in dieser Stunde daran.

Sein Siegeswagen war übrigens nicht nur bildlich umgestürzt, es geschah auch in Wirklichkeit, als er zusammen mit der übrigen Gesellschaft am nächsten Tage von Olstad abfahren wollte und in der Eile allzu jäh um die Ecke nach der Eisenbahnstation fuhr. Jetzt lag er mit einem verrenkten Fuß auf seinem Sofa.

„Du bist noch gut davon gekommen," sagte der junge Arzt, Herman Rode, den er hatte rufen lassen. „Gebrauche fleißig das Bleiwasser und halte Dich ruhig, dann kannst Du in einigen Tagen wieder ausgehen."

Redakteur Viig saß an der andern Seite des Tisches und schnüffelte in seiner gewohnten Weise. Er war unter dem Vorwand gekommen, sich nach Fritz' Befinden erkundigen zu wollen, in Wirklichkeit aber, um ihn nach dem traurigen Zusammenstoß auf Olstad wieder in gute Laune zu versetzen. Er wollte eigentlich ungern eine Feder wie Fritz verlieren, und noch weniger mochte er ihn als Widersacher sehen. Die Leute können ja leicht in ihren Gesinnungen umschlagen, das hatte er oft genug erlebt. Sie waren in ihrem Gespräch von dem Arzte unterbrochen worden, aber da dieser keine Eile zu haben schien, mußte Viig sich entfernen.

„Ja, mein lieber Randel," sagte er, „ich kann nicht länger bei Ihnen bleiben. Sie werden doch wohl — phub! — ja, wir sprechen später noch darüber, wir werden die Sache schon klären, wenn Sie wieder ausgehen können."

„Nein, lassen Sie die Sache jetzt vollkommen klar zwischen uns sein," antwortete Fritz ruhig, aber in einem sehr bestimmten Ton. „Ich bin fest entschlossen, aus der Redaktion auszutreten."

„Was," sagte Rode, „Du willst Norwegen im Stich lassen?"

„Ja, haben Sie jemals so etwas Tolles gehört? — Phub! — Und es ist keine Spur von Ursache vorhanden. Eine geradezu kleine Unbedeutendheit, so etwas, was unter Journalisten täglich vorkommt."

„Das mag wohl sein! Aber was ich gesagt habe, das ist gesagt," meinte Fritz.

„Es ist doch nicht Ihr Ernst, daß Sie uns im Stich lassen wollen?"

„Es geschah meinetwegen, nicht Ihretwegen, daß ich in die Redaktion eintrat, und ich könnte ebenso gut sagen, daß Sie mich im Stiche gelassen haben. Sie wollten mich zurechtsetzen, und ich habe nicht Lust, mich zurechtsetzen zu lassen. Die Sache ist doch klar genug."

„O, seien Sie doch vernünftig! Sie kommen schon — phub! — Sie kommen schon wieder zur Vernunft," sagte Viig in dem scherzendsten, einschmeichelndsten Ton, dessen er fähig war.

„Ich habe niemals einen vernünftigeren Entschluß gefaßt, aber —"

„Aber —"

„Ja, es ist selbstverständlich, Viig, daß ich Sie nicht in Verlegenheit setzen will; ich werde alle laufenden Arbeiten besorgen, bis Sie jemand anders gefunden haben. Gehen Sie zu Jens Bull, er wird mehr als gern den Platz annehmen."

Viig begriff, daß es Ernst war, und er nahm seinen Hut und ging. Als er sich an der Thüre befand, blieb er plötzlich stehen und fragte: „Für welches Blatt werden Sie denn nun schreiben, Randel?"

„Für keins — wenigstens nicht als Mitarbeiter."

„Na, Gott sei Dank," dachte Viig, als er die Treppe hinunterging. Wenn Fritz sich ganz aus der Journalistik zurückzog, so konnte es ja ganz einerlei sein.

Herman Rode, der gerade sein letztes Examen gemacht hatte, gehörte zu dem Kreis, in welchem Fritz sich bewegt hatte, bevor er ins Ausland reiste. Aber erst nach seiner Rückkehr hatten sie sich einander näher angeschlossen, und Rode war nun derjenige, mit dem Fritz am meisten verkehrte. Rode war ein mittelhoher, untersetzter Mann mit dunklem Haar und Vollbart und einem Paar kleiner, grauer, tief liegender Augen; er verhielt sich gewöhnlich sehr ruhig und schien still und lauernd zu beobachten. Er war stets höflich, fast freundlich, aber es war Fritz' Aufmerksamkeit gewiß nicht entgangen, daß er ein wenig kalt und verschlossen war. Es war stets irgend etwas Verstecktes an ihm, ein Zufluchtsort, wo er seine innersten Absichten verbergen konnte. Vielleicht hatte Fritz gerade dies an ihm ebenso interessant gefunden, wie daß er große Intelligenz und Belesenheit besaß, so daß sie gegenseitig ihre Gedanken über die verschiedenen Materien austauschen konnten. Das Verborgene hat ja stets etwas Anziehendes, selbst wenn man nicht weiß, ob es gut oder böse ist, was sich dahinter verbirgt.

„Es muß wohl etwas besonders Wichtiges sein, das Dich veranlaßt, aus der Zeitung auszuscheiden?" fragte Rode, als Viig sich entfernt hatte.

„Ich kann sowohl ja als nein sagen. Die Veranlassung ist ziemlich unbedeutend, aber die Ursachen sind ebenso vielfältig wie entscheidend. Nimm dort Cigarren und setze Dich nieder; Du kannst mir wohl eine Stunde Gesellschaft leisten."

„Nun — und?" fragte Rode, indem er sich niedersetzte, und während Fritz sprach, blickte er auf seine Kniee, indem er sie mit den Händen glättete, so daß Fritz ihm nur hin und wieder in die Augen blicken konnte.

„Ich habe herausgefunden, daß die guten Leute alle gleich gut oder auch, richtiger gesagt, gleich schlecht sind," begann Fritz, „und ich kann nicht behaupten, daß der Kampf um das Dasein meinem Schönheitssinn gerade entspricht."

„Nicht eigentlich! — Aber hattest Du denn das gedacht?" fragte Rode mit einem Lächeln, ohne emporzusehen.

„Aufrichtig gesagt, hatte ich mir das ein wenig anders vorgestellt, als es ist. Ich hatte meine Ideale, wenn Du es so nennen willst; ich glaubte wirklich, daß eine größere geistige Sicherheit in dem angeborenen Freiheitsdrang des Volkes vorhanden wäre, und ich dachte mir, daß die Vernunft größere Macht habe, als ich zu sehen Gelegenheit hatte. Ich hätte nicht geglaubt, daß diejenigen, welche am meisten der Frei-

heit bedürfen, sich selbst derselben widersetzen, ja sogar ihr entgegen arbeiten."

„Das ist ja nichts anderes als die Erfahrung, die wir Aerzte machen," sagte Rode mit demselben Lächeln. „Die Leute glauben an Quacksalberei und schließen die Thür vor der wirklichen Arznei zu."

„Die Quacksalber, ja," fuhr Fritz lebhaft fort „Du nennst sie beim rechten Namen! Quacksalber, Anstatt darauf zu hören, was die einzige Grundlage für alle Freiheit ist, und all die niederdrückende und dumme Autoritätsherrschaft aus dem Wege zu räumen, welche sie daran hindert, Menschen zu werden, hören sie darauf, als spräche ein Feind zu ihnen oder, wenn es hoch kommt, ein sehr ungelegener Freund, den man zum Schweigen bringen muß. Ich glaubte an sie; ja, ich glaube noch an sie, aber auf eine ganz andere Weise. Daß ich von oben stark angegriffen werden würde, darauf war ich vorbereitet. Man duldet ja dort nicht den geringsten frischen Hauch in seinem erstickenden Dasein, und es würde lange Zeit dauern, bis die Unteren zum Verständnis kommen würden, das konnte jeder vorher wissen. Aber daß diejenigen, welche wirklich für eine freie Entwicklung kämpfen, die Dinge nicht besser verstehen, als daß sie geradezu vor der ganzen Wahrheit bange sind — das war unerwartet — und das that mir weh."

Rode sah auf. Es lag etwas Weiches und Wehmutiges in Fritz' Ton, was wirklich mehr der Betrübnis, der Enttäuschung als der Erbitterung darüber, Unrecht erlitten zu haben, ähnlich sah.

„Auch sie kämpfen durchaus nicht für etwas anderes als ihren eigenen Einfluß und ihre eigene Macht," sagte Rode trocken.

„Kann schon sein. Allein ich sehe es etwas anders an; ich würde eher sagen, daß sie nichts anderes als die allernächsten Forderungen sehen oder vielleicht sehen, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, geistige Freiheit zu schaffen. Ich glaube an sie, aber ganz anders als früher, das will sagen, ich glaube an die große unbearbeitete Masse. Aus dieser kann einst mit der Zeit etwas werden. All das andere ist voll von Verderbnis, Aberglauben, Gewohnheit; es ist ein ganz kolossales Gebäude als Gefängnis der Menschheit aufgeführt und zwar erweitert und angepaßt worden durch die Jahrhunderte — aber immerhin ein Gefängnis! Eine großartige Mausefalle, in der die armen Tiere bleiben und leben, sich vermehren und sterben müssen. Und das muß von innen niedergerissen und abgebrochen werden. Dann mögen die Großen des Aberglaubens es von außen stützen, sie werden von den stürzenden Mauern zerdrückt werden, und die Gefangenen werden in Luft und Sonne hinaus gelangen."

„Weshalb willst Du Dir eigentlich so viel Mühe mit all diesen Dingen machen?" sagte Rode, indem er mit halb geschlossenen Augen vor sich hinblickte. „Die Menschen werden stets Vorurteile haben, sie werden stets an etwas Uebernatürliches glauben. Die ersten Götter waren sicherlich der Sturm und der Blitz. Laß uns das Bestmögliche aus dem, was uns selbst angeht, machen. Oder hast Du Deine Meinung über diese Dinge geändert?"

„Nein, am allerwenigsten jetzt, aber zu meinem Lebensgenuß gehört es nun einmal, meine Stimmungen zu befriedigen."

„Es gibt nicht mehr als zwei echte und ursprüngliche Stimmungen," sagte Rode, „und diese sind Befriedigung durch Wohlergehen und Befriedigung durch Liebe. Das sind die Grundelemente, auf die wir alle unsere Stimmungen zurückführen können. Die Schutzheiligen und die sich kasteienden Magdalenen und entsagenden Tugendhelden und -heldinnen, die bedeuten alle nur eine Art Wohlergehen, das sich zur Karikatur gestaltet hat, das ist ‚grausame Wollust', wie der Dichter sagt."

Fritz lachte. „O ja, im Grunde thun wir nichts, wenn es uns nicht befriedigt, aber meine Befriedigung wird es nun sein, all das alte Gerümpel niederzureißen, soweit ich es zu erreichen vermag."

„Was willst Du an dessen Stelle setzen? Die Gesellschaft wird stets ebenso schlecht bleiben, der Kampf um das Dasein und das Wohlergehen wird stets gleich brutal bleiben."

„In gewisser Weise ja, aber es geht doch in manchen Richtungen vorwärts. Die Geistestyrannei nimmt von Jahrhundert zu Jahrhundert ab, aber das ist durch Revolutionen hervorgerufen worden. Man darf das Revolutionäre nicht scheuen, man muß die geistige Leibeigenschaft stürzen und das geistige Eigentum verteilen. Das würde den Kampf weniger brutal machen."

„Aber wenn Du Dich nun mit Deiner Partei überworfen hast und Dich früher von der anderen trenntest, wohin willst Du Dich dann wenden?"

„Ich bleibe unabhängig."

„Aber Du hast ja keine Zeitung mehr, in der Du schreiben kannst."

„Ich schreibe doch und schreibe für andere wie früher. Ich wollte von unten anfangen, jetzt beginne ich von oben. Das Ziel ist dasselbe, aber mit anderen Mitteln, und da unten werden sie meiner bald wieder bedürfen. Das sagte ich auch zu Viig: ‚Dort unten haben Sie Ihre schlimmsten und zähesten Feinde in denjenigen, welche ich bekämpfe.'"

Fritz sprach sich mit mehr Glauben und Vertrauen aus, als er im Grunde besaß, und was er unternehmen wollte, stand eigentlich noch gar nicht klar vor ihm. Aber er schämte sich, anzuerkennen, daß er unterlegen sei, obgleich er in Wirklichkeit ein krankhaftes Gefühl hatte, daß seine Arbeit vergebens

und sein Streben unnütz war. Er war erzürnt über die ganze Staatsgesellschaft, über deren Machtbegehr nach oben und nach unten und im Staat und in der Kirche, über die Heuchelei in der Lauheit und den trägen Aberglauben, über die Roheit, über die Unselbständigkeit, über die Furcht, über alles. Und dieses von der Ringmauer der Frömmigkeit umgebene heuchlerische Babylon, wo man allen Leidenschaften roh und massiv und in unschöner Verborgenheit huldigte, warf den Stein auf dieselben Leidenschaften, wenn sie, wie bei uns, sich in freier Schönheit entfalteten!

Sein nächster Gedanke war, daß alles dies gerächt und gestraft werden müßte; sie sollten sich einst selbst als entschleierte Gespenster zum Gelächter und Hohn umherwandeln sehen.

Aber auf welche Weise er die Sache angreifen wollte, das wußte er noch nicht. Vielleicht behielt schließlich Rode recht, daß er dem allen entsagen müßte.

Eines Tages begegnete er Professor Barth. Am liebsten wäre er dieser Begegnung und einer Unterhaltung mit ihm ausgewichen, aber das ließ sich nicht ohne offenbare Unhöflichkeit thun, da Barth geradezu auf ihn zukam. Es kam Fritz so vor, als ob das Wesen des Professors, das ihm einst so gesammelt, geschlossen und eisenfest erschienen war, nunmehr den Stempel einer trockenen und zudringlichen Arroganz zu tragen begann, gleichsam als ob er allein und kein anderer mit der wahren Weltweisheit bekannt sei.

„Sie haben ja Ihre Stellung bei Norwegen aufgegeben," sagte Barth, „und ich gratulire herzlich dazu. Es ist mir niemals richtig vorgekommen, daß Sie dort thätig waren. Sie besitzen andere und viel bessere Talente, als in dem täglichen Zank und Streit in einem solchen Blatt zu enden."

Fritz fühlte sehr wohl, daß wirkliches Wohlwollen hinter diesen Worten lag, aber das ärgerte ihn gerade, es hörte sich geradezu wie ein Vorwurf an. „Ich fand, daß es nicht recht für mich paßte; die Arbeit ist aufreibend und erfordert gar zu viele Rücksichten," sagte er. Näher gingen sie nicht auf die Sache ein, denn Barth schien viel von der wahren Ursache zu ahnen, und er hielt es für indiskret, darnach zu fragen. Sie berührten dann sofort ganz andere, gleichgiltige Themata, aber als sie sich trennten, sagte Barth: „Sie sehen nun doch, mein lieber Randel, daß es besser gewesen wäre, wenn Sie meinem Rat gefolgt wären, sich nicht so tief mit der Hoelschen Clique einzulassen."

„Ich will darüber nicht mit Ihnen disputiren, Herr Professor," antwortete Fritz ein wenig kalt, „aber es kommt mir doch vor, als ob jetzt ein Strich dadurch gemacht ist."

„Von einer Wunde bleibt immer eine Narbe zurück, die uns an die Vergangenheit erinnert," sagte Barth, indem er sich entfernte.

Es geht manchen so, daß sie von ihren offenen Gegnern scharfe Hiebe erdulden, während sie eine milde Andeutung von denen, die es wirklich gut mit ihnen meinen, nicht ertragen. Mit Fritz war dies jedenfalls so Professor Barth gegenüber. Er bewahrte eine gekränkte Bitterkeit in der Erinnerung daran, daß dieser ihm vorgeworfen hatte, sich der Lehre des reinen Materialismus angeschlossen und Gott abgesetzt zu haben; er hatte sich mehr als einmal dieser Warnung erinnert, sich nicht an Hoels politische Partei zu binden, sondern lieber unabhängig zu bleiben. Barth erinnerte jetzt auch in einem sehr unglücklichen Augenblick daran; denn Fritz war in seiner erregten Unzufriedenheit mit sich selbst und anderen jetzt weniger als je dazu aufgelegt, einen solchen Stachel zu ertragen, daß jemand, der alle Vorbedingungen besaß, um richtige Schlüsse ziehen zu können, seine Gefühle durchschaute, die er selbst nicht einmal anzuerkennen wünschte. Kein Wunder also, daß er sich in die Lippen biß und Barth sozusagen auf seine schwarze Tafel schrieb.

Man durfte es nicht wagen, sich ihm mit einer demütigenden Schulmeistergüte zu nähern. Er hatte kein Verlangen nach solchem Wohlwollen.

Aber es sei wohl am besten für ihn, sich eine Zeit lang zurück zu ziehen; noch stand so viel vom Sommer aus, daß er einen Ort aufsuchen konnte, wo er nicht nötig hatte, sich über seine Umgebung zu ärgern. Er logirte sich in einem ziemlich weit hinaus an der Ostseite des Fjordes gelegenen Ort ein, wo er sein ganz von dem Treiben der Menschen getrennt war, denn hinter dem kleinen Stückchen Erde, wo der Schiffer sein Haus hatte, stieg der Bergabhang jäh empor, und man mußte ein großes Stück am Strande entlang gehen, um auf den Gemeindeweg zu gelangen.

Er nahm sein Halbdecksboot mit sich hinaus, und wenn er nicht segelte, wollte er fischen, und wenn er nicht fischte, wollte er nichts thun. Nicht einmal ein Buch nahm er mit, nicht eine Zeitung ließ er sich hinaussenden und nicht einen Menschen hatte er zum Umgang außer der tüchtigen, bescheidenen Frau des Jachtschiffers und deren Kindern sowie den Fischer Hans, der in der Nähe wohnte und den er zu seinen Fischzügen mitnahm. Leute aus der Umgegend zeigten sich niemals, die Dampfschiffe gingen so rücksichtsvoll mitten im Fjord vorüber, daß man ein Fernrohr haben mußte, um Leute an Bord zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Marc Lefort.

(Le coup de tampon.)

Von

François Coppée.

Schon fünfzehn Jahre führte Marc Lefort das Dampfroß.
Wenn auch gekannt als pünktlich, tüchtig und genau,
Galt dennoch er für einen unruhvollen Kopf,
Der rote Blätter hielt, sie las und ihnen glaubte.
Jedoch im letzten Jahr — wie es schon öfters kommt —
Verwitwet und gelangweilt, ward er schließlich Trinker.
O, keine Sittenpredigt! Läßt das rauhe Handwerk doch
Den Mann sich nicht mit einem halben Glas bescheiden.
Ich möchte euch auf der Maschine sehn. Ihr habt
Der Flamme zugekehrt stets das Gesicht, doch läuft
Gar oft die Kälte fröstelnd euch herab den Rücken.
Versieht den Dienst des Nachts im ärgsten Hundewetter,
Die Därme durchgeschüttelt auf dem Eisenboden.
Dies alles macht zum Schluß euch einen schurk'schen Durst,
Und statt des Schoppens trinkt man gerne einen Liter.
Dem Mann der Arbeit wachsen keine edlen Reben,
Zum Branntwein greift er dann und ist gar bald dem Trunk
— Der arme Tropf — für alle Zeiten nun verfallen.
Auch Marc trank gern; doch einer jener rüst'gen Burschen,
Bei denen man es wohl so leichtlich nicht erkennt,
Wenn sie einmal dem Glas zu fleißig zugesprochen,
Kam er — die Nacht durchschwärmt — doch pünktlich in den Dienst.
Mit Nachsicht hatte man sein Laster übersehn,
Das nicht so arg und nur zum Spotte Anlaß bot.
Doch, wie gesagt, er galt für einen schlimmen Geist;
Man wußte es, daß Marc Lefort politisirte,
Die Klubs besuchte, Blätter las und Reden hielt.
— „Ein schmutz'ges Krämervolk" nannt' „die Gesellschaft" er. —
Und wenn man ihm trotz allem nicht die Thüre wies,
Geschah es nur in Rücksicht der Vergangenheit.
Das Unglück brach herein, als nun sein Weib ihm starb.
Wenn Marc Lefort vom schönen Zukunftsstaat sanft träumte,
Wies Zoë ihn mit derbem Spott zurecht, indem
Sie lachend frug, ob wohl in diesem seinem Staate
Ein Mann wie Rothschild dann die Straßen pflastern würde.
Drauf abgekühlt, entzündet Marc Lefort ein Streichholz
Und schließt sich gleichfalls lachend diesen Zweifeln an.
Verwitwet nun und einsam lebend, Kurzweil nur
Am Stammtisch in der Schenke suchend, wurden ihm
Verbitterung und Trunk zum Schluß verhängnisvoll.

Er flucht dem Kapital, verwünscht die Brotherrn, die
Auf weichem Pfühl in gut durchwärmten Räumen schnarchen,
Wenn ihn der Dienst der Ruhe und des Schlafs beraubt.
Als Marc Lefort, erhitzt von Zorn und Trunkenheit,
In einem Klub von Anarchisten Reden hielt
Und schließlich — populär geworden — seinen Namen
Dem Aufruf des geheimen Bundes unterschrieb,
Ward eines Tages er zu seinem Chef beschieden.
Der alte Graukopf, tadellos, wie stets, gekleidet,
Das Ordensband im Knopfloch, blickt sich auf die Nägel
Und spricht, indem er seine Stirn in ernste Falten zieht:
„Lefort, hört zu! Ihr seid schon lange uns verdächtig!
Zu oft schon habt die Nachsicht sträflich Ihr mißbraucht,
Die wir Euch angedeihen ließen lange Zeit.
Ihr trinkt!“ — „Ich glaube doch ...“ — „Genug, seht dieses Blatt!
Ist's wahr, daß Ihr mit Eurem Namen es gefertigt?“ —
„Ja wohl, ich that's,“ spricht Marc Lefort und hebt den Kopf.
„Das ist wohl kühn und schlimm genug für Euch. Heut nachts
Führt Ihr zum letztenmal den Schnellzug von Calais,
Und wenn Ihr wiederkehrt, empfanget Euren Lohn:
Entlassen seid Ihr Eures Dienstes. Ihr könnt gehn!“
Das war wohl in der That ein kalter Wasserstrahl.
Mit einem Fluche auf den Lippen ging Lefort,
Warf dröhnend hinter sich die Thür ins Schloß.
Von Wärme und vom Dämmerlicht durchflutet, lag
Die breite Straße friedlich still und heiter da.
Der Schul' entströmte eine lust'ge Schar von Knaben,
Und durch die Gassen zogen Händler ihre Karren,
Die Luft erfüllte Wohlgeruch des Grüns, der Früchte,
Im Abendrot lustwandelten die Liebespärchen.
Die Faust geballt, wie ziellos, irrte Marc umher:
„Weil offen er sein Wort als Mann vertrat, entlassen!
Weil seine Meinung er mit seinem Namen deckte,
Entlassen eben dieser seiner Meinung wegen
In ihrer ‚freien‘ Republik verkaufter Sklaven,
Wo einem Hunde gleich behandelt wird das Volk.
Man darf nicht Bürger sein, darf keine Ansicht haben,
Geschweige denn, sie jemals laut zu äußern wagen.
Wenn du nicht Hungers sterben willst, so schweige, dulde!
Das Kaisertum bracht's wahrlich ärger nicht mit sich.
O Elend, das so tausendfach in Form und Maß!
Die blutige Chemie der Russen ist doch Wahrheit.
Den Kessel dieser Bourgeois entzwei zu sprengen,
Nehmt Dynamit und sprengt die Bande in die Luft,
Sei's auch auf die Gefahr, mit ihnen dann zu springen.“
Mit trock'ner Kehle tritt er ein in eine Schenke
Und leert in raschen, durst'gen Zügen drei Absinths:
„Die Klagen können doch nicht völlig grundlos sein,
Auch grundlos nicht des blassen Mannes droh'nde Augen.
O, denket endlich an das arme Volk, ihr Reichen!
Es schaffet alles euch, und selber hat es nichts!
Für Notdurft, Ueberfluß und eure vielen Laster.
Ihr Schößlinge des Glückes bringet endlich Opfer.
Noch ist es Zeit, doch, glaube ich, die höchste Zeit!
O gebet frei den Eintritt doch der Lieb' und Milde
Ein wenig nur in eueren Gesetzen, daß
Dem Elend nicht so leicht wie jetzt das Hassen werde.
Zu viele Leute gibt es ohne Obdach schon,
Zu viele Mädchen, die, kaum sechzehn Jahre alt,
Scheu in den Straßen mit dem Ellenbogen

Den Buhlen suchen, der den Hunger ihnen stillt.
Zu viele Kinder sind gar früh schon Vagabunden
Mit leerem Magen, trübem Aug' und fahlem Antlitz.
Zu viele Greise müssen um Almosen bitten,
Nachdem sie dreißig Jahr' und mehr in harter Arbeit
Beim Amboß oder bei der Hobelbank gestanden;
Dein weiches Bett von Eiderdunen, Sybarite,
Wenn es ein Fältchen macht, so greinst du wohl!
Wie vielen Leuten wölbt kein Dach sich überm Haupt,
Um ruhig unter ihm zu leben und zu schlafen.
Wie teuer ist nicht schon das Brot: das Pfund vier Sous;
Gourmand, hör zu, der du Melonen essen kannst,
Wenn hoher Schnee die Felder rings umher bedeckt.
Drum rat' ich euch, verweg'ne Spieler, habet acht!
Der Kunstbau euerer Gesetze wird schon rissig,
Es droht der Einsturz ihm, da Grund und Mauern wanken.
Du reicher Erbe irgend eines Anverwandten,
Was sagtest du zu einer kleinen Diskussion
Vom Erbrecht und den Erbgesetzen? An die Erde,
Ihr Pompejaner, leget euer lauschend Ohr!
Fühlt ihr, wie heiß sie ist, hört ihr das dumpfe Grollen?
Der alte Boden der Gesellschaft, der so karg
An Ernten schon geworden ist, erglühet jetzt,
Betretet ihr ihn, gleich der Schwefelquelle.
In euren tiefen Kissen, schlafet ja nicht ein!
Die Erde drohet zu erbeben; näher rückt
Und immer näher rückt der ernste Augenblick."

Um zehn Uhr fünfzig ging der Schnellzug ab.
Vom Trunk den Sinn umflort, doch graden Schritts
Langt unser Marc Lefort am Bahnhof pünktlich an.
Zum letztenmale also soll er heute führen
Die tief von ihm gehaßten reichen Bourgeois.
Das sind die Rechten, die den Luxuszug benützen.
Auf die Maschine steigt nun Marc Lefort,
Setzt seine Mütze auf und wirft den Mantel um,
Heißt seinen Heizer Kohlen werfen in die Glut,
Und waltet ruhig seines Amts mit sichrer Hand.
Hat man auch heut ein wenig tief ins Glas geschaut,
So stellt man dennoch seinen Mann. Nicht wahr?
Der Blitzzug hier, er kennet Marc Lefort gar gut;
In langen Jahren hat sich's nicht ereignet, daß
Im Irrtum Marc Lefort Signale je verkannt
Und irgend einen Unfall mit verschuldet hätte.
Sein Arbeitsbuch weist tadellose Führung auf —
Die Hunde haben dennoch ihn davon gejagt.
Wie tödlich haßt er sie! — Zur Abfahrt stehet nun
Der Zug bereit, und Marc Lefort kann sehn, wie dort,
Umringt von einer großen Schar von Leuten,
Die mit gekrümmten Rücken und gezognen Hüten
Dem mächt'gen Manne das Geleit gegeben haben,
Ein Staatsminister in den stolzen sleeping steigt.
Verladen ist schon das Gepäck und laut ertönen
Der Schaffner Rufe, die zur Abfahrt drängen: „Fertig!"
Am Bahnsteg, hell erleuchtet von den Bogenlampen,
Eilt atemlos ein letzter Reisender herbei.
„Die reichen Herrn der ‚Ersten' werden sicher schlafen,"
Denkt Marc Lefort mit einem bösen Blick;
„Wie würde sie ein Stoß aus ihrer Ruhe wecken!"
Doch lächerlich! Wenn er den Regulator führt,
Sind zu befürchten weder Unfall noch Gefahr.

Zu glücklich in der That sind diese reichen Leute!
Indes, wenn man einmal die Absicht hätte??!
Ein scharfer Pfiff ertönt, und vorwärts geht es nun.
Das schwarze Ungetüm kommt langsam in Bewegung.
Zwei stahlgeformte große Kurbelstangen lassen,
Mit kurzen Stößen anfangs, gleich dem Pendelticken,
Dann schneller, schneller noch und immer, immer schneller,
Die mächt'gen Räder rollen, laufen, hasten, jagen,
Sich überstürzend dann und das Gebiet verschlingend;
Verdreifacht hat zum Schluß das Gleichmaß sich des Laufes.
Vorbei an Güterzügen, die beladen sind
Mit brüll'nden Ochsen für das hungrige Paris,
Vorbei an Mauern, Ladeplätzen, Magazinen;
Nun folgt im Flug ein dichtes Netz von Schienen,
Man sieht zerstreut Signallaternen ohne Zahl.
Zuletzt auch ein Tunnel, des großen Walles Querschnitt;
Es bleibt das Weichbild bald zurück in tiefem Schatten.
Die Luft ist klar, die Nacht ist mild und tiefblau wölbt
Der Horizont sich weithin über freies Feld.
Das Riesenlicht an der Maschine vorn beleuchtet
Den wilden Mohn, der zwischen braunen Steinen sprießt.
Mit sonderbarem Ausdruck in den Zügen blickt
Der blasse, runde Mond so still und ernst vom Himmel;
Und unaufhaltsam geht es über Höh'n und Thäler
Mit rasender Geschwindigkeit. Obwohl im Zorn,
Und ob er gleich vorher zu viel getrunken hat,
Ist ganz bei seinem Dienst der Führer der Maschine.
O alte Welt, so ungerecht, so hoffnungslos,
Sieh hier, Vielfältige, ein Abbild deiner selbst!
Gewohnheit ist's, die auch den müden Mann der Arbeit
Den Dienst versehen läßt mit steter Pünktlichkeit.
In schwindelhaftem Laufe rollt der Zug dahin,
Die glühnde Wolke sengt des Abendfalters Flügel.
Durchs runde Fenster blickt jetzt ruhig Marc Lefort,
Berührt von Zeit zu Zeit die heißen Kupferplatten,
Dem Held vergleichbar, der ein Ungetüm bezähmt.
Ein großer Bahnhof ist in Sicht und bald erblickt
Lefort, erleuchtet hell, ein Netz von Schienen, die,
Indem sie kreuzen, in und aus einander laufen.
Ein kurzer Pfiff und ungehindert geht es fort,
Denn freie Bahn muß überall dem Blitzzug werden.
Da plötzlich fährt der unerschrockne Marc empor.
Entsetzen faßt ihn, krampft sein Herz zusammen:
Dies glühnde Auge dort, das er jetzt wachsen sieht,
Und dieser Rauchfang, der allmälich größer wird —
Es ist ein Zug — beim Himmel! der entgegenkommt.
„Wer kann, der rette sich," so rufet stieren Blicks
Der Heizer und springt ab von der Maschine.
In wenigen Sekunden muß der Stoß erfolgen.
Der Zufall ist's, der furchtbar dir die Frage stellt;
Gib Antwort ihm nun, Marc Lefort, gib Antwort ihm!
Hier ist ja die Gelegenheit, so heiß ersehnt,
Mit den gehaßten Reichen in die Luft zu springen.
Befried'ge deine Lust! ja mehr, du kannst sogar
Dein Leben noch erretten; folge dem Genossen,
Bist du nicht flink? Laß ruhig alle Skrupel fahren.
Du wirst doch etwa treu nicht auf dem Posten bleiben?
Gewissen, Pflicht und Ehre sind ja lauter Phrasen.
Du hassest diese stolzen Bourgeois, nun gut,
So mögen jetzt die Elenden zu Grunde gehn!

Doch du, o rette deine Haut, nur rasch, nur rasch!
Denn allzu schnelle eilt der grause Tod herbei.
Die Zeit ist kurz, nur wenige Sekunden noch!
Schnell wie der Blitz durchfährt der Wunsch Leforts Gehirn.
O welch ein Stoß! In heft'gem Aufeinanderprall
Mit Riesenkräften in die Luft empor gehoben,
Zersplittern die Waggons mit unheilvollem Krachen.
Erschreckend ist der Kampf der zwei Maschinen, die,
Indem sie Dampf und Feuer, siedend Wasser spein,
Vergleichbar mit zwei riesenhaften eh'rnen Kämpen,
Einander zischend, brüllend in den Leib sich bohren.
Die Reisenden sind schleunigst den Waggons entsprungen
Und irren, Hilfe suchend, schreckensbleich umher.
Der Bahnhof, der so nah, kommt eilend in Bewegung.
Zu Hilfe! hierher! Endlich bringt man Licht.
Nachdem man sich vom ersten Schrecken rasch erholt,
Stürmt man zu den Waggons und bald stellt sich's heraus,
Daß diesmal Furcht zum Glück das Unheil übertraf.
Nur zwei Verwundete. Getötet wurde niemand?
Ein einz'ger! Der beklagenswerte, arme Mann!
Es liegt in seinem Blute dort der mut'ge Führer
Des Schnellzugs auf den Trümmern der Maschine: tot,
Verbrannt, verstümmelt; gleich dem Heizer hätte er
Durch feige Flucht sein eignes Leben retten können.
Doch treu und furchtlos blieb Lefort auf seinem Posten,
Als Opfer seiner Pflicht und Märtyrer des Dienstes.
Indem er rasch den Dampf zum Stillstand hat gebracht,
Ist hundertfaches Unheil wohl verhütet worden.
Bedauernd Murmeln nennt den armen Toten brav.
Doch da das Glück nur wenig Zeit für Mitleid hat,
Deckt man den Leichnam rasch mit einem Mantel zu:
Den Damen schaudert es vor diesem Schreckensanblick.
Und niemand ahnet es, was sich, eh' er verschied,
Im Innern dieses armen Mannes abgespielt;
Daß dieser Held so nahe dem Verbrechen war,
Bis ein Instinkt des Edelmuts den Haß besiegt,
Auf daß die Bestie im Menschen unterlag,
Und Marc Lefort, der trotz'ge, finst're Anarchist,
Sein Leben ruhig hingab für die Bourgeois.

Rückfälle.

Von

August Strindberg.

Der Mittsommertag des Jahres 1884 lag strahlend klar über dem Genfer See, und die Sonne schien heiß auf die Anhöhen von Ouchy und Lausanne. Paul Petrowitsch, Rosenzüchter in Ouchy, zog mühsam einen kleinen, mit Rosen, Salatköpfen und Kronartischocken beladenen Handwagen die Avenue de la Gare hinauf, um sich nach Lausanne auf den Markt zu begeben. Der Schweiß perlte von seiner Stirne herab und wäre in die kleinen, treuen Augen geronnen, hätten nicht die buschigen Augenbrauen wie Dämme davor gesessen; doch von den Schläfen stürzten die Schweißtropfen über den hellroten Bart hinab, der die halbe Gesichtsfläche bedeckte. Die Rosen fingen an, infolge der Sonne zu welken, und der Salat kniff seine nervigen Blätter zusammen, um sich vor Sonnenstich zu schützen. Paul blieb stehen, zog seine blaue Bluse aus und legte sie vorsichtig über seine Fuhre, trocknete seine Stirn und zog weiter.

Auf der Avenue du Théâtre brannte die Sonne beinahe noch schärfer. Hier blieb er wiederum stehen und warf einen langen Blick über den Genfer See, ließ sich in Gedanken die heiße Stirn von den letzten Schneewehen auf dem Dent d'Oche kühlen und atmete tief, als ob er an der frischen Luft sich kräftigen wolle, bevor er in die für ihn immer so stickige Stadtluft kam. Als er so mit der Mütze in der Hand dastand, ging eine Dame mit einem jungen Herrn vorüber.

„Sieh, da steht der Russe," sagte sie; und der Herr blieb stehen, um Paul anzusehen.

„Der sieht einmal sonderbar aus," meinte der junge Herr.

Und Pauls Gesicht sah wirklich eigentümlich aus, als er sich von den Fremden beobachtet sah. Es zog sich zusammen wie ein Krautblatt, wenn man den Schaft abgebrochen hat und an den entblößten Blattnerven zieht, wie es Kinder im Spiele zu thun pflegen. Es war nicht eine einseitige Zusammenziehung wie beim Tic, sondern es schien, als ob alle Nerven des Gesichts mit einer galvanischen Batterie in Verbindung stünden. Paul fühlte es, setzte seine Mütze auf und zog weiter, zog über Place Saint-François, die Rue Saint-François hinab, die heute am Markttage für Fuhrwerk gesperrt und von Grünkramhändlerinnen eingefaßt war, welche am Rande des Trottoirs saßen. Als diese Paul mit seinem Wagen erblickten, wollten sie ihm den Weg versperren, aber Paul erklärte, er sei kein Lasttier, trotzdem er so aussähe, und er wäre berechtigt, hindurch zu fahren. Die Weiber riefen einen Polizisten herbei. Dieser machte aus freier Hand eine Gesetzesauslegung zu Pauls Nachteil, so daß er mit seiner Karre wieder die Anhöhe hinauf ziehen und seinen Weg über die Place Saint-François und an der Post vorüber die Descente de Pepinet hinab nehmen mußte. Paul sah nicht erstaunt oder niedergeschlagen aus. Schon seit langem hatte er aufgehört, über eine so natürliche Sache zu erstaunen, daß Konkurrenten sich mit allen Mitteln am Fortkommen gegenseitig zu hindern suchten. Als er auf die Rue Centrale hinabkam, wo ihm sein Platz einige Schritte von Bendas Buchhandlung entfernt angewiesen worden war, deckte er die Karre ab, stellte die Stützen auf, zog sich seine Bluse an, die ihm über den braunen Manchesterhosen das Aussehen eines Schweizer Arbeiters verlieh, und erwartete Kunden.

Wie er nun so einsam in dem Menschengewirre stand, denn am Genfer See ist der Mittsommertag kein Festtag, einsam unter neidischen Konkurrenten, die sich in seiner Spezialität, Rosen, nicht mit ihm messen konnten, einsam am Rande eines Trottoirs auf einer schmalen, gepflasterten Straße, deren Rinnstein unter seiner Karre dahinfloß — wie er die zur Arbeit gekleideten, lärmenden, schweißigen und staubbedeckten Menschen sich mit ihren Lasten und Werkzeugen vorwärts drängen sah, gerade wie an einem Wochentage, da wurde ihm beklommen zu Mute, und seine Gedanken zogen weit, weit fort, nach dem weiten, ebenen, häßlichen Lande um Moskau.

Er glaubte nicht mehr an Kirchenglocken und der-

gleichen, aber er entbehrte sie jetzt! Der süßliche Duft seiner prächtigen Rosen, die sich in unangenehmer Weise mit dem Geruch des Selleries und Purjos seiner Nachbarn vermischte, machte ihn wehmutskrank, und er empfand heftig brennende Sehnsucht nach jenen weißen Birken und den einfachen, wilden Rosen. Er entbehrte die kleine, rot und grün gemalte Kirche mit dem vergoldeten Minaret, wo so viel Thörichtes geredet wurde; er entbehrte das Schweigen der Steppe, die festlich gekleideten Muschiks mit ihren buntrandigen Festtagsrubaschken und die Bauernweiber in den gelb und roten Sarafanen, welche sie heute St. Johannis zu Ehren trugen, meistens aber dem kurzen Sommer bei seiner Ankunft zur Begrüßung. Das waren Schwächen, meinte er, denn die Menschen werden nicht glücklicher oder besser von Kirchenglocken und Sarafanen; aber er sehnte sich dennoch darnach. Er sehnte sich fort von hier, wo man nicht den Sommer würdigt, weil man während des halben Winters Frühling hat, fort von dieser Straße, diesem Rinnstein, diesen Leuten, welche seine Feinde waren, diesen alten Menschen mit alten Herzen und alten Gedanken, diesen Ausländern, die hierher zogen, um vom Balkon eines Hotels erster Klasse die Natur zu genießen wie eine Feerie im Theater. Endlich wurde er in seinen Gedanken von einer Käuferin gestört.

„Was kosten die Kronartischocken?" fragte sie.

„Fünfundzwanzig Centimes, Madame," antwortete er.

Sie befühlte die Schuppen, wie wenn sie untersuchen wollte, ob sie nachgemacht wären, machte eine saure Miene, die bedeutete: „Zu teuer!" und ging weiter.

„Wie weiß das Gänschen, was für eine Kronartischocke zu teuer ist?" dachte er bei sich. „Hat sie Land gemietet, das so teuer ist, Dung gekauft, der so teuer ist, Samen gekauft, ihn ausgesät, die kleine Pflanze umgepflanzt, wenn sie so zart war, daß man sie kaum zu berühren wagte, sie zum zweitenmale umgepflanzt, sie begossen, das Unkraut rings herum ausgejätet, den Winter über sie bedeckt und in Sorge gelebt, daß sie vielleicht im Frühjahr nicht weiter gedeihen würde, ein Jahr gewartet, zwei Jahre, zweimal dreihundertundfünfundsechzig Tage, bevor sie Blüten trieb, dann hätte sie nicht gesagt, daß fünfundzwanzig Centimes zu viel seien; aber sie hatte das alles nicht gethan, und darum verstand sie es nicht. Ich weiß, sie ist Lehrerin und nimmt drei Franken dafür, daß sie eine Stunde hindurch ihre Sprache einer Person vorspricht, die ihre Sprache lernen will. Sie sitzt in einem weichen Sessel, im warmen Zimmer; setzt nichts aufs Spiel, konversirt über Wetter und Theater, erhebt sich und geht um drei Franken reicher. Aber das, meint sie, sei zu wenig für eine arme, unglückliche Lehrerin."

Zwei Gasarbeiter standen in der Nähe in einer Grube und schaufelten; Paul erblickte sie gerade, als er seinen ökonomischen Gedankengang beendet hatte.

„Die dort," fuhr er fort, „bekommen dreißig Centimes pro Stunde, zehnmal weniger als sie, die im warmen Zimmer auf ihrem Stuhle sitzt und über Wetter und Theater plaudert. Es scheint mir, als ob in dieser verkehrten Welt die Arbeitslöhne im umgekehrten Verhältnis zur Arbeitsmühe stünden! Es ist sehr bezeichnend, aber bisher hat noch kein Nationalökonom die Sache beleuchtet, und würde einer es wagen, dies zu beleuchten, man würde sofort erklären, er sei gar kein Nationalökonom."

Solch häßliche Gedanken hatte Paul Petrowitsch an einem so schönen Tage, wie dem Mittsommertage, doch Paul hatte auch bereits seit langem den Dienst des Schönen aufgegeben.

Die Stunden verstrichen; die Sonne bahnte sich über die Dächer hinüber einen Weg und heizte die Häuserwände und Steine der Straßen wie einen Backofen. Die Menschen verschwanden allmälich und bald stand Paul so gut wie allein mit seinen Konkurrenten da. Doch je später am Tage, desto feiner die Leute. Jetzt kam ein oder die andere vornehme oder reiche Dame, die mit dem Aufstehen fertig geworden war und jetzt Blumen kaufen wollte. Die Dienstmädchen hatten den Grünkramhandel früher abgemacht, um zu Mittag fertig zu sein. Paul hatte drei Rosen in Töpfen zu vier Franken das Stück verkauft; jetzt hatte er nur noch eine gelbe Theerose übrig. Es war eine sogenannte Céline Forestier, die in ihrer Farbe dem gelben Villeneuvewein glich, wenn dieser echt ist und einen leisen grünlichen Ton hat. Es war ein fünfjähriges Pfropfreis. Fünf Jahre lang hatte er es gepflegt wie ein Kind. Mit zitternder Hand hatte er sorgsam die Operation vollzogen und das teure Reis, nach dem er zwei Meilen weit hatte fahren müssen, auf den wilden Stamm befestigt, den er aus Samen aufgezogen. Er hatte die Wunde verbunden, sie gewaschen, den kleinen Sprößling wie einen Kranken besorgt; er hatte die Pflanze beschattet, sie begossen, ihre Blätter von Mehltau gesäubert, im Winter sie in sein Zimmer genommen und ihretwillen seiner lieben Tabakspfeife entsagt. Er hatte sie fünf Jahre lang gepflegt; sie war ein Glied seiner Familie geworden. Er hatte ihre ersten Blütenknospen gesehen, und seine Kinder hatten vor Freude geschrieen, als sie ihre sammetweichen, topasgelben Blätter entfaltete, die so zart waren wie Kinderwangen, und seine Frau hatte sie geküßt. Jetzt sollte er sie verkaufen, auf der Straße, am Rinnstein. Ja, er mußte sie verkaufen, denn seine Kinder sollten neue Stiefel haben, heute, am Mittsommertag, an dem sie mit den Eltern ausgehen durften.

Da kam ein Engländer und fragte, was sie kostete.

„Sechs Franken, Sir!“

Der Engländer nahm fünf Franken und sagte: „Hier haben Sie!“ Er war nämlich, wie er glaubte, daran gewöhnt, betrogen zu werden, und er kannte seine Leute.

„Sechs Franken!“ wiederholte Paul.

„Sie ist nicht echt,“ meinte der Engländer und ging. Dann kam ein Amerikaner.

„Was wollt Ihr für die Malmaison dort haben?“ fragte er.

„Fünfzehn Franken,“ antwortete Paul.

„Das ist eine gute Sorte,“ sagte er und bezahlte.

Paul schien das Geld in seiner Hand zu brennen; dann stellte er wieder eine nationalökonomische These auf: „Ich glaube, der Wert einer Ware hängt von ihrem Preise ab, und nicht der Preis von dem Werte!“ Nun ging er einige Schritte auf dem Trottoir entlang und trat an die Fenster der Buchhandlung. Er sah sich die neuen Bücher an, die so alt waren, so alt, trotzdem die Titel so neu waren. Doch wie er so schaute und schaute, blieben seine Augen auf einem deutschen Buche haften, welches bei Brockhaus in Leipzig herausgegeben war: Tschernyschewskji, „Was thun?“ Erzählungen von neuen Menschen. Ohne nur einen Augenblick länger zu verweilen, ging er sofort zu seinem Wagen, legte das Grünkraut, was er noch hatte, zusammen und zog seines Weges. Er pfiff, als er die Anhöhe zur Place Saint-François hinaufzog, und als er bei dem Schuhmacher der Kathedrale gegenüber eintrat, bekam sein Gesicht ebensolchen Nervenanfall, wie es vor kurzem auf der Avenue du Théâtre gehabt. Er kaufte Schuhe für seine Kinder und ging darauf in den Bazar Vaudois, um einige Spielsachen zu erstehen. Dann nahm er seinen Wagen und trabte die Anhöhen nach Ouchy hinab.

*

Vom Wege nach Vevey geht eine kleine, abschüssige Gasse zwischen dem Kirchhof und der katholischen Kapelle hinab. Mitten auf der Anhöhe zweigt sich ein Fußweg nach links ab, gerade breit genug für eine Zugkarre. Dort lag eingeklemmt zwischen dem prächtigen Mont Vert und von den hohen Walnußbäumen und Roßkastanien desselben gegen den Nordwind geschützt, vom Strandwege her durch Beau Rivages gewaltiges Etablissement verdeckt, eine kleine Farm, die von Paul Petrowitsch und seiner Familie in eine Rosenschule und einen Garten verwandelt worden. Ein herrlicher Anblick bot sich dem Eintretenden dar. Hochstämmige Remontant- und Theerosen standen dort in langen Reihen in voller Blüte und nach den Farben geordnet. Maréchal Niel mit ihren gewaltigen gelben Köpfen, auf deren Boden noch ein schwacher orangeroter Schimmer lag wie nach Sonnenuntergang, bildete die hinterste Reihe; dann kamen Gloire de Dijons, kleine, dichte Bälle, gelb wie rohe Seide, mit einem Farbton wie Madeirawein und einem Duft wie ein Sang; Safrans, schwefelgelb, daß es den Augen wehe that; dann ein Pluton von weißen Boules de Neige, weiß wie Sammet, doch mit einem zögernden Rot auf den Spitzen der Knospen, vielleicht ein Andenken an die kräftigeren Tage der Rasse, wo ihr Blut noch rot rann; dann der preisgekrönten Madame Pittet: elfenbeinweiße kleine Körbchen, den Köpfen des Rosenkohles gleichend; und darnach die sammetpurpurfarbigen Blüten der Damaszenerrosen, die kirschfarbigen von Jules Margattin, die schwarzroten der Noisetten, schwarzrot wie Aderblut, eine prachtvolle Sammlung, die düstere Gedanken einflößte und aussah, als ob sie ihr Leben aus der schlüpfrigen Nährerde eines Schlachtfeldes getrunken; doch vor ihnen standen, lächelnd wie junge, glückliche Mädchen, die rosagelben Provinces, die schwellende, doch verblichene Schönheit La France, einem Mädchen nach einer Ballnacht vergleichbar, und vor all diesen standen, lagen und nickten die niedriggewachsenen, einfachen Monatsrosen wie Kindergesichter, welche die unpoetischen Engländer so schön Maidens Blush genannt haben. Ein Sinnenrausch war es, diesen Rosenwald zu sehen und seinen Duft zu atmen. Alle Gefühle weckte er auf einmal: rohe, wie von gut zubereitetem Essen, berauschende, wie von Wein, bethörende, wie die Nähe des Weibes, unschuldige, wie eines Kindes Liebkosungen, wie Märchen von Engeln. Frisch geschlachtetes Fleisch und feuriger Madeira, Schminke und Engelsschwingen, Weibesbrust und Kindesküsse, Schwefel und Morgenröte, Blut und Milch, Purpur und Linnen. Doch Paul Petrowitsch hatte nicht diesen Gesichtspunkt für die Rosen, denn er war ein „neuer Mensch“ und sah die Dinge auf andere Art.

Der Garten war in vier Quartiere geteilt: eins für Getreide, eins für Gemüse, eins für Obst und eins für Blumen. Nach Pauls Ansicht waren die Blumen ein notwendiges Uebel bis auf weiteres; sie waren das letzte Zugeständnis an seinen Schönheitssinn — ein trauriges Erbe, von dem seine Kinder wohl frei werden würden.

Nördlich vom Garten lag die Farm. Es war ein altväterisches Bauwerk, Viehstall und Schuppen mit dem Wohnhaus zusammengebaut — Paul Petrowitsch, der bei seinem Einzug in die Schweiz versucht hatte, die Vereinfachung durchzuführen, über welche man so viel geschrieben hat, und ohne die der Mensch der Zukunft untergehen wird in dem großen, aber friedlichen und gesetzmäßigen Kampfe, der bevorsteht, hatte sich vor allem auf Selbsthilfe bedacht eingerichtet. Daß er hierbei nicht mit einem Schlage alle die Forderungen ausrotten konnte, an die sich

seine Natur infolge schlechter Erziehung gewöhnt hatte, darüber machte er sich keine Sorgen, denn er sah das Unvernünftige solcher Forderungen ein, aber dennoch fühlte er sich verpflichtet anzufangen, damit seine Kinder etwas gethan fänden, wenn sie beginnen sollten. Zu diesem Zwecke hatte er versucht, so viel Lebensmittel wie möglich selbst zu erzeugen und, was noch mehr wert war, seine und der Seinen Bedürfnisse auf das Geringste einzuschränken. Im Viehstalle hatte er eine Kuh, zwei Schafe, zwei Ziegen; Kaninchen, Hühner und ein paar Gänse. Ferner hatte er Tauben und Bienen. Die letzteren erzeugten den Bedarf des Hauses an Zucker. Das Brot wurde aus Mais bereitet, der billigsten und ergiebigsten Getreideart; es war nicht so gut als Weizen, aber besser als der dunkle Roggen. Seinen Thee (Kaffee trank er niemals) zog er selbst. Er hatte nämlich, als er in Charkow die Universität besuchte, wo er Medizin studirte, sechs Jahre hindurch in einer äußerst einfachen Pension gewohnt. Dort hatte er sich an einen sehr schlechten Thee gewöhnt; er hatte sich so daran gewöhnt, daß er, als er im siebenten Jahre echten Thee bekam, diesen schlechter fand, als den alten. Wie er später erfuhr, daß er sechs Jahre hindurch Kirschblätterextrakt getrunken und dieses gut gefunden hatte, beschloß er, auch ferner Kirschblätterthee zu trinken, und jetzt hatte er eine Menge solcher „Theebäume" in seinem Garten. Ihre Kleider selbst zu verfertigen, hielten er und seine Frau noch für zu frühe, als daß es sich lohnen konnte. Starke Getränke kamen nicht mehr über seine Lippen. In seiner Jugend hatte er getrunken, wie er es daheim und auf der Universität gelernt hatte. Jetzt sah er es einfach für Thorheit an, starke Getränke zu verwenden, denn wer in unseren Zeiten leben will, muß die Gedanken klar und frische Kräfte haben. Es war aber doch eine lange und schwere Arbeit gewesen, sich die starken Getränke abzugewöhnen, denn sein Körper forderte sie, wie der Körper des Arsenik- oder Opiumessers seine Giftrationen fordert. Aber es ging allmälich. Und wie er nun diese Ruhe des Körpers und der Sinne, die Harmonie der Kräfte empfand, konnte er nicht genug das Sinnlose im Gebrauch von Mitteln verdammen, welche die Menschen verrückt, unzurechnungsfähig, unzuverlässig machten, und er hielt eine bessere Zukunft für unmöglich ohne nüchterne Menschen. Und jene Dichter, die eine solche Menge von Lügen gedichtet hatten, was waren sie anderes als Deliranten, die Halluzinationen hatten und darum nicht die Wirklichkeit sehen konnten, so wie sie war. Alle Beschlüsse, welche über das Schicksal von Völkern für Jahrhunderte bestimmten, waren ja im Rausche nach Gastmählern gefaßt worden. Die großen Gedanken der französischen Revolution waren in Weindunst bei Reformbanketten aufgegangen; kein Komite konnte arbeiten, ohne zu essen und zu trinken; alle jene großen Reden wurden ja in einem Zustand gehalten, der an Wahnsinn grenzte; und dann klagte man darüber, daß es kein Brot gab, während man Hunderttausende von Hektaren für den Wein verwandte und das Brot zu Branntwein verbrannte! War die Welt klug? O nein, das zu glauben hatte Paul seit langem aufgehört. Aber als er daheim in Rußland anfing, Nüchternheit zu predigen, antwortete man ihm wenig scharfsinnig: „Du bist ja selbst ein Trunkenbold gewesen." Worauf Paul nur einwenden konnte: „Gerade deswegen! Wer nicht Trinker gewesen ist, kann doch nicht über eine Sache predigen, die er nicht kennt!"

Paul war eine „moderne Ehe" mit einem Mädchen aus guter Familie eingegangen. Sie hatten einen mündlichen Kontrakt abgeschlossen, jedoch einander kein Versprechen gegeben, da die Erfahrung gezeigt hatte, daß es nicht vom Willen des Gebers abhängig ist, ein Versprechen zu halten. Jetzt hatten sie zwei Kinder. Die Arbeit hatten sie so geteilt, daß die Frau die Pflege der Kinder übernommen, weil sie dafür besser paßte als Paul; daneben besorgte sie ebenfalls die Hauswirtschaft, denn sie hatte dafür mehr Sinn als Paul. Doch Pauls Zimmer machte sie nicht in Ordnung, denn das that er selbst: es nahm eine halbe Stunde in Anspruch. Das Essen bereiteten sie gemeinsam, und Paul tischte es auf, denn das machte ihm zufälligerweise Freude; den Boden scheuerte er, denn für die Hausfrau war dies zu schwer, besonders wenn sie mit einem Kinde ging. Sie hatten keinen Dienstboten, denn sie wollten in ihrem Hause nicht Sklaven sehen. Doch Paul hatte einen „Mitarbeiter" im Garten, der früher Gärtnerbursche gewesen, aber jetzt Pauls Compagnon war und außer seiner Wohnung einen angemessenen Anteil am Gewinn erhielt. Paul redete ihn immer mit Bernhard, seinem Zunamen, an, und Bernhard nannte ihn Paul Petrowitsch. Das war ein Uebereinkommen zwischen ihnen, denn man wollte nicht an die Unwahrheit erinnert werden, daß einer Herr sei. Da man nur einen mäßigen Gewinn von seiner Arbeit verlangte, brauchte man nur sechs Stunden am Tage zu arbeiten; deshalb erntete man seinen Gewinn in Muße, in Spiel, Zerstreuungen, Lektüre und Zeit zum Schreiben, und Paul schrieb viel.

Als er nun mit seinem Handwagen auf den Hof kam, sprangen ihm seine beiden Mädchen entgegen und küßten ihn. Es waren zwei kleine Blondinen, in Leinenkleider gekleidet und mit Strohhüten auf den Köpfchen, alles jedoch von einfachem Schnitt, so daß sie nicht wie Aushängeschilder aussahen. In der Thür erschien die Hausfrau. Sie war klein, aschblond, mit großen schwarzen Augen; ihre Gesichtszüge zeigten eine behagliche Rundung und ihr Teint

eine leise olivenbraune Färbung. Wie eine weiche Ranke Jungfernwein lag das Haar und entsendete seine Strähnen rund herum, um die Ohren, den Nacken hinab und über die Stirne. Sie sah ruhig und hoffnungsvoll aus, doch ein düsterer Schleier ruhte über den früher so heiteren Zügen. Es lag Trauer darin über etwas Vergangenes, ein Bruch mit lieben, doch hinderlichen Erinnerungen, ausgekämpfte Streite gegen Erziehung, Pietät und Vorurteile.

„Guten Tag, Väterchen!" grüßte sie. — „Guten Tag, liebe Frau; guten Tag, Kinder!" antwortete er und küßte die Mutter und die Kleinen.

„Geh! Hole für Vater einen Stuhl!" sagte die Mutter zu dem ältesten Mädchen, das fünf Jahre alt sein mochte.

„Nein, Annischka," wandte Paul ein, „Wera soll nicht zur Sklavin werden."

„Ich will nicht!" hatte Wera bereits geantwortet.

„Soll man so sagen?" fuhr die Mutter fort.

„Ja," meinte Paul, „so soll man antworten. Wer nicht lernt zu wollen und seinen Willen auszusprechen, wenn er jung ist, der wird willenlos oder ein Lügner, wenn er groß wird! Annischka! Warum sollen wir unsere Kinder zu unseren Sklaven erziehen? In acht Jahren soll Wera in das Leben hinaus. Dann haben wir keinen Sklaven mehr, und es ist doch wohl nicht unsere Absicht, sie dazu zu erziehen, daß sie anderen Stühle hinsetze. Doch wenn Wera einen Stuhl bringen will, so danke ich ihr, denn sie ist mir nichts schuldig."

„Du hast recht, Paul Petrowitsch," sagte die Mutter, „doch ich kann die Dinge nicht immer von den neuen Gesichtspunkten ansehen."

„Nein, meine Freundin, das kann ich auch nicht immer, doch wir müssen uns daran gewöhnen. Mit ‚wir' meine ich nicht Dich, sondern ich meine wirklich uns beide! Aber ich sehe, Du hast bereits gedeckt! Rufe Bernhard!"

Bernhard war ein kleiner, breitschulteriger Waadtländer mit schwarzem Bart und schwarzem, glänzendem Haar; er hatte ägyptische Augen und starke Schulterblätter, welche die Spuren von „la hotte" zeigten, dem ewigen Korbe, den die Bergbewohner auf dem Rücken tragen. Er setzte sich still zu Tisch, nachdem er seine Hände gefaltet.

„Kannst Du Dir das gar nicht abgewöhnen, Bernhard?" fragte Paul.

„Nein, das steckt schlimmer in einem, wie die Lust zum Weißwein," sagte er.

„Religionsfreiheit, Paul Petrowitsch, Religionsfreiheit!" meinte Anna warnend.

„Danke, meine Freundin, daß Du mich erinnerst! Du hast wirklich recht! — Verzeih, Bernhard!"

„Nun, wie ging heute das Geschäft?" fragte Anna.

„Gut und schlecht," sagte Paul. „Das Nützliche stand niedrig im Preise, doch das Unnütze sehr hoch."

Die Mahlzeit, welche aus einem mächtigen Pirog von Kaninchen mit gesalzenen Pilzen und Essiggurken bestand, sowie dem Thee in dem immer gegenwärtigen Samowar, nahm nun eine Zeit lang die Aufmerksamkeit der Speisenden in Anspruch.

„Heute ist Mittsommertag," sagte Paul, als er sein Mahl beendet.

„Ja," antwortete die Hausfrau und seufzte.

„Du seufzest, Annischka. Wird es Dir schwer heute?"

Sie beugte sich nieder und legte ihr Haupt auf sein Knie.

„Weine, Geliebte, dann geht es vorüber!" sagte Paul Petrowitsch und brachte den wilden Wein, wie er es nannte, in Ordnung.

„Ja, wenn Du mit mir weinst, sonst mag ich nicht!"

„Ich habe aufgehört zu weinen," meinte Paul. „Doch das ist kein Verdienst. Das ist nun einmal so!"

„Ist es nicht schwer, fremdes Land zu bauen?" sagte Anna.

„Die Heimatserde war härter, aber sie war leichter. Doch das sind nur Grillen. Die ganze Erde ist ja unsere Mutter."

„Sag, daß Du Dich nach dem kleinen Fleckchen Erde sehnst, das Du den mörderischen, erstickenden Umarmungen der Steppe entrissen hast; sag, daß Du heute dort sein möchtest und sehen, wie Deine Apfelbäume blühen, wie Deine Rosen knospen, wie Deine Erdbeeren ansetzen: sag es, Paul, dann will ich Dir sagen, wie ich mich sehne!"

„Ich leugne nicht, daß ich mich an jenes Land gebunden fühlte, seit ich mit dem Spaten unsere alte schwarze Erde bearbeitete, den Samen ausstreute, Bäume pflanzte und sah, wie der häßliche Boden gesegnet ward. Es war thöricht, sich zu binden. Die Erinnerungen habe ich mit Stumpf und Stiel ausgerissen, die zartesten Bande habe ich zerschnitten, mich selbst habe ich den Schweinen vorgeworfen, doch ich fühle mich nicht frei. Wenn meine Gedanken heimwärts ziehen, ziehen sie nicht zu meinem Elternhause hin, wo ich Sklavendienst lernte, nicht zu Vaters und Mutters Gräbern, nicht zu unseren grausamen Denkmälern falscher, früherer Größe; sie zogen nach jener Scholle, wo meine Nahrung wuchs, nach jenen weißen Birken, wo ich frische, neue Gedanken dachte, nach den schwarzen Föhren, die meinen Schmerz einschläferten, aber meistens und jetzt fast immer nach jenem kleinen Fleckchen Erde, das ich bebaut. Siehst Du, wie materialistisch, wie egoistisch ich bin! Erinnerst Du Dich noch, wie im Herbst der Regen fiel und ich die Fliederhecke pflanzte; wie wir

mit den nassen Büschen, die ich von der Eisenbahnstation geholt, im Lehm wateten? Erinnerst Du Dich noch, wie ich das Erdbeerenland umgrub und die halb verwelkten Pflanzen beim Schein des Lichtes bis spät in die Nacht hinein einsetzen mußte? Erinnerst Du Dich, wie die Apfelbäume kamen und ich das Wasser eine halbe Werst weit tragen mußte, weil die Erde so trocken war; und die Bauern da saßen oder über den Zaun gafften und grinsten und sich wunderten, wozu das wohl gut sein sollte?"

„Und dann," fuhr Anna fort, „zogen wir im Herbst zur Stadt. Du saßest immer und besahst die Zeichnung von Deinem Garten; hier wuchs dies und dort stand das. Und war in der Stadt Rauhfrost, so warst Du in Unruhe, daß dies erfroren sei oder das: Du hattest keinen ruhigen Tag mehr! Und wie wir im Frühling wieder hinauskamen, waren sechs Apfelbäume tot. Nikolai sagte, es sei der Frost gewesen, aber Andreas meinte, Nikolai habe sie mit Lauge begossen. Und da weintest Du!"

„That ich das? O Schande!"

„Ja, das thatest Du, aber nicht wegen der Bäume, sondern über die Bosheit der Menschen."

„Nichtsnutzigkeit, Anna!"

„Nichtsnutzigkeit, ja! Dann pflanztest Du neue. Und dann sätest Du Hunderte von Apfel-, Birnen- und Kirschkernen aus und sagtest den Bauern, sie sollten die Pflanzen bekommen, wenn sie gedeihen würden, und Pfropfreiser dazu von Deinen Bäumen. Und dann, Paul Petrowitsch, dann kam ‚das große Ereignis' und wir mußten reisen. Seitdem hast Du nichts mehr davon gehört, aber Du denkst daran, Du träumst davon!"

„Schwäche, Anna, Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Aber jetzt denke ich nicht mehr daran! Nicht mehr! Doch rede nicht so traurig! Ich bin heute in innerster Seele froh, denn ich habe heute eine große, große Freude gehabt."

„Erzähle, erzähle!"

Paul goß sich eine neue Tasse Thee ein, da kam gerade der Briefträger; er hatte eine Postkarte und einen Brief. Paul las zuerst die Karte.

„Die ist wenigstens nicht geöffnet," sagte er, bevor er las. Die Postkarte, welche einen russischen Stempel trug, lautete: „Wenn die Sonne, die eine Gottheit ist, Leben in einen Dunghaufen küssen kann, warum sollte sie nicht auch in einen Brief Leben küssen können?"

„Hm!" meinte Paul. „Was kann das bedeuten?"

„Das wirst Du wohl im Briefe sehen," antwortete Anna.

„Da hast Du recht! Aber der Brief ist natürlich geöffnet worden; hier sind noch die Spuren eines fettigen Bartes, der oberhalb eines liebenswürdigen Mundes gesessen, welcher den Brief wieder zuklebte."

Paul las: „Paul Petrowitsch, Großhändler, Ouchy-Lausanne. Laut Auftrag des Herrn H. H. angegebenen Datums senden wir morgen sechs Fäßchen Kaviar à zwei Silberrubel ohne Verpackung. Umgehender Bezahlung sehen wir entgegen. Hochachtungsvoll Dimitri Baranow."

Paul saß still und dachte nach, konnte aber nicht den Sinn herausfinden. Daß alles etwas Besonderes zu bedeuten hatte, verstand er wohl. Anna half ihm raten, jedoch ohne Resultat. Da warf er den offenen Brief vor sich auf den Tisch und sagte: „Wir wollen von etwas anderem reden, dann bekomme ich vielleicht einen Einfall. Wir sprachen davon, daß ich heute eine große Freude erlebt hätte; eine große Freude, die größte seit langer Zeit! — Anna, es sind kaum zwanzig Jahre her, seit Tschernyschewskijs Buch erschien: Man verbot es in Rußland! Man verbot die Wahrheit in ihrer reinsten, schönsten Form! Er selbst wurde nach Sibirien geschickt, ‚um Buße zu thun,' weil er die Wahrheit gesprochen. Bist Du heute stark, Anna?"

„O ja!" antwortete sie.

„Kannst Du mit Ruhe zuhören, wenn ich Dir aus einem alten Buche vorlese, ohne daß Du rot wirst?"

„Aus welchem Buch?"

„Aus dem berühmten Buche ‚Russia' von dem Wahrheitsapostel Wallace."

„Paul Petrowitsch, Du bist selbst nicht ruhig, indem Du das Wort ‚Wahrheitsapostel' aussprichst."

„Nein, aber ich will mich üben. Willst Du auch?"

„Ja; ich glaube, daß die alten Worte so fest in uns eingeprägt worden sind, daß sie in unserem Innern ein Echo wachrufen werden, aber unsere Gedanken bäumen sich dagegen auf!"

„Ich fühle mich heute so ruhig und froh, daß ich in Doktor Mackenzie Wallaces Buch lesen will."

„Du sprichst das Wort ‚Doktor' in verächtlichem Tone aus, der zeigt, daß Du nicht ruhig bist."

„Nun wohl, ein Grund mehr zu lesen." Paul stand auf und holte das besprochene Buch. Dann bat er die Mädchen, in den Garten hinaus zu gehen und Blumen zu pflücken. Er blätterte in dem Buch, aber seine Finger zitterten. Dann las er mit fester, lauter Stimme ohne tendenziöse Betonung.

„... Viele Agitatoren behaupten, Schüler Tschernyschewskijs zu sein, eines Mannes, der während der Emanzipationszeit innerhalb der periodischen russischen Literatur einen hervorragenden Platz einnahm und später nach Sibirien verbannt wurde, wo er noch weilt; doch ich glaube nicht, daß er selbst sie als solche anerkennen würde."

Anna machte eine Bewegung mit ihrer Hand und das Blut stieg ihr in das Gesicht. Doch Paul fuhr fort: „... und ich bin der festen Ueberzeugung,

daß er für die Exemplare der Kategorie, welche ich gesehen habe, keine Sympathie hegen würde."

Anna wendete sich auf ihrem Strohstuhle um, so daß seine Füße im Sande knirschten. Doch Paul las ebenso tonlos wie vorher weiter. „Mit Ausnahme eines Romanes, den er während seiner Haft schrieb und den man billigerweise" (hier stieß er bei dem Worte an, las jedoch den Satz noch einmal von Anfang an, ohne bei dem Worte „billigerweise" anzustoßen) „nicht als einen Ausdruck seiner wirklichen Anschauungen bei klarer Besinnung ansehen kann, enthalten seine Schriften immer sehr viel gesunde Vernunft und Mäßigung. Tschernyschewskji trug jedoch zu seiner Zeit unbestreitbar sehr wirksam zu einer guten Lösung der Emanzipationsfrage mit bei, lenkte systematisch alle Vorschläge zu thörichten politischen Demonstrationen ab und möchte wohl jetzt, nach fünfzehnjähriger Verbannung, seine ‚Jugendverirrungen' hinreichend gebüßt haben."

„Habe ich gut gelesen?" fragte Paul und atmete auf.

„Es ist gut," antwortete Anna.

Paul fuhr fort: „Schließlich wollen wir sehen, in welcher Hinsicht man diesen heimlichen Gesellschaften irgendwie wirkliche Bedeutung beimessen kann. Bilden sie eine wirkliche Gefahr für den Staat? Ich glaube, jeder, der Rußland genau kennt, wird nicht zögern, diese Frage mit ‚Nein' zu beantworten. Ja, mitunter haben auch einzelne Agitatoren das Verrückte ihrer Unternehmungen eingesehen."

Paul blickte auf und sah, wie das Antlitz seiner Frau aschgrau war. Er erhob sich und brachte das Buch an seinen Platz.

„Für heute mag es genug sein," sagte er. „Doch es thut gut, sich zu üben, Anna. Jedesmal, wenn ich ein altes Buch lese, fühle ich, wie ich gewachsen bin. Heute konnte ich lächeln."

„So weit bin ich noch nicht gekommen," sagte Anna. „Alle die Worte, welche Du lasest, habe ich meinen alten, ehrwürdigen Vater mit innerster Ueberzeugung aussprechen hören."

„Und Dein alter, ehrwürdiger Vater hatte sie von seinem ehrwürdigen Vater aussprechen hören. Es ist gefährlich, ehrwürdige Väter zu haben. Indessen: Tschernyschewskji, welcher gestorben ist, braucht nicht mehr ‚seine Jugendverirrungen' zu bereuen. Jetzt, nach zwanzig Jahren, ist sein Evangelium auf deutsch bei dem größten und angesehensten Verleger Deutschlands in drei schönen Bänden herausgekommen, angesichts von Fürst Bismarcks Sozialistengesetz. Was sollen wir dazu sagen? Wäre ich ein Christ, ich würde Sonntags die Bibel nehmen und Gott für seine Gnade danken."

„Das ist ein großes Ereignis, Paul Petrowitsch, so groß, daß wir die Folgen noch nicht berechnen können. Nun soll es doch die Welt zu hören bekommen."

„Nicht so große Worte, Annischka; die Welt ahnte es schon früher, aber jetzt wird sie es empfinden, denn Tschernyschewskji hatte die Liebe, und darum werden seine Worte reden. ‚Wenn die Sonne, die eine Gottheit ist, in einen Dunghaufen Leben küssen kann.' Hm! Warum sollte sie nicht in einen Brief Leben küssen können? Jetzt habe ich es."

Paul erhob sich und trat an den Tisch, auf welchen er den Brief und die Karte mitten in den Sonnenschein gelegt hatte.

„Sieh, Annischka, sieh!" sagte er und hielt den Brief in die Höhe. „Von Dimitri."

Der Brief, welcher offen in der Sonne gelegen hatte, war jetzt mit einer unendlichen Menge kleiner, gelbroter Buchstaben bedeckt, die mit sympathetischer Tinte, wohl aus dem Safte von Ringblumen, geschrieben und nun durch die Wärme hervorgerufen worden. Paul las die Hälfte des Briefes laut. Er handelte von „Geschäften", wie die Verschworenen es nennen. Darauf fuhr er fort, die zweite Hälfte still zu lesen. Anna wollte nach ihrem Inhalt fragen, doch sie that es nicht, denn es widerstritt ihrer Uebereinkunft, nach Dingen zu fragen, welche der andere nicht mitteilen wollte. Paul steckte den Brief in die Tasche.

„Wollt ihr eine Fahrt auf dem See machen?" fragte er. „Es ist Mittsommertag heute, und wir wollen uns eine Erholung gönnen."

Er stand auf, um einen Nervenanfall zu verbergen, der von neuem sein Gesicht verzerrte. Anna erhob sich ebenfalls, um die Kinder anzuziehen.

*

Gegen Mittag stiegen sie bei Ouchy in ein Boot, und Paul ruderte auf den See hinaus. Die Sonne schien strahlend, und alles war klar und blau. Die Buchen- und Kastanienwälder der Savoyeralpen sahen aus wie langhaarige Felle; droben auf den Cornettes de Bize lagen noch einige Schneeflecken. Wie eine Riesenkathedrale, vom Alter ergraut wie diese, erhoben sich im Osten längs Chillon die Waadtlandsalpen, und einer Notredame gleichend, von Giganten erbaut, erhoben sich die beiden Türme Mayen und D'Ai über die Gebirgsrücken; freundlich lagen die Weinhügel von Lavaux Terrasse über Terrasse, wie gewaltige Treppen, die zu dem Felsentempel von Cubly und Folly hinaufführten; wie ein achttausend Fuß hoher mexikanischer Treppentempel, dessen Dach von frisch gefallenem Schnee weiß erglänzte, erschien der fast wagerechte Rücken des Dent de Morcles. Fern im Westen verschwand der Genfersee im Sonnennebel und lag scheinbar offen, unendlich, mit dem Horizont verschmelzend wie das Meer. Betrachtete jedoch das Auge den Sonnendunst etwas längere Zeit, so sah es den blauen Jura schimmern wie eine ferne, leichte Sommerwolke.

„Ist dies nicht so schön, wie man sich wohl den Himmel vorstellt?“ sagte Anna.

„Dieses Land ist schön!“ antwortete Paul. „Doch es ist nicht unser!“

„Sieh, wie tief die Habgier in uns sitzt, Paul Petrowitsch!“ sagte Anna. „Es ist nicht unser! Aber die Erde ist doch aller Eigentum!“

„Sie sollte es sein! Sie ist es gewesen und kann es wiederum werden!“

Er ruderte über das ruhige Wasser dahin, das bläulich und kristallklar von den Rudern träufelte. Die kleine Gesellschaft war nicht gerade heiter, und unter Schweigen kamen sie an einer Landzunge in der Nähe von Lutry an, wo ein kleines Restaurant mit Weinlauben und den grünweißen Flaggen des Kantons winkte.

„Wollen wir vielleicht an Land gehen und uns im Schatten der Bäume abkühlen?“ schlug Paul vor.

Anna hatte nichts dagegen. Sie legten an und stiegen aus.

Im Garten saß die Wirtin an einem großen Tisch und plissirte ein buntfarbiges Seidenkleid. Sie war eine fette, vierzigjährige Frau, deren gedunsenes Gesicht auf Wohlleben und Faulheit deutete. An ihrer Seite stand ein Mädchen von zehn Jahren und warf mit einem Ringe nach einem Haken. Die Wirtin hatte ein Glas Portwein vor sich und machte nicht Miene, ihre Gäste zu bedienen; entweder war sie verwöhnt oder zog es vor, auch einmal Gast zu spielen. Jetzt erschien in der Thür des kleinen Schweizerhäuschens eine hohe, dunkle Frauengestalt, wohl einige dreißig Jahre alt, in ein übermodernes Morgenkostüm gekleidet, das vor allem prächtige Körperformen offenbaren sollte. Ihr Gesicht war leichenblaß, jedoch voll, und die großen, schwarzen Augen waren von blauen Vertiefungen eingefaßt wie Diamanten, wenn sie auf schwarzen Sammetpolstern im Etui liegen. Ihre Gesichtszüge hatten etwas von der versteinerten Ekstase der Medusa, einen ewigen, erstarrten Zug von Wollust um den Mundwinkeln, der auch grenzenlose Trauer ausdrücken konnte. Sie maß Annas Gestalt von oben bis unten, musterte ihre Kleidung, ihre Schuhe, ihre Hände und ihr Haar, als ob sie sie untersuchen oder an ihrer Kleidungsweise etwas ihr absehen wollte. Mit einem trotzigen Lächeln wendete sie sich an Paul und fragte, was gewünscht würde.

„Zwei Siphons,“ antwortete er, ohne sie anzusehen.

„Und was soll dabei sein?“ fragte die Medusa.

„Gläser!“ sagte Paul.

Die Medusa wurde noch bleicher, drehte sich stolz wie eine Opernkönigin um und ging.

„Warum bist Du denn gegen eine Unglückliche unfreundlich?“ meinte Anna.

„Vielleicht unglücklich, vielleicht glücklich und sündhaft!“ sagte Paul.

„Immer unglücklich, bisweilen sündhaft!“ entgegnete Anna.

„Wer sich verkauft, hat völlig wider die Natur gesündigt.“

„Die Not zwingt zur Sünde!“ sagte Anna.

„Geht doch und spielt mit dem Mädchen!“ sagte Paul zu Wera und Sophia.

Das Mädchen mit dem Ring sah spöttisch die Kinder an und flüsterte der Wirtin zu. Wera und Sophia rührten sich nicht.

„Geht und spielt mit dem Mädchen!“ wiederholte Anna.

„Nein, ich will nicht!“ sagte Wera und ergriff die Hand der Schwester.

„Warum willst Du nicht, Wera?“ fragte Anna.

„Sie ist nicht nett,“ sagte Wera und schaute die zehnjährige Kokette mit ihren großen, traurigen blauen Augen an.

„Dann brauchst Du nicht, Wera,“ sagte Anna, „aber woher weißt Du denn, daß das Mädchen nicht nett ist?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte das Kind und schmiegte sich an die Mutter.

Die Medusa kam zurück und servirte nachlässig die Siphons, ohne ein Wort zu sagen. Dann setzte sie sich zur Wirtin an den Tisch und nahm ein Hemd hervor, dessen Spitzen sie fest nähte. Von Zeit zu Zeit warf sie Anna einen Blick zu, als ob sie sie herausforderte.

„Heute ist Mittsommertag,“ sagte Paul und füllte die Gläser.

„Du bist traurig, Paul Petrowitsch!“ sagte Anna.

„O ja!“ antwortete Paul. „Ich war zu alt, um ein neuer Mensch werden zu können.“

Im selben Augenblick trat durch die Pforte von der Landstraße her ein Mann in mittlerem Alter ein, in dem Paul einen Händler aus Lausanne wieder erkannte. Er nahm seinen Strohhut ab und grüßte Paul, lächelte Wera zu und setzte sich am Tische der Wirtin nieder. Alsdann ließ er ein Drittelliter Villeneuve und drei Gläser Portwein kommen und lud auf die letzteren die drei Damen ein, welche mit ihm tranken und eine Unterhaltung im Dialekt des Landes begannen, während welcher die Damen von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf die Gesellschaft in ihrer Nähe warfen.

„Jetzt,“ sagte Paul, „erzählt er, daß wir russische Flüchtlinge, Landesverwiesene seien, und sie sehen sich alle diese interessante Herrschaft an! Wie interessant, landesflüchtig zu sein; wie interessant, ausgerissen zu sein, wie der Baum aus der Erde, mit den entblößten Wurzeln im Sonnenbrande zu liegen und zu fühlen, wie der Saft unter der Rinde verdorrt;

wie interessant, sich überall, wo man hinkommt, nicht legitimiren zu können, weil man keinen Paß hat; wie interessant, auf dem Postcomptoir einen verkleideten Polizeidiener an seiner Seite stehen zu sehen, wenn man einen Geldbrief einlösen will; wie interessant, aus einer Bibliothek, einem Museum deswegen ausgewiesen zu werden, weil man von seiner Regierung nicht die Bescheinigung hat, daß man ein Volksverräter ist; wie interessant, daß man in einem fremden, freien Lande nicht zu dem Repräsentanten des Landes, dem Agenten der großen Jesuitenliga, dem Konsul gehen kann und seinen Schutz erbitten, wenn man übervorteilt, beschimpft und gequält wird. Aber am allerinteressantesten war es früher, als die Kinder von der Promenade in Ouchy kamen und ihren Eltern von seinen Russen, denen sie begegnet waren, Grüße bestellten, und als sie fragen gelernt hatten, ob Papa und Mama sich nicht bald verheiraten würden! Sieh, wie Dich jetzt die Meduſa betrachtet, Anna! Wie froh sie aussieht, während der Handelsmann erzählt, daß Du nicht mit mir getraut bist! Siehst Du, wie sie Dich verachtet? Sie, die so vorurteilsfrei gegen sich selbst ist, sie verachtet Dich! Hörst Du es? Getraut? Sie, die sich mit dem ersten, besten Gesellen bei gegebener Gelegenheit verheiraten wird, wenn sie ihr Leben müde geworden ist, nur um ihren Namen zu wechseln und ihr Alter zu sichern. Wie vorurteilsvoll ist doch dies vorurteilsfreie Weib!"

„Wer hat sie dazu gemacht, Paul?"

„Die Erziehung; das ist wahr! Ich war ungerecht! Aber laß uns gehen! Ich fühle mich hier unwohl!"

„Nein, bleibe, Paul; es thut uns gut, das alte Leben lebend vor uns zu sehen! Das härtet uns ab!"

„Mittsommertag ist heute!" murmelte Paul und blieb sitzen. „Jetzt erzählt er, Du seiest eine vornehme Dame gewesen, die sich in den Studenten der Medizin verliebte und nach dem ‚großen Ereignis' mit ihm in das Leben hinausfuhr. Ja, er, der Handelsmann, er ist getraut, aber verheiratet kann man ihn nicht nennen, denn wäre er das, so würde er nicht hier sitzen und sich am Vormittag mit losen Frauen berauschen, um nachher zum Mittag heim zu kommen und auf Essen und Weib zu schelten."

„Du bist heute schwach, mein lieber Paul," sagte Anna. „Du kannst Dich nicht von dem Einflusse fremden Urteils frei machen."

„Ja, ich bin heute schwach," gab Paul zu. „Doch das hat seine Gründe, wenn nicht Entschuldigungen. Wir ertränken unsere Vorurteile wie Katzen mit einem Stein um den Hals, aber wenn die Schnur verfault ist, steigt der Leichnam wieder empor."

„Willst Du mir nicht sagen, was Dimitri schrieb," sagte Anna, „denn ich weiß, das ist es, was Dich quält, und Du wirst Dich dadurch erleichtern."

Paul zog den Brief, den er kürzlich empfangen, hervor, breitete ihn auf dem Tisch aus und las: „Durch einen Zufall kam ich also dazu, nach Butyrki zu reisen. Du kannst verstehen, daß ich mit Rührung das kleine, liebe Plätzchen an dem kleinen Binnensee wiedersah, wo wir so viele schöne Stunden verlebt, Du, Deine Frau und ich. Ich sah das Hüttchen, dessen grüne Fensterläden wir beide eines Samstagnachmittags bemalten, während Anna zur Stadt war. Der Regen hatte die Farbe abgespült, denn wir hatten zu viel Terpentin genommen, Paul. Die Fliederhecke, die wir vor dem Eingange des Häuschens gepflanzt, sah aus wie ein Bündel Reisig, denn das Vieh hatte die Erde an den Wurzeln niedergetreten, so daß sie entblößt lagen. Von Deinen Rosenbüschen sah man nicht die Spur, denn die Leute, welche die Hütte bewohnten, hatten dort ‚gelichtet'. Ich trat durch die Pforte in den Garten. Man sah nichts mehr von ihm; er war ganz und gar mit Disteln bewachsen. Ich suchte nach dem Erdbeerenland, doch ich sah nur Disteln, große, daunige Milchdisteln. Wo die Apfelbäume gestanden, waren Vertiefungen im Boden; sie schienen ausgegraben zu sein. Die Stachelbeerbüsche hatten noch etwas Leben, doch sie waren teils ausgegangen, teils entartet, so daß die großen englischen kleine grüne Beeren trugen, so groß wie Erbsen. Ich will Dich mit weiteren Einzelheiten verschonen. Als ich dann Nikolai ausfindig machte, der sich auf einem Heuboden versteckt hatte, sagte er, Andreas hätte den Garten mit Fleiß zerstört; als ich nachher aber Andreas traf, sagte dieser, Nikolai hätte die Bäume und Pflanzen an die Nachbarn verkauft, nachdem Dein Gehöft konfiszirt worden. Wie ich daran dachte, wie gut Du gegen diesen Nikolai gewesen, den Du wie Deinen Freund behandeltest, und wie Du —" („und so weiter!" unterbrach sich Paul). „Deine Stute Fanny sah ich vor dem Pfluge gehen." („Das ist recht," murmelte Paul, „wir sollen arbeiten!") „Dann . . ." („und so weiter"). „Dann kam ich zum Viehhofe hinauf. Welch entsetzlicher Zufall mich dorthin führte, weiß ich nicht, denn man war gerade beim Schlachten. Wer lag dort blutend, mit aufwärts gerichteten Augen und der großen Wunde im Halse? Die Sonne, die Schellenkuh" („et cetera!") . . . „Doch als ich, nachdem ich die Greuel der Verwüstung gesehen, durch das Dorf heimging, sah ich, wie vor jeder Hütte ein blühender Obstbaum stand, da dachte ich: ‚Paul hat zur Freude anderer gearbeitet, und was er gesät, werden sie ernten; deshalb wird Paul die an und für sich nach gewöhnlichen Begriffen traurige Sache wenn auch nicht als eine für ihn frohe, doch nicht als ein Uebel auffassen,

denn er ist ein neuer Mensch und will nicht nur für sich und die Seinen arbeiten!"

Er schwieg und legte den Brief zusammen.

„Ist Dir jetzt leichter zu Mut?" fragte Anna.

„Ja, es ist schwer auf eine Weise, doch ich fühle mich freier. Nicht um des Friedens, der Ruhe willen verbot Jesus von Nazareth seinen Jüngern, etwas zu besitzen. Nichts bindet den Geist mehr als der Besitz. Die Furcht vor dem Verlust gibt niemals Frieden, die Hoffnung auf Erwerb niemals Ruhe. Ist es da sonderbar, daß die neuen Menschen vor allem an die Befreiung vom Eigentum dachten, wie es auch die ersten Christen gethan? Jetzt bin ich frei, Anna, und jetzt will ich meine Freiheit gebrauchen!"

„Aber Nikolai, Dein Freund! Das war traurig!"

„Als ein Verlust, ja! Doch wir sollen lernen, die Freunde nicht als unser, als unser Eigentum zu betrachten! Aufrichtig gesagt, thut es mir mehr leid um Fanny, sie, die gewohnt war, vor der Tarantaß zu tanzen und gestriegelt und gestreichelt zu werden! Die arme Fanny, die eine feine Erziehung genossen! — Willst Du jetzt nach Hause fahren, Anna?"

Sie erhoben sich und gingen zum Boot.

*

An einem Märzmorgen erwachte Paul Petrowitsch gegen drei Uhr. Er glaubte den Ruf seiner Frau gehört zu haben, aber als er jetzt im Bette liegend lauschte, hörte er nichts. Es war still im Hause, still im Freien. Durch die Fensterläden sah er das Morgenlicht leise, schilfgrün hereinschimmern. Dies feierliche Schweigen war seine Freude, an die er als Stadtbewohner nicht gewöhnt war. Er hörte Stimmen in dem Schweigen, friedevolle, hoffnungsvolle, liebevolle Stimmen, die ernste, nüchterne Worte von der Zukunft redeten; er hörte die Erinnerungen an das Vergangene wie klagende, schmerzensreiche Weherufe, die zur Hilfe für die Leidenden aufforderten.

„Kytt, kytt, kytt," begannen jetzt die Spatzen dort draußen. Sie waren die ersten, welche den Morgen begrüßten. „Kytt — kytt — kytt — kytt," erklang es aus einem andern Busch, wo eine andere Familie sich für die Nacht niedergelassen hatte. Die Drossel erwacht und läßt ihre Mollfigur ertönen, die ein Lied sein soll, jedoch immer nur ein Ansatz bleibt; melancholisch, als ob der Sänger den Schmerz empfindet, mit der Lust geboren zu sein, ohne die Fähigkeit, sie zu befriedigen. Der Buchfink, der fröhlich ist, trotzdem er nur ein paar kurze Takte eines Liedchens kann, stimmt ein, lebenslustig, immer bereit, ohne daß er fürchtet, sich zu wiederholen; der Laubsänger beginnt nun seine Arie, die nicht gerade ein Meisterstück ist, aber doch ein Thema mit Variationen von beachtenswerter Länge besitzt; er weiß, daß er den ersten Tenor hat. Jetzt werden die anderen kampfeslustig, vielleicht auch eifersüchtig, und aus den Lorbeerbüschen, Cypressen, Zedern, Mahagoni- und Buxbäumen, aus allen Büschen und Bäumen, die im März etwas Wintergrün tragen, ertönt jetzt ein fürchterlicher Chor, durch welchen doch immer die starke, melancholische Stimme der Schwarzdrossel hindurch schallt.

Paul erhebt sich und öffnet die Balkonthüre. Ein Meer von Licht schlägt ihm entgegen: die Sonne ist noch nicht aufgegangen; doch blau liegt der See, als ob der Himmel herabgefallen wäre, und aus seiner Tiefe erheben sich die Savoyeralpen mit dem Bilde der vier Jahreszeiten auf ihrem weiten, dunklen Hintergrunde. Unten am Strande stehen die wintergrünen Bäume und Büsche, von denen Laurus tinea gerade jetzt mit weißen Büschen wie im Sommer übersät ist; in den Gärten wächst Lattich und Kohl; darüber, in der Region des Frühlings, blühen die Pfirsichbäume mit ihrem rosigfarbenen Schnee, dort schimmern die Walnußbäume lichtgrün, und dort blühen die Primeln und Anemonen; weiter aufwärts stehen die Buchenwälder noch braun, wie im Herbst, und ganz oben liegt der Schnee, weißbläulich' glänzend, aber jetzt gerade schimmert er rosenrot von dem ersten Schein der Morgenröte. Und nun singen die Vögel allzumal. Ein Lichtbogen, der rötlichgelb gerandet ist, wie die Schale einer Apfelsine, schwebt über dem geraden Kamm des Rocher de Naye; und in breitem Streifen bricht ein Sonnenstrahl hervor, ein Strahl, der über die Wiesenflächen dahineilt und den Tau trocknet, ein neuer Strahl, ein ganzes Bündel, und dann erscheint der obere Rand der Sonnenscheibe, schwankend, zitternd, als ob sie auf ihrer alten, abgenützten Achse einherknarrte. Und die Schatten ziehen sich scheu an die Füße der Berge zurück und verbergen sich in den Tannenwäldern, um in der Kühle bis zum Abende zu ruhen.

Paul ging auf dem Balkon bis an das Fenster seiner Frau. Die weiße Gardine war schlecht zugezogen. Er sah sie nicht selbst, aber er erblickte die beiden Kinder. Wera hatte ihr Köpfchen über den äußeren Rand des Kissens gelegt, und ihr ausgestreckter Arm mit der kleinen, geöffneten Hand hing über die Bettkante hinaus. Ihr Gesicht war infolge des Schlafes gerundet, und der offenstehende Mund zeigte kleine weiße Zähnchen, die noch keinen Fleck hatten. Ihr ganzes Gesichtchen lächelte, und er meinte fast, dem Blick der blauen Augen durch die Augenlider hindurch zu begegnen. Paul seufzte schwer, als ob er seine liebste Hoffnung von etwas Unbekanntem bedroht sähe. Jetzt hörte er ein leises Wimmern von dem Bette seines Weibes her, aber er wollte sie nicht wecken. Wahrscheinlich träumte sie etwas Böses aus der Vergangenheit, welche sie nie vergessen konnte. Er ging wiederum in sein Zimmer, kleidete sich an und ging in Strümpfen in

den Garten hinab. Er beschaute seine Aprikosen- und Pfirsichspaliere, die bereits verblüht waren und anfingen, Ansätze zu den Früchten zu bilden; er begrüßte seine Bienen, die bereits bei der Arbeit waren, und nun wollte er nach dem Viehstalle gehen, als er einen lauten Jammerruf aus dem Zimmer seiner Frau vernahm. Er sprang die Treppe hinauf und lauschte an der Thür. Jetzt hörte er seinen Namen wimmern. Er klopfte an die Thür und trat ein. Da lag Anna mit schmerzgerötetem Gesicht und wand sich in ihrem Bette.

„Warum thatest Du nicht, wie ich Dich gebeten, Anna Iwanowna, und gabst der Hebamme Nachricht, als noch Zeit war? Jetzt stehen wir da: Bernhard ist bei seiner Familie, und ich muß Dich allein lassen."

„Mache mir jetzt keine Vorwürfe, lieber Paul, sondern beeile Dich."

„Verzeih, Geliebte," sagte Paul und streichelte mit seiner Hand über ihre heiße Stirn.

Wera erwachte bei dem erneuten Jammerruf ihrer Mutter. Sie richtete sich im Bette auf, sah mit Entsetzen nach ihrer Mutter hin und sagte: „Papa soll Mama nicht wehe thun."

„Nein, liebes Kind, Papa thut Mama nicht wehe, aber Mama ist krank."

Paul küßte sein Weib und eilte hinaus. Aber als er zur Gartenpforte gelangte, hörte er ihren Angstschrei, der wie ein Wehruf den Vogelgesang durchdrang, wie ein Warnungsruf für diejenigen, welche jetzt jubelnd Hochzeit feierten ohne Furcht, ohne einen Gedanken an den Schmerz der Geburt, den Schmerz des Todes.

Er sprang die Anhöhe nach Lausanne hinauf, sprang, so daß sein Herz schlug und das Blut in seinem Gehirn wogte. Er kam bis zu dem kleinen Kirchhofe mit den schwarzen Cypressen, als er plötzlich anhielt und es durch seinen ganzen Körper zu zucken begann, so wie es sonst in seinem Gesicht zuckte. Er stand völlig bewegungslos da und hielt sich am Gitter des Kirchhofes; dort sank er nieder und kam nicht weiter, denn seine Kniee hatten sich gebogen und sein Körper sich zusammengekrümmt wie unter dem Einfluß einer galvanischen Batterie. Er sah die verwachsenen Gräber durch die Stäbe des Gitters und wäre in Ohnmacht gefallen, hätte er sich nicht seine Hände an einem Nesselbusche verbrannt. Da kam er zur Besinnung, dachte an sein Weib und schrie um Hilfe. In dem Fenster der katholischen Kapelle, dem Kirchhof gerade gegenüber, erschien jetzt ein fettes, blauschwarzes Gesicht, mit einer weißen Schlafmütze bedeckt. Es war der Priester, welcher soeben aufgewacht war und den Ruf gehört hatte. Als er Pauls verzerrtes Gesicht und zusammengesunkene Gestalt sah, glaubte er, es wäre ein Betrunkener auf dem Heimwege von einem nächtlichen Gelage, und schloß sofort das Fenster mit dem einen Worte: „Trunkenbold!"

Doch Paul rief fortwährend um Hilfe. Er hob seine Faust gen Himmel, er raufte sein Haar, er fluchte jenen, die im Gefängnis seine Kräfte gebrochen hatten, um ihn zu zwingen, etwas zu bekennen, das er nicht wußte, und jetzt reute es ihn, daß er dem damals so nahen Tode entflohen war, denn das Leben war ihm in diesem Augenblick schwerer, als er es jemals hätte ahnen können. Mit Sehnsucht dachte er an die Tortur in St. Petersburg, wo er einsam litt, während er jetzt für sie litt, für einen andern, und er mußte gestehen, daß das Gefühl für andere stärker ist, als das Gefühl für einen selbst. Er sah die Kammer, in der Anna einsam lag, die Schmerzensrufe niederkämpfend, um nicht die Kleinen zu erschrecken.

Als er eine Zeit lang gerufen, kam ein Pächter, der in der Nähe wohnte, herbeigelaufen.

„Was fehlt Euch?" fragte er teilnahmsvoll.

„Ich bin krank," antwortete Paul, „aber mein Weib liegt in Kindesnöten; lauft in des Himmels Namen zu der Hebamme in Lausanne und bittet sie, sofort zu dem Rosenzüchter in Ouchy zu kommen. Kümmert Euch nicht um mich, eilt und der Himmel segne Euch."

Der Pächter wollte Paul erst helfen, doch Paul schlug dies aus und fing an, den Berg hinab heimwärts zu kriechen.

Mitunter hielt er an und schob die spitzen Steine zur Seite und dann fluchte er. Wer ihm dort begegnet wäre, hätte geglaubt, eine Schildkröte zu sehen, welche sich aufzurichten versuchte, um aufrecht zu gehen und dem Himmel ins Auge zu sehen, wie einer der Herren der Schöpfung. Der Schweiß rann Pauls Gesicht und Bart hinab, und vor seinem Munde bildete sich Schaum.

„Seht den Menschen," brach er aus, „seht den Menschen, zu Boden geworfen von dem Herrn der Welt! O Gott, Deus optimus, maximus, sieh, wie deine Stellvertreter die Menschenkinder in Reptilien verwandeln und ihnen das Rückgrat zerbrechen, wenn sie ihr Haupt erheben wollen. Sieh, wie sie dein Meisterwerk geschändet, wie sie es verstanden haben, des Zeitalters, des Menschengeistes größte Erfindung zu benützen, die als ein Sprachrohr zwischen den Völkern hätte verwendet werden sollen! Vom Himmel haben sie den Blitz gestohlen, um uns mit Lahmheit zu schlagen, o Herr, wie lange?..." Darauf sammelte er sich, als ob er sich schämte, weil er deklamirt hatte, und kroch weiter dem Seitenwege zu.

Er kroch den Weg entlang, welcher seinem Hause zu führte. Da hörte er von neuem den Jammerruf seines Weibes. Er konnte nicht länger kriechen, denn der Notschrei zuckte in seinem Rückgrat und seinen

Nerven, sondern jetzt rollte er sich, denn er mußte zu ihr. Als er näher kam, hörte er auch die Kinder schreien, so verzweifelt, so hilflos. Die Thränen rannen seine Wangen hinab und mischten sich mit dem Staube des Bodens, so daß sein Gesicht völlig unkenntlich geworden, als er endlich bis an den Brunnen gekommen war, in dessen Bassin es ihm glückte hinein zu kriechen. Das kalte Wasser schien beruhigend zu wirken, und sein Körper richtete sich allmälich wieder gerade. Nachdem er eine Weile den Wasserstrahl über Nacken und Rücken hatte spülen lassen, stieg er aus dem Bade, eilte auf sein Zimmer und zog sich einen trockenen Rock an. Gleich darauf war er am Bette seines Weibes.

„Sie kommt sofort," flüsterte er, sich über sie beugend, „sofort."

Alsdann trug er die Kinder und die Betten in das Nebenzimmer und fing an, sie anzukleiden, während sie fortwährend „Mama, Mama!" riefen. Dann verließ er sie einen Augenblick und ging zur Mutter hinein, die ihn gewaltsam umarmte, während sie sich in Schmerzen wand. Darauf eilte er auf den Balkon, um zu sehen, ob sie bald käme. Er betete zu Gott, denn er glaubte an einen Gott, wenn auch nicht an die Macht des Gebetes, Kleinigkeiten in der Lenkung dieses kleinen Erdenlebens zu ändern; er betete zu Gott, wie er es in seiner Kindheit gelernt, denn er war jetzt schwach. Und die Natur dort draußen, sie lächelte so unharmonisch zu seinem Jammer, und die Vögel sangen ebenso frisch wie vorher. Nun mußte er wieder hinein und Sophia mit ihrem Strumpfe zurecht helfen, denn sie hatte ihn umgekehrt angezogen, und dann wieder zu Anna, wenn die Wehen kamen, und sie mußte seinen Hals umfassen und sich im Bette erheben, als ob sie an seiner Brust sterben wollte. Dann legte sich nach einem neuen Angstschrei der Sturm wieder; und nun lag sie da, ruhig, mit rosigen Wangen, aufgelösten Haaren und glühenden Augen. Darauf mußte er im Herde Feuer machen, bis das Kleine käme. Er eilte zu Wera und Sophia hinein und holte alle Bilderbücher, alle Photographien, die er besaß, hervor. Und dann mußte er die Kommodenschublade öffnen und kleine Kinderkleider und Aehnliches hervorsuchen, was Anna ihm vom Bette aus auftrug. Schließlich mußte er in den Keller hinab, um die Badewanne zu holen.

Als er mit der Wanne die Treppe hinaufkam, hörte er einen entsetzlichen Angstschrei, stärker als irgend ein früherer, und als er in das Zimmer trat, lag Anna still mit einem sonnigen Lächeln über ihrem Antlitz, matt, ruhig und Atem holend. Unter der Decke hörte er ein Wimmern, das zunahm und zu einem schwachen, lebenslustigen Geschrei ward, wie es Paul so gut kannte. Er wurde froh, denn er wußte, daß es jetzt überstanden sei; er war Arzt und wußte, daß im Zögern Gefahr lag, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, die Decke zu lüften, nein, er war noch allzu sehr ein alter Mensch. Bei jeder andern Frau, doch nicht bei seinem Weibe! Er sah sich in einem neuen satanischen Dilemma, ebenso schwer wie das frühere, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, er konnte nicht. Warum konnte er nicht? Er wußte es nicht, aber es war so! Da hörte er Schritte auf der Treppe. Er stürzte hinaus und stieß auf die erwartete Frau. Er umarmte sie und schob sie in das Zimmer. Darauf holte er die Mädchen und führte sie in den Garten hinunter.

Er atmete leichter, während seine Kniee noch zitterten. Er sah zu den Bergen auf, sie standen so sicher und leuchtend wie immer, und der Himmel war klar. Er pflückte die schönsten Tazetten und Tulpen ab und band einen Strauß, nur aus hellen Farben bestehend, keine blutroten, keine brandgelben, nur weiße und rosagelbe, die das Auge beruhigten.

Nach einer halben Stunde trat die Frau auf den Balkon heraus und winkte ihm. In einer Minute war er oben und hielt seinen Sohn in den Armen. Das war eine wunderbare Freude, wie er sie früher nicht empfunden, und er konnte nicht fassen, warum ihm dieses mehr Freude machte als seine erste Tochter. Umarmte er sein Ebenbild? War das ein neues Ich, in dem er hoffte, alle seine Träume von einem neuen Menschen verwirklicht zu sehen, ein Sprößling auf dem alten Stamme, der neu und frisch emporwachsen sollte, der nicht alle jene Thorheiten lernen sollte, die er hatte lernen müssen und die er jetzt, wie Unkraut, nicht mit einemmale ausrotten konnte, ein Repräsentant des kommenden Geschlechts, der vielleicht mit neuen Gedanken, neuem Gehirn, neuem Herzen geboren worden war! Vielleicht! Und dann legte er den Sohn an die Brust der Mutter, wo er schlummern und wachsen sollte, während die Eltern daran arbeiteten, neue, würdige Eltern dem Manne der neuen Zeit zu schaffen.

Wenige Tage später saß Paul Petrowitsch an Annas Bett. Ihr Gespräch stockte, und es war vollkommen still geworden, so daß man nur die leisen Atemzüge des Neugeborenen von der Wiege her hörte. Aber in diesem Schweigen vernahmen sie beide, was ein jeder von ihnen dachte. Paul hörte, wie Anna dachte: „Jetzt haben wir eine ganze Weile über Dinge geredet, um die wir uns nicht im geringsten kümmern." — Und Paul selbst dachte: „Was mag sie wollen?"

Endlich begann Anna mit einer Stimme, der sie einen möglichst weichen Klang gab, damit die Worte wirklich wie eine Bitte klingen sollten: „Paul Petrowitsch, ich habe eine Bitte an Dich!"

„Also etwas, das meinen Wünschen widerstreitet,

Anna Iwanowna, denn sonst brauchtest Du nicht zu bitten!" antwortete Paul unruhig.

„Ja!" sagte Anna verzagt.

„Jetzt kommt also das Unvorhergesehene! Sprich!"

„Werde nicht böse auf mich, Paul, verachte mich nicht, aber schlage mir meine Bitte nicht ab! Laß uns unseren Jungen taufen."

Paul blieb sitzen, ziemlich ruhig.

„Ein Rückfall! Hm! Das ist sehr natürlich, aber es gibt auch natürliche Dinge, die unbehaglich sein können, wenn zum Beispiel der Blitz in einen Schornstein schlägt, oder dergleichen. Dieser Fall ist schlimm, Anna Iwanowna. Wir haben es verschmäht, den Priester zu benützen, als wir uns verheirateten, und jetzt sollen wir hingehen und um Verzeihung bitten. Das ist wirklich schlimm."

„Warum ist es schlimm, wenn nicht wir hingehen und um Verzeihung bitten? Denn Du sagst ‚wir'! Du brauchst es nicht zu thun, ich kann es ja alleine!"

„In jedem Falle bleibt das Kind doch auch mein Kind; und man kann es niemals fortraisonniren, daß mein Kind getauft ist! Das ist ein schlechtes Beispiel für ‚die Freunde'."

„Schiebst Du die Freunde zwischen mich und Dich, Paul?" fragte Anna mit einem ziemlich harten Ton.

„Nein," antwortete Paul, „und, Anna Iwanowna, Du darfst dem Worte ‚Freunde' keinen häßlichen Klang geben. Du weißt, Anna, was die Freunde bedeuten; es ist nicht eine Person oder mehrere, es ist die Sache! Aber die Frage ist schwierig! Ich halte es für ein Verbrechen, mein Kind den Herren der Macht oder Gewalt zu weihen; Du hältst es für ein Verbrechen oder etwas Aehnliches, Dein Kind nicht zu taufen. Was würde Salomo in diesem Falle antworten, Salomo der Weise nämlich; was Salomo, der Gesetzgeber, geantwortet hat, wissen wir, aber wir, Anna Iwanowna, wir wenden uns nicht an das Gesetz, welches wir nicht anerkennen!"

„Darum bat ich Dich auch, Paul Petrowitsch, das Kind taufen zu dürfen. Ich bat!"

„Ich will nach einem starken Grunde gegen mich suchen, Anna, Geliebte, damit ich Deinen Willen thun kann. Die Freunde werden sagen: ‚Pfui, Paul Petrowitsch, der den schmutzigen Priester verachtete, als er sich verheiratete, hat sein Kind hinter seinem Rücken von seiner Frau zur Taufe bringen lassen.' Was soll ich antworten?"

„‚Ich that nach dem Willen meines Weibes, weil ich sie liebte,' sollst Du antworten."

„Doch dann werden die Freunde sagen: ‚Er liebte ein Weib mehr als die Wahrheit; er ist nicht der, den wir suchten!'"

„So wird aus einem einfachen, gleichgiltigen Dinge eine große Sache!"

„Es ist keine gleichgiltige Sache, sein Kind der Unwahrheit anzugeloben. Und bedenke, Anna, wenn Du es später bereuen würdest, denn das wirst Du thun!"

„Wann wird das Ungemach aufhören, Paul? Hältst Du eine Vereinigung unter Gatten möglich, wenn wir in dem Bande, das uns vereinen sollte, gerade das trennende Ungemach am härtesten empfinden?"

„Ich glaube, daß unter den jetzigen Verhältnissen nichts möglich ist, aber darum, Anna, gerade darum wünschte ich vor allem, daß wir anfingen, die Verhältnisse mit unseren Kindern zu ändern! Ich mache Dir keinen Vorwurf, denn ganz dasselbe hätte mir begegnen können, und dann wäre dasselbe Verhältnis eingetreten, nur umgekehrt! Was sollen wir thun? Denn ich thue nichts, ohne Deinen Rat zu hören! Können wir in diesem Falle unsere Wünsche vereinen? Können wir zu gleicher Zeit taufen und nicht taufen? Können wir einig werden, ohne daß der eine wider sein Gewissen handelt? Und muß nicht der eine sich dem andern unterwerfen, wie auch die Entscheidung ausfallen mag? Und ist die Unterwerfung geschehen, dann ist unsere Vereinigung gelöst! Nicht wahr?"

„Das ist traurig, Paul, aber was sollen wir beginnen! Ich kann mir nicht helfen, aber ich bekomme keine Ruhe, bevor der Kleine getauft ist! Es ist thöricht, es ist abergläubisch, doch ich kann mir nicht helfen, hörst Du!"

„Das glaube ich Dir, Anna! Ich weiß, daß körperliche Erschütterungen die Seele gleichsam um und um wenden, so daß nach oben kommt, was auf dem Boden lag; ich weiß, daß Sterbende wieder in ihren alten Kinderglauben zurückfallen, und es wird immer als ein Beweis für den schlechten Glauben Voltaires aufgeführt, daß er in bewußtlosem Zustande einen Rückfall bekam; ich weiß selbst, daß ich heute noch die Bläschen in der Theetasse beobachte und mich im Dunkeln fürchten kann, weil mich meine Wärterin in der Kindheit solchen Aberglauben lehrte! Du sollst Dein Kind taufen, Anna, aber ich werde nicht daran teilnehmen! Und wir sprechen niemals wieder hievon."

Anna ergriff seine Hand und küßte sie.

„Danke, lieber, lieber Paul; Du hast mich so unsagbar glücklich gemacht."

„Aber wir wollen niemals wieder darüber sprechen, Anna! Ich hätte es Dir ja auch nicht abschlagen können; denn es ist Dein Kind."

„Und Deines ebenfalls, Paul. Du hast auch das Gesetz auf Deiner Seite, denn das Gesetz befiehlt, daß das Kind die Religion des Vaters an-

nehmen soll. Doch die Gesetze sind von Männern *gegen* die Frauen gegeben."

„Nein, Anna Iwanowna; die Gesetze sind von *Männern* und Frauen gegeben worden, denn wir haben Kaiserinnen gehabt, welche ebenfalls Gesetze *gestiftet* haben; die Gesetze sind von den Männern und Frauen der Oberklasse wider die Männer und *Frauen* der Unterklasse gegeben worden. Gerechtigkeit! Anna Iwanowna, und laß uns Freunde sein, wenn wir wider das Gesetz streiten!"

*

Obgleich Paul seinen Willen auf Annas Wunsch aufgegeben hatte, empfand er dennoch keine Unterwerfung. Anna dagegen hatte eine Gabe von Paul angenommen und empfand Schuldbewußtsein. Wenn Paul das nächstemal einen Wunsch hatte, der ihren Wünschen widersprach, mußte sie nachgeben. Ihre Ruhe war gestört. Täglich, stündlich sah sie ihren Gläubiger vor sich. Jeden Augenblick fürchtete sie, daß er mit seiner Forderung kommen würde. Ihre Gedanken drehten sich nur um die eine Frage: was wird er fordern? Sie ersann alles Erdenkliche, und wobei sie auch in Gedanken verweilen mochte, immer war es ihr zuwider, in dem Punkte nachzugeben, denn es kam ihr wie ein Eingriff in ihre Persönlichkeit vor; sie konnte nicht Nein sagen, denn es war eine Schuld, und sie hatte dieselbe nur zu bezahlen. Ihre Seele war unfrei, denn sie hatte sich einzeichnen lassen. Aber sie konnte nicht die Taufe des Kindes aufgeben, denn die Gewissensskrupel waren stark. Und selbst wenn sie davon Abstand genommen hätte, sein Geschenk hatte Paul ihr ja dennoch gegeben. Paul empfand, daß sich eine Scheidewand zwischen sie geschoben, aber er konnte sie nicht fortschaffen. Darüber zu sprechen war unmöglich. Es war geschehen, ganz einfach, und die Scheidewand war da. Er fürchtete, zu verwunden oder Argwohn zu erwecken, und fing daher an, verschlossen zu werden. Nunmehr hatte er auch keine Sicherheit, daß er nicht auf andere Anschauungen älteren Datums stoßen würde, welche bei Anna wieder aufgetaucht waren. Anna empfand ihre Schuld noch stärker infolge von Pauls Zartgefühl, und je zartfühlender er war, desto mehr wuchs die Schuld. Täglich und stündlich ihren Gläubiger vor sich zu sehen, zu wissen, daß man auf Kosten seiner Barmherzigkeit lebte, weckte bei Anna ein Gefühl von Kälte, ja beinahe Unwillen gegen Paul. Andererseits schien es ihr, als ob sie gleichsam einen Teil ihrer selbst dadurch wieder gewonnen, daß sie einen Teil ihrer alten Gefühle und Anschauungen wieder erhalten hatte. Es machte ihr das Gefühl fast Freude, daß sie einen Gedanken besaß, den Paul nicht teilte, denn er war ihr ausschließliches Eigentum, etwas, das sie nicht von ihm erhalten, denn alle neuen Gedanken hatte sie von ihm. Daß sie die alten Gedanken von anderen bekommen, von Eltern und Lehrern, bedrückte sie nicht, denn sie hatte sie nicht von *ihm* bekommen, und dies schien ihr die Hauptsache zu sein.

Der Tag, an dem die Taufe stattfinden sollte, war herangekommen. Bernhard sollte Taufzeuge sein. Den Kleinen zierte ein hübsches Taufkleidchen. Paul kam vom Garten in die Zimmer hinauf und half die Mädchen, welche mitfolgen sollten, anzukleiden. Dieser Edelmut machte auf Anna wiederum einen unangenehmen Eindruck. Sie versuchte Hohn darin zu lesen, doch sie konnte es mit dem besten Willen nicht. Nun waren sie angekleidet und zur Fahrt bereit. Anna sagte ziemlich kurz, leb wohl. Paul küßte die Kinder. Er wollte sagen, sie möchten recht behutsam mit dem Kleinen umgehen, aber er besann sich eines andern; Anna that es gewiß schon von selbst. Und dann fuhren sie ab.

Paul blieb im Zimmer. Es war Nachmittag. Es ward ganz still, und Paul, der in seinem Heime früher niemals allein gewesen war, empfand dies sehr eigentümlich. Sie waren fortgefahren, alle, die seinen Willen am Leben zurückhielten, diesem Leben, das ohne jene ihm eine Pein war. Für die Zukunft hatte er genug gethan, mehr wie andere, und er glaubte nicht, daß sich die Folgen zeigen würden, bevor mehrere Geschlechter dahingegangen wären. Als die erste Beklommenheit nachgelassen, setzte er sich auf den Balkon hinaus. Er atmete freier, schien es ihm. Er war nicht genötigt, seine Gedanken mit einer ermüdenden Aufmerksamkeit auf sich selbst, seine Worte, sein Benehmen zu teilen. Er dachte klarer in der Einsamkeit und Stille. Und wie er die Gedanken kräftig ihren Weg vorwärts eilen sah, ohne zurückgehalten zu werden, ohne irgendwo anzurennen, wuchs sein Mut und seine Hoffnung. Er fühlte die Möglichkeit, sich aus dem Labyrinthe hinaus zu denken, in welches ihn die Erziehung eingemauert hatte. Der Zweifel verflog und in allen jenen zarten Banden sah er nur Bande. Wie, wenn Anna eines Tages begehren würde, die Kinder in die Schule gehen zu lassen, in die Schule, wo sie lernen würden, ebenso schlecht zu sein, wie er einst gewesen! Daß sie dies begehren würde, hatte er Grund zu befürchten. Dann mußte er von neuem seinem Gewissen oder ihrem Gewissen Gewalt anthun. Aber war nicht eine Mutter berechtigt, für das zu arbeiten, was sie als das Wohl ihrer Kinder ansah? Ja! Also würde er gezwungen, ihrem Gewissen Gewalt anzuthun. Das konnte er nicht. Er, der Gewissensfreiheit für alle erstrebte, er sollte damit anfangen, ihrem Gewissen Gewalt anzuthun! Nein! Aber that er dies nicht, so würde es ja nie anfangen, das Neue, das da kommen sollte! Und machte er nicht mit seinen Kindern den Anfang, wer sollte es dann

thun? Ja, er wollte weiter an der Veränderung des Ganzen, an der Veränderung der Anschauungen arbeiten, dann würden sie schon nachfolgen, die anderen! Und die Hoffnung, mit den Seinen den Anfang zu machen, mußte er, um des Ganzen willen, im Stiche lassen. So sollte es sein. Er würde seinen Weg gehen, seinen einsamen, furchtbaren Weg, wohin er ihn auch führen mochte. Es blieb ihm nichts anderes übrig. So nur konnte er etwas Großes und Nützliches vollbringen. Es war ein grausames Opfer, eine bittere Verrechnung, doch das Schicksal wollte es so! Aber wenn er nicht stark genug war, wenn er zusammenbräche? Dann mochten es später andere unternehmen. Indessen, keine leeren Worte. Er wollte sich erst prüfen.

Er trat an den Schreibtisch in Annas Zimmer und schrieb auf ein Papier: „Ich verreise auf einige Tage. Lebe wohl so lange! Dein Paul." Dann packte er einige Kleidungsstücke in seine Reisetasche und wollte gehen. Doch in der Thür wendete er sich um. Dort stand die Wiege leer, aber auf dem Kopfkissen war noch ein kleines, feuchtes Grübchen, dort stand Weras Bett, dort Sophias. Es ward ihm dunkel vor den Augen, aber er ging. Ging zur Dampfschiffsbrücke hinunter, um auf das Boot zu warten, welches nach Evian auf dem Savoyerufer fuhr.

Die Brücke schiebt sich weit in den See hinein, und es schien ihm, als ob er in das Unendliche hinauswandere; vor dem Brückenkopf der blaue See und die blauen Berge; zwischen den dünnen Planken schimmerte das blaue Wasser; es war wie ein Weg, der nirgends hinführt, ein Sprungbrett in die Ewigkeit. Er setzte sich auf die äußerste Bank. Sein Gehirn fühlte sich ausgeruht und es arbeitete, ob aus Notwehr gegen andere Gedanken oder aus Sehnsucht nach der Freiheit, wußte er nicht, aber zu träumen oder zu schwärmen hatte es längst aufgehört.

Nun kam das Dampfboot. Paul setzte sich auf dem Verdeck so, daß er dem Schweizerufer den Rücken zuwendete. Er empfand ein heftiges Verlangen, irgend etwas vorzunehmen. So zog er denn sein Notizbuch hervor, begann zu schreiben und schrieb bis das Schiff in Evian anlegte. Jetzt kam der Abend heran. Er ging zu dem anspruchslosen Lion d'Or hinauf und nahm ein Zimmer, von welchem er die Aussicht auf den See und das Schweizerufer hatte. Nachdem er sich gewaschen, setzte er sich an den Tisch und las, was er geschrieben. Er freute sich, denn es enthielt eine Menge neuer Gedanken, und er sah, daß sein Kopf frei und ohne irgend einen störenden Druck gearbeitet hatte. Sein ganzes Dasein schwoll gleichsam an, und er empfand dasselbe Gefühl der Vergrößerung, das man erfahren kann, wenn man im Dunkeln liegt und es einem scheint, als ob der Kopf so unendlich groß sei. Er bestellte eine Tasse Thee und setzte sich an das Fenster, um zu trinken. Er schaute nach dem andern Ufer hinüber, sah die Kathedrale in Lausanne, den Turm Ouchy und Beau-Rivage, aber er empfand kein Unbehagen. Das große blaue Wasser lag zwischen ihm und dem Verflossenen. Er war über einen Abgrund gegangen, hatte die Brücke hinter sich abgebrochen und die Trümmer in die Tiefe hinab geworfen. Es gab keine Rückkehr. Einen Augenblick schwindelte ihm, aber er that sich Gewalt an. Darauf ging er in den einfachen Speisesaal hinab und setzte sich an einen einsamen kleinen Tisch, um zu essen. An einem andern Tisch saßen zwei französische Bürger, wie es schien, Kaufleute aus der Stadt. Paul ließ sich in eine Unterhaltung mit ihnen ein. Sie redeten über Handel, Zölle und Politik, und Paul merkte gar nicht, daß er ganz in der alten Weise sprach. Er sah die Dinge von all den alten Gesichtspunkten aus und widersprach den Leuten nicht ein einzigesmal. Er verspürte ein gewisses Wohlbehagen, indem er hörte, wie seine Stimme sich in vertraulicher Unterhaltung mit denen anderer Menschen vermischte; es war dasselbe warme Gefühl, wie wenn man alte Freunde wieder findet, die man seit langem nicht gesehen. Sein Kopf arbeitete ohne Anstrengung, ohne Aufsicht, die Zunge sprach ledig, und er empfand eine starke Zuneigung für diese Menschen. Er war gerade bei den Schutzzöllen, an welchen er eine nützliche Seite, eine humane Tendenz entdeckt hatte, als sich die Thür öffnete und ein Knabe eintrat, gefolgt von einem Priester. Der Knabe hatte eine sichere Haltung, und man sah ihm an, daß er reicher Leute Kind war. Er war fein gekleidet und trug einen Bädeker, sowie einen Alpenstock mit einem kostbar gearbeiteten Griffe in der Hand. Der Priester sah in seinem langen schwarzen Rocke wie ein altes Weib aus. Er half dem Zwölfjährigen seinen Ueberzieher auszuziehen und wollte für ihn in der Nähe des Ofens einen Platz aussuchen. Doch der Knabe hatte bereits einen andern Platz gewählt und wollte nicht am Ofen sitzen. Der Priester, welcher ein Mittelding zwischen Diener und Lehrer zu sein schien, folgte demütig. Als sie Platz genommen, fing der Knabe an im Bädeker zu lesen, der Priester hingegen stellte auf dem Tische vor dem jungen Herrn alles in Ordnung und schob eine Strohmatte unter die Füße desselben. Es lag etwas von weiblicher Zärtlichkeit in der Art, wie er seine Dienste verrichtete, aber der Schüler nahm diese kleinen Aufmerksamkeiten stolz und undankbar entgegen. Als sie ihr Essen bestellt hatten, zog der Priester sein kleines, schwarzes Brevier hervor und murmelte halblaut einige Lektionen, während er von Fragen seines

Eleven unterbrochen wurde, der in seinem Bädeker las. Der Priester beantwortete alle Fragen, entweder mit einem Nicken, während seine Lippen sich bewegten, oder mit einem Worte bei einer Pause. Schließlich steckte er das Buch wieder ein, erhob sich und holte den Ueberzieher, den er mit milder Gewalt seinem jungen Herrn über die Schultern hängen wollte. Doch dieser warf den Rock auf den Boden. Der Priester hob ihn lächelnd auf, klopfte den Staub ab und legte ihn auf einen Stuhl neben dem jungen Herrscher. Obgleich Paul im allgemeinen mit Priestern nicht Mitleid empfand, weil sie so viel Uebles thaten, konnte er sich nicht des Gefühles einer gewissen Erregung erwehren, als er sah, wie diese Zärtlichkeit schroff zurückgewiesen wurde. Dann bereitete der Priester den Salat zu, während der Herr die Weinliste las. Der alte Mann, welcher aussah wie die Entbehrung und Demut selbst, fragte in jedem Augenblick seinen Despoten, wie viel Oel er nehmen solle, und ob es genügend Essig oder Pfeffer und Salz wäre. Einer der Bürger, der auch dem Vorhaben der Fremdlinge zugeschaut hatte, wollte jetzt etwas Witziges sagen und meinte, da ein Priester zugegen war: „Ich glaube, wir bekommen schlechtes Wetter, denn die Krähen ziehen." Der Priester wußte, daß er und seine Brüder Krähen genannt wurden und antwortete: „Es kann auch schön werden, meine Herren. Die Krähen essen wohl mitunter Korn auf dem Acker, aber sie vertilgen auch Würmer!" Paul konnte nicht umhin, zu finden, daß der Priester recht hatte. Savoyen war ein armes Land, und bettelten auch die Priester bei den Reichen, so gaben sie doch den Armen. Als Paul sich erhob, um sich zur Ruhe zu begeben, hegte er die größte Sympathie für die Priester, welche wenigstens noch an etwas anderes dachten, als irdischen Erwerb.

Und er ging hinauf und legte sich zu Bett. Er fiel in einen tiefen Schlaf, beinahe wie Ohnmacht, und schlief bis um vier Uhr morgens; aber da war er vollkommen wach. Er sprang aus dem Bett. Was war geschehen? Seine letzten Gedanken vom gestrigen Abend kamen ihm zuerst zu Bewußtsein. Mit Spießbürgern war er einer Meinung gewesen und hatte mit einem Priester sympathisirt. Wie war das zugegangen? War das Räderwerk seines Gehirnes in Unordnung geraten, war es vielleicht rückwärts gegangen? Vorher hatte es doch so unbehindert, so frei gearbeitet. Was war geschehen? Weib und Kind hatte er verlassen, weil nach einer körperlichen Erschütterung seiner Frau dasselbe begegnet war, wie ihm jetzt. Ihn fror. Er empfand eine Leerheit, wie wenn er nur eine Haut ohne Eingeweide wäre. Er sah sich an einen elastischen Faden gebunden; jetzt hatte sich dieser so lang wie möglich ausgedehnt, aber er fing an, ihn zurück zu ziehen. Könnte er vielleicht zerreißen? Nein, nein! Ueber den See war er gefahren und hatte seinen großen Kopf mit sich genommen, aber das Herz lag noch am andern Ufer. Und jetzt war sein Kopf leer, da das Herz ihn nicht mit Blut versorgte. Gestern glaubte er, daß sein Kopf frei war, aber er war nur leer. Was er doch für dumme Gedanken auf eigene Hand gedacht hatte. Was suchte er gestern abend bei den einfältigen Bürgern? Blut für sein leeres Gehirn. Und dort bekam er altes, schwarzes, geronnenes, verbrauchtes Blut.

Er kleidete sich an und ging aus. Ging zum Ufer hinunter. Dort lagen die Weingärten mit ihren toten Walnußbäumen, aufgenagelt wie ganze Wälder von Golgatha; und mit diesen toten Baumstämmen waren die jungen, lebensfrischen Weinranken „vermählt", wie die Römer es nannten. Und nach einem Monat würden die schwarzen, unheimlich dastehenden Baumleichen sich mit frischem Weinlaub bekleiden. Er kam sich selbst wie ein entwurzelter Baumstamm vor, den das Grün noch nicht bedeckte; er fühlte, wie er allerhöchstens von anderen Grün erborgen könne, denn aus sich selbst konnte er keine frischen Triebe mehr entfalten, seitdem man in seiner Jugend Schwefelsäure auf seine Wurzeln gegossen. Aber vielleicht war es ihm möglich, auch solch ein zusammengenageltes Spalier zu werden, eine Stütze, an der die jungen Ranken der Sonne entgegenklimmen könnten.

Jetzt hatte er, tot wie er war, auf eigene Hand ausziehen und einen jungen Baum vorstellen wollen, aber dazu taugte er nicht. Doch notwendig war er dennoch. Würde er gefällt, so fiel der ganze herrliche Weingarten zusammen und würde am Boden verfaulen. Und hielten nicht die schwachen Ranken auch ihn aufrecht? Jetzt fühlte er es, daß er nicht allein für sich selbst stehen konnte!

Er ging in sein Zimmer hinauf, um einen Brief an Anna zu schreiben, doch er konnte nicht schreiben. Er fing an zu reden, daß die Ehe ein Unsinn sei, daß er niemals sicher sein könne, daß sie nicht noch mehr Rückfälle bekommen würde. Aber da hörte er eine kleine, weiche Stimme ihm ins Ohr flüstern: „Paul Petrowitsch, sei gerecht. Hast nicht auch Du unter einem Rückfall gelitten, einem Rückfall in die wildeste Romantik, indem Du, der die Gesetze vom Rückfall kannte, der dieses vorausgesehen, der wußte, daß wir Uebergangsmenschen gebrechliche Wesen sind, dennoch das Unsinnige vom Leben forderteſt? Die Ehe in ihrer Vollkommenheit wird sich niemals finden, nicht einmal unter den jungen Menschen, denn das Leben bietet nichts Vollkommenes. Hast Du es nicht besser als die meisten? Kannst Du deshalb nicht zufrieden sein? Laß uns zusammenhalten, denn unser Wohlbefinden in unendlicher Sympathie ist

nicht der Zweck der Ehe, denn die Ehe ist für das kommende Geschlecht gestiftet." Doch als Paul die Rede bis zum Ende gehört, antwortete er: „Wohl wahr, aber ist die Ehe für das kommende Geschlecht gestiftet, so müssen wir gemeinsam für das kommende Geschlecht arbeiten, und nicht ihm entgegen." Doch die Stimme antwortete wieder: „Komm doch zu uns und arbeite und gehe nicht einsam hinaus in die Welt und sprich in den Wind. Denn wir lieben einander, Paul. Die Liebe ist ein Mysterium, das Du niemals erforschen kannst, das wir niemals erforschen können. Sie ist nicht Sympathie, da wir eher Antipathie empfinden, Paul, und dennoch, Paul, lieben wir einander. Du fühlst, wie es Dich zurückzieht, wie Du einen Teil Deiner selbst auf der andern Seite des Sees gelassen. Sie ist nicht Gleichheit der Anschauungen, denn die Anschauungen können sich ändern und bilden keinen festen Grund; sie ist, was sie ist, die Liebe; zwei Egoismen in einen aufgegangen, aber wir waren etwas zu egoistisch, um den Egoismus aufgeben zu wollen, den wir mit dem alten Namen ‚Persönlichkeit', ‚Individualität schmücken. Ich habe einen Rückfall gehabt, Du ebenfalls einen, der ebenso schwer war, als Du die Besinnung verlorest und zu viel vom Leben begehrtest. Begehre etwas weniger und es wird besser!"

Doch jetzt erhob sich Paul. Die Wirklichkeit mit allen ihren Kleinigkeiten drängte auf ihn ein. Der Garten stand ohne Pflege, das Unkraut würde emporschießen, die Stämme der Rosen wilde Schößlinge treiben, die Bienen schwärmen und davonfliegen! Und dann die Kinder: Wera, seine älteste Bekanntschaft. Sie, die während der schlimmsten Zeit kam, wo es kaum Essen im Hause gab. Doch sie kam mit neuem Leben, neuen Kräften und mit Mut für sie alle. Mit dem Gedanken an sie konnte er Berge heben. Und wie sie dann später empor wuchs und auf seinem Knie am Schreibtische saß, während er Korrekturen las; dann später ihre kleinen Sorgen, als Schwesterchen kam. Da bekam sie nicht alle Zärtlichkeit allein. Sie sah sich getäuscht in ihrer Hoffnung und wurde schwermütig. Das war die erste Bitternis in ihrem Leben. Alles sollte sie mit Sophia teilen, Puppen, Kuchen und die Liebe der Eltern. Aber Vater hatte zwei Hände, um sie zu führen, und zwei Kniee, um sie darauf zu setzen. Doch es war nicht dasselbe, wie allein zu sein. Und dann Sophia, die gleich im Anfang merkte, daß sie nicht so willkommen war wie die Schwester; sie mußte begehren, was Wera alles ohne Bitte bekam, mußte sich jedes Recht erst erkämpfen. Hier konnte man lernen, er selbst zuerst, hier konnte er sehen, wie es nicht sein sollte, wie es einstmals hätte sein sollen, als er aufwuchs. Ja, und wer sollte denn das Haus besorgen und das Essen schaffen? Wie dumm, wie romantisch dumm er doch gestern gewesen. Gerade wie im Roman, wo man einen Koffer nimmt und reist.

Paul klingelte und bat um die Rechnung. Er wollte seine Romantik nicht noch weiter ausdehnen und einen dummen Brief schreiben. Er wollte nicht noch einen Tag länger hier sitzen und sich quälen, während sie auf der andern Seite des Sees saßen und sich grämten.

Nein, mit dem ersten Boot wollte er fahren, direkt zu Anna heimgehen und sagen: „Ich habe mich dumm benommen!"

*

Am Nachmittage des folgenden Tages saßen Anna und Paul unten im Garten und sprachen über das Verflossene. Paul hatte sich so nahe wie er konnte an sie heran gesetzt, als ob er sich bei ihr bergen, sich bei ihr wärmen wollte, und er hatte seinen Arm unter den ihren geschoben, als ob er wollte, daß sie ihn führen sollte.

„Unser schlimmster Feind, Anna, ist unser natürlicher Mensch, jenes Abbild von Etwas über uns, das sich mit allen Individuen derselben Art befreundet fühlt; er bricht unserem großen, berechtigten Hasse die Spitze ab; er bethört uns zu Mitleid mit unseren Feinden, macht uns schlaff, wenn wir zuhauen sollen, und haben wir zugehauen, flößt er uns Reue ein über eine schöne That, die auf Jahrhunderte hinaus befreit. Nichts bringt uns leichter zu Fall, als die Furcht vor dem Verluste der Sympathie Gleichstehender. Hast Du gefühlt, wenn das Herz erstarrt, wie das Eis in der Maschine, sobald Du den eisigen Blicken eines früheren Freundes begegnest, der Dich nicht mehr kennen will? Du weißt, daß er Unrecht hat und Du Recht, und in diesem Augenblick gibst Du dennoch ihm Recht und Dir selbst Unrecht. Anna, niemals werde ich jene Zeit vergessen — Du weißt — wo ich noch halb unbewußt ‚Bekannte Dinge in Moskwa' herausgab. Niemand konnte die Wahrhaftigkeit ableugnen, aber niemand wagte die Sache ernst zu nehmen. Damals kam man auf den Gedanken, das Ganze als eine Dichtung aufzufassen, und man war zu dem Auswege gezwungen, das Ganze in einen literarischen Erfolg zu verwandeln. Die Taktik war sehr klug. Man überbot einander in Lobsprüchen über die Kunst der Schilderungen — man verwandelte einen gut geladenen und gerichteten Schuß in eine Rakete, die man geradeaus in die Luft empor lenkte, wo sie in einen schönfarbigen Feuerregen versprühen konnte, den man mit Applaus begrüßte. Man ging noch weiter. Man nahm mich in den literarischen Klub, Artistischnoski Kruskoj auf. Nie vergesse ich jenen Abend. Dort sah ich von Angesicht zu Angesicht alle unsere Feinde; alle, die Glück gehabt, die wegen ihrer Talente, ihrer Kenntnisse gewichtige Namen hatten. Aber ich traf dort

auch viele, denen beides fehlte und die doch dort waren, weil sie Macht hatten. Es war hell und warm; die Wände waren mit Bildern behangen, der Fußboden mit weichen Teppichen belegt, die Decke vergoldet, der Tisch bog sich unter der Last der Speisen und Getränke. Keine scheelen Blicke; man nickte mir freundlich zu, als ob man sagen wollte: ‚Wir verstehen einander; Du wirst einer der Unseren und wir reden nie wieder über die Sache.' Ich, der ich plötzlich aus meiner dunklen Kammer hervorgezogen worden, aus Entbehrungen und Verachtung, ich war einer der Ihren geworden. Und wie menschlich, wie klein waren sie jetzt aus der Nähe gesehen: und wie demütig waren die Mächtigen, die wußten, daß sie hier aus Gnade waren. Sie beugten sich vor jener Gabe der Natur, die Talent heißt. Mein unerfahrener Sinn ließ sich blenden, und ich fand sofort Sophismen, um sie in Schutz zu nehmen. Sie waren nicht zusammen, so verteidigte ich sie, um einander zu bewundern, sondern um im Talente die freigebige Natur zu verehren, wo sie verschwenderisch ihre Geistesgaben ausgeteilt hatte, denn ich war ja so erzogen, daß ich noch an ‚Geist' glaubte. Hätte ich damals schärfer gesehen, dann würde ich bemerkt haben, wie sie alle umhergingen, als ob sie sich genirten, als ob sie sich selbst fragten: ‚Was habe ich gethan? Bin auch ich ein Genie?' Und mit gutem Grunde konnten sich viele fragen: ‚Was habe ich hier zu schaffen!' Nach dem Souper, wo wir uns in der intimsten Unterhaltung befanden — ich sprach gerade mit zweien der schlimmsten Feinde über die Emanzipation, und ich mußte ihre humane Art in der Behandlung dieser Frage bewundern — erhob der Redakteur der ‚Starowna Volja', Du weißt, unser Erbfeind, sein Glas und bat alle, die zugegen waren, mich in ihrem edlen Bunde willkommen zu heißen. Er redete mit Wärme über mein Talent — immer über Talent! — und berührte durchaus nicht die ‚Bekannten Dinge'. Man saß wie auf Nadeln, denn man erwartete einen unbehaglichen Ausbruch, eine Entlarvung. Nein, es kam nichts! Die Worte des Redners wirkten erwärmend auf mich; ich war erfreut, edle, menschliche Gedanken aus dem Munde eines Feindes zu hören; ich schämte mich meines ungerechten Hasses, und — bereute meine Schläge. Bereute sie, Anna.

„Als die Rede beendet, und alle mir zugetrunken — niemand weigerte sich! — erhob ich gerührt mein Glas, aufrichtig froh, gesehen zu haben, daß die Menschen besser waren, als ich geglaubt, da bemerkte ich mir am Tische gerade gegenüber in einer Gruppe dunkler Gesichter zwei brennende, auf mich gerichtete Augen! Iwan war es, der Maler. Er lächelte spöttisch, bemitleidend!

„Ich verlor meine Selbstbeherrschung, dankte kurz und gut für das auf mich ausgebrachte Wohl und fühlte mich mißmutig.

„Als ich das nächstemal den Klub besuchte, wurde ich noch mehr für ihn eingenommen als das erstemal. Ich sah, wie Feinde einander umarmten; Redakteure feindlicher Zeitschriften, die gegen einander schrieben, sah ich ganz friedlich neben einander sitzen und über brennende Fragen sprechen; Artisten, die sich gegenseitig auspfeifen ließen, sangen zusammen, tranken zusammen und küßten sich später in der Nacht. Was war das? War es Schlaffheit der Charaktere? Nein, es war der Naturmensch, der hervorbrach, als die Fragen und Ursachen des Streites für einige Stunden beiseite gelegt waren. Waren sie falsch? Nein, in diesen Stunden waren sie wahr, denn sie glaubten, was sie dachten, und meinten, was sie sagten. Sie freuten sich, so wie ich mich darüber, einen Augenblick Menschen, einfach und klein sein zu dürfen, denn hier gab es kein unwissendes Publikum zu dupiren. Sie lächelten wie Auguren, wenn sie ihr Priestergewand abgelegt haben, doch sie lächelten gut. Morgen würden sie wieder Auguren sein, wilde Tiere. Beim Nachtisch hatte ich mein Glas ergriffen, um etwas zu sagen, ich wußte nicht was, denn mein Herz war voll, als eine kräftige Hand mir das Glas fortnimmt und mir jemand ins Ohr flüstert: ‚Hüte Dich, Paul Petrowitsch! Genieße, aber hüte Dich! Höre, doch rede nicht! Du bist ein Uebergangsmensch, aber Du sollst den Uebergang machen, nicht den Rückgang! Dein Herz sollst Du verhärten, in die Einsamkeit sollst Du hinausgehen und hassen; denn wer lieben kann wie Du, der kann auch hassen, stärker wie andere!'

„Es war Iwan, den wir den ‚Schrecklichen' nannten."

„Warum soll ich hassen?" fragte ich, noch warm von meinen Gefühlen.

„Die Lüge sollst Du hassen, auf daß Du die Wahrheit lieben mögest!" antwortete er.

„Sind diese Menschen jetzt Lügner?" fragte ich.

„Nicht jetzt, Paul, jetzt sind sie wahr, klein, freundlich, doch morgen, wenn Du sie nicht siehst, sind sie Lügner!"

„Morgen," dachte ich. „Was macht sie denn morgen zu Lügnern, Iwan?"

„Die bindenden Bande, die wir lösen sollen, Paul! Die Du lösen sollst!"

„Ich verließ mit Iwan den Klub. Wir wanderten die ganze Nacht hindurch, und später ging ich niemals wieder dort hin, denn ich fühlte meine Schwachheit. Ist es nicht schade um die Menschen? Sind sie nicht wert, geliebt zu werden? Ach, sie wollen aber nicht die bindenden Bande lösen! Anna, wäre ich länger unter jene gegangen, ich wäre einer der Ihren gewesen. Iwan rettete mich! Damals!

Doch ich gehe niemals sicher. Vorgestern, hm, in Evian sah ich, wie ein zwölfjähriger Junge einen armen Priester coujonirte. Einige Bürger verhöhnten ihn und ich schenkte ihm meine Teilnahme. Gestern früh, hm, auf dem Dampfboot, traf ich die beiden wieder. ‚Sieh dort,' sagte ein Passagier, ‚ein Jesuit, der ein Erbe hütet!' Manchmal, Anna, glaube ich, daß alle unsere Arbeiten an unserem Naturmenschen scheitern werden, der nicht hassen kann! O, wir müssen hassen lernen!"

„Die bindenden Bande, ja, Paul, aber nicht die Menschen!" sagte Anna.

„Doch wir können uns nicht von den Banden befreien, ohne denen, die sie festhalten, die Finger auszureißen, Anna! Um so schlimmer für sie!"

„Vater, Vater," rief Wera von der Gartenpforte her, „es sucht Dich jemand."

Paul erhob sich und ging der Pforte zu, unruhig wie immer, wenn ihn jemand suchte, denn er erwartete selten etwas Gutes von außen. Als er aber das bleiche Antlitz des Besuchers sah, eilte er ihm entgegen und küßte ihn.

„Iwan, Freund, wir sprachen gerade von Dir," sagte er, „tritt näher, Anna ist hier!"

Der mit Iwan Angeredete war ein bleicher, magerer Mann mit länglichem, schwarzbärtigem Gesicht, so länglich, daß sein Kinn die Westenöffnung bedeckte. Als Paul ihn küßte, war er zuerst zusammengezuckt, dann aber hatte er mit unnatürlicher Wärme Pauls Begrüßung erwidert. Er folgte Paul mit unsicheren Schritten in den Garten, und ein fremder Betrachter würde ihm nicht angesehen haben, daß er ein Freund war.

„Du kommst aus Genf?" fuhr Paul fort.

„Ja," antwortete Iwan düster. „Guten Tag, Anna Iwanowna," grüßte er darauf. „Du erkennst mich nicht wieder; seitdem wir uns zum letztenmal gesehen, habe ich tiefe Trauer gehabt. Mein Sohn, mein großer, starker Sohn ist mir gestorben."

„Armer, armer Iwan," sagte Anna und warf einen Blick zum Zimmer hinauf, als ob sie lauschte.

Iwan sah betrübt aus.

„Armer Freund," sagte Paul, „Du hast Dich auch verändert."

Iwan setzte sich auf eine Bank und sah in den Sand.

„Du hast Dich ‚vereinfacht', Paul," begann Iwan.

„Ja," antwortete Paul, „aus Neigung und aus Zwang. Der Kampf gegen die Dienstboten wurde mir zu schwer, besonders da ich fand, daß sie Recht hatten; doch ich hatte ebenfalls Recht, den Streit zu fliehen, und jetzt habe ich Frieden. Es war eine schauderhafte Streitführung. Ihre Unterschlagungen und die Provisionen, die sie sich nahmen, zu beaufsichtigen, nahm mehr Zeit in Anspruch, als sie zu bedienen. Jetzt bringe ich mein Zimmer selbst in Ordnung und als Entgelt herrsche ich darin. Früher konnte ich zu jeder beliebigen Zeit vom Dienstmädchen vertrieben werden; und ging ich nicht gleich, wenn es ihr gefiel, so verbrannte sie die Suppe: ‚daran ist der Herr schuld,' sagte sie zur Frau. Dann ging die Frau zum Herrn, ganz bescheiden natürlich, und sagte ihm ganz freundlich, er möge doch Amalie zur rechten Zeit das Zimmer in Ordnung bringen lassen. Dann fand der Herr, daß dies eine Ordre von Amalie war, und war beleidigt — und so weiter."

„Du glaubst also noch an die Macht des Beispieles von unten?" fragte Iwan.

„Nein, das Beispiel kann nur von oben kommen, doch Reformen können von unten kommen."

Es entstand eine Pause. Paul schien es in seinem Innern, daß er keinen Widerhall bei seinem alten Freunde fände. Hatte vielleicht die Sorge ihn so teilnahmslos gemacht?

„Ich habe neue Nachrichten gehabt, Iwan," begann er nun.

Iwan fuhr zusammen. Anna hatte ihn beobachtet und gab Paul ein Zeichen, doch dieser sah nicht, was sie meinte, sondern glaubte, daß es bedeutete, sie möchten sich entfernen, weil Bernhard im Garten arbeitete. Er bat daher Iwan, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er den Brief aufbewahrt hatte. Er bot Iwan einen Stuhl am Schreibtische an; er selbst setzte sich ihm gerade gegenüber, öffnete eine Schublade und reichte ihm den Brief, welchen er vor kurzem empfangen hatte. Iwan verschlang förmlich den Brief mit seinen Augen und las einige Zeilen mehrmals. Während er las, klopfte es an der Thür. Bernhard trat ein und übergab Paul einen Brief. Als dieser ihn gelesen, war sein Gesicht aschgrau; dann beobachtete er Iwan, während jener ebenso gierig wie vorher seinen Brief studirte. Und wirklich, er fand neue Linien in seinem Gesicht, neuen Ausdruck in den Augen und einen Zug um den Mund, den er früher nie bemerkt hatte. Das war nicht mehr der alte Iwan, der ihm das Glas aus der Hand genommen, als er für die „Feinde" reden wollte. Ganz leise zog er eine Schublade heraus, nahm ein Telegrammformular und füllte es aus. Darauf warf er seinen Brief vor Iwan auf den Tisch und sagte kurz und bestimmt: „Lies dieses hier," worauf er sich erhob und das Telegramm zum Fenster hinausfallen ließ.

Iwan schaute auf und faßte mit einem Blick den Inhalt des Briefes, denn er war kurz und enthielt nur diese Zeilen:

„Hüte Dich vor Iwan, jetzigem Kapitän in der Gendarmerie Seiner Majestät des Kaisers."

„Es ist wahr," sagte er und legte den Brief neben sich auf den Tisch. „Ich habe mich bekehrt, Paul Petrowitsch. Wie es gekommen, weiß ich nicht, aber als mein Sohn starb, kam es mir vor, als ob mein Leib in einen Mörser gelegt und pulverisirt worden wäre. Als später die Atome sich wieder zusammenfanden, war meine neue Seele verschwunden und die alte erstand. Doch ich habe die neue niemals entbehrt. Die alte war mir wie ein lieber Freund, den ich wieder gefunden. Da hast Du die ganze Sache!"

„Nicht die ganze, Iwan," sagte Paul. „Als Dein Sohn starb, warst Du in großer Not. Du befandest Dich als Reporter auf dem Manöver bei Charkow. Dort trafst Du den Hohen. Er drückte Dir und allen anderen Männern der Presse die Hand und sagte etwas Artiges zu euch. Du ließest Dich blenden! Da hast Du die ganze Sache!"

„Verurteile mich nicht, Paul," sagte Iwan mit Thränen in seiner Stimme.

„Du bist bereits verurteilt!" antwortete Paul.

Sie betrachteten einander wie zwei sprungbereite Tiger.

„Willst Du freien Abzug, Iwan?" fragte Paul. „Willst Du den Briefschreiber in Ruhe lassen, während er sich rettet? Denk an sein Kind, Iwan!"

„Ich will es, Paul!"

„Du zweifelst also an Deinem neuen Beruf?"

„Wer kann ohne Zweifel sein?"

„Nicht an der Hauptsache, doch an Einzelheiten können wir zweifeln. Warum hältst Du mir keinen Vortrag über unsere Unthaten, warum spielst Du Dich nicht in Deiner neuen Rolle auf?"

„Ich bin müde! O, ich bin so müde! Ich bin sehr unglücklich!"

„Ich glaube Dir, Iwan; Du bist sehr unglücklich, denn Du hast die Hoffnung auf das Kommende verloren."

„Ja, es ist hoffnungslos!"

„Es ist nicht hoffnungslos, weil Du die Hoffnung verloren hast. Zweitausend Jahre waren nötig, um dieses künstliche Bauwerk zu errichten; wir können es nicht in fünfundzwanzig Jahren niederreißen und dazu noch ein neues erbauen. Moses führte die Kinder Israels in die Wüste, damit die Alten aussterben sollten, aber während dessen zog er das neue Geschlecht auf, das Kanaan schauen sollte. Laß unsere Gebeine im Wüstensande bleichen; das ist unser Los, doch laß uns für das kommende Geschlecht arbeiten, das ist alles, was wir thun können. Aber sage mir, Iwan, welcher Sophismus Dich gefangen hat, denn ohne Motiv wirst Du wohl nicht sein."

„Nenne es Sophismus," sagte Iwan, „für mich ist es ein überzeugender Grund. Ja, ihr behandelt jene Männer wie Verbrecher, und ihr glaubt, sie seien Betrüger. Ich weiß, daß sie gute Vorsätze haben und im schlimmsten Falle betrogen sind."

Paul dachte ein Weilchen nach; dann antwortete er: „Iwan, jetzt hältst Du nicht Person und Sache aus einander. Daß wir jene Männer wie Verbrecher behandeln, ist nicht wahr, wir behandeln sie als Opfer für die Sache; wir verstehen also, Person und Sache zu trennen; ihre Motive können wir nicht beurteilen, ob sie Betrogene oder Betrüger sind, haben wir weder Zeit noch Lust zu erforschen; ihre Handlungen urteilen über sie, und stehen ihre Personen der Sache im Wege, fort dann mit den Personen! Ich habe nie gehört, daß sie mit dem Tode den Mord bestrafen, sondern den Mörder, nie mit Gefängnis den Diebstahl, sondern den Dieb. Wenn ich jemand eine Schlinge um den Hals lege und zu ihm sage: ‚Steh still, sonst erdrossele ich Dich!' und er dann nicht stillsteht, habe ich ihn erdrosselt? Oder hat nicht er selbst sein Unglück verschuldet? Laß ab von den Sophismen, Iwan. Kehre nicht nach Genf zurück, denn dorthin habe ich Dein Signalement, gesendet, ehe Du ankommst. Und schwöre, nein, verspreche mir bei dem Andenken Deines Sohnes, und warum nicht, bei unserer früheren Freundschaft, daß Du nichts gegen Dmitri unternimmst."

„Wie soll ich das versprechen können," sagte Iwan. „Mein Dienst . . ."

„Ich enthebe Dich Deines Dienstes bis morgen, so daß mein Telegramm bei Dmitri angelangt ist, und er den Nachtzug hat nehmen können. Für diese Nacht bist Du mein Gast."

Paul stand auf. Iwan wollte sich erheben, aber Paul sagte nur: „Du bleibst hier! Die Thür ist offen, das Fenster ebenfalls, aber ich sage zu Dir, wie zu einem, dem man die Schlinge um den Hals gelegt hat: ‚Steh still, sonst erdrosselst Du Dich!' Du hast verstanden! Morgen früh um fünf Uhr steht Deinem Gehen nichts im Wege! Leb wohl, Iwan! Mögen unsere Wege sich nie wieder kreuzen und mögen wir einander vergessen."

„Du verachtest mich, Paul, thue es nicht! Bedenke, daß ich Frau und Kind damals hatte! Und man muß ja leben!"

„Daß man leben muß, glaube ich nicht, eines ist gewiß: daß wir sterben müssen! Und wollen wir leben, so glaube ich, können wir es, ohne unsere Seele zu verkaufen, aber dann müssen wir uns vereinfachen, oder wie die Gläubigen es nennen: unser eigen Wohl opfern. Ich kenne die Gesetze des Staates und der Gesellschaft, welche die Naturgesetze verfälscht haben, und ich kenne ebenfalls die Naturgesetze in der Entwicklung und im Rückfall. Leb wohl!"

Paul ging. Als er in den Garten hinab kam,

begegnete er Anna. Er nahm ihren Arm wie zu seinem Schutz und ging mit ihr auf und ab.

„Es ist abgesendet?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Anna. „Es wird immer schwerer und schwerer. Hoffst Du noch?“

„Ich muß!“

Sie gingen auf dem Gartenwege hin und her. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu und warf einen roten Schein über die oberen Regionen der Alpen. Die Wolken, welche sich über den Bergesgipfeln gesammelt, hatten Schnee über die eben ergrünten Wiesen und Buchenwälder gefällt, doch unten in den Kastanienhainen regnete es.

„Sieh, Anna Iwanowna, vorhin herrschte der Frühling auf den Bergen; jetzt ist der Winter gekommen und der Frühling zieht sich zurück! O, es wird viel Schnee fallen, viel Schnee!“

„Doch morgen, Paul,“ antwortete Anna, „morgen ist der Schnee verschwunden und dann ist der Frühling viel weiter als heute; dann grünt es wieder oben auf den Gipfeln, dann scheint die Sonne auf neue Blumen. Es geht vorwärts! Vorwärts!“

Das Dunkel fiel. Schwarz ragten die Savoyeralpen empor, wie eine Mauer, wie ein Haus mit etwa achthundert Wohnungen. Da wurde ungefähr sechshundert Treppen hoch im Riesenhause ein Licht entzündet und blinkte durch Regen und Dunkel.

„Siehst Du das Licht,“ fragte Paul, „dort oben in den Alpen; je dichter das Dunkel fällt, desto heller leuchtet es; ist das nicht eine wunderbare und schöne Eigenschaft des Lichtes?“

„Es sind Bergwanderer, die über Nacht warten, um morgen den Sonnenaufgang zu begrüßen,“ sagte Anna.

„Wenn die Lawine sie nicht begraben hat!“

„Aber wenn die Lawine zu Thal gestürzt ist, dann, Paul, ist es ja Frühling! Und dann können wir alle die Höhen der Berge besteigen und das teure Edelweiß pflücken in Sonnenschein, in Mondschein, in Gewitter und Sturm! Wenn doch die Lawine stürzte!“

„Sie muß herabstürzen, denn sonst bekommen wir niemals Frühling, Anna!“

Von Diesem und Jenem.

Die Frauen auf den europäischen Universitäten.

Das Jahrhundert, das zu Ende geht, wird vielleicht in Zukunft als dasjenige bezeichnet werden, in welchem der Sieg der Frau begann. Nach so vielen vergeblichen Anstrengungen, nach so vielen zähen Kämpfen sieht die Frau wenigstens in den maßgebenden europäischen Ländern — in England, Frankreich und Deutschland — die Wege zu den Studien sich öffnen, die ihn erhoffen lassen.

Nach einer Studie von Frau Alice Zimmern in der amerikanischen Revue „Forum“ kann man die englischen Universitäten in zwei Kategorien teilen: auf der einen Seite stehen Oxford und Cambridge, die vom Klostersystem ausgegangen sind und noch jetzt einen gewissen mittelalterlichen Charakter bewahrt haben, auf der andern die Universitäten London, Durham und Viktoria mit modernen Einrichtungen.

Die ersten Versuche in England, den Frauen Universitätsstudien zu ermöglichen, wurden vor kaum fünfundzwanzig Jahren gemacht. Cambridge war die Festung, auf die man den ersten Sturm unternahm. Im Oktober 1869 wurde in Hitchin ein Institut eröffnet, in welchem Professoren aus der benachbarten Universitätsstadt einigen weiblichen Studenten denselben Unterricht geben, wie er den männlichen zu teil wurde. Die Anfänge waren schwer genug; über dreizehn Zöglinge kam man nicht hinaus. Erst als man im Jahre 1872 eine Genossenschaft gründete, diese mit dem College vereinigte und das ganze nach Girton, anderthalb Kilometer von Cambridge, verlegte, begann das Institut zu prosperiren und ist seitdem stetig gewachsen.

Newnham hat anders begonnen, mit öffentlichen Vorlesungen für Frauen, mit denen man im Jahre 1870 den Anfang machte. Seit 1875 hat sich das Institut in dem Grade entwickelt, daß man neue Anbauten machen mußte. Im Jahre 1880 wurde die Gesellschaft für öffentliche Vorlesungen mit der Schule verbunden, die einen um so beträchtlicheren Aufschwung nahm, da sie, im Gegensatz zu Girton, besonders junge Mädchen bevorzugt, die nicht den ganzen Universitätscyklus durchmachen sollen.

Erst im Jahre 1881 ließ Cambridge sich herbei, mit den Frauen sich zu befassen. Der Senat der Universität faßte mehrere Beschlüsse, deren wichtigster der war, daß unter gewissen Bedingungen in Betreff des Aufenthalts und mit Erfolg bestandener Aufnahmeprüfungen die Frauen an der Universität zugelassen werden sollten. Der Weg war noch nicht völlig geebnet, aber viel war gewonnen worden. Die alte Universität errichtete sogar Gebäude für Studentinnen. Inzwischen scheint Cambridge an der Grenze seiner Konzessionen angekommen zu sein, denn ein Antrag auf Zulassung der Frauen zu den Universitätsgraden im Jahre 1887 wurde energisch abgewiesen. Aber selbst wenn es in seine Zugeständnisse auch einige Einschränkungen eingeschmuggelt hat, wie diejenige, die Frauen nicht als individuelle Glieder der Universität, sondern als korporative Glieder eines der Universität affiliirten Instituts anzusehen, so muß es dennoch leiden, daß die Studentinnen ohne Umstände anerkannt werden. Sie können den Vorlesungen anwohnen, aber der Vorstand des Instituts oder der Vortragende selbst hat das Recht, sie davon auszuschließen. Eine Anerkennung, die einmal prinzipiell in aller Form zugestanden ist, kann indes nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Nichtsdestoweniger und trotz dieser wirklichen Erfolge bleibt das Schwerste noch zu thun. Die Universität von Cambridge verweigert den Frauen die Grade. Sie gibt nur ein Zeugnis her, in welchem bestätigt wird, daß die Studentin sich dort und dort eingeschrieben und diesem und jenem Examen unterzogen hat, daß sie dieser oder jener Klasse angehörte. Die Examen, welche die klassischen Studien, die Mathematik, die Naturwissenschaften, die Geschichte, die Philosophie, die lebenden und die orientalischen Sprachen, das Recht und die Theologie umfassen, erstrecken sich noch nicht auf die Medizin — die Frauen werden zu dieser nicht zugelassen; doch erhalten sie dafür, wenn sie es wünschen, Ausbildung in der Musik.

Die Universität von Oxford ist unbestreitbar liberaler. Im Jahre 1878 wurde in Oxford die Gesellschaft für den höheren

Unterricht der Frauen gegründet; alle Dispositionen, die sich auf die vorzunehmenden Einrichtungen bezogen, gingen in die Hände dieser Gesellschaft über und entschlüpften so der Leitung der Colleges, deren es drei gibt: Sommerville, Lady Margaret Hall und Saint Hughs Hall. Die Studentinnen haben freien Zutritt zu den Bibliotheken und Museen. Das Abgangszeugnis wird nicht von der Universität, sondern von einer besondern Examenkommission ausgestellt.

An der Universität von London, die im Jahre 1836 für die von den Universitäten Oxford und Cambridge ausgeschlossenen Dissidenten gegründet wurde, ist man entschieden weiter. Die Studentinnen arbeiten, wie sie wollen und wo es ihnen gefällt. Mehrere Colleges bereiten auf die Examen vor: Kings College die Studenten, Bedford College die Studentinnen und University College ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Im Jahre 1868 führte man ein Examen für die Frauen ein, das der Aufnahmeprüfung entsprach. Bald nachher ordnete man ihre freie Zulassung an. Seit 1878 haben die Frauen freien Zutritt zu allen Fakultäten: zur Literatur, zu den Wissenschaften, der Medizin, dem Recht und der Musik. Eine theologische Fakultät hat London nicht. In der Medizin eröffnete man sogar eine besondere Schule für das weibliche Geschlecht, und da die Diplome, die durch diese Fakultät ausgestellt werden, bei weitem die geschätztesten sind, so kümmern die Frauen sich wenig darum, daß sie in Oxford und Cambridge vom Studium der Medizin ausgeschlossen sind. An der Regierung der Universität nehmen sie ebenfalls teil und sind wie ihre männlichen Kameraden berufen, die Glieder des Universitätssenats zu ernennen. Nur das Recht, für den Abgeordneten zum Parlament zu stimmen, haben sie nicht.

Die Victoria-Universität ist eine neuere Gründung. Sie wurde im Jahre 1880 in Manchester inaugurirt. Die Studenten beider Geschlechter folgen denselben Kursen und empfangen denselben Unterricht — die Medizin ausgenommen. Der herrschenden Meinung Englands nach muß der Unterricht in der Medizin den jungen Männern und den jungen Mädchen abgesondert erteilt werden.

Die anderen Universitäten, die von Wales und die von Durham, bieten keine interessanten Besonderheiten dar. Es verdient indes hervorgehoben zu werden, daß die erstgenannte ihrer Verfassung nach im Senat mindestens ein weibliches Mitglied haben muß.

Schon beim ersten Blick auf das Unterrichtswesen in Frankreich ergibt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen diesem auf der einen und Deutschland und England auf der andern Seite. Hier sind es die Frauen, die mit so viel Beharrlichkeit an die Pforten der Wissenschaft pochen, daß sie sich langsam, aber sicher vor ihnen öffnen müssen. In Frankreich sind im Gegenteil die Universitäten den Frauen niemals verschlossen gewesen, aber die Frauen haben sie nicht besucht. Seit sie sich dazu entschlossen haben, bemerken sie, daß ihnen jede Bequemlichkeit gewährt ist, denn der Unterricht an den französischen Universitäten ist öffentlich und unentgeltlich. Es gibt wohl offene und geschlossene Kurse, aber man erkennt schnell, daß, wenn man sich nur einer einfachen Formalität der Einschreibung unterwerfen will, der Zutritt zu den letzteren ebenso leicht ist als zu den zuerst genannten.

Trotzdem ist die Zahl der jungen Französinnen, die ihre Universitätsstudien zu Ende bringen, eine sehr beschränkte. Die Studien umfassen drei Etapen: das Baccalaureat, die Lizenz und das Doktorat. Das Baccalaureat ist die normale und rationelle Krönung der Studien; die Lizenz steht einen Grad höher, weil sie eine besondere Immunität in sich schließt, die Befreiung vom Militärdienst von drei Jahren auf ein Jahr. Diese Begünstigung berührt die Universitätsgrade indes in keiner Weise; sie bleiben ein Luxus, der nur einer sehr kleinen Zahl Studirender vorbehalten bleibt.

Der große Chemiker Wurtz, der damalige Rektor der Fakultät, eröffnete im Jahre 1868 den Frauen zuerst die école de médecine. Anfangs machten nur 3 Damen von der Erlaubnis Gebrauch, zehn Jahre später immer noch nicht mehr als 32; augenblicklich sind es 169, unter welchen aber nur 16 Französinnen sich befinden; fast alle anderen sind Russinnen oder Polinnen.

Ein wirklicher Impuls wurde dem Unterricht der Mädchen im Jahre 1881 durch das Gesetz Camille Sée gegeben, das Gymnasien für Mädchen ins Leben rief und bestimmte, daß ausschließlich Frauen mit den Kursen beauftragt würden, sobald es deren geeignete genug gebe. Die Hauptpflanzschule für die zukünftigen Professorinnen ist nicht die Sorbonne, sondern die Normalschule von Sèvres, die durch Frau Jules Farre geleitet wird. Sie bereitet die jungen Mädchen für den Befähigungsnachweis und die außerordentliche Professur vor. Die Zöglinge müssen bei ihrer Aufnahme die Verpflichtung übernehmen, zehn Jahre lang nach ihrer Entlassung Unterricht zu erteilen. Diejenigen, welche beim Examen Erfolg haben, sind für Stellen in den öffentlichen Schulen ausersehen. Die école Sévigné erfüllt denselben Zweck. Die Kurse der Sorbonne sind den jungen Mädchen frei zugänglich; sie nehmen in großer Zahl daran teil, selbst wenn sie für das Baccalaureat nicht ausersehen sind. Außerdem gibt es noch fünfzehn Fakultäten in den Departements.

Studentinnen der Jurisprudenz gibt es nur wenige. Die erste war eine junge Rumänin, die vor sieben Jahren ihren Doktor machte und jetzt in ihrer Heimat praktisch thätig ist. Eine junge Französin folgte ihrem Beispiel. Sie liest jetzt über das Zivilrecht in den Gymnasien für junge Mädchen. Aber das Studium des Rechtes ist wenig anziehend für die Frauen und außerdem von keinem Nutzen für sie. Augenblicklich zählt die Rechtsschule von Paris nur 6 weibliche Studirende.

Deutschland ist hinter England und Frankreich wesentlich zurückgeblieben; es scheint indes jetzt, wenn auch zögernd, dennoch ernstlich in die Frauenbewegung eintreten zu wollen. Der Kampf ums Dasein wird täglich schwerer, und von der Not gedrängt, entäußern die deutschen Frauen sich weiter und weiter der am bemerkbarsten hervortretenden Grundzüge ihres Charakters, der Zurückhaltung und Bescheidenheit.

Bisher lag in den meisten deutschen Staaten die Leitung der höheren Töchterschulen in den Händen der Männer, und selbst der Unterricht in der Religion, der Geschichte, der Literatur und den lebenden Sprachen war ausschließliches Privilegium der Männer. Im Mai dieses Jahres hat aber der Kultusminister des leitenden deutschen Staats, Preußens, Prüfungen für Oberlehrerinnen in zwei Serien angeordnet, deren erste den Unterricht in der Religion, dem Deutschen, Französischen und Englischen, deren zweite den Unterricht in der Geschichte, der Geographie, der Mathematik und den Naturwissenschaften umfaßt. Jede Kandidatin hat ein Thema aus je einer dieser beiden Serien zu wählen und innerhalb acht bis zehn Wochen in einer Dissertation zu bearbeiten. Dieselbe ministerielle Verordnung befiehlt, daß in allen Mädchenschulen, die durch Männer geleitet werden, eine Oberlehrerin diesen zur Seite treten soll.

Seit 1893 gibt es in Berlin, Leipzig und Karlsruhe Gymnasien für Mädchen, aber die Universitäten bleiben diesen verschlossen. In Heidelberg, in welchem seit langer Zeit den Frauen der Zutritt zu den Vorlesungen und Kursen freigegeben war, ist im Gegenteil ein Rückschritt erfolgt und die Studienfreiheit, die von Fremden vielfach benützt wurde, wieder aufgehoben worden. Zwar gewähren einige deutsche Universitäten einzelnen bevorzugten Damen die Erlaubnis, nach freiem Ermessen gleichzeitig mit den Studenten zu studiren, aber das Recht verweigern sie. Trotz alledem und trotzdem der praktische Gewinn zu wünschen übrig läßt, sind die Zugeständnisse dieser letzten Jahre an die Frauenbewegung auch in Deutschland ganz ungewöhnliche und berechtigen zu den größten Hoffnungen.

Nach der Meinung von Frau Alice Zimmern wird in den Hauptkulturstaaten bereits in fünfundzwanzig Jahren die Gleichberechtigung des Mannes und der Frau durchgeführt sein und sich ergeben haben, daß die Sache der Frau auch die des Mannes ist.

•

Ein französisches Urteil über Amerika.

Ueber das bekannte Werk von Paul Bourget »Outre mer«, aus dem „Aus fremden Zungen" bereits die Novelle „Der ehemalige Herr" veröffentlicht hat, bringt »The Illustrated London News« folgende amüsante Kritik: Es war eine sonderbare Ironie, die den Verfasser der »Physiologie de l'amour moderne« über den Ozean auf die Suche nach Abenteuern schickte. Noch bevor Bourget achtundvierzig Stunden in New-York sich aufgehalten hatte, wurde er bereits von einem Interviewer gefragt, was er von der „amerikanischen Liebe" halte. So schnell war er indes mit seiner „Physiologie" nicht fertig; als er sich die Sache aber sechs Monate angesehen hatte, fand er, daß die ame-

rikanische Liebe den Schlangen in Island gleiche; er jagte vergebens auf sie. Die melancholisch stimmende Thatsache ist, daß die Amerikaner nicht lieben — wie die Franzosen lieben. Der Bürger der Vereinigten Staaten ist wie der junge Engländer im großen und ganzen kalt: ein Ergebnis, das unsrer goldenen Jugend einiges Erstaunen verursachen wird. Die Amerikanerin ist noch kälter. Mit ihrem Puritanismus im Hintergrunde und der Nonchalance im Vordergrunde hat sie keine Neigung für eine große Leidenschaft; sie zieht einen sanften Flirt vor. Ein Mädchen wird oft einen Zwischenträger zu einem jungen Manne mit der freien Botschaft senden, daß sie sich für ihn interessire. „Sie werden sie sehr nett finden," sagt der Vermittler. Der junge Mann belagert sie; nichts Besonderes ereignet sich; nach einem Jahr oder so verheiratet sie sich. Wenn sie später dem jungen Mann wieder begegnet, so sagt sie: „Es war närrisch, aber wie habe ich Sie geliebt!" Das ist alles! Für einen Autor mit einer „Physiologie", für den Verfasser von »Mensonges« und »Cruelle énigme«, der das Frauenherz, das Herz der Französin in einem Dutzend Romane analysirt hat, ist das eine große Enttäuschung. Herr Bourget thut sein Bestes, um sie zu ertragen oder »buck up«, wie das amerikanische Fräulein gewissen Charakters sagen würde. Er beschreibt die elegante Dame mit einer Genauigkeit, welche nur einen Sinn für französische Leser haben könnte, wenn sie sich auf eine Französin bezöge; das amerikanische Mädchen aber ruht auf ihrem puritanischen Hintergrund ganz sicher. Sie brennt nicht allzu sehr darauf, sich zu verheiraten; aber um das sechsundzwanzigste Jahr herum, nachdem sie sich der Unabhängigkeit ihres ledigen Standes in vollem Maße erfreut hat, nimmt sie einen Gefährten, der das Geld in einer unauffälligen Weise sich verschafft und zu einer dienenden Stellung sich erniedrigt, während sie die Zierde und die wirkliche Autorität der Firma präsentirt. Herr Bourget ist ein scharfer und eifriger Beobachter und erkennt bald, daß die verheiratete Amerikanerin ein Muster ehelicher Treue ist. Hier gibt es kein »cruelle énigme«, keine Menage zu dreien, keins der Raffinements Pariser Zivilisation.

„Die amerikanische Frau," sagt er, „kann ohne Liebe leben; sie bedarf der Liebe nicht. Sie symbolisirt weder die Sinnlichkeit noch die Zärtlichkeit. Sie gleicht einem lebenden Kunstgegenstande, dem letzten schönen Werk menschlicher Geschicklichkeit, das bezeugt, daß der Yankee, der noch gestern verzweifelte und von der alten Welt geschlagen wurde, fähig gewesen ist, aus der wilden Welt, in die das Schicksal ihn gestellt hat, eine ganz neue Zivilisation zu schöpfen, die in dieser Frau, ihrem Luxus und in ihrem Stolz zu Fleisch geworden ist." Sie besitzt „all den Idealismus dieses Landes, das kein Ideal hat, alles das, was vielleicht eines Tages sein Untergang sein wird, aber jetzt noch seine Größe ist — einen Glauben an den absoluten, einzigen systematischen, unbezähmbaren, menschlichen Willen." Zu diesem Porträt wird die Engländerin wahrscheinlich »Lawks« und die Amerikanerin »My« sagen. Dennoch ist es ein sehr schönes Buch, mag man auch über seine Philosophie denken, was man will; nebenbei muß man Nachsicht haben mit einem Schriftsteller, der eine fertige „Physiologie" über Amerika mit sich schleppt und dann entdeckt, daß sie ganz nutzlos ist. Denn alles in allem ist Herrn Bourgets Buch voll interessanter Sachen. Er macht einen ehrlichen Versuch, die amerikanischen Einrichtungen nach ihrem Verdienst zu beurteilen. Er erlaubt sich selten flüchtige kritische Bemerkungen und behält stets im Auge, daß sein Standpunkt der eines Fremden ist, der in einer durchaus verschiedenen sozialen Atmosphäre aufgewachsen ist.

•

Die Lage der Literatur in Frankreich.

Gaston Dechamps behauptet in einem Artikel des „Temps", der „Literatur und Demokratie" betitelt ist, daß die französische Literatur während der letzten fünfzig Jahree eine Parallelbewegung zu der Bewegung der Gesellschaft gemacht habe und nach und nach demokratisch und gewöhnlich geworden sei. Dasselbe Ergebnis liefern ihm die Geschichtswerke der letzten Jahre. „In den Geschichtswerken der frühern Zeit," schreibt er, „in den Werken von Michelet und selbst in Renans ‚Ursprung des Christentums' finden wir eingehende Rückblicke auf das Altertum und unterscheiden noch Propheten und Märtyrer, Apostel und Bekenner, Häuptlinge und Gründer von Reichen, starke Gemüter und tapfere Herzen, Köpfe, die turmhoch über die gewöhnliche Menge emporragen. Aber die Geschichtsschreiber, die seitdem das Wort ergriffen haben, verkehren die Proportionen in das Gegenteil. Nach ihnen ist das Individuum nichts, die Massen sind alles ... Man bildet sich vielleicht ein, daß die Einheit Frankreichs Schritt bei Schritt durch die fortgesetzten Anstrengungen kluger Könige, weiser Minister und fähiger Generale befestigt worden sei. Täusche dich nicht! Der große Franzose, der dies that, der wahre und einzige, war Jacques Bonhomme. Er war es, der Descartes Methode erfand, Colberts Politik ausführte, Pascals Theorien enthüllte, die ‚Menschenrechte' entwarf und Napoleons Pläne vorbereitete. Was hat er nicht alles gethan, dieser Jacques Bonhomme? Er hat der Liga zugejauchzt, er hat den Sarg Colberts mit Steinen beworfen, das Schafott Andrè Cheniers umtanzt, durch seine höchste Billigung den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 sanktionirt, die Vendômesäule gestürzt, Paris verbrannt, Ferry und Burdeau insultirt und ist dennoch im stande, Boulanger auf seinem schwarzen Gaul in den Straßen nachzulaufen. Können wir nach alledem erstaunt sein, daß die Literatur der großen Aufgabe sich widmet, die Unternehmungen und Heldenthaten Jacques Bonhommes zu verherrlichen? Unsere realistischen Erzähler haben unrecht, Balzac als ihren Herrn und Meister auszurufen. Der Dichter der menschlichen Komödie hat Energie. Er schätzt in hohem Grade die individuelle Ueberlegenheit. Seine Helden, ob gut oder schlecht, sind ausgezeichnete Muster des Menschengeschlechts. Sie erheben sich turmhoch durch die Kraft ihres Willens, durch ihre Intelligenz und ihren Mut über die gemeine Masse. Sie kämpfen gegen ihr Schicksal, statt sich bei jedem Zusammenstoß zermalmen, von jeder Welle heben und von jeder Ebbe im Ozean des Lebens davontragen zu lassen. Sie widerstehen. Welch ein Kontrast mit den schwachen Helden der modernen Romane! Was sind sie? Sie sind Leute wie wir selbst. Vielleicht sind wir ihnen am Strande, im Eisenbahnwagen oder an der Table d'hôte begegnet! Sie sind gewöhnliches Volk, dessen Güte (wenn sie sie besitzen) nichts als passive Höflichkeit und deren modernisirte Frevelhaftigkeit nichts weiter als Schwindel ist.

„Was für Scenen werden augenblicklich auf der Bühne dargestellt? Wir sehen kein gewaltiges Unglück, keinen erschütternden Sturz mehr. Nein; statt dessen haben wir gewöhnliche Ereignisse und untergeordnete Händel, in welchen wir mit den gebräuchlichen Unterbrechungen, dem Waschen schmutziger Wäsche zu Hause und alltäglichen Konversationen abgespeist werden. Nichts als Gemeinplätze, Durchschnittslaster und Tugenden; der demokratische Bürger findet Gelegenheit in den Theatern, wo die beliebtesten Dramendichter Triumphe feiern, sich selber Beifall zu spenden."

Der Verfasser schließt mit der Meinung, daß das Publikum dieser Art kollektivistischer Literatur bald müde werden und eine individualistische Reaktion eintreten wird. Er gründet diese Meinung auf die warme Aufnahme, welche die kürzlich veröffentlichten Lebenserinnerungen heroischer Führer und die Erzählungen großer militärischer Unternehmungen in Frankreich gefunden haben. Als Marbots Memoiren die vierzehnte Auflage erreicht hatten, begannen die Leute die Köpfe zu schütteln und meinten, daß so etwas nicht lange dauern könne und es sich einfach um ein Wiedererwachen des napoleonischen Fiebers handle. Aber nach Marbots Memoiren haben andere militärische Werke ähnlichen Charakters einen ebenso großen Erfolg gehabt und sind ebenso viel gelesen worden, obgleich sie, wie bei Thiébault, von Männern geschrieben waren, die Napoleon nicht liebten, und durch Schwächen und Fehler des Stils entstellt waren.

„In gewissem Sinne," sagt Dechamps, „haben sie uns Gelegenheit gegeben, einen Heilungsprozeß durchzumachen und uns zu erquicken durch den Anblick mannhafter Energie, Beharrlichkeit und Ausdauer, die mit der Fröhlichkeit des Thatenlustigen sich verbinden. Sie befreien uns von den entmutigenden Theorien gewisser Philosophen und Geschichtsschreiber, die Sozialisten waren, ohne es zu wissen, und die große Idee individueller Kraftanstrengung zu zerstören drohten."

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 22. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des zweiundzwanzigsten Heftes.

Sonja Kowalevsky. II. Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte. Aus dem Schwedischen von Anna Charlotte Leffler (Fortsetzung) 1013
Fritz Randel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm (Fortsetzung) 1024
Das Haus der Pest. Eine Volkssage aus dem Kroatischen von August Senoa 1035
Das Wirtshaus von Kriwosek. Erzählung aus dem serbischen Volksleben von Gjuro Jatschitsch 1038

Von Diesem und Jenem:

Die moderne polnische Literatur. Von Hermann Menkes 1058

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues photographisches, alpines Kunstwerk!

In unserem Verlage ist erschienen:

Wanderbilder aus den Dolomiten.

Naturaufnahmen von Theodor Wundt.

Aquarelle von Maler Professor G. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

16 Lichtdrucktafeln in Imperial-Format, davon 8 in vielfarbigem Aquarelldruck von M. Rommel & Co. in Stuttgart, mit erläuterndem illustrirtem Text.

In künstlerisch ausgestatteter Mappe Preis 30 Mark.

Das Werk kann auch nach und nach in 4 Lieferungen zum Preise von à 6 Mark 50 Pf. bezogen werden.

Die meisterhaften Reproduktionen dieser wunderbaren Hochgebirgs-Scenerien werden jeden Beschauer Stunden wahrhaft edlen Genusses gewähren. Sie können mit Recht bezeichnet werden als **ein vornehmes und zugleich billiges Bilderwerk für alle Natur- und Kunstliebhaber, speziell für Bergsteiger, Touristen und Freunde des Bergsports.**

Ein Prachtwerk allerersten Ranges, welches das Entzücken aller Kunstfreunde, insbesondere aber der alpinen Kreise erregen wird. **Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Berlin.**

Eine vornehme Festgabe, die bei jedem Kunstliebhaber und Freunde des Hochgebirgs den lebhaftesten Beifall finden wird. **Schlesische Zeitung, Breslau.**

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

II.

Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte.

Von

Anna Charlotte Leffler.

(Fortsetzung.)

Am 1. Juli 1884 hatte indessen Mittag-Leffler Sonja, die sich damals in Berlin befand, telegraphiren können, daß sie auf fünf Jahre zum Professor ernannt sei. Ihre Antwort vom selben Tage lautet:

„Berlin, 1. Juli 1884.

„... Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welcher Freude Ihr wie Ugglas Telegramm mich erfüllt haben. Jetzt kann ich es ja gestehen, daß ich bis zum letzten Augenblicke sehr an dem Gelingen der Sache gezweifelt habe; ich fürchtete stets, daß noch im letzten Augenblick irgend eine unvorhergesehene Schwierigkeit entstehen könne, wie das so oft im Leben geschieht, so daß alle unsere Luftschlösser zusammenstürzen würden. Ich bin auch fest überzeugt, daß nur Ihre Beharrlichkeit, Ihre Energie uns zum Ziel geführt haben. Ich wünsche jetzt nur von ganzem Herzen, daß ich die Kraft und das Talent besitzen möchte, die notwendig sind, um meine Pflicht voll und ganz zu erfüllen und Sie in allen Ihren Unternehmungen zu stützen. Ich glaube jetzt so fest an die Zukunft und freue mich so sehr darauf, mit Ihnen zusammen zu arbeiten! Welch ein Glück, daß wir uns im Leben begegnet sind!"

Weiter unten im selben Briefe heißt es:

„... Weierstraß sprach mit mehreren Personen im Ministerium über meinen Wunsch, die hiesigen Vorlesungen zu besuchen. Es ist Hoffnung vorhanden, daß sich die Sache wird arrangiren lassen, aber nicht in diesem Sommer, denn der augenblickliche Rektor ist ein großer Gegner der Frauenfrage. Ich hoffe, daß es sich im Dezember, wenn ich wieder komme, um meine Weihnachtsferien hier zu verbringen, wird machen lassen."

Also, als die Stockholmer Universität Frau Kowalevsky bereits zum Professor ernannt hatte, war es ihr noch nicht möglich, in ihrer Eigenschaft als Frau den Vorlesungen in der Hauptstadt Deutschlands als Zuhörerin beizuwohnen!

Eine andere würde wohl der Gedanke an das Ungewisse der Stellung, die sie jetzt annahm, bekümmert haben, aber die Zukunft machte Sonja niemals Sorgen. War nur der Augenblick befriedigend, so begehrte sie nichts weiter, und sie würde jeden Augenblick bereit gewesen sein, die glänzendsten Zukunftspläne zu opfern, wenn sie dadurch eine reichere, glücklichere Gegenwart hätte erkaufen können.

Auf der Hinreise nach Berlin hatte Sonja in diesem Sommer ihre kleine Tochter besucht, die sich bei ihrer Jugendfreundin in Moskau aufhielt. Von dort schreibt sie an Mittag-Leffler einen Brief, der als Erklärung für ihre Auffassung von ihren Mutterpflichten und den Konflikten dienen kann, die infolge ihrer doppelten Eigenschaft als Mutter und öffentliche Persönlichkeit, als Frau und Familienversorgerin an sie herantraten:

„Moskau, 3. Juni 1884.

„... Ich habe einen langen Brief von T. erhalten, in dem sie mich dringend ermahnt, meine kleine Sonja mit mir nach Stockholm zu bringen. Aber trotz aller Gründe, die es mir wünschenswert erscheinen lassen, mein Kind bei mir zu haben, habe ich mich doch fest entschlossen, sie noch einen Winter in Moskau zu lassen. Ich glaube nicht, daß ich im Interesse des Kindes handeln würde, wenn ich sie hier fortnehmen wollte, wo sie gut aufgehoben ist, um sie nach Stockholm zu bringen, wo noch nichts zu ihrem Empfange bereit ist und wo ich selber gezwungen sein werde, meine ganze Zeit und meine ganze Energie den neuen Pflichten zu widmen. T. führt unter anderen auch den Grund an, daß es viele Personen geben soll, die mich der Gleichgiltigkeit gegen meine Tochter zeihen. Ich vermute, daß

dies sehr leicht möglich ist, aber ich gestehe, daß dies in meinen Augen nicht die geringste Bedeutung hat. Ich unterwerfe mich gern dem Richterstuhl der Stockholmer Damen in allem, was die kleinen Angelegenheiten des Lebens betrifft. In ernsten Fragen aber, besonders, wo es sich nicht um mein eigenes Wohl, sondern auch um das des Kindes handelt, würde ich es für eine unverzeihliche Schwäche halten, wenn ich mich même une ombre von dem Wunsch beeinflussen ließe, in den Augen der Stockholmer Unterröcke als gute Mutter erscheinen zu wollen."

*

Bei ihrer Rückkehr nach Schweden im September ließ sich Sonja eine Woche in Södertelje nieder, um ungestört ihre schon vor Jahren begonnene wichtige Arbeit über „Die Brechung des Lichtes in einem kristallinischen Medium" zu beginnen. Mittag-Leffler und ein junger deutscher Mathematiker, mit dem Sonja während des Sommers in Berlin bekannt geworden war, hielten sich ebenfalls dort auf, und der letztere half ihr bei der deutschen Redaktion ihrer Arbeit.

Als ich sie hier nach meiner Rückkehr aus dem Auslande aufsuchte, wunderte ich mich, sie verjüngt und verschönert zu finden. Ich glaubte anfänglich, dies habe seinen Grund in dem Ablegen der Trauer, denn Schwarz stand ihr durchaus nicht, und sie selber haßte es, schwarz gekleidet zu gehen. Das hellblaue Sommergewand, das sie jetzt trug, ließ ihren Teint klarer erscheinen; auch trug sie ihr reiches, kastanienbraunes Haar in Locken.

Aber die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, war nicht allein äußerlich. Ich bemerkte bald, daß die Wehmut, die während der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Schweden über sie ausgegossen war, dem mutwilligen Frohsinn Platz gemacht hatte, der die Kehrseite ihres Wesens war und den ich erst jetzt kennen lernte. Sie war zu solchen Perioden voll sprudelnden Lebens und blühender Geistreichheit; ein halb sarkastischer, halb gutmütiger Sturzregen von Einfällen umbrauste sie, die kühnsten Paradoxe lösten einander ab, und wer nicht schlagfertig in der Replik war, that am klügsten, in solchen Fällen zu schweigen, denn sie ließ keinem andern Zeit zum Reden.

In dieser Zeit beschäftigte sie sich auch mit der Ausarbeitung ihrer Vorlesungen für das nächste Semester und trug sie dem jungen Mathematiker nach und nach vor, indem sie scherzend sagte, er müsse ihr als „Versuchskaninchen" dienen — eine Rolle, die sonst Mittag-Leffler zu übernehmen hatte.

Während der Herbstmonate hielt ihre lebhafte Stimmung an; sie nahm regen Anteil an dem geselligen Leben und war überall ein Mittelpunkt, der alles in einem Kreise um sich versammelte. Der stark sarkastische Zug, der in ihrer Natur lag, und die tiefe Verachtung, die sie im Grunde für die geistige Mittelmäßigkeit hegte — sie war „Geistesaristokrat" und Genieanbeter in hohem Grade — war bei ihr gepaart mit dem tiefmenschlichen Mitgefühl der Dichterin mit allen menschlichen Konflikten, selbst mit den unbedeutendsten. Dies bewirkte, daß sie mit dem ermunterndsten Interesse an allem teilnahm, was ihren Freundeskreis betraf, daß sie die Vertraute der Frauen in ihren Wirtschaftssorgen, der jungen Mädchen in ihren Toilettenbekümmernissen war und ein aufmerksames Ohr für alles hatte, worüber man mit ihr sprechen wollte. Die Folge hiervon war, daß man allgemein von ihr sagte, sie sei so einfach und anspruchslos wie ein kleines Schulmädchen, sie halte sich durchaus nicht für besser als jede andere Frau.

Dies war, wie bereits gesagt, keineswegs der Fall, wie auch die Offenheit und Zutraulichkeit ihres Wesens nur auf Schein beruhte. Sie war im Grunde eine sehr verschlossene Natur und betrachtete nur wenige Menschen als ihresgleichen. Aber die Geschmeidigkeit ihres Wesens und ihre Intelligenz, der Wunsch zu gefallen, sowie das psychologische Interesse, das sie als Schriftstellerin für alles Menschliche hatte, verlieh ihr dies in hohem Grade sympathische Auftreten, womit sie alle fesselte. Den Sarkasmus ließ sie die ihr geistig unterlegenen Personen nur selten merken, gewöhnlich nur, wenn sie ihr durch und durch antipathisch waren; dagegen ließ sie ihm freien Spielraum über den Häuptern derer, die sie als Ebenbürtige betrachtete.

Indessen hatte sie das gesellige Leben in Stockholm sehr bald erschöpft. Nach einer ganz kurzen Zeit behauptete sie, sie wisse alle Menschen auswendig, und fing an, sich nach etwas Anregung für ihre Intelligenz zu sehnen. Dies war ihr Unglück und der Grund, weshalb sie sich niemals in Stockholm und vielleicht nirgends in der Welt glücklich fühlen konnte; sie mußte stets in geistiger Beziehung angeregt werden; sie forderte beständig dramatische Begebenheiten und raffinirte geistige Genüsse vom Leben. Das alltägliche Leben mit seinem grauen Einerlei war ihr im Innersten ihres Herzens verhaßt; sie war eine Zigeunernatur, wie sie oft selber sagte, und alles, was man unter dem Begriff „bürgerliche Tugenden" versteht, verabscheute sie aufrichtig.

Sie selber schrieb diesen Zug in ihrem Charakter ihrer Abstammung von einer Zigeunerin zu, mit der ihr Urgroßvater (wenn ich nicht irre) verheiratet gewesen war. Aber das lag nicht allein in ihrem Temperament, sondern auch in der Art ihrer Intelligenz, denn obwohl sie eine sehr produktive Natur war, so war sie doch in hohem Grade rezeptiv und bedurfte, um produziren zu können, der Anregung durch die Genialität anderer. Deswegen war ihre

ganze wissenschaftliche Wirksamkeit nichts weiter als eine Entwicklung der Ideen ihres großen Lehrers, und in Bezug auf ihre literarische Produktion war sie darauf angewiesen, ihre Ideen mit anderen auszutauschen, die sich denselben Interessen widmeten. Bei diesem Grundzug in ihrem Charakter und in ihrer Intelligenz ist es ganz natürlich, daß das Leben in einer kleinen Stadt wie Stockholm für sie zu stillestehend war. Nur in den großen europäischen Hauptstädten konnte sie gedeihen; nur dort fand sie die geistige Anregung, deren sie bedurfte.

Die Weihnachtsferien dieses Jahres — 1884 — verbrachte sie in Berlin, und bei der Rückkehr von dort äußerte sie zum erstenmal die Redensart, die sie seither jedes Jahr wiederholte und die ihre Freunde verletzte und schmerzte. „Der Weg von Stockholm nach Malmö," sagte sie, „erscheint mir als eine der schönsten Bahnstrecken, die ich jemals gekannt habe. Der Weg von Malmö bis Kopenhagen hingegen ist die häßlichste, langweiligste, tödlichste Reise, die ich mir denken kann."

Das Herz schnürt sich mir im Leibe zusammen bei dem Gedanken, wie häufig sie diese Reise hat zurücklegen müssen mit stets wachsender Bitterkeit, bis sie sie ihrem frühzeitigen Grabe entgegenführte.

Ein Brief an meinen Bruder aus dieser Weihnachtszeit in Berlin zeigt, wie tief melancholisch ihre Grundstimmung oft war trotz all der scheinbaren Munterkeit. Ihre Freunde erzählen, wie sie während dieses Winterbesuches in Berlin heiterer und lebenslustiger war, als wie sie sie jemals gesehen hatten. Sie bedauerte, daß sie während ihrer eigentlichen Jugend alle jugendlichen Zerstreuungen versäumt hatte, und wollte nun den Schaden wieder einholen, weshalb sie Unterricht im Schlittschuhlaufen und im Tanzen nahm. Da sie ihre ersten unsicheren Schritte nicht auf einer öffentlichen Bahn sehen lassen wollte, arrangirte einer ihrer Freunde und Bewunderer eine Privateisbahn für sie in seinem Garten in einem der modernen Villenviertel Berlins. Die Tanzstunden wurden ebenfalls in einem Privatsalon genommen, und zwei ihrer Anbeter dienten als Tänzer. Sie jagte von einem Vergnügen zum andern und wurde sehr gefeiert, was ihr stets sehr zusagte.

Aber diese heitere Stimmung hielt nicht lange vor. Schon nach Verlauf eines Monats wurde sie von einer andern verdrängt, die ihren Grund teils in der Nachricht von der Erkrankung ihrer Schwester, teils auch in einer kleinen Herzensangelegenheit hatte, die, wie das fast immer der Fall war, eine für sie wenig glückliche Wendung genommen hatte, und die wohl die hauptsächliche Veranlassung zu ihrer heftig entflammenden Lebenslust und der darauf folgenden tiefen Mutlosigkeit war. Am 27. Dezember schreibt sie:

„Ich bin in sehr niedergeschlagener Stimmung, denn ich habe schlechte Nachrichten von meiner Schwester. Ihre Krankheit macht große Fortschritte. Jetzt haben die Augen gelitten, sie kann weder lesen noch schreiben. Die Ursache ist stets dieselbe; das Herz funktionirt nicht richtig, daraus entstehen partielle Blutstockungen und Lähmungserscheinungen. Ich zittere bei dem Gedanken an den schweren Verlust, der mir vielleicht in der nächsten Zukunft bevorsteht. Wie abscheulich ist doch das Leben, und wie dumm ist es, dies Leben fortzusetzen! Heute ist mein Geburtstag, ich werde einunddreißig Jahre alt, und es ist mir ein entsetzlicher Gedanke, daß ich vielleicht noch ebenso lange leben soll! *)

„Wie schön ist es doch in Dramen und Romanen; sobald eine Person entdeckt hat, daß das Leben keinen Wert mehr hat, kommt irgend jemand oder irgend etwas und erleichtert ihr die Passage ‚dans le Jenseits'. Die Wirklichkeit steht in dieser Beziehung sehr zurück. Man redet so viel von der Vollkommenheit des Organismus, die die lebenden Wesen allmälich bei sich entwickelt haben, durch die natürliche Wahl und so weiter. Ich finde, die wünschenswerteste Vollkommenheit müßte im Grunde in der Fähigkeit bestehen, schnell und leicht sterben zu können. In Bezug hierauf ist die Menschheit entschieden zurückgegangen. Die Insekten und die niederen Tiergattungen können sich nie entschließen zu sterben; es ist unerhört, wie viel ein articulé leiden kann, ohne seine Existenz aufzugeben; je höher man aber auf der Skala der Wesen kommt, desto leichter und plötzlicher wird der Uebergang. Bei einem Vogel, einem wilden Tier, einem Löwen, einem Tiger nimmt fast eine jede Krankheit einen tödlichen Ausgang; entweder der Vollgenuß des Lebens oder der Tod — nur kein Leiden. Die Menschen haben sich aber in diesem Punkt den Insekten wieder genähert, und bei manchen Personen meiner Bekanntschaft muß ich unwillkürlich an Insekten denken, denen die Flügel ausgerissen, denen die Gliedmaßen zerquetscht sind und so weiter, und die sich doch nicht entschließen können zu sterben.

„Verzeihen Sie, daß ich heute so melancholisch schreibe; ich bin wirklich in sehr trüber Stimmung. Das Schlimmste ist, daß ich keine Lust zum Arbeiten habe. Ich habe mich noch nicht dazu zwingen können, mich ernstlich mit meinen Vorlesungen für das nächste Quartal zu beschäftigen. Aber ich habe viel von folgendem Problem geträumt." (Hier folgt eine mathematische Entwicklung.)

Und weiterhin unten:

„Als Weihnachtsgeschenk habe ich von Ihrer Schwester einen Artikel von Strindberg erhalten, in

*) In Bezug auf diese eigentümliche Einbildungskraft, wo es sich um Geburtstag und Jahre handelt, siehe Einleitung.

welchem er ebenso klar, wie daß zweimal zwei vier ist, nachweist, wie schädlich, unnütz und unangenehm so eine Monstruosität von weiblichem Professor der Mathematik ist. Ich finde, daß er im Grunde ganz recht hat; das einzige, wogegen ich protestire, ist, daß es in Schweden eine so große Anzahl männlicher Mathematiker geben soll, die mir überlegen sind, und daß man mich nur aus Galanterie berufen hat."

VIII.

Unter dem Gewimmel der Schlittschuhläufer auf Nybroviken und auf der königlichen Bahn bei Skeppsholmen sah man während des folgenden Winters täglich eine kleine Dame in eng anschließendem, pelzverbrämtem Tuchkleide mit kurzsichtigem Blick, die Hände in ihrer Muffe, sich vorsichtig mit kleinen, unsichern Schritten auf Schlittschuhen bewegen. Neben ihr lief ein Herr mit einer Brille und eine große, schlanke Dame, die beide ebenfalls nicht sehr sicher auf den Füßen waren. Während sie mit ungleichmäßigen Schritten vorwärts schwankten, redeten sie stets sehr eifrig, und zuweilen ritzte der Herr mathematische Figuren in das Eis — nicht mit den Schlittschuhen, denn dazu war er nicht geschickt genug, sondern mit seinem Stock — und dann blieb die kleine Dame stehen und betrachtete sein Machwerk aufmerksam. Sie waren nämlich zusammen von der Universität auf die Schlittschuhbahn gekommen und waren in Bezug auf ihre respektiven Vorlesungen in eine lebhafte Diskussion geraten, die während des Schlittschuhlaufens fortgesetzt wurde. Zuweilen stieß wohl die kleine Dame einen Schrei aus und bat ihren Begleiter, um Gottes willen die mathematische Unterhaltung auf Schlittschuhen ruhen zu lassen, sie verliere sonst das Gleichgewicht. Ein andermal tauschte sie mit der großen Dame ihre psychologischen Beobachtungen aus, einander ihre Pläne zu Romanen und Dramen mitteilend. Sie stritten sich auch, wer die Geschickteste in dem edlen Sport sei, mit dem sie augenblicklich beschäftigt waren; und so bereit sie auch sonst waren, ihre gegenseitigen Verdienste anzuerkennen, so wollten sie einander in diesem Fall doch den Vorrang nicht gönnen.

Wer aber in diesem Winter im geselligen Leben mit Frau Kowalevsky zusammentraf, mußte zweifelsohne glauben, daß sie eine ganz hervorragende Schlittschuhläuferin sei, die bei einem Wettlauf mit Leichtigkeit den großen Preis gewinnen müsse. Sie sprach mit einem solchen Eifer und einem solchen Interesse von diesem Sport und war so stolz über jeden kleinen Fortschritt, den sie machte, wie sie es nie über die wissenschaftlichen Arbeiten war, die ihren Weltruf begründeten, denn sie war nie zufriedener mit sich, als wo es sich um etwas handelte, was sie nicht konnte, ja, wofür ihr sogar jegliches Talent fehlte.

Auch in der Reitschule zeigte sich die kleine Dame mit ihrer großen Begleiterin in diesem Winter zuweilen; denn das war nun einmal eine abgemachte Sache, diese beiden zogen einander in alle ihre Unternehmungen hinein. Die berühmte Frau Kowalevsky erregte natürlich die größte Aufmerksamkeit, wohin sie kam, aber kein kleines, zwölfjähriges Schulmädchen trat bei diesen Lektionen kindischer auf als sie. Ihr Interesse für Sport war nämlich nicht mit dem geringsten Talent gepaart, und kaum saß sie auf dem Pferd, als sie eine solche Angst überkam, daß sie jegliche Selbstbeherrschung verlor und laut schrie, sobald das Pferd die geringste unerwartete Bewegung machte. Sie wünschte stets, das zahmste, gutartigste Pferd zu reiten, das in der ganzen Reitschule aufzutreiben war, und sie erhielt es auch, sagte aber hinterher stets, um zu erklären, weshalb es nicht besser gegangen war, das Pferd habe so gebockt oder so schrecklich gestoßen, oder der Sattel habe nicht ordentlich gesessen! Sie brachte es nie weiter als höchstens auf zehn Minuten Trabreiten; war aber das Pferd gerade in Fahrt gekommen, so rief sie ganz außer Atem in ihrem gebrochenen Schwedisch: „Bester Herr Stallmeister, sagen Sie ‚Halt'!"

Sie ertrug mit der größten Liebenswürdigkeit alle die Neckereien, mit denen ihre nächsten Freunde sie deswegen überhäuften; sprach sie aber später mit Fremden über ihr Reiten, so bekam man fast den Eindruck, daß sie eine große Reiterin sei, die kühn die wildesten Rosse in sausendem Galopp tummelte. Es war durchaus keine Prahlerei, sie glaubte es selber, das heißt, sie glaubte stets, daß sie das nächstemal eine richtige Kraftprobe ablegen würde, und sie kam stets mit den kühnsten Plänen in die Reitschule und machte Vorschläge zu langen Ausflügen zu Pferd. Kaum aber war sie im Sattel, als dieselbe Angst sie wieder überkam, das heißt, ihrer eigenen Erklärung nach war es durchaus keine Angst, sondern eine Art Nervosität, die sie sehr empfindlich gegen jedes Geräusch machte, weshalb das Getrappel der anderen Pferde sie aus dem Gleichgewicht brachte. Ihre Freunde konnten der Versuchung nicht widerstehen, sie zu fragen, was es für Laute seien, die sie veranlaßten, über Stock und Stein zu springen, ganz außer sich vor Entsetzen, wenn sie eine gutmütige Kuh auf der Weide gehen sah oder einem Hund begegnete, der sie anschnüffelte.

Uebrigens schildert sie selber diese Art Feigheit bei einer sonst groß angelegten Persönlichkeit ganz vorzüglich in ihrer hinterlassenen Novelle „Vera Vorontzov". Dort heißt es:

„In dem gelehrten Kreis, in dem W. bisher verkehrt hatte, würde es niemand eingefallen sein, ihn im Verdacht der Feigheit zu haben. Im Gegenteil, seine Freunde lebten in steter Angst, daß er

auch sie durch seine unmögliche Rücksichtslosigkeit mit ins Unglück hineinziehen könne. Er selber hielt sich ebenfalls für einen durch und durch mutigen Mann. In seinen geheimsten Träumen, die man nicht einmal seinem nächsten Freund anvertraut, sah er sich mit Vorliebe in der größten Gefahr, und mehr als einmal hat er in seinem stillen Studirzimmer am Barrikadenkampf teilgenommen. Aber dessen ungeachtet, trotz seiner großen Tapferkeit hegte W. den größten Respekt vor den Dorfhunden, und selbst dem Stier ging er sorgfältig aus dem Wege."

Was Sonja betrifft, so übertrieb sie vielleicht ihre eigene Angst aus unbewußter weiblicher Koketterie. Sie besaß die von den Männern so sehr geschätzte weibliche Eigenschaft, sich gerne beschützen zu lassen.

Mit männlicher Energie und männlichem Geist, sowie einem in gewissen Fällen unbeugsamen Charakter vereinte sie eine in hohem Grade weibliche Hilflosigkeit. Sie bedurfte stets einer Stütze, eines Freundes, der ihr in allen schwierigen Lagen half und ihr das Leben erleichterte. Sie hatte auch stets und überall einen solchen gefunden und war, falls sie ihn entbehren mußte, so unglücklich, hilflos und verloren wie ein unerfahrenes Kind.

Sie konnte sich nicht selber ein Kleid kaufen, konnte ihre Angelegenheiten nicht in Ordnung halten, konnte keinen Weg in der Stadt allein finden — in Stockholm lernte sie niemals richtig Bescheid; sie kannte nur die Straßen, die sie beständig benützte, nach der Universität und zu ihren nächsten Freunden — sie war nicht im stande, ihre pekuniären Verhältnisse zu regeln, ihren Haushalt zu führen, ihr Kind zu erziehen, das sie fast immer der Obhut anderer überließ, kurz und gut, sie war so durch und durch unpraktisch, daß die kleinsten Bedürfnisse des täglichen Lebens ihr zu einer unerträglichen Last wurden. Auch wo es sich darum handelte, sich Einkünfte, Verleger, Introduktionen zu verschaffen, um irgend ein Ziel zu erreichen, war sie außer stande, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen. Aber sie fand stets auf ihrem Wege einen treuen Freund, der ihre Interessen zu den seinen machte und dem sie alle Lasten aufbürden konnte.

Bei jeder Bahnstation, wo sie auf ihren häufigen Reisen ausstieg, stand stets jemand bereit, sie zu empfangen, ihr Unterkunft zu verschaffen, sie zu begleiten, ihr zu dienen. Und es war ihr eine solche Freude, diese Dienste anzunehmen, sie war so glücklich in dem Gefühl, sich beschützt zu wissen, in diesen Kleinigkeiten von anderen abhängig zu sein, daß sie, wie gesagt, ihre Angst und ihre Hilflosigkeit gern ein wenig übertrieb. Und bei alledem hat es wohl kaum je eine Frau gegeben, die weniger im stande war als sie, wirklich und in tieferem Sinne von einem andern abhängig zu sein.

In einem Brief an den Freund und Bewunderer in Berlin, der sie Tanzen und Schlittschuhlaufen gelehrt, schildert Sonja ihr Leben in Stockholm während des Winters 1885:

„Stockholm, April 1885.

„Lieber Herr W.!

„Ich fühle mich sehr schuldbewußt, weil ich Ihren freundlichen Brief noch nicht beantwortet habe. Meine einzige Entschuldigung liegt in der Unmenge verschiedenartiger Beschäftigungen, die während der letzten beiden Monate meine Zeit in Anspruch genommen haben. Ich will Ihnen erzählen, was ich alles in dieser Zeit vorgehabt habe.

„Vor allen Dingen mußte ich natürlich an meine drei Vorlesungen in der Woche ‚pa svenska spraket, denken. Ich lese über die algebraische Einleitung zur Theorie über die Abelschen Funktionen, und überall in Deutschland werden diese Vorlesungen für die schwierigsten gehalten. Ich habe wirklich eine Menge Zuhörer und habe bisher fast die ganze Anzahl behalten; höchstens zwei oder drei sind mir untreu geworden.

„Zweitens: Ich habe in dieser Zeit eine kleine mathematische Abhandlung geschrieben, die ich allernächstens an Weierstraß senden werde mit der Bitte, sie in Borchardts Journal veröffentlichen zu lassen.

„Drittens: Ich habe gemeinsam mit Mittag-Leffler eine große mathematische Arbeit begonnen, von der wir uns viel Freude und Erfolg versprechen. Doch dies ist noch ein Geheimnis, und Sie dürfen mit niemand darüber sprechen.

„Viertens: Ich habe die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Menschen gemacht, der kürzlich aus Amerika gekommen ist und jetzt die Redaktion der größten schwedischen Zeitung übernommen hat. Er hat mich überredet, auch für seine Zeitung zu arbeiten, und da ich, wie Sie wohl schon bemerkt haben werden, niemals ruhig mit ansehen kann, daß meine Freunde etwas thun, ohne daß ich selber versuche, es ihnen nachzumachen, so habe ich schließlich eine Reihe kleiner Zeitungsartikel für ihn geschrieben.*) Augenblicklich ist nur einer davon, eine persönliche Erinnerung, fertig, und ich sende Ihnen denselben, da Sie ja doch so gut Schwedisch verstehen.

„Fünftens (last not least): Können Sie sich wohl denken — wie unwahrscheinlich es Ihnen auch erscheinen mag — daß ich eine ganz gewandte Schlittschuhläuferin geworden bin? Bis Ende der vorigen Woche bin ich auch noch täglich auf dem Eise gewesen. Es thut mir so leid, daß Sie nicht sehen können, wie gut ich das Schlittschuhlaufen schließlich doch noch gelernt habe. Bei jedem neuen

*) Faktisch hatte sie nur einen einzigen geschrieben; in ihrer lebhaften Phantasie wurde aber das Gedachte stets gleich ausgeführt.

Fortschritt habe ich immer an Sie gedacht. Jetzt kann ich sogar rückwärts laufen!! Vorwärts aber ganz sicher und recht schnell!! Alle meine Bekannte haben sich sehr darüber gewundert, daß ich diese schwere Kunst so bald gelernt habe. Um mich etwas über das Verschwinden des Eises zu trösten, habe ich nun in Gesellschaft meiner Freundin angefangen, passionirt zu reiten. Jetzt, wo wir einige Wochen Osterferien haben, beabsichtige ich, jeden Tag mindestens eine Stunde zu reiten. Es amüsirt mich auch sehr; ich weiß wirklich nicht, was ich vorziehe, zu reiten oder Schlittschuh zu laufen.

„Damit ist mein Leichtsinn jedoch nicht zu Ende. Am 15. April findet hier ein großes Volksfest statt. Diese Volksfeste scheinen etwas echt Schwedisches zu sein — so eine Art Bazar. Wir sind hundert Damen, die in verschiedenen Kostümen auftreten und allerlei Sachen verkaufen sollen — zum Besten eines Volksmuseums. Ich soll natürlich eine Zigeunerin sein, unheimlich zu schauen. Man hat mir fünf andere junge Damen zuerteilt, die dies Schicksal mit mir teilen sollen. Wir bilden eine Zigeunergesellschaft, haben unser Zelt und unsere ‚Marschalle', Zigeunerjünglinge, die uns helfen sollen. Wir haben auch einen russischen Samowar, auf dem wir Thee schenken.

„Was sagen Sie, lieber Herr W., nun wohl zu meinem Leichtsinn?

„Heute abend habe ich auch eine große Soirée in meiner Wohnung, im Grunde das erstemal, seit ich in Stockholm bin . . ."

Im Frühling dieses Jahres war auch die Rede davon, daß Sonja eine Anstellung als Professor der Mechanik erhalten solle, da Professor Holmgren schwer erkrankt war. Am 3. Juni schreibt sie hierüber an Mittag-Leffler, der damals Stockholm verlassen hatte:

„Stockholm, den 3. Juni 1885.

„. . . Ich bin bei Lindhagen gewesen, der mir sagte, daß man sich darüber einig sei, mir die Vertretung für Holmgren zu übertragen, daß es aber noch nicht bekannt werden solle, da dies einen nachteiligen Einfluß auf H. haben könne, der sehr krank ist, es aber selber nicht zu ahnen scheint. Ich antwortete Lindhagen, daß ich dies ganz in der Ordnung fände und daß ich ganz damit zufrieden sei, daß man mich zu Holmgrens Stellvertreterin ausersehen habe, falls dieser im Herbst nicht wieder hergestellt sein solle. Würde H. bis dahin genesen, so würde ich dies für ein so glückliches Ereignis halten, daß ich die vergebliche Arbeit nicht bereuen wolle. Ich bin sehr froh, mein lieber Freund, daß die Sache so günstig geordnet ist, und ich will nun meinen ganzen Fleiß aufraffen, um meine Vorlesungen so gut wie nur möglich vorzubereiten. Moralische Geschichten sind in Büchern stets so langweilig; es ist aber immer so erbaulich und ermunternd, wenn sie im Leben eintreffen; ich bin doppelt froh, daß mein Grundsatz ‚pas trop de zèle' auf eine so glänzende und so unerwartete Art und Weise widerlegt worden ist. Ich hoffe, daß auch Sie keine Ursache haben werden, mir vorzuwerfen, daß ich den Mut zu leicht verloren habe. Im übrigen müssen Sie, lieber Freund, niemals vergessen, daß ich Russin bin. Wenn eine Schwedin angegriffen oder schlechter Laune ist, so schmollt sie und schweigt; folglich schlägt die schlechte Laune nach innen und wird oft zur chronischen Krankheit. Eine Russin dagegen klagt und jammert so heftig, daß dies bei ihr dieselbe Wirkung in moralischer Beziehung hat wie heißer Fliederthee bei einem Katarrh in physischer. Ich muß Ihnen übrigens doch noch sagen, daß ich persönlich nur klage und jammere, wenn ich kleine Leiden habe; habe ich dagegen große, so schweige ich ebenfalls, und dann kann mir niemand anmerken, daß ich verzweifelt bin. Was meinen Vorwurf Ihnen gegenüber anbetrifft, daß Sie zu optimistisch sind, so möchte ich um keinen Preis der Welt, daß Sie sich darnach richteten. Dieser Fehler kleidet Sie so gut, und im übrigen ist der glänzendste Beweis, den ich von Ihrem Optimismus gehabt habe, die gute Meinung, die Sie stets von mir hatten. Sie können daher wohl begreifen, wie wenig mir daran gelegen ist, daß Sie diesen Fehler ablegen."

*

Bald darauf reiste Sonja nach Rußland ab, um den Sommer teils in Petersburg bei ihrer kranken Schwester, teils in Moskau und in dessen Nähe mit ihrer Freundin und ihrer kleinen Tochter zu verbringen. Ich teile einige Briefe aus dieser Zeit mit. Sie sind nicht sehr inhaltsreich, denn sie mochte keine Briefe schreiben, weshalb auch unsere Korrespondenz nie sehr lebhaft war, aber sie enthalten doch stets Fragmente ihrer Lebensgeschichte und sind oft selbst in ihrer knappen Form charakteristisch für die Stimmung, die sie beherrschte, als sie die Briefe schrieb, weshalb sie einen in jeder Beziehung wertvollen Beitrag zu ihrer Charakteristik bilden.

Ich war mit meinem Bruder in der Schweiz und hatte sie aufgefordert, dort mit uns zusammen zu treffen, als ich folgenden Brief erhielt:

„Liebste Ann-Charlotte!

„Ich habe soeben Deinen lieben Brief erhalten; Du kannst Dir nicht vorstellen, wie große Lust ich habe, mich direkt auf den Weg zu machen, um euch in der Schweiz zu treffen, Dich und Deinen Bruder, um uns dann gemeinsam auf die Wanderung zu begeben und die höchsten Spitzen der Alpen (!) zu besteigen. Ich habe eine hinreichend lebhafte Phantasie, um mir vorzustellen, wie amüsant das werden

könnte und welche glückliche Wochen wir mit einander verbringen würden. Leider werde ich jedoch durch allerlei Gründe hier zurückgehalten, von denen der eine immer dümmer und langweiliger ist als der andere. Erstens habe ich versprochen, bis zum 1. August hier zu bleiben, und obwohl ich prinzipiell der Ansicht bin, daß der Mensch Herr über sein Wort ist, so sind die alten Vorurteile doch so stark in mir, daß ich mich stets zurückziehe, wo es sich darum handelt, meine Theorien in die Praxis überzuführen, und mich statt zum Herrn zum Sklaven meines Wortes mache.

„Außerdem halten mich eine ganze Reihe von Umständen hier zurück. Dein Bruder (der Bruder, der mich im Grunde ganz gut kennt und der mich ganz richtig beurteilt, obwohl man sich hüten muß, ihm das zu sagen, um seiner Eitelkeit nicht zu sehr zu schmeicheln) hat oft gesagt, daß ich sehr impressionable bin und daß es stets die momentanen Pflichten und Eindrücke sind, von denen ich mich leiten lasse.

„In Stockholm, wo man mich als Vorkämpferin der Frauenfrage behandelt, fange ich an zu glauben, daß meine ernsteste und heiligste Pflicht darin besteht, ‚mein Genie' zu pflegen und zu fördern. Aber ich muß demütigst bekennen, daß man mich hier jedem neuen Bekannten nur als ‚Toufis Mama' vorstellt, und Du hast keinen Begriff davon, welchen Einfluß dies auf mich hat. Es tötet meine Eitelkeit und ruft eine Unmenge weiblicher Tugenden in mir wach, die wie Pilze aufschießen und deren Du mich nie fähig gehalten haben würdest. Addire dazu die Wärme, die mein Gehirn erweicht, und Du kannst Dir vorstellen, wie ich in diesem Augenblick aussehe. Kurz und gut, das Resultat aller dieser kleinen Mächte und Einflüsse, die in diesem Augenblick Deine arme Freundin beherrschen, ist stark genug, um mich mindestens bis zum 15. August hier zurück zu halten.

„Meine einzige Hoffnung ist, euch in der Normandie zu treffen, um dann mit Deinem Bruder nach Aberdeen zu reisen. Schreibe mir bald, liebe, gute Ann-Charlotte! Wie glücklich bist Du und wie beneide ich Dich! Du kannst es Dir gar nicht vorstellen. Schreibe wenigstens. Ich will alles mögliche thun, um euch in der Normandie zu treffen.

„Bien à toi,
Sonja."

Wie gewöhnlich fehlt auch bei diesem Brief das Datum ...

Ungefähr gleichzeitig schrieb sie an meinen Bruder:

„Cher monsieur,

„Ich habe soeben Ihren freundlichen Brief erhalten, und ich beeile mich, ihn zu beantworten, obwohl ich Ihnen nicht das Geringste von Interesse mitzuteilen habe. Unser Leben ist in dem Grade einförmig, daß ich nicht nur die Fähigkeit zu arbeiten, sondern auch die Lust, mich um irgend etwas zu kümmern, völlig eingebüßt habe. Ich habe das Gefühl, daß ich, falls dies noch lange währt, in eine Pflanze verwandelt werde. Es ist wirklich sonderbar, je weniger man zu thun hat, je weniger ist man im stande, zu arbeiten, wenigstens geht es mir so. Hier thue ich absolut nichts. Ich sitze den lieben langen Tag mit einer Stickerei da, ohne einen Schatten von einer Idee im Gehirn. Die Wärme hier ist übrigens erdrückend. Nach der Kälte und dem Regen, den wir zu Anfang hatten, ist der Sommer plötzlich allen Ernstes gekommen und zwar ein echt russischer Sommer, so daß man Eier im Schatten kochen kann ..."

Auch an ihren Freund, Herrn W. in Berlin, schreibt sie eine scherzhafte Schilderung ihres stillestehenden Lebens in diesem Sommer:

„Ich befinde mich augenblicklich bei meiner Freundin Julia L., auf derem Landsitz in der Nähe von Moskau. Ich habe meine Tochter gesund und munter angetroffen. Ich weiß nicht, wer von uns, sie oder ich, am glücklichsten über unser Wiedersehen ist. Jetzt werden wir uns nicht mehr trennen, wenigstens nicht auf längere Zeit, denn im Herbst soll sie zu mir nach Stockholm kommen. Sie wird bald sechs Jahre alt und ist ein ganz verständiges, kleines Mädchen für ihr Alter. Man sagt allgemein, daß sie viel Aehnlichkeit mit mir hat, und ich glaube selber, daß ich in meiner Kindheit ungefähr so gewesen bin wie sie. — Meine Freundin ist sehr niedergeschlagen, da sie kürzlich ihre einzige Schwester verloren hat. Deshalb ist es sehr still und trübe in unserer Häuslichkeit. Unser Verkehr besteht fast ausschließlich aus alten Damen; vier alte Jungfern wohnen mit uns zusammen, und da alle tiefe Trauer tragen, so macht unser Haus beinahe den Eindruck eines Nonnenklosters. Wir essen auch ebenso viel wie in einem Kloster und viermal täglich trinken wir Thee mit allerlei eingemachten Früchten, Backwerk und Süßigkeiten, was sehr dazu beiträgt, uns die Zeit zu vertreiben. Ich versuche es doch hin und wieder, uns eine kleine Abwechslung anderer Art zu bereiten. So hatte ich heute zum Beispiel Julia überredet, allein mit mir, ohne Kutscher, zur Stadt zu fahren, sie versichernd, daß ich ganz ausgezeichnet fahren könne. Wir gelangten auch glücklich an unsern Bestimmungsort, aber auf dem Heimwege scheute das Pferd, der Wagen wurde gegen einen Baumstamm geschleudert und wir fielen in den Graben. Die arme Julia hat ihren Fuß verletzt, aber ich, die Schuldige, bin unbeschadet davon gekommen."

Ein wenig später schreibt sie an dieselbe Persönlichkeit:

„Unser Leben hier ist so einförmig, daß ich nichts weiter zu sagen habe, als Ihnen für Ihren Brief zu danken. In der letzten Zeit habe ich nicht einmal jemand aus dem Wagen geworfen; unser Leben fließt so still wie das Wasser des Teiches, der unsern Garten hier schmückt. Selbst mein Gedankenvermögen scheint mir stille zu stehen. Ich sitze den ganzen Tag mit einer Handarbeit da und denke an absolut nichts."

Hier muß ich Sonjas ungewöhnliche Fähigkeit erwähnen, sich in der Zwischenzeit zwischen ihrer angestrengten Arbeit mit nichts zu beschäftigen. Sie behauptete oft, sie sei niemals so glücklich wie während dieser Periode; sie fühle sich so träge, daß es ihr Anstrengung koste, sich aus dem Lehnstuhl zu erheben, in den sie niedergesunken war; eine rein mechanische Handarbeit, Cigarretten und Thee — das sei die ganze Beschäftigung, deren sie bedürfe. Es war sicher ein großes Glück für sie, daß sie diese Fähigkeit besaß, die ein Gegengewicht gegen die überanstrengende geistige Arbeit und die unabläßige geistige Erregung bot, der sie sich zu anderen Zeiten hingab. Vielleicht war es ihre russische und ihre deutsche Herkunft, die abwechselnd die Oberhand gewannen und dadurch die starken Uebergänge in ihrem Wesen hervorriefen.

Aus den vorher erwähnten Reiseplänen wurde nichts. Sonja blieb den ganzen Sommer in Rußland, und wir sahen einander erst im September wieder.

IX.

Während des nun folgenden Winters fing das sentimentale Element an, eine große Rolle in Sonjas Seelenleben zu spielen. Im geselligen Leben fand sie nichts mehr, das sie interessirte und erfüllte; sie war nicht genügend durch irgend eine Arbeit in Anspruch genommen; ihre Vorlesungen interessirten sie nicht sonderlich; und unter diesen Verhältnissen gab sie sich leicht einer übertriebenen Selbstreflexion hin, einem Grübeln über ihr Geschick, und dem nagenden Kummer, daß ihr das Leben nicht das gewährt hatte, was sie sich am meisten gewünscht hatte.

Sie sprach nicht mehr davon, daß die Menschen in zwei Hälften geteilt seien und daß eine einzige Liebe bestimmend für das ganze Leben sein müsse; statt dessen schwärmte sie für eine Vereinigung zwischen Mann und Frau, die derartig sein sollte, daß die Intelligenz des einen Teils die des andern unterstützte, so daß sie nur zusammen die reifen Früchte ihres Geistes zeitigen konnten. Ein Zusammenarbeiten in einem Liebesverhältnis zwischen Mann und Frau war jetzt ihr Ideal geworden, und sie träumte nur davon, den Mann zu finden, der in ihrem Sinn ihr anderes Ich werden sollte. Und die Ueberzeugung, daß sie ihn nie in Schweden finden könne, rief einen beginnenden Unwillen gegen dies Land hervor, wohin sie anfänglich mit so vielen Erwartungen und Hoffnungen gekommen war.

Diese Idee des Zusammenarbeitens war begründet auf ihrem innigen Bedürfnis nach geistigem Zusammenleben mit einem andern Menschen und auf dem wirklichen Leiden, welches das Gefühl der geistigen Vereinsamung ihr bereitete. Sie konnte kaum arbeiten, ohne jemand in ihrer nächsten Umgebung zu haben, der in derselben Gedankensphäre lebte wie sie. Arbeit an und für sich, das abstrakte Suchen nach wissenschaftlichen Wahrheiten befriedigte sie nicht; sie wollte verstanden werden, wollte, daß man ihr auf halbem Wege begegnete, sie bei jedem Schritt, den sie machte, bei jedem neuen Gedanken, der in ihr entstand, bewunderte und ermunterte. Sie wollte ihre geistigen Kinder jemand schenken, einen andern damit bereichern, nicht nur die Menschheit in abstractum, sondern ein gewisses Individuum, das ihr statt dessen die seinen gab. So mathematisch beanlagt sie war, lagen die abstrakten Ziele nicht für sie, die so leidenschaftlich persönlich in all ihrem Denken und Urteilen war.

Mittag-Leffler pflegte ihr oft in Bezug auf diese ihre Ideen zu sagen, daß dies Bedürfnis nach Verständnis eine weibliche Schwäche bei ihr sei. Wirklich geistreiche Männer seien nicht auf diese Weise abhängig von anderen. Sie aber behauptete das Gegenteil, führte eine ganze Reihe von Beispielen an, die beweisen sollten, daß Männer nur durch die Liebe zu einer Frau ihre besten Eingebungen gefunden hätten. Die Mehrzahl dieser Männer waren freilich Dichter, unter den Gelehrten hielt es schwer, Beweise für diesen aufgestellten Satz zu finden, obwohl Sonja niemals in Verlegenheit um Argumente war, wo es sich darum handelte, ihre Behauptungen aufrecht zu halten. Wußte sie keine reinen Thatsachen anzuführen, so konstruirte sie solche mit großer Gewandtheit. Und sicher ist, daß es ihr gelang, eine Menge von Beispielen dafür zu finden, wie das Gefühl der Einsamkeit die größte Qual fast aller tieferen Naturen gewesen sei; wie der Fluch auf dem Menschen ruhe, daß er es stets als das höchste Glück erträumte, voll und ganz in einem andern Wesen aufgehen zu können, und wie er trotzdem stets einsam blieb.

Ich entsinne mich besonders des Frühlings eintausendachthundertundsechsundachzig. Der Frühling war für Sonja stets eine Zeit der Qual. Die Gärung, die Unruhe und das Wachstum in der Natur, das sie selber so meisterhaft in verschiedenen ihrer literarischen Arbeiten geschildert hat, übte stets einen starken Einfluß auf sie aus, machte sie unruhig, nervös, voller Sehnsucht und Ungeduld.

Besonders peinigten sie die hellen Nächte, die ich im Gegenteil liebte. „Dieser ewige Sonnenschein," sagte sie, „der so viel verspricht und nichts hält! Denn die Erde bleibt doch kalt, die Entwicklung geht zurück, wenn sie eben erst so recht in Schwung gekommen ist, und der Sommer schwebt uns vor wie ein Gaukelbild, dessen man niemals habhaft werden kann. Es ist so irritirend, daß die hellen Nächte so lange vor der Sommerwärme kommen, denn sie scheinen eine Freude zu verheißen, die sie uns doch nicht gewähren."

Sie konnte nicht arbeiten und sie stellte mit immer größerer Bestimmtheit die Behauptung auf, daß die Arbeit an und für sich, wenigstens die wissenschaftliche Arbeit, nichts wert sei, weder Freude bereiten, noch die Menschheit fördern könne; es sei eine Thorheit, seine Jugendjahre mit Arbeiten hinzubringen, ein spezielles Unglück für eine Frau, wissenschaftlich begabt zu sein und dadurch in eine Sphäre hineingezogen zu werden, die sie nie glücklich machen könne.

Sobald das Semester beendet war, beeilte sie sich wie immer, „die schöne, kurze und erfreuliche Reise" über Malmö ins Ausland zu unternehmen. Sie reiste nach Paris und schrieb mir von dort einen einzigen Brief. Ganz gegen ihre Gewohnheit ist er datirt.

„26. Juni 1886. 142. Boulevard d'Enfer.

„Liebe Anna Charlotte!

„Ich erhalte in diesem Augenblick Deinen Brief. Ich mache mir schreckliche Vorwürfe, daß ich Dir nicht früher geschrieben habe. Ich gestehe willig ein, daß ich meinerseits ein wenig jaloux war, und daß ich glaubte, Du machtest Dir nichts aus mir. Damit mein Brief heute noch fortkommen kann, will ich Dir nur einige Zeilen schreiben, um Dir zu sagen, daß Du sehr unrecht hast, wenn Du mir vorwirfst, daß ich euch vergesse, wenn ich fort bin. Wohl niemals habe ich es so lebhaft empfunden, wie viel ich von euch, von Dir und von Deinem Bruder halte. Jedesmal, wenn mir etwas Angenehmes begegnet, denke ich unwillkürlich an euch. Ich amüsire mich sehr in Paris, denn alle Mathematiker und viele Nichtmathematiker „font grand cas de moi". Aber ich sehne mich entsetzlich darnach, einen abscheulichen Bruder und seine Schwester wieder zu sehen, die mir zum Leben vollständig unentbehrlich geworden sind. Vor dem fünften Juli kann ich nicht von hier abreisen, folglich komme ich nicht zur Eröffnung der Naturforscherversammlung nach Christiania.*) Willst Du mich in Kopenhagen erwarten, damit wir die Reise zusammen machen können? Antworte umgehend. Ich habe Dein Buch — ‚Sommerträume' — an Jonas Lie gebracht. Er spricht mit großer Verehrung von Dir. Er findet ebenfalls, daß Du mehr Talent für den Roman als für das Drama hast. Ich werde Jonas Lie noch einmal vor meiner Abreise aufsuchen.

„Ich umarme Dich zärtlich. Ich sehne mich darnach, Dich, meine liebe, liebe Anna Charlotte, wiederzusehen.

Tout à toi, Sonja."

Wie gewöhnlich konnte sie sich auch diesmal erst im letzten Augenblick von Paris trennen, so daß sie erst am letzten Tage der Naturforscherversammlung in Christiania anlangte. Ich war an starke Uebergänge in ihrer Stimmung gewöhnt, aber diesmal war doch der Kontrast zwischen ihrer jetzigen Gemütsstimmung und derjenigen, die sie das ganze letzte Jahr, besonders im Frühling in Stockholm beherrscht hatte, ungewöhnlich auffallend. Sie war mit Poincaré und anderen großen Mathematikern in Paris zusammengetroffen und hatte während ihrer Unterhaltungen mit ihnen wieder gefühlt, wie die Lust in ihr erwachte, sich allen Ernstes mit dem Problem zu beschäftigen, dessen Lösung ihr den höchsten Ruhm und den grand prix der französischen Akademie der Wissenschaften verschaffen sollte. Jetzt gab es für sie auf der ganzen Welt außer den Wissenschaften nichts, wofür es sich zu leben verlohnte; alles andere, persönliches Glück, Liebe, Naturschwärmerei, Traumleben — war nur der reine Unsinn, das Forschen nach wissenschaftlichen Wahrheiten hingegen das schönste denkbare Lebensziel, und der Austausch von Ideen mit geistesverwandten Menschen ohne Spur von persönlichem Interesse war für sie das herrlichste, was man sich nur denken konnte.

Schaffensfreude erfüllte sie, und sie hatte abermals eine ihrer glänzenden Perioden, in denen sie schön, geistreich, sprühend von Lebenslust und Einfällen war.

Sie langte, von Havre kommend, nach einer dreitägigen Seereise des Nachts in Christiania an. Sie war die ganze Zeit hindurch sehr seekrank gewesen; aber unermüdlich, wie sie war, wenn sie sich in guter Stimmung befand, verhinderte sie dies nicht, am folgenden Morgen nach einem Schlaf von nur wenigen Stunden an einem Ausflug und einem Fest teil zu nehmen, das bis spät in die folgende Nacht währte. Man brachte bei dieser Gelegenheit viele Toaste auf sie aus, die hervorragendsten Persönlichkeiten scharten sich um sie, und sie war, wie stets bei solchen Gelegenheiten, so liebenswürdig anspruchslos und so mädchenhaft weich in ihrem Wesen, daß sie alle bezauberte.

Wir machten dann eine mehrtägige gemeinsame Reise durch Thelemarken, wo wir Ullmans Volkshochschule besuchten, die Sonja mit großem Interesse und warmer Sympathie in Augenschein nahm. Dieser Besuch gab den ersten Anstoß zu einer Reihe von

*) Wir hatten verabredet, uns in Norwegen zu treffen und den Rest des Sommers zusammen zu verbringen.

Artikeln über skandinavische Volkshochschulen, die sie später in einer russischen Zeitschrift veröffentlichte, und zwar mit so großem Erfolg, daß die Abonnentenzahl des Blattes plötzlich ganz erheblich stieg.

Von Siljard aus unternahmen wir auch eine Bergbesteigung, wohl Sonjas erste Bergbesteigung. Sie war kühn, schnell und unermüdlich im Klettern, entzückt über die Schönheit der Natur, voller Freude und Lebenslust, die nur hin und wieder gestört wurde durch den Anblick einiger Kühe in der Nähe einer Sennhütte oder durch einen Steinhaufen mit rollenden Steinen, über den wir hinweg mußten, wobei sie allerlei kindliche Angstrufe ausstieß, die die übrige Gesellschaft höchlich ergötzten. Sie hatte viel Naturſinn, das heißt ihre Phantasie und ihr Gefühl waren empfänglich für die Poesie des Naturlebens, für die Stimmung in einer Landschaft, in einer Beleuchtung. Da sie aber sehr kurzsichtig war und aus weiblicher Eitelkeit und Widerwillen gegen die traditionellen äußeren Kennzeichen eines Blaustrumpfes kein Pincenez benützen wollte, sah sie im Grunde nichts von den Details der Landschaft, und wäre sicher nicht im stande gewesen, zu sagen, welche Bäume dort wuchsen, wo sie vorüber gekommen war, welche Saaten auf den Feldern standen, wie die Häuser gebaut waren und so weiter. Daß sie trotzdem in ihren literarischen Arbeiten nicht nur im stande war, die Stimmung der Natur, sozusagen deren Seele, wiederzugeben, sondern auch eine feine und genaue Schilderung des rein materiellen Verlaufes zu machen wußte, beruhte zweifellos mehr auf theoretischem Wissen als auf eigener Beobachtung. Sie besaß sehr gute naturwissenschaftliche Kenntnisse, war ihrem Mann bei der Uebersetzung von Brehms „Vögeln" behilflich gewesen, und hatte, wie bereits erwähnt, gemeinsam mit ihm Paläontologie und Geologie studirt, sowie persönlichen Verkehr mit vielen von den hervorragendsten Naturforschern ihrer Zeit gehabt.

Aber sie besaß keine scharfe Beobachtungsgabe, wo es sich um kleine und alltägliche Naturerscheinungen handelte; sie hatte keinen Sinn für die Einzelheiten in der Natur, und sie besaß keinen sicheren Schönheitssinn. Die charakterloseste Landschaft wurde in ihren Augen schön, wenn sie in Stimmung war, und sie konnte, wenn sie persönlich verstimmt war, gleichgiltig gegen die vollendetsten Linien und Farben sein. Dasselbe galt in Bezug auf ihr Urteil über das Aussehen von Menschen; der Blick für die Reinheit und Harmonie der Linien, für Proportionen, Farben und andere objektive Schönheitsgrundsätze ging ihr gänzlich ab. Die Menschen, die ihr Sympathie einflößten oder die irgend eine der düsteren Eigenschaften besaßen, die sie bewunderte, fand sie schön, die anderen dagegen häßlich. Alle blonden Menschen, sei es ein Mann oder eine Frau, fand sie in der Regel schön, wohingegen die Brünetten keine Gnade vor ihren Augen fanden.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch ihren, bei einer so reich begabten Natur überraschenden Mangel an Kunstsinn erwähnen. Sie hatte sich jahrelang in Paris aufgehalten und war niemals im Louvre gewesen; weder Gemälde, Skulpturen, noch architektonische Kunstschätze zogen jemals ihre Aufmerksamkeit auf sich, und für die Dekoration der Zimmer, für schöne Industriegegenstände und dergleichen war sie im allgemeinen ohne Interesse.

Indessen war sie, wie bereits erwähnt, sehr entzückt von der norwegischen Natur und fühlte sich sympathisch berührt von den Menschen, mit denen wir zusammentrafen. Wir hatten die Absicht, unsere Reise im Karriol durch Thelemarken über die Hauklibberge bis an die Westküste fortzusetzen, wo wir Alexander Kjelland auf Jäderen besuchen wollten. Aber obwohl sie seit mehreren Jahren von dieser Reise geträumt hatte, obwohl ihr alles zusagte und sie sogar den brennenden Wunsch hegte, Kjellands Bekanntschaft zu machen, ward jetzt eine andere Stimme so laut in ihr, daß sie nicht zu widerstehen vermochte. Und mitten auf der Reise, auf einem der Dampfer, welche die langen Seen befahren, die sich gleich vom Meere abgeschnittenen Fjorden tief in Thelemarken eindrängen, beschloß sie plötzlich, über Christiania nach Schweden zurückzukehren, um sich in aller Stille auf dem Lande niederzulassen und zu arbeiten. Sie verließ mich und bestieg einen andern Dampfer, der sie über Skien nach Christiania zurückführte.

Ich konnte nichts dagegen einwenden, konnte sie nicht tadeln; denn ich wußte ja, daß wir, wenn der Schaffensgeist uns überkommt, seiner Stimme gehorchen müssen. Alles andere, wie schön es uns auch erscheinen mag, wird gleichgiltig und unbedeutend. Man wird gleichsam taub und blind für seine Umgebung und lauscht nur der inneren Stimme, die selbst das Brausen eines Wasserfalles und den Orkan auf dem Meere übertäubt. Für mich war es natürlich ein dicker Strich durch die Rechnung. Ich setzte freilich meine Reise mit zufällig getroffener Gesellschaft fort, besuchte Alexander Kjelland, kehrte dann nach dem Ostlande zurück und nahm teil an einem Fest an der Volksschule zu Sagatun, was Sonja zweifelsohne ebenso viel Freude gemacht haben würde wie mir, falls sie ihre innere Freiheit gehabt hätte.

Mehrmals habe ich diesen Zug an ihr beobachtet. Sie konnte sich in der lebhaftesten Unterhaltung, auf einem Ausflug, in einer Abendgesellschaft befinden, scheinbar ganz eingenommen von ihrer Umgebung, und dann kam es plötzlich wie Windstille über sie; ihr Blick hatte einen abwesenden Ausdruck; ihre Antworten waren zerstreut. Sie nahm urplötzlich Ab-

schied, und keine Ueberredungen, keine früher getroffenen Verabredungen, keine Rücksichten vermochten sie zu halten. Sie wollte nach Hause und arbeiten.

Ich habe ein kleines Billet von ihr, das aus dem Frühling dieses Jahres stammt und in der Beziehung ganz charakteristisch ist. Wir hatten zusammen mit einigen Bekannten einen Ausflug zu Wagen in der Umgegend von Stockholm verabredet, als es ihr im letzten Augenblick leid ward und sie folgende Erklärung schrieb:

„Liebe Anna Charlotte!

„Heute morgen erwachte ich mit dem besten Vorsatz, mich zu amüsiren. Plötzlich fand sich mein Großvater mütterlicherseits, der deutsche Pedant — das heißt der Astronom — bei mir ein; er holte alle die gelehrten Abhandlungen hervor, die ich in den Osterferien hatte studiren wollen, und machte mir die ernsthaftesten Vorwürfe, daß ich meine Zeit auf so unwürdige Weise vergeuden wolle. Seine strengen Worte schlugen meine arme Großmutter, die Zigeunerin, in die Flucht. Jetzt sitze ich in Morgenrock und Pantoffeln am Schreibtisch, tief versunken in mathematische Grübeleien und verspüre nicht die geringste Lust, an eurem Ausflug teil zu nehmen. Ihr seid so viele, daß ihr euch auch wohl ohne mich amüsiren werdet, deswegen hoffe ich, daß ihr mir diesen rücksichtslosen Abfall verzeihen werdet.

Deine treue Sonja."

Unserer Verabredung gemäß wollten wir im Spätsommer wieder auf dem Lande zusammentreffen, wo sich Sonja mit der Familie meines Bruders aufhielt. Kaum aber war ich dort angelangt, als Sonja schon wieder abreisen mußte; ein Telegramm rief sie nach Rußland zu ihrer Schwester, die einen neuen, besorgniserregenden Anfall ihrer Krankheit bekommen hatte.

Als sie im September zurückkehrte, brachte sie ihre kleine, damals achtjährige Tochter mit. Sie richtete sich jetzt zum erstenmal eine eigene Wohnung in Stockholm ein.

Sie war des Pensionatslebens überdrüssig. Wohl hatte sie sehr wenig Sinn für Comfort und häusliche Gemütlichkeit; es war ihr gleichgiltig, was sie aß und von was für Möbeln sie umgeben war; dagegen hatte sie das ausgesprochene Bedürfnis, unabhängig zu sein und frei über ihre Zeit verfügen zu können, deshalb konnte sie sich nicht länger in die Gêne finden, die ein Zusammenwohnen mit anderen stets mit sich führt. Sie mietete also eine Wohnung und eine Wirtschafterin, die sich zugleich um ihre kleine Tochter bekümmern sollte, kaufte allerlei Möbel, ließ andere aus Rußland kommen und richtete sich auf diese Weise eine Häuslichkeit ein, die jedoch nie das Gepräge des zufällig Angeordneten verlor und stets den Eindruck machte, als könne sie jederzeit wieder aufgelöst werden.

Die Saloneinrichtung, die sie aus Rußland hatte senden lassen, war sehr charakteristisch. Sie stammte aus ihrem Elternhause und zeugte von dem Pomp des alten Schlosses. Sie hatte in einem ungeheuren Salon gestanden und bestand aus einem langen Sofa, der eine ganze Wand einnahm, einem Eckdiwan, der ein Teil eines alten, viersitzigen Arrangements war, das seinen Platz mitten im Salon gehabt hatte und mit einer Blumengruppe verziert gewesen war, und einigen tiefen Lehnstühlen, alles in reich geschnitztem Mahagoni und mit rotem Seidendamast bezogen, welcher letztere jedoch ganz zerfetzt war, wie denn auch die Polsterung ganz herabgesessen und die Springfedern zum Teil zerbrochen waren. Sonja hatte die Absicht, diese Möbel frisch überziehen und aufpolstern zu lassen, aber daraus ist nie etwas geworden, teils weil Sonja mit vielen ihrer Landsleute die Ansicht teilte, daß es nicht so merkwürdig ist, zerfetzte Möbel im Salon zu haben, teils weil sie nie ein genügendes Interesse für Stockholm gewann und stets das Gefühl hatte, daß dies nur eine Station auf ihrem Wege sei, weshalb es sich nicht verlohne, viel Geld darauf zu verwenden.

Zuweilen, wenn sie guter Laune war, konnte sie plötzlich auf den Einfall kommen, ihre kleinen Zimmer mit eigenen Handarbeiten zu schmücken. Eines Tages sandte sie mir in dieser Veranlassung folgendes Billet:

„Anna Charlotte!

„Gestern abend hatte ich einen eklatanten Beweis dafür, daß die Kritik recht hat, wenn sie behauptet, daß Du nur Augen für das Schlechte und Häßliche hast, nicht aber für das Gute und Schöne. Jeden Flecken, jeden Riß an meinen alten, braven Stühlen, wenn auch zehn Antimakassars ihn verdecken, wirst Du unfehlbar entdecken und denunziren. Aber meine schöne, bildhübsche Schaukelstuhldecke, die sich den ganzen Abend hin und her wiegte und vergebliche Versuche machte, Deine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hast Du keines Blickes gewürdigt!

Deine Sonja!"

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

(Fortsetzung.)

Es kam Fritz oft gar sonderbar vor, so einsam zu sein, aber es war friedlich und beruhigend, und es kam gleichsam etwas Kindliches in seiner Seele hervor, wenn er an sonnigen Tagen stundenlang draußen lag und auf das Seegras und die junge Fischbrut hinabschaute, während die ruhigen Wellen eintönig unter seinem Boote plätscherten, das langsam mit dem schwachen Strom dahin trieb, oder wenn er bei grauem und nassem Wetter sich damit amüsirte, in Wasserstiefeln und Regenrock wie ein Fischer umher zu gehen. Und dann machte er lange Segeltouren und dann wieder fischte er mit Hans.

Die Frau vom Hause meinte hin und wieder, daß er ein sonderbarer Mensch sei, wenn er bis spät in die Nacht hinein im Mondschein auf der berggekrönten Landspitze saß und dem vielfachen verschiedenen Rauschen von bewegten Wellen, wogenden Baumkronen und fernen Wasserfällen lauschte. Sie begriff nicht, wonach er ausschaute, allein es ging sie ja eigentlich nichts an. Ein liebenswürdiger und netter Mann war er ja, und die Stadtleute sind einmal oft so sonderbar.

Das einzige, das ihn oft peinigte, war, wenn das Kindliche in ihm emportauchte, daß auch gleichzeitig die Erinnerung an Wedel Stenersen in ihm aufstieg. Dieser war so unzertrennlich mit seinen Erinnerungen aus der Kindheit verknüpft; es lag etwas unaussprechlich Leeres darin, ihn so fern zu wissen, und mit der Erinnerung an ihn tauchte alles andere aus der Vergangenheit, eins nach dem andern, vor ihm auf. Aber kamen einige solcher Tage, die ihn beschwerten, so schüttelte er sie entschlossen wieder von sich ab. Gerade das Alte wollte er ja vergessen und aus seiner Erinnerung streichen.

Dann rief er Hans zu sich, diesen Mann des täglichen Strebens und der kurzen Gedanken; in seinen Gesprächen lief man nicht Gefahr, sich zu verlaufen.

Eines Abends wollten Hans und er von ihrem Fischausflug heimkehren. Sie hatten mit ihrem Boot schon zwei, drei Stunden auf derselben Stelle gelegen, ehe der Fisch anbeißen wollte, aber dann war der Fang reichlich, und sie wollten nun heimkehren. Hans war gewöhnlich schweigsam und hin und wieder auch grob in seinen Antworten, aber mit einem ruhigen, gutmütigen Gesicht saß er da in der Mitte des Bootes. Die Thonpfeife hing ihm ungewöhnlich weit im Mundwinkel und die Hand arbeitete mit der Fischschnur in unermüdlicher Regelmäßigkeit. Bald spuckte, bald zog er, bald warf er neuen Köder aus, bald ließ er die Schnur wieder los, dann spuckte er wieder und begann zu ziehen, alles mit unerschütterlicher Ruhe. Das paßte in der Regel gut zu Fritz' Stimmung; er wollte überhaupt keine geschwätzige Person um sich haben; und viele Worte wurden auch nicht laut zwischen ihnen, während sie fischten.

Aber Hans war doch in guter Laune. Heute war der Fang reichlich gewesen, und er wußte, daß er außer seinem Tagegeld alle Fische bekam, außer denen, die Fritz mit ins Haus brachte, und das waren in der That nicht viele. Auf dem Heimwege wurde Fritz etwas gesprächiger und sie sprachen von Hans' Haus und Heim und seiner Frau und Kindern.

„Ja, sie ist recht tüchtig und vernünftig," sagte Hans, der mit langen, gleichmäßigen Schlägen ruderte; „flink im Hause ist sie stets gewesen. Ja, es ist eine brave Frau, ich kann nicht anders sagen."

„Aber Du hast so viele Kinder, Hans," meinte Fritz, „Du hättest Dich nicht so früh verheiraten sollen, dann hättest Du auch noch etwas erübrigen können."

„Ja, das machte sich nun so! Aber es wird niemand vernünftig, so lange er sich nicht verheiratet, sehen Sie. — Und dann ist es die einzige Freude, die wir armen Leute haben, sollte ich meinen," fügte

er nach einer Pause hinzu, die offenbar mit tiefsinnigem Grübeln über die unabweislichen Schickungen des Lebens ausgefüllt war.

„Aber mir scheint doch, es muß sehr schwer sein, für sie alle Nahrung zu schaffen," wandte Fritz ein. „Du liegst ja beständig draußen, im Sommer wie im Winter, auf dem Wasser und kämpfst für das Dasein."

„Ja, dann ist es aber auch wieder so gemütlich, nach Hause zu kommen, können Sie mir glauben, und wir leiden ja auch keine Not, denn wie man sagt, es geht an beiden Enden zusammen." Es trat wieder eine Pause ein, während welcher Hans wieder sehr tiefsinnig aussah und weit ins Meer hinaus spuckte. „Es ist," fuhr er endlich fort, „als ob der liebe Gott Segen in die Arbeit legte, besonders wenn Eheleute in guten und bösen Tagen fest zusammenhalten. Wir haben noch niemals gehungert, wenn ich so sagen darf, und wir sind doch acht Köpfe zu Hause."

„Da kommen sie schon wieder mit ihrem Gott," dachte Fritz, womit er das Gespräch abbrach. „Sie werden von der Not zu geschärfter Energie und Genügsamkeit getrieben, und das nennen sie Gott! Aber es ist ja auch diese schlaffe Hingebung und Unkenntnis von den Gesetzen der Existenz, die es zuwege bringt, daß sie sich in der kriechenden Niedrigkeit zufrieden fühlen."

Indessen mußte er stets mehrere Tage lang doch stets auf Hans' Schilderung seines Heims zurückkommen. Es erschien ihm ganz sonderbar, welche Macht das Weib auf das Gemüt des Mannes ausübt, daß sie es beugen und leiten und es so dahin bringen kann, daß er wirklich Befriedigung mitten in dem harten Kampf um den Unterhalt der vielen Kinder fühlt. Und wenn das mit dem unebenen Pfade von Mühe und Kampf, den diese armen Fischer Leben nennen, der Fall war, wie viel mußte es dann bei denen sein, deren Lebensweg so geebnet und glatt ist, daß er jede kleine Ausstrahlung der echten Weiblichkeit brechen und vervielfältigen kann? Wenn irgend etwas den Namen „Gott" verdiente, dann müßte es diese mystische Macht in dem Seelenverhältnis zwischen einem geliebten Manne und einem liebenden Weibe sein. Die Liebe sei auch in dem Dasein das einzige, was er als etwas Mystisches, wirklich Unfaßbares einräumen wollte.

Je mehr er darüber nachdachte, um so mehr kam eine brennende, ungeduldige, schmerzliche und doch verlockende Sehnsucht über ihn. Bevor er es selbst ahnte, war er von der Erinnerung an die seelische, wollusterfüllte Ueberwältigung, wie sie sich anfangs in seinem Verhältnis zu Klara gestaltet hatte, erfüllt. Er hatte damals scherzend, aber mit einem Hintergedanken des eigenen Gefühls von der „blauen Blume" der Liebe gesprochen, deren milder, berauschender Duft ihm überall folgte und sich als ein Schutz allen gröberen und simplen Annäherungen entgegenstellte. Seitdem hatte er viele häßliche Erfahrungen gemacht, war der Jämmerlichkeit viel zu nahe gekommen, aber damals — ja, jetzt erbebte er aufs neue, er sehnte sich nach etwas, und es brannte in seinem Innern, und doch sollte sie es nicht sein; es sollte etwas noch viel Feineres, aber auch weit Stärkeres sein.

War er es wirklich selbst, der sich von solchen Stimmungen hinreißen ließ?

Er bespöttelte seine eigene Romantik, wenn er sich von den Mondscheinnächten der letzten Augustwoche am Fjorde nicht losreißen konnte. Aber sie zogen ihn dennoch mit ihrem bleichen Glanz, mit ihren leicht emportauchenden Meerweiberabenteuern und ihren goldenen Traumgestalten an.

Er wollte hier nicht länger bleiben, der Aufenthalt hier machte ihn sentimental und träumerisch. Er wollte wieder unter Menschen sein.

XXII.

Es war bereits mitten im Winter, einem richtigen alten Schneewinter, wo es wirklich klingende Frosttage gab und wo man lustiges Glockengeläute vernahm.

Fritz liebte solche echte Winter, das hatte er am besten gefühlt, als er im Auslande nur Schmutz und rauhe Feuchtigkeit erlebte. Nein, hier daheim lag etwas ganz anderes, Anregendes in dem kalten, frischen Leben im Freien.

Und dann gab es ihm in seiner jetzigen Mißstimmung gegen die ganze Gesellschaft einen vorzüglichen Hintergrund für die wechselnden Bilder der sozialen Ungleichheit. Es lag geradezu eine ästhetische Anregung darin, diese blau gefrorene, eisige und erstarrte Decadence zu sehen, die in ihm das Bild eines Mannes erweckte, der in der Winterkälte umherlief mit einem alten, rötlich gewordenen Cylinderhut und bis hoch oben zugeknöpftem Sommerüberzieher, der Spuren einstiger Eleganz verriet, und mit einem um den Hals gewundenen Tuch, das einem alten Strumpf verdächtig ähnlich sah. Diese gleichgiltige, verwegene Branntweinphysiognomie, die magere, wackelnde Figur, die abgetragene, kurze, enge Kleidung, alles das kontrastirte vortrefflich gegen die kleine, wankende Gestalt, die den kostbaren Pelz bis hoch über die Ohren gezogen hatte und einen großen schwarzen Respirator vor dem Munde und feine Pelzhandschuhe an den Händen trug, unter welcher Hülle man von dem Menschen nur ein Paar hohle, verlebte Augen gewahrte. Die Uebersättigung des Reichtums und das Elend der Armut schritten mit einem flüchtigen Blick an einander vorüber. Was mochten sie denken? Vielleicht dachte der mit dem warmen Pelz daran,

daß er etwas von seinem Reichtum einst dem in den abgetragenen Kleidern abgepreßt hatte. Wer weiß es?

Wenn Fritz früher in das Getümmel an einem solchen Tage hinausgegangen war, hatte er das Ganze mehr als einen gesammelten Eindruck von Schönheit und Frische in dem bunten Leben in sich aufgenommen. Die spielenden Frauenaugen unter herabgelassenem Schleier, der heitere Lärm der Schlitten und das klingende Glockenspiel hatten sich in den Vordergrund gedrängt; jetzt bemerkte er nur zu gut, daß er mehr beobachtend geworden war und daß sein Blick sich für die Einzelheiten und für die Gegensätze sonderbar geschärft hatte. Es lag ein eigener Genuß darin, das Elend zu durchschauen, besonders da es nicht allein auf der Straße, sondern auch in den Salons zu finden war. Es gewährte ihm eine Befriedigung, überhaupt so scharf sehen zu können; es lag auch etwas das Gefühl der Vergeltung Erweckendes und etwas Erhebendes darin, derjenige zu sein, der sich vornehm außerhalb des Elends wußte und den ganzen Jammer von oben herab betrachten konnte. Es gab wohl noch andere, die die Einzelheiten sehen konnten, aber er sah den Zusammenhang.

Im gesellschaftlichen Leben begann man nach und nach, ihn etwas blasirt zu finden. Er war meist zugeknöpft, hin und wieder etwas vornehm zugeknöpft, meinte man, und obwohl er in seiner Unterhaltung selten etwas äußerte, das man geradezu als einen Sarkasmus betrachten konnte, so folgte doch oft eine ganz allgemeine Bemerkung, ein Lächeln, in welchem vielleicht ein spöttischer Hintergedanke lauerte.

Und selbst in seinem Aeußern bewahrte er sorgfältig den Stempel einer Eleganz, die, wie er wußte, ihm gut stand und zugleich seine etwas kühle Zurückhaltung hervorhob.

„Was ist das doch für ein französischer Maler, dem Sie ähnlich sehen?“ sagte eine Dame auf einem Ball zu ihm, indem sie unvorsichtig ein wenig herausfordernd lächelte. „Ich sah sein Bild vor einigen Tagen in einer illustrirten Zeitung — das Haar lag gerade so wie das Ihrige und die gerade Linie des Schnurrbarts — und die Spitzen desselben und die Krawatte — alles!“

„Wie boshaft Sie sind! Sie meinen natürlich einen von den Malern, die Damenporträts und seidene Kleider zu malen genötigt sind.“ Ein kalter, spöttischer Blick und ein gleicher Ausdruck jagten ihr das Blut in die Wangen, und er amüsirte sich über ihre Verwirrung, als sie versuchte, dieses Thema zu verlassen.

Aber er brauchte selten so direkt Angriffe zu pariren, um zu merken, daß man bereitwillig von seiner Persönlichkeit abstrahirte, wenn er sie geltend zu machen in der Stimmung war. Dies war auch ein Ausdruck der allgemeinen Jämmerlichkeit; es war keine Selbständigkeit bei diesen Menschen vorhanden, welche sich darein fanden, unterdrückt zu werden, und es sei wirklich ein Genuß, die ganze Gesellschaft verachten zu können.

Dennoch machte sich im Grunde seines Herzens eine Unruhe und Sehnsucht nach schönen und weichen Eindrücken geltend, und er war sich dessen bewußt. Freilich dachte er jetzt mit einer Art Selbstverachtung an das zurück, was er seine gefühlvollen Mondscheinträume draußen am Fjorde nannte; das Frauenbild, das sich damals in seiner Seele gebildet hatte, verfolgte ihn jedoch. Aber wo fand er es wohl? Sicherlich nicht unter diesen Durchschnittsmenschen! Es gab viele Klaras, ganz sicherlich, aber jetzt dienten sie ihm nur zur Augenlust einer Stunde, und jedesmal, wenn er in einer Art Verzweiflung sich einer ähnlichen Persönlichkeit näherte, gab er es schnell wieder auf. Die feine sinnliche Anziehungskraft bei ihnen war ihm nicht dauernd genug.

Aber es mußte doch ein Wesen geben, das imstande wäre, ihm die geistige Spannkraft, deren er entbehrte, wiedergeben zu können.

Was wollte er überhaupt unternehmen? Der direkten persönlichen Einwirkung war er überdrüssig und der Journalistik auch. Er wollte am liebsten ganz außerhalb stehen und mit keinem einzigen in Berührung kommen, wie er einst von einer heidnischen Sekte gehört hatte, bei welcher der Prophet, hinter einem Vorhang verborgen, auf alle seine Zuhörer einwirkte, ohne daß sie ihn sahen und ohne daß sie etwas anderes von ihm wußten, als daß er ein Mensch sei.

Er dachte eine Zeit lang an eine novellistische Schilderung der heimatlichen Verhältnisse, in welcher er all die geschminkte und heuchlerische Verderbnis und all die unterdrückte Natürlichkeit schildern wollte. Er machte sich Notizen, sammelte Typen und Eindrücke von früher und jetzt und begann sogar nach und nach den Stoff zu durchdenken. Je mehr er die Dinge überdachte, um so mehr wurde er überzeugt, daß all das Kleine, Aengstliche, Rohe und Brutale in den unteren Klassen nur von dem Druck von oben herrührte, der sie daran verhinderte, sich frei zu bewegen und sich zur Schönheit emporzuschwingen. Sie lebten unten in dem Schlamm der Jämmerlichkeit, weil sie in denselben hinabgedrückt werden, aber diese nach Macht strebenden verdorbenen Beamten, diese massiven, genußsüchtigen Großkaufleute, die heuchlerischen Priester, prunksüchtigen Bazardamen, geschwätzigen, abenteuerlustigen Fräuleins, Ehebrecher und Ehebrecherinnen und wie sie alle heißen mögen — die hätten die Verderbnis im Blute, das sei ein Krebsschaden in der Gesellschaft, der herausgebrannt werden müßte.

Seine eigene Lebenserfahrung erzählte ihm genügend davon, was menschliche Leidenschaften in ihrem innersten Wesen seien und wie sie sich im Genuß verbinden und entwickeln und ausgenützt werden können. Bei ihm war es freilich in Schönheit geschehen und deshalb mit dem Rechte der befreiten Individualität, aber er wollte die Elemente benützen und das Ganze auf die häßliche Kehrseite übertragen, zeigen, wie es sich unter dem brutalen Griff, bar der feinen, zarten, ästhetischen Berechtigung, ausnehme.

Es ging jedoch nur sehr langsam, diese Einzelheiten zu festen Bildern zu sammeln und zu formen; hier zeigte es sich, daß ihm die frühere Spannkraft fehlte, und es eilte ja auch nicht, er konnte ja warten, bis der Geist über ihn kam.

Und dann trat anderes hinzu, das ihn zerstreute.

Erstens hatte er ein paar Scenen mit seiner Mutter gehabt. Ganz wider seine Erwartung hatte Frau Randel nach dem Tode ihres Mannes eine ihrer weltlicheren Perioden gehabt, wo die Religion auf die Sonntage und die Vereinsversammlungen verwiesen wurde. Sie hatte niemand, über den sie ihre Religion ergießen konnte, denn ihr Mädchen war eine ebenso fleißige Kirchengängerin wie sie selbst, und außerdem hatte sie natürlich unbewußt das ungöttliche Gefühl, daß das Schicksal sie persönlich verletzt habe, indem es ihr den Mann entriß. Sie fühlte wirklich ihren Witwenstand; wenn sie unter Leute kam, zeigte sich ein großer Unterschied.

Aber nachdem die Gewohnheit die leichte Hautwunde einer trauernden Seele geheilt hatte, begann sie sich zu langweilen. Sie dachte ernstlich daran, nach der Hauptstadt zu reisen und bei Fritz zu wohnen. Aber es war doch ein wenig beschwerlich und außerdem so sonderbar, von dem Altgewohnten sich los zu reißen. Die korpulente, gemächliche Frau war mit den Verhältnissen in ihrem Wohnort verwachsen.

„Mir scheint, meine Einsamkeit wird mir immer inhaltloser," seufzte sie eines Tages in einer Missionsversammlung gegenüber dem Prediger. „Ach, Sie können mir glauben, es ist ein schweres Schicksal, so inhaltslos, gar so inhaltslos!"

„Sie müssen etwas Gutes und Nützliches lesen, meine beste Frau. Wenn Sie mir erlauben, werde ich Ihnen einige Bücher senden." Und er sandte ihr eine neue Ausgabe der Kirchenväter Augustin und Cyprian, und Frau Randel las sie mit einem gewissen Interesse; es waren doch ganz merkwürdige Zustände damals, aber höchst erbaulich und stärkend.

Während dieses Studiums besuchte sie eines Tages Wedel Stenersen, der bei seinen Eltern zu Besuch war. Schon sein Anblick machte einen starken Eindruck auf sie. Sie hatte ihn das letztemal als einen schönen, aber etwas angegriffenen, verbummelten Studenten gesehen, aber jetzt trat er mit einer steifen, ruhigen Haltung, in langem Rock, hoher schwarzer Weste und weißem Halstuch ein. Und dann war sein Gesicht mager und blaß, gleichsam von kämpfendem Ernst durchgeistigt, und der Blick war klar genug, aber schwer und tief.

„Ich höre, Du hast das bessere Teil ergriffen, Wedel," sagte sie nach der ersten Begrüßung. „Ja, Du hast wohl nichts dagegen, daß ich noch Du zu Dir sage. Es war eine schöne Zeit, Deine Mutter hat mir alles erzählt."

„Sie war hart und prüfungsvoll, aber sie endete ja so schön, daß ich nicht weiß, wie ich Gott genugsam dafür danken kann," antwortete Wedel mit einem feuchten Blick, der von Aufrichtigkeit zeugte. „Ich denke daran, Missionsprediger zu werden," fügte er kurz darauf hinzu.

„Das ist ja prächtig," sagte Frau Randel fast zärtlich, indem sie den Kopf andächtig auf die Seite legte.

Und natürlich kam bald die Rede auf Fritz. Nun wußte ja Frau Randel im Grunde schon vorher, daß Fritz das war, was sie bei Beurteilung anderer einen ungöttlichen Menschen nannte, aber erst jetzt während der seelischen Erschütterung, die sie bei Wedels Schilderung von seiner Bekehrungsgeschichte fühlte, ging es vor ihr auf, daß es ihre christliche Mutterpflicht sei, auf Fritz einzuwirken. Sie faltete ihre fleischigen Hände und weinte, und sie bekam wieder einen ihrer aufrichtigen Anfälle von Religionseifer. Es graute ihr besonders davor, daß Fritz eines Nachts auch so häßliche Erscheinungen haben könnte, wie Wedel gehabt hatte.

Sie reiste infolge dessen nach der Hauptstadt und hielt ihrem Sohn eine Ermahnungsrede, aber das half wenig. Fritz war freundlich in der Form und kindlich ausweichend, aber es konnte nicht die Rede davon sein, daß sie irgend etwas erreicht hatte. Sie saß über eine Stunde bei ihm auf dem Sofa; er hatte sich ja so hübsch und comfortabel eingerichtet und er konnte hier so schön und herrlich leben, wenn er nur evangelisch-lutherisch wäre. Während sie ihn ermahnte, hatte sie Zeit genug, seine Möbel, seine Stutzuhr, seine Gemälde zu mustern; es war alles hübsch, sogar geschmackvoll. Das einzige, was ihr bei ihrer Prüfung nicht gefiel, war eine große halbnackte Frauenfigur auf einem Hintergrunde von dunkelgrüner Kleidung in einer Ecke des Zimmers. Das sei ein unkeuscher Gedanke, sagte sie ihm. Und die melische Venus hatte nicht einmal Arme, um das Gewand höher ziehen zu können.

Die Bekehrung gelang ihr nicht, und Frau Randel gab für diesesmal die Hoffnung auf.

„Du hältst also nicht das Geringste von Deiner Mutter, Fritz," schloß sie mit einer wirklich jammer-

vollen Miene. Dann machten sie zusammen einen Besuch beim Expeditionssekretär Juell und besorgten noch einige andere Gänge.

Aber acht Tage darauf kam sie wieder. Sie hatte ja ganz vergessen, ihm zu sagen, daß sein verstorbener Vater jetzt im Himmel sei und auf seinem Totenbett ausdrücklich gesagt hatte, daß Fritz in den Schoß der Kirche zurückkehren sollte. Dies wurde natürlich der Ausgangspunkt einer neuen Ermahnung, denn ihr Eifer und ihre Unruhe waren durch ein ernstes Gespräch mit dem Prediger, der ihr noch mehrere Kirchenväter brachte, von neuem erregt worden.

Das Resultat war genau dasselbe: „Du hältst also nicht das Geringste von Deiner Mutter, Fritz!" Frau Randel war jedoch während der acht Tage nicht magerer geworden.

Seitdem hatte Fritz indessen in Frieden gelebt, denn Frau Randel war daheim viel zu sehr von einem großen Streit in Anspruch genommen, der sich darum drehte, ob ein evangelisch-lutherischer Taufschein im „Verein für die Unterbringung kranker Kinder auf dem Lande" erforderlich sein sollte.

Was ihn bei diesen Versuchen der Mutter peinigte, war zumeist, daß sie unter Verhältnissen kamen, die Rücksichtnahme erforderten, und es schmerzte ihn sehr, sich der Unruhe und Betrübnis seiner Mutter gegenüber ablehnend verhalten zu müssen. Freilich kannte er sie hinlänglich, um zu wissen, daß dieser plötzliche Eifer bald wieder vorübergehen würde, aber es blieb doch immer eine Kluft zwischen ihnen übrig, die er genötigt war, offen zu lassen, so wehe es ihm auch that.

Das war ärgerlich, denn er hatte schon ein für allemal geglaubt, mit ihren religiösen Versuchungen verschont zu bleiben.

Während dieser Zeit geschah es auch, daß er alle Novellennotizen in ein Paket zusammenband und dieses in einer Schublade verschloß, wo es vorläufig bleiben sollte.

Daran war Doktor Rode schuld gewesen.

In einem Gespräch, das sie eines Tages führten, machte er Einwendungen gegen Fritz' „Drucktheorie", wie Rode es nannte. Er behauptete, daß freilich alles jämmerlich, die Zivilisation aber doch eine raffinirte Jämmerlichkeit sei, die man einigermaßen ertragen könne, während die Natur selbst nur die ursprüngliche Roheit darbiete. Und diese Roheit von unten dränge sich in die oberen Schichten der Gesellschaft und verursache, daß diese gemischt werde und daß die zivilisirte Jämmerlichkeit manchmal brutal werden könne.

Als Fritz dagegen zu disputiren begann, ließ Rode vor ihm allerlei Belege aus der Naturwissenschaft und der Ethnographie auftauchen, und in den meisten Fällen gelang es Fritz nicht, dieselben zu widerlegen. Es half ihm wenig, daß er Rode schließlich scherzend einen „verdammten Aristokraten" nannte. Rode richtete langsam die Augen auf ihn und strich sich bedächtig den Bart; Fritz sah nicht sonderlich demokratisch aus, sondern eher wie ein verzogener Attaché, als wie ein volkstümlicher Gesellschaftsverbesserer.

„So bist Du wohl Demokrat?" sagte Rode mit einem ruhigen Lächeln.

Fritz lachte und hielt mit dem Poliren seiner Fingernägel inne, denen er in der letzten Zeit bedeutende Aufmerksamkeit zugewandt hatte.

Aber als er sich von Rode trennte, verließ ihn der leichte, gleichgiltige Ausdruck. Er war wohl eigentlich in seiner Anschauung darüber, wo der Fehler läge, nicht erschüttert worden, aber es waren doch neue Momente hinzugekommen, die er früher nicht beachtet hatte; diese legten sich wie nebelhafte Flecken auf ein vollendetes Bild. Und diese mußten erst verschwinden. Wenn es wirklich so war, wie Rode gesagt hatte, und wenn wirklich die Verderbnis, welche man sonst der krankenden Zivilisation zuzuschreiben pflegte, sich ebenso bei den rohesten Völkern entwickelt fand, so war das wohl zunächst ein Beweis dafür, daß das Ganze im Grunde noch jämmerlicher war, als er sich selbst vorgestellt hatte.

Man konnte ganz mißmutig werden. Wann werde man überhaupt fertig damit, die Ursachen der Dinge zu ergründen?

Da geschah es, daß er seine Notizen verschloß.

Mangels anderer Beschäftigung wollte er jetzt sein Staatsexamen machen, obwohl er gedacht hatte, dies bis zum Frühjahr aufzuschieben, da er eigentlich nur in einigen Fächern vorbereitet war. Aber er verließ sich auf seinen guten Kopf und sein gutes Gedächtnis, und es erwies sich auch, daß dies genügte.

Da erfuhr er eines Tages, daß ein Stipendiatenposten an der Universität vakant werde. Dies paßte ihm gerade jetzt, wo das Examen gemacht war. Freilich wünschte er sich durchaus nicht an eine solche Stellung zu binden, die Rücksichten erforderte, aber er suchte sie doch, gerade weil er sicher war, daß man sie ihm nicht geben werde. Es begann nämlich jetzt so lautlos und still um ihn zu werden, seit er sich von der Redaktion von Norwegen zurückgezogen hatte. Es schien ihm, als gerate er in Vergessenheit und werde nicht mehr wie früher erwähnt; er merkte, daß es in der Luft liege. Und die Arbeit zum Examen gab ihm neue Lust, wieder mehr in den Vordergrund zu treten.

Man hatte auch in seinem Kreise angedeutet, daß er der Mann sei, und als plötzliche Reaktion nach der mißmutigen Schlaffheit kam der Entschluß, den Kampf zu führen, den er aus Veranlassung seiner Kandidatur kommen sah.

Dann nahm er einige ästhetische Abhandlungen

hervor, die er einmal als Buch erscheinen zu lassen beabsichtigt hatte. Er durchlief dieselben und wählte die Abhandlung über die Encyklopädisten; er fand, daß dieselbe am besten geschrieben sei und genug Veranlassung zum Widerspruch gebe.

XXIII.

Hin und wieder trat bei Fritz die Anschauung hervor, daß er Ursache habe, seinen Entschluß zu bereuen, aber er hatte sich öffentlich so entschieden über die Sache ausgesprochen, daß er sich nicht mehr zurückziehen zu können vermeinte.

Die Abhandlung mußte durchgearbeitet und gefeilt, der Stil aufgefrischt, pikanter und pointirter werden, und Schlagwörter hineingebracht, kühne Sätze äußerlich zugespitzt werden. Mitunter ging dies recht glatt von statten, aber dann kamen wieder Tage, wo er sich fragte, ob seine Phantasie wirklich zu vertrocknen beginne. Er ging hinaus, um Luft zu schöpfen und frische Eindrücke zu suchen, aber saß er dann wieder an seinem Pult, so waren seine Gedanken gleichsam verdorrt und erstarrt. Es blieb ihm nichts übrig, als die Feder fort zu legen und ins Theater oder ins Konzert zu gehen oder ähnliche geistige Erfrischung zu suchen.

An einem solchen Tage ging er in ein Konzert des Musikvereins. Es war ihm bereits eine gewisse Zerstreuung, als er, an eine Säule oben im Saal gelehnt, das Gewimmel der Kommenden betrachtete, die sich an ihre gewohnten Plätze begaben und unverdrossen die Stühle hin und her schoben, mit den Kleidern, den Fächern und den Programmen raschelten, um nicht von dem summenden Geplauder zu reden. Er begann ein Gespräch mit einer Dame, die dicht neben ihm Platz nahm, und gab ihr Aufschluß über ein paar kürzlich angekommene fremde Virtuosen, welche mit den intimeren musikalischen Kreisen in den ersten Reihen Grüße austauschten, und dies fesselte seine Aufmerksamkeit für die kurze Zeit, bis die erste Nummer des Programms begann.

Dann gab er sich ganz der Musik hin. Es war die Egmontouverture. Er kannte sie so gut, daß ihm die Töne wie ein Widerhall erschienen, und als er nach einer Weile ganz zufällig einen zerstreuten Blick über die vielen Gesichter im Saal warf, geschah es nur mit halbem Bewußtsein, das seine Gedanken nicht von der Musik abziehen konnte.

Aber plötzlich wurde er aus dieser Stimmung herausgerissen. Drüben auf der andern Seite saß sie — sie, die Dame vom Kieler Dampfschiff. Sie mußte eingetreten sein, während seine Aufmerksamkeit von den fremden Künstlern in Anspruch genommen war, und jetzt, als sein Blick zufällig dorthin schweifte, schien es ihm, daß der ihrige auf ihn gerichtet war. Es gab keine solchen Augen wieder im ganzen Saal wie diese tiefen, braunen. Und dennoch — nein! Erst jetzt, da er sein Opernglas emporhob, zeigte eine fast unmerkliche Bewegung in ihren Augen, daß sie seine Aufmerksamkeit bemerkt hatte.

Unterhalb der Galerie saß sie auf einem der roten Sofas an einem Fenster. Sie war in schwarze Seide gekleidet mit einem Ueberwurf von dunkelrotem Sammet, über welchen sich ein breiter Spitzenkragen breitete. In dem dunklen Haar steckte eine Rose von derselben dunklen Farbe.

Nachdem sich ihre Augen einen Augenblick in seinem Glas begegnet waren, wandte sie sich wieder ab, und es war kein Zeichen der Ueberraschung oder des Wiedererkennens zu gewahren. Sie schien jeder Bewegung des Kapellmeisters zu folgen, und es war etwas im Orchester, dem ihre Aufmerksamkeit galt. Vielleicht hörte sie nur aufmerksam zu, oder möglicherweise — ja, er dachte bald das eine, bald das andere, denn es zwang ihn etwas, in ihren Gedanken lesen zu wollen.

In der Pause ging er nach der andern Seite hinüber, ging gerade an ihr vorüber und glaubte entdeckt zu haben, daß sie ohne Begleitung sei. Als er vorüber ging, erhob sie ihre Blicke einen Augenblick anscheinend ganz gleichgiltig, aber es zeigte sich ein leichtes Zucken der Lippen, als ob die Nerven von dem flüchtigen Eindruck des Wiedersehens erregt würden.

Fritz hatte sich längst alle Aengstlichkeit und Zurückhaltung bei solchen Gelegenheiten abgewöhnt, aber da er niemand fand, der die Dame kennen konnte, mußte er sich vorläufig damit begnügen, einen Platz einzunehmen, von wo er sie, ohne Aufsehen zu erregen, betrachten konnte. Wer mochte sie sein? Hätte er auf dem Dampfschiff nicht zu hören bekommen, daß sie norwegisch sprach, würde er gerade wie damals zunächst geglaubt haben, daß sie eine Südländerin sei; der etwas dunkle Teint, das reiche, schwarzbraune Haar, die dunklen Augen und das offenbare Talent, kleidsame Farben zu wählen, verliehen ihrer ganzen Erscheinung eine warme Harmonie. Ja, wer mochte sie sein?

Er folgte der Dame, als sie hinausging, um ihr Ueberzeug zu holen, und er folgte jeder ihrer Bewegungen, um den schwarzen Pelzmantel und die weißgeränderte Theaterkapote nicht aus den Augen zu verlieren. Sie konnte ihm in dem Gewimmel leicht entschwinden. Als sie die Treppe hinabging, war diese gerade mit vielen Menschen angefüllt, und er konnte unmöglich bei einer dicken, langsam sich bewegenden Dame vorbeikommen; er konnte sich erst hindurcharbeiten, als sie sich bereits in der Ausgangsthür befand, wo ein Mädchen ihrer harrte. Er wand sich eifrig hindurch und bekam verschiedene ungnädige

Blicke dafür, aber glücklicherweise bemerkte er draußen bald wieder einen Schimmer von ihr. Sie und ihr Mädchen gingen schnell, und er folgte hinterher. Aber am Theater kamen ein paar Wagen quer über die Straße gefahren, es trat für ihn ein Aufenthalt ein, und als er wieder vorwärts schritt, war sie verschwunden.

Wer war sie?

Er ging am Tage darauf in die große Musikalienhandlung, um in der Abonnementsliste nachzusehen. Dort stand ganz richtig: „Fräulein Holst". — „Wer ist Fräulein Holst?" — „Wir kennen sie nicht." — Er war also ebenso weit.

Wer war sie? Diese Frage beschäftigte ihn während der nächsten Tage so sehr, daß er keine Ruhe zum Arbeiten fand. Zum Teufel mit den Encyklopädisten und ihrem Gezücht! Wer kann an diese denken, wenn man sie gesehen hat — diese Augen! Dort unterhalb der Galerie im Saal hatten sie in demselben gedämpften Schatten wie in der Ecke des halbdunklen Dampfschiffsalons geglänzt, und es war, als ob sie ihm noch von einer geistigen Ferne entgegenleuchteten.

Und dann kam wieder die ganze Sehnsucht nach etwas echt Weiblichem noch stärker bei ihm zur Geltung. Sie war es ja; nicht allein sie, die bestimmte Person, die er jetzt wieder gesehen hatte, sondern sie, von der er sich draußen am Fjord ein Bild geschaffen, als er sich selbst wegen seiner „Mondsucht" verspottet hatte. Das halb durchgeistigte Sinnliche, das halb Seelischduftige in diesem Phantasiebilde war nun zur Wirklichkeit geworden, und dieses Bewußtsein begeisterte ihn.

Er durcheilte alle Straßen, um sie zu treffen, aber es gelang ihm nicht. Selbst Axel Borch, der sonst alles mögliche wußte, vermochte diesmal keinen Aufschluß zu geben. Sie mußte also ganz neu in der Stadt sein.

Doch eines Tages ärgerte er sich über sich selbst, und mit einem kräftigen Entschluß warf er sich wieder in die Arbeit. Er wollte seine Abhandlung beenden, und sie kam zur rechten Zeit, war neu, frisch und wurde viel besprochen, gerade als das Stipendium als vakant öffentlich bekannt gemacht wurde, und er konnte sich nun um dasselbe bewerben.

Da sah er sie eines Abends im Theater. Sie war nicht allein, sondern saß im Parket neben einer andern jungen Dame, die er nicht kannte, die er aber schon früher gesehen zu haben glaubte, vermutlich einer Dame aus der Hauptstadt. Er selbst saß in der Ecke am Orchester und benützte jede Gelegenheit, um sie zu beobachten. Bald wurde es ihm auch klar, daß sie ihn bemerkt hatten und von ihm sprachen. Nach Schluß der Vorstellung nahm sie vor dem Theater einen Wagen, und er konnte es doch nicht so weit treiben, sie zu Wagen zu verfolgen.

Erst beim nächsten Musikvereinskonzert sah er sie wieder, und wiederum folgte er ihr.

Als sie beide eben aus dem Hause getreten waren, sah er, daß sie gerade vor dem Portikus einem Herrn begegnete, der unmittelbar auf ihn zutrat und in halblautem Tone sagte: „Mein Herr, ich wünsche keinen Skandal hervorzurufen, aber ich hätte große Lust, Sie durchzuprügeln, denn Sie verfolgen meine Schwester."

Das ist also Herr Holst, dachte Fritz, vermutlich der Mann, zu dem sie auf dem Dampfschiff sprach.

„Nein, Nikolai, das will ich nicht," sagte sie schnell, indem sie seinen Arm umfaßte.

„Ich denke auch, daß Sie das nicht thun sollten," sagte Fritz kaltblütig und höflich; „wenn Sie mir gestatten, mich zu erklären, werden Sie wahrscheinlich anderer Meinung werden."

„Ja, Nikolai, ja," sagte sie in einem Ton, der halb ängstlich, halb bittend war, indem sie noch immer den Arm ihres Bruders umklammerte.

„Nun, dann kommen Sie mit Ihrer Erklärung," sagte Holst etwas unwillig.

„Ich sah Ihre Schwester zum erstenmal unter Umständen, die sich unwillkürlich in meine Erinnerung eingruben," sagte Fritz, indem sie über den Platz zu gehen begannen. „Ich reiste gerade an das Totenbett meines Vaters, und an Bord des Kieler Dampfschiffes sah ich Ihre Schwester. Sie war in Trauer gekleidet; es war nur ein Augenblick, daß ich sie sah, aber Sie werden begreifen, daß ich diesen nicht vergessen konnte."

„Es war, als unser Vater gestorben war," sagte sie leise zu ihrem Bruder.

„Dann sah ich Ihre Schwester in dem vorigen Konzert wieder. Ich habe vielleicht keine Berechtigung, davon zu sprechen, was ich bei diesem Wiedersehen fühlte, aber für mich entschied es jedenfalls, daß ich sie kennen lernen müsse."

„Und dann begannen Sie sie des Abends auf der Straße zu verfolgen," sagte der Bruder höhnisch.

„Ich bitte das Fräulein — ja, Sie werden mir bezeugen können, daß ich nichts anderes gethan habe, als in derselben Straße zu gehen wie Sie, um zu sehen, wo Sie wohnen, und auf diese Weise zu erfahren, wer Sie seien. Ich habe mich Ihnen nicht genähert, Sie nicht angesprochen, nicht wahr? Ich fragte überall, wo ich einen Aufschluß zu erlangen gedachte, um eine Gelegenheit zu bekommen, mich vorstellen zu lassen. Liegt darin eigentlich etwas Unrechtes?"

„Wer sind Sie denn?" fragte Holst.

„Mein Name ist Fritz Randel — ich bin —"

„Ach so! Sie sind also Fritz Randel," sagte Holst

in sichtlich milderem Tone. „Aber es ist wahr, ich bin der Großhändler Holst und dies ist meine Schwester Auguste. Ja, es war wirklich so; wir reisten damals nach Hause von Nizza, wo unser Vater gestorben war. Ich muß gestehen, daß ich Sie an Bord gar nicht gesehen habe; ja, ich hatte damals wohl auch wenig Gedanken, mich mit anderen als uns selbst zu beschäftigen."

„Wir sprechen wohl lieber von Ihnen und Ihrem neuen Buche als von mir. Ich habe es gerade heute gelesen," sagte Auguste, und nach einer kurzen Zeit fügte sie hinzu: „Sie dürfen meinem Bruder nicht böse sein, denn er ist sehr heftiger Natur." Und dann schlug sie ihrem Bruder strafend mit der Muffe auf den Arm.

„Ihr Herr Bruder war ja in gewisser Beziehung in seinem guten Recht," sagte Fritz, „aber wie gesagt, es ist jedenfalls meine Pflicht, eine bessere Gelegenheit zu suchen, um Ihnen zu erklären, weshalb ich —"

Es mußte wohl etwas in dem Ton liegen, als er innehielt, das seine beiden Begleiter begriffen; denn es trat ein kurzes Stillschweigen ein, in welchem sie alle drei einen natürlichen Uebergang zu einem anderen Gegenstand zu suchen schienen.

Als Fritz sich von ihnen getrennt hatte, sagte Auguste zu ihrem Bruder: „Gott sei Dank, daß die Sache so endete! Nun kannst Du selbst sehen, daß Du es nicht so streng hättest nehmen sollen — ich war im Grunde dumm, daß ich es Dir erzählte."

Aber der Großhändler Holst war nicht so vollkommen befriedigt; es erschien ihm, daß immer etwas Verdächtiges dahinter stecke, wenn Leute Damen auf der Straße verfolgen, sagte er, und er wollte erst „Referenzen" haben.

„Aber ich glaube doch, daß es dahin kommen wird —" sie hielt plötzlich inne.

„Wohin kommen?"

„Daß es dahin kommen wird, daß er mit uns verkehrt." Es war klar, daß sie ihren Gedankengang veränderte und eigentlich etwas anderes sagen wollte.

XXIV.

Frau With zeigte sich selten auf der Straße, aber wenn sie es that, konnte man sie natürlich schon aus weiter Entfernung an ihrer schwarzen Augenklappe erkennen. Diese pflegte Fritz stets in eine der Seitenstraßen oder in einen Laden zu verjagen, denn erstens fühlte er sich von ihrer Unterhaltung nicht sonderlich erbaut, und dann hatte er eine natürliche Scheu davor, in nähere Berührung mit Klaras Mutter zu kommen, als die strenge Höflichkeit erforderte.

Er hätte ihr auch jetzt ausweichen können, denn es war gerade wenige Tage vor dem Weihnachtsfest, und die Straßen waren voll von Menschen, welche in der frischen Kälte dahin eilten, um in die Läden zu gehen oder mit ihren Paketen aus denselben herauszutraten. In all diesem geschäftigen Wirrwarr wäre es ihm leicht gewesen, ihr zu entrinnen.

Aber sie kam mit Auguste Holst. Woher kannten sie sich? Nun, das konnte ja ganz einerlei sein, für ihn war es ein neuer Anhaltspunkt, und er beeilte sich, sie zu begrüßen.

„Ach, guten Tag! Wie selten man Sie doch sieht!" sagte Frau With, und ihr Auge blickte ihn mit derselben mystischen Schärfe an, die ihn so beklommen gemacht hatte, als er sie zum erstenmal nach seiner Reise wieder traf. „Gestatten Sie mir, Ihnen die Dame vorzustellen —"

„Ich danke Ihnen, Herr Randel ist mir bereits vorgestellt," sagte Auguste.

Er kannte ihre Stimme fast nicht wieder; das vorigemal war sie ihm leise und ängstlich erschienen, jetzt lag in derselben ein gewisses unschuldiges Etwas, das zugleich freimütig und mild erklang. Sie verbeugte sich ein wenig und richtete ihre Augen mit einer natürlichen, offenen Freundlichkeit auf ihn.

„So, Sie kennen sich also schon? Das ist ja interessant," lächelte Frau With nach beiden Seiten, und da Fritz auf der schwarzen Seite von ihr ging, so daß er den Kopf weit vorstrecken mußte, um sie ansehen zu können, schien es ihm, als ob ihr Blick eine stechende Frage enthielt. Sollte er sich verraten haben, indem er bei dem Anblick von Fräulein Holst allzu glücklich aussah? Aber das war eine unnötige Furcht; die ungelegene Frage, woher sich die Bekanntschaft schrieb, kam nicht, wie natürlich sie auch sonst hätte fallen können.

„Ich will Ihnen sagen, Herr Randel," fuhr Frau With fort, „die Familie Holst ist ja erst kürzlich nach der Stadt gekommen, und ich stehe im Begriff, sie in meinen Bekanntenkreis zu introduziren. Ich würde es gerne sehen, wenn Fräulein Auguste mit Juells kleinen Töchtern bekannt werden könnte. Milla ist ja in ihrem Alter, und Sie müssen wahrlich ihr Ritter sein, Herr Randel, hören Sie, ich rechne bestimmt auf Sie."

„Wollen Sie das?" fragte Auguste lebhaft und sah lächelnd an Frau With vorüber. Wie frisch und einnehmend sie mit den lebhaften Farben aussah, welche die Kälte ihr verlieh, und dann diese Augen, welche den ganzen Ausdruck beherrschten!

„Ob ich will!" antwortete er mit besonderer Betonung, „aber vergessen Sie nicht, daß Sie dann besondere Verpflichtungen übernehmen und mir gewisse Rechte übertragen."

„Ach, mein Gott, habe ich denn Verpflichtungen?" sagte sie heiter.

„Die sind nicht sehr gefährlich, nur müssen Sie mich förmlich als Ihren Ritter anerkennen, das heißt,

Sie müssen sich darein finden, daß ich Ihre Farben als Kampfeszeichen trage; weiter geht für Sie die Verpflichtung nicht."

„Aber, lieber Randel, Sie sind doch nicht im Ernst so romantisch, daß Sie wirklich eine Schleife tragen wollen?" fragte Frau With mit zweifelndem Ernst.

„Ja, ja," rief Auguste lustig und lachte über Frau Withs unfreiwillige Reminiszenzen aus der Romanlektüre der Jugend. Aber plötzlich wurde sie ernst und zog sich ein wenig zurück; erst jetzt fiel es ihr auf, daß etwas Tieferes in den Worten läge, und sie schwieg.

„Ich will also Ihre Farben tragen und für Sie gegen jeden in die Schranken treten," sagte Fritz mit einer gewissen Bestimmtheit, als er die Veränderung bemerkte.

„Dann müssen Sie doch erst meine Farben kennen," antwortete sie ausweichend.

„Ja, die muß ich freilich erfahren."

„Und das können Sie sofort," antwortete sie, „ich habe gar keine."

Es kam ihm vor, als läge etwas Sphinxartiges sowohl in den Worten wie in dem Ton, in welchem diese gesprochen wurden, und er suchte vergebens ihren Blick zu erhaschen, um darin den Sinn zu lesen, denn etwas Direktes war damit nicht gesagt worden, weder etwas, das zur Hoffnung berechtigte, noch was eine Abweisung bedeuten konnte.

Frau With, die ganz außerhalb des Kerns dieses Gesprächs stand, fand, daß die beiden jungen Leute in ihrer Unterhaltung schrecklich romantisch würden, und führte das Gespräch wieder in die reale Wirklichkeit zurück, indem sie vorschlug, daß sie am vierten Weihnachtsabend einen kleinen Thee arrangiren werde. Dann werde sie auch Juells bitten und den Prediger Wurm einladen. („Danke schön," dachte Fritz.) Und selbstverständlich müsse Fritz sich losreißen, wenn er die eigentlichen Feiertage daheim bei seiner Mutter verbracht habe, und sich zur rechten Zeit einfinden.

Als sie sich trennten, reichte er den Damen die Hand und fühlte, daß Auguste seinen Händedruck mit der eigentümlichen Zurückhaltung erwiderte, die nicht eigentlich ausweichend ist, aber doch gefühlt wird.

Fritz war jetzt sicher, Eintritt bei der Familie Holst erlangen zu können, aber dessen ungeachtet hatte er das Gefühl, als ob er einen Fehlstoß in einem gefährlichen Gefecht gemacht habe. Hatte sie gemeint, daß sie für ihn keine Farben habe oder daß sie überhaupt ungebunden sei, und weshalb sprach sie übrigens in Rätseln?

Er wandte sich um und blickte ihnen nach; ihr Gang und ihre Haltung waren schön und sicher.

Sie sprachen gerade von ihm. „Es ist ein reizender Mensch," sagte Frau With, „nicht wahr?"

„Ja, er ist wirklich ein hübscher Mann."

„Und dann so fein und liebenswürdig; es ist etwas Nobles in seinem ganzen Wesen, meinst Du nicht auch, Auguste?"

„O ja, er macht Eindruck. Aber sage mir, ist er nicht ein wenig zu kühn? Es gibt so viele Herren in unserer Zeit, welche glauben, Sie könnten thun, was sie wollen, und er scheint in Gesellschaft von Damen nicht ängstlich zu sein."

„Er? Ja, er ist freilich sehr fetirt worden, aber ich versichere Dich, wenn irgend ein Herr Takt besitzt, so ist er es; er ist fast ängstlich rücksichtsvoll gegen Damen und ist niemals flott hinwerfend — nein, darauf kann man sich sicher verlassen — aber es scheint mir fast, als ob er Dir nicht gefällt."

Auguste fühlte ihren forschenden Blick und beeilte sich, zu antworten: „O nein, ich habe nichts gegen ihn einzuwenden, im Gegenteil. Aber es ist immer gut, sich zu vergewissern."

„O ja," sagte Frau With zuverlässig und entschieden, „er würde ein ganz ausgezeichneter Mensch sein, wenn er nur nicht in religiösen Dingen so freidenkend wäre — ja, das ist er leider."

„Nun, das sind ja gegenwärtig so viele Leute."

„Ja, darin hast Du recht, allzu recht." Und dann kam die Rede auf dieses Thema.

Aber beim nächstenmal, als Fritz Auguste traf, wagte er nicht so tief auf die Sache einzugehen. Er machte verschiedene Umwege, um sie zu ergründen, aber das war durchaus keine leichte Sache. Sie war ihm ebenbürtig an Takt und Sicherheit, aber wenn diese bei ihm daher kam, daß er sofort die Grenzen dafür fand, was er im Augenblick zu thun wagen durfte, so entstand sie bei ihr aus dem naiven Bewußtsein, daß sie nichts wagte, wenn sie offenes Entgegenkommen zeigte, das ihr natürlich war. Einen sanguinischen und weniger scharfsinnigen Mann würde diese Geradheit und Offenheit bethört und auf das Glatteis der Hoffnung geführt haben; Fritz dagegen, der sofort ihre Art richtig auffaßte, wurde nur noch ungewisser und zweifelhafter.

Dazu kam noch der Umstand, daß er während seiner Rekognoszirung offenbar eine höchst unvorteilhafte Stellung einnahm, denn sie mußte nach allem, was geschehen war, über ihn vollständig unterrichtet sein, während er noch nicht einmal wußte, wo sie zu finden war.

Er mußte daher auf gut Glück etwas wagen, aber jedenfalls wollte er erst in ihre Familie eingeführt und in ihr Haus eingeladen sein.

Indessen erhielt er nach und nach verschiedene Aufschlüsse über die Familie Holst. Der verstorbene Großhändler Damhert Holst hatte in Bergen gewohnt, wo er von seinem Vater, einem der alten Bergenser, der auf die alten, überlieferten sonderbaren Familiengebräuche hielt, ein großes Geschäft geerbt

hatte, und ging mit Leib und Seele in seinem Geschäft auf, das sein Vermögen alljährlich vermehrte. Der alte Holst war mit einer Dame aus Triest verheiratet, deren Schönheit und gesellschaftliche Talente sein Stolz waren und die ihm außer ein paar Töchtern einen Sohn Damhert schenkte, der das Aeußere und das Naturell der Mutter geerbt und den es manchen Kummer und Kampf gekostet hatte, für das Geschäft erzogen zu werden, obgleich er früh ins Ausland gesandt worden war. Damhert war nämlich ein leidenschaftlicher Violinspieler und wäre sicherlich am liebsten Musiker geworden, eine Stellung, die man indessen zu jener Zeit als einen Schritt rückwärts ansah; und daher konnte davon ja gar nicht die Rede sein; aber der Vater sah mit Bekümmernis, daß dieses Interesse seinen Sohn weit mehr in Anspruch nahm als die Interessen des Geschäfts. Dann brachte er es zu stande, daß sein Sohn sich mit einer Tochter des ältesten und reichsten Kaufmanns der Stadt verheiratete, die ihm ungefähr ein ebenso großes Vermögen wie sein väterliches Erbe mitbrachte, aber man behauptete auch, daß sie ihm weit mehr mitbrachte. Sie interessirte sich nämlich weit mehr für ihr Vermögen und das Geschäft als er, und man sagte, es sei ihre Schuld, wenn das Haus sein Vermögen erhalte und nicht zurückgehe. Außerdem schenkte sie ihm einen Sohn, ganz ihr Ebenbild, während die Tochter ihm glich.

Das Geschäft, welches nicht vorwärts geht, sagt man gewöhnlich, geht zurück, und jedenfalls beschlossen Mutter und Sohn, als Damhert Holst in Nizza starb, das Geschäft nach der Hauptstadt zu verlegen. Vielleicht kränkte es sie, daß in Bergen jüngere Häuser derselben Art entstanden waren, welche das ihrige zu überflügeln drohten, und vielleicht erwarteten sie in der Hauptstadt ein größeres Feld zu finden. Jedenfalls befanden sie sich jetzt hier.

Fritz hatte natürlich die erste Gelegenheit gesucht, Frau Holst vorgestellt zu werden, und Auguste selbst that es. Aber von demselben Augenblick an, als er ihrer langsam zu gewinnenden, etwas zähen Freundlichkeit begegnete, fühlte er sich unsicher und mißtrauisch.

„Ich habe ja bereits von Ihnen gehört," sagte sie mit einem milden, einförmigen Klang in der Stimme, und da sie dabei fast übermütig mit den schmalen Lippen lächelte und ihr spitzes Kinn noch spitzer erschien, konnte dieses Lächeln sagen: „alles mögliche Gute", während die kleinen grauen Augen unter den vielen Runzeln das Gegenteil zu sagen schienen, und Fritz dachte, wie sonderbar es doch sei, daß dieses hohe, trockene, scharfgeschnittene Weib, das an einen alten, schweigsamen, langgedienten Buchhalter erinnern konnte, wenn sie nicht so viel Selbstbewußtsein und Botmäßigkeit an sich gehabt hätte — daß diese Frau Augustes leibliche Mutter sein konnte. Ihre ganze stille, langsame Art und Weise besagte, daß niemand so klug und erfahren sei wie sie, und es war ja auch nicht nötig, überall stark einzugreifen, um verstanden zu werden und Gehorsam zu erzwingen.

Fritz wog daher auch jedes einzelne seiner Worte auf der Goldwage ab.

Bei Holsts sollte eine Gesellschaft für ihre neuen Bekannten gegeben werden.

Frau Holst saß kerzengerade und schlank wie eine Memnonssäule in ihrem Sofa mit dem Strickzeug, ein grüner Schirm auf einem Bronzeständer stand zwischen ihr und der Lampe. An den Seiten des Tisches hatten Auguste und Nikolai Platz genommen.

Auguste saß mit der Bleifeder in der schmalen weißen Hand und notirte alle Namen der Einzuladenden auf einen großen Bogen Briefpapier. Sie beugte sich tief über das Papier hinab, und wenn sie schrieb, bewegte sich ihr Mund mit einem leichten Zittern, während auf ihrem Gesicht ein ganz ernster Ausdruck ruhte, als ob es ein besonders wichtiges Dokument wäre, das sie schrieb. Dann erhob sie ganz wenig den Kopf, schlug einen neuen Namen vor und blickte fragend einen der anderen an.

„Und dann Fritz Randel," sagte sie während einer Pause, als sie mit den Familien fertig waren und mit der jungen Welt begannen.

„Ich weiß wirklich nicht, ob das vernünftig ist," sagte Nikolai.

„Aber es ist ja ganz notwendig," sagte Auguste lebhaft, sich ganz aufrichtend und ihn verwundert ansehend.

„Das weiß ich doch nicht," meinte Nikolai, „wir schulden ihm nichts."

„Nichts? Und den anderen etwa? Jedenfalls hat er mir wenigstens dieselbe Aufmerksamkeit erwiesen wie all die anderen. Es würde geradezu unhöflich sein." Sie sagte das sehr eifrig und blickte die Mutter an. Diese erhob aber die Augen nicht von ihrem Strickzeug.

„Aber Du begreifst doch wohl," sagte Nikolai etwas mürrisch, aber mit Nachdruck, „wenn er auf solche Weise hinter Dir herlief, so geschah es natürlich, weil er in Dich verliebt ist. Das ist ja nicht mißzuverstehen, und laden wir ihn jetzt ein, dann ist es, als ob wir sagen wollten: ‚Haben Sie die Güte, es ist Ihnen erlaubt.'"

Auguste wurde purpurrot und überlegte einen Augenblick, dann sagte sie etwas gedämpft: „Aber wenn wir ihn nicht einladen, so scheint es, als ob wir sagen wollten: ‚Wir verstehen Dich, aber wir weisen Dich ab.' Dann hätte ich seine Aufmerksamkeit in der Zwischenzeit nicht annehmen sollen. Jetzt aber würde es eine kränkende Zurücksetzung sein. Er wird außerdem überall eingeladen, und streng genommen hat er nichts gethan, was man ihm eigentlich vorwerfen könnte. Das hast Du ja selbst eingeräumt."

„Du interessirst Dich vielleicht so viel für ihn, daß Du damit sagen willst: ‚Sei so gut und komme‘?“

Die Mutter sah flüchtig auf Auguste, und diese bemerkte es, beugte sich wieder über das Papier und sagte verletzt: „Ich werde auf solche dumme Frage nicht antworten. Ich habe nicht Lust, ihn zu beleidigen, das ist das Ganze, aber die Mutter mag entscheiden.“

„Nun ja, was sagst Du, Mutter?“ fragte Nikolai.

„Ich muß es mit Auguste halten. — Es würde schwierig sein, ihn auszuschließen, wirklich sehr schwierig. — Aber ich lade ihn ja eigentlich nicht gern ein,“ fügte sie hinzu und blickte wieder auf Auguste mit einem mißtrauischen Blick.

Auguste lächelte leicht; es blitzte etwas in ihrem Auge, und Mund und Bleistift schrieben: „Fritz Randel“.

Gerade an demselben Abend, als dies entschieden wurde, saß Fritz beim Professor Barth. Er wollte, wenn sich eine Gelegenheit dazu ergab, doch ein wenig Bescheid über die Bestimmungen in Betreff des nachgesuchten Postens bekommen. Er würde nicht allein Gewißheit erhalten, ob er abgewiesen würde, sondern auch Material für diejenigen, die in der Presse bereit sein würden, für ihn einzutreten, wenn es geschehen sei.

„Ich würde an Ihrer Stelle das Gesuch nicht eingereicht haben,“ sagte Barth, als er die ganze Situation, die sicheren Stimmen dagegen und die unsicheren und so weiter besprochen hatte. „Sie werden eine Kränkung erfahren, die Sie hätten voraussehen müssen und der Sie zu entgehen hätten suchen sollen.“

Fritz lächelte unbestimmt.

„Sie hätten erst mit mir sprechen sollen.“

„Ich hatte keine Wahl,“ sagte Fritz mit bescheidener, ernster Miene, „ich konnte nicht allein auf mich Rücksicht nehmen; ich fand, daß es eine Pflicht sei — eine Pflicht gegen meine Gesinnungsgenossen — der Sache wegen. Ich muß mich in mein Mißgeschick fügen; es trifft stets denjenigen, der dafür kämpft, was er für Wahrheit hält — wie Sie ja selbst wissen, Herr Professor.“

„Ja, Sie werden Gegner genug bekommen, Sie werden sie schon vorher haben, man will schon im voraus gegen Sie arbeiten und sogar öffentlich, heißt es.“

„Nun, dann wird sich ja zeigen, ob es nicht auch Leute gibt, die für mich eintreten werden.“

„Ich weiß nicht, ob Sie da auf mich hinzielen,“ sagte Barth mit einem ruhigen Blick; „dann müßte ich Ihnen doch sagen, daß ich mich öffentlich nicht in die Sache mischen kann. Aber ich werde für Sie stimmen, so wenig es Ihnen auch nützen wird und so zweifelhaft ich in dieser Richtung auch sein könnte.“

„Ich verstehe Sie,“ antwortete Fritz, „und ich muß Ihnen für Ihr Wohlwollen daher doppelt dankbar sein — ja, nicht so sehr meinetwegen persönlich als der Sache wegen,“ fügte er mit einem Funken von Reservation hinzu.

In Wirklichkeit hätte er ebenso gerne gesehen, daß Barth gegen ihn gestimmt hätte und ihm dadurch eine äußere Berechtigung zu dem Widerwillen gegen ihn gegeben hätte, von dem er sich nicht befreien konnte. Auch jetzt wurde er gehofmeistert und mit Vorwürfen überschüttet.

Aber alle die Berechnungen, die er an sein Gesuch geknüpft hatte, traten vorläufig in den Schatten vor dem einen, das so große Macht über ihn erlangt hatte; und da kam der Tag, an dem er in das Haus der Familie Holst eingeführt werden sollte.

Als er eintrat, unterbrach Auguste ein Gespräch mit mehreren Damen und ging ihm einige Schritte entgegen. Es war ein plötzlicher Impuls, denn als sie ihn sah, dachte sie unwillkürlich an den Widerstand, den sie aus Veranlassung seiner Einladung gehabt hatte, und im Augenblick schien sie zu vergessen, daß er nichts von alledem wußte; sie wollte wenigstens sehr freundlich sein.

Uebrigens hatte dieser Widerstand seiner Sache bei ihr sehr genützt. Man war ungerecht gegen ihn gewesen, war sogar auf dem Wege gewesen, ihn zu verletzen, und zu ihrer Mutter äußerte sie geradezu, daß sie etwas Keckes und Resolutes in ihm gefunden habe, weil er sich sofort bemühte, sie zu finden, und es läge etwas Ehrliches darin, daß er nicht fürchtete, mißverstanden zu werden. Es war ihr das allererstemal wie ihm ergangen. Sie hatten sich gesehen; sie hatte ihn bemerken müssen, ohne sich eigentlich über das Weshalb Rechenschaft geben zu können, aber etwas in seinem Wesen, das ihn von den Gewöhnlichen unterschied, lenkte ihre Aufmerksamkeit auf ihn. Als sie dann zu Hause erzählte, daß er ihr gefolgt sei, war es nicht aus Angst, sondern nur weil es ihr natürlich schien, ganz offen zu erzählen, was ihr begegnet war. Und als er sich verteidigen mußte, als er von ihrem Bruder verdächtigt wurde, als man ihn kränken wollte, nur weil er etwas kühn und ungewöhnlich ihr sein Interesse gezeigt hatte, da begann sie erst im Ernste sich mit seiner Person zu beschäftigen, obgleich sie sich in ihrem stillen Sinn oft dagegen gewehrt und sich gefragt hatte, was eigentlich an ihm sei, das sie so fesselte.

Aber was hinter diesem Interesse emporwuchs, das verbarg sie sicherlich nicht vor sich selbst, und dies drängte sich ihr plötzlich auf, als sie jetzt einander die Hand drückten. Es überkam sie beide eine eigentümliche Unsicherheit und Scheu vor den Umstehenden, so daß es ganz natürlich war, wenn sie nur ein paar Worte wechselten und sich dann wieder trennten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haus der Pest.

Von

August Senoa.

Heine Stirne ob der Meeresweite
Zitternd hebt der Mond aus Wolkendrang,
Deutet trauervoll nach jener Seite,
Wo das Dörfchen träumt am Felsenhang,
Träumt, der Möwe gleich, die an der Küste
In die weißen Schwingen sich geschmiegt,
Unbekümmert, sei die Wasserwüste
Sturmzerwühlet oder hauchgewiegt.

Ruhe waltet nun ringsum,
Dunkel wird die Welt und stumm;
Als das Ave dumpf verklang,
Wird dem kleinen Rade bang.
Jelas schönes Herzenskind
Sprang wohl übern Weg geschwind.
„Mühmchen! liebes, süßes du!"
Und das Büblein sich im Nu
In des Kleides Falten barg:
„Radko fürchtet sich so arg!
Mutter ist zur Stadt ein Stück,
Mutter ist noch nicht zurück.
Schau wie schwarz ist alles draußʼ!
Radʼ alleine — leer das Haus.
Nächtens gehen Vilenleute,*)
Hexenmeister, Werwolfsmeute.
Deinem Radko ist so bang,
Mutter, die bleibt gar zu lang,
Laß ihn schlafen, Mühmchen, ach!
Heute unter deinem Dach."

Und entschlummert ist geschwind
Jelas einzig Herzenskind.

*

*) Der Vila Verfallene. Die Vila ist die slavische Fee, auch Wahlschwester, die ihre Helden begeistert und tröstet.

An des Dorfes Saum die Linde breit,
Menschendenken mißt nicht ihre Zeit.
Unter ihrem Schatten, weit und mild,
Holzgeschnitzt, des Heilands Marterbild.
Gegenüber dem Erlöserleib,
Schlangenhaarig, sitzt ein grauses Weib.
Schwarzen Todes weiße Bundesschwester,
Preßt das Stahlgebiß sie knirschend fester,
Blutʼger Mond ist ihres Auges Glut.
Ueber nackten Knochen weiß sich blähend
Ihr Gewand, die schwarze Nacht durchwehend.
Um die welken Lippen schäumt die Wut,
Und die schwarze Luft mit weißer Gerte
Peitschend, flammt ihr Blick, der kreuzgekehrte.
Dorfwärts will sie, doch des Kreuzes Tugend
Wehrt ihr — aber hier ein Weib voll Jugend!
Jela — auf die Heimkehr nur bedacht,
Eh' ihr's wehrt der Sturm der Mitternacht.

Fleht die Weiße: „Bleibe stehen,
Jela — trage unverweilt
Mich ins Dorf; kann nimmer gehen
Und die Nacht hat mich ereilt."
— „Tragen! Dich! Du seltsam Wesen?"
Ruft die junge Jela bang.
„Mein Weg auch ist schwer gewesen,
Der ins Dörfchen ist nicht lang.
Da, ein Tröpflein dir zur Labe!
Nimm mich nun zu deinem Stabe."

Aber wilder fleht die Weiße:
„Thue, Jela, was ich heiße."

„Will nicht," Jelas Antwort fällt,
„Will nicht um die ganze Welt!"

„Willst nicht? Wisse, ich bin jene
Allgewaltige Hyäne,*)
Die vernichtet, trennt, zertritt,
Was da sproßt vor ihrem Schritt.
Wo sich meine Fersen heben,
Da allplötzlich welkt das Leben,
Stürzen Reiche,
Dörfer schwinden,
Dorrt die Eiche,
Todeswinden
Ueberall, und Gräber steigen
Unter meines Fußes Neigen.
Willst du Dauer deiner Tage
In das Dorf mich eilig trage!"

„Laß mich, Schaudervolle, weh!"
—„Hörst du, Jela! stehe, steh!
Bin der Lebenden Verderben,
Was ich rühre, morscht; es sterben
Ohne Wehre
Ganze Heere,
Nicht von Schwert und Blitzespfeilen,
Von des weißen Weibes Weilen.
Stürmend geflogen,
Lüfte durchzogen,
Meere durchschwommen,
Landwärts erglommen.
Gleicherweis'
In Lagers Mitte
Eltern, Greis
Und Kindesblüte
Töt' ich, würg' ich, Pop' und Bauer.
Hier ein Weiser,
Dort ein Kaiser.
Menschenfluch
Mein Erntespruch,
Weltvernichtung all mein Leben,
Menschenmord mir Wonn' und Weben,
Bin die Pest. — Ins Dorf mich trage:
Oder ende deine Tage."

„Teufelin! Was du auch sagen
Magst, — nicht um des Kaisers Glück
Will ich in mein Dorf dich tragen!"
Jela ruft es wild zurück.

„Willst nicht? Andre werden wollen;
Aber hör! Von allen Seelen
Keine trifft mein tödlich Grollen,
Will als Opfer mir erwählen
Eins für alle — deinen Sohn.
Auf! Nicht länger sprich mir Hohn.
Trägst du mich nach meinem Willen
Kann ich ganz mein Wüten stillen,
Jedes Haus soll Tod bewohnen,
Doch des deinen will ich schonen."

„Rade!" In Verzweiflungsschmerz
Preßt die Hand das Mutterherz:
„Rade! Dich verlieren müssen!
Nimmer lieben, nimmer küssen!
Dich dem Wurm zur Speise geben,
Meines Lebens süßes Leben!
Gäb' ich doch das eigne her!
Dich! Dich geb' ich nimmermehr."

„Mach's nicht lange! Bleibst du fest?" —
„Hier die Schulter! Gehn wir, Pest!"

Horch und sieh!
Dort und hie
Huscht die weiße Spukgestalt.
Wie sie jedes Hüttchen streifend,
Einem nur vorüberschweifend,
Straßen auf und nieder wallt!
Ihr Odem weht,
Ein Sein vergeht.
Ihr Hauch sich schwingt,
Ein Herze springt.
Dumpf entfacht
Die Mitternacht
Schrei und Stöhnen; Sterbensqual,
Todesröcheln überall.
Wer zur Ruh' sank abends nieder,
Sah den jungen Tag nicht wieder.
Glock' und Spaten! Brot des Lebens!
Rufst nach allem jetzt vergebens,
Denn vernichtet ohne Rest
Ist das Dörflein von der Pest.

Angstgetrieben Jela fliegt,
Wo daheim ihr Söhnlein liegt.
Dunkelschwer
Das Haus — und leer.
„Mein Sohn!"
Nirgends ein Laut —
„Rade!"
Echo ahmt ihren Ton:
„Rade!"
Kauert, lauscht auf leisen Sohlen
Ihres Kindes Atemholen.
Stille — tief. Sie zündet Licht.
All ihr Glück, und fänd' sie's nicht?
Stürzt zur Kammer, angstzerrissen
Und — umarmt ein leeres Kissen.
„Rade! Hörst du? Mutter kommt!
Kuß auf Kuß, und was dir frommt,
Kleidchen, die warmen,

*) Im Original grobarica = Totengräberin.

Und ſüßes Umarmen!
Ei, wo ſteckſt du? Necke nicht,
Taugenichtschen! Kleiner Wicht!"

Und ſie fliegt, ſie ſucht, ſie kehrt,
Durch das Höfchen, um den Herd,
Nirgends, nirgends birgt er ſich.
„Ha! Was liegt dort vor dem Stübchen!
Deine Kappe, loſes Bübchen!
Kleiner Schelm, nun hab ich dich!
Aber hier — in Weges Mitte,
Sieht's nicht aus wie Kindertritte?
Weh! Die ſeinen! Hier und dort —
Aus dem Hauſe iſt er fort.
Gott und Menſchen! — Peſt! — o Tücke!
Gebt mein Kind, mein Kind zurücke.
Rabe! Söhnlein! Einzig Hoffen!"
Und ſie wankt; zu Tod getroffen,
Stöhnend ſinkt ſie in die Knie!
Schleppt ſich übern Wegesrand,
Preſſend tauſend heiße Küſſe,
Wo des Sohnes kleine Füße
Eingedrückt dem weichen Sand.
„Fluch dir, feige Lügnerin!
Peſt, du falſche! Mich nimm hin!
Alles, Teure, will ich geben,
Laß mein Kind, mein Kind am Leben!"

Und die Peſt am Zaune ſteht.
Weiß im Wind ihr Mantel weht.
Drohend halb und halb wie Hohn
Klingt der grauſen Stimme Ton.

„Thöricht Weib! Was ſoll dein Schelten?
Hab ich doch verſchont dein Haus.
Soll als meine Schuld es gelten,
Daß dein Sohn ſich ſchlich hinaus?
Traf ihn bei der Muhme eben
Und in beiden loſch das Leben.
Du mußt deinen
Sohn beweinen;
Was geſprochen,
Ward's gebrochen?"
Rief's und ſchwand
Vom Zaunesrand.

Neu verjüngt in frohem Streben
Sproßt das Dorf zu jungem Leben
Aus dem Gräberwall, dem alten;
Jedes Antlitz blühend Glück!
An der Peſt verheerend Walten
Denket keiner mehr zurück.
Nur wo an der Felſenküſte
Donnernd ſchäumt der Wogenbrand,
Steht ein Hüttchen leer und wüſte,
Kahle Wand ob jener Wand.
Allvernichterin, die zähe
Zeit, ſie taſtet es nicht an,
Und du ſiehſt in ſeiner Nähe
Fiſcher nicht, noch Wandersmann.
Nur wenn goldne Mondeshelle
Bebend an den Wänden zieht,
Donnerbrauſend aus der Welle
Seltſam ſtöhnt ein ſeltſam Lied.

„Der da lauſcht dem Liede,
Mit ihm Gottes Friede!
Wolle nicht das eigne Heil
Mehren aus des Nachbars Teil!
Iſt zerſtört das ſeine,
Wie gedeiht das deine?
Wer den Bruder ſchaufelt ein,
Gräbt ſich ſelbſt ins Grab hinein.
Jela kann's euch ſagen,
Glaubet ihren Klagen.
Doch um meines Einz'gen willen
Bittet Gott, mein Leid zu ſtillen,
Daß ich Frieden finde,
Neben meinem Kinde."

An dem leeren Bette kauert
Singend Jela, blindgeweint,
Herzt ein Käppchen, ſingt und weint.
So erzählt das Dorf und ſchauert
Vor dem Häuschen, und die Leute
Nennen's Haus der Peſt noch heute.

Das Wirtshaus von Kriwoſek.

Von

Gjura Jakſchitſch.

I.

„Euer Wirtshaus da wird noch mein Tod,“ ſprach Frau Mitra zu ihrem Manne Stojadin, der ſich eben zum Ausgange anſchickte. „Ich weiß, daß Dich jetzo kein Geſchäft von hinnen führt, ſondern nur wieder euer verwünſchtes Wirtshaus. Iſt's Wochentag — ins Wirtshaus! Iſt's Feiertag — erſt recht ins Wirtshaus! Ich wundere mich nur, wie es der vermaledeite Zinzar*) ſo lange noch mit euch aushalten mag.“

Stojadin, der während dieſer Strafpredigt nur mürriſch geſchwiegen, ſtülpte jetzt ſtatt aller Erwiderung den öligen Fez tiefer auf den Kopf, ſchritt langſam aus dem Hauſe, durch den Pflaumengarten hindurch und bog jenſeits der Umzäunung in den Pfad ein, der ſein Gehöfte mit der Landſtraße verband. An letzterer lag die Dorfſchenke von Kriwoſek.

Man konnte dieſe Straße nicht eigentlich Landſtraße nennen, da ſie nur einige winzige Dörfer und Flecken mit den Städten Kragujevac, Pozarevac und anderen kleinen Ortſchaften verband. Großhändler verirrten ſich nur ſelten hierher; ab und zu ein Gaſtwirt aus Stipa oder ein Kleinhändler aus der Stadt, die für ihr Gewerbe die berühmten Pflaumen der Schumadia (Waldland) zu acquiriren gedachten; dies waren ſo ziemlich die einzigen Touriſten.

„Nun, hab ich's nicht geſagt?“ ſprach Frau Mitra, mit giftigem Blick ihrem Manne nachſchauend. „Wußt ich's doch, daß er nach dem Wirtshaus geht. Geſtern hat er in Ratſcha zwei Mutterſchafe mit den Lämmern verkauft; die Hälfte des Erlöſes hat er gleich dort beim Ratſcher Zinzar vertrunken und die andere wird er jetzt bei unſerem Zinzar vertrinken. Straf' ihn Gott! Und — ich weiß nicht, mir iſt's, als wenn ihn jemand verhext hätte! So lange er das Wirtshaus mied, war ein fröhliches Leben im Hauſe der Delimirowitſche, aber jetzt —“

Frau Mitra ſeufzte tief auf.

„Nimm Dich in acht, Mütterchen, vor Weihnachten ſolche Reden zu führen,“ begann jetzt aus einer dunklen Ecke hervor die junge Stojna, welche die Worte ihrer Mutter mitangehört. „Du weißt ja, daß wenn man um dieſe Zeit einen ſchlimmen Wunſch ausſpricht, er leicht eintreffen kann. Sei alſo lieber ſtill.“

„Nur die Steine können ſtumm ſein, wenn die Wirtſchaft mit jedem Tage ärger bergab geht!“

Frau Mitra war ein braves Weib und eine tüchtige Hausfrau, nur verbittert und grämlich geworden — hierin das gerade Widerſpiel ihrer Tochter Stojna, die in ihrem Weſen die Milde und Sanftmut ſelbſt war. Stojna nahm an ihrer Umgebung den innigſten Anteil; leicht kamen ihr die Thränen in die Augen; wurde ein Dienſtbote oder gar einer ihrer Brüder wegen Unbotmäßigkeit beſtraft, ſo wehklagte ſie, als wenn es ihr ſelbſt begegnet wäre. Dieſe ihre Weichheit und Herzensgüte prägten ſich auch in den ungewöhnlich ſchönen und zarten Zügen ihres Antlitzes aus. Ihre Wangen und Kinn waren nicht ſo derb, wie dies gewöhnlich bei Bauerndirnen der Fall iſt; auch ihre Taille war weit ſchlanker und ihre Hände, wenn ſie auch tagsüber tüchtig herumhantirte, ſahen weiß aus, wie mit Milch übergoſſen. Darum ſahen ſie auch ihre Gefährtinnen keineswegs als ihresgleichen an, ſondern nannten ſie „die Dalmatinerin“.

„Stojna, mein Kind, Du biſt noch jung und weißt nicht, was alles im Hauſe vorgeht. Schau, von Deinem Großvater her verblieb dem Stojadin ein ſchönes Vermögen: Gehöfte, weit und geräumig; Scheuern und Keller voll Weizen und Wein; wir brauchten uns nicht zu ſchämen, den Herrn Kreishauptmann ſelbſt zu empfangen, und von Kaufleuten ward unſer Haus nie leer. Auf unſeren Triften und Grasplätzen weideten mehr als dreihundert Schafe

*) Eine Miſchraſſe, vorwiegend griechiſcher Abkunft, in den Balkanländern, die ſich faſt ausſchließlich mit Handel und Gaſtwirtſchaft befaßt und wegen ihrer Pfiffigkeit und Gewinnſucht bei der autochthonen Bevölkerung ſehr unbeliebt iſt.

und Rinder, und in den Kosen lagen hürdenweis Säue und Ferkel. Wo sind nun jene Joche Rinder hin? Wo die Pferde und Füllen? Und in unserer Sadruga (Hauskommunion) hat niemand davon eine Ahnung gehabt, wie eine lebendige Seele, in ihrem schönen Hause, auf dem angestammten Boden und unter dem eigenen, tüchtigen Hausgesinde sich in Schulden verstricken kann! Wo ist nun der Wohlstand, das ganze große Vermögen hin? Wo ist sie, die weithin berühmte Sadruga des Stojadin Delimirowitsch? Wenn ich nur daran denke, will mir das Herz zerspringen. Just hier in diesem Gelasse erglänzten die Wände von den blitzenden Waffen Deiner tüchtigen Vorfahren; hier hingen die langen und kurzen Flinten, hier die großen und kleinen Messer, hier die Armbrüste und Wehren; vor eitel Gold und Silber an den Gehängen konnte man sie kaum anschauen! Und heute — wo Du hinschaust, Bettelarmut! Nahrung — kaum zur Notdurft! Wein, gerade um den Bissen Brot damit zu netzen; und an Stelle des reichen Waffenschmucks eine alte, zerschossene, rostzerfressene Flinte, neben der, wie ein Bettelstab, das große Messer vor Rost kaum noch zu erkennen ist! Und von so viel Pferden ist uns nur noch eine alte Mähre geblieben, mit der man zur Gerichtsstätte kommen kann! Der Boden verpfändet, das Haus überschuldet! Stojna, Stojna, mein Kind, das führt zu keinem guten Ende."

Die Arme hatte leider recht. In Kriwosek war vieles nicht so, wie es hätte sein sollen. Die achtbaren Leute, welche in der Gegend umher geschätzt wurden, waren ausgestorben. An ihre Stelle waren andere getreten, welche weder Achtung gegen ihre Nebenmenschen hegten, noch für sich selbst Achtung begehrten, Leute mit rauhen, groben Manieren, selbstsüchtig und arbeitsscheu. Diese erschlichen mit Lügen die Aeltestenwürde und wurden Richter und Gemeindevertreter. Durch listige Ränke eigneten sie sich an, was niemals vorher ihr eigen war; dem Starken schenkten sie, was sie dem Schwachen entrissen; vor den Mächtigen fielen sie auf die Kniee und den Geringen erniedrigten sie zum Hund. Wo hätte sich da Würdigkeit und Familiensinn behaupten können? So lange der alte Dorfpope am Leben war, ging es noch halbwegs. Er war ein einfacher Mensch, hatte kein Gymnasium durchgemacht oder gar regelrecht studirt, aber so viel er nur konnte und vermochte, suchte er die Bauern dem Trunke und Kartenspiel abwendig zu machen. Doch seitdem der neue Pope, ein gewisser Tschatitsch, sein Amt übernommen, ein Mann, der sich in Belgrad eine Art wissenschaftlichen Anstrichs angeeignet hatte, da ging alles den Krebsgang. Nicht bloß, daß er seine Pfarrkinder vom offenbaren Ruin nicht zurückhielt, ging er sogar selbst, eine gewisse überlegene Miene zur Schau tragend, ins Wirtshaus und im Namen von „Brüderlichkeit und Gleichheit" zechte und würfelte er trotz einem. Von Gott und göttlichen Einrichtungen wollte er nicht viel wissen. „Das," sagte er, „erkennt die neuere Wissenschaft nicht an." Aber den Klingelbeutel ließ er dafür desto öfter herumgehen. Ohne Feiertage hätte er sich schon allenfalls behelfen können, aber ohne Klingelbeutel konnte er nicht leben.

So stand es in dem kleinen Kriwosek. Die alten, achtbaren Sadrugas waren teils aufgelöst, teils ausgestorben. Nur ein paar alte Weiber waren gleichsam als Zeugen aus der verflossenen schöneren Zeit zurückgeblieben, und diese konnten nicht das kleinste Gespräch anfangen, ohne Reminiszenzen an jene Vergangenheit einzuflechten.

„Gott hab ihn selig, den alten Popen Radowan," so hieß es dann wohl, „besser, daß er gestorben ist, als daß er diesen Abschaum der Menschheit und ihr Treiben hätte mitansehen müssen. Er schaut nicht die Zuchtlosigkeit und Verwilderung, die jetzo in dem kleinen Kriwosek eingerissen."

II.

Am Vorabende des St. Eliasfestes, im Monate Juli, war das Wirtshaus von Kriwosek dicht gefüllt mit Gästen. Wirt war der Zinzar Naum, ein junger Mann von kaum dreißig Jahren. Er trug sich sauber und zierlich, als Gürtel hatte er einen breiten Streifen buntfarbigen Bandes um den Leib gewunden, den Fez trug er übers linke Ohr gestülpt, die Troddel bis zur Schulter herabwallend. Bis auf den Umstand, daß er das Serbische schlecht aussprach, machte er einen gewinnenden Eindruck; hoch gewachsen, beweglich, mit glattrasirtem Gesicht; nur um die kleinen, listigen Augen herum zeigten sich Falten, besonders wenn er lachte. Im Umgang war er stets heiter und aufgeräumt, und sogar bei heftiger Erregung zeigte sich die üble Laune bei ihm nie nach außen. Er wußte sich zu beherrschen. Und traf es sich wirklich einmal, daß er in üblem Humor jemand zu nahe trat, so mußte es schon ein ganz armer Schlucker sein. Denn selten verstieg er sich so weit, einen vermögenden Mann scheel anzublicken oder gar üble Nachrede über ihn zu führen. Und vor dem Herrn Popen und Richter bückte er sich nun gar bis zur Erde. Mehr als einmal traf sich's, daß der Pope und Richter drei Liter Branntwein austranken und nur einen Liter bezahlten. Gott verhüte, daß der Zinzar je darüber ein Wort verloren hätte! Wenn sie fort waren, brummte er vergnügt vor sich hin: „Mögen die Kerle nur gehen, das Dorf wird mir's schon zahlen." Und der Zinzar kalkulirte ganz richtig. Denn wenn die Steuern gesammelt, die Abgaben auf die einzelnen Seelen verteilt, die

Feldhüter abgelohnt, Feldschäden erlegt, Prozesse abgeurteilt wurden, so ward das alles vom Dorfrichter mit dem Geistlichen und Schöppen im Wirtshause abgemacht und wie sich's gebührt, wurde bei solchen Gelegenheiten wacker drauf los gezecht. Und kommt es manchmal vor, daß ein bedächtiger Bauer vor dem übermäßigen Traktiren sich in acht zu nehmen sucht, so fassen ihn der Pope mit dem Richter von der einen, und der Zinzar mit den Bauern von der andern Seite an:

„Heda, traktir! Du bist doch fürwahr nicht der letzte in Kriwosek!"

Ein anderer schreit aus dem Haufen heraus:

„Na, wenn Du heute den Herrn Geistlichen und Richter nicht traktiren willst, so weiß ich wahrhaftig nicht, wann und wen Du willst?!"

Und so wurde der Aermste wider seinen Willen nur zu noch größeren Ausgaben fortgerissen. Und natürlich lacht sich dabei der Zinzar ins Fäustchen. Hingegen wieder, wenn ein Unglücklicher es sich hat beikommen lassen, Schulden beim Zinzar zu machen, dann wehe ihm! Das Gericht läßt ihm das letzte Hemd vom Leibe abpfänden, nur damit er den Zinzar nicht beschädige.

In dem Wirtshause herrschte ein solcher Lärm und Tumult, daß einer den andern nicht verstand. Der Zinzar sprang behend wie ein Eichhörnchen nach allen Seiten hin, ohne doch beim besten Willen allen Genüge thun zu können. Da verlangt einer Branntwein, der andere Wein, ein dritter Kaffee, ein vierter gar Branntwein, Wein und Kaffee zu gleicher Zeit, und möchte er gern noch etwas für seine lieben Batzen haben, nur daß er sich in der Geschwindigkeit nicht darauf zu besinnen weiß, was er eigentlich noch trinken könnte. „Sogleich sollst Du bedient werden, sogleich," pustete der Zinzar, und dann wieder seufzte er: „Ich habe doch nicht vier Hände, Freundchen, ich habe nur zwei."

„Hörst Du, Naum?" schrie jetzt der Richter Bogosaw, welcher hinter dem größten Tische am Fenster den Ehrenplatz einnahm, „hörst Du, was ich Dich frage? Ist der Herr Pope ins Wirtshaus gekommen?"

Indessen hörte der Zinzar die Frage nicht.

„Naum, zum Donnerwetter," schrie jetzt aufs neue der Richter, „soll ich Dir vielleicht das Glas an den Kopf werfen oder selber mit meinen Beinen zu Dir hin kommen, um mit Dir ein Wort wechseln zu können? Hol Dich der Teufel, Du Hund von einem Zinzar. Das läßt sich nicht einmal anrufen!"

Jetzt zupfte den Zinzar ein Bauer am Aermel, welcher gerade in diesem Augenblick am Herdfeuer seine Pfeife anzündete, während der Zinzar mit Kaffeeeingießen beschäftigt war.

„Gleich, Freundchen, gleich," keuchte der Zinzar, der nicht wußte, wer ihn am Aermel zupfte.

„Der Richter ruft Dich," sprach der Bauer mit wichtiger Miene. „Der Richter schreit nach Dir, Zinzarlein."

„Der Richter?" fragte aufgeregt der Zinzar, ließ allsogleich seinen Kaffee im Stich und drängte sich durch die dichten Haufen angetrunkener Bauern hindurch mühsam zum Richter vor. Da er aber keine Ahnung davon hatte, weswegen ihn der Richter eigentlich gerufen, so begann er mit liebenswürdigem Lächeln seinen jüngst gekauften Branntwein anzupreisen:

„Sind der Herr Richter ein Freund von starkem Getränk? He, wenn der Herr Richter wüßte, was für Branntwein ich dieser Tage aus Kragujevac bekommen habe! Leute würden stehlen gehen, um so etwas zu bekommen!"

„Nun, hast Du gehört, Naum, wonach ich Dich soeben gefragt habe? Ist seit heute früh der Herr Pope ins Wirtshaus gekommen?"

„Nein, Herr Richter, er ist schon gestern nach Kragujevac gefahren und dann —" fügte er mit Augenblinzeln hinzu, denn kein Zinzar vermag ohne Blinzeln zu reden, „dort werden Hochzeitsfeierlichkeiten vorbereitet bei dem Geistlichen, der in Ilopatic Lehrer ist."

„Ist's denn schon fest abgemacht?"

„Abgemacht, Herr Richter. Am nächsten Sonntage ist schon die Hochzeit — mit Musik... ganz nach Belgrader Manier."

„Aber weshalb geht denn der Pope jetzt eigentlich dorthin?"

Noch hatte der Richter das letzte Wort nicht beendet, so trat der Pope ins Wirtshaus.

„Ihr kommt zur rechten Zeit, Pope!" sagte der Richter, ihm die Hand schüttelnd.

„Ich begrüße den Herrn Geistlichen!" sprach der Zinzar unter tiefen Bücklingen.

„Nun, wie steht's in Kragujevac?" fragte der Richter in heiterem Tone, „gibt's dort etwas Neues?"

„Sogar ziemlich viel Neuigkeiten, Richter Boga, aber davon später. Du, Naum, Dein Großvater läßt Dich grüßen; bring mir einen Bittern. Ich weiß nicht, Richter, der Mensch kommt förmlich um bei dieser Hitze. Wahrhaftig, wenn wir nicht bald Regen bekommen, wird schwerlich aus dem Kukuruz (Mais) heuer etwas werden."

„Laß nur Ruhe und Frieden herrschen im Dorfe, so wird der Pope immer in Hülle und Fülle leben."

„Das könnte wohl sein, Bogosaw," erwiderte unmutig der Geistliche, „aber sie lassen mir ja keine Ruhe. Das ist ein Heidengesindel, daß Gott sich erbarme! Sieh, noch sind's nicht drei Monate her, daß ich das Weibsstück, die Tochter des Mitritschew mit dem Sohne des Lasa Tomitsch ehelich verbunden habe. Da bringen schon niederträchtige Lästermäuler

auf, daß sie in verbotenem Verwandtschaftsgrade *stehen*. Gott sei's geklagt! Nur Böses haben sie im Sinn. Gar mancher Missethäter ist darunter. *Straf* ihn Gott! Aber ich habe alles dem Scharfblick unseres würdigen Prota (Erzpriesters) überlassen. Der spricht mit diesem, wendet sich an jenen, und stopft so den Leuten die Mäuler. Und was die Niederträchtigen angezettelt haben! Bald hätt's auch der Metropolit erfahren. Aber gelobt sei der Prota; *das ist* ein Mann! Einen braveren gibt es nicht auf dieser Welt! Und er kostet mich wenig!"

„Fürcht' Dich nicht, Pfäfflein," ermunterte ihn der Richter Bogosaw. „Sage mir lieber, wie steht's mit unserem Natschelnik (Kreishauptmann)? Hast Du vielleicht auch ihn dort in der Tscharschia (Handelsviertel der Stadt) gesehen? Sprich, meiner Treu, ob er Dir nicht etwas für mich aufgetragen hat?"

„Auch ihn habe ich gesehen, Bogosaw, und er sieht mir sehr tiefsinnig aus." Dann fügte er im Flüstertone hinzu: „Wenn sich nun wiederum das Ministerium ändert; nimm Dich in acht Bogosaw; ich hab's so gut wie aus seinem eigenem Munde gehört."

„Was Du sagst?"

„Da werden sie auch ihn aus Kragujewac fort versetzen. Er erwartet's."

„Ah!"

„Du meinst wohl, daß ich so etwas auf eigene Faust schwätzen würde? Sieh, ich habe mit einem Praktikanten zusammen in dem Jorgatschewer Wirtshaus zu Mittag gespeist, und er ist's, von dem ich meine Nachrichten habe."

„Aber ich bitte Dich!" rief da verwundert Bogosaw aus, „wir sind kaum erst mit dem Kreishauptmann bekannt geworden! Kaum zweimal ist er bis dato in Kriwosek gewesen! Das erstemal, als man mich ins Amt eingeführt hat, und das anderemal, als er mit dem Doktor ankam, damals, als der Stefan ermordet worden ist, he, he! Und es wurde wacker dabei gezecht!" Und dann fuhr er mit leiser Stimme fort. „Also so steht's! Ihn wird der neue Minister versetzen und mich der neue Kreishauptmann. Und doch sollte so ein Richterposten etwas für die Ewigkeit sein. Sieh, Pope, weswegen steht der Kirchturm der Belgrader Kathedrale so unentwegt und hoch über allen Häuptern da? Deswegen, weil niemand daran getastet hat. Wenn ordentliche Leute etwas einrichten, so trachten sie darnach, dem Dinge eine tüchtige Grundlage zu geben, damit es Bestand habe — und die Regierungsgewalt, sie, die ewig und unveränderlich wie ein Fels dastehen sollte, ändert sich mit jedem Augenblick. Ach ja, ich habe schon so etwas munkeln hören, jetzt fällt mir mancherlei ein; von derartigen Geschichten kann nichts Gutes herauskommen. Du weißt, was für Plackereien wir gehabt haben, bis wir den geeigneten Kandidaten für die Volksvertretung, unsere Leute für die Schöppenstühle und dergleichen ausgesucht und zusammen bekommen haben. Das sind alles unsere Leute und Bundesgenossen, und wenn ich, was Gott verhüte, falle, so liegen auch sie am Boden! Und dann ist's nicht mehr möglich, diese unseligen Rechnungen zu vertuschen! Es wäre beinahe besser, wenn die Leute mit dem Messer auf einander los gingen. Alles verliefe klarer und reinlicher, während ich jetzt zwei Advokaten und sieben Gottesgelehrte brauche. Das peinigt mich!"

Jetzt war am Popen die Reihe, den Richter zu trösten. Er faßte denn auch seine Aufgabe ganz richtig an und bestellte sogleich zwei Glas Branntwein. Dann sprach er beredt, eindringlich und lange auf den Richter ein. Er versicherte ihn, daß er selbst die größten Anstrengungen aufbieten werde, um ihn auf dem Richterstuhle zu erhalten. Aber Bogosaw hatte schon keine Zuversicht mehr.

„Wenn das Ministerium fällt, ein neuer Kreishauptmann kommt, dann, Pope," sagte er, „hat auch meine Stunde geschlagen."

„Noch zwei Glas Branntwein!" bestellte wieder der Pope. „Na, Bogosaw, ich weiß ja, wie Du stehst, namentlich das verdammte Rechnungswesen, daß Dich das hineinlegen kann! Aber es gibt auch da noch einen Ausweg. Dein Mirko gedenkt sich zu verheiraten . . ."

„Nun, und —" unterbrach ihn ungeduldig der Richter.

„Und Du hast ja selbst um die Tochter des Stojadin Delimirowitsch für ihn geworben. Wenn er Dir nun mit ihr seine Wiese mitgäbe, die da am Rande des Bachs, so würde sich damit, wenn nichts anderes übrig bliebe, doch die Gemeinderechnung ausgleichen lassen. Und der Alte ist ein Trunkenbold; bring ihn in einen tüchtigen Rausch und er schenkt Dir alles, was er hat, das aber ist die Wiese. All sein übriges Hab und Gut ist überschuldet. Das wollen wir, wie es sich gebührt, ihm und seinen Söhnen belassen. He, he! So lange noch in dem Pfaffenköpflein ein Funken der alten Gottesgelehrtheit glimmt, wird man mich nicht so leicht aus dem Sattel heben, Freundchen!"

Der Pope lächelte selbstzufrieden, strich sich den Bart, zog seinen Gurt fester an und schaute liebevoll nach dem Antlitz des Richters hin, aber — der Richter schwieg.

Während dessen wurde im Wirtshause fortgelärmt, getrunken, hie und da aber auch an einem Tische ein ruhiges Gespräch geführt; findet man doch schließlich in jeder Gesellschaft, auch auf dem Dorfe, noch ordentliche Leute. So sitzen da hinten an einem Tische ihrer zwei: der eine, ein kleiner, ältlicher

Mann mit graumelirtem Haupt- und Barthaar; zwischen den Zähnen hält er eine Pfeife; er spuckt beim Rauchen häufig aus, neben sich hat er einen großen Stock angelehnt; ab und zu nippt er aus dem vor ihm stehenden Glase, sieht sich in der Schenke um, schweigt und denkt nach. Ihm gegenüber sitzt ein hübscher junger Mann von hohem Wuchse, regelmäßigen Gesichtszügen, offenem Blick, stattlich von Ansehen und in seiner ganzen Haltung etwas Mutiges, Kühnes. Er raucht weder noch trinkt er, nur ab und zu wirft er einen forschenden Seitenblick auf den Alten.

„Tschika (Alterchen), was mag wohl dort unser Pope so Wichtiges mit dem Richter Bogosaw zu verhandeln haben?"

„Wird wohl nicht viel Gutes sein, Söhnchen," sagte der Alte, „der Pope ist heute aus Kragujewac heimgekehrt; und wie dort die Aufwiegler und Ränkeschmiede im Trüben zu fischen suchen, so möchten sie es nun hier."

Nach diesen paar Worten versanken beide wieder in Stillschweigen. Der Aeltere rauchte weiter und fuhr fort, sich zu räuspern, während der Jüngere vor sich hin blickte. Nach einigen Minuten zog der Alte den Jüngeren am Aermel:

„Was gibt's, Väterchen?"

„Schau, lieber Raka, eben jetzt ist der Stojadin Delimirowitsch in das Wirtshaus gekommen."

Der Alte hatte diese Worte ganz gleichmütig vor sich hin gesprochen, nur seinen Mund umspielte ein sarkastisches Lächeln, der Jüngling schaut nach der angedeuteten Richtung hin, gewahrt den Stojadin, wird verschämt und rot bis über die Ohren, stützt dann beide Ellenbogen auf den Tisch und blickt wieder vor sich hin. Er ist noch stiller und nachdenklicher geworden.

„Hast Du 'was Neues gehört, mein Sohn?" hub der Alte wieder an.

„Nein, Tschika."

„Auch nicht, daß der Richter Bogosaw bei der Ipitschewschen Hochzeit um des Stojadin Tochter angehalten und bei Tisch gesagt hat, daß er seinem Mirko schon in diesem Herbste einen selbständigen Haushalt einrichten werde?"

Der Jüngling wurde rot wie eine Beere, sagte aber kein Wort. Der Alte konnte jeden Zug in seinem Mienenspiel beobachten und weidete sich daran mit diabolischem Lächeln.

„Aber die Stojna hat ihn abgewiesen," fuhr er dann im Tone der Befriedigung fort, indem er aufs neue die Züge des jugendlichen Antlitzes ihm gegenüber betrachtete. Der Jüngling schaute auf mit seinen großen, strahlenden Augen, seine Mundwinkel zuckten, als wolle er etwas sagen, aber er schwieg. Die Unterhaltung zwischen den beiden hielt, wie man sieht, nicht eben ungewöhnlich lange an.

„Nun, sag 'mal, liebes Kind, bist Du zufrieden damit, he?"

„Ja, Tschika!" und dann fuhr er wie im Selbstgespräche fort, „wenn nur das unselige Wirtshaus nicht noch alles auf den Kopf stellt."

„Es wird nicht," versetzte der Alte mit halblauter Stimme. „Verlaß Du Dich nur auf Deinen Tschika und sei guten Muts! Und jetzt kannst Du nach Hause gehen; sieh, es dämmert schon; es ist Zeit; ich will nur noch ein Pfeifchen rauchen, dann komme ich auch nach."

„Gute Nacht, Tschika."

„Behüt' Dich Gott."

Sie drückten einander die Hand; der Aeltere blieb ruhig auf seinem Platze, stopfte seine Pfeife, rauchte weiter und nippte an seinem Glase. Um ihn herum lärmten Betrunkene und Spieler. Einen Bauern, der seine ganze Barschaft im Spiel eingebüßt, warfen die anderen ohne weitere Umstände zur Thür hinaus. Aber all dieser Spektakel berührte den Alten nicht; er schlürfte langsam sein Getränk herunter und sah sich gleichmütig um, nur dann und wann einen forschenden Blick auf den Popen und Richter werfend. Daraus konnte man ersehen, daß ihn diese zwei Personen in der Gaststube am meisten interessirten. „Diese Leute gönnen einander selbst nichts Gutes, geschweige denn einem andern; und sie werden so lange hin und her grübeln, bis sie etwas ganz Besonderes in dem unglücklichen Kriwosek angerichtet haben werden."

Bei diesem Gedanken nahm der Alte eine andere Positur ein. Die Pfeife entfiel seinem Mund, die Arme stemmte er ganz und gar gegen den Tisch und mit emporgesträubtem Bart und gesenktem Blick saß er da, wie ein Kater, der auf Mäuse lauert.

III.

Die Nacht war hereingebrochen. Eine schöne, ruhige Nacht! Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber der Abendstern erglänzte bereits in wunderbarer Pracht. Er schien an dem Firmamente förmlich zu tanzen, gleich als winkte er den Verliebten zu: „Ich bin nicht der verräterische Mond, ich bin Danica,*) eure Schwester! Liebet euch nach Herzenslust; ich will euer Geheimnis wahren!"

In Flur und Thal tiefe Ruhe. Nur unten im Dorfe hört man, wie hie und da ein Wirt die Hunde loskoppelt und dann die Meute mit lautem Gebell dem fürsorglichen Hausherrn meldet, daß jemand nahe, der nicht zum Hause gehört. Entfernt er sich, so verstummt wieder das Geheul. Noch hört man ab und zu einen fröhlichen Jüngling mit der Schalmei im Munde durch das Dorf schreiten. Ihn wird

*) Name des Abendsterns bei den Südslaven.

ſelten ein Hund anbellen, denn von ihm iſt nichts Schlimmes zu beſorgen. Den Sternen gleich erhellt er die Mitternacht, belebt die entſchlummerte Natur, weckt Liebesgefühle in den Herzen derer, die ſie noch nicht kennen. Dort wieder in der Flur hört man den Ruf des Hirten, wie er ſeine Herde vorwärts treibt oder zurückdrängt, und auf der fernen Landſtraße hört man die Laſtwagen, wie ſie keuchen und knarren, als ob ſie Gott weiß wie lange nicht geölt wären. Dem iſt aber nicht ſo. Dieſes Kniſchen bringt der Fuhrmann abſichtlich hervor. Denn das iſt gleichſam eine Unterhaltung für den Einſamen. Sind ihrer aber mehrere beiſammen, dann pflegen ſie's anders zu halten. Im Winter fallen ſie müde in ein Wirtshaus ein, wohin ſie gerade der Froſt treibt. Zur Sommerszeit aber, wenn ſie im Zwiegeſpräch neben ihren Wagen einhergehen, fahren ſie, wann und wie es ihnen gerade recht dünkt, und wenn ſie ermüdet ſind, machen ſie auf der Landſtraße Halt, ſpannen die Ochſen aus, die ſich, gleichviel auf weſſen Weide, ergehen, ruhen aus und mit dem erſten Morgengrauen fahren ſie weiter.

Der Gaſtwirt Naum trat ins Freie hinaus, ſah ſich rings um, ſchaute nach der Landſtraße, horchte einige Minuten, ob nicht von irgend einer Seite her Reiſende kämen, und blickte dann zu den Sternen auf, nach denen er ſicherer abmeſſen konnte, wie ſpät es ſei, als nach der verwitterten Uhr, die in einem Winkel der Gaſtſtube hing und mit Spinnweben ſo dicht überzogen war, daß man die Ziffern nicht mehr erkennen konnte. Dann wendete er ſich um und rief in die Gaſtſtube hinein:

„Freundchen, es iſt ſchon ſpät. Macht, daß ihr nach Hauſe kommt!" Dies ſchrie er etlichen berauſchten Bauern zu, welche ihre Barſchaft vertrunken hatten und ſich nun anſchickten, auf Borg von neuem anzufangen. „Nach Haus, nach Haus! Die Frauen warten ſchon auf euch!"

„Nach Haus, nach Haus!" ſprach der Zinzar — und der Richter wiederholte jetzt zur Bekräftigung ſeine Worte: „Es iſt die höchſte Zeit. Wollt ihr vielleicht, daß ich euch an eure Pflicht erinnern ſoll? In der Tſcharſchia erlaubt die Polizei es höchſtens bis zehn Uhr ſich zu amüſiren, und ihr ſitzt hier Tag und Nacht! Wollt ihr etwa das Morgengrauen hier abwarten?"

Die betrunkenen Landleute brummten zwar mißvergnügt vor ſich hin und ſchmähten auf den Richter, aber ſie verließen doch einer nach dem andern das Wirtshaus, bis dasſelbe faſt leer war. Nur der Pope blieb mit dem Richter und Stojadin, Kaffee und Spirituoſen trinkend, am Tiſche ſitzen. Und dort weitab hinter dem Ecktiſche ſaß der Alte, den Kopf in die Hand geſtützt da; es ſah aus, als hätte er ſich ein Räuſchchen angetrunken und dämmere nun vor ſich hin.

Der Pope blinzelte dem Richter zu und der Richter dem Popen. Beide warfen bedeutſame Blicke auf Stojadin. Stojadin war zwar ſchon etwas angeſäuſelt, ſchaute jedoch noch ziemlich verſtändig drein und gab halbwegs vernünftige Antworten. Der Branntwein hatte ihn nicht übernommen, er war an ihn gewöhnt. Hätten es doch fürwahr weder der Pope noch der Richter, wiewohl jüngere Leute, mit ihm aufnehmen können. Man mußte alſo auf etwas anderes denken, um ihn ganz aus dem Häuschen zu bringen.

„Was meinſt Du, Bogoſaw," begann da der Pope, nachdem er ein wenig nachgedacht, „ſollen wir uns kalten Braten beſtellen und dann auf den Wein losgehen? Denn Du weißt doch, wie kräftig er iſt. So lange ich dies Wirtshaus kenne, hat es ſolchen Wein niemals hier gegeben."

Der Richter ging gern auf des Popen Vorſchlag ein. Der Zinzar brachte auf einem Teller kalten Braten, dazu eine Kanne Wein und ſetzte ſich ſodann ſelbſt an den Tiſch. Er war eigentlich müde, der Aermſte, und hätte ſich gern ſchlafen gelegt. Aber wo hätte er ſo etwas unter ſolchen Umſtänden auch nur anzudeuten gewagt? Im Gegenteil ſuchte er ſich ſelbſt noch zu animiren: „Wenn er nun ſchon die dritte Nacht nicht ſchlafe, ſo werde er wohl auch dieſe Nacht noch durchwachen können, zumal in einer ſo feinen, auserleſenen Geſellſchaft wie die des Herrn Richters und Popen." Und um ihnen ſeine Hochachtung noch augenfälliger zu bezeigen, erhob er ſein Glas, nachdem er es bis an den Rand gefüllt, und trank zuerſt auf das Wohl der ganzen Geſellſchaft und dann ſpeziell auf das des Popen.

„Gott erhalte Euch, Euch und die gnädige Frau Popin. Eine prächtige Frau! Und dann Euer Bräutlein!" Hier blinzelte er ein wenig dem Richter zu — „ein ſchönes Fräulein ... in der ganzen Tſcharſchia kommt ihr keine gleich! Nun gebe Gott, daß es zum Segen ausfallen möge! Es iſt doch einmal mit ſolchen Dingen ſo — wie es nun einem beſtimmt iſt ... Aber, wie ich höre, iſt es ein tüchtiger Gottesgelehrter, dem Ihr Eure Tochter gebet."

„Lieber Naum, was für ein würdiger Mann! Wenn auch unbemittelt, hat er doch ſeinesgleichen nicht. Und er wird nicht bleiben, was er iſt. Ein wenig werde ich, ein wenig der Prota, wahrhaftig, wir werden uns ein wenig beim Metropoliten für ihn verwenden, ſo wird und muß auch für ihn eine kleine Parochie ſich finden. Man iſt ja nur Menſch und verpflichtet, einer für den andern ſich zu bemühen und ihm aufzuhelfen. Und dann ſind es ja auch die Meinigen, und den letzten Groſchen will ich daran wenden, ſie gut zu betten." Hierauf ſah der Pope den Richter und dann den Stojadin an. „Und warum warteſt Du noch, Stojadin, he? Deine

Stojna ist ja auch bereits ein heiratsfähiges Mädchen!"

Dem Alten blieb der Bissen Fleisch, den er eben hinunterschlingen wollte, in der Kehle stecken. Er nahm das Glas Wein zu Hilfe, um sich das Hinunterspülen zu erleichtern, aber er verschluckte sich und es währte einige Minuten, bis er den Husten los geworden war, und in seiner unverständlichen Weise dem Popen erwiderte:

„Na, Du weißt ja, Pope, die Zeit ist da. Mein Kind ist sie. Man kommt in die Jahre ... Man hat auch Schulden! Ach, die Gerichte! Sieh, da soll nun noch eine neue Taxe kommen, dazu die alten Abgaben! Nun, mag schon alles kommen, wie es Gottes Wille ist!"

Sein Denken hatte keinen Zusammenhang mehr. Alles, was er erlebt, was ihn bedrückte, wovor er sich fürchtete, worauf er hoffte — das wogte in seinem Kopfe wie eine Art Wirbelwind durcheinander, form- und gestaltlos. In diesem Chaos war vielleicht noch ein Fünkchen Vernunft, und sicherlich lag Gefühl darin, nur daß er meistens seine Empfindungen selbst sich nicht zu erklären vermochte, noch wußte, woher und auf welche Weise sie just in seine Brust gekommen waren.

Was so viel Branntwein nicht vermocht hatte, das brachten zwei, drei Glas Negotiner Wein zuwege, Stojadin war total betrunken.

„Jetzt ist's Zeit," sprach der Pope, den Richter und Zinzar bedeutsam ansehend, und dann, nachdem er mit einem Blick die ganze Gaststube durchflogen und sich vergewissert zu haben glaubte, daß außer ihnen vier niemand zugegen war, erhob er das Glas, um mit Stojadin anzustoßen:

„Auf Deine Gesundheit, Stojadin! Was heuer im Herbste geschehen sollte, kann ebenso gut auch heut abend geschehen! Und die Stojna ist ein Mädchen, wie man sie sich nur irgend wünschen kann. Wozu wolltest Du warten, bis sie in die Jahre kommt, und die Leute erst anfangen, die Köpfe über sie zusammenzustecken und sie ins Gerede zu bringen?"

Stojadin trank sein Glas aus und blickte mit seinen trüben Augen den Popen an, aber gab keine Antwort. Nur im Dunkeln des Hintergrundes, in einem Winkel der Gaststube hörte es sich an, wie ein Seufzer. Alle schauten nach der Seite hin, wo vordem der Alte gesessen, aber sie erblickten niemand. Es war dort ganz ruhig in der Dämmerung, selbst die scharfen Augen des Gastwirts vermochten niemand zu erkennen.

„Weiter, denke ich," so fuhr der Pope fort, „daß wir hier alle unter uns sind, lauter gute Freunde, gute Leute. Ist's nicht so, Stojadin?"

„Na, Du weißt ja ... gute Leute ... wie eben die Leute sind ... es gibt so mancherlei Leute. Mein Großvater Welimir war ein guter Mensch ... was, Pope?"

Wiewohl der Pope seinen Großvater nie gekannt, so beeilte er sich doch, feierlich zu bekräftigen, daß es einen solchen Menschen in ganz Serbien nicht mehr gebe, auch nie mehr geben werde.

„Und ich ... na, Du weißt ja ... wie ein Mensch ... na, ich bin eben ein bißchen verlumpt ... ja, ja, verlumpt."

„Sprich doch nicht so, Stojadin, Du bist heute noch der erste Mann im Dorfe."

Wieder hörte man in der düstern Ecke ein Seufzen und wieder leerte Stojadin sein Glas.

„Du bist der erste Mann im Dorfe, Stojadin, und gleich nach Dir kommt unser Richter Bogosaw, und so seid ihr zwei beiden die ersten. Darum solltet ihr auch gute Freundschaft mit einander halten. Er hat einen Sohn, Du hast eine Tochter, ein schönes Menschenpaar!"

„Ja, ja, Stojna ... Goldchen ... mein Kind!"

„Darum gebührt sich's auch, daß Du daran denkst, sie zu versorgen, und wo willst Du eine bessere Gelegenheit finden, als wenn Du sie Richter Bogosaws Mirko gibst?"

„Nun, weißt Du ... ich möchte sie ihm geben, aber nun habe ich schon für eine Oka (Liter) Wein gezahlt."

Der Gastwirt begann zu lachen.

„Aber Du mußt auch die Stojna dem Mirko geben."

„Stojna, Stojna?" wiederholte Stojadin.

Möglich, daß er in diesem Augenblick etwas dachte. Die Stirn hatte er gefaltet und bewegte die Lippen, als wollte er etwas überzählen.

„Wird nun etwas daraus?" fragte ungeduldig der Pope. „Reich ihm die Hand, Alter, und viel Glück dazu!"

„Gott gebe es," sagte Stojadin, ohne zu wissen, was und worüber er sprach.

„Küßt euch," mischte sich jetzt der Zinzar ein.

Der Richter erhob sich von seinem Sitz, trat an Stojadin heran, reichte ihm die Hand, fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

„Ei, Du mußt aber auch der Stojna etwas mitgeben," sprach der Pope, „das ist heute einmal so der Brauch. Und Du wirst doch wahrhaftig nicht leicht eine solche Partie für die Stojna finden können, wie Richter Bogosaws Mirko! Ein ansehnlicher Bursch! Ein tüchtiger Bursch! Deine schöne Stojna wird mit ihm glücklich werden."

Bei diesen Worten belebten sich die Züge des unzurechnungsfähigen Stojadin, seine Augen erstrahlten in ungewöhnlichem Glanze. Er erblickte in den Worten des Popen wirklich das Glück seines Kindes; nicht sah er dahinter die Fallen, welche diese

nichtswürdigen Leute ihm zu legen gedachten. Ueber der glänzenden Zukunft seines Lieblings vergaß er die Gegenwart, brachte nicht in Anschlag die Schulden, in die er verstrickt war, die verschiedentlichen Unmöglichkeiten, die im Wege standen, auch nicht, ob die jungen Leute sich wohl lieb hätten. Ihm erfüllte in diesem Momente eine unbeschreibliche Seligkeit das Herz, ein unerklärliches und wunderbares Gefühl, und dies war das erträumte Glück seines Kindes!

„Pope," sprach er mit starker Stimme, „was ich im Vermögen habe, alles gebe ich meiner Stojna, alles! Haus und Hof und Teich! Und wir wollen, wie andere arme Leute, von unserer Hände Arbeit redlich uns ernähren!"

Er sagte dies hell und vernehmlich und niemand hätte seine Worte für die Rede eines Trunkenbolds gehalten, so voll Kraft waren dieselben, so voll festen Willens! Eine derartige Verlautbarung hätte auch einem skrupulösen Richter als Grundlage für die Abfassung eines Testaments dienen können. Das war die Macht der Vaterliebe in ihm. Durch den Kot der Trunkenheit hindurch ließ sie ihre göttlichen Laute vernehmen!

„Nein, Stojadin," erwiderte gleichmütig der Pope, „wir verlangen nicht Dein Vermögen. Nur möchte ich, daß Du die gute Gelegenheit benützest, um Deine Stojna zu versorgen. Wir würden es allerdings gern sehen, wenn Du ihr wenigstens die Wiese schenktest, die an den Bach grenzt ... und das ist ja nicht gerade viel für das Glück eines Kindes. Thun doch oft unbemittelte Leute mehr für die Zukunft der Ihrigen."

„Ja, Pope, ich will alles für das Glück meines Kindes thun!" sprach Stojadin, aber nicht mehr mit jenem Feuer von vorhin. Das war wie ein Blitz aus den Wolken seines Rausches heraus verflogen. Nach diesen Worten verstummte er, das Glas mit beiden Händen krampfhaft umfaßt haltend und mit stierem Blicke vor sich hinstarrend.

Inzwischen hatte auf einen Wink des Popen der Zinzar Tinte und Papier herbeigebracht. Der Pope schrieb und der Richter flüsterte ihm etwas ins Ohr. Stojadin sah wieder ganz gelassen zu, wie sich die Feder des Popen hin und her bewegte, etwa wie ein Mensch, der zum erstenmale eine Maschine in Thätigkeit sieht; sieht, welch ungeheure Wirkungen sie hervorbringt und doch nicht weiß, was sie in Bewegung setzt. Als der Pope mit dem Schreiben fertig war, sah er bedeutsam den Gastwirt und Richter an und begann sodann laut dem Stojadin vorzulesen, daß „er, Stojadin Delimirowitsch, dem Richter Bogosaw einhundert Dukaten verschulde und sich verpflichte, ihm diesen Betrag bis spätestens zu Martini zurück zu zahlen, widrigenfalls das an den Bach grenzende Stück Wiesenland an den Richter falle."

Als er bis zu Ende gelesen, sagte er gelassen:

„Unterschreibe dies, Stojadin!"

Stojadin blickte wie blödsinnig auf das vollgeschriebene Papier hin. Er wußte weder, was man von ihm verlangte, noch hatte er verstanden, was der Pope ihm vorgelesen. Es stand eben in dem ganzen Schriftstück nichts, was ihn in seinem Trunkenheitstaumel zu elektrisiren vermocht hätte. Da war mit keinem Worte das Glück seines Lieblings erwähnt. Er hatte seinen Namen nicht einmal anführen hören — und alles andere war ihm eben gleichgiltig. Dem Popen entging dies auch nicht und er beeilte sich, seinen Mißgriff wieder gut zu machen.

„Stojadin," hub er an, „beruhige Dich. Das alles hier geschieht für das Glück und die Zukunft Deines Kindes. Sie wird das genießen; sie wird die erste Wirtin im Dorfe sein."

„Meine Stojna, Pope! Mein süßes, kluges Kind! Sie wird glücklich sein und ich — Gott hab die Toten selig!"

Er seufzte tief auf. Sein Atmen glich einem unterdrückten Stöhnen, wie wenn ihn etwas in der Brust brenne. Dann griff er mechanisch nach der Feder, die ihm der Pope hinhielt, betastete das Papier und besah die Feder von allen Seiten, wußte aber nicht, was er mit ihr anfangen sollte — er war des Schreibens unkundig.

„Sieh, sieh! Nun, ich werde für Dich unterschreiben und Du setzt nur ein Kreuz her."

Und der Pope nahm die Feder und schrieb den Namen des Stojadin Delimirowitsch hin. Auch in diesem Augenblick zitterte seine Feder nicht. Er war ruhig. Seine Seele erschrak nicht vor der Sünde, die sie in dieser Stunde beging. Warum auch? An die Erlösung glaubte er nicht; vor der Hölle fürchtete er sich nicht. In der Schule hatte er Freigeisterei, im Leben Nichtswürdigkeit gelernt.

Stojadin setzte neben seinen Namen ein Kreuz; der Zinzar unterschrieb als Zeuge; am Ende der Obligation vermerkte der Pope in usueller Weise, daß er den Schuldschein eigenhändig geschrieben und unterschrieben habe. Damit war allen Förmlichkeiten Genüge geschehen. Und von Stund an war Stojadin Delimirowitsch der Schuldner des Richters Bogosaw! Mochte er ihm jetzt die Tochter geben oder nicht, die beste Wiese hatte er ihm nun einmal verschrieben, den letzten, bis dahin unbelasteten Rest seiner Habe verpfändet. Er war zum Bettler geworden.

In jenem dunklen Winkel der Wirtsstube begann es sich zu regen. Alle drei wandten sich um. Der Pope erblaßte. In der Dunkelheit bewegte sich etwas. Es hörte sich an, wie wenn jemand brummte: „Bösewichter, Diebe" und dergleichen. In demselben Mo-

mente aber hatte sich auch schon der Alte von seinem Platze erhoben, und seinen weißen Stab schwingend, näherte er sich, bleichen Gesichts und zornfunkelnden Auges dem Tische. Als er dicht vor demselben stand und den Schuldschein noch darauf liegen sah, wollte er sich wie ein Tiger auf das Papier stürzen und Tinte darüber hingießen. Aber der Pope griff hurtig darnach und brachte den Schein in Sicherheit. Die Tinte ergoß sich nur über die alte Decke, die über den Tisch gebreitet lag. Der Alte stand nun da und musterte finstern Blicks eine geraume Weile die Gruppe, welche sich zu vereinter Missethat hier zusammengefunden. Jeder Muskel in seinem Antlitz zuckte fieberhaft; dreimal öffnete er die bleichen Lippen, aber die Stimme versagte ihm, und vielleicht auch das Wort, um die ganze Entrüstung auszudrücken, die sein redliches Herz erfüllte. Endlich schlug er mit dem Stocke so heftig auf den Tisch, daß alle Gläser auf demselben tanzten.

„Taugenichtse, Bösewichter, gemeine Diebe!“ entrang es sich der Brust des Greises. „Und ihr wollt Richter, Priester, Bürger sein?! Wehe dem Altar, vor dem Du den Heiland lästerst, entartetes Reis einer verwilderten Wissenschaft! Wehe dem Gerichte, in dem Du das Urteil fällst, frecher Räuber! Wehe der Nation, deren Aelteste ihr seid! Sie muß zu Grunde gehen! Wehe über Kriwosel! Und ihr schwatzt von dem Unglück bei Kossovo,*) und seht nicht, daß ihr das Unglück verschuldet, daß ihr die Ursache des Verfalls der ganzen Nation, der giftige Same seid, aus dem aufsprießen muß ein Geschlecht ohne Herz und Seele.“

Der Greis war ein rechtschaffener und verständiger Mensch, aber der Grimm hatte ihn ganz und gar übermannt. Er erhob den Arm und mit schrecklicher Geberde stürzte er auf den Popen los. Der Pope bückte sich und der Stock des Alten zerbrach an seinem Arm. Jetzt erhob sich der Richter und in unbändigem Grimme packt er den Alten mit einer Hand an der Brust, während er ihm mit der andern in die Augen fährt. Als sich der Alte seinen Fäusten entwunden, zog er sein Gürtelmesser — wie solches die Bauern gewöhnlich tragen — hervor, zückte es auf den Richter und würde ihn erstochen haben, wäre ihm in diesem Augenblick der Gastwirt nicht in den Arm gefallen. Richter und Pope begannen nunmehr wie aus einem Munde zu schreien:

„Zu Hilfe, Leute, zu Hilfe! Mörder, Diebe!“

Die Wirtsburschen, welche bei diesem Lärm erwachten, stürzten barhäuptig und nackten Fußes in die Gaststube, und als sie den Alten gewahr wurden, wie er bleich, außer sich, ohne Kopfbedeckung und mit dem Messer in der Hand dastand, so stürzten sie sich auf ihn, entrissen ihm das Messer, banden ihm die Hände mit Hanfseilen auf dem Rücken zusammen und zerrten ihn so unbarmherzig an den Füßen, daß der Greis aufstöhnte.

„Ins Hundeloch mit ihm,“ rief der Richter, „und wenn es Tag wird, so führen wir den Missethäter vor den Kreishauptmann; den Räuber, den Dieb!“

„Den Antichristen!“ setzte der Pope hinzu.

„Aber wie war es nur möglich, daß ich vorher nichts gemerkt habe?“ lamentirte der Gastwirt. „Ei der Tausend, bei einem Haar hätte ja der Wicht das größte Unglück anrichten können! Ich seh' mir ihn nachmittags an, Freundchen; sitzt er euch nicht vier geschlagene Stunden bei einem einzigen Gläschen Branntwein?! Natürlich hätte man sich's da gleich denken können, daß er nichts Gutes im Schilde führe . . .“

Während dieses ganzen Vorganges hatte Stojadin Delimirowitsch sich nicht vom Platze gerührt. Er sah und hörte wohl den Lärm um sich herum, ohne sich ihn jedoch erklären zu können. Er brummte etwas vor sich hin, aber es waren zusammenhangslose Worte ohne Sinn und Bedeutung. Nur in dem Momente, als der Alte den Popen angriff, machte er einen Versuch, sich vom Stuhl zu erheben, war aber beim besten Willen hierzu nicht mehr im stande, sondern fiel von neuem auf seinen Sitz zurück, senkte das weinschwere Haupt auf die Tischplatte und schlief so auch richtig ein.

IV.

„Stojna, mein Kind,“ sagte die alte Mitra am Tage nach dem Eliasfeste zu ihrem lieblichen Töchterlein, „mache Dich auf, treibe mir unsere paar Schafe ins Freie und sieh zu, daß sie keinen Schaden anrichten. Wir haben schon genug Strafgeld gezahlt. Deine Brüder sind heute im Walde, ein paar Ladungen Holz zu fällen und morgen müssen sie zur Stadt, denn im Hause fehlt's an Licht und Salz. Und der Vater — ja der Vater schläft wohl wieder. Er hat sich noch nicht von seinem Rausche von heut nacht erholt.“

Frau Mitra seufzte. Stojna erhob sich und schickte sich zum Ausgange an. Ihr dichtes, üppiges Haar scheitelte sie; den vollen Busen verhüllte ein sauberes Tüchlein, und das Wollenkleid schürzte sie ein wenig, wie dies ehrsame Bäuerinnen zu thun pflegen, um es beim Gehen nicht zu beschmutzen. Hierauf nahm sie ihr Spinnrad und ging, wie die Mutter sie geheißen, aufs Feld.

Unmittelbar darauf trat ein altes Mütterchen aus der Nachbarschaft ins Haus. In der Hand hielt sie ein Stück Linnen und Nähzeug. Man sah es ihr an, daß sie, wenn es auch schon um die Mittagszeit war, etwas zu verweilen gedachte.

*) Schlacht auf dem Amselfelde (Kossovo polje), in welcher die Unabhängigkeit des alten Serbenreichs verloren ging.

„Hilf Gott, liebe Mitra," ſprach ſie beim Eintritt und faßte ſogleich in einem Winkel beim Feuerherd Poſto, gegenüber ihrer Freundin, welche mit den Vorbereitungen zum Mittageſſen beſchäftigt war.

„Gott vergelt's, liebe Stana! Setz Dich!"

Die alte Gevatterin ſetzte ſich, breitete die Leinewand vor ſich aus und fing an zu arbeiten. Aber von Zeit zu Zeit warf ſie auf Mitra einen Blick, welcher verriet, daß ſie ihr etwas zu ſagen habe, jedoch auf eine günſtige Gelegenheit warte. Es war die Baſe des Richters Bogoſaw.

„Und wo iſt Dein Stojadin, meine Liebe? Wie lange iſt es her, daß ich ihn nicht geſehen habe? Ei, ei! Und auch er iſt alt geworden und grau, gar nicht zum Wiedererkennen! Ja, ja! Und was das für ein Mann war!"

„Eben erſt hat er hier das Feuer angeblaſen und iſt dann hinaus gegangen. Er wird wohl entweder in der Scheuer oder im Pflaumengarten ſein."

„Gewiß, gewiß, meine Liebe! Und haſt Du auch ſchon gehört, was der Oheim jenes unſeligen Raka begangen hat? Der alte Narr — Mila Mutibaritſch?"

Mitra ſah verdroſſen zu ihrer Nachbarin hinüber, aber ſchwieg. Man merkte es ihr wohl an, daß der Gevatterſchaftsbeſuch ihr läſtig fiel.

„So haſt Du wirklich nichts gehört?"

„Nein," erwiderte Mitra kurzweg.

„Auch das nicht, daß man ihn heute früh gebunden vor den Kreishauptmann geführt hat?"

Das Mütterchen hatte dieſe Worte langſam und mit nachdrücklicher Betonung geſprochen. Mit ſichtlicher Ungeduld erwartete ſie, was ihre liebe Freundin darauf erwidern würde. Aber dieſe ſchwieg auch jetzt, ſtieß nur einen Seufzer aus und begann den Topf mit Kartoffeln, der beim Feuer ſtand, abzubrühen.

„Ein verruchter Böſewicht! Ja, ja, meine Liebe, ein alter Mann und doch ſo ein Taugenichts!"

„Aber was hat er denn eigentlich begangen?" fragte jetzt Frau Mitra ungeduldig.

„Was er begangen hat? Eine Kleinigkeit! Den Popen hat er halbtot geſchlagen und auf meinen Bogoſaw zückte er ſchon das Meſſer. Hundert Dukaten wollte er ihm rauben, der Schuft, und dann den Leichnam fortſchleppen, Gott weiß, wohin, aufs Feld und ihn in eine Grube werfen! Ja, ja, das wollte er! Und Du haſt jemals daran denken können, ſeinem Neffen Deine Tochter zu geben, trotzdem wir für unſeren Mirko um ihre Hand gebeten haben?!"

Mitra ſchwieg verdroſſen und die Gevatterin fuhr mit geläufiger Zunge fort:

„Aber, meine Liebe, was noch nicht geſchehen iſt, kann in Zukunft geſchehen. Wir alle im Hauſe ſind dafür, daß er ſich verheirate, wenn nicht mit ihr, ſo mit einer andern! Nun, ſieh, heute früh, wie Bogoſaw jenen Unglücksmenſchen vor den Kreishauptmann führt, ſpricht er zu mir: ‚Geh, Baſe, und rede mit der Mitra; rede mit ihr, wie mit einer leiblichen Schweſter, eindringlich und nachdrücklich, daß ſie ja keinen Bockſtreich begehe, ſondern ihre Stojna dem Mirko gebe!' Sieh, meine Liebe, es iſt doch ein ſtattlicher, anſehnlicher Burſche, ja, und tüchtig; und dann, aus was für einer Familie! In unſerer triſten Gegend findeſt Du unmöglich eine beſſere Partie als ihn! Und dann, meine Liebe, ein Mann, wie unſer Bogoſaw, der beim Kreishauptmann aus- und eingeht, wie im eigenen Hauſe! Gib alſo das Kind doch ja nicht einem andern, da ſie ihr Glück ſo offenbar in der Hand hat! Du würdeſt es ſpäter zu bereuen haben, meine Liebe!"

„Wie kann ich, wenn ſie ihn nun einmal nicht mag?" ſprach Frau Mitra mit gepreßter Stimme. „Sieh, Liebe, als Du früher einmal in dieſer Angelegenheit hier warſt, haſt Du ja ſelbſt gehört, was ſie geſagt hat."

„Nun ja, ich habe es gehört. Aber wer wird auch ſeinem Kinde ſo nachgeben? Nein, Du, als Mutter, mußt ſie gehörig bearbeiten. Will ſie nicht gutwillig, ſo muß ſie mit Gewalt. Sie iſt noch jung, ſie wird ſich ſchon gewöhnen. Und dann, weiß Gott, iſt's doch ſchließlich einer jeden heimlicher Herzenswunſch, daß man ihr den Ring ans Fingerlein ſtecke, daß man die Hochzeit anſage. Sieh, ehe vier, fünf Wochen ins Land gehen, kann ſie eine große Wirtin ſein. Dazu aber muß man ſich doch vorbereiten, muß man alles anordnen, gibt's doch in ganz Kriwoſek nur einen Richter Bogoſaw!"

„Ich werde trachten, meine Liebe, aber ich habe keine Hoffnung! Und dann, ſie iſt ja noch ein Kind, noch ſo jung, ſie kann warten, Liebe!"

Hierauf wechſelten ſie noch einige gleichgiltige Worte, und da es nahe an Mittag war, ſo erhob ſich die Alte, wickelte ihr Linnen zuſammen, that es in den Arbeitsbeutel und ſchickte ſich an, fortzugehen.

„Ja, ja, meine Liebe," ſprach ſie beim Abſchied, „ſieh zu, wie ſich die Sache macht und über acht Tage werde ich noch einmal nachfragen, wie es damit ſteht."

Als des Richters Baſe fort war, wandte ſich Frau Mitra ſtracks der Hausthür zu. Hier blieb ſie eine Weile ſtehen und ſchaute ins Feld hinaus. Es ſah recht öde draußen aus. Das Gras war infolge der anhaltenden Dürre ganz gelb geworden; hie und da zeigte ſich etliches dürres Geſtrüpp, wo früher vollſaftige, üppig grünende Gebüſche geſtanden. Einige Baumſtämme ſahen geſchwärzt wie Fabrikſchornſteine aus. Hirten hatten ſie aus Uebermut oder Not, um ſich an der Glut zu erwärmen, an-

gezündet und so hatten sie fortgebrannt, bis sie in sich selbst erloschen. Nur ein einziges Gebüsch auf dem ganzen Felde stand in grünem Blätterschmuck da; in seinem Schatten saß Stojna und spann. Als die Mutter sie erblickte, seufzte sie unwillkürlich.

„Armes Kind, auch über Dich zieht sich ein schweres Verhängnis zusammen."

Hierauf ging sie unmutig ins Haus.

Stojna schaute beim Spinnen in die Ferne. Ihr Blick war nachdenklich und zerstreut. Bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen. Es schien, als warte sie auf jemand oder fürchte sich vor etwas. Oder hatte sie eine Ahnung von dem, was man soeben im Hause über sie gesprochen?

Da ließen sich von ferne die Töne einer Schalmei vernehmen. Sie erbebte.

„Er ist's," rief sie mit vor Erregung zitternder Stimme, „ich erkenne ihn an seiner Melodie, ich erkenne ihn am Gange."

Und in ihrer Verwirrung wollte sie sich hinter dem Gebüsch verstecken. Aber die Musik ertönte immer näher, jetzt wurden auch Schritte vernehmbar, dann ward alles still, nur das heftige Klopfen zweier Herzen konnte man hören.

„Wie geht es Dir Stojna?"

„Ich danke, und was machst Du, Raka?"

Das war alles, was sie im ersten Augenblick hervorzubringen vermochten. Stojna hatte den Blick zu Boden gesenkt und Raka schaute liebevoll nach ihr hin.

„Ich danke Dir, Stojna!" unterbrach endlich Raka das Stillschweigen.

„Wofür, Raka?"

„Daß Du ihm einen Korb gegeben."

Sie errötete und der Faden entfiel ihrer Hand. Sie bückte sich darnach und als sie sich wieder erhob, erschien sie noch röter, lieblicher. Sie fuhr fort zu spinnen, aber das Gewebe ward zusehends verwickelter, ihre Hand zitterte und sie warf verstohlene Blicke auf Raka.

„Raka," spricht sie, „woher kommst Du jetzt? Ich habe Dich schon so lange nicht gesehen — schon, schon —" sie wollte sagen, seit einer Ewigkeit! Aber sie verstummte, denn sie hatte ihn ja erst gestern gesehen, und nicht bloß gesehen, sondern — sondern ihn auch geküßt ... aber das hatte keine Menschenseele gesehen — ebensowenig wie den Kuß, den eben jetzt Raka ein wenig ungestüm auf ihre Lippen drückte.

„Schon seit gestern abend nicht, Stojna," versetzte Raka schalkhaft, „als ich die Rinder auf die Wiese trieb. Und jetzt eben komme ich nach Haus. Und gern hätte ich schon heute früh mit dem alten Mila gesprochen (der Arme wußte noch nichts davon, daß Mila gebunden und in Untersuchungshaft saß) und wollte ihn bitten ..."

Er hielt inne und beendete nicht, was er zu sagen gedacht, sondern schaute nur immer sein schönes Schätzlein an. Und als er an ihrer Lieblichkeit sich satt geschaut, umarmte er sie von neuem und küßte sie.

„Und was wolltest Du ihm denn sagen?" fragte das Mädchen verwirrt.

„Ich wollte den Hut vor ihm abnehmen, seine Hand küssen und ihn bitten, mein Fürsprech zu sein bei Dir und bei Deiner Mutter bei meiner Werbung um Deine Hand. Und Du wirst mir keinen Korb geben, mein Goldchen, nicht wahr, das wirst Du nicht?"

Das Mädchen erwiderte nichts, sondern sprang wie ein Reh davon und lief den Schafen nach, die sich inzwischen ein wenig zerstreut hatten. Lange schaute der Jüngling ihr nach, dann rief er aus:

„O, wie lieb ich sie habe," und wendete sich langsam, zerstreut seiner Rinderherde zu. Die hätte in diesem Augenblick grasen können, wo sie just Lust hatte. Er würde sie nicht zurückgetrieben haben; in seinen Gedanken wäre er im stande, ruhig hinterdrein zu gehen.

„Nun, leb wohl, Stojna," rief er noch einmal ihr zu, als sie schon in der Ferne um die Ecke bog.

„Lebe wohl, Raka," schallte es zurück, und leise, wie im Selbstgespräche erklang es von ferne, „mein Herzens-Raka."

Er begann von neuem seine Schalmei zu blasen, und sie auf dem Heimwege über die leeren Felder ein Lied zu trällern. Beider Melodien waren schwermütig und diese Schwermut prägte sich auch im Vers und Tonfalle aus. Warum eigentlich? Sie waren ja glücklich, hatten sie doch eben zuvor ihre Liebe zu einander bekannt. War's eine Vorahnung? Oder wagten sie vielleicht an ein so großes Glück nicht zu glauben?

*

Während dessen bildete im Dorfe der Fall des Mila Mutibaritsch den ausschließlichen Gesprächsstoff. Wie ein Blitz war die Kunde durchs Dorf gedrungen. In jeder Familie, Wirtschaft, und nun vollends im Wirtshause sprach man von nichts anderem. Und wie es nun in der Welt zu gehen pflegt — viele Leute behaupteten jetzt, daß er von jeher ein Mucker und Taugenichts gewesen, ja einige Lästerzungen beschuldigten ihn geradezu, etliche schwere Diebstähle und Brandstiftungen in Dorf und Umgegend verübt zu haben, nur daß man ihn nicht dabei ertappt habe und es ihm daher nicht habe beweisen können. Nur hie und da schüttelte wohl ein alter Mann, der mit Mutibaritsch aufgewachsen war, verwundert den Kopf, wie es nur zugegangen, daß dieser Mensch, der doch zeitlebens nie auch nur einer Fliege etwas zu leide gethan, auf den Richter Bogosaw das Messer gezückt haben sollte!

„Das kann nicht ſein," ſprach ſo einer dann *wohl*, „das iſt unmöglich, Mila iſt einer ſolchen That nicht fähig."

Aber der Zinzar Naum geriet dann jedesmal in Feuer und Flammen und wies haarklein nach, wie er mit eigener Lebensgefahr dem Bogoſaw das Leben gerettet, und daß, wenn er nicht wäre, das Dorf jetzo ohne Richter daſtünde! Und zum körperlichen Beweiſe ließ er dann gleich ſeine Leute vortreten, welche natürlich wahrheitsgetreu erzählten, was ſie mit eigenen Augen nächtlicherweile mitangeſehen.

„Ja, ja, Freundchen! Man muß ihn ins Hundeloch ſperren — was ſag' ich? Ins Zuchthaus mit ihm! Lebendig ſchinden und braten muß man ſo einen Kerl, daß er nicht fürder mehr im Dorfe ſein Weſen treibe!"

An dieſem Tage ließ ſich der Pope im Wirtshauſe nicht blicken, der Richter kehrte erſt am Mittag des nächſtfolgenden Tages aus der Kreiskanzlei zurück. Sobald er vom Wagen geſtiegen, war ſein erſter Weg nach dem Wirtshauſe. Er ſah abgeſpannt und mißmutig aus. Aber das verſchlug nichts. Der Zinzar beeilte ſich, ihm ein Gläschen vom Beſten vorzuſetzen und begann dann gleich, ſtehenden Fußes, ihn auszuhorchen, wie die Sache eigentlich ſtünde? Die in der Gaſtſtube anweſenden Bauern hatten ſich ſogleich um den Tiſch gedrängt. Denn Freund und Feind intereſſirte die gegen Mila eingeleitete Unterſuchung.

„Er wird 'was Gehöriges abbekommen," ſagte der Richter, gelaſſen ſich eine Cigarrette drehend, „geſtern abend habe ich mit Herrn Johann Kriwouſtitſch zuſammen geſpeiſt — und das iſt ein Mann des Geſetzes, die rechte Hand des Kreishauptmanns. Er iſt zwar nur Praktikant, aber er weiß wie am Schnürchen, was war und was ſein wird! Nun, der hat mir geſagt, daß er Zuchthaus bekommen wird."

Bei dieſen Worten hörte man, wie einige Bauern aufſeufzten, während andere mit enttäuſchter Miene fragten: „Nur Zuchthaus?" Sie mochten Todesſtrafe erwartet haben oder vielleicht erſchien ihnen auch dieſe noch nicht einmal genügend.

„Auf wie lange Zuchthaus?" fragte jetzt der Gaſtwirt, dem man den Wunſch an den Augen ableſen konnte, daß Mila nie mehr ins Dorf zurückkehren möge, „auf zwanzig Jahre oder lebenslänglich?"

Wiederum antwortete der Richter gelaſſen:

„Das Minimum ſind vier und das Maximum fünf Jahre." So hatte ihn nämlich Herr Kriwouſtitſch informirt und der mußte es doch wiſſen! Dann wandte er ſich an den Zinzar: „Um Gott, Naum, haſt Du ſeit jener Stunde den Popen zu Geſichte bekommen?"

„Nein, Herr Richter, er hat ſich nicht ſehen laſſen."

„Nicht?" verſetzte tiefſinnig der Richter. „Weißt Du, Du thäteſt wohl daran, einen Deiner Burſchen zu ihm hin zu ſchicken. Wenn er irgend kann, ſoll er kommen. Ich laſſe ihn darum bitten."

„Gleich, Herr Richter, ſofort; ei, wie ſollte ich nicht? He da, Steria!" rief er einem Burſchen zu, „geh ſofort zum Popen, grüße ihn von mir, er möge ſich doch möglichſt bald hierher bemühen. Der Richter läßt ihn rufen. Er hat Grüße und angenehme Botſchaft vom Herrn Kreishauptmann an ihn zu beſtellen."

Es verſtrich auch nicht eine halbe Stunde, ſo kam der Pope heran, blaß im Geſichte, die Augen vom Zechgelage und Nachtwachen gerötet und unterlaufen, langſamen Schritts und ſteif, wie wenn er den Kopf nicht nach links oder rechts bewegen könne. Als er in das Gaſtzimmer trat, verbeugten ſich alle Bauern vor ihm, gleich als wollten ſie kondoliren, und der Zinzar küßte ihm ſogar die Hand. Als der Richter ſeiner anſichtig ward, erhob er ſich, gab ihm mit den Augen ein Zeichen und dann zogen ſich beide in ein ſeparat gelegenes Stübchen zurück, welches auf den Hof hinaus ging und nur für außergewöhnliche Gäſte und ganz beſondere Gelegenheiten reſervirt war. Von den Bauern hatte es keiner jemals betreten.

Nachdem der Zinzar ſie hier wiederum mit Kaffee und Branntwein bedient und ſich dann zurückgezogen hatte, ſahen ſie einer den andern bedeutſam an, gleichſam als wollten ſie zuvörderſt das Terrain ſondiren.

„Nun, wie ſteht's?" fragte der Pope. „Was wird mit jenem Taugenichts geſchehen?"

„Zuchthaus wird er bekommen."

Der Pope lächelte befriedigt.

„Gibt's ſonſt was Neues?"

Bogoſaw ſeufzte.

„Das Miniſterium iſt gefallen," und dann fuhr er in noch trüberem Tone fort, „auch der Kreishauptmann hat gewechſelt. Der neue hat ſchon ſeine Stelle angetreten."

„Ei was, wir werden uns auch mit dieſem da gut ſtehen. Nur ſachte ... das iſt gerade Waſſer auf unſere Mühle. Sieh, da habe ich eine Idee. Jetzt kommen die Feiertage heran; wie wär's, wenn wir ihm ein paar Fiſche aus unſerem Teiche ſchickten? Sie ſind ja wunderſchön, und dann die Krebſe ... und ..."

„Zu ſpät, Pope," unterbrach ihn Bogoſaw dumpf, „die Reviſion iſt ſchon angeordnet. Morgen kommt der Reviſor, die Kaſſe nachſehen! Was für ein Unglück! Und ich kenne nicht einmal den Vater des Reviſors. Und dann, wie ſieht der Menſch aus! Er ſchaut einen gar nicht einmal an, wenn er mit einem ſpricht. Ehe der fünf gerade ſein läßt, iſt er im ſtande, einen Menſchen ins Zuchthaus zu bringen."

„Das ist einer von jenen!“ sagte der Pope bedeutsam.

„Von welchen?“ fragte der Richter.

„Die Gott nicht fürchten,“ flüsterte ihm der Pope zu. „Darum wird er auch niemals avanciren.“

„Ei, aber Du hast mir doch selbst gesagt, Pope, daß Du auch nicht an Gott glaubst, daß es keinen Gott gibt?“

„Nun ja doch, ja — aber ich ehrfürchte die Macht, ich beuge mich vor den lebendigen Göttern. Ich bin, mein Freund, ein Philosoph der neueren Aera; ich beuge mich vor denjenigen, die es mir ermöglichen, daß ich durch sie leben, anständig leben kann. Bah, kommen wir zur Sache!“

„Ich bin ein verlorener Mann,“ begann nun der Richter in betrübtem Tone; „in der Dorfkasse müssen bare hundertundfünfzig Dukaten liegen — und darin sind —“

Nach diesen Worten verstummten beide und nahmen eine sehr wehmütige Miene an. Der Richter starrte eine gute Weile düster vor sich hin und ließ ab und zu einen schweren Seufzer ertönen. Der Pope strich sich den Bart, und die spärlichen, dünnen Härchen, die er noch über der Stirn hatte, bewegten sich fieberhaft hin und her, gerade wie die Ideen und Kombinationen seines Gehirns. Bald richteten sie sich kühn auf, wenn er einen Rettungsgedanken gefunden zu haben glaubte, bald duckten sie sich wieder demütig, wenn er bei näherer Prüfung die Ausflucht als unhaltbar befunden. Ersichtlich war, daß der Pope an dem Ungemach seines Freundes einen außerordentlichen Anteil nahm. Merkwürdig! Zwei Bösewichter und doch eine so enge Freundschaft! Ein Herz besaß zwar keiner von beiden, aber alles andere würden sie mit Freuden einer für den andern hingegeben haben. Das scheint ungewöhnlich und erklärt sich doch im Grunde auf ganz natürliche Weise. Ihr ganzer Lebenslauf, Vergangenheit wie Gegenwart, war eben in eins zusammengewachsen. Galt es, einen Arglosen hinters Licht zu führen, Zwietracht und Unmoralität unter Familienglieder zu säen, einen Unschuldigen zu Stockprügeln zu verurteilen — das alles hatten sie gemeinsam ausgeführt, gemeinsam ihren Willkürlichkeiten den Anstrich der Gesetzlichkeit zu geben gesucht; „nicht wir, nicht wir, das Gesetz will es so,“ pflegten sie dann wohl zu sagen und der Pope dem Erbitterten die allerschrecklichsten Paragraphen aufzuzählen. Sie waren aber auch gemeinsam das Werkzeug der Ruchlosigkeiten Höherer gewesen, Spione des Distriktsvorstandes, Angeber für den Kreishauptmann. So hätte die Schlinge, in der jetzt der Richter hing, ohne den Popen nur wie die zerrissene Hälfte eines Strickes ausgesehen.

Die Stirne des Popen heiterte sich auf. Er hatte offenbar etwas Zweckdienliches ersonnen.

„Wie viel Barbestand hast Du liegen?“ fragte er den Richter.

„Kaum sechzig Dukaten! Der Ueberrest von dem Erlöse jenes Ochsenpaares, das ich auf dem Pozarevacer Markte dem Schwaben*) verkauft habe.“

„Ich weiß,“ sagte der Pope, „das sind die Ochsen, die Du bei Gelegenheit des Milanowitschschen Prozesses erbeutet hast. Gut also, Du hast sechzig und ich habe vierzig Dukaten, das macht hundert. Um den Rest mache Dir keinen Kummer, das laß meine Sorge sein.“

Hierauf begannen sie, wiewohl niemand im Zimmer zugegen war, in kaum hörbarem Tone zu flüstern, als ob die Wände sie möglicherweise verraten könnten. Es mußte irgend ein furchtbares Geheimnis sein, vor welchem sie beide erbebten. Denn der Richter rief einmal mitten in dem Zwiegespräche aus: „Pope, auch das noch!“

„Alles, alles thue ich für Dich,“ versetzte der Pope, zärtlich seinen Freund umarmend. Der Richter küßte ihm inbrünstig die Hand. Das war keine leere Formalität, sondern der aufrichtigste Ausdruck innigster Dankbarkeit.

„Also heute abend?“ fragte dann der Richter.

„Heute abend, sobald es dämmert, treffen wir uns im Wirtshause. Das übrige werde ich besorgen. Jetzt Adieu!“

„Auf fröhliches Wiedersehen!“

Als sie durch das Wirtszimmer schritten, sahen sich die Bauern verwundert um, was da mit dem Popen und Richter vorgehe. Beide sahen blaß und gedrückt aus; der Richter wagte niemand ins Auge zu sehen und der Pope erwiderte einem Greise, der ihn um seinen Segen bat, verwirrt: „Und was soll Dir mein Segen?“

Der Greis schaute hinter ihm drein, schüttelte den Kopf und sagte:

„Du sprichst die Wahrheit, Pope. Lange hat der Segen diesem Lande gefehlt.“

V.

Es war Nachmittag. Wegen der unmäßigen Hitze hatte man die Strohdächer über den kleineren Häusern auseinander geschoben, so daß über das Gebälk hin ein erfrischender Luftzug wehte. Die Schafe hatten sich, in Ermanglung besserer Kühlung, in einen Haufen zusammengethan und die Köpfe eines auf das andere gelegt, so daß sie sich gegenseitig Schatten gewährten. In den Pflaumengärten ergingen sich die Bauern, aus ihren kurzen Pfeifen rauchend und ab und zu nach den Wolken schauend. Einige, die gar zu müde waren, hatten sich bereits

*) Gattungsname der Deutschen in den südslavischen Ländern, wie auch in Rußland.

ſchlafen gelegt. Selbſt die Hunde bellten nicht mehr, ſondern lagen ruhig hinter der Küche.

Alles war ſtill, kein Lied, Schalmei, kein Laut eines Vogels. Nur im Hauſe des Stojadin Delimirowitſch hörte man ein heftiges Zwiegeſpräch. Die alte Mitra ſchien ſich unter Thränen einem Vorſchlage zu widerſetzen, den Stojan ſeinerſeits mit ſeiner heiſeren Stimme ſehr eifrig verfocht.

„Es muß ſein," rief er aus, heftig mit den Fäuſten auf den Tiſch ſchlagend. „In dieſem Hauſe, denk' ich, bin ich das Oberhaupt. Wer darf ſich mir widerſetzen?"

„Aber ſieh, das Kind mag ihn nun einmal nicht."

„Sie muß, ſie muß! Ich befehle es!"

„Aber, Menſch, wie kannſt Du es ihr denn befehlen, wenn ſie ihn nicht mag, wenn ſie ihn nicht lieb hat? Sieh, ſie hat ſich nun 'mal in den Raka vergafft und ihr Herz ſchlägt für ihn. An ihn allein denkt ſie! Und dann, dann habe ich gedacht, mag doch das Kind den zum Manne bekommen, an dem ihr Herz hängt, mag ſie wenigſtens glücklich werden, wenn wir ſchon unglücklich waren!"

„Mit Mirko wird ſie glücklich werden."

„Nein," ſagte Mitra entſchieden. „Sie ſoll den zum Manne haben, den ſie ſich wünſcht."

Stojadin ballte die Fauſt und wollte in ſeinem Grimm ſchon an ſeiner Frau thätlich ſich vergreifen. Da blickt er durchs Fenſter — und ſein Arm ſinkt herab. Dort am Ende des Pflaumengartens ſah er ſein geliebtes Kind, wie es ſein liebliches Köpfchen auf den Schoß geſenkt hielt und bitterlich weinte. Da hatte er ſchon nicht mehr die Kraft, das auszuführen, was er in der Hitze ſich vorgenommen.

„Und was ſoll ich nun machen, nachdem ich einmal dem Richter und Popen mein Wort gegeben habe?" ſagte er mit faſt weicher Stimme. „Und die Gelegenheit iſt ſo günſtig. Wo wird ſich eine beſſere Partie für ſie finden als der Richtersſohn? Und er iſt beſſer und tüchtiger, als jener Unglücks-Raka da! Wer iſt denn eigentlich dieſer Raka? Wem gehört er an? Ein armer Schlucker ohne allen Anhang. Und nun haben ſie ihm noch ſein letztes bißchen Verwandtſchaft, jenen alten Schurken Mutibaritſch, in Feſſeln gelegt und an den Kreishauptmann abgeliefert, und übermorgen wird er vielleicht ſchon ins Zuchthaus wandern! Alſo mit ſeinem Neffen ſoll ſie ſich verheiraten? Das wird nie geſchehen, ſo lange noch Stojadin ſeinen Kopf auf den Schultern hat."

„Armes Kind! Sieh nur, wie bitterlich ſie weint. Sie wird ſich zu Tode grämen, die Aermſte, und das alles durch Deine Grauſamkeit."

Stojadin ſchaut noch einmal durchs Fenſter, ſchlägt dann die Augen nieder und hat nicht mehr das Herz, ſeine Frau länger zu beſtürmen. Mitra brummte noch ein wenig vor ſich hin; dann ging auch ſie, im Grunde nicht weniger verwirrt als er, ins Freie. Als ſie den Haushund im Hofthor liegen ſah, warf ſie ihm ihren allergiftigſten Blick zu, gleichſam als Entgelt für die Unbill, die ſie ſoeben erlitten.

Stojna ließ inzwiſchen ihren Thränen freien Lauf. Dann erhob ſie ſich, wuſch ſich die verweinten Augen aus und ſchickte ſich an fortzugehen. In dieſem Augenblick ließ ſich ein Geräuſch an dieſer Seite der Umzäunung vernehmen. Es war Raka. Auch ſein Antlitz war ernſt und unmutig, ſein Blick düſter.

„Stojna," fragte er in weichem Tone. „Iſt er zu Hauſe?"

„Ja, Raka. Jetzt beratet er ſich mit der Mutter. Geh, Raka, bring Deinen Antrag an."

„Stojna, komme abends auf den heimlichen Grund. Nur warte, bis es ganz dunkel geworden iſt."

„Gut."

„Ich habe Dir viel zu ſagen."

„Ich komme, Raka."

Stojna ging ins Haus und Raka wendete ſich der mit hohem Gras bewachſenen Thalſchlucht zu, welche ſich unterhalb des Stojadinſchen Gehöfts bis hinter das Dorf hinzog. Dorthin pflegte Raka ſich zu begeben, wenn er darauf ausging, mit der ſchönen Stojna zuſammen zu treffen oder ein Stelldichein für den nächſten Tag zu verabreden. „Alſo heute abend werde ich ſie auf dem heimlichen Grunde ſehen." Es war dies ein Ort, wie geſchaffen für Zuſammenkünfte liebender Pärchen. Oberhalb desſelben lag die Kriwoſeker Kirche. Um ſie herum dehnte ſich weithin der Kirchhof mit ſeinen ungeheuren Holzkreuzen, an denen Kränze und Tücher hingen. Dazwiſchen ein lauſchiges Plätzchen, umrankt auf allen Seiten von dichtem Blätterwerk. Hier konnte ſie keine lebende Seele vermuten, geſchweige denn ſehen. Und die Toten ſind ſtumm! Und wenn ſie auch Sprache gewonnen hätten, ſie würden die lebendige Liebe, welche hier auf dem Totenanger erblühte, nicht anders als ſegnen können! Tagsüber geſchah es wohl, daß Buben und Mädchen aus dem Dorfe an dieſem Orte vorbei nach Waſſer gingen und dann herrſchte hier Leben und Tumult. Aber das dauerte nur bis Sonnenuntergang. Hernach ließ ſich keine lebende Seele mehr blicken.

Die Sonne neigte ſich immer mehr dem Niedergange zu, aber die Hitze ließ nicht nach; ſie wurde zuſehends drückender. Der Sirocco begann zu wehen. Es ſchien, als brächte er einen feurigen Luftſtrom mit ſich. Die Leute, welche müde und verbrannt vom Felde heimkehrten, machten dann wohl im Wirtshauſe Raſt, mit einem Glaſe Branntwein oder kühlenden Weins dieſe ungewöhnliche Hitze zu löſchen.

Was die ordentlichen Leute waren, die gingen schon nach wenigen Minuten nach Hause; die anderen, denen die kühle Temperatur des Wirtshauses und noch mehr die Getränke zusagten, blieben da. So füllte sich allgemach die Wirtsstube. Einige der Gäste machten sich mit irgend etwas zu schaffen, würfelten, spielten Karten, fluchten; andere betranken sich einfach und machten dabei einen Höllenspektakel. Als es dunkel wurde, kam auch der Richter mit dem Geistlichen. Die Bauern wurden für ein Weilchen still, aber jene blieben nicht in der Wirtsstube, sondern begaben sich in das separate Zimmer, um ihr gestriges Gespräch fortzusetzen. Hier störte sie niemand, nicht einmal der Zinzar selber. Der Aermste hatte alle Hände voll zu thun. Es war ein fortwährendes Gehen und Kommen. Nach einer Weile trat auch Raka ein. Das war keineswegs etwas Gewöhnliches. Denn er pflegte nur an hohen Festtagen solche Orte zu besuchen, und heute kam er nicht nur, sondern trank sogar ein Glas Branntwein. Die Leute schauten nach ihm hin, erinnerten sich, daß der Unglückliche jetzt auch seines Oheims beraubt war, bedauerten ihn, aber schwiegen. Nur der Zinzar schien etwas betreten, blickte verstohlen nach ihm hin und sah fast aus, als wenn er sich vor ihm fürchtete. Aber der Schreck ging bald vorüber. Denn schon hatte Raka das Wirtshaus verlassen. Der Gastwirt gab ihm das Geleite und schaute ihm noch ein Weilchen nach. Als er sah, daß jener sich dem heimlichen Grunde zuwandte, glitt ein Lächeln der Befriedigung über seine Züge. Dann schaute er nach seiner Gewohnheit zum Himmel auf, aber es war kein einziger Stern zu erblicken. Dichtes Gewölk ballte sich am Horizonte zusammen.

„Wir bekommen Regen," brummte der Zinzar, als er in die Wirtsstube zurückkehrte. Und dann ging er nach dem Zimmer, wo sich der Richter mit dem Popen befand und teilte ihnen mit, daß Raka soeben in der Schenkstube gewesen sei. Für den ersten Augenblick überraschte sie dies wohl. Aber so außerordentlich war die Sache an sich nicht, daß sie sich darüber länger den Kopf zerbrochen hätten.

„Weswegen ist er gekommen?" fragte der Richter.

„Er hat ein Gläschen Branntwein getrunken und ist dann wieder fortgegangen."

„Ei nun, glückliche Reise," versetzte der Richter leichthin.

„Und ein Unwetter zieht heran!" fuhr der Zinzar fort, welcher schon befürchtete, daß der Pope mit dem Richter sich, wie gestern, bis tief in die Nacht hinein verweilen könnten, „wir bekommen Regen, Hagel und Gott weiß was noch! Mögen die Herren nur einmal den Himmel anschauen," der Zinzar hob den Fenstervorhang in die Höhe — „wie schrecklich sich das ausnimmt!"

Der Pope und Richter sahen hinaus. Es war ungewöhnlich finster. In der Ferne hörte man Wettergrollen, und der Wind fuhr heulend über die öden Felder. Die Bauern begannen sich zu zerstreuen. Jeder wollte sein Haus noch vor Beginn des Unwetters erreichen, und der Zinzar war nur bedacht, von jedem die Zeche einzukassiren, worauf er sie dann selber forttrieb.

„Marsch, marsch, Freundchen, nach Haus! Du siehst, was für ein Wetter im Anzuge ist."

Bald war das Wirtshaus leer. Auch der Pope und Richter schickten sich bereits zum Fortgehen an.

„Hast Du Zündhölzchen mitgenommen?" fragte der Pope den Richter.

„Nein. Aber hier sind ja welche auf dem Tische." Und er nahm die Schachtel mit den Zündhölzchen und steckte sie in seinen Gürtel.

„So, nun können wir gehen."

„Warte, Bogosaw, daß ich den Schlüssel mitnehme," und der Pope zog behutsam von der Thür des Wirtszimmers den Schlüssel ab, nahm ihn an sich und erfaßte dann die Klinke. In diesem Augenblick hörte man ein Getöse, ein Pfeifen und Aechzen in der Luft, und weit, weithin das verhaltene Grollen des Donners.

„Der Schleier der Nacht verbirgt unser Vorhaben," sagte der Pope. „Jetzt helfe uns Gott oder der Teufel."

„Gott wahrlich nicht," versetzte der Richter dumpf und bekreuzte sich. Es gibt Augenblicke, wo auch verhärteste Sünder erbeben!

In dieser Nacht schoben sich die Wetterwolken wie schwarze Riesenfelder am Himmel hin und her, die Windsbraut raste; in ihr Heulen mischte sich das furchtbare Grollen des Ungewitters, das zusehends näher herauf zog. Von Zeit zu Zeit zuckte schon ein Blitzstrahl hernieder und erleuchtete mit seiner grellen Flamme das weiße Kriwoseker Kirchlein, das einsam und schlicht, ohne Kirchturm, mitten auf dem Kirchhofe dastand. Ein eisernes Kreuz, vor ihm ein kleines, hölzernes Glockenhaus, das war alles.

In dem Raume zwischen Kirche und „heimlichem Grund" stand ein großes Holzkreuz, neben ihm eine alte Cypresse, deren Gezweig sich weithin in die Breite und Höhe erstreckte. An dem Kreuze wiegte sich ein noch sauberes weißes Tuch nebst einem Kranze frisch gepflückter Blumen. Hier unter diesem Kreuze ruhten die Gebeine von Rakas Vater, und auf dem Grabhügel selbst stand jetzt Raka. An dieser Stelle pflegte Raka die Geliebte zu erwarten. Hier hoffte er sie auch diese Nacht zu sehen. Hier wähnte er sich am sichersten. Mußte doch das Erdreich, das des Seligen Gebeine barg, auch dem Sohne gewogen sein! Gleichsam ein treuer Bundesgenosse seiner treuen Liebe!

Das Laubwerk rauscht über dem Grabe, und er *denkt*, sie komme. Ein Blitz fährt hernieder und er sieht dort weit hinten ein weißes Tuch. Es scheint *ihm* zu winken. Das Herz pocht ihm gewaltig. „Sie ist's ... Sie muß es sein."

Und er will in ihren Busen alles ausschütten, was sein vor Gram übervolles Herz in dieser schrecklichen *Nacht* empfunden. Er will ihr sagen, daß er vereinsamt auf dieser Welt dastehe, daß er niemand *habe*, an dem er so recht von Herzen hänge, außer ihr allein, und daß sie seine ganze Welt!

Aber sie kam nicht! Die Dunkelheit ward immer größer, das Unwetter schrecklicher, die Blitze zuckten wie Feuerschlangen durch das Gewölk, Donnerschläge erschütterten die Luft. Die Fenster des Kirchleins erzitterten. Der Wind, welcher immer heftiger einherfuhr, riß jetzt das Tuch auf dem Grabkreuz von Rakas Vater fort. Im Fluge streifte es Rakas Antlitz. Er fuhr zusammen. Ihm war, als berührte ihn die kalte Hand des Vaters. Als er sich ein wenig gefaßt hatte, horchte er aufs neue hin. Jetzt wurden wirklich Schritte vernehmbar, aber sie war es nicht. Der Schein des Blitzes beleuchtete zwei Gestalten, die wie Gespenster sich der Kirche näherten. Er hatte sie trotz des grellen Streiflichts nicht zu erkennen vermocht. Sie erschienen ihm wie Riesen, deren gigantische Schatten sich weit über den Kirchhof hin dehnten.

Wer waren diese Nachtwandler? Und was hatten sie bei der Kirche um diese Stunde zu thun? Er horchte angestrengt. Die Schritte näherten sich offenbar der Kirche. Jetzt klirrte auch etwas wie ein Schlüssel an der Kirchenthür. Es hörte sich an, wie wenn die Thürflügel in ihren Angeln sich drehten und dann wieder ebenso schlössen. Weiter war nichts zu hören. Die Schritte verhallten. Nur Blitz und Donner erschütterten noch die Luft. Ein weilchen später erhellten sich die Fenster — in der Kirche brannte Licht.

Was war das?!

Raka schlich sich auf den Zehen geräuschlos bis an die Kirchthür, bückte sich und horchte gespannt. Es schien ihm, als würde ein Brett angesägt, aber ein eigentliches Geräusch konnnte er nicht vernehmen. Nun schaute er durchs Schlüsselloch. Da war es ihm, als stockte das Blut in seinen Adern; sein Gesicht wurde leichenblaß; er wandte sein Auge weg, schaute dann noch einmal hin und überzeugte sich, daß er nicht träume.

Es war kein Traum! Vor dem Altare stand der Richter, eine brennende Kerze in der Hand, neben ihm der Pope in gebückter Haltung, bemüht, mit einem eisernen Nagel den Holzdeckel eines Kastens zu sprengen. Darin befand sich die Kirchenkasse. Nachdem der Pope den Kasten erbrochen, zog er aus demselben ein Bündel Papiere heraus, sah sie flüchtigen Blickes durch, legte dann einen Teil zurück, andere steckte er ein. Endlich nahm er einen linnenen Beutel aus dem Kasten heraus. Raka hörte, wie darin Dukaten klimperten.

„Na, hier nimm," sprach er leise zum Richter, indem er ihm den Beutel in die Hand drückte. Raka konnte wahrnehmen, wie die Hand des Richters zitterte, als er darnach griff.

„Nun laß uns gehen."

Der Richter blies die Unschlittkerze aus und warf den Stummel dort, wo er mit dem Popen stand, zur Erde. Raka trat zwei Schritte zurück. Für einen Augenblick ließen sich Tritte im Kirchenraume vernehmen, dann klirrte von neuem der Schlüssel. Die Kirchthür drehte sich in den verrosteten Angeln. In diesem Moment fuhr ein Blitzschlag hernieder und mit fürchterlichem Getöse rollte der Donner über Berg und Thal. Thür und Fenster des einsamen Kirchleins erzitterten und die Kreuze über den Gräbern schienen zu wanken.

Beide Missethäter erblaßten.

Raka springt jetzt vor und packt den Richter an der Brust, „Diebe, Räuber!" schreiend.

Aber niemand hörte ihn — ein Donnerschlag folgte dem andern. Der Wind raste und ward zum furchtbaren Orkan. Der Pope, welcher dem Richter zu Hilfe geeilt war, sank bei dem ersten Stoße Rakas zu Boden. Der Richter stöhnte und vermochte keinen Laut von sich zu geben; er taumelte gleich einem Betrunkenen; endlich trugen ihn die Füße nicht mehr und er sank gleichfalls zu Boden. Aber in demselben Augenblicke schrie Raka in gewaltigem Schmerze auf und wälzte sich blutübergossen auf dem Erdreich.

Gerade in dem Momente, als der Richter fühlte, daß er sich nicht mehr aufrecht zu halten vermöge, hatte er sich seines Gürtelmessers erinnert, es ergriffen und seinem kühnen Gegner in den Hals gestoßen. Und jetzt begannen die beiden, der Pope und Richter, ihrerseits „Diebe, Räuber" zu schreien und liefen nach dem Dorfe zu, der Pope jedoch nicht, ohne zuvor Nagel und Schlüssel zur Erde geworfen zu haben. Sie fielen gerade in die Blutlache, welche Rakas Wunde entströmte.

Der Pope würde vielleicht die Kirchenkasse nicht erbrochen haben, hätte nicht der Richter schleuniger Hilfe bedurft. Denn morgen früh schon wurde der Revisor erwartet! Geliehen konnte er im ganzen Dorfe nicht so viel bekommen. Der Schlüssel von der Kirche und Kirchenkasse befand sich schon seit dem Eliasfeste in den Händen des Tutors. Von ihm sich den Schlüssel ausbitten, hätte Verdacht erregen können und dann hätte er ja auch die der Kasse entnommenen Gelder wieder erstatten müssen. Allem dem gedachte er mit einem Schlage zu entgehen.

Deswegen hatte er auch den Schlüssel zur Wirtsstube heimlich an sich genommen. Er kannte ihn genau, denn er hatte sich seiner in Ermangelung des Kirchenschlüssels bereits mehrfach bedient.

„Raka hat die Kirche geschändet! Er ist's, der dem Gastwirt die Schlüssel gestohlen hat und eigens zu diesem Zweck während des heftigsten Regens ins Wirtshaus gekommen ist! Er ist's, der die Kasse erbrochen hat, während wir gerade um diese Zeit nach Hause gingen! Das kann auch der Gastwirt selbst bestätigen. Hast Du mich verstanden?"

„Ich verstehe," erwiderte halblaut der Richter.

VI.

Andern Tags, um acht Uhr früh, kam der Revisor ins Dorf. Er stieg nicht, wie es Brauch war, im Wirtshause, sondern vor dem Gemeindegebäude ab. Es war ein noch junger Mann, hager, von hohem Wuchs und blassem Gesicht. Seine Züge waren regelmäßig, aber hart, wie aus Stein gemeißelt. Als er an der Gerichtsstätte erschien, fiel er niemand um den Hals, wie dies sonst bei der Polizei üblich war, noch drückte er jemand die Hand. Er machte auch keine Witze. An seinem ganzen Auftreten konnte man den echten und rechten Beamten erkennen, der sich und andere zu beherrschen weiß.

Der Richter referirte ihm sofort, was sich in dieser Nacht zugetragen. Er schwieg und fragte nur, wo sich der Verbrecher befinde. Der Richter teilte ihm mit, daß und auf welche Weise er verwundet worden und daß er zur Zeit im eigenen Hause liege.

Der Revisor dachte eine Weile nach, dann versetzte er gelassen: „Zuerst wollen wir die Rechnungen prüfen, denn dazu bin ich ja hergesendet. Das andere wird sich später finden."

Die Gemeinderechnungen waren weder so umfänglich noch so verwickelt, daß ein Mann wie der Revisor nicht rasch damit hätte zu Ende kommen sollen, und als er so weit war, nahm er die in der Kasse befindlichen Obligationen heraus, prüfte der Reihe nach ihren Inhalt, machte seine Bemerkungen, erkundigte sich, warum diese und jene Schuldverschreibung, welche bereits fällig war, nicht bezahlt oder prolongirt worden sei und so weiter, und dann überzählte er in Gegenwart des Richters und Gemeindeausschusses den Barbestand, verschloß die Kasse und händigte dem Richter den Schlüssel wieder ein. Er war mit den Rechnungen zufrieden. Der Richter atmete erleichtert auf.

„Wollen wir nunmehr, Herr Revisor," fragte er, „den Missethäter vorführen lassen?"

„Er ist verwundet," unterbrach ihn der Revisor, „ich werde selbst zu ihm hin gehen."

Der Richter biß sich auf die Lippen.

„Man rufe mir auch den Tutor*) und den Herrn Geistlichen herbei, damit sie bei dem Verhöre zugegen seien."

„Sofort, Herr Revisor," versetzte der Richter demütig.

Der Pope und Tutor erschienen. Sie begrüßten in höflichster Form den Beamten. Er erwiderte den Gruß, aber kühl, ohne Entgegenkommen; noch mehr, er erkundigte sich gar nicht einmal nach ihrem Befinden. Das war in den Augen des Gemeindevorstandes etwas Unerhörtes! Pflegte doch der Kreishauptmann selbst, wenn er ins Dorf kam, zu allererst zu fragen: „Wie steht's mit der Gesundheit?" Und dann: „Wie steht der Weizen, Hafer, Kukuruz?" Dann pflegt er sich über die Gemeindeglieder im einzelnen zu verbreiten: „Also Paul lebt in Unfrieden mit seinem Bruder? — So, so!" und dann: „Was räsonniren die unruhigen Köpfe über die Regierung und Beamten? Oder sind sie zufrieden, he?"

Gebührenderweise wußten dann der Richter und Gemeindevorstand ihre Antworten immer so einzurichten, daß der Herr Kreishauptmann völlig zufriedengestellt war. Er brach dann wohl in ein vergnügtes Lachen aus und die Bauern konnten in Gemeindeangelegenheiten ganz nach ihrer Willkür schalten und walten. Wollten sie den Lehrer anschwärzen, den Gemeindeschreiber fortjagen oder gar einen aus heiler Haut schinden und placken: dies alles stand ihnen frei, der Kreishauptmann hätte ihnen nicht gewehrt.

Aber gegenüber diesem jungen Beamten hier wußten sie nicht recht, wie sie ihre Kunststückchen anbringen sollten. Er zeigte sich allen ihren Annäherungsversuchen gegenüber schroff und unzugänglich.

„Vor allem wollen wir nach der Kirche gehen," sagte er kurz.

Als sie vor die Kirche kamen, bekreuzte er sich, trat hinein, schaute sich rings um, besah dann die erbrochene Kasse und das weggeworfene Talglicht, hob es auf und gab es seinem Panduren**) zur Aufbewahrung. Aus der Kasse nahm er alle noch darin zurückgebliebenen Schriftstücke heraus, wickelte sie in ein Papier, siegelte es mit seinem und dem Gemeindesiegel und übergab auch dieses dann seinem Diener.

Der Richter und der Pope sahen einander bedeutsam an.

Vor der Kirche blieb der Revisor stehen.

„Hier also ist er verwundet worden?" fragte er, als er dicht vor der Kirchenthür eine Blutlache erblickte. In dem Blute lagen noch der Schlüssel und eiserne Nagel. Der Revisor bückte sich, hob sie auf,

*) Kirchenvorstand in der orthodoxen Gemeinde.
**) Amtsdiener in Uniform.

betrachtete sie ein weilchen und übergab sie sodann seinem Diener.

„Und wie viel waren ihrer?“ fragte er dann plötzlich den Richter.

Einen Augenblick schauten sich Richter und Pope verwirrt an. Dann versetzte der Pope, schnell gefaßt, in sicherem Tone:

„Wir haben nur einen einzigen auf der That betroffen.“

„Zwei müssen's gewesen sein! Da, schaut her! Hier die Fußspur eines Mannes; neben ihr diese zweite, kleinere, entweder von einer Frau oder von einem Kinde herrührend.“

Wieder schaute das Verbrecherpaar einander an, ohne sich den Vorgang erklären zu können. Allerdings waren sie, nachdem sie die gestohlenen Goldstücke und Papiere in Sicherheit gebracht hatten, im dichtesten Regen mit einigen Leuten bis vor die Kirche zurückgelaufen, aber sie hatten den Verwundeten nicht mehr angetroffen. Sie meinten nicht anders, als daß er sich nach Hause geschleppt habe, und wollten ihn nicht weiter verfolgen, sicher, ihn nächsten Tags im Bett zu finden.

Die Untersuchung wurde nunmehr fortgesetzt. Die Blutspur zog sich nach dem heimlichen Grunde hin. Dort befand sich eine zweite Blutlache und neben ihr ein Stückchen blutiger Batistleinwand. Der Revisor übergab auch dieses dem Panduren. Weiter gingen sie die Spur entlang, die durch ein Gehölz hindurch zur Wohnung des verwundeten Raka führte. Sein Häuschen sah von außen ziemlich hübsch und sauber gehalten aus, aber ärmlich und nur mit Stroh gedeckt. Aus dem Dache wirbelte dichter Rauch in die Höhe. In dem Augenblick, als sie durch das Hausthor eintraten, verließ jemand durch die Küche das Haus, aber niemand achtete darauf, da alle ihre Aufmerksamkeit auf den Verwundeten konzentrirten.

„Was habt Ihr ihm auf die Wunde aufgelegt?“ fragte der Inquirent eine Frau, die mit blassem Gesicht und verweinten Augen zu Häupten des Verwundeten saß. Es war seine Schwester, die hier im Dorfe verheiratet war.

„Wir haben ihm ein Kraut aufgelegt, von dem schon die selige Mutter gesagt hat, daß es gut gegen Wunden sei.“

„Kalte Umschläge wären besser. Und hat er das Wundfieber bekommen?“

„Nein.“

„Aber hat er nicht doch etwas phantasirt?“

„Nein, gegen Morgen ist er eingeschlafen.“

Der Inquirent wandte sich dem Kranken zu.

„Dich beschuldigen der Richter und der Herr Pope, daß Du die heilige Kirche beraubt hast.“

Das bleiche Antlitz des Kranken zuckt im Grimm auf, seine Stirne faltet sich, sein Blick wird düster; er erhebt seine Rechte und weist mit dem Finger auf den Richter und den Popen.

„Sie sind's,“ sprach er mit äußerster Anstrengung und seine Stimme klang schrill, wie wenn ein Glas in Scherben geht.

Hierauf wandte er den Kopf zur Seite, als wollte er sie nicht mehr ansehen.

Inzwischen boten der Richter und der Pope alles auf, die Schuld auf ihn abzuwälzen, und es gelang ihnen. Der Zinzar bezeugte, daß Raka gestern abend ein Talglicht gekauft, daß er ihm den Schlüssel zur Wirtsstube entwendet habe und daß dieser Schlüssel zur Kirchenthür passe.

„Und wirst Du diese Deine Aussage auch beschwören können?“

Der Zinzar beteuerte, daß er hierzu bereit sei.

Der Kranke erhob ein wenig den Kopf; er wollte etwas sagen, aber nur ein Stöhnen entrang sich seiner Brust und das bleiche Antlitz sank auf die Kissen zurück. Der Revisor wollte ihn noch inquiriren, erhielt aber keine Antwort mehr.

Als die Herren samt dem Kreisschreiber das Haus verlassen hatte, kam durch die andere Thür eben jenes Mädchen wieder hinein, das kurz zuvor durch die Küche hinaus gegangen war.

Es war Stojna, die treue Stojna! Sie hatte auch in jener Schreckensnacht Wort gehalten. Draußen raste die Windsbraut, aber sie wartete geduldig, bis ihre Mutter eingeschlummert war. Als Mitternacht schon vorüber war und es noch immer in Strömen goß, nahm sie ein Tuch um den Kopf und ging so hinaus in die finstere, stürmische Nacht. Sie fürchtete sich und zitterte wie Espenlaub; doch ging sie vorwärts, denn sie wußte, daß sie auf dem heimlichen Grunde von ihm erwartet werde, von ihm, der in seiner Brust mehr Mut und Mannhaftigkeit hegt, als zehn jener Prahlhänse. So gelangte sie nach dem heimlichen Grund, aber Raka war nicht da. Die Blitze zuckten, die Tücher flatterten melancholisch im Winde. Sie war bis auf die Haut durchnäßt, ihr Haar triefte, ihre Zähne klapperten. Da vernahm sie plötzlich ein dumpfes Stöhnen. Was war das? Stehen die Toten auf? Oder ist's Einbildung? Die Stimme ward immer vernehmlicher. Immer deutlicher hörte es sich wie ein Hilferuf an. Mit einemmale schien es ihr, als hörte sie ihren Namen rufen. Sollte er es sein? Mit klopfendem Herzen eilt sie auf die Kirche zu. Da fährt ein Blitzstrahl vor ihr hernieder und in seinem Scheine sieht sie den Geliebten in seinem Blute auf dem Erdboden...

Es gelang ihr, ihn aufzurichten. Sie führte ihn nach dem heimlichen Grund, wusch ihm hier die Wunde aus, verband sie notdürftig und führte ihn dann nach Hause.

„Raka," spricht sie, „ich werde Dich nie mehr verlassen, und ob mich der Vater darum erschlüge."

Es war ihr fester Entschluß und von Stund an war sie auch wirklich nicht von ihm gewichen.

Als an demselben Nachmittage der Wagen vorfuhr, welcher ihn auf Anordnung des Kreisschreibers nach dem Amtsgebäude überführen sollte, häufte sie Stroh auf dem Wagen auf, breitete eine Decke darüber, legte mehrere Kissen auf die Stelle, wo sein Kopf ruhen sollte, und war dann behilflich, als man ihn hinaustrug, damit man ihn nur ja bequemer bette.

Gerade in diesem Momente kam auch der Revisor hinzu. Er war erstaunt über die ungewöhnliche Schönheit des Dorfmädchens, betrachtet sie aufmerksam, und da er auf ihrem Busen eine kostbare Batistkrause gewahr wird, fällt ihm etwas ein und er sieht seinen Panduren an.

„Es stimmt," sagte der Pandur und nahm aus einem Behältnisse jenen blutigen Leinwandstreifen heraus, den sie auf dem heimlichen Grund gefunden hatten. Der Revisor verglich im Geiste diesen Streifen mit ihrer Busenkrause. Es entging dem Mädchen nicht, daß der unbekannte Herr sie mit sonderbar scharfen Blicken musterte, und, behend wie ein Reh, wollte sie ihm entwischen. Aber der Beamte vertrat ihr rasch den Weg.

„Um Gott, mein liebes Kind," spricht er mit zutraulicher Stimme, indem er ihr den Linnenstreifen hin hielt, „würdest Du wohl diesen Streifen wieder erkennen?"

Das Mädchen schaut ihn mit ihren wunderbaren, großen Augen an, schlägt sie dann nieder und sucht ihm wiederum zu entkommen. Aber wie er seine Frage wiederholt, sieht sie ihn ganz stolz an.

„Ja, mein Herr, ja, ich habe ihm seine Wunde verbunden," und schluchzend fuhr sie fort: „Ach, hättet Ihr gesehen, wie er in seinem Blute da lag, wie ihn die Bösewichter zugerichtet! Die Ruchlosen trachteten ihm ja nach dem Leben."

Sie wandte ihr schönes Antlitz zur Seite und ihre Augen standen voll Thränen.

„Wirst Du dies auch vor Gericht bestätigen?"

„Ja, mein Herr, alles werde ich sagen, was ich in jener schrecklichen Nacht gesehen habe; und in jener Nacht war alles schrecklich: Erd' und Himmel und sein hinströmendes Blut."

Der Revisor war trotz seines strengen Aussehens im Grunde seines Herzens ein liebreicher Mensch.

„Du bist ein gutes Kind," sprach er und wollte ihr noch einige anerkennende Worte sagen, aber sie warf nur noch einen Blick auf den Verwundeten und fort war sie. Raka wurde in das Amtsgebäude geschafft.

*

Es waren bereits zehn Tage seit diesen Begebenheiten verstrichen, und der Richter hatte sich im Wirtshause noch nicht ein einzigesmal blicken lassen. Vergebens suchten der Pope und der Zinzar ihn hierzu zu bewegen; er kam nicht. Die Leute wunderten sich darüber und die Wirtsstube selbst sah förmlich verändert aus — wie eine Stube, in der ein Bild von alters her stets an derselben Stelle hing. Setzt man es fort, so zeigt sich eine gewisse Leere; es ist im Grunde genommen alles da und fehlt doch etwas.

Als aber der nächste Feiertag ins Land kam, mußte er ins Wirtshaus, eine Verfügung des Kreishauptmanns auszuführen. Als er über die Schwelle trat, sahen die Bauern einander voll Erstaunen an. Das war nicht jener Bogosaw, den jedes Kind im Dorfe kannte. Mit verwildertem Barte, halb ergrautem Haare, eingesunkenen Augen, gebeugten Schultern, schlottrig herabhängenden Armen machte er den Eindruck eines kraftlosen, lebenssatten Greises. Der Zinzar brachte flugs einen Bittern bester Qualität herbei, aber der Richter rührte ihn nicht an. Der Pope versucht ihn nach alter Gewohnheit in ein Gespräch zu ziehen; er will ihn zum Plaudern bringen, „jetzt zumal, wo es doch so viel und über so vielerlei zu plauschen gibt," aber auch ihn sieht der Richter nicht an. Des wunderten sich die Leute daß und der Pope selbst konnte sich dieses Gebahren nicht deuten.

Bald darauf hörte man, daß er erkrankt sei.

Eines Tages ließ er den alten Stojadin und mehrere Bauern rufen:

„Hier hast Du, Stojadin, Deinen Schuldschein, welchen Du im Rausche unterschrieben."

Und er bekennt in Gegenwart aller Anwesenden, daß und auf welche Weise er den Stojadin um Hab und Gut prellen wollte und daß Mila Mutibarisch unschuldigerweise leide.

Nach diesem Geständnis wurde sein Antlitz bleich, seine Lippen bebten, seine Brust hob und senkte sich konvulsivisch. Er öffnete den Mund, mühte sich aber vergeblich ab, ein Wort hervorzubringen. Endlich richtete er sich mit äußerster Anstrengung im Bette auf, blickte geisterhaft um sich her und ächzte wie ein zu Tode Verwundeter.

„Ich habe die Kirche beraubt, ich und der Pope! Raka ist unschuldig!"

Stimme wie Aussehen waren gleich schrecklich. Die Bauern schauten bestürzt einander an. Das Haar auf seinem Kopfe sträubte sich empor. Da stürzte der Pope ins Zimmer, blaß, außer sich.

„Er lügt, der Unselige! Der Branntwein hat ihn benebelt! Sag selbst, ist es nicht so?"

Auf dem Krankenbette sah man, wie der Sterbende arbeitete, wie er rang, aufzuspringen, den

Popen an der Kehle zu fassen, in der Raserei ihn mit den Zähnen zu zerfleischen. Aber mit furchtbarem Stöhnen sank er von neuem aufs Lager zurück und die knöcherne Hand gegen den Popen ausstreckend, rief er in noch feierlicherem Tone als zuvor:

„Der Allmächtige möge es hören! Die Welt möge es hören! Wir haben die Kirche beraubt! Raka ist unschuldig! Sein Blut lastet auf meiner Seele!"

Weiter sprach er kein Wort und als sich die Sonne dem Untergang zuneigte, gab er unter den schrecklichsten Qualen seinen Geist auf.

Bald darauf wurden Raka und Mila Mutibaritsch auf freien Fuß gesetzt. Da der alte Mila keine leibliche Nachkommenschaft hatte, nahm er seinen Neffen Raka an Sohnes Statt an, warb von neuem für ihn bei Stojadin um die Hand seiner einzigen Tochter, und jetzt gab dieser sie ihm mit seinem Segen.

Der früher auf Raka abgewälzte Verdacht lastete nunmehr auf dem Popen, aber zu einer Verurteilung konnte es nicht kommen, da kein Beweis vorhanden war. Der, welcher seine Missethat hätte bezeugen können, war stumm. Man suspendirte ihn vom Amte und beließ ihn übrigens im Genusse der Parochieeinkünfte.

VII.

Drei Jahre später — es war wiederum am Eliastage — war die Dorfschenke voll Bauern. Auch der Pope befand sich darunter, abgefallen im Gesicht, die Augen hohl, das Haar wirr, einen zerrissenen Hut auf dem Kopfe. Er war betrunken. Die Bauern wichen ihm mit Grauen aus, nur daß hie und da jemand im Rausch sich ein Späßchen mit ihm machte.

Die Nacht brach herein. Eine ebenso schreckliche Nacht wie vor drei Jahren, als die Kirche erbrochen worden. Der Himmel sah aus wie mit einem schwarzen Schleier verhangen, und durch die Finsternis schlängelten sich die Blitze und erdröhnten die Donnerschläge. Die Bauern hatten sich längst schon nach ihren Häusern zerstreut, nur der Pope war noch beim Zinzar zurückgeblieben.

„Nun, Freundchen, gehst nicht nach Hause?"

„Ich will hier die Nacht bleiben bei Dir," sprach der Pope. „Ich habe Angst seit jener Nacht."

Auch der Zinzar hatte Furcht und so war es ihm recht, daß der Pope die Nacht über bei ihm bleiben wollte. Er holte einen Liter Branntwein, stellte ihn vor dem Popen auf den Tisch und brachte dann ein Spiel Karten herbei.

„Laßt uns eins 'runterspielen! Wer verliert, zahlt die Zeche."

„Einverstanden," sagte der Pope, dem der Vorschlag gefiel. Er stürzte ein Glas Branntwein hinunter und fing dann an, die Karten zu mischen.

So begannen sie denn zu spielen, während draußen das Wetter tobte. Die Fensterscheiben klirrten und die Thüren hielten sich kaum in den Angeln.

„Was für eine schreckliche Nacht, Pope!"

„Schrecklich!" versetzte der Pope und fügte mit dumpfer Stimme hinzu: „Gerade wie jene Nacht!"

Da mit einemmale ward das Fenster zertrümmert, durch das Fenster ergoß sich heller Lichtschein bis in das äußerste Ende. Wie wenn sich der Himmel geöffnet hätte, so schüttete es eitel Feuer hinunter und mit unbeschreiblichem Getöse erdröhnte der Donner. Einen Augenblick dumpfe Stille — aber da brachen auch schon die lichten Flammen aus dem Wirtshause heraus, wie wenn es jemand an allen vier Ecken angezündet hätte. Die schlaftrunkenen, erschrockenen Wirtsburschen stürzten ins Freie. Die Bauern der Nachbargehöfte schrieen um Hilfe. Auch Raka erschien mit Mila auf der Brandstätte. Seine erste Frage an die Wirtsburschen war, ob noch jemand im Hause sei. Sie blickten einander betreten an — der Wirt fehlte in ihrer Mitte.

Raka drang durch die brennende Thüre in die Wirtsstube. Dicht hinter der Thüre lag der Pope, verbrannt und kohlschwarz, ein wenig weiter, am Ofen, der Zinzar, gleichfalls tot.

Der Blitz hatte sie erschlagen.

Raka zog sie am Gürtel mit großer Anstrengung durch die rauchenden Trümmer und über einander gefallenen Steinhaufen auf die Straße heraus. Die Bauern drängten sich um sie herum, besichtigten die Leichname mit einer Art Neugier, drehten sie von einer Seite auf die andere und schüttelten die Köpfe.

„Tot!" sprachen sie dann.

„Der Blitz hat sie erschlagen."

Aber der alte Mila Mutibaritsch entblößte sein Haupt und mit heller, weithin schallender Stimme, die wie Trompetenton klang, rief er in die versammelte Menge:

„Gott ist groß! Dies ist sein Gericht!"

Die Menge wiederholte mechanisch:

„Ein Gericht, ein Gericht!"

Von Dieſem und Jenem.

Die moderne polniſche Literatur.

Von

Hermann Menkes.

Der große polniſche Publizift und Politiker Stanislaus Kozmian hat unlängſt in ſeinem Buche „Die Wahrheit über das Jahr 1863“ *) merkwürdige Aufſchlüſſe über das letzte blutige Kapitel der an Blut, Ruhm und Verirrung ſo reichen polniſchen Geſchichte gegeben. Wenn wir ihn recht verſtehen, ſo erſcheint ihm jene Erhebung, an der er ſelbſt thätigen Anteil genommen, als eine Improviſation erhitzter Gemüter, als der überflüſſige Akt einer einzig daſtehenden nationalen Tragödie — überflüſſig, weil ſie nicht hiſtoriſchen Notwendigkeiten entſprang und auch nicht mit hiſtoriſcher Weisheit durchgeführt wurde. „Es wird das Kennzeichen und die Strafe jener Epoche ſein,“ ſagt Kozmian, „daß ſie Geſchichtsſchreiber finden, aber keine Geſchichte haben wird“ — und mit dieſen Worten deutet er auf die wahre Tragik jener nationalen Verirrung hin. So war das Jahr 1863 gleichſam ein blutiger Endſtrich, den die Polen hinter ihre Vergangenheit geſetzt, und die Geſchichte hatte ihnen ein neues Blatt aufgeſchlagen. Und dieſes neue Blatt, es iſt fürwahr beſchrieben worden mit den Goldlettern des Erfolges, der politiſchen Weisheit, der nationalen Triumphe, wenn es auch noch manche dunkle Stellen enthält, da die polniſche Frage noch lange nicht ihre letzte Löſung gefunden. Das große Unglück, das die Polen in jenem verhängnisvollen Jahre erlitten, hatte ſie nicht ganz niederzudrücken vermocht; es hatte ihnen Erkenntnis gebracht, ſie änderten ſich und ſchlugen neue Wege ein. Sie brachen mit einer romantiſchen Politik, die nur von einer veralteten Tradition lebte, und der moderne Geiſt gewann auf allen Gebieten des öffentlichen und geiſtigen Lebens alleinige Herrſchaft. Der kühle, kluge Staatsmann Alexander Wielopolski, der ſchon 1863 den neuen Weg zeigte und vor allen gewaltſamen Ausſchreitungen vergeblich warnte, er hatte recht behalten. Er war zu früh gekommen, und ſo erntete er für ſich ein bitteres Martyrium; ſein Syſtem jedoch hatte ſich bewährt. Kozmian erzählt, wie er, noch ganz wund und niedergedrückt von den traurigen Ereigniſſen, im Frühling 1866 gemeinſam mit ſeinen Freunden Graf Tarnowski, Szujski, Ludwig Wodzicki und Florian Ziemialkowski daran ging, in dem neugegründeten Organ »Przeglond polski« (Polniſche Rundſchau), die ſogenannte Krakauer Schule vorzubereiten, der ſpäter ſo viele Erfolge beſchieden waren. Sie ſetzten an die Stelle des früheren nationalen Gefühlskultus den nüchternen politiſchen Patriotismus; ſie wurden die Anatomen ihrer nationalen Geſchichte und machten ihre Schlüſſe aus der Vergangenheit. Auf legalem Wege erſtrebten ſie die nationale Wiedergeburt; ſie gaben dem hinfällig gewordenen polniſchen Adel neuen Glanz und neues Anſehen und flatteten ihn mit den größten nationalen Machtmitteln aus. So erſtand die neue Adelsherrſchaft in Polen, das neue politiſche Opportunitätsſyſtem, dem ſie nicht immer den reaktionären Beigeſchmack zu nehmen wußten. Denn dieſe polniſche Stanczyken-Partei hat nie aufgehört, mit dem einen Auge auf das engſte eigene Lager zu blicken und mit dem andern nach Rom zu ſchielen.

Aber nicht nur die äußere politiſche Machtſtellung war die Ernte der Polen nach jenem unglücklichen Jahre, nicht nur ihr politiſches Genie hatten ſie entdeckt — innerhalb der Nation war noch etwas Bedeutſames geſchehen ſeitab der Krakauer Schule: das Bürgertum war geboren worden, eine ſchwache Geburt zwar mit unſäglich langſamem Wachstum, ſo daß es noch die Kinderſchuhe nicht abgelegt hat, aber doch ein Kind, das noch eine große Zukunft hat. Der Demokratismus war aus der jungen Generation hervorgegangen, die mit modernen Ideen auf den Plan getreten war. Dieſe Jugend hatte ſich an der modernen Wiſſenſchaft vollgeſogen; von Buckle und Taine lernten ſie die neue hiſtoriſche Methode, nach der ſie ihre eigene Vergangenheit betrachteten; an Darwin begeiſterten ſie ſich und holten bei ihm ihre Rüſtzeuge zum Kampf gegen die alte, überlebte polniſche Philoſophie; und mit den Augen der modernen Nationalökonomen prüften ſie die traurigen wirtſchaftlichen Verhältniſſe ihres Vaterlandes. Und ſo begann ein heftiger Kampf der Jungen gegen die Alten, des Neuen gegen das Ueberlebte, der ſich auf alle Gebiete des geiſtigen, wirtſchaftlichen und politiſchen Lebens erſtreckte.

Wie bei allen Nationen, die eine Kriſis durchzumachen haben, begann man zuerſt mit der Kritik, bevor man an die produktiven Thaten ging; man riß überall ein und wertete alle Werte um. Es war der Adel, gegen den die Jugend zuerſt ihre Waffen kehrte; ihn ſuchte ſie in ſeinen Fundamenten zu erſchüttern, weil er ihr Hemmniſſe in den Weg legte und weil er ihr den Grundſitz aller Reaktion bedeutete. Manche Ruine ſtürzte — aber den Adel hatten ſie ſelbſtverſtändlich nicht zu vernichten vermocht. Die Ariſtokratie ſelbſt, die bis daher auch das geſamte Geiſtesleben des Volkes geleitet, hatte eine kleine Wandlung während dieſes Kampfes durchgemacht — und ſie war etwas verjüngt hervorgegangen, weil ſie mancherlei Neues gelernt hatte. Wohl war die Tradition nicht aufgegeben worden, aber ſie hatte eine modiſche Tracht angelegt. Endlich mußten ſie ja doch aus der Archäologie und dem kühlen, ſteifen Klaſſizismus hinauskommen; des Staubes und der Motten wurde es auch dem Adel zu viel, und etwas verſchämt und ganz heimlich reichte er der friſchen Naturwiſſenſchaft die Hand.

Mit dieſem kleinen Sieg begnügte ſich die polniſche Jugend nicht. Es war ihnen klar geworden, in welch innigem Zuſammenhang die Philoſophie zur kulturellen Entwicklung einer Nation ſteht, daß neuen Verhältniſſen eine neue Weltanſchauung leuchtend vorangehen muß. Und ſo kämpften ſie gegen alle Gehege der Abſtraktion, in welchen das geiſtige Leben Polens ſtak: ſie ſetzten Kant und Hegel, zu welchen man lange gebetet, vor die Thür, und ſie verneigten ſich tief vor Auguſt Comte. Unter ſchweren Mühen gelang es ihnen, die Philoſophie auf poſitiven Boden zu ſtellen, ihrem Volke eine moderne Weltanſchauung zu geben, und auch vor dem Materialismus ſcheuten ſie nicht zurück, was in dieſem Lande der ſtrengkatholiſchen Orthodoxie nicht wenig heißen will.

Was war aber inzwiſchen aus der nationalen Kunſt geworden? Saß ſie noch immer gebeugt über die Leichen des unglücklichen Jahres und kannte ſie nichts mehr als die heißen, hoffnungsloſen Thränen eines tiefen, verſchuldeten Unglücks? Für eine Weile ſchien es in der ſchönen Literatur noch ſo zu ſein; die buntfarbigen Fahnen der Romantik waren zerfetzt, aber ſie wehten noch über allen Trümmern. Die nationalen Phantaſien und Prophezeiungen der Poeten hatten ſich als abſurde Träume erwieſen, aber man wußte auch jetzt nichts Beſſeres, als wilde Klagen anzuſtimmen und das Mitleid des geſitteten Europa anzurufen. Louis Napoleon hatte die Polen irregeführt und enttäuſcht, aber ſie träumten noch von dem Erlöſer Frankreich und Victor Hugo war ihr Abgott. Cornel Ujejski, der mächtige Rhapſode, ſtimmte neue Jeremiaden an, die in den brennendſten Farben der Romantik glühten; in Lithauen ſang noch weiter Bohdan Zaleski, die polniſche Nachtigall, ihre romantiſchen Lieder, die voll waren vom Duft der Steppe und vom Rauſchen der Urwälder; Kraszewski glorifizirte die Vergangenheit und Anton Eduard Odyniec träumte noch von einem romantiſchen Klaſſizismus, der längſt zur Mumie geworden, die Mickiewicz und Brodzinski einſargten.

Die Muſik konnte keine neuen Töne finden, weil es vor allem an wahren produktiven Talenten fehlte; Chopin hatte alles vorweggenommen und den ganzen melodiöſen Reichtum erſchöpft für unabſehbare Zeit. In der Malerei jedoch hatte der realiſtiſche Stil ſchon ſeine höchſte Vollendung gefunden; Arthur Grottger und Jan Matejko, der eine mit dem Stift, der andere mit dem Pinſel, hatten der nationalen Kunſt ein neues Gepräge gegeben und ſich internationalen Ruhm dadurch erworben.

*) St. Kozmian: Rzecz o roku 1863. III Teile, Krakau, 1894/95.

Aber nicht lange konnte ſich die Poeſie ihren Aufgaben und Pflichten entziehen. Die Polemiker und Publiziſten hatten dem Journalismus einen neuen Stil gegeben; ihre Sprache hatte an Feinheit, ihre Anſchauung an Weite und Univerſalität gewonnen. Nun gingen auch die jungen Poeten auf die Suche, und die Not des Volkes, die Bedürfniſſe der Zeit traten ihnen entgegen. Sie gingen aufs Land und belauſchten die Leiden des Bauern, der rat- und hilflos einen furchtbaren Kampf kämpfen muß, ganz verſunken in Unwiſſenheit und der Pfaffen- und Schlachzizenwillkür preisgegeben. Henryk Sienkiewicz griff dies Problem in ſeinen „Skizzen mit der Kohle“ zuerſt auf und wurde ein Fürſprecher und Ankläger; ihm ſchloſſen ſich dann Boleslaw Prus und Eliſe Orzeszko an. Für eine kurze Zeit hatten auch die Polen ihre Anklageliteratur, und dieſe bildete mit der Journaliſtik die einzige Form für die Beſprechung ſozialer Schäden. Der Einfluß der ruſſiſchen Literatur machte ſich geltend; die Romantik war abgethan und man fing an, die Naturgeſchichte des Menſchen zu ſchreiben. Das geſellſchaftliche Leben wurde einer wägenden Kritik unterworfen — und es waren immer demokratiſche Tendenzen, die aus der neuen polniſchen Dichtung herausklangen. Es wurden neue Ideale geſetzt an Stelle der alten, überlebten und dieſe Ideale hießen Wahrheit und Arbeit. Den ſtarken nationalen Pulsſchlag hat die polniſche Literatur beibehalten, aber man war aus der Elegie hinausgekommen, die Trauerkleider wurden abgelegt und man ſöhnte ſich mit der neuen Zeit aus. Der Kritiker Peter Chmielowski begleitete dieſe neue Literatur mit feinen kritiſchen Noten. Er iſt ein Klaſſiker des Eſſays durch Form und Sprache und er hat die Gabe, das wahre Talent ſchon in ſeinen erſten Keimen zu erkennen. Er hat keinen beſondern Spürſinn für das Moderne und ſeine kritiſche Methode gehört der ältern Schule noch an, aber er hat die neuen Ideen der produktiven Talente warm verteidigt und ſeine Klinge ſchnitt alles Wildwuchernde weg; und er verſtand es auch, aus echtem poetiſchem Empfinden heraus zu kritiſiren. So hat er den beiden größten Talenten der neuen polniſchen Literatur alle Wege geebnet — der Orzeszko und Sienkiewicz.

Es iſt mir zu Mute, als müßte ich den Hut ziehen, wenn ich den Namen jener bedeutenden Frau nenne. Es iſt von ihr geſagt worden, daß Polen noch nicht verloren zu nennen iſt, ſo lange es ſolche Frauen noch hervorbringt. Es iſt in ihr etwas Starkes und Großes, der hohe Geiſt der Duldſamkeit eines Königs Kaſimir. Ihrer Feder iſt alle Koketterie des Weibes fern geblieben; ſie hat nicht den Eſprit einer George Sand, aber den weihevollen Ernſt einer Prophetin. Sie iſt eine Realiſtin in der Beobachtung, aber in ihrer Seele lebt die heiße Sehnſucht nach dem Unerforſchlichen, Myſtiſchen. Dieſe tiefe Sehnſucht der Menſchenbruſt zu belauſchen, ihren weinenden Stimmen Worte zu leihen, das iſt ihre große Poeſie. Und deswegen hatte ſie ſich mit ſo heißer Liebe in das Empfinden des „Maier Eſofowicz“ verſenkt, deſſen Seele die Kabala war, dieſes Wunderbuch, das kranke Wünſche gedichtet. Weil ſie den Myſtizismus liebt, wie alle katholiſchen Poeten, darum blickte ſie tief in dieſes Buch, das nun noch ein Herbarium iſt mit den eingetrockneten Blüten des Orients. Und ihres Talmuds und ihrer Kabala wegen liebt ſie die Juden mit mütterlichen Gefühlen, die blind für jeden Fehl ſind. Sie iſt voller Bewunderung für das Volk, das dieſe wunderſamen, grauenhaft gewaltigen Katakomben des Geiſtes gebaut. Und weil ihr Gefühl und ihre Pſychologie ſo in die Tiefe gehen, weil ſie uns ſo meiſterhaft eine Welt ſchilderte, ihre erſchütternden Kämpfe, die ſonſt von niemand gekannt waren, darum iſt „Maier Eſofowicz“ ein Stück Neuland der Literatur. Und ihre Liebe zu allem, was den berauſchenden Duft myſtiſcher Poeſie an ſich hat, läßt ſie in ihrem Romane „Mirtala“*) zur Zeit des erſten Jahrhunderts nach Chriſti zurückkehren. Aber trotzdem hat ſie den Boden realiſtiſcher Darſtellung nie verlaſſen und ſie weiß auch das moderne ſoziale Leben ſcharf zu ſchauen. Ihr Schaffen fiel in eine Zeit des Kritizismus, und auch ihr iſt ein ſtarker analytiſcher und ſatiriſcher Zug nicht fern. Das geſellſchaftliche Leben ihrer Heimat wird von ihr geprüft und manch bitteres Wort der Wahrheit entringt ſich ihr, aber wenn ſie den ſelbſtverſchuldeten Niedergang des Adels ſchildert, ſo hat ihre Poeſie eine Traurigkeit, die man ähnlich empfindet, wenn man einen alten, lieben, herrlichen Wald fallen ſieht... Jeder echte Künſtler hat ja einen Tropfen Reaktion in ſich, den er ſchüchtern und ſeiner wirklichen Sendung eingedenk Romantik nennt. Und namentlich die Polen können, trotz aller modernen Allüren, der Liebe zum alten Ariſtokratismus nimmer entraten. Deswegen ſtets dieſer glühende nationale Ton ihrer Dichtungen. Dieſen Ton hat auch die Orzeszko, aber er iſt unendlich geadelt, und nie vergißt ſie die Pflichten und Bedürfniſſe der Gegenwart. So ſpiegeln ihre Bücher viele Kämpfe unſerer Zeit wieder, und für eine vernünftige Emanzipation des Weibes hat ſie mit großer Wärme geſtritten. — Nicht tiefer als Poet, aber größer als Künſtler iſt Henryk Sienkiewicz. Er begann zuerſt ſein poetiſches Schaffen mit einem ſtarken polemiſchen Zug. Er hatte ſchon in ſeiner Jugend weite Reiſen gemacht und von dort brachte er neue Maßſtäbe für die Verhältniſſe der Heimat. So gab er dem Gären und Stürmen der jungen Generation zuerſt in ſeinem Roman „Zerſplittert“ beredten Ausdruck und wendete ſein Augenmerk dann dem Bauernproletariat zu, deſſen kleine ſoziale Tragödien er dann niederſchrieb mit bedeutſamer Geſtaltungskraft und mit dem tiefen Gefühl eines wirklichen Poeten. Er machte die herrſchende demokratiſche Strömung mit und zog den Adel zur Verantwortlichkeit für die Vernachläſſigung des Volkes. Allein Sienkiewicz iſt eine Dichternatur mit einer ſtarken Phantaſie, und dieſe konnte ohne das romantiſche Futter nicht leben. Er hatte dem realiſtiſchen Stil in der polniſchen Literatur die Vollendung gegeben, allein der Patriot in ihm war ſtark und die Gegenwart ſo unendlich traurig, und ſo ging er in die Vergangenheit zurück und belebte ſie. Er entfaltete hier die ganze Kraft ſeines Könnens und ſchuf den polniſchen hiſtoriſchen Roman, zu dem ſchon Kraszewski gediegene Bauſteine herbeigeſchafft hatte. Er ſchrieb Geſchichte mit dem Tiefblick des Pſychologen; er legte Urſache und Wirkung hiſtoriſcher Ereigniſſe klar auseinander; er ließ ſeine Geſtalten als Produkte des Milieus, deſſen kleinſte Züge er mit großer Meiſterſchaft zu ſchildern weiß, hervorwachſen; er charakteriſirte ſie mit der Einfachheit, aber auch mit dem prägnanten Ausdrucke eines großen Künſtlers; und ſeine Phantaſie zauberte dazu Farben hervor, ſchimmernd und leuchtend, wie ſie die Sehnſucht eines Poeten träumt. Aber nicht die große Darſtellungsgabe und der Blick für das Hiſtoriſche allein machen das künſtleriſche Weſen Henryk Sienkiewicz' aus; ſeine Pſychologie hat viele Seiten, und namentlich auf das Weib verſteht er ſich wie nur wenige. Es iſt auch ſein Verdienſt, daß er für die polniſche Dichtung das Weib entdeckt hat, das polniſche Weib. Und es iſt dies ein bedeutendes Verdienſt. Kaum bei einer Nation wird der Kultus des Weibes in der Art betrieben wie bei den Polen, und kein Weib nimmt eine Sonderſtellung in dem Maße ein wie die Polin. Sie hat gewiſſermaßen einen hiſtoriſchen Nimbus, ihr Haupt iſt von einer Gloriole umwoben. Es wurden ihr alle Reize angedichtet; man ſpricht von der ſchönen, von der feurigen, von der mutigen und graziöſen Polin; ſie iſt ein Weib mit einer ſchönen Beimiſchung männlicher Tugenden; ſie iſt ein Stück Geſchichte, weil ſie mitgeholfen hat, Geſchichte zu machen. Alle Dichter prieſen ſie, und der roheſte Mann, der jenſeits aller Gefühle lebt, hat für ſie eine ſentimentale Stelle in ſeinem ſteinernen Herzen. Der Ausſpruch Heines iſt bekannt: „Und jetzt auf die Kniee, meine Herren, ich ſpreche von den Polinnen!“ — So ſprach die Tradition, die in Polen niemand zu verletzen wagt. Und ſo hat dieſe Glorie noch niemand vom Haupte der Polin geriſſen, noch niemand ſie in ihren ſchwächeren Partien als Weib ſchlechtweg geſchildert; keines Poeten Auge drang in das tiefere Weſen ihrer Pſyche ein; die Kritik verträgt ſich ſchlecht mit dem Weihrauch, und deswegen iſt in Polen ein Ibſen unmöglich. Es gibt dort noch unentdeckte Noras, und die oft wirre und kranke weibliche Seele, die an der Sklaverei eines zum Teil lügneriſchen Ruhmes leidet und an der unfreien Stellung, die ihr trotz allem zugewieſen wurde, krankt, umhüllt äußerlich der prachtvolle Mantel eines defekt gewordenen Ruhmes. Dies überſieht auch Sienkiewicz — aber ſein Verdienſt iſt es, die Polin wenigſtens in Lebensgröße geſchildert zu haben. Der Ruhm, den er ihr nachſagt, iſt ihr wirklicher Ruhm, und die Poeſie, mit der er ſie umgibt, iſt die wirkliche Poeſie des Weibes. Er ſchilderte ihre Reize mit den feinſten Zügen; ihre Art zu lieben, ihre reizvollſten Geſten und ihre Begeiſterungsfähigkeit — aber ihre heimlichen Thränen und die Stunden, wo auch in ihr die bête humain erwacht, hat Sienkiewicz nicht b=

*) Als Buch in deutſcher Ueberſetzung erſchienen im Verlage der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

lauscht. Oder er kennt unter den Polinnen nur eine Frau und diesen einen Typus variirt er so wundervoll, mit so viel Reiz und Poesie, daß wir ihn leicht für den Schöpfer einer ganzen Galerie von Frauengestalten halten können.

Eine neue Wendung im Schaffen dieses Poeten bedeutete sein Roman „Ohne Dogma"*). Er kehrte aus der Vergangenheit zur Gegenwart zurück und er erschrak vor ihr. Wie armselig erschienen ihm die traurigen Helden unserer Zeit, diese „Genies ohne Portefeuille", wie er sie nennt, im Vergleiche zu den herrlichen und starken Naturen der Geschichte. Sienkiewicz hatte sich die durchdringende psychologische Methode Bourgets angeeignet, um die schwachen, verkrüppelten Seelen der Decadence zu durchforschen. Wie Bourget belauschte er die zweite Seele in seinem Helden, den unheimlichen Gast des modernen Menschen, der, ohne Dogmen lebend, seinen Gott verloren hat und ruhelos eine Heimat sucht, bis er, schon ganz verblutet, durch die Nebel, in die er sich verirrt, ein heimliches Läuten hört, ein Läuten der alten, lieben Kirchglocken, wo einst seine friedliche, glückliche Jugend geträumt — aber es ist nun zu spät, die Seele hat sich am Skeptizismus Todeswunden geholt.

Sienkiewicz hat einen weiteren Roman aus der Zeit Christi angekündigt — wird er in diesem weitere Konsequenzen ziehen als in „Ohne Dogma"? Ich glaube es nicht, denn dieser Dichter muß es selbst wissen, daß seine beste Kraft sich nur entfaltet, wenn er festen Boden unter seinen Füßen hat. Er liebt das Weltleben zu sehr; er hat eine starke Dosis Humor — will er ihn in strenger Kasteiung verkümmern lassen? . . .

Das aber ist gewiß, daß „Ohne Dogma" in der polnischen Literatur eine neue Richtung eingeleitet hat. Oder sind es die traurigen Genies ohne Portefeuille, welche Sienkiewicz geschildert, die ihre romantischen Behausungen verlassen und nun auch in der Literatur sich breit machen? Jener Roman ist voll stärkster Subjektivität, und die jungen Dichter treiben sie nun bis zum Exzeß. Es ist eine neue Romantik, für welche sie kämpfen, aber die blaue Blume, die sie suchen, wächst nicht weit draußen in nebelvoller Ferne zwischen Thal und Berg, sondern sie wähnen sie in der eigenen Seele; es ist das eigene Ich, dem die neuen polnischen Romantiker ihre Hymnen darbringen. Das Milieu des Naturalismus hat bei ihnen keine Geltung; sie setzen in das gähnende Nichts, ihre Persönlichkeit und die Altäre ihres Größenwahns Sich selbst zu schildern, ist ihr höchstes Bestreben und sie thun dies in der überfeinerten Sprache der Nervöse, aber ihre Farben haben keinen Hintergrund, und deswegen zerfließen sie. Da sie keine gefestigten Persönlichkeiten sind, sondern die Kinder der Verfallszeit, so suchen sie einen Stab und eine Stütze und sie flüchten in die Schatten der Kirchen, wo sie im Gefühl der Reue ihrem Tode entgegenträumen. Ob sich die Kirche bei ihnen zu bedanken hat? Sie bringen die Pose in die Religion und ihre Frömmigkeit ist das letzte Zucken der Auflösung. Denn ihnen blüht kein Frühling mehr; sie sitzen im letzten traurigen Sonnenschein des Herbstes und sehnen sich; allein es ist Täuschung, denn ein Sturm wird kommen, der diese kranken und flüchtigen Erscheinungen des endenden Jahrhunderts hinwegfegen wird . . .

Aber nicht nur die polnische Jugend ist es, die in dieser Richtung lebt und schafft, auch in der mittleren Generation, der Generation, die die großen geistigen Kämpfe nach 1863 gekämpft und eine neue Zeit heraufzubeschwören schien, ist eine Veränderung vorgegangen. Sie, die für das Positive in der Philosophie, für den Demokratismus in der Politik und für den Realismus und die Psychologie in der Geschichtsschreibung und in der Kunst maßlos gestritten, sie sind alt, müde und verdrießlich geworden. Sie haben Bilanz gemacht und übersahen, daß der Mangel Gewinn nur aus dem Mangel an der nötigen Anzahl produktiver Talente resultirt. Gewiß, es sind nur die Kritiker von damals, die von den alten Idealen jetzt abfallen; man hatte mancherlei erreicht, und es liegt schon im Wesen der Kritik, die doch ihrer Beschaffenheit nach unproduktiv ist, daß sie die Resultate zerstört. Das Neue war ihnen groß und heilig, so lange es nur Idee war, nun, da es bald erreicht und sie sonst nichts Neues wissen, wollen sie wieder das ganz Alte an dessen Stelle setzen. Und wie es schon bei derlei Strömungen geht: man fällt ins schärfste Extrem. Und es liegt eine Ironie und eine unsagbare Komik darin, daß die einstigen Positivisten nun nach der alten, angefeindeten Metaphysik schreien und dem Materialismus ins Gesicht spucken. Er soll der Sündenbock sein, der alle Leiden unserer Zeit verschuldete. Der Naturalismus wird vernichtet, und für Darwin, Comte und Littré ist es höchste Zeit, sich aus dem Staub zu machen, wenn ihnen eine Katzenmusik in Warschau unlieb ist. Und nicht nur nach der totgeglaubten Metaphysik geht der Ruf — nach dem Urchristentum steht die Sehnsucht der alten Sünder. Ist Towianski seligen Angedenkens, dieser Satan Adam Mickiewicz's, wieder auferstanden? Fast scheint es so. Der Stabstrompeter dieser Heilslehren heißt jetzt Theodor Jeske-Choinski. Er stand einst in den Reihen der Kämpfer des jungen Polens, kämpfte für die Aufklärung und alle möglichen guten Sachen, und nun erschrickt er vor den Geistern, die er einst gerufen. Viele Saiten hat seine Leier; er war Positivist, nun ist er Metaphysiker, er empfiehlt den Altruismus und ist ein gar wütender Juden- und Deutschenfresser. Das Volk, das die Religion gestiftet und das die größte Beharrlichkeit in ihr gezeigt hat, macht er für den Materialismus verantwortlich. Als das reine Lamm erscheint der Max Nordau der „Entartung", wenn man die Invektiven liest, mit denen Herr Choinski in seinem Pamphlet „Am Ende des Jahrhunderts" Nietzsche, Brandes und Büchner überhäuft.

Von denjenigen, die zu der Generation und der Richtung der Orzeszko und Sienkiewicz gehören, wollen wir nur erwähnen den vor einigen Jahren verstorbenen Jan Lam, der ein Satiriker voll lauteren Goldes, ein genialer Journalist und ein intimer Freund des Zeitgeistes war. Er spottete mit Gefühl — und ich wünsche den Polen viele solcher Spötter. Dann Boleslaw Prus, den scharfen Gesellschaftskritiker. Was seinem starken Talente fehlt, das ist die feine Künstlerhand, und woran er zu viel hat, das ist sein Hang zum Karikiren. Sein Roman „Die Puppe" wäre ein Meisterwerk, wenn er nicht so unerträglich in der Form wäre. Prus' Poesie hat zu viel Geist und zu wenig Körper, zu viel Stärke und zu wenig Innerlichkeit. Er lacht mit dem Verstand und er ist kein Humorist, wie echter Humor bei den Polen überhaupt selten ist. Sie sind Pathetiker, und das Pathos kann wohl spotten, nie aber aus dem Gemüt heraus lächeln. Deswegen auch die durchwegs rhetorische Lyrik der Polen (Zaleski ausgenommen) neben ihren herrlichen, innigen Volksliedern. Bedeutsame naturalistische Anflüge nahm die hochbegabte Gabriela Zapolska, aber ihr Talent ging an einer verständnislosen Kritik zu Grunde, und man warf ihr ihren Naturalismus vor, als ob sie die Poesie prostituirt hätte. Unter den „Jungen" verdient wärmste Beachtung Sigmund Niedzwiecki; er ist der unerschrockenste Künstler, der Moderne seiner Psychologie sowohl als seinen Stoffen und Ideen nach. Er ist der Elegiker der sozialen Dichtung und sein Humor, der da und dort hervorblitzt, tönt müde und gedämpft. Seine kleinen Novellen sind von den echtesten Farben der Wirklichkeit überhaucht — aber zuweilen bebt seine klagende Sehnsucht die Klangfarbe der Romantik. Viel Anerkennung fand Michael Balucki, der mit breiter Philisterbreite für die Familie schrieb, ebenso die Rodziewicz, deren Roman „Dewajtis"*) große Frische des Kolorits hat. Der junge Adam Szymanski erwies sich in seinen Skizzen aus Sibirien als ein Poet vom Schlage des Russen Korolenko, und Marian Gawalewicz schilderte glücklich das Leben des Kleinbürgers. Von den Alten und Jungen werden teils gefeiert, teils anerkannt: der alte Ujejski und Adam Asnyk, der etwas kühle Formalist; Zacharyasiewicz, der Verfasser des köstlichen Romans „Der Mann ohne Morgen", der kräftige Dramatiker Mankowski, die Novellistin Hajota und andere.

*) In deutscher Uebersetzung zuerst veröffentlicht in „Aus fremden Zungen", Jahrgang 1891. Eine Buchausgabe dieser Uebersetzung erschien 1894 im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

*) In deutscher Uebersetzung veröffentlicht in „Aus fremden Zungen", Jahrgang 1894; in deutscher Buchausgabe 1894 erschienen im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 23. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

1895

Aus fremden Zungen

Eine Halbmonatsschrift

Herausgegeben von

Joseph Kürschner

Stuttgart. Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

„Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen." Goethe.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941
German Department
Frank

Inhalt des dreiundzwanzigsten Heftes.

Seite

Sonja Kowalevsky. II. Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte. Aus dem Schwedischen von Anna Charlotte Leffler (Fortsetzung) 1061
Fritz Randel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm (Fortsetzung) 1074
Nadine. Erzählung aus dem Russischen von Karazine 1085
Allein. Gedicht aus dem Amerikanischen von J. R. Lowell 1101
Böser Blick. Novellette aus dem Italienischen von Grazia Deledda 1102

Von Diesem und Jenem:

Max Nordau und Lombroso 1108
Auf den Spuren Don Quijotes 1108
Die englische Zivilisation und die fremden Völker 1108
Briefkasten 1108

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

Georg Ebers.

Soeben ist erschienen:

Im blauen Hecht.

Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des 16. Jahrhunderts

von

Georg Ebers.

Preis geheftet *M.* 5.—; in elegantem Original-Einband *M.* 6.—

So absonderlich der Titel dieses neuen Ebers'schen Romans klingt, so sehr weicht auch der Stoff von den früheren Werken des berühmten Dichters der „Aegyptischen Königstochter" ab. Die Heldin und ihre Umgebung gehören Lebenskreisen an, denen sich der Verfasser bisher fern hielt. Die Großen und Bevorzugten bleiben im Hintergrund stehen, aber Kuni, die an der Landstraße geborene Seiltänzerin, deren verkommene Sippe ihre Umgebung bildet, gewinnt unsere volle Teilnahme an ihren rührenden äußeren und inneren Schicksalen, und wir stehen mit dem jungen ehrenfesten Ratsherrn Lienhard Groland, dem das früher so schöne, jetzt so armselige Landfahrerkind seine reine und einzige Liebe, wenn auch unerwidert und unverstanden, geschenkt hat, tiefbewegt an ihrem Sterbelager und freuen uns, daß doch noch ein Strahl der Glücksonne vor ihrem Tode auf die arme Büßende gefallen ist. Zugleich aber fühlen wir uns mitten in der gewaltigen geistigen Bewegung, die sich in der Periode des Humanismus am Anfang des 16. Jahrhunderts aller Gebildeten bemächtigte. — An der Fähre zu Miltenberg, wo alle Reisenden nach Frankfurt, an den Rhein 2c. das Mainschiff besteigen müssen, spielt im Gasthaus „Zum blauen Hecht" die fesselnde Handlung, die in bewundernswerter Knappheit die bestimmenden Regungen einer bedeutungsvollen Zeit zu einem treuen und farbenreichen Kulturgemälde zusammenfaßt und gleichzeitig das eigenartige Seelenleben eines Mitmenschen der aufs höchste gesteigerten Teilnahme des Lesers nahebringt. — Dieser tief ins Gemüt greifende, künstlerisch abgerundete Roman wird wohl nur auf wenigen Weihnachtstischen fehlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

II.

Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte.

Von

Anna Charlotte Leffler.

(Fortsetzung.)

X.

Kaum war Sonja einigermaßen in Ordnung gekommen in dieser eigentümlich zusammengesetzten Wohnung, als sie noch einmal nach Rußland gerufen wurde und mitten im Winter die Reise übers Meer bis Helsingfors und dann mit der Eisenbahn zu ihrer kranken Schwester machen mußte, die zwischen Tod und Leben schwebte. In solchen Fällen kannte sie keine Angst, schreckte sie vor keinen Beschwerden zurück. Sie war der Schwester herzlich zugethan und stets bereit, sich ihr aufzuopfern.

Sie ließ jetzt ihre kleine Tochter während der zwei Wintermonate, die sie fern blieb, unter meiner Obhut zurück.

Ich besitze nur noch einen Brief aus dieser Zeit. Er hat kein weiteres Interesse als zu zeigen, wie traurig ihre Weihnachtsferien in diesem Jahre waren.

„Petersburg, den 18. Dezember 1886.

„Liebe Anna Charlotte!

„Gestern abend bin ich hier eingetroffen. Heute kann ich Dir nur ein paar Zeilen schreiben. Meine Schwester ist sehr krank, obwohl der Arzt behauptet, daß ihr Zustand schon bedeutend besser ist als vor einigen Tagen. Dies ist wirklich das Entsetzlichste, was man sich denken kann, so lange, qualvolle, zehrende Krankheiten! Sie leidet unsagbar, sie kann nicht schlafen und das Atmen wird ihr schwer.

„ . . . Ich weiß nicht, wie lange ich hier bleiben werde. Ich sehne mich so sehr nach Foufi und nach meiner Arbeit. Die Reise war sehr beschwerlich und langweilig.

„Mit herzlichen Grüßen für euch alle

Deine Dich liebende Sonja."

Während der langen Tage und Nächte, die sie am Krankenbett der Schwester verbrachte, regten sich natürlich viele Gedanken und Phantasien in ihrem Gehirn. Da war es denn ganz natürlich, daß sie ihre Betrachtungen darüber anstellte, „wie es war" und „wie es hätte sein können". Sie erinnerte sich, mit welchen hochfliegenden Zukunftsträumen die beiden Schwestern ins Leben hinausgetreten waren, jung, schön, reich begabt, und sie dachte daran, wie wenig ihnen das Leben von alledem geschenkt hatte, was damals ihrer Phantasie vorschwebte. Wohl hatte sich das Leben für sie beide reich und wechselvoll gestaltet, aber in beider Herzen brannte doch ein bitteres Gefühl, daß ihre Hoffnungen betrogen waren.

Ach wie ganz anders, sagte sich Sonja, hätte doch alles kommen können, wenn sie beide gewisse verhängnisvolle Fehlgriffe vermieden hätten.

Diese Gedanken riefen die Idee hervor, zwei Parallelromane zu schreiben, in denen die Entwicklungsgeschichte derselben Menschen nur unter verschiedenen Voraussetzungen geschildert werden sollte. Man sollte sie in ihrer ersten Jugend sehen, wo ihnen die ganze Welt offen stand und sie dann bis zu einem wichtigen Wendepunkt in ihrem Leben begleiten. Der eine Roman sollte die Folgen der Wahl zeigen, die sie getroffen hatten, der andere, wie es hätte sein können, wenn sie anders gewählt hätten.

Wer hat keinen Fehltritt in seinem Leben zu bereuen, räsonnirte Sonja, und wer hat nicht oft gewünscht, sein Leben noch einmal von vorne anfangen zu können? Diesen Wunsch, diesen Traum wollte sie in einem Roman verwirklichen — wenn sie nur die Fähigkeit besaß, ihn zu schreiben. Aber sie glaubte sich noch nicht im Besitz dieses Talents, deswegen suchte sie mich nach ihrer Heimkehr zu überreden, den Roman in Gemeinschaft mit ihr zu schreiben.

Ich hatte gerade um diese Zeit eine neue Arbeit begonnen, einen Roman, der die Geschichte der unvermählten Frauen werden sollte, die Geschichte aller

derer, die aus verschiedenartigen Gründen niemals Gelegenheit gehabt hatten, eine Familie zu begründen.

Ich wollte ihre Gedanken und Vorstellungen über die Liebe und die Ehe schildern, die Interessen und Bestrebungen, die ihr Leben ausfüllten — kurz den Roman jener Frauen schreiben, die der allgemeinen Ansicht nach keinen Roman haben. Es sollte eine Art Gegenstück zu Arne Garborgs „Männern" sein. Ich wollte erzählen, wie die einsamen Frauen, meine Zeitgenossen, leben. Ich hatte eine Menge Charaktere gesammelt und war voller Interesse für meine Arbeit.

Da kam Sonja mit ihrer Idee, und so groß war ihr Einfluß auf mich, so groß ihre Ueberredungskunst, daß sie mich gleich dazu brachte, mein eigenes Kind zu verstoßen und das ihre anzunehmen. Einige Briefe, die ich um diese Zeit an einen gemeinsamen Freund schrieb, legen am besten Zeugnis ab von dem lebhaften Enthusiasmus, der uns beide für diese neue Arbeit ergriffen hatte.

Am zweiten Februar 1887 schreibe ich:

„Jetzt schreibe ich an meinem neuen Roman. Und denken Sie nur, ich bin so in Schuß gekommen, daß die Außenwelt, die keinerlei Beziehung zu meiner Arbeit hat, gar nicht mehr für mich existirt. Es ist ein sonderbarer Zustand, in dem man sich physisch und psychisch befindet, wenn man etwas Neues beginnt — tausenderlei Zweifel: ‚Ist es etwas wert? Bin ich überhaupt im stande, etwas zu leisten?' und so weiter. Und dabei doch ein Jubel und ein Reichtum und ein Gefühl, als besitze man eine geheime Welt, eine Welt für sich, wo unser eigentliches Wesen seine Heimstätte hat, während die Außenwelt nur ein Schattenreich ist."

*

„Und dann mitten in all diesem habe ich noch eine andere Idee, Sonja und ich haben einen genialen Einfall. Wir wollen ein großes, zehnaktiges Drama schreiben, das an zwei Abenden aufgeführt wird, das heißt die Idee stammt von ihr — ich soll sie ausarbeiten, das Stück komponiren und die Repliken schreiben. Ich halte die Idee wirklich für genial — äußerst originell. Die eine Abteilung schildert, wie es war, die andere, wie es hätte sein können. In dem ersten Stück werden alle unglücklich, da man sich ja gewöhnlich gegenseitig alles Glück zerstört, statt es zu fördern. In dem zweiten werden dieselben Menschen geschildert, aber dort helfen sie einander, leben für einander, bilden einen kleinen kommunistischen Idealstaat und werden glücklich. Sprechen Sie noch mit niemand davon. In Wahrheit weiß ich noch nicht mehr von Sonjas Idee, als was ich oben erzählt habe; erst gestern sprachen wir davon und morgen soll sie mir ihren Plan mitteilen; dann werde ich sehen, ob er sich zur dramatischen Behandlung eignet. Sie lachen mich gewiß aus, weil ich so der Sache vorgreife, aber so geht es immer mit mir; wenn ich nur den Anfang einer Sache sehe, so sehe ich auch gleich den Schluß. Und nun sehe ich mich und Sonja als Mitarbeiter an einem Riesenwerk, das in einer ganzen Welt Glück machen soll — mindestens! Vielleicht auch noch in einer anderen. Wir sind beide gleich verrückt. Wenn wir dies ausführen können, wollen wir uns mit allem in der Welt aussöhnen. Sonja will vergessen, daß Schweden das ärgste Philisterland auf Erden ist und nicht darüber klagen, daß sie ihre besten Jahre hier nutzlos verbringt, und ich will vergessen, daß — ja alles, worüber ich zu grübeln pflege — Sie sagen sicher, daß wir beide ein paar große Kinder sind. Ja, gottlob sind wir das. Es gibt gottlob ein Reich, das besser ist als alle Reiche der Erde und zu dem wir den Schlüssel besitzen — das Reich der Phantasie, wo derjenige herrscht, der nur den Willen hat, und wo sich alle Verhältnisse genau so gestalten, wie man sie haben will ... Aber vielleicht taugt Sonjas Plan, der ursprünglich für einen Roman gemacht war, gar nicht für ein Drama. Und einen Roman kann ich nicht nach dem Plan einer anderen schreiben, zu einem Roman steht man in einem viel persönlicheren Verhältnis als zu einem Drama".

Am zehnten Februar schreibe ich:

„Sonja ist überglücklich über diesen neuen Aufschwung in ihrem Leben — sie sagt, erst jetzt begreife sie, daß sich ein Mann stets von neuem in die Mutter seiner Kinder verliebe ... Denn ich bin natürlich die Mutter, da ich ja das Kind zur Welt bringen soll — und sie ist so voller Liebe für mich, daß ich fröhlich werde, wenn ich nur ihren strahlenden Blick sehe. Wir sind so glücklich mit einander, wie es wohl kaum zwei Freundinnen jemals gewesen sind — denn wir werden ja das erste Beispiel von dem Zusammenarbeiten zweier Frauen in der Literatur. Niemals habe ich mich in dem Maße für eine Idee begeistert wie diesmal. Sobald mir Sonja ihren Plan mitteilte, schlug es bei mir ein wie der Blitz in einen Blitzableiter. Ja, es war eine wirkliche Explosion. Donnerstag den dritten machte sie mich mit ihrem Vorhaben bekannt — damals war es ein Roman, der in Rußland spielen sollte ... Als sie gegangen war, saß ich in der Nacht im Dunkeln in meinem Lehnstuhl, und ehe ich zu Bett ging, war das Drama in Gedanken beinahe fertig. Freitag besprach ich die Sache mit Sonja, Sonnabend fing ich an zu schreiben, und jetzt ist das ganze Stück, Prolog und fünf Akte im Entwurf geschrieben — *also in fünf* Tagen, und doch habe ich täglich nur ein paar Stunden gearbeitet, denn wenn *man so entsetzlich* schnell arbeitet, kann man es nicht lange auf einmal aushalten. Ich habe niemals etwas so hastig gemacht;

sonst pflegt eine Idee monatelang bei mir zu ruhen, ehe ich zu schreiben anfange."

Am einundzwanzigsten Februar heißt es:

„Das Amüsanteste bei dieser Arbeit ist, daß ich, wie Sie wohl merken können, sie selber so sehr bewundere. Das ist die Folge des Zusammenarbeitens. Ich glaube daran, weil es Sonjas Idee ist, denn ich glaube natürlich weit eher, daß sie genial sein kann als ich selber, und sie wiederum bewundert meinen Anteil an der Arbeit, das Leben, die künstlerische Einkleidung. Angenehmer kann man es sich nicht wünschen — sein eigenes Werk ohne die geringste Eigenliebe bewundern zu können, das ist sehr angenehm. Niemals habe ich mit einer solchen Zuversicht, so ohne inneres Mißtrauen gearbeitet wie jetzt. Fallen wir diesmal, so glaube ich freilich auch, daß es unser Tod sein wird.

„Sie wünschen zu wissen, worin Frau Kowalevskys Anteil an der Arbeit besteht. Es verhält sich freilich in der That so, daß sie nicht eine einzige Replik geschrieben hat, aber sie hat nicht nur den ursprünglichen Plan ausgearbeitet, sondern sie hat auch den Inhalt in jedem Akt durchdacht, und außerdem hat sie mir eine Menge psychologischer Züge für die einzelnen Charaktere geliefert. Jeden Tag lesen wir zusammen durch, was ich geschrieben habe, und sie macht ihre Bemerkungen und Vorschläge. Sie will fortwährend dasselbe hören, wieder und wieder, wie das Kind, das nicht satt werden kann, seine Lieblingsmärchen zu hören und meint, daß es auf der ganzen Welt keine interessantere Lektüre gibt."

*

Am neunten März lasen wir unsere Arbeit zum erstenmale in unserem intimsten Kreise vor. Bis zu diesem Augenblick waren unsere Illusionen wie unsere Freude in ständigem Steigen begriffen. Ich entsinne mich nicht, Sonja jemals so heiter, so glückstrahlend gesehen zu haben wie zu dieser Zeit. Sie hatte solche Anfälle von übersprudelnder Lebensfreude, daß sie in den Wald hinausgehen mußte, um ihrem Jubel unter freiem Himmel Luft zu machen. Wir unternahmen täglich nach beendeter Arbeit lange Wanderungen in den Lill-Sans-Wald, der ganz entfernt von dem Stadtteil lag, in dem wir beide wohnten, und hier hüpfte sie über Steine und Erdhügel, faßte mich unter dem Arm und tanzte, indem sie laut rief, daß das Leben herrlich und die Zukunft entzückend sei, voll wonniger Aussichten. Sie machte sich die übertriebensten Hoffnungen in Bezug auf den Erfolg unseres Dramas. Es sollte einen Triumphzug durch alle Hauptstädte Europas machen; eine so neue und originelle Idee könne ja nicht verfehlen, eine ungeheure Wirkung in der Literatur hervorzubringen; dies, „Wie es hätte sein können", ein Traum, den alle geträumt haben, mit dem objektiven Leben der Bühne dargestellt, müsse und würde unwillkürlich alle Welt fesseln. Und dann das Thema selber, die Verherrlichung der Liebe, als das einzig Wichtige im Leben, sowie schließlich das Zukunftsbild von dem sozialen Idealstaat, wo alle für alle und gleichzeitig zwei und zwei für einander leben würden — in alledem lag so viel von ihrem eigenen tiefsten Gefühlsleben und ihrem Bedürfnis nach Glück. Das erste Stück sollte das Motto haben: „Was nützet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele", und das zweite: „Wer sein Leben verlieret, wird es gewinnen."

Mit der ersten Vorlesung unserer Arbeit in Gegenwart von Unbeteiligten trat das Doppeldrama in eine neue Phase. Bisher hatten wir es nur so gesehen, „wie es hätte sein sollen", nicht „wie es war", jetzt fielen alle die Fehler und Unvollkommenheiten dieser mit so fieberhafter Hast zusammengekommenen Arbeit kraß in die Augen, und nun begann die Prüfungszeit der Umarbeitung.

Sonja konnte den ganzen Winter hindurch nicht an ihre große mathematische Arbeit denken, obgleich die für den „prix Bordin" angesetzte Frist jetzt bestimmt war und sie sich folglich mit allen Kräften der Aufgabe hätte widmen müssen. Mittag-Leffler, der ihr gegenüber stets ein Gefühl der Verantwortung empfand, und der überzeugt war, daß die Erringung dieses Preises für ihre Zukunft von größter Bedeutung sei, war ganz verzweifelt, wenn er sie bei seinen Besuchen stets mit einer Handarbeit beschäftigt im Salon sitzen fand. Sie hatte eine wahre Leidenschaft für das Sticken bekommen. So wie die Ingeborg der romantischen Dichtung die kühnen Thaten ihres Helden in ihre Leinwand hineinwebte, so nähte sie in den Stramin mit Seide und Wolle das Drama, das sie nicht mit Tinte und Feder zu vollbringen vermochte. Während die Nadel mechanisch auf und nieder flog, arbeiteten die Gedanken so klar wie nie, und eine Scene nach der andern spielte sich in ihrem Innern ab. Zur selben Zeit suchte ich die Scenen mit der Feder zu gestalten, und wenn es sich dann herausstellte, daß Feder und Nadel zu demselben Resultat gekommen waren, herrschte eine solche Freude, daß sie wohl die Reibungen aufzuwiegen vermochte, die dadurch entstanden, daß wir unsere Phantasie einen verschiedenen Lauf hatten nehmen lassen. Dies geschah häufiger bei der Umarbeitung als bei dem ersten Entwurf, und zahlreich waren die Krisen, welche die Arbeit in dieser Zeit durchzumachen hatte. Folgendes kleine Billet ist Sonjas Antwort auf eine diesbezügliche Mitteilung von mir:

„Mein armes Kind! Wie oft hat es nicht schon zwischen Tod und Leben geschwebt! Was gibt's

denn jetzt wieder? Bist Du genial gewesen oder das Gegenteil? Ich glaube fast, Du schreibst mir dies aus reiner Bosheit, damit ich heute eine schlechte Vorlesung halten soll. Wie kann ich wohl an meine Vorlesung denken, wenn mein armer kleiner Wurm heute eine so gefährliche Krisis durchzumachen hat! Nein, weißt Du was, es ist ganz gut, einmal Vater gewesen zu sein; da weiß man, was die armen Männer von den abscheulichen Frauen zu leiden haben. Könnte ich nur Strindberg treffen! Ich möchte ihm die Hand drücken!"

Hierüber schreibe ich in einem Brief vom ersten April:

„Ich habe nun versucht, eine kleine Veränderung in der Arbeitsmethode einzuführen, indem ich Sonja zu ihrer Verzweiflung mein Arbeitszimmer verboten habe, bis ich ganz allein das zweite Stück durchgearbeitet habe. Ich bin nämlich zu viel gestört durch das unaufhörliche Zusammenarbeiten bei dem ersten Stück. Ich habe den Ueberblick und das innere, intensive Zusammenleben mit meinen Figuren verloren. Dies Bedürfnis nach Einsamkeit, das so stark in mir ist, wurde durch Sonjas übergroßen Einfluß erstickt, meine Persönlichkeit ertrank in der ihren, ohne daß die ihre deswegen zu einem individuellen Ausdruck gelangt wäre. Die ganze Stärke meines Geistes liegt in seiner einsamen Arbeit, und dies ist für mich die große Schattenseite bei einem gemeinsamen Arbeiten, obendrein mit einer so verwandten Natur wie die Sonjas. Sie ist in dieser Beziehung das Gegenteil von mir, sie ist Alice — im ‚Kampf um das Glück' — die eigentlich nichts schaffen, nichts mit ganzer Seele erfassen kann, wenn sie es nicht mit einer anderen Persönlichkeit teilen darf. Alles, was sie auf mathematischem Gebiet hervorgebracht hat, stand stets unter dem Einfluß einer andern Persönlichkeit, und selbst ihre Vorlesungen sind nur an den Tagen bedeutend, wo sie weiß, daß Gösta zugegen ist!"

Sonja gestand oft selber scherzend diese Abhängigkeit von ihrer Umgebung zu. In einem Billet an meinen Bruder schreibt sie einmal:

„Bester Herr Professor!

„Werden Sie morgen in meine Vorlesung kommen? Thun Sie es nicht, wenn sie angegriffen sind; ich will mir Mühe geben, meine Sache ebenso gut zu machen, als ob Sie zugegen wären."

Und als ich ihr einmal eine Geburtstagsgratulation in Versen gesandt hatte, antwortete sie mit einem Sonet, das eine scharfe Selbstkritik enthielt und in dem sie sich mit mit einem Chamäleon vergleicht, das keine eigene Schönheit besitzt, sondern nur das widerspiegelt, was er an Schönem und Gutem in seiner Umgebung sieht.

In Alices Charakter hat sich Sonja, wie bereits erwähnt, selber schildern wollen, und sie legt ihrer Heldin Aussprüche in den Mund, die beinahe Citate ihrer eigenen persönlichen Aeußerungen sind. Sie verleiht ihrem eigenen, brennenden Bedürfnis nach Liebe und Gemeinschaft mit einem andern Menschen Ausdruck; sie schildert ihr verzweifeltes Gefühl der Einsamkeit, sowie das eigentümliche Mißtrauen zu ihren eigenen Fähigkeiten, das bei ihr entsteht, sobald sie sich nicht so geliebt weiß, wie sie es gerne sein möchte.

Alice sagt: „Ich bin ja so daran gewöhnt, daß alle anderen mir vorgezogen werden. In der Schule hieß es, ich sei die Begabteste — aber ich fühlte stets, daß es eine Ironie des Schicksals sei, mir so viele Gaben verliehen zu haben, nur damit ich um so klarer empfinden sollte, was ich für andere sein könnte, wo doch niemand etwas von mir haben wollte.

„Ich verlange gar nicht so viel — nur ein klein wenig — nur so viel, daß nicht stets etwas anderes dazwischen kommt und näher steht — nur darnach habe ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt — ich wollte die erste für einen andern Menschen sein.

„Laß mich Dir nur einmal zeigen, was ich sein kann, wenn man mich so recht von Herzen lieb haben will. Die arme Alice ist gar nicht so ohne liebenswerte Eigenschaften. Sieh mich einmal genau an. Bin ich hübsch? Ja, wenn man mich liebt, bin ich hübsch — sonst nicht. Bin ich gut? Ja, wenn man mich lieb hat, bin ich die Güte selber. Bin ich selbstlos? Ach, ich kann so selbstlos sein, daß alle meine Gedanken in einem andern aufgehen können..."

*

So rührend und eindringlich konnte die gefeierte Frau Kowalevsky um die Liebe bitten und betteln, die ihr doch niemals zu teil werden sollte. Sie wurde nie die erste, die einzige für einen andern Menschen, wie leidenschaftlich sie sich auch darnach sehnte und wie viele Bedingungen sie auch besaß, um zu gewinnen und zu fesseln.

Und Alices Wunsch, Karls Lebensaufgabe zu teilen, ihre Erbitterung, als er sich aus äußeren Rücksichten von ihr zurückzieht, ihre rücksichtslose Forderung, daß er alles hintansetzen soll im Interesse des einzig Wichtigen, seinem Lebensberuf und seiner Liebe treu zu bleiben — das ist Sonja selber durch und durch.

Und wenn Alice in dem andern Drama gewaltsam mit der Vergangenheit bricht, wenn sie Reichtum und Stellung opfert, um mit Karl in einer Dachkammer zu leben und gemeinsam mit ihm zu arbeiten — so ist das ebenfalls Sonja, so wie sie sich selber träumte, falls ihr das Glück zu teil werden würde, vor eine solche Wahl gestellt zu werden. Und ich zweifle nicht, daß wenn sie selber die *Scenen geschrieben* hätte, die ihr und Karls Glück während dieses

Zusammenlebens schildern, dieselben eine weit wärmere und persönlichere Färbung erhalten haben würden, als dies jetzt der Fall ist.

Alices Traum von dem großen Volkspalast, von der Arbeiterverbindung, ihre Aeußerung: „Denk nur, wie ganz anders es sein würde, wenn wir alle dieselbe Erziehung, dieselben Lebensgewohnheiten hätten — wenn wir alle einen großen Kameradenkreis bildeten" — das alles sind Sonjas eigene Träume, ihre eigenen Worte. Sie schwärmte für den sozialistischen Zukunftsstaat und hatte die wärmsten, beredetsten Worte, wenn sie sich darüber erging, wie glücklich ein Leben sich gestalten müsse, in dem sich alle Menschen von dem gemeinsamen Geschick vereint wüßten zu einem einzigen, großen Staatskörper, wo es keine sich widerstrebenden Interessen gab, wo das Wohl des einen das Wohl aller und das Leid des einen aller Leid war.

Einer von ihren Freunden hat mir jetzt nach ihrem Tode erzählt, wie sie einmal, als ihr Mann ihr telegraphirte, daß er glaube, bei einer Spekulation ein kolossales Vermögen gewonnen zu haben, sofort den Vorschlag zur Bildung einer Phalanstère machte. In dem „Kampf ums Glück" wollte sie also ihren eigenen persönlichen Träumen und Plänen Ausdruck verleihen, ihren Träumen von einem persönlichen Glück und von dem Glück für die Menschheit.

Es ist mir eine besondere Freude, hier ein verständnisvolles Wort von Hermann Banz citiren zu können, das ich seiner fein charakterisirenden Schilderung der Verstorbenen entnehme. Er sagt über den Kampf ums Glück:

„Ich gestehe, daß ich dies eigenartige Schauspiel liebe, das mit mathematischer Schärfe die Allmacht der Liebe beweist: nur sie allein ist das einzige, ist alles im Leben. Nur sie verleiht Wachstum, sie läßt verwelken. Nur in ihr kann man sich entfalten, kann man erstarken. Nur durch sie kann man seine Pflicht erfüllen."

Besser kann man den Inhalt dieser Dramen nicht formuliren, die Sonjas innerstes Lebensbekenntnis waren. Und ich bedauerte, als ich diese Worte las, nur, daß sie zu spät ausgesprochen wurden, um ihr die Freude zu machen, die ihr eine so verständnisvolle Beurteilung gewährt haben würde.

Mit dem für sie charakteristischen Bedürfnis, alle Ereignisse im Leben wissenschaftlich zu erklären, hatte sie sich auch eine ganze wissenschaftliche Theorie als Stütze für die Idee des Doppeldramas ausgedacht. Sie schrieb deswegen einen Entwurf zu einer Nachschrift, die jedoch niemals vollendet wurde, die nun aber trotz ihrer fragmentarischen Form sicher mit Interesse gelesen werden wird, wie alles, was aus ihrer Feder stammt.

Sie schickte mir den Entwurf mit folgenden Zeilen:

„Liebe Carlot!

„Zu helfen ist der Sache nicht! Ich kann es nicht besser machen als wie ich es gemacht habe. Kannst Du diese losen Gedanken zusammenbinden, so ist es gut. Kannst Du es nicht, so müssen wir das Buch ohne Nachschrift erscheinen lassen. Sollte man uns angreifen, so können wir ja hinterher immer noch eine Erklärung veröffentlichen.

Deine Sonja."

Welcher Mensch hat sich nicht einmal den Betrachtungen hingegeben, wie sein Leben sich hätte gestalten können, wenn er in einem gewissen Augenblick anders gehandelt haben würde, als er es in Wirklichkeit gethan hat!

In dem gewöhnlichen, alltäglichen Leben hat man im allgemeinen ein gewisses Gefühl, ein Sklave der äußeren Verhältnisse zu sein. Der ebene Gang unseres täglichen Daseins hält uns mit tausend kleinen, unsichtbaren Fäden gefesselt. Wir füllen einen gewissen, bestimmten Platz im Leben aus, haben gewisse, bestimmte Pflichten, die wir wie eine Art Automat erfüllen, ohne unsere Kräfte bis aufs äußerste anzustrengen, und es würde überhaupt nur sehr wenig Einfluß haben, wenn wir morgen plötzlich ein wenig besser oder ein wenig schlechter, ein wenig kräftiger oder ein wenig schwächer, ein wenig mehr oder ein wenig minder begabt wären, als wir es heute sind. Ich könnte den Strom meines Lebens nicht von der Bahn ablenken, den er einmal eingeschlagen hat, ohne mich selbst mit Eigenschaften ausgerüstet zu denken, die so verschiedenartig von denjenigen sind, die ich wirklich besitze, daß ich sie mir nicht einmal in meinen Träumen zulegen könnte, ohne das Gefühl meiner Individualität einzubüßen. Ganz anders aber ist es, sobald ich an gewisse einzelne Augenblicke in meinem Leben denke. Da nimmt meine gewöhnliche Illusion von meinem freien Willen eine so eigentümliche Intensität an. Es will mir scheinen, daß ich, falls ich mich nur ein wenig mehr angestrengt hätte, falls ich nur ein wenig besser ausgerüstet, ein wenig bestimmter in diesem Augenblick gewesen wäre, ich mein Leben in ganz andere Bahnen zu lenken vermocht hätte.

Hierin verhält es sich genau so wie mit unserem Glauben an die Wunder. Ohne eine gelinde geistige Störung kann doch selbst der gläubigste Mensch seinen Schöpfer kaum mit dem Verlangen beschweren, um seinetwillen die großen Naturgesetze auf eine handgreifliche Weise zu verändern, indem er zum Beispiel die Toten wieder ins Leben zurückruft. Ich möchte den meisten Gläubigen eine Gewissensfrage stellen: Wer von ihnen hat wohl nicht einmal die höhere Macht angefleht, um seinetwillen eine kleine Veränderung in ihren Bestimmungen zu treffen, zum Beispiel einen Kranken genesen zu lassen! Ein kleines

Wunder kommt uns so viel geringer vor als ein großes Wunder, und es bedarf einer wirklichen Gehirnanstrengung, um einzusehen, daß sie beide genau dieselbe Bedeutung haben.

In gleicher Weise verhält es sich mit unseren Gedanken über uns selber. Es ist mir fast unmöglich, mir vorzustellen, wie mir zu Mute sein würde, wenn ich eines Morgens mit einer Stimme wie die Jenny Linds erwachte, mit einem Körper so geschmeidig und kräftig, wie — mit einem — dagegen aber kann ich mir ganz leicht und auf das lebhafteste vorstellen, daß ich einen Teint habe wie ...

Gerade einen so entscheidenden Augenblick haben die Verfasserinnen in diesen beiden Paralleldramen schildern wollen. Sie haben sich gedacht, daß der Karl in dem einen und der Karl in dem andern Stück wohl derselbe Mensch ist, wenn auch mit jenen kleinen Verschiedenheiten ausgerüstet, die man sich so leicht selber zuschreiben kann, ohne das Gefühl seiner eigenen Individualität zu verlieren. In dem gewöhnlichen Leben hätte man nicht einmal bemerken können, daß solche Verschiedenheiten existiren. In den meisten Fällen würden diese Verschiedenheiten nicht den geringsten Einfluß auf die Handlungen des einen oder des andern Karl gehabt haben. Nimmt man zum Beispiel an, daß ihnen alles nach Wunsch gegangen wäre, daß der Vater noch einige Jahre gelebt hätte, so würde der Karl, wie er in dem ersten, und der Karl, wie er in dem zweiten Stück geschildert ist, ungefähr das gleiche Los gehabt haben, und jede kleine Störung in ihrer Existenz, die durch diese kleinen, von uns fingirten Differenzen in ihren Charakteren hervorgerufen wären, würden gar bald durch den Druck der äußeren Umstände ausgeglichen worden sein.

Nun aber kommt so ein entscheidender Augenblick in ihrem Leben, wo gleich wichtige Pflichten sie nach entgegengesetzten Richtungen hin zu ziehen scheinen, und diese kleinen Differenzen, die wir in ihren Charakteren voraussetzen, sind hinreichend, um zu bewirken, daß der eine den einen, der andere den entgegengesetzten Weg wählt, und sobald die Wahl einmal geschehen ist, trennen sich ihre Existenzen, um sich nie wieder zu vereinigen.

Oder ein anderes Beispiel aus der Mechanik: Fassen wir den gewöhnlichen Pendel ins Auge oder etwa eine kleine, schwere Kugel, die an einem leichten aber sehr biegsamen Faden von einem Nagel herabhängt. Gibt man der Kugel einen kleinen Stoß, so fliegt sie nach rechts oder nach links, beschreibt einen gewissen Cirkelbogen, fällt zurück, hält aber nicht bei dem ursprünglichen Punkt an, sondern fliegt in der entgegengesetzten Richtung ungefähr ebenso hoch, fällt dann wieder herab und fährt fort, während einer gewissen Zeit hin und her zu schwingen. Wäre mein erster Stoß ein wenig stärker gewesen, so würde die Kugel ein wenig höher geflogen sein, und nachher hätte sich alles ungefähr auf dieselbe Weise entwickelt. Wäre aber mein erster Stoß so stark gewesen, daß die Kugel sich an dem höchsten Punkt, den ihr die Länge des Fadens zu erreichen gestattete, überschlagen hätte, so würde sie nicht ebenso wie vorher zurückgefallen sein, sondern ihren Weg auf der andern Seite der Zirkelperipherie fortgesetzt haben, und die Bewegung würde folglich ihre ganze Natur vollkommen verändert haben.

Zwei Stöße, die einander sehr ähnlich sind, von denen aber der eine ein wenig schwächer und der andere ein wenig stärker ist als ein gewisser Grenzstoß, können auf diese Weise ein ganz verschiedenartiges Resultat zuwege bringen.

In der Mechanik ist man sehr daran gewöhnt, gerade solche Grenzmomente oder kritische Momente zu studiren, und es zeigt sich, daß es, um sich eine klare Vorstellung von etwas Phänomenalem zu machen, von Wichtigkeit ist, dasselbe in der Nähe einer solchen Grenzstellung zu untersuchen. Die Verfasserinnen dieses Stückes waren der Meinung, daß es auch von Interesse sein könne, die Wirkungen eines solchen kritischen Moments auf zwei Menschen zu beobachten, die einander sehr ähnlich sind, ohne doch ganz identisch mit einander zu sein. Um die Absicht der Verfasserinnen zu verstehen, muß man daher nicht denken, daß der Karl in dem einen und der Karl in dem andern Stück dieselbe Person ist. Der eine hat etwas mehr Idealität und ein etwas besseres Urteil über das Wesentliche und das Unwesentliche im Leben als der andere. Aber diese Verschiedenheiten sind so unwesentlich, daß wir im alltäglichen Leben den einen Karl kaum von dem andern unterscheiden würden. Wäre ihnen alles nach Wunsch gegangen, hätte der Vater noch ein paar Jahre gelebt, bis der Sohn eine feste Stellung gewonnen hätte, so hätte sich das Los beider wahrscheinlich ganz gleich gestaltet. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären sie beide zwei tüchtige Gelehrte, vielleicht Professoren an einer der Universitäten des Landes oder an einer technischen Hochschule geworden, beide würden sich wahrscheinlich in gleichem Alter verheiratet und wohl ungefähr dieselbe Wahl getroffen haben. Jetzt aber tritt so ein kritischer Augenblick in ihrem Leben ein, und der kaum merkbare Vorzug, den der eine vor dem andern hat, genügt, um zu bewirken, daß der eine den kritischen Punkt überspringt, während der andere schwerfällig zurückfällt.

*

Die Umarbeitung der Dramen nahm weit längere Zeit in Anspruch als die erste Ausarbeitung. Als wir uns für den Sommer trennten, waren wir noch nicht einmal ganz damit fertig.

XI.

Es war unsere Absicht gewesen, diesen Sommer gemeinsam zu verbringen. Die neue Verfasserfirma „Corvin-Leffler“ wollte zusammen nach Berlin reisen, um eine Menge literarischer Bekanntschaften zu machen und Verbindungen mit den Theatern anzuknüpfen, die uns später, wenn unser geniales Werk erst beendet war, von Nutzen werden konnten und ihm seinen Triumphzug durch die Welt erleichtern sollten. Aber alle diese Luftschlösser zerfielen eines nach dem andern.

Unsere Reise war auf Mitte Mai festgesetzt, wir waren voller Jubel und Freude und glaubten, daß sich uns nun eine neue Welt voller Interesse und Erfolge eröffnen würde, als abermals eine Trauerbotschaft aus Rußland alle unsere Pläne durchkreuzte. Sonjas Schwester schwebte abermals in Lebensgefahr, ihr Mann mußte sie ganz plötzlich verlassen, um nach Paris zurück zu kehren — da war nichts zu machen, Sonja mußte die traurige Reise an dies schmerzensvolle Krankenbett antreten und jeden Gedanken an Vergnügen und Erholung aufgeben.

Alle ihre Briefe aus diesem Sommer zeugen auch von großer Niedergeschlagenheit.

„Meiner Schwester Zustand ist völlig unverändert. Sie leidet sehr, sieht entsetzlich elend aus, ist nicht im stande, sich vom Fleck zu bewegen, und doch glaube ich nicht, daß keine Hoffnung für ihre Genesung vorhanden ist. Sie ist sehr froh, daß ich gekommen bin. Sie sagt einmal über das andere, sie wäre sicher gestorben, wenn ich mich geweigert hätte, jetzt zu ihr zu kommen.

„Ich bin heute so niedergeschlagen, daß ich nicht mehr schreiben will. Das einzige Erfreuliche ist der Gedanke an unsere Feerie und Vae Victis.“

Dies bezieht sich auf zwei neue gemeinsame Arbeiten, zu denen wir die Pläne im Frühling entworfen hatten. Die Feerie war meine Idee und sollte den Namen „Wenn es keinen Tod mehr gibt“, haben; Sonja hatte meine Idee, sobald ich ihr Mitteilung davon machte, mit einem solchen Eifer ergriffen und sie in der Phantasie so weit ausgearbeitet, daß sie Miteigentümerin wurde. „Vae Victis“ verdankte ihr den Ursprung; es war eine längere Novelle, deren Inhalt sehr charakteristisch für sie war, die sie aber noch nicht allein schreiben zu können glaubte.

In einem späteren Brief schreibt sie:

„Du bist so liebenswürdig, mich zu versichern, daß ich etwas in Deinem Leben bedeute, und doch hast Du so viel, so unendlich viel mehr als ich. Da wirst Du verstehen, was Du für mich sein mußt, die ich sonst so einsam bin und mich in Bezug auf alles, was Liebe und Freundschaft heißt, so arm fühle —“

Und ein anderesmal:

„Hast Du wohl darauf geachtet, daß zuweilen Zeiten kommen, wo alles, was uns und unsere Freunde betrifft, plötzlich mit einem schwarzen Schleier überdeckt zu sein scheint. Man kennt das Liebste, was man besaß, nicht wieder, und die saftigsten Erdbeeren verwandeln sich in Sand, sobald man sie in den Mund nimmt. Der Wald sagte, das geschähe immer, wenn die Kinder ohne Erlaubnis zu ihm kämen. Vielleicht hatten wir beide auch keine Erlaubnis, diesen Sommer mit einander zu genießen. Und doch haben wir diesen Winter so fleißig gearbeitet! Ich versuche auch jetzt zu arbeiten und jeden freien Augenblick, den ich habe, denke ich an meine mathematische Arbeit und grüble über Poincarés genial nachlässige Arbeiten nach. Ich bin zu niedergeschlagen und habe nicht genügend Lebensfreude, um mich literarisch zu beschäftigen, alles im Leben erscheint mir so verblaßt, so uninteressant. Zu solchen Zeiten ist die Mathematik besser. Man freut sich, daß es eine Welt gibt, die so ganz unabhängig von einem selber ist. Man hat Neigung, über etwas Unpersönliches zu sprechen. Nur Du, meine liebe Anna Charlotte, bist stets die Alte, die Liebe. Wie ich mich nach Dir sehne, kann ich Dir nicht sagen. Du bist das Liebste, was ich habe, und unsere Freundschaft müssen wir wenigstens unser ganzes Leben lang aufrecht erhalten. Ich weiß nicht, was mein Leben ohne Dich sein würde.“

Und später:

„Mein Schwager hat sich jetzt entschlossen, in Petersburg zu bleiben, bis meine Schwester im stande ist, ihn nach Paris zu begleiten. Folglich habe ich ein ganz vergebliches Opfer gebracht. Wenn ich wüßte, daß Du frei wärest, könnte ich Dich jetzt in Paris treffen, obwohl, offen gestanden, alle diese Geschichten hier mir alle Lust genommen haben, mich zu amüsiren. Ich möchte mich weit lieber irgendwo niederlassen, wo ich in aller Ruhe arbeiten kann. Ich habe jetzt eine große Sehnsucht nach Arbeit, gleichviel ob Mathematik oder Literatur, wenn ich mich nur in eine Arbeit vertiefen kann, so daß ich mich selbst und die Menschen vergesse. Wenn Du ebenso sehr den Wunsch hättest, mich zu treffen wie ich Dich, würde ich sehr glücklich sein, irgendwo hin zu kommen, wo Du Dich aufhältst. Ist Dein Sommer aber schon ganz besetzt, was ich für das Wahrscheinliche halte, so bleibe ich wohl noch einige Wochen hier und kehre dann gleich mit Fonsi nach Stockholm zurück, wo ich irgendwo aufs Land gehe und mit aller Macht arbeite. Ich mag jetzt keine Pläne zu irgend welcher Zerstreuung machen. Du weißt, was für eine Fatalistin ich bin, und ich glaube in den Sternen zu lesen, daß ich für diesen Sommer nichts Gutes zu erwarten habe. Da ist es besser, sich darnach einzu-

richten und keine weiteren vergeblichen Anstrengungen zu machen.

„Gestern schrieb ich den Anfang von Vae Victis. Wahrscheinlich werde ich die Arbeit niemals vollenden. Vielleicht kann Dir aber das, was ich niederschreibe, einmal als Material dienen. Um Mathematik zu schreiben, muß man sich etwas mehr heimisch fühlen, als ich es augenblicklich thue —"

In einem späteren Brief aus ihrem Sommeraufenthalt in der Nähe von Stockholm schreibt sie:

„In Rußland befand ich mich in der letzten Zeit recht wohl, und auch hier habe ich viele interessante Bekanntschaften gemacht, aber ein alter, konservativer, pedantischer Mathematiker wie ich kann nicht ordentlich arbeiten, wenn er sich nicht in seinem eigenen Hause befindet, deswegen kehre ich nach dem alten Schweden, zu meinen Büchern und Papieren zurück."

Und später von demselben Ort:

„Ueber unser armes Erstgeborenes habe ich viel nachgedacht, aber, ganz offen gestanden, fange ich an, schrecklich viele organische Fehler bei dem armen Wurm zu entdecken, besonders in Bezug auf die Konstruktion selber. Gleichsam um mich zu necken, hat mich das Schicksal diesen Sommer mit drei Entdeckern zusammengeführt, die alle höchst interessant in ihrer Art sind. Der eine von ihnen — meiner Ansicht nach der am wenigsten bedeutende — hat bereits Erfolg gehabt; der zweite, sehr genial in gewisser Beziehung und fast lächerlich beschränkt in anderer, hat gerade seinen Kampf um das Glück begonnen. Wie der Ausgang sein wird, kann ich noch nicht voraussagen. Der dritte, ein hochinteressanter Charakter, ist schon jetzt unheilbar gebrochen an Körper wie an Seele. Aber für einen Verfasser bietet er ein sehr wertvolles Studium. Die Geschichte dieser drei Entdecker in ihrer ganzen Einfachheit finde ich so unendlich inhaltsreicher als alles, was wir über Alice und Karl zusammengedichtet haben.

„Auf Wunsch Deines Bruders habe ich einen Band von Runebergs Gedichten, Hanna, Nadeschda und so weiter mitgenommen und hier gelesen. Aber sie wollten mir nicht so recht gefallen; ich finde, sie haben alle denselben Fehler wie Haydns „Schöpfung". Es fehlt der Teufel darin. Und ohne einen kleinen Schimmer von dieser hohen Macht kann keine rechte Harmonie in der Welt bestehen."

Aus diesem Sommer stammt auch ein launiger Brief, den ich als ganz bezeichnende Probe von Sonjas satirischer Ader anführen will. Da sie sich gerade nicht durch besondere Ordnung in Bezug auf ihre Papiere und andere Sachen auszeichnete, erhielt sie häufiger, wenn ich ihr einen vertraulicheren Brief schrieb, die scharfe Ermahnung, vorsichtig damit zu sein und ihn nicht herumliegen zu lassen.

In Bezug hierauf schreibt sie:

„Arme Anna Charlotte! Es scheint mir fast, als wenn es eine chronische Krankheit bei Dir geworden ist: die Angst, daß Deine Briefe in unbefugte Hände geraten könnten. Die Symptome werden mit jedemmale bedenklicher und ich fange an, Deinetwegen ernstlich besorgt zu werden. Ich sollte meinen, daß ein Mensch, der eine so unleserliche Hand hat wie Du, in der Beziehung ziemlich ruhig sein könnte. Ich versichere Dich, daß außer den wenigen Menschen, die wirklich ein direktes Interesse an der Sache haben, kaum jemand die Geduld besitzen wird, Deine pattes de mouche zu entziffern. Was Deinen letzten Brief anbetrifft, so hatte er natürlich erst Unglück auf der Post, als ich ihn dann endlich erhielt mit dem Stempel des schwarzen Kabinets auf dem Couvert, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als ihn offen auf dem Tisch liegen zu lassen zur gefälligen Durchsicht der Dienstboten und der ganzen Familie P. Sie fanden alle, daß der Brief sehr hübsch geschrieben sei und ganz interessante Sachen enthalte. Heute beabsichtige ich einen Besuch bei Professor Montan zu machen, um über polnische Uebersetzungen zu sprechen. Ich will den Brief mitnehmen und mich bemühen, ihn in seinem Empfangszimmer zu verlieren. Mehr kann ich wirklich nicht thun, um Dir Ruhm zu verschaffen.

Deine treue

Sonja."

*

Als wir uns im Herbst wieder sahen, begann die letzte, definitive Umarbeitung unseres Doppeldramas. Aber die Arbeitsfreude, der Enthusiasmus, die Illusionen waren schon dahin, und diese letzte Ausarbeitung ging ganz mechanisch vor sich. Schon im November wurde mit dem Druck des Dramas begonnen, und gleichzeitig wurde es dem dramatischen Theater in Stockholm angeboten. Der Rest des Herbstes ging mit dem Korrekturlesen hin. Gegen Weihnachten kam die Arbeit heraus, wurde von Wirsén und im Stockholmer Tageblatt niedergemacht und bald darauf vom Theater zurückgewiesen. Ein kleiner Zettel von Sonja, als Antwort auf die Mitteilung von diesem Mißgeschick, deutet darauf hin, daß sie die Sache doch ziemlich leicht nahm:

„Was gedenkst Du jetzt zu thun, Du treulose, grausame Mutter? Willst Du die siamesischen Zwillinge durchschneiden, trennen, was die Natur vereint hat? Du flößt mir ein richtiges Grauen ein. Strindberg hat recht in Bezug auf sein Urteil über die Frau. Aber trotzdem komme ich heute abend doch zu Dir, Du Abscheuliche!"

Im Grunde waren wir beide schon ziemlich gleichgiltig dieser jetzt beendeten Arbeit gegenüber. Wir glichen einander darin vollkommen, daß wir nur „die ungeborenen Geschlechter" liebten, und wir

träumten schon von anderen Arbeiten, die uns besser gelingen würden. Der Unterschied zwischen uns war nur, daß Sonja noch immer mit ihrer ganzen Leidenschaft an dem Gedanken eines Zusammenarbeitens festhielt, während derselbe in meinem Herzen bereits gestorben war, wiewohl ich es ihr nicht zu sagen wagte. Und wer weiß, ob nicht das in meinem innersten, verborgenen Ich mehr und mehr überhandnehmende Bedürfnis, mich selber wieder zu gewinnen, wieder der alleinige Herr meiner Gedanken und Stimmungen zu werden, unbewußt zu dem Beschluß beitrug, den ich jetzt faßte, noch diesen Winter nach Italien zu reisen. Es war lange von dieser Reise die Rede gewesen, aber Sonja hatte sich dem stets widersetzt, als einem Verrat an unserer Freundschaft. Doch diese Freundschaft, die mir auf der einen Seite so teuer war, und die mir so viele reiche Freude schenkte, fing gleichzeitig an durch ihre zu großen Ansprüche einen Druck auf mich auszuüben. Ich sage dies, um Sonjas spätere Lebenstragödie zu erklären; ihre idealistische Natur verlangte etwas Ganzes, was das Leben nur höchst selten gewähren kann, ein vollkommenes Zusammenschmelzen zweier Seelen, wie sie es weder in der Freundschaft noch später in der Liebe zu realisiren vermochte. Ihre Freundschaft ebenso wie später ihre Liebe war tyrannisch in dem Verstande, daß sie es nicht gestattete, daß der andere Teil ein Gefühl, einen Wunsch, einen Gedanken hatte, der nicht auf sie gerichtet war. Sie wollte den Menschen, den sie liebte, so ganz und gar besitzen, daß dadurch die Möglichkeit eines eigenen individuellen Lebens bei dem andern fast ganz und gar ausgeschlossen wurde, und ist dies schon in einem Liebesverhältnis fast ganz unmöglich, wenigstens doch zwischen zwei auf gleich hoher Entwicklungsstufe stehenden Wesen, so ist es natürlich noch weit mehr der Fall, wo es sich um ein Freundschaftsverhältnis handelt, bei dem die individuelle Freiheit der beiden Betreffenden gleichsam das Grundelement bildet.

Hierin liegt auch wohl die Erklärung des Umstandes, daß die Mutterfreude das Bedürfnis ihres Herzens nach Liebe so wenig zu befriedigen vermochte. Ein Kind liebt nicht so, wie es sich lieben läßt; ein Kind geht nicht ganz in den Interessen eines andern auf, es ist mehr empfangend als gebend, und Sonja bedurfte einer gebenden Liebe, sehnte sich darnach.

Hiermit will ich jedoch keineswegs gesagt haben, daß sie selber in ihrem Verhältnis zu denen, die sie liebte, mehr forderte, als sie gab. Im Gegenteil, sie gab unendlich viel, schenkte ihre Sympathie im reichsten Maße, war verschwenderisch in Bezug auf kleine Aufmerksamkeiten und wäre zu jedem Opfer bereit gewesen. Aber sie verlangte, daß man ihr alles wieder gewährte, was sie gab, daß man ihr auf halbem Wege begegnete; sie wollte fühlen, daß sie ebenso viel für den Gegenstand ihrer Liebe oder Freundschaft bedeute wie dieser für sie.

Während dieses Herbstes hatte Sonja außer den literarischen Widerwärtigkeiten noch einen schweren, bittern Kummer erlitten. Die Schwester, an deren Krankenbett sie schon so häufig über Land und Meer geeilt war, mit Aufopferung aller eigenen Pläne und Wünsche, nur um bis zuletzt an ihrer Seite sein zu können, war im Herbst nach Paris gebracht worden, um sich dort einer Operation zu unterziehen. Sonja war zu dieser Zeit durch ihre Vorlesungen an der Universität gebunden, wäre sie aber gerufen worden, würde sie noch einmal gereist sein, und hätte es ihr ihre Stellung und ihren Lebensunterhalt gekostet. Aber man versicherte sie, daß die Operation ungefährlich sei und daß die Aerzte die beste Hoffnung auf völlige Genesung hegten. Sie hatte bereits die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Operation erhalten, als plötzlich ein Telegramm den Tod der Schwester meldete. Eine Lungenentzündung war hinzugetreten, und schwach, wie die Patientin war, hatte sie keine genügende Widerstandskraft besessen.

Sonja hatte stets mit inniger Liebe an dieser Schwester gehangen, und zu dem Kummer, sie für immer verloren zu haben und nicht einmal in der letzten Stunde bei ihr gewesen zu sein, obwohl sie schon so viele Opfer gebracht hatte, um diese Liebespflicht zu erfüllen, gesellte sich jetzt noch der Gram über das traurige Schicksal der einst so glänzenden, so gefeierten Anjuta. Von einer langjährigen, qualvollen Krankheit verzehrt, in allen Lebenshoffnungen getäuscht', unglücklich in ihren persönlichen Verhältnissen, in ihrer Entwicklung als Schriftstellerin gehemmt, und dann nach allen diesen Leiden nichts als der Tod, der unerbittliche Tod in der Blüte ihrer Jahre!

Und für eine so reflektirende Natur wie die Sonjas vergrößerten sich alle Leiden, weil sie sie generalisirte. Das Unglück, das sie oder eines ihrer Lieben betraf, wurde zum Unglück der Menschheit, und sie litt infolge dessen nicht nur ihr eigenes Leid, sondern auch gleichzeitig das aller anderen.

Es schmerzte sie sehr, daß jetzt mit dem Heimgang der Schwester das letzte Band zerrissen war, das sie mit dem Heim ihrer Kindheit verknüpft hatte.

„Es gibt niemand mehr, der sich meiner als der kleinen Sonja erinnert," sagte sie. „Euch allen bin ich Frau Kowalevsky, die berühmte Gelehrte. Für niemand mehr bin ich die kleine, scheue, verschlossene, zurückgesetzte, kindliche Sonja!"

Mit der großen Selbstbeherrschung, die sie besaß, und ihrer Fähigkeit, ihre wirklichen Gefühle zu verbergen, zeigte sie sich im geselligen Leben genau so wie immer.

Sie legte nicht einmal Trauer an — die Schwester hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen Schwarz

gehabt, ebenso wie sie selber, und sie hielt es für einen falschen Konventionalismus, sie äußerlich zu betrauern — aber der tief erregte Zustand ihres Innern machte sich in hochgradiger Nervosität bemerkbar. Sie konnte bei der geringsten Gelegenheit in Thränen ausbrechen, zum Beispiel wenn jemand sie auf den Fuß trat oder ihr Kleid zerriß; bei dem geringsten Widerspruch geriet sie in die größte Heftigkeit. Sich selber analysirend, wie sie es stets that, sagte sie: „Mein großer Kummer, den ich zu beherrschen suche, schafft sich einen Ausweg in kleinlicher Reizbarkeit. Es ist die allgemeine Tendenz des Lebens, alles in Kleinlichkeit zu verwandeln und einem niemals den Trost eines ungeteilt großen Gefühls zu gönnen."

Sie hoffte, daß die Schwester Mittel oder Wege finden werde, sich ihr zu offenbaren, entweder im Traum oder in einem Gesicht. Sie bewahrte nämlich während ihres ganzen Lebens den Glauben an die Bedeutung der Träume, von dem schon ihre Jugendfreundin erzählt, sowie auch an Ahnungen und Offenbarungen in anderer Form.

Sie wußte stets lange voraus, ob ein Jahr für sie glücklich oder unglücklich werden würde. Daß ihr das Jahr 1887 eine große Freude und einen großen Kummer bereiten würde, das wußte sie, wie sie schon jetzt sagte, daß 1888 eins der glücklichsten Jahre ihres Lebens werden würde, 1890 hingegen eins der bittersten. 1891 würde wieder einen Lichtstrahl bringen. Dieser Lichtstrahl war ihr Tod!

Qualvolle Träume hatte sie stets, wenn jemand von ihren Lieben litt oder etwas that, was ihm Leiden verschaffen konnte. Während der letzten Nächte vor dem Tode der Schwester hatte sie so schwere Träume gehabt, zu ihrer eigenen Verwunderung, da die Nachrichten günstig lauteten. Als aber das verhängnisvolle Telegramm eintraf, sagte sie, daß sie darauf hätte vorbereitet sein sollen.

Indessen kam die Offenbarung nach dem Tode, auf die sie gewartet und gehofft hatte, nicht.

XII.

Ich verließ Schweden im Januar 1888 und wir sahen uns erst im September 1889 wieder. Es waren nicht volle zwei Jahre vergangen, aber unser beiderseitiges Leben hatte während dieser Zeit seine entscheidendste Krisis durchgemacht, und wir sahen uns als ganz andere Menschen wieder. Wir traten einander nicht wieder so nahe wie früher, da wir beide von unserem eigenen Lebensdrama in Anspruch genommen waren, und keine der andern die ganze Sachlage des Konfliktes mitteilen wollte, in dem wir uns befanden. Da es in dieser Schilderung meine Aufgabe ist, von dem zu berichten, was mir Sonja über sich selber erzählt hat, will ich auch von diesem ihrem letzten Lebensschicksal nur das mitteilen, was sie mir gesagt hat, obwohl dies naturgemäß einen schwebenderen, unbestimmteren Charakter erhält als meine anderen, sie betreffenden Mitteilungen, weil sie mir um diese Zeit nicht mehr so wie früher vollen Einblick in ihre Seele gewährte.

Sie hatte bald nach meiner Abreise einen Mann kennen gelernt, der ihrer Aussage nach die genialste Persönlichkeit war, die sie jemals gekannt hatte. Gleich bei ihrer ersten Begegnung hatte sie sich mit der stärksten Sympathie und Bewunderung zu ihm hingezogen gefühlt, und diese Empfindungen hatten sich allmälich zu einer leidenschaftlichen Liebe entwickelt. Er seinerseits war ihr mit warmer Huldigung begegnet und hatte sie sogar gebeten, seine Gattin zu werden. Aber sie war der Ansicht, daß ihn mehr die Bewunderung als die Liebe zu ihr zöge, und sie weigerte sich deswegen ganz natürlich, eine Ehe mit ihm einzugehen, strebte aber mit der ganzen Energie ihrer Seele darnach, ihn völlig zu gewinnen und ihm dieselbe Liebe einzuflößen, die er in ihr erweckt hatte. Dieser Kampf war ihre ganze Lebensgeschichte während der beiden Jahre, daß wir von einander getrennt gewesen waren. Sie quälte ihn und sich selbst mit ihren Ansprüchen, sie machte ihm heftige Eifersuchtsscenen, sie trennten sich wiederholt in höchster Erbitterung, Sonja, ein Opfer der Verzweiflung, sahen sich wieder, söhnten sich mit einander aus und rissen sich abermals gewaltsam los.

Ihre Briefe an mich aus dieser Zeit geben sehr wenig von ihrem innern Leben wieder. Sie war von Natur sehr verschlossen, wo es sich um ihr tiefstes Gefühlsleben handelte, besonders in Bezug auf ihren Kummer, und nur unter dem Einfluß des persönlichen Verkehrs konnte sie bis zur Vertraulichkeit auftauen, weswegen ich auch erst bei meiner Rückkehr nach Schweden das erfuhr, was ich von dieser Herzensangelegenheit weiß. Ich will doch im Auszug die charakteristischsten ihrer schriftlichen Aeußerungen während dieser Zwischenzeit wieder geben.

Kurz nach meiner Abreise im Januar 1888 schreibt sie:

„Diese Geschichte mit E. (sie bezieht sich auf ein Ereignis in ihrem Bekanntenkreis in Stockholm) hat mich auf den Gedanken gebracht, mich, sobald ich meine Freiheit wieder gewinne, mit meinem Erstgeborenen, dem „Privatdocenten" zu beschäftigen. Ich glaube, wenn ich den Roman ganz und gar umarbeite, kann ich etwas Vorzügliches aus diesem Stoff machen. Ich fühle mich wirklich ganz stolz, schon in so jungen Tagen ein so scharfes Verständnis für gewisse Seiten des menschlichen Lebens gehabt zu haben. Wenn ich jetzt E.'s Gefühle G. gegenüber analysire, so finde ich, daß ich das Verhältnis meines Privatdocenten zu seinem Professor ganz

richtig geschildert habe. Und welch eine vorzügliche Gelegenheit, Sozialismus zu predigen! Oder wenigstens die These zu entwickeln, daß ein demokratischer, aber nicht sozialistischer Staat der entsetzlichste Horror ist, den es gibt —"

Bald darauf schreibt sie:

„Vielen Dank für Deinen Brief aus Dresden. Ich freue mich jedesmal stets so unbeschreiblich, wenn ich einige Zeilen von Dir bekomme, und doch hat Dein Brief im ganzen einen sehr melancholischen Eindruck auf mich gemacht. Nun ja, was ist dabei zu machen! So ist das Leben nun einmal, man bekommt nie das, was man haben will und was man nötig zu haben glaubt. Alles andere, nur nicht gerade dies. Ein anderer Mensch wird das Glück haben, das ich mir gewünscht, und woran er niemals gedacht hat. Die Bedienung bei le grand festin de la vie muß nur sehr mangelhaft sein, denn alle Gäste erhalten scheinbar mit dem Füllöffel Portionen, die für einen andern bestimmt sind. Jedenfalls scheint Nansen die von mir gewünschte Portion erhalten zu haben. Er ist so begeistert für seine Grönlandsreise, daß sich wohl keine Braut mit derselben messen könnte. Du mußt folglich Deinen geistreichen Plan, ihm zu schreiben, aufgeben, denn ich fürchte, weißt Du, daß nicht einmal das Bewußtsein, daß — ihn von dieser Reise zu den Geistern der großen Verstorbenen abhalten könnte, die einer lappischen Sage zufolge über den grönländischen Eisfeldern schweben.

„Was mich anbetrifft, so arbeite ich, so viel ich vermag (an meiner Preisaufgabe), aber ohne weitere Lust oder Begeisterung."

Sonja hatte kurz vorher Frithiöf Nansens Bekanntschaft gelegentlich seines Besuches in Stockholm gemacht, und seine ganze Persönlichkeit, sowie sein kühner Reiseplan hatten sie lebhaft interessirt. Sie hatten sich nur ein einzigesmal gesehen, hatten aber beide einen so tiefen Eindruck von dieser Begegnung gehabt, daß sie es später beide für wahrscheinlich hielten, daß diese starke Sympathie, falls nicht etwas anderes dazwischen gekommen wäre, sich zu etwas für sie Entscheidendem hätte entwickeln können.

In ihrem nächsten, ebenfalls im Januar geschriebenen Brief äußert sie sich hierüber folgendermaßen:

„Ich befinde mich augenblicklich völlig unter dem Eindruck der aufregendsten Lektüre, die mir jemals in die Hand gekommen ist. Heute erhielt ich nämlich von Nansen einen kleinen Aufsatz mit dem Plan zu seiner beabsichtigten Wanderung durch Grönlands Eisgefilde. Ich bin ganz melancholisch, seit ich es gelesen habe. Nun hat er auch ein Angebot von fünftausend Kronen von einem dänischen Großhändler Gamel für diese Reise erhalten, so daß ich vermute, keine Macht der Welt kann ihn mehr davon abhalten. Der Aufsatz ist übrigens so interessant und so gut geschrieben, daß ich ihn Dir schicken werde, sobald ich Deine genaue Adresse weiß (natürlich unter der Bedingung, daß Du ihn mir sofort wieder zurückschickst), denn wenn man diesen kleinen Aufsatz gelesen hat, kann man sich eine annähernde Vorstellung von dem Menschen machen. Heute habe ich auch mit B. über ihn gesprochen. B. behauptet, daß seine Arbeiten geradezu genial sind, und findet auch, daß er viel zu gut ist, um sein Leben in Grönland aufs Spiel zu setzen."

In ihrem nächsten Brief machten sich schon die ersten Anzeichen der Krisis bemerkbar, die nun in ihr Leben eintreten sollte. Der Brief ist nicht datirt, muß aber aus dem März desselben Jahres stammen. Jetzt hat sie den Mann kennen gelernt, dessen Einfluß für den Rest ihres Lebens entscheidend werden sollte. Sie schreibt:

„Du stellst mir auch noch andere Fragen, aber die will ich mir nicht einmal selber stellen, und Du mußt deswegen entschuldigen, wenn ich sie unbeantwortet lasse. Das einzige, was leider sicher ist, das ist, daß ich nun zehn lange, unendliche Wochen einsam in Stockholm zurückbleibe. Aber es ist vielleicht ebenso gut, daß ich es mir einmal so recht klar mache, wie allein ich im Grunde stehe."

Ich hatte ihr mitgeteilt, daß ich in Rom gehört habe, Nansen solle bereits seit mehreren Jahren mit einer deutschen Dame verlobt sein, und als Antwort hierauf erhielt ich bald nach dem vorhergehenden Schreiben folgenden heiteren Brief:

„Liebe Anna Charlotte!

‚Souvent femme varie,
Bien sot est, qui s'y fie!'

„Hätte ich Deinen Brief mit der entsetzlichen Nachricht vor ein paar Wochen erhalten, so wäre mir wohl das Herz gebrochen. Nun aber muß ich zu meiner eigenen Schande gestehen, daß ich, als ich Deine teilnahmsvollen Zeilen las, unwillkürlich in ein herzliches Gelächter ausbrechen mußte. Gestern war überhaupt ein schwerer Tag für mich, denn der dicke M. reiste am Abend ab. Ich hoffe, jemand von den Deinen wird Dir schon über unsere veränderten Pläne geschrieben haben, so daß ich darüber nicht zu sprechen brauche. Im ganzen kann ich nicht umhin zu sagen, daß diese Aenderung auch für mich persönlich günstig ist, denn wenn der dicke M. geblieben wäre, weiß ich nicht, wie ich hätte zum Arbeiten kommen sollen. Er ist so groß, so „großgeprägt", wie sich K. in seiner Festrede so genial ausdrückte, und er nimmt so entsetzlich viel Platz ein, nicht allein auf unserm Sofa, sondern auch in der Gedankenwelt, daß es mir ganz unmöglich war, in seiner Gegenwart an etwas anderes zu denken als

an ihn selber. Obgleich wir während seiner zehntägigen Anwesenheit in Stockholm ausschließlich zusammen gewesen sind, meistens unter vier Augen, und über nichts als über uns selbst gesprochen haben, und zwar mit einer Offenherzigkeit, derengleichen Du nicht leicht finden wirst, so bin ich völlig außer stande, meine Gefühle für ihn zu analysiren. Am besten gebe ich meinen Eindruck mit Mussets großartigem Vers wieder:

‚Il est très joyeux et pourtant très maussade;
Détestable voisin, excellent camerade;
Extrêmement futil et pourtant très posé;
Indignement naïf et pourtant très blasé,
Horriblement sincère et pourtant très rusé.'

„Und obendrein ein echter Russe. Und eins ist sicher, er hat in seinem kleinen Finger mehr Geist, als wie Du aus dem ganzen Ehepaar X herauspressen könntest, selbst wenn Du sie mit einer hydraulischen Presse bearbeiten wolltest."

Der Schluß des Briefes enthält die Entwicklung allerlei Reisepläne für den Sommer, die jedoch nicht zur Ausführung kamen, weshalb ich hier nur das Wichtigste anführen will:

„Ich glaube kaum, daß ich nach Boulogne komme, (zu dem Jubiläum, das sie stets mitzumachen beabsichtigte), teils weil eine solche Reise immer ziemlich kostbar wird, durch Toiletten und so weiter, teils weil alle dergleichen Festlichkeiten im Grunde langweilig und durchaus nicht nach meinem Geschmack sind. Es ist sehr wichtig für mich, nach Paris zu kommen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Vom fünfzehnten Mai bis zum fünfzehnten Juni beabsichtige ich in Paris zu sein, und dann reisen wir mit dem dicken M. nach Italien, um dort mit Dir zusammen zu treffen, denn es ist eine abgemachte Sache, daß wir den Sommer dort zusammen verbringen wollen. Das ist das Wichtigste. Wo aber? Diese Detailfrage interessirt mich weniger. Ich meinerseits schlage die italienischen Seen oder Tirol vor; M. geht auf den Vorschlag ein; im Grunde möchte er uns gerne überreden, mit ihm über Konstantinopel nach dem Kaukasus zu reisen. Ich muß zugeben, daß sein Vorschlag sehr verlockend ist, besonders, da er versichert, daß diese Reise gar nicht so kostbar ist. Aber in Bezug auf diesen Punkt habe ich meine Zweifel, und ich denke, wir thun klüger, wenn wir uns an bekannte und zivilisirte Länder halten. Da ist noch ein Umstand, der in meinen Augen für den ersteren Plan spricht; ich möchte so schrecklich gern einige von meinen vielfachen Phantasien und Träumen dem Papier anvertrauen.

„Du mußt doch auch anfangen zu arbeiten, nachdem Du Dich alle diese Monate ausgeruht hast, und das ist doch nur möglich, wenn wir uns an einem schönen Ort niederlassen und ein stilles, idyllisches Leben führen. Und nie ist man so aufgelegt, Romane zu schreiben, wie in Gesellschaft des dicken M., denn trotz seiner groß angelegten Dimensionen (die übrigens ganz im Stil eines russischen Bojaren sind) ist er der vollendetste Romanheld (selbstverständlich für einen realistischen Roman), der mir jemals im Leben vorgekommen ist. Für einen guten literarischen Kritiker mit dem heiligen Funken halte ich ihn auch."

*

Es wurde nichts aus unserem Plan, den Sommer gemeinsam zu verbringen. Sonja traf Ende Mai mit ihrem neuen russischen Freund in London zusammen; im Laufe des Sommers reiste sie nach dem Harz und suchte Weierstraß auf, um seinen Rat in Bezug auf die Schlußredaktion ihrer Arbeit einzuholen, die sie im Frühling halbfertig an die französische Akademie eingesandt hatte, sich das Recht vorbehaltend, vor der Preisverteilung am Ende des Jahres eine vollständigere Entwicklung der Frage einzuliefern. Wie angestrengt sie während dieser Frühlingsmonate arbeitete, geht aus den kurzen Briefen hervor, die ich in dieser Zeit erhielt. Der eine, aus Stockholm datirte Brief ist gemeinsam an mich und an meinen Bruder gerichtet, wir hielten uns nämlich um diese Zeit zusammen in Italien auf.

„Meine lieben Freunde!

„Ich kann euch keine langen Briefe schreiben, denn ich arbeite, so viel ich nur vermag und wie es überhaupt nur für einen Menschen möglich ist zu arbeiten. Ich weiß noch nicht, ob ich mit meiner Abhandlung fertig werde oder nicht. Ich bin auf eine Schwierigkeit gestoßen, mit der ich nicht fertig werden kann. Ich habe an Weierstraß geschrieben und ihn gebeten, mir zu helfen. Wenn er es auch nicht kann, bin ich verloren."

Bald darauf, Ende Mai, befindet sie sich auf der Reise nach London und schreibt folgende Zeilen:

„Geliebte Anna Charlotte!

„Hier sitze ich nun in Hamburg und warte auf den Zug, der mich in einer halben Stunde nach Vlissingen und weiter nach London führen soll. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welch ein Genuß es mir ist, mir selber wieder einmal anzugehören, wieder Herr meiner eigenen Gedanken zu sein und sich nicht gezwungen zu fühlen, sie par force auf ein einziges Thema konzentrirt zu halten, wie ich es in den letzten Wochen mußte."

Während ihres Aufenthalts im Harz beklagte sie sich auch über den Zwang, den ihre Arbeit ihr auferlegte. Hier hatten sich um den alten Veteran Weierstraß eine ganze Menge jüngerer Mathematiker geschart: Mittag-Leffler, der Italiener Volterra, die Deutschen Cantor, Hurwitz und andere. Es wurden natürlich sehr interessante Unterhaltungen zwischen

allen diesen Vertretern derselben Wissenschaft geführt, und Sonja bedauerte sehr, daß sie eingeschlossen bei ihrer Arbeit sitzen mußte, statt sich an dem genußreichen Zusammenleben zu beteiligen; auch war sie eifersüchtig auf die anderen, die mehr Zeit hatten als sie, den geistreichen Mitteilungen zu lauschen, mit denen die Unterhaltung des hochbewunderten Lehrers angefüllt war.

Im September kehrte sie nach Stockholm zurück und während der nun folgenden Herbstmonate lebte sie in einem Zustand der Ueberspannung, der ihre Kraft für lange Zeit untergraben sollte. Dies Jahr 1888 sollte, wie sie so lange vorausgesehen hatte, sie auf den Gipfel des Glückes und Erfolges führen, gleichzeitig aber trug es in seinem Schoß den Kummer und die Sorgen, die mit Anbruch des neuen Jahres über sie hereinbrachen.

Als sie am Weihnachtsabend 1888 bei der feierlichen Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften, in Gegenwart einer ganzen Reihe der berühmtesten Gelehrten der Zeit, persönlich den Bordinschen Preis in Empfang nahm, der nicht nur die größte wissenschaftliche Auszeichnung enthielt, die jemals einer Frau zu teil geworden ist, sondern sogar eine der größten Auszeichnungen, die ein Mann erlangen kann, da war der Mann in ihrer Nähe, in dessen Gesellschaft sie die größte Befriedigung alles dessen gefunden hatte, wonach ihre Seele dürstete und ihr Herz verlangte. Sie besaß in diesem Augenblick alles, was sie jemals als das höchste Glück des Lebens erträumt hatte: die höchste Anerkennung für ihren Geist und ein Ziel für das ganze Bedürfnis ihrer nach Liebe dürstenden Seele! Aber es erging ihr wie der Prinzessin, in deren Wiege die Feen alle guten Gaben gelegt hatten, deren Wirkung aber vollständig vernichtet wurde durch die unglückselige Beigabe einer mißgünstigen Fee. Wohl hatte sie im Leben stets alles erlangt, was sie sich wünschte, stets aber zu unrechter Zeit und unter Umständen, die ihr das Glück verbitterten.

Inmitten ihrer angestrengtesten Arbeit für den Preis, den zu gewinnen sie jetzt als Ehrensache betrachtete, da alle ihre mathematischen Freunde wußten, daß sie daran arbeitete, mußte dieser neue Umschlag in ihrem persönlichen Leben kommen, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte. Sie lebte während der letzten Monate, die der Einsendung ihrer Abhandlung voraufgingen, in einem entsetzlichen Kampf der verschiedenen Anforderungen, welche die Frau und die Gelehrte in ihr an sie stellten. Physisch rieb sie sich völlig auf, indem sie fast ausschließlich des Nachts arbeitete. Geistig litt sie nicht weniger unter dieser Spaltung in den tiefsten Bedürfnissen ihrer Natur, dem Wunsch, eine intellektuelle Aufgabe zu lösen und dem Verlangen, sich dem neuen, mächtigen Gefühl hinzugeben, das sie beherrschte. Dieser Konflikt muß wohl bis zu einem gewissen Grade an alle Frauen herantreten, die sich einer individuell produktiven Wirksamkeit widmen, und es ist wohl im Grunde der stärkste Einwand, der gegen die Entwicklung derartiger Anlagen bei einer Frau erhoben werden kann, daß sie dadurch unfähig gemacht werden, so ganz in einem Liebesverhältnis aufzugehen, wie es wohl jeder Mann von seiner Gattin oder seiner Geliebten wünscht. Für Sonja war es in diesem Falle eine unendliche Qual zu fühlen, daß ihre Arbeit sich zwischen sie und den Mann stellte, dem sie alle ihre Gedanken hätte widmen mögen. Sie hatte eine dunkle Ahnung, ohne daß dieser Punkt je zwischen ihnen berührt wurde, daß es erkaltend auf ihn wirkte, sie gerade zu dem Zeitpunkt, wo die stärkste Sympathie sie zu einander hinzog, so völlig von einem Streben in Anspruch genommen zu sehen, das in seinen Augen vielleicht nur als ein eitles Streben nach Auszeichnung und Ehre erscheinen mochte und zwar nach einer Art Ehre, die eine Frau in den Augen eines Mannes nicht begehrenswert macht.

Eine Sängerin, eine Schauspielerin, die mit Lorbeerkränzen überschüttet wird, findet oft durch diese Triumphe den Weg zu dem Herzen eines Mannes, — dies waren Sonjas eigene Reflexionen — ebenso eine schöne Frau, die in einem Salon Triumphe feiert. Eine Frau hingegen, die studirt, bis ihre Augen rot sind und ihre Stirn mit Runzeln bedeckt ist, um den Preis einer Akademie der Wissenschaften zu erringen, was kann wohl an der die Phantasie eines Mannes fesseln!

Und sie sagte sich voller Erbitterung, daß sie unverantwortlich handle, wenn sie nicht ihre Eitelkeit und ihren Ehrgeiz zum Opfer brachte, um das zu gewinnen, was so viel mehr für sie bedeutete als alle Erfolge der Welt. Und doch war sie nicht dazu im stande.

Sich jetzt zurück zu ziehen, würde gleichbedeutend mit einer Inkompetenzerklärung sein. Die Macht der Verhältnisse wie auch ihre eigene Natur trieben sie unwillkürlich vorwärts, dem Ziel entgegen, das sie sich einmal gesetzt hatte. Hätte sie im voraus geahnt, was es sie kosten würde, diese Arbeit so bis zur letzten Stunde hinauszuschieben, so würde sie sich wohl nicht haben verleiten lassen, ihre Zeit mit dem „Kampf ums Glück" zu vertändeln, dessen Ausarbeitung ihren jetzigen Kampf ums Glück so viel schwerer machte, als es nötig gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

(Fortſetzung.)

Frau Holſt begrüßte Fritz mit ſtolzer Freundlichkeit ungefähr wie eine Oberhofmeiſterin an einem Hofe. Aber als er Nikolai Holſt ſuchte, ſtutzte er, da er ihn in einem Nebenzimmer in einem geflüſterten Geſpräch mit Doktor Rode traf. Er trat ziemlich ſchnell auf ſie zu und hörte ſeinen Namen nennen, weshalb er ſich mit einem: „O, ich bitte!“ zurückzog.

„Nein, nein, treten Sie nur näher,“ beeilte ſich Holſt zu rufen, „willkommen! Ich höre, Sie kennen Doktor Rode. Sie ſind ja Freunde.“

Fritz ahnte, daß Holſt ſich an Rode als Referenz über ihn gewandt habe, aber er antwortete ganz unbefangen, indem er mit einem kalten Blick auf dieſen ſich halb zu ihm wandte und ſagte: „Ja, unſere Freundſchaft ſcheint noch nicht ſo intimer Natur zu ſein, denn bis dahin hat er mir noch nicht erzählt, daß er Sie kenne.“

Eine leichte Röte fuhr über Holſts Geſicht, als Fritz ihn wieder mit einem feinen Lächeln anſah und etwas in dem Blick ſuchte, während Rode anſcheinend ganz unberührt war. Er ſtand auf demſelben Fleck und ſtrich die Handſchuhfinger feſter. „Ich weiß nicht, daß ich eine Veranlaſſung hatte, Dir das zu erzählen,“ ſagte er trocken.

„Aber ich will die Unterhaltung nicht ſtören,“ ſagte Fritz ſchnell und entſchuldigend.

Holſt fand es jedoch für zweckmäßig, ihm in den Salon zu folgen.

Es war hier etwas Feindliches gegen ihn, das war klar, aber er hätte es nicht beachtet, wenn er nur gewußt hätte, von welcher Seite das komme. Sollte es von Rode kommen? Oder ſollte er ſogar ſo blind ſein, Auguſte ſelbſt zu verkennen?

Im Salon zog man ihn ins Geſpräch; er war ja einer der Eingeweihten in der Theaterliteratur und Kunſt, über die man gerade ſprach. Ein paarmal hatte er Gelegenheit, einige Worte mit Auguſte zu wechſeln, aber er war vorſichtig. Jetzt wollte er ſpähen, ohne bemerkt zu werden, und zur äußeren Sicherheit beſchäftigte er ſich ein wenig mehr als gewöhnlich mit Milla Juell, die ſich durch dieſe Aufmerkſamkeit ſehr geſchmeichelt fühlte, ſo daß ſie lauter Lächeln und Entgegenkommen und hin und wieder wahrhaft kokett war. Es ſchien ihm, als beobachtete ihn Auguſte; jedenfalls war es, als ſie dort in der Thür ſtand und mit Nikolai Holſts Geſchäftsfreunden ſprach, klar, daß ſie ihn nicht aus den Augen verlor, während er mit Milla Juell ſcherzte. Aber er ſah auch, daß Rode offenbar Gelegenheit ſuchte, um ſie zu ſein, und beim Souper ſah er ſie lange zuſammen ſtehen und ſprechen.

Er ſchritt an ihnen vorüber und hörte, daß ſie Du zu einander ſagten, und einen Augenblick darauf gewahrte er, daß ſie ſehr heiter lachte und Rode ihr die Hand küßte.

Es brannte in ſeinem Herzen vor Eiferſucht und Ungeduld, und es war auch nicht wunderbar, daß Frau Juell, mit der er ſprach, ihn ſehr zerſtreut fand und ihren leeren Kompotteller ſelbſt auf den Tiſch ſetzen mußte.

Das konnte ſo nicht länger gehen; er mußte einen Schlag wagen. Er mußte ſehen, noch heute abend mit ihr ſprechen zu können.

Sie ſtand in dem kleinen Nebenzimmer mit Frau With und einer andern Dame, die flüchtig einen Haufen Photographien aus Italien durchblätterte. Vom Salon aus hatte er ſie am Tiſche ſtehen ſehen und glaubte, daß ſie allein ſei, aber jetzt ging er doch zu ihr hin. Als er in die Thür trat, richtete ſie ihre großen Augen ernſt auf ihn; ohne daß er es merkte, war ſie erblaßt, als er ihr entgegentrat. Sie begannen über gleichgiltige Dinge zu ſprechen, bis, wie er gehofft hatte, die beiden älteren Damen ſich entfernten.

Er drehte ſich um und ſah ihnen nach, bis ſie im Salon Platz genommen hatten. Dann trat er

näher zu Auguste heran, stellte sich mit dem Rücken gegen den Salon und stützte die Hand auf den Tisch. „Ich suchte Sie hier," sagte er gedämpft, fast flüsternd, „weil es mir nichts nützen kann, länger Versteck zu spielen, und weil ich es nicht länger ertrage. Vom allerersten Anfang an haben Sie gesehen, daß ich Sie liebe; nicht allein Sie, auch Ihr Bruder und Ihre Mutter werden es wissen. Zu Ihnen habe ich es ja fast geradezu gesagt. Ich weiß nicht, weshalb ich heute abend" — er blickte sich unruhig um. „Ich muß Gewißheit haben über mein Schicksal — ich muß wissen, ob Sie —"

Er hielt inne, und sie sah auf. Sie war blaß, die Lippen zuckten, aber es war etwas in seinem Auge, das ihr anzudeuten schien, er sei zu allem fähig, wenn er ein Nein bekäme. Sie selbst war viel ruhiger; es war wohl eine flüchtige Röte über ihr Gesicht gekommen, aber es war doch, als ob es ihr nicht unerwartet gekommen wäre und als ob sie auf einem ganz sichern Boden stände. Sie begriff selbst nicht, weshalb sie so ruhig sein konnte.

„Sie antworten nicht," sagte er, indem er einen Schritt zurücktrat und sich in die Lippen biß, während sein Blick Angst und Flehen auszudrücken schien.

„Ich weiß nicht — ja, ich wollte," berichtigte sie sich plötzlich mit dem Ton eiliger Versicherung in der Stimme, da sie sah, daß sein Gesicht sich finster zusammenzog, „ich wollte Ihnen gern alles das sagen, um was Sie bitten, aber ich kann nicht, ich darf nicht — ich muß aufrichtig sein und Ihnen alles sagen —"

„Daß Sie einen andern lieben — Doktor Rode!"

„O —" Sie blickte ihn lächelnd mit einem so wahrhaft unschuldigen Ausdruck an, daß es nicht mißzuverstehen war. „Das ist nur eine Bekanntschaft aus den Kinderjahren." Und sie bewahrte das Lächeln, als sie an den Tisch trat und eine Mappe ergriff.

„Aber er macht Ihnen den Hof!"

„Nun vielleicht," antwortete sie und blickte ihn wieder an. „Aber das war es nicht, was ich Ihnen sagen wollte; die Mutter und mein Bruder sind nicht günstig gegen Sie gestimmt — jetzt habe ich es Ihnen gesagt. Deshalb darf ich Ihnen auch jetzt nicht mehr sagen. Wir kennen uns erst so kurze Zeit, und Mutter hat das Recht —"

„Sie lieben also keinen andern?"

„Nein." Sie blickte unruhig in den Saal hinein und machte Miene, sich zu entfernen.

„Dann hoffe ich! — Nicht wahr, Sie gestatten mir zu hoffen?"

„Lassen Sie es bleiben, wie es bisher war," sagte sie bestimmt, die Augenbrauen ein wenig wie mißbilligend zusammenziehend, und ging hinein.

Nach einem Augenblick folgte er ihr. Ganz hinten in einer Ecke des Salons sah er Rode, und ihre Blicke begegneten sich, und es spielte ein Zug um Fritz' Lippen, der sehr wohl als ein triumphirendes Lächeln gedeutet werden konnte.

Jetzt war er ihrer sicher. Nur ein wenig Geduld und der eine oder andere Umstand, den er zu seinem Vorteil benutzen konnte. Und ein solcher mußte sich finden.

Im Saale bewegte sie sich unter den Gästen freundlicher, lebhafter und natürlicher denn je, aber sie wollte es offenbar vermeiden, seinem Blick zu begegnen; vielleicht fürchtete sie auch, daß andere darin mehr, als sie wünschte, sehen würden, und als sie sich endlich bei einer älteren Dame setzte, die sich ein wenig fremd und einsam in diesem Kreise fühlte, erschlaffte plötzlich der Ausdruck in ihrem Gesicht, als ob sie sehr müde wäre.

Fritz trat ans Piano und blätterte zerstreut in einigen Noten, während er über jedes Wort nachdachte, das drinnen in dem kleinen Zimmer gesprochen worden war, und während er so abgewandt von der ganzen Gesellschaft stand, konnte er sie wieder deutlich sehen, wie ihr Auge so wahrheitstreu und ruhig auf ihm ruhte, konnte die feinen nervösen Zuckungen ihres Mundes sehen, wenn sie sprach.

Da schlug ihn jemand leicht auf die Schulter, und er wandte sich um. Es war Rode.

„Was macht Dich hier so versunken?"

„Nur eine Romanze, sie heißt ‚La dame de coeur.'"

Sie blickten einander fest an, und Fritz ging zu den Damen.

XXV.

Er hatte also gesprochen, und sie meinte, daß ihr jetzt ein ernster Kampf bevorstehe, der manches in ihren gewohnten Verhältnissen tief berühren konnte.

Sie weinte auch, als sie sich nach der Gesellschaft allein befand. Sie hatte nicht ohne Anstrengung ihre Ruhe bewahrt, und als der Druck der Gegenwart der Fremden gehoben war, brach es in voller Kraft aus. Da war es ihr fast, als ob ihr etwas Unglückliches begegnet sei, obgleich sie fühlte, daß sie ihn liebte und daß es so kommen mußte.

Aber als sie nun am Morgen in ihrem Zimmer saß und in den Sonnenschein schaute, weinte sie nicht mehr; die Aussichten waren lichter und es zeigten sich Möglichkeiten, wo sie früher keine gesehen hatte.

Wenn sie nur fest an ihn glaubte und sich ganz auf sich selbst verließ, mußte es ja gut enden.

Wie war er wohl dazu gekommen, sie so zu lieben, daß er so bald den entscheidenden Schritt wagte? Sie erhob sich und warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel, als sie an demselben vorüberging, und als sie sich dann in das Fenster lehnte und auf die Vorübergehenden sah, konnte sie wohl begreifen, daß

er sie anders gefunden hatte als die anderen. Aber doch mußte es die rechte Liebe sein, welche sie beide so plötzlich getroffen hatte. Hier konnte keine Täuschung sein, und sie schüttelte lächelnd den Kopf bei dem bloßen Gedanken daran.

Nein, ganz gewiß nicht! Aber Mutter, was wird die Mutter sagen? Viel war noch zu überwinden, das war klar. Vielleicht sollte sie ihrer Mutter lieber alles sagen, aber sie scheute davor zurück, und es war ja auch eigentlich nichts zu sagen, nachdem sie die Sache selbst entschieden hatte. Sie hatte sich zwar nicht gebunden und die Sache in der Schwebe erhalten; sie fühlte sich auch etwas stolz darauf, daß sie seinen Antrag sofort so klug und anständig aufgenommen hatte und meinte, daß Schweigen kein Mangel an Wahrheit sei.

Man könnte ja auch sehr gut warten. Sie besaß ihn jetzt und fühlte sich als die Seinige durch die Bande der Liebe, die, wie sie fand, am stärksten seien; das geistige Besitzen sei stärker als das sinnliche Angehören, und sie wollte sich ihn denken als einen auf einer langen Reise Abwesenden. Man könnte ganz gut warten, und inzwischen hätte sie ein Recht, glücklich zu sein.

Aber dieses Glück wurde freilich oft gestört, wenn die anderen von ihm sprachen.

Besonders Nikolai schien Veranlassung zu suchen, kleine Ausfälle gegen Fritz zu richten, und ihre Mutter war jedenfalls nicht geneigt, ihn zu verteidigen.

„Weshalb hackst Du eigentlich stets so auf Randel los?" sagte Auguste bei einer Gelegenheit, als Nikolai ungewöhnlich spitz in seinen Ausdrücken gewesen war.

„Weshalb verteidigst Du ihn stets?" fragte Nikolai.

„Ja, weshalb — sage uns das," fügte die Mutter mit ihrer gewöhnlichen undurchdringlichen Ruhe hinzu, indem sie Auguste fragend anblickte.

„Weil ich stets diejenigen verteidige, welche ungerecht behandelt werden, und das werde ich immer thun, wem es auch gelte."

Sie fühlte sehr gut, daß die Aufmerksamkeit beider besonders auf sie gerichtet war, und es peinigte sie, daß sie nicht selbst merken konnte, ob jemand eine Veränderung in ihrem Ausdruck bemerkte.

„Er muß schrecklich gerechtfertigt in Deinen Augen erscheinen," sagte Nikolai ein wenig neckisch hingeworfen.

„Ja, das ist klar, daß wir ihn mit verschiedenen Augen betrachten, sonst würdest Du ihn nicht deswegen herabreißen, was ich als kühn und selbständig ansehe."

Die Mutter wünschte nicht, daß sich die beiden Geschwister auf das persönliche Gebiet verirren sollten, denn welchen Verdacht sie auch hegen mochte, sie wußte doch sehr gut, daß Auguste ihren eigenen Kopf hatte und daß nichts Entscheidendes geschehen würde, ohne daß sie es zuvor erfahre. Es sei jetzt besser, das Gespräch auf gewöhnliche Dinge zurückzuführen.

„Aber, liebe Auguste, alle Menschen sagen, daß er geradezu schreckliche Anschauungen über Religion und ähnliche Dinge habe."

„Ja, natürlich," sagte Nikolai, „er ist ein kleiner wütender Revolutionär."

„Er sagt es offen, was tausend andere denken, und das ist es, was mir als kühn und wahrheitsgetreu erscheint, gleichviel ob er recht hat oder nicht."

Und nun begann ein Disput über die Moral, welche den materialistischen Freidenkern eigen sei; ob sie wirklich der Güte, Treue und Noblesse Raum gäben oder ob sie nicht vielmehr, was man eine lose Moral nenne, in sich trügen. Frau Holst spielte auch darauf an, daß sie als gläubige Christin und Weib sich niemals mit einem Freidenker hätte verheiraten können, ohne es als ein Unglück und eine stete Unsicherheit zu fühlen.

Auguste fühlte nur zu gut, daß diese Worte an sie gerichtet waren, aber sie kämpfte tapfer dagegen an, und sie war sogar so glücklich, ihnen einen gewissen Dämpfer aufsetzen zu können, indem sie Rode anführte; er sei ja einig mit Fritz Randel, soweit sie es begriffen habe.

Es schien, daß man Rode nicht gerne angreifen wollte — gleichviel weshalb.

Indessen war dies nicht das einzigemal, daß Auguste ähnlichen Scharmützeln ausgesetzt war, und diesmal fühlte sie es sicherer und sicherer, daß sie denselben nicht entgehen könne und würde. Aber man könnte ja warten.

Fritz wurde die Zeit jedoch viel zu lang.

Es vergingen ja Wochen und Monate, und er konnte mit ihr nicht anders sprechen als wie mit einer Fremden und sie nicht ohne Zufall treffen. Er hatte sie klar genug durchschaut, um zu wissen, daß sie es als eine plumpe Berührung der Stimmungen fühlen würde, die stark genug waren, ohne durch Worte Ausdruck zu finden, wenn er die Schranke, die sie gesetzt hatte, durchbrach, ohne daß er einen neuen für die weibliche Schwärmerei giltigen Impuls anzuführen hatte.

Aber dazu wollte er den Streit benutzen, der sich über seine Berechtigung, in das Lehrerkollegium der Universität zu gelangen, erhoben hatte.

Schon waren einzelne zerstreute Angriffe hervorgekommen, aber der Hauptschlag sollte wiederum von Pastor Ruth gegen ihn gerichtet werden. Dieser hatte nicht verheimlicht, daß er auftreten würde, und er hatte in einem chevalereskeu Gefühl, daß die Partie eine gleiche und keine geheimnisvolle sein dürfe, direkt dafür gesorgt, daß dies zu Fritz' Kenntnis gelangte. Mit Arbeiten überhäuft, wie Ruth durch seine vielen Amtsgeschäfte war, erhielt er häufig in seinen

literarischen Beschäftigungen von theologischen Studenten Hilfe, die der Sache wegen es übernahmen, nach seiner Anweisung Material zu sammeln, und unter diesen war Wedel Stenersen der eifrigste. Es war Wedel eine innerliche Befriedigung, an der „Aufführung des wahren Tempelbaues" teilnehmen zu können, und je mühsamer die Arbeit war, je bescheidener seine Rolle, je verborgener und anscheinend undankbarer seine Teilnahme war, desto lieber war es ihm. Ruth fühlte sich auch von dem jetzt so stillen und ernsten jungen Mann besonders angezogen, dessen Ausdauer, Gewissenhaftigkeit und brennender Eifer nicht größer sein konnten.

Und er wandte sich auch gerade an Wedel, als die Rede davon war, aus Fritz' verschiedenen Artikeln Auszüge zu machen, und er erstaunte gar sehr, als der blasse und ruhige junge Mann errötete und während Ruths Erklärung, was nun zu thun sei, augenscheinlich in eine gewisse Unruhe geriet.

„Wenn Sie nicht glauben, daß es meine unbedingte Pflicht der Sache wegen ist," sagte Wedel zögernd, „dann würde ich es sehr gerne sehen, wenn diesmal ein anderer sich der Arbeit unterzöge. — Sie wissen, daß es nicht die Arbeit ist, die ich scheue..."

„Gewiß weiß ich das," antwortete Ruth, „aber was hindert Sie denn?"

„Ich bin Randels intimster Freund von Kindheit an gewesen, bis ich durch Gottes Hilfe auf andere Wege als die seinigen gelangte. — Aber ich fürchte, daß es vielleicht ein sündhafter Rückfall wäre, wenn ich meiner eigenen Gefühle wegen . . ."

„Keineswegs," sagte Ruth entschieden, jedoch in mildem Tone, indem er Wedels Hand zwischen die seinigen legte, „diese Gefühle machen Ihnen im Gegenteil die größte Ehre, und ich muß Sie wirklich um Entschuldigung bitten, daß ich das so ganz vergessen konnte; jetzt, wo Sie es sagen, erinnere ich mich Ihrer Freundschaft."

Wedels Gesicht verklärte sich. „Ich glaube, daß es vielleicht dennoch meine Pflicht wäre, gerade weil es mir so sehr widerstrebt —"

„Wenn niemand anders es thun könnte, ja! Aber Sie werden eine schönere Aufgabe bekommen, der Sie sich sicherlich lieber unterziehen werden. Ich möchte Randel gerne davon benachrichtigen, daß er sich von meiner Seite eines Angriffs zu versehen habe. Glauben Sie nicht, daß Sie dies übernehmen könnten?"

So wurde es Wedel Stenersen, welcher Fritz die Nachricht überbrachte, und nach der Verabredung geschah es so, als sei es ausschließlich eine Mitteilung von ihm selbst. Es geschah seinerseits nicht mit leichtem Herzen, daß er zu Fritz ging, aber es erschien ihm als eine heilige Pflicht, diese Gelegenheit zu einem Versuch zu benutzen, auf Fritz einzuwirken, obgleich er an einem Erfolg zweifelte. Ein kleines Samenkorn, das man niederlegt, vermag doch zu keimen, dachte er, und was ihn betraf, so machte er sich nichts daraus, wenn er auch mit Hohn abgewiesen werden würde.

Fritz durchlief es eiskalt, als Wedel bei ihm eintrat; es waren nur die unangenehmen Erinnerungen, die bei seinem Anblick auftauchten, Erinnerungen an den Bruch und die Ursache desselben, welche gleich einer Mauer zwischen ihnen standen und die lange Zeit der Freundschaft abschlossen. Aber er erhob sich von seinem Schreibtisch und drückte Wedel die Hand. Einen Augenblick war es, als ob Wedels Augen einen feuchten Glanz bekämen, aber das verschwand schnell wieder. Er war wieder still und ruhig, setzte sich, ohne dazu eingeladen zu werden, und brachte dann zunächst die eigentliche Veranlassung seines Besuchs zur Sprache. Fritz antwortete nur: „Das konnte ich mir denken, darauf konnte ich vorbereitet sein." Er hatte sich Wedel gegenüber gesetzt und schabte seine Nägel mit einem Federmesser, und Wedel konnte daher nicht ins reine darüber kommen, ob er lächelte oder nicht. Er kannte diesen Ausdruck sehr gut: Fritz war nicht gerade hart, aber doch unzugänglich.

Und als Wedel dann näher auf ihn einzudringen begann, indem er von dem Frieden sprach, den er selbst gefunden habe, zeigte Fritz' Mienenspiel ihn bereit zu jedem Angriff; oftmals glitt ein Ausdruck verstellter Verwunderung über sein Gesicht, oftmals spitzte sich der Ausdruck zu einem spöttischen Mitleid zu oder er ließ ein scherzhaftes Wort fallen. „Ich muß mich wohl mit einem geringeren Glück begnügen," sagte er. „Ich verstehe wahrscheinlich mein Gesicht nicht in die rechten Falten zu legen — ich habe des Nachts keine Visionen."

Der alte Adam bekam einen Augenblick Macht über Wedel; er wurde erregt über die spöttische und neckische Abweisung, wie sehr er sich auch auf dieselbe vorbereitet hatte. Mit einem härteren Ausdruck im Gesicht und in der Stimme sagte er plötzlich: „Aber siehst Du denn nie den unglückseligen Aasum vor Dir?"

Fritz fuhr blaß und zornig auf: „Du hast durchaus kein Recht, Dich in diese Dinge zu mischen, Wedel!"

„Das Gewissen hat immer recht, zu sprechen, und das bringst Du durch Spott nicht zum Schweigen."

„Du bist nicht mein Gewissen. Wärest Du es, so würdest Du mir nicht etwas ins Gesicht werfen, was mich durchaus nichts angeht."

„Ich habe ein Recht, Dein Gewissen zu wecken," antwortete Wedel. Er war wieder ruhiger geworden, als Fritz heftig wurde. Sie standen einander gegenüber und sahen sich in die Augen. „Wenn Du nicht die blutige und sündhafte That vor Dir siehst, wenn der bessere Teil in Deiner Seele nicht vorherrscht, dann ist es Dir gelungen, alle menschlichen Gefühle aus

Deinem Herzen zu reißen. Und diese eine Sache dürfte doch mehr als genug sein, Dich zum Nachdenken aufzufordern."

„Ich sehe, daß Du ganz verrückt geworden bist," sagte Fritz mit den Schultern zuckend. „Es ist traurig, einen Menschen zu sehen, der wie Du durch religiöse Skrupel verschroben und verdummt ist."

Wedel ging, als er merkte, daß Fritz gänzlich unzugänglich war, aber als er sich in der Thür befand, rief Fritz ihm nach: „Wedel, höre mal, laß uns als alte Freunde sprechen! Ich verstehe wohl, daß Du es gut meinst, aber siehst Du denn nicht ein, daß Du Dir ein Recht anmaßest, welches Du mir verweigerst? Du kennst mich viel zu gut, Du weißt, daß es doch nichts nützt. Unterlaß das also für die Zukunft, und dann vergessen wir beide die scharfen Worte von heute." Der alten Freundschaft wegen gereute es ihn, Wedel ein wenig verhöhnt zu haben.

Aber Wedel drehte sich um, sah Fritz ernst und betrübt an und sagte mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte: „Ich will für Dich beten — und ich werde für die Seele des unglücklichen Mannes beten!"

Als sich die Thür hinter Wedel geschlossen hatte, vermochte Fritz ein leichtes Lächeln über den in seinen Augen komisch-feierlichen Ausdruck seines alten Freundes nicht zurückzuhalten. Es war doch ein allzu großer Kontrast zwischen diesem Stenersen und dem früheren frohen und lustigen, um es nicht in seiner Weise zu betrachten.

Die ganze Scene glitt übrigens jetzt in Gleichgiltigkeit von ihm, nur eines blieb zurück. Er setzte sich wieder an den Schreibtisch, aber Aasums Bild drängte sich zwischen ihn und die Arbeit. Er dachte an ihn und er sah ihn vor sich. Diese Geschichte, welche schon so lange in die Vergessenheit zurückgedrängt worden war, trat wieder vor ihn. Er sah das nichtssagende, fast dumme Gesicht; er dachte daran, wie er sich wohl benommen habe, als er die Wahrheit erfuhr, und wie überhaupt das Ganze vor sich gegangen war; wie es wohl ausgesehen haben mochte, wenn sie sich damals von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden hätten; wie seine plumpen Hände wohl die Waffe gehandhabt hätten ... Er verjagte das Bild, aber es kehrte immer wieder zurück.

Das ärgerte Fritz, störte ihn und machte ihn fast beklommen. Nein, er konnte so nicht arbeiten. Er ging aus; er wollte zu Redakteur Viig hinaufgehen und ihm mitteilen, was Wedel ihm berichtet hatte; sie könnten da manches verabreden, denn Viig hatte gesagt, daß Norwegen diese Sache benutzen würde.

Und als er auf die Straße und unter die Menschen trat, beherrschten ihn freilich neue Eindrücke; er blieb ein paarmal stehen und sprach mit Bekannten, und das Ganze war seiner Erinnerung entschwunden, als er zu Viig hinaufkam.

„Ach so, aber es freut mich, es ist wahrlich — phub! — gar nicht so übel. Wir können eine Hauptnummer daraus machen, Randel, und Sie können sich darauf verlassen, daß wir es gut benützen werden."

„Ja, ich bin ihnen zu freisinnig ..."

„Freisinnig! Phub! Das ist es gerade! Sehen Sie, wir müssen es ruhig nehmen. Die Religion ist nur ein Vorwand; was hat Ihre unschuldige ‚Aesthetik' mit der Religion zu schaffen? Können Sie die Gesetze der Schönheit nicht dociren, wenn Sie auch freiere Anschauungen über die Religion haben? Lassen wir die Jugend nicht griechische und lateinische Autoren lesen, die doch erklärte Heiden waren? War der Aesthetiker Aristoteles kein Heide? Die religiöse Frage ist also nur ein Vorwand. Nein, es sind Ihre freisinnigen politischen Anschauungen, die man nicht vertragen kann; es ist Ihre warme Herzensgesinnung für die leidenden und unterdrückten Klassen der Gesellschaft, die man haßt. Sie wollen einen Mann nicht in ihren Kreis hineinlassen, dem die Augen über großen volkstümlichen Fragen aufgegangen sind. Verstehen Sie mich? Nicht wahr? — Phub! — Was?"

„Vollkommen," antwortete Fritz lächelnd. Allein er hielt sich zurück, er wollte ihn nicht gerade in seine Karten sehen lassen. „Mit dem Wort freisinnig meinte ich übrigens freie Anschauungen in allen Dingen; es kommt mir wirklich vor, daß man eine Ungerechtigkeit begeht und daß man mich in diesem Fall ganz unberechtigt verfolgt als ..."

„Sie verfolgt — phub! — ganz richtig! Das ist es ja gerade! Aber das ist sehr gut, sehr gut, Herr Randel. Lassen Sie sie nur verfolgen! Sie sind ein Märtyrer Ihrer Wahrheitsliebe und Ihres Freisinns, und wir werden nicht vergessen, dies öffentlich zu sagen. Ja, Sie sehen, daß wir es gut mit Ihnen meinen."

„Ich habe nie daran gezweifelt," sagte Fritz mit einer leichten Verbeugung, indem er daran dachte, wie ihn Viig hatte zurechtsetzen wollen. Aber er war klug genug, das in diesem Augenblick nicht zur Sprache zu bringen, denn er kannte die Maschinerie viel zu gut, um nicht begreifen zu können, daß diese gut arbeiten würde, wenn sie mit solchem Oel, wie aus dieser Angelegenheit gepreßt werden könnte, geschmiert werde.

„Und dennoch verließen Sie uns," sagte Viig, indem er versuchte, ein paar wehmütige Blicke sichtbar werden zu lassen, „aber wir hoffen Sie eines Tages wieder unter uns zu sehen — phub! — nicht wahr, was?" Er reichte Fritz seine Schnupftabaksdose hin und kratzte sich im Bart.

„Mir scheint, ich eigne mich gar nicht für die

Journalistik," antwortete Fritz mit einer abwehrenden Bewegung, die ebenso der letzten Andeutung gelten konnte wie dem Anerbieten der Dose. Hätten sie die gegenseitigen Gedanken erraten können, so würden sie gefunden haben, daß beide in diesem Augenblick dasselbe dachten: nein, es ist besser so.

Fritz blickte auf seine Schachzüge in dieser Sache zurück; sie waren gut berechnet und die Absicht war erreicht. Sein Name würde wieder erwähnt und der Gegenstand der Sympathie bei vielen werden, die sein Talent mehr schätzten, als sie Gewicht auf seine Anschauungen legten; die Zeitung hätte einen direkten Nutzen von einem scharfen Auftreten für ihn, und endlich hoffte er, daß all dieser Widerstand Auguste nicht unberührt lassen würde. In einer richtigen Kenntnis des Publikums sorgte er auch dafür, daß er gesehen wurde und man sich seiner erinnerte; er versäumte keine Einladung, und man sah ihn in der Promenadenzeit täglich auf der Straße in seinem hellen Sommerpaletot und glänzendem Hut, den er so ehrerbietig lüftete, wenn er Damen begrüßte. Sie schielten zu ihm hinüber und sagten unter sich: „Ach Gott, es ist doch eigentlich Sünde, daß sie so häßlich über ihn schreiben — ja, ob er sich nicht doch darüber ärgert? Aber jedenfalls sieht man es ihm nicht an."

Und die Angriffe kamen Schlag auf Schlag; Ruths Angriff erschien in drei Artikeln in der Tribüne, es folgte die Antwort in Norwegen, von dessen Redaktion, fortgesetzter Streit, Diskussion für und wider und endlich die Entscheidung selbst, wodurch ein Chemiker die Anstellung erhielt.

Professor Barth ging sofort hinauf zu Fritz, als die Entscheidung getroffen war, um ihm das Resultat mitzuteilen.

„Es ist doch immer ein Glück im Unglück," sagte Fritz in möglichst gefaßtem Tone, „daß ich ökonomisch unabhängig von der Entscheidung bin."

„Und Sie können sich ja auch damit trösten, daß eine ziemlich starke Minorität für Sie war," sagte Barth, denn er fühlte wirklich Teilnahme für ihn.

„Ich glaube auch, daß ich einige Stimmung für mich im Publikum habe."

„Ganz sicher!" Der kleine Mann begann in seinem Bart zu wühlen; er saß so, daß er sich selber im Spiegel sehen konnte, und verglich das, wie ihm schien, fast raffinirte Aussehen Fritz' mit seiner eigenen trockenen Eckigkeit, und er sah auf Fritz' schmale, feine Hände, um dann einen Blick auf seine eigenen mageren und knöchernen zu werfen. Es war offenbar, daß er noch etwas mehr zu sagen wünschte.

Aha, dachte Fritz, nun kommt wohl wieder eine seiner Vermahnungen! Und ganz richtig! Als Barth sich erhob, um zu gehen, sagte er: „Aber das hat ja nicht soviel zu bedeuten, daß man des Publikums sicher ist, wie daß man sich selbst sicher fühlt."

Fritz fühlte sich selbst sicher. Jetzt strömte wieder alles auf ihn ein, was ihm Leben gab: frischer Kampf, Erwähnung unter den Leuten, sichere Zeichen von Zustimmung zu seinem Kampf gegen das Ererbte, und vor allem, oder, richtiger gesagt, durch alles dies ein Weib, dessen ganzes Wesen ihn begeisterte und anfeuerte. Alles, was das Leben ihm zu bringen im stande war, konnte er das Seine nennen, wenn sie erst die Schranke, die sie zwischen ihm und sich errichtet hatte, fallen ließ.

Und noch hatte er sie nicht darum bitten dürfen; jetzt mußte er es versuchen.

Was man in ihrem Hause nur für ein flüchtiges, aber gefährliches Interesse hielt, das nicht Wurzel fassen würde, war während dieses Kampfes zu einer tiefen Neigung emporgewachsen, und die Mutter begann hin und wieder Verdacht zu schöpfen, wenn Nikolai aus den Zeitungen darüber vorlas und sie Auguste über ihre Arbeit gebeugt sah, die bald rot, bald blaß wurde, während ihre Augenbrauen sich zusammenzogen, die Augen starr auf die Nadel gerichtet waren und sich lebhafte Zuckungen um den Mund zeigten. Dann lehnte sich Frau Holst gegen ihre Gewohnheit ganz in das Sofa zurück, sah lange auf Auguste und dachte daran, wie schön diese sei und wie ihr Mann vor vielen Jahren gerade durch dieselbe Entwicklung der Schönheit ihr eigenes Herz gefesselt hatte.

Und Auguste sah, wie die Schar sich um Fritz sammelte, um ihm Wunden und Kränkungen zuzufügen. Das einzige, was sie ängstigte, war die Frage, ob er auch den Widerstand mannhaft ertrug. Sie wußte aus eigener Erfahrung, wie tief die Hiebe treffen können, und jedesmal, wenn sie ihm begegnete, meist in Gesellschaften, wagte sie diese Sache nicht zu berühren aus Furcht, eine Schwäche bei ihm zu entdecken. Als ihn jemand bei einer Gelegenheit darnach fragte, mischte sie sich sogar in ein anderes Gespräch, um nicht vielleicht eine mutlose Antwort hören zu müssen. Dies entging ihm nicht, und er begriff vollkommen, was dahinter lag; er hatte richtig geschlossen, wenn er in diesem Streit auf ein schwärmerisches Mitgefühl für den bitter Angegriffenen rechnete, und er beschloß den Versuch zu wagen.

Einige Tage nach der Entscheidung sah er Frau Holst ausfahren; vielleicht war Auguste also allein zu Hause. Er hatte volle Veranlassung, einen Besuch zu machen, und er traf sie.

Als er angemeldet wurde, kam eine sonderbare Unruhe über sie, die sie nicht ganz verbergen konnte, als er eintrat, und während er ihr allein gegenüber stand, übertrug diese Unruhe sich auch auf ihn, sodaß er das Gespräch nicht mit derselben Sicherheit einleiten konnte, auf das er sich vorbereitet hatte. Sie merkte es und fühlte, daß etwas Entscheidendes

kommen werde, aber die sichere Ruhe, die sie beim erstenmal besessen hatte, war jetzt verschwunden, es drang dunkel auf sie ein, daß jetzt nicht mehr von einer Bitte, sondern von einer Forderung die Rede sei, die der Verstoßene, Mißhandelte, Verwundete an ihren Edelmut stellen würde.

Er brachte seine Sache selbst zur Sprache. „Sie haben vermutlich bereits gehört, daß ich die Anstellung nicht bekommen habe?"

„Ja." Sie blickte auf ihre Uhrkette, die sie um den Finger wickelte.

„Nun ja, ich konnte fast nichts anderes erwarten nach all dem Staub, der über eine Sache aufgewirbelt wurde, die im Grunde viel zu unbedeutend ist."

„Aber es befanden sich auch verschiedene Steine in dem Staube — ziemlich scharfe Steine."

„Sie haben also den Streit verfolgt?"

„Ja!"

„Es sind in der That Steine auf mich geworfen worden — gewiß — aber Sie sehen mich unverletzt. Ich bin daran gewöhnt, einem solchen Widerstand zu begegnen. Haben Sie eigentlich gefunden, daß der Streit mich angegriffen hat?"

„Nein," antwortete sie, indem sie aufblickte. „Aber es ist nicht möglich, daß Sie solchen schamlosen Angriffen gegenüber vollkommen kalt geblieben sein könnten; die nahegehenden, infamen ... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll!" Es brannte etwas in ihren Augen, und sie riß fast hart an der Kette, mit der sie noch spielte.

„Kalt? Nun, in gewisser Beziehung kann man ja einer solchen Sache wegen nicht ganz kalt bleiben, sonst wäre ja keine Ursache zum Streit vorhanden. Sie werden wohl verstehen, daß man die ganze Persönlichkeit in einem solchen Streit einsetzt — ja, Sie werden vielleicht auch einräumen, daß etwas Natürliches darin liegt, wenn ich es ein wenig bitter fühle, fast einsam in einem solchen Kampf stehen zu müssen. Ich meine nicht, daß ich keine Verteidiger gefunden habe, sondern daß man noch in unserer Zeit gleichsam einen Bannstrahl gegen jemand schleudert, der dadurch in eine besondere Kaste geworfen wird wie die Unreinen, die nicht an demselben Tisch mit den Reinen essen dürfen."

„Das verstehe ich sehr gut," sagte sie schwermütig, als ob die Sache sie selbst beträfe.

„Es geht mit dieser Sache, wie man es mit allen neuen Ideen durch alle Zeiten gemacht hat — man kreuzigt diejenigen, die mit neuen Lehren hervorzutreten wagen. — Aber das hat ja nichts zu bedeuten, wenn man nur nicht ... wenn kein Grund vorhanden ist, daß ... ja, sich in ganz anderer Weise persönlich verlassen und einsam fühlt."

Sie errötete und begann an den Fransen der Tischdecke zu zupfen.

„Es ist nicht schwer, äußeres Mißgeschick zu tragen, wenn sich nicht etwas in dem eigenen Innern befindet, das sich durch Zweifel und Hoffnungslosigkeit verzehrt; aber ich gestehe, es gibt Stunden, wo der Mut mir versagt und wo ich mich von allen — ja, von allen verlassen wähne."

Er beugte sich vor und sah in ihr Gesicht; sie schlug die Augen tiefer nieder und legte die Hände in den Schoß.

„Sie wissen, was ich meine," fuhr er fort. „Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe, und Sie haben gesehen, wie tapfer ich mir bisher Zwang auferlegte, obgleich ich während dieser Zeit mich hundertmal fragen mußte: ‚Wird auch sie sich von dir abwenden, wenn du so ganz allein dastehst?' — Und ich frage Sie nun wieder: Wollen Sie wirklich die sein, die mich in der That niederschlägt und den Mut in meiner Seele ertötet — oder ..."

Seine Stimme ertönte so wunderbar weich und unsicher; die Bewegung hatte ihn ergriffen, und in diesem Augenblick hatte er alle klugen Berechnungen vergessen, die Furcht der Entscheidung drängte sich durch die abgebrochenen Worte.

„Nein, auch ich will mutig sein," antwortete sie, und sie erhoben sich beide, „auch ich habe einen Kampf auszukämpfen."

„Aber Sie lieben mich — Sie wollen mich lieben — nicht wahr? Sprechen Sie!"

„Ja — das that ich schon damals," antwortete sie und blickte ihm freimütig in die Augen, indem sie ihn ihre Hand ergreifen ließ. Diese war so schmal, so fein und weich, und es war eine Bewegung in derselben, die Zittern oder nervöse Zuckungen sein konnte.

Er hätte sie umarmen, ihr den ersten brennenden Kuß geben mögen, ja, er hätte sie in seinen Armen emporheben und sie tragen mögen, um sicher zu wissen, daß sie ganz die Seine sei; aber wie sehr auch die stürmende Freude auf ihn eindrang, so hielt ihn doch etwas zurück, etwas Keusches, Zurückweichendes an ihr, etwas, das um zarte Schonung für ihre erste keusche Hingabe flehte.

„Lassen Sie mich allein," sagte sie leise und flehentlich, „Mutter muß bald kommen und sie darf Sie jetzt nicht hier treffen. Ich weiß, ich werde einen schweren Kampf mit ihr zu bestehen haben."

„Sollte sie sich unseren Wünschen widersetzen ..."

„Sie haben mein Wort," sagte sie mit einem bestimmten Blick auf ihn. „Adieu, Sie werden erfahren, wann Sie kommen dürfen."

Er war fast ängstlich wegen dieser Blässe, die sie übergossen hatte, aber er begriff, daß er hier nicht fragen dürfe. Deshalb hob er nur ihre Hand, küßte sie und ging.

Sie blieb auf demselben Fleck stehen und blickte

ihm nach noch lange, nachdem sich die Thür geschlossen hatte.

Als Frau Holst heimkehrte, merkte sie sofort, daß etwas geschehen war; sie blieb vor Auguste stehen und sah sie mit dem eigentümlichen fragenden Blick an, der keiner Worte bedurfte.

Auguste erhob sich, trat einen Schritt zu ihr hin und sagte nur: „Mutter!“ Aber das flehentliche Geständnis verriet alles, und Frau Holst schrak zusammen.

„Was ist es, Kind, was ist geschehen?“

Auguste fiel ihr um den Hals, legte das Haupt auf ihre Schulter und sagte: „Ich habe Fritz Randel mein Wort gegeben — Du mußt ihn freundlich aufnehmen.“

Die letzten Worte genügten für Frau Holst, um zu verstehen, daß hier bereits ein Entschluß gefaßt war, der nicht geradezu aus der Welt zu schaffen sei. Das einzige, was sich thun ließe, war, zu versuchen, denselben zu umgehen und ihn mit Vorsicht zu untergraben. Dazu gehörte vor allem Zeit, aber wie sollte man Zeit gewinnen?

Widerstand durfte jetzt unter keiner Bedingung gezeigt werden. Sie strich Auguste sanft über das Haar und sagte freundlich: „Nun, mein Kind, an der Sache ist ja nichts zu ändern. Aber Du kennst ja meine Meinung, und ich muß mich also, ob ich will oder nicht, auf diese ernste Sache vorbereiten. Es ist vermutlich heute vormittag geschehen? Nun, Du bedarfst wohl der Ruhe, um Dich zu sammeln.“

Nach dem Mittagsmahl hatte Frau Holst eine lange Unterredung mit ihrem Sohn.

„Du wirst doch wohl nicht so ohne weiteres Deine Einwilligung zu diesem Schritte geben?“ sagte Nikolai in fast heftigem Ton, als sie lange über die Sache hin und her gesprochen hatten.

„Was soll ich thun? Was soll ich dagegen anführen?“

„Daß er ein ungöttlicher Kerl ist zum Beispiel.“

„Daß Du doch so thöricht sprechen kannst, Nikolai! Hast Du denn nicht bemerkt, daß gerade dieser abscheuliche Streit sie zu diesem Schritt angereizt hat?“

Nikolai mußte einräumen, daß sie sicherlich recht hatte.

„Es gilt also, Zeit zu gewinnen,“ sagte sie, „ich weiß augenblicklich nichts anderes, als von Auguste zu verlangen, daß die Verlobung für alle Unbeteiligten geheim gehalten werde.“

„Da hast Du wirklich recht,“ sagte Nikolai zufrieden. „Daß wir nicht früher daran gedacht haben!“

„Ja, ich habe freilich daran gedacht, falls mir nichts Besseres einfallen sollte.“

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ sagte Nikolai, indem er hinzufügte und zornig die Hand ballte und mit dem Fuß auf den Boden stampfte: „Ich werde schon das Meinige dazu beitragen, um sie von diesem verdammten ...“

„Nun, nun, Nikolai, Du mußt vorsichtig vorgehen — Du darfst Auguste nichts merken lassen.“

„Sei ganz beruhigt, Mutter. Aber — wie gesagt!“ Und er drohte wieder mit geballter Faust.

XXVI.

Frau Holst und noch mehr Nikolai fühlten eine gewisse Erleichterung, als die Familie während des Sommers aufs Land gezogen war. Der Zwang, den sie sich Fritz gegenüber auferlegen mußten, konnte hier draußen vermieden werden, und wenn sie sich so weit hinaus an einer Bahnstation eine Wohnung gesucht hatten, so geschah es mit dem Hintergedanken, daß seine Besuche sich so weit wie möglich beschränken würden.

Aber Auguste dachte nicht so. Trotz allen rücksichtsvollen Umgangs und der genugsam begründeten Ansichten, die Nikolai geltend machte, ahnte sie doch, daß das ganze Arrangement eine Flucht sei und daß man sie von ihm entfernen wollte. Sie sollte also noch einsamer in diesem Kampfe stehen.

Aber sie mußte schweigen. Er hatte ja Erlaubnis, zu kommen, so oft es passend geschehen konnte, und man nahm ihn mit aller möglichen äußeren Freundlichkeit auf.

Es entging ihrer Mutter und ihrem Bruder jedoch nicht, daß sie eine ganz andere geworden war. Sie hatten sich daran gewöhnt, sie als das belebende Element in der Familie zu betrachten, das stets im stande war, die gute Laune hervorzurufen und sie mit einem plötzlich emportauchenden Uebermut oft aus ihrem etwas einförmigen Leben herauszureißen. „Ganz wie der Vater, er hatte auch einen so gesegneten Humor wie Du,“ sagte Frau Holst. Aber jetzt war dies nicht mehr der Fall; sie war ruhig und gleichmäßig still, aber viel in sich verschlossen, und die Heiterkeit schien in ihr erstorben zu sein. Sie hatten vielleicht das Kindliche bei ihr zu sehr verzärtelt, aber es war jetzt gleichsam ausgerottet, und man atmete in schwerer Luft.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ sagte Nikolai eines Tages, „aber mir scheint alles verändert zu sein, seit diese vermaledeite Geschichte entstanden ist. Es sieht fast aus, als ob sie die Sache ernster nimmt, als ihr gut ist.“

„Ja, es ist eine schlimme Krisis, gleichviel, welches Ende sie nimmt,“ antwortete Frau Holst, indem sie schwer seufzte. Sie verhielt sich kalt beobachtend, wenn die anderen zugegen waren, aber es rollte manche Thräne in die alten Runzeln hinab, wenn sie allein war, und dann wog sie auch das Für und Wider ab unter einem gewissen Zweifel, ob es eigentlich richtig sei, so zwischen die beiden Liebenden zu

treten. „Aber sie ist eine starke Natur," fügte sie dann hinzu, „und wir haben ihm ja auch die Thür nicht ganz verschlossen."

„Es ist ja geradezu ein Unglück, daß sie einen solchen Charakter hat," sagte Nikolai mißmutig. „Sie bindet sich immer fester an ihn, und es wird eine verdammte Geschichte. Es wird schließlich dahin kommen, daß sie ihren Willen durchsetzt."

„Wenn sie nicht dazu kommen sollte, ihn in einem andern Lichte zu sehen."

„Ja, woher sollte das kommen? Bisher ist es mir nicht gelungen, irgend etwas zu entdecken."

„Nun ja, dann muß es in Gottes Namen gehen, wie es will. Wenn wir wieder nach der Stadt kommen, muß die Sache entschieden sein."

Frau Holst legte das Strickzeug in den Schoß und blickte zerstreut durch das Fenster in den Garten.

Draußen stand Auguste ganz hinten im Garten, die Arme auf die Einfriedigung gelegt, und blickte über Aecker und Wiesen hinaus. Die Hochsommersonne stand im Zenith und beleuchtete jeden Winkel zwischen den Hügeln und Hainen, aber die Luft erschien durch die Ausdünstung der Gewässer nebelig, so daß alle Farben etwas Glänzendes bekamen und daß alle Gegenstände, die fern lagen, noch ferner erschienen.

Im übrigen konnte man von der Höhe, auf welcher das Wohnhaus lag, weit hinausschauen über den Fjord mit seinen weiß glitzernden Streifen und grünen Inseln; aber wollte sie in die Stadt hinein sehen, wo er sich befand, dann mußte sie bis zu einer größeren Höhe emporsteigen, wo sich ein reizendes Birkenwäldchen erhob, denn von dem Wohnhaus war diese Aussicht verborgen.

Dann legte sie den Kopf auf ihre Arme und schloß die Augen. Die Sehnsucht übermannte sie nach dem fernen Geliebten.

Weshalb hatten sie so viel gegen ihn? Diese Frage war bereits tausendfach in ihrer Seele aufgetaucht. Sie wußte, daß er bei vielen beliebt sei und daß, wofür man ihn früher getadelt hatte, so geringfügige Dinge waren, auf die man bei anderen sehr wenig Gewicht legte, Politik, Religion und dergleichen.

Sie konnte es gar nicht begreifen; es war ein reiner Einfall von ihnen, und gerade dies erbitterte sie und machte ihr Gemüt, das sonst sich so willig fügte, streitsüchtig und eigensinnig. Wenn er dann zu ihnen hinaus kam, hatte sie ein Gefühl, als ob sie ihn gegen Feinde schützen müßte, obgleich sein rücksichtsvolles und zurückhaltendes Wesen in diesen Verhältnissen nie irgend welche Veranlassung dazu gab; aber der bloße Gedanke der Kampfbereitschaft, daß dies geschehen könnte, fesselte sie jedesmal immer mehr an ihn.

Sie wußte selbst nicht, weshalb sie sich gerade heute von diesen Gedanken niederdrücken ließ. Der Vormittag wurde ihr so lang, vielleicht war es, weil sie ihn halb und halb für den Nachmittag erwartete. Und er kam auch. Sie war unten am Strand und empfing ihn, und als sie dann hinauf kamen, setzten sie sich auf den Platz, den sie sich am Abhange des Birkenhainchens erwählt hatten, der wie ein Rahmen um die Aussicht nach der Stadt erschien. Das war auch die einzige Stelle, die sie hier lieb gewonnen hatte.

Von hier aus hatte sie sich geübt, sein Segelboot schon in weiter Ferne zu erkennen, und auf dem langen, steinigen Hügel, den sie hinabgehen mußte, um zum Strande zu gelangen, kannte sie jede Biegung, jeden Busch und jeden Zaunpfahl.

„Ich bin heute in sehr schlechter Laune gewesen," sagte sie, „ich weiß nicht weshalb." Und dann erzählte sie ihm, wie man erzählt, wenn man verliebt ist, von allem, was sie gedacht, und von allem, was sie erbittert hatte. Er war der einzige, dem sie ihr Herz ausschütten konnte, und daher kam auch alles, was sich während seiner Abwesenheit in ihrer Seele gesammelt hatte, voll Eifer und Bitterkeit hervor.

„Es ist klar, daß sie nur darauf lauern, daß Du Dich zurückziehst," sagte er wie zu sich selbst.

„Zurückziehen! Dich aufgeben!" rief sie und blickte ihn fast ängstlich an, aber dann lächelte sie wieder und umschlang seinen Hals mit den Armen: „Fritz, glaubst Du denn nicht an mich? Man sagt, daß Du an nichts glaubst, aber jeder Mensch muß an etwas glauben. Woran glaubst Du denn?"

„An Dich und die Liebe," antwortete er, und dann fuhr er immer eifriger, fast heftig fort: „Man sagt, ich sei ein Freidenker — ja, das ist wahr, ich gehöre nicht zu denen, die ihre Frömmelei für Religion ausgeben. Ich kann es sehr wohl begreifen und verstehen, und wenn ich gegen sie angekämpft habe oder, richtiger gesagt, auch für meine Meinung Raum gefordert habe, dann ist es nicht geschehen, weil sie glaubten, die Religion gepachtet zu haben — immerhin — sondern weil sie ihre religiösen Ansichten mißbrauchen und andere dazu zwingen wollen und die Gegner verfolgen. Das Ganze ist zu einer Tyrannei ausgeartet, und ich will Freiheit, das ist das Ganze. Aber ich habe auch meinen Glauben. Wenn ich an nichts Uebernatürliches denke, dann glaube ich um so mehr an die großen Naturkräfte, welche in den Gedanken und Gefühlen der Menschen liegen. Wenn eine Mutter ihr Kind liebt, geschieht es, weil die Religion es fordert? Und wenn eine ganze Familie oder eine große Nation mit Banden zusammengeknüpft ist, die es möglich machen, daß man gern Blut und Leben für sie opfert, geschieht das auch, weil die Religion es befiehlt? Die Liebe

iſt die ſtärkſte Macht auf Erden, und für mich erfüllt ſie mein ganzes Weſen, das weißt Du ſehr gut," fuhr er fort und drückte ſie feſt an ſich; „ſeit ich Dich geſehen und Dich kennen gelernt habe, begreife ich erſt ſo, wie ich es mir niemals früher denken konnte, welche verzehrende Macht ſie hat und daß ohne Dich mein Leben nichts mehr wert ſei — lächle nun nicht ſo, als ob das eine Phraſe wäre — Auguſte, wenn ſie Dich von mir nehmen würden . . ."

„Biſt Du ſicher, daß Du mich aufrichtig liebſt, ganz und gar?" Aber ſie beugte ſich dicht an ihn, und ihre Augen hegten keinen Zweifel mehr.

„Auguſte, Auguſte . . ."

„Ich glaube an Dich, Fritz," erwiderte ſie, und es lag etwas ſo kindlich Verſicherndes in dieſen Worten, „und Gott ſei Dank, daß wir beide an uns glauben. Wir wollen uns daher fügen und warten, ſie können mich nicht von Dir reißen."

Und ſie blickte ihn tief und lange an. Er beſaß ja alles, er war hübſch, er war geiſtreich, er war energiſch und mutig, er glühte in Liebe — und er war der ihrige.

Der Zufall wollte, daß Doktor Rode gerade heute Nikolai mit dem Nachmittagszug aufs Land begleitete und Fritz im Geſpräch mit Frau Holſt und Auguſte fand. Beide erſtaunten ein wenig, als ſie ſich gegenüber ſahen, denn Rode pflegte ſonſt nur des Sonntags hinaus zu kommen, wo mehrere Gäſte aus der Stadt zu kommen pflegten, und dann hatte er ſich freilich nicht darüber gewundert, Fritz zu ſehen, aber jetzt —

„Ach, Randel iſt alſo ſolo hier," ſagte er nachher ſcherzend zu Nikolai.

„Ja, ich hörte von Mutter, daß er mit ſeinem Segelboot vor einer halben Stunde hier angekommen ſei. Gott weiß, wie ihm das einfallen konnte!" Es gelang Nikolai, dies ſo gleichgiltig und natürlich zu ſagen, daß Rode keinen Verdacht ſchöpfen konnte.

„Du ſollſt ſehen, er macht Deiner Schweſter die Cour."

„Ach was!" ſagte Nikolai. „Doch vielleicht haſt Du recht, aber dann müßten wir es ja ſchon längſt bemerkt haben."

„Das iſt doch ganz klar, wenn er ſo ohne weiteres hier heraus kommt."

„O, das kann ja ganz zufällig ſein, und außerdem gehören ja zwei dazu, und ich ſollte meinen, Auguſte . . . Aber wenn es wirklich ſo wäre, dann würde es ja ganz intereſſant ſein, etwas Näheres über ihn zu erfahren, ſo aus ſeiner Vergangenheit. Könnteſt Du zum Beiſpiel, der Du ſo viele Menſchen kennſt — aber zart und vorſichtig und ohne irgend welche Anſpielungen auf uns hier draußen... Ja, weißt Du was, es ſind ja Deine eigenen Angaben, die ihn gewiſſermaßen bei uns in Anklagezuſtand verſetzten," fügte er in einem heiteren Tone hinzu und lachte, „aber ich denke, Du ſiehſt bloß Geſpenſter."

Rode hatte indeſſen ein gewiſſes Gefühl, daß einige ſchwarze Blätter aus Fritz' Lebensbuch keine unwillkommene Gabe für Nikolai ſein würden.

Was er ſpäter von gemeinſamen Bekannten zuſammen ſammelte, erzählte er Nikolai, aber es war nichts anderes, als was man von vielen jungen Menſchen im allgemeinen ſagen konnte, darüber waren beide einig.

XXVII.

Es war am Johannisabend. Daß eine Familie aus der Stadt Bergen denſelben nicht vorübergehen laſſen konnte, ohne ihn aufs beſte zu feiern, verſteht ſich von ſelbſt, und es mußten ſowohl Teertonnen abgebrannt werden als Tanz in der Scheune und Feuerwerk ſtattfinden.

Rode und Nikolai waren gerade von der Eiſenbahn mit zwei großen Paketen angekommen, worin ſich Feuerwerkskörper und eine Menge Raketen befanden. Sie ſtanden mit Auguſte und Fritz an einem großen Tiſch am Kücheneingang, wo ſie die Herrlichkeiten entfaltet ſehen wollten. Es war gerade in der Ecke des Hauſes, wo die Einfahrt von dem Landwege ſich abzweigt, und Fritz, der dem Wege den Rücken zugewandt hatte, drehte ſich ſchnell um, als man plötzlich einen Wagen vorfahren hörte. Er bog gerade um die Ecke, und Fritz ſah darin Klara und einen Herrn, der vermutlich deren Mann, Kapitän Lorenzen, ſein mußte.

Fritz erſchrak unwillkürlich und wechſelte ſichtlich nur ganz leicht den Ausdruck ſeines Geſichtes, aber in der eigentümlich ſchnellen und ſcharfen Weiſe, die ſich nicht anders als durch eine unangenehme Ueberraſchung erklären ließ. Wie ſchnell er ſich auch wieder faßte, ſo war es allen dreien neben ihm doch nicht unbemerkt geblieben, aber noch deutlicher bemerkbar war es, daß Klara in dem Augenblick, als ihr Auge zuerſt auf Fritz fiel, purpurrot wurde. Nur Kapitän Lorenzen, der an die höhniſchen Bemerkungen der Landratten über die Seeleute zu Pferde dachte, war viel zu beſchäftigt damit, den Wagen elegant vorzufahren, um irgend etwas anderes denken oder ſehen zu können.

Nikolai ſah verſtohlen auf Rode und Rode ſah verſtohlen auf Nikolai, Auguſte blickte ein wenig unruhig Fritz an, aber Fritz ſah wieder ganz ungenirt auf alle drei, indem er doch fühlte, daß die kleine Scene nicht unbemerkt geblieben war.

Als Auguſte, nachdem die Grüße ausgetauſcht waren, ihn wieder einen Augenblick unter vier Augen traf, fragte ſie: „Aber was ging denn mit Klara vor? Sie wurde ja ganz purpurrot, als ſie Dich

zu sehen bekam. Sahst Du das nicht?" Sie wußte selbst nicht, was sie zurückhielt, diese über ihn selbst zu befragen.

„Ja, mir schien es auch, daß sie überrascht war," antwortete Fritz im natürlichsten Tone von der Welt, „und ich gestehe aufrichtig, daß ich es selbst auch war. Niemand hatte mir gesagt, daß sie hierher kommen würde, nicht einmal, daß sie in dieser Gegend wohnt. Wie ist das eigentlich zugegangen? Laß sehen, wie lange ist es nun her, seit wir uns gesehen haben! Ich glaube, es war ehe ich ins Ausland reiste."

Es kam Auguste vor, als ob eine Wolke von ihren Augen glitt und die Sonne ihren Glanz wieder über alles verbreitete. Sie war wirklich ein wenig unruhig gewesen, aber jetzt fand sie alles so ganz natürlich, denn es war ganz richtig, sie hatte ihm nichts davon erzählt, daß Kapitän Lorenzen an Nikolai von Bergen aus geschrieben, daß er einen neuen Distrikt im Ostlande erhalten habe und daß Nikolai so liebenswürdig sein möchte, für ihn auf dem Lande in der Nähe, wo Holsts wohnten, eine Wohnung zu mieten; sie hatte ihm auch nicht erzählt, daß sie vor einigen Tagen dort eingezogen seien. Alles dies hatte sie selbst ja sehr wenig interessirt, da sie genug an sich selbst zu denken hatte.

Ihre Liebe glaubte wieder blindlings; er hatte sie ja selbst darauf aufmerksam gemacht, daß er überrascht war, und daß er es war, war ihre eigene Schuld, da sie ihm nichts von alledem mitgeteilt hatte.

Das sagte sie auch später zu ihrem Bruder, als dieser vorsichtig Zweifel in ihre Seele träufeln wollte.

Aber Nikolai und Rode hatten ihre eigenen Gedanken, sie steckten die Köpfe vorsichtig zusammen und begannen zu beobachten.

Das nützte ihnen heute jedoch wenig. Es waren nicht so wenige Gäste anwesend, und es war daher für Fritz leicht, Klara aus dem Wege zu gehen, so weit es mit der allgemeinen Höflichkeit vereinbar war. Auch sie suchte ihm auszuweichen; die plötzliche Ueberraschung hatte einen Stachel hinterlassen, und sie vermied es ängstlich, mit ihm zu sprechen. Wenn es dagegen eine passende Gelegenheit gab, benützte sie dieselbe dazu, ihrer Hingebung für ihren Mann Ausdruck zu verleihen; sie lehnte sich mit der Hand an seine Schulter und sah ihm lächelnd ins Gesicht, oder sie hing sich mit beiden Händen an seinen Arm, gleichsam zum Schutz, als die Raketen angezündet wurden. Er war heute außerordentlich zufrieden mit ihr. Kapitän Lorenzen war übrigens gar nicht so übel; mittelhoch, breitschulterig und fest gebaut wie ein tüchtiger Seemann, leuchtete etwas Joviales aus seinem wetterharten Gesicht, und bei einem Johannisfest wie diesem trug er nicht wenig dazu bei, die Lustigkeit zu unterhalten, besonders als man zum Tanzen in der Scheune kam, niemand verstand wie er, Leben in die Landbewohner zu bringen.

Als Fritz einmal tanzte, bemerkte er, daß Klara ihn mit den Augen verfolge. Es war ja an und für sich nicht so auffallend, aber unter den vorhandenen Umständen genirte es ihn; man könnte es bemerken, und er hatte ein Gefühl, als ob Nikolai und Rode scharfsichtig zu sein sich Mühe gaben. Glücklicherweise war augenblicklich niemand von ihnen anwesend.

Nach einer Weile ging Fritz zu Klara und forderte sie zum Tanze auf. Auguste war anwesend, und er beschloß, nur ein paarmal herum zu tanzen. Als sie dort vorüber kamen, wo Auguste stand, sprach er so laut, daß diese es hören konnte, über etwas ganz Gleichgiltiges, aber als sie sich auf der entgegengesetzten Seite befanden, flüsterte er Klara zu: „Seien Sie ein wenig vorsichtig, man beobachtet uns."

Diese flüchtige Berührung ihres gemeinsamen Geheimnisses und daß sie ihn wieder flüstern hörte, als ob eine Vertraulichkeit zwischen ihnen bestände, erweckte längst schlummernde Stimmungen bei ihr. Die plötzlich auftauchende Erinnerung, die sie bisher mit Angst erfüllt hatte, begann sie mit warmen Strömungen zu umhüllen gerade so, wie sie damals gewesen waren.

Sie antwortete nicht, aber unruhige Gedanken sausten ihr durch den Kopf. Alles, was seitdem geschehen war, schwebte schnell in nebelhaften Bildern an ihrem geistigen Auge vorüber und verschwand schließlich hinter der einen Erinnerung, die sie erröten ließ, und mit einer gewissen ängstlichen Lust fragte sie sich, ob dieses Flüstern eine neue Annäherung sei.

Sie begegneten sich und sie trennnten sich, er mit dem festen Entschluß, sie zu meiden, wo es nur möglich war, sie mit einem unruhigen Gefühl von erschütterter Sicherheit.

(Schluß folgt.)

Nadine.

Von

Karazine.

I.

„Nadine, hier iſt ein Brief für Sie!“

Dieſe Worte richtete eine Klaſſendame an ein junges Mädchen, das mit vielen anderen im großen Saale eines Inſtituts in Petersburg auf und nieder ging.

„Es wünſcht Sie auch jemand zu ſprechen, der Ueberbringer dieſes Briefes iſt. Glätten Sie Ihre Haare, bringen Sie Ihre Schürze in Ordnung, leſen Sie den Brief durch und gehen Sie dann in das Empfangszimmer.“

Nadine errötete heftig, öffnete groß ihre ſchönen, grauen Augen und nahm den Brief in Empfang.

„Leſen Sie ihn ſogleich und laſſen Sie nicht auf ſich warten. — Meine Damen, ſtören Sie Nadine jetzt nicht,“ wandte die Klaſſendame ſich jetzt an die übrigen jungen Mädchen, die Nadine umringt hatten.

Die Mitſchülerinnen traten zurück und Nadine öffnete den Brief, ließ ſich in der Nähe des Fenſters auf eine Bank nieder und vertieſte ſich ins Leſen. Ihr Geſicht belebte ſich dabei immer mehr und die ſchönen Augen glänzten feucht von Thränen, die über ihre roſigen Wangen rollten. Raſch wiſchte ſie dieſelben mit der Hand fort, ohne ſich im Leſen zu unterbrechen, und ihre Blicke flogen über die Zeilen dahin. Nadine las ... und in das offene Fenſter reckten ſich die grünen Zweige der alten Linden des Inſtitutsgartens, drang die herrlich warme Sommerluft hinein und mit ihr aus weiter, weiter Ferne, wie aus einer unbekannten, zauberiſchen Welt verſchiedene Laute und Töne, die dem Treiben des pulſirenden Lebens einer Großſtadt entſtrömen und verlockend an das Ohr des jungen Mädchens ſchlugen, welches im Begriffe ſtand, nach langjährigem Aufenthalte die Mauern des Inſtituts zu verlaſſen.

Alle dieſe Töne drangen in die Seele der Leſenden, ihr herrliche Bilder dieſer neuen Welt vorführend, und dieſe Bilder vereinigten ſich mit dem Sinne der Worte des Briefes und bildeten eine bunte Illuſtration zu demſelben.

Nadinens Aufregung und Rührung wuchſen immer mehr und machten ſich endlich in einem lauten Schluchzen Luft, wobei ihr hübſches Geſichtchen aber keineswegs Kummer oder Sorge verriet. Nein, es waren Thränen der Freude, Thränen, die der völligen Umwandlung ihres Lebens galten und ihr Herz mit Hoffnung und ſüßer Ahnung erfüllten.

„Regen Sie ſich nicht ſo auf, Nadine, das iſt naiv und ungeſund, Sie ſollten ſich mehr beherrſchen!“ bemerkte die Klaſſendame.

Der Brief lautete:

„Mein heißgeliebtes Kind, meine Nadine! In unſeren entlegenen Winkel kommt die Poſt wohl ſelten, aber ſie kommt doch, und ſo iſt denn vor zwei Monaten auch Dein Brief eingetroffen, welcher mich unſäglich erfreut hat. Ach, wäre Deine teure Mutter noch am Leben und könnte nun ihr Töchterchen erwarten! Gott hat es anders gewollt, und wir müſſen uns ſeinem Willen fügen! Eine große Freude war es mir zu erfahren, daß Du Deine Studien ſo glücklich beendet haſt, und wie ein freies Vögelchen in Dein elterliches Neſt zurückkehren kannſt. Auch Deine Fortſchritte in der Muſik ſind mir lieb; es iſt ſo hübſch, die langen Winterabende am Klavier zu verkürzen. In Taſchkent iſt es mir gelungen, ein ganz gutes Pianino für Dich zu erwerben, und es ſteht bereits in Deinem Zimmer. Die fremden Sprachen, beſonders das Franzöſiſche, werden Dir zu ſtatten kommen. Unſere Damen lieben es, ſich in dieſer Sprache zu unterhalten; Du wirſt nun nicht in Verlegenheit geraten. Wie entſetzlich lange habe ich Dich nicht geſehen, mein Liebling, meine Nadine! Du warſt neun Jahre alt, als Deine gute Mutter ſtarb. Dank der Gewogenheit meiner Vorgeſetzten und der Großmut meines jetzigen Chefs, wurde es mir möglich, Dich in das Inſtitut zu bringen, und in den ſieben Jahren, die ſeitdem verfloſſen, habe ich nur brieflich mit Dir verkehrt — eine Entfernung von dreitauſend Werſt hat uns getrennt.

„Sieben Jahre! Eine lange, lange Zeit! Vieles

hat ſich verändert, vieles iſt anders geworden! Du warſt ein liebes, gehorſames Kind und ſcheinſt, Deinen Briefen nach zu urteilen, es auch geblieben zu ſein, wenn auch aus Dir ein kluges, gebildetes Fräulein geworden iſt, mein Töchterchen, mein Sonnenſchein! Du mußt ſchön ſein, mein Kind, das ſehe ich aus der Photographie; Du haſt die ſchönen Augen Deiner lieben Mutter und gleichſt ihr überhaupt ſehr. Richte nur kein Unheil unter der hieſigen Jugend an, Du meine kleine Zauberin! Du ſchreibſt, Du wollteſt arbeiten, unterrichten und dergleichen. Laß das, es iſt, gottlob, nicht nötig. Mit der Zeit wirſt Du wohl Deine eigenen Kleinen lehren, damit haſt Du dann genug zu thun ... Jetzt wirſt Du rot und ſchämſt Dich ſehr, wenn Du dieſe einfachen Worte Deines Vaters lieſt. Durch die Entfernung von dreitauſend Werſt ſehe ich Dich mit meinem Herzen als ob meine Augen auf Dir ruhten, und denke an Deine Zukunft ... Ich weiß nicht, wie die Menſchen in eurer Stadt ſind, hier ſind viel brave, gute Leute! Du kannſt hier ein warmes, ehrliches Herz finden, und ſollte Deine Wahl auf ein ſolches fallen, dann wäre mein aufrichtiger Herzenswunſch erfüllt und mein Alter verſchönt. Das Land iſt hier ſchön, das Leben billig, Pfirſiche, Faſanen und Trauben, ſo viel Dein Herz verlangt!

„Ich habe mir ein hübſches Haus, aus ſechs Zimmern beſtehend, gebaut. Dicht daneben iſt das Hauptcomptoir der Agentur mit Stallung für vier Pferde. Ein herrlicher, ſchattiger Garten umgibt das Haus und ein neues Badehäuschen iſt für Dich am Fluſſe aufgebaut. Abends ſpielt Militärmuſik auf dem Boulevard, wo ſich die Offiziere, die Damen der guten Geſellſchaft und die Marineoffiziere verſammeln, wenn eben ein Dampfboot angekommen iſt. Du erinnerſt Dich wohl noch Iwan Gluchareffs? Er iſt jetzt Oberſt; ſein Sohn hat vor einem Jahre das Kadettencorps verlaſſen und iſt hierher verſetzt worden; ein netter, hübſcher Menſch! Neulich fragte mich der Vater: ‚Wann kommt denn eigentlich Ihr Täubchen?‘ dabei ſchielte er nach dem Sohne hin — nun, Du wirſt ja ſelbſt ſehen ...

„Meine Geldangelegenheiten haben ſich ſehr verbeſſert, und Du, mein Kind, wirſt nicht ohne Mitgift bleiben. Zehntauſend Rubel habe ich für Dich beiſeite gelegt und mit der Zeit findet ſich noch mehr. Meine Sehnſucht nach Dir iſt ſehr groß, und nur zu gern käme ich ſelbſt, um Dich zu holen, aber die Geſchäfte erlauben es nicht; der Zeitverluſt wäre zu groß, da alles auf meinen Schultern ruht. Ich ſchicke Dir deswegen Silantij Iwanoff, der in jeder Hinſicht vertrauenswürdig iſt. Er wird Dich wie eine Prinzeſſin hüten und unterwegs alles beſorgen. Aus Petersburg fährſt Du bis Niſchnij-Nowgorod mit der Eiſenbahn, dann die Wolga hinunter bis Samara mit dem Dampfboote und dort findeſt Du einen ſchönen, bequemen Reiſewagen, den ich für Dich gekauft habe. Es ſteht Dir eine lange, beſchwerliche Reiſe bevor, mein Kind, bleibe deswegen nachts auf den Stationen, damit Du Dich nicht zu ſehr ermüdeſt, und folge in allen Dingen Silantijs Rat, da er erfahren und vernünftig iſt. Er hat den Befehl erhalten, vor Deiner Abreiſe bei eurem Prieſter eine Meſſe zu beſtellen, die in der Inſtitutskirche abgehalten werden ſoll, und alles zu beſtreiten, was Du für notwendig halten wirſt.

„Meine Geſundheit iſt, Gott ſei gedankt, ſehr gut, nur grau bin ich geworden, wohl aus Sehnſucht nach Dir, mein Kind, mein Engel! Doch nun biſt Du ja bald bei mir! Seitdem Silantij ſich zur Reiſe rüſtet, bin ich froh und vergnügt. Zuweilen glaube ich ſogar Deine liebe Stimme im Zimmer oder im Garten zu hören, und abends am Samowar denke ich mich ſo lebhaft hinein, wie Du mir bald den Thee einſchenken wirſt, daß ich Deine Nähe zu fühlen glaube und vergnügt zu Bette gehe.

„Nun ſegne ich Dich, mein Kind, und drücke Dich in Gedanken an mein Herz. Ich kann den Augenblick kaum erwarten, wo ich Dich, mein Herzenskind, in meine Arme ſchließen werde.

Dein Dich zärtlich liebender Vater
Fedor Gorkin.“

„Geſtatten Sie auch mir, gnädiges Fräulein, hier einige Worte hinzuzufügen, obgleich ich noch nicht die Ehre habe, Sie zu kennen. Doch Ihr Herr Vater erlaubt mir, Ihnen zu ſagen, wie ſehr wir alle und auch ich ſeine Freude über Ihre baldige Ankunft teilen. Lieutenant Pawel Gluchareff.“

„Welch ſonderbare Art zu ſchreiben!“ bemerkte achſelzuckend die Klaſſendame, nachdem ihr Nadine nach der in der Anſtalt geltenden Vorſchrift den Brief zum Durchleſen gegeben hatte. Sie begab ſich mit demſelben zu der Direktrice und muſterte im Empfangszimmer von Kopf bis zu Füßen einen ältlichen Mann in einem langen Militärrocke, der an der Thür ſaß und bei ihrem Eintritte aufgeſprungen war und in ſtrammer Haltung jetzt vor ihr ſtand.

„Sie ſind wohl gekommen, Fräulein Gorkin abzuholen?“

„Ja wohl, Excellenz.“

„Sie ſind alſo Silantij Iwanoff?“

„Zu dienen, Excellenz.“

„Das Fräulein wird ſogleich erſcheinen.“

„Ich danke gehorſamſt, Excellenz.“

Der Klaſſendame ſchien die Titulatur, die ihr der Alte beilegte, und die ganze Art ſeines Weſens zu gefallen; ſie lächelte herablaſſend und verließ das Zimmer, in welchem Silantij ſtehen blieb und ſich nicht ganz behaglich in der ihm ungewohnten Umgebung fühlte.

II.

„Wer hätte gedacht, Gregor, daß wir uns hier wieder ſehen würden!“

„Ja, Anatole, ich bin darüber ſehr erfreut! In der Einſamkeit hier kann man wirklich vor Langeweile umkommen.“

„Das glaube ich; nach dem Petersburger Leben kann es Dir hier ſchwerlich gefallen. Es ſind wohl zwei Jahre her, daß Du hier in der Verbannung ſitzeſt?“

„Beinah'! Der abſcheuliche Wucherer! Du erinnerſt Dich wohl noch deſſen — er hat meine Wechſel dem Kommandeur vorgelegt. Es entſtand infolge deſſen eine furchtbare Geſchichte ... Wenn nicht meine Tante und meine Couſine Mary mir geholfen hätten, ich hätte den Dienſt quittiren müſſen und wäre ganz verloren geweſen! Ein Teil wurde bezahlt ... einige Gläubiger wurden hingehalten ... und ich mußte hierher! Wäre es noch zu den Koſaken geweſen, aber hier in dieſes abſcheuliche Bataillon, in dieſen elenden, entlegenen Winkel und noch dazu auf unbeſtimmte Zeit ...“

„Was heißt das?“

„Sehr einfach. Bis die Sachen geordnet ſind. Auf welche Weiſe ſoll ich ſie hier wohl ordnen? Ich hoffe übrigens in kurzer Zeit doch manches ausgleichen zu können. Wie kommſt Du aber in dieſe Gegend?“

„Ich bin dem Generalgouverneur attachirt und finde das Leben in der Stadt Taſchkent nicht ſo übel. Mehrere der Unſerigen aus der juriſtiſchen Fakultät ſind dort, und das geſellige Leben iſt ganz gemütlich. Auch hoffe ich dadurch Carrière zu machen. Hierher bin ich geſchickt, um die Unterſuchung vorzunehmen. Als ich den Befehl dazu erhielt und eben den Generalgouverneur verlaſſe, treffe ich den Adjutanten Strachoff, der du jour hatte, und der ſagt mir: ‚Weißt Du, daß Du dort einen alten Bekannten wiederſehen wirſt?‘ — ‚Wen denn?‘ frage ich überraſcht. — ‚Gregor Krinitzin! ... Ich war darüber ſehr, ſehr erfreut.“

„Und mir teilte der Kommandant mit, daß ein Herr Grunin mit der Angelegenheit betraut iſt. Ich dachte: Sollte es wirklich mein Bekannter aus Petersburg ſein? Und richtig, Du biſt es!“

Dieſe Unterhaltung wurde von zwei jungen Leuten geführt, die in einem geräumigen und hellen, doch beſcheiden ausgeſtatteten Zimmer an einem Tiſche ſaßen. Die Wände waren weiß getüncht, der Fußboden ungeſtrichen. An den Wänden ſtanden einige Wiener Stühle und ein Sofa, vor demſelben ein Tiſch und zwiſchen den Fenſtern ein Schrank mit Glasſcheiben, durch welche man Taſſen und anderes Geſchirr ſehen konnte. Einige Lithographien zierten die Wände und auf dem Tiſche ſtand ein Porträt, ein junges Mädchen im Inſtitutsanzuge darſtellend.

Vor Anatole, der im Zivilanzuge war, lag auf dem Tiſche ein großes ledernes Porteſeuille mit Bronzebeſchlägen und mehreren Riemen verſehen, vor dem andern, der mit Gregor angeredet worden war, lag eine Photographie, dasſelbe junge Mädchen darſtellend. Er nahm dieſelbe in die Hand und betrachtete ſie aufmerkſam. „In der That, ein intereſſantes Geſichtchen!“ flüſterte er halblaut.

Die Begegnung der beiden jungen Leute fand im Stillen Fort ſtatt und zwar in einem Zimmer des Hauſes von Fedor Petrowitſch Gorkin, eines verabſchiedeten Offiziers und Hauptagenten der Handelsfirma „Chmuroff und Comp.“ Aus den Fenſtern des Hauſes überſah man einen freien Platz, welcher von Pappeln begrenzt wurde, hinter denen die flachen Dächer einiger kleinen Häuſer mit geſchwärzten Schornſteinen und der ſich gleich einem ſilbernen Bande hinſchlängelnde Fluß, von der Glut der ſüdlichen Sonne überflutet, ſichtbar wurde. Auf dem Platze ſtanden mehrere Koſaken in grauen Hemden und gelben Lederhoſen bei ihren Pferden; näher am Hauſe befand ſich ein Reiſewagen, aus welchem ein Diener verſchiedene Sachen auspackte. Eine bunte Gruppe von Eingeborenen hockte im Schatten der Bäume, eine andere, aus den ruſſiſchen Bewohnern des Forts beſtehend, ſtand vor der Thür des Hauſes, an welchem halbwüchſige Jungen heraufgeklettert waren, um durch die Fenſter in das Innere zu ſehen. Alle Geſichter drückten Neugierde und Erwartung aus. Offenbar war etwas ganz Ungewöhnliches geſchehen, das das eintönige Leben des Forts unterbrochen hatte.

Auf einer Seitenſtraße, die zum Thor des Forts führte, zeigte ſich jetzt eine Staubwolke, welche von einer Reitergruppe herrührte, die ſich dem Hauſe näherte.

Ein Soldat ſtürzte in das Zimmer, in dem die jungen Leute ſaßen.

„Seine Excellenz, der Kommandant!“ rief er.

Gregor und Anatole erhoben ſich und griffen nach der Mütze.

Erſterer ſteckte die Photographie des jungen Mädchens raſch in die Taſche und nahm eine ſtramme Haltung an, der zweite hingegen verharrte in ſeiner nachläſſigen Stellung und beſchränkte ſich darauf, ſeine Cigarre aus dem Munde zu nehmen.

„Befehlen Excellenz, daß im Garten ein Poſten aufgeſtellt wird?“ hörte man einen Offizier fragen.

„Gewiß, ſelbſtverſtändlich, überall ſollen Poſten aufgeſtellt werden. Die Siegel ſind bereits angelegt — nichts darf verſäumt werden. Wo befindet ſich der Herr Unterſuchungsrichter?“

Mit dieſen Worten erſchien auf der Schwelle der Kommandant, ein kleines Männchen mit großer Glatze, grauem Schnurrbarte und höchſt gutmütigem Geſichte.

„Ach, hier! Sehr angenehm!“ wandte er ſich an Anatole. „Sie ſind raſch gekommen. Ich irre mich doch nicht, Anatole Robertowitſch Grunin, nicht wahr? Sehr angenehm! Oberſt Dojurikoff, Kommandant des Forts. Erlauben Sie mir, Sie hier mit meinen Offizieren bekannt zu machen. Hier, Iwan Timofejewitſch, Pawel Iwanowitſch, Peter Kusmitſch... Der Herr Unterſuchungsrichter Kollegienaſſeſſor Anatole Robertowitſch Grunin! Und nun zur Sache, es iſt keine Zeit zu verlieren! Lieutenant Potſunkoff, laſſen Sie ein Pferd für den Herrn Unterſuchungsrichter vorführen!“

„Iſt bereits geſchehen, Excellenz.“

„Dann laſſen Sie uns ſogleich aufbrechen. Gott helfe uns! Semenoff, nimm das Portefeuille des Herrn Unterſuchungsrichters.“

„Ich war der Meinung,“ begann Grunin, „hier an Ort und Stelle einige Perſonen aus der nächſten Umgebung des Herrn Gorkin zu vernehmen.“

„Das kann immer noch nach Ihrer Rückkehr geſchehen, mein Herr. Alles iſt verſiegelt, ſeit dem Morgen ſtehen Wachen vor den Eingängen. Bei der heutigen Hitze iſt kein Aufſchub möglich. Ich erhielt die Nachricht geſtern um acht Uhr abends, ſogleich wurden vier Mann an Ort und Stelle kommandirt, damit alles unberührt bleibe, und ein Bote ging in die Stadt ab. Um welche Zeit ſind Sie von dort abgefahren?“

„Um halb acht Uhr morgens.“

„Und jetzt iſt es drei, da iſt kein Augenblick zu verlieren, ſonſt wird es dunkel, ehe wir hinkommen; die Entfernung beträgt ungefähr vierzehn Werſt. In der Dunkelheit iſt nichts feſtzuſtellen, wir müßten denn bis morgen warten, und in den vielen Stunden iſt die Leiche ſo verändert, daß kaum eine Unterſuchung möglich iſt. Habe ich nicht recht, Herr Doktor?“

„Gewiß, Excellenz, ich bin ganz Ihrer Meinung,“ antwortete der Arzt, ein Pferd beſteigend.

„Gibt es keine Möglichkeit, in einem Wagen dorthin zu gelangen?“ fragte Grunin, mißtrauiſch den Hengſt betrachtend, der ihm vorgeführt wurde und mit den klugen Augen nicht gerade freundlich nach ihm ſah.

„Es iſt ſumpfiges Terrain, auf Rädern kommt man da nicht durch,“ antwortete jemand.

„Nun, aufgeſeſſen!“ rief der Kommandant.

Alle ſtiegen zu Pferde und ritten hinaus. Zwei Koſaken ritten an der Spitze, die übrigen folgten, eine dichte Staubwolke aufwirbelnd, aus der die weißen Militärmützen und die dunklen Pferdefüße durchſchimmerten.

Sich leicht im Sattel wiegend ritt der Kommandant in ſcharfem Trabe, ihm folgte ein Koſak mit ſeinem Mantel und der Adjutant Potſunkoff, der nur mit Mühe ſein feuriges Roß zügelte. Etwas zur Seite ritt der Unterſuchungsrichter, der kein beſonderer Reiter war und etwas ängſtlich auf ſeinem Hengſte ſaß; neben ihm ritt auf einem herrlichen ſchwarzen Pferde, das die Nüſtern weit öffnete, der Offizier Krinitzin. Die berittenen Kirgiſen und Sarten, die dem Zuge begegneten, ſtiegen raſch von den Pferden und verneigten ſich tief, indem ſie die Arme über der Bruſt kreuzten.

Nach einiger Zeit kam den Reitern ein Offizier entgegen und näherte ſich dem Kommandanten. Es war ein Mann von hohem Wuchſe, ſtattlicher Figur und langem Schnurrbarte, der Kapitän Scheloboff.

„Ich war eben dort,“ ſagte er; „Iwan Gluchareff und ſein Sohn ſind an Ort und Stelle geblieben. Ich bin Ihnen entgegengekommen, um zu melden, daß ungefähr fünf Werſt von hier eine ſo ſeichte Stelle im Fluſſe iſt, daß wir ſie zu Pferde paſſiren können. Wir erſparen dadurch einen großen Umweg.“

„Das iſt ſchön, Kapitän! Alſo, meine Herren, durchs Waſſer!“ rief der Kommandant und die ganze Gruppe bog in einen ſchmalen Fußweg ein, der ſich längs des Fluſſes zwiſchen mannshohem Schilfe dahinzog.

„Mein Lieber!“ wandte ſich Krinitzin an ſeinen Freund Anatole, indem er ihn leiſe am Arm berührte.

„Was gibt's?“ fragte dieſer.

„Erlaube mir, angeſichts unſerer alten Freundſchaft Dir eine kleine Bemerkung zu machen.“

„O, ich bitte, genire Dich nicht.“

„Du biſt als Unterſuchungsrichter ſpeziell für dieſen Fall hierher geſchickt, nicht wahr?“ begann Krinitzin. „Dann mußt Du Dich, meiner Meinung nach, ſelbſtändiger den anderen gegenüber ſtellen. Du biſt hier Hauptperſon.“

„Gewiß, darin haſt Du vollkommen recht; ich habe niemand Rechenſchaft abzulegen als meinem direkten Vorgeſetzten und beabſichtige, ganz nach eigenem Gutdünken zu handeln.“

„Ja, ſieh Dich aber vor. Unſer hohlköpfiger Kommandant miſchte ſich ſogleich in Deine Angelegenheiten, und Du gabſt ihm nach. An Deiner Stelle hätte ich ihn gleich fühlen laſſen, daß die Entſcheidung keineswegs ihm oblag.“

„Ich ſah aber ſelbſt ein, daß er recht hatte. Das Wetter iſt wirklich furchtbar heiß und die Zerſetzung der Leiche...“

„Die hätte bis morgen ruhig liegen bleiben können und Du wärſt bequem im Wagen hingekommen. Es iſt eine Wichtigthuerei, weiter nichts, und Du ſollteſt Dich nicht von den Menſchen beherrſchen laſſen!“

„Das iſt auch keineswegs meine Abſicht! Der

Sattel drückt abscheulich, und diese fürchterliche Eile scheint mir lächerlich!"

„Hierher!" ertönte die Stimme des Kapitäns Scheloboff.

Er war jetzt an der Spitze, winkte mit der Hand und lenkte sein Pferd zum Flusse, das vorsichtig das lehmige Ufer hinabstieg.

„Wie einfältig das alles ist!" brummte Krinitzin „Dieser Haufen ungebetener Menschen, die ihre Nasen überall hineinstecken und ihren Senf zu allem hinzugeben. Mein Lieber, hebe die Beine höher hinauf und halte die Zügel fester, sonst könntest Du in die Lage kommen, ein Bad zu nehmen."

Die Pferde erreichten bald eine Sandbank, die beinah' bis zum nächsten Ufer reichte. Hier schien Grunins Hengst die Absicht zu haben, sich hinzuwerfen, und er hätte sie wahrscheinlich auch ausgeführt, wenn nicht Krinitzin durch einen energischen Peitschenschlag ihn zum Gehorsam gezwungen und die Situation gerettet hätte.

„Jetzt ist es nicht mehr weit, meine Herren!" rief der Kommandant, und wieder versanken die Reiter in dem hohen Schilfe, aus dem Fasanen und andere Vögel erschreckt aufflogen.

Der schmale Fußweg teilte sich an einer Stelle und führte um ein großes Büschel Schilf herum, welches stellenweise niedergetreten war und hinter welchem man eine unbestimmte dunkle Masse liegen sah, die mit Matten zugedeckt war. Einige Schritte davon stand ein Kosak mit gezogenem Säbel. Weiter, in einer Entfernung von ungefähr vierzig Schritten, saßen auf der Erde noch einige Kosaken an einem Feuer, über welchem in einem Kessel etwas brodelte. Die Pferde der Kosaken weideten in der Nähe und wehrten sich heftig die Fliegen und Wespen ab. Auf dem Fußwege von der rechten Seite ging, die Hände auf dem Rücken, ein ältlicher Offizier auf und nieder, dessen Riesengestalt vornübergebeugt war; wie es schien, betrachtete er aufmerksam die Erde. Die Sonne brannte noch immer heiß, obschon der Tag sich bereits neigte, und nur vom Flusse her wehte zuweilen ein erfrischendes Lüftchen, das leise die schwankenden Halme des hohen Schilfs bewegte. Das Getrappel der Pferde riß den Mann aus seinen Gedanken. Er blieb stehen, blickte, die Augen mit der Hand beschattend, auf den Weg, nahm die längst ausgegangene Pfeife aus dem Munde und steckte sie in die Tasche.

„Und Paul ist noch immer nicht da," sagte er vor sich hin; „wo mag er nur geblieben sein?"

Die Kavalkade blieb einen Augenblick stehen, da der schmale Weg es nicht gestattete, daß hier mehrere Personen neben einander ritten. Der Kommandant war an der Spitze, die anderen folgten einzeln, ganz zuletzt kamen der Untersuchungsrichter und Krinitzin.

Als die Kavalkade den Fußweg verlassen und sich mit den Männern vereinigt hatte, welche die mit Matten zugedeckte Masse umringten, wandte sich der ältliche Offizier an sie mit den Worten:

„Seien Sie so freundlich, meine Herren, nicht weiter vorzugehen, da ich hier einige Spuren gefunden habe, die nicht verwischt werden dürfen."

„Mein Gott," sagte Krinitzin halblaut zu Grunin, „hier scheint ja jeder Untersuchungsrichter spielen zu wollen."

Der mit der Untersuchung betraute Assessor konnte nach der Anstrengung des ungewohnten Ritts kaum auf den Füßen stehen und wischte sich mit dem parfümirten Batisttuche den Schweiß von der erhitzten Stirn.

„Lassen Sie uns keine Zeit verlieren," wandte sich der Kommandant an ihn.

Die Gruppe der Offiziere trat ein wenig zurück. Alle schwiegen und blickten erwartungsvoll nach der Matte. Der wachthabende Kosak stand wie aus Erz gegossen da und wagte es nicht einmal, die Fliegen zu verscheuchen, welche sich auf seine Nase und auf die breiten Backenknochen seines Kalmückengesichtes gesetzt hatten.

„Wo ist mein Portefeuille? Ach so, hier ist es. Ich danke Dir, Väterchen," wandte sich Grunin an den Soldaten Semenoff, der ihm das Gewünschte überreichte.

Grunin schloß das Schloß auf, löste die Riemen und nahm einen reinen Bogen Papier heraus, schraubte den Deckel eines Taschentintenfasses ab, nahm eine Feder und wandte sich an den Kommandanten:

„Ich habe bereits alles vorbereitet, Nummer eins trägt die Aufschrift: ‚Besichtigung der Leiche an Ort und Stelle des Verbrechens.'"

„Nehmt die Matte fort!" kommandirte der Kommandant. „Sehen Sie, es ist bereits Verwesung eingetreten ... Ich sagte gleich, es wäre keine Zeit zu verlieren."

Grunin näherte sich der Leiche.

„Ich erlaube mir die Aufmerksamkeit des Herrn Untersuchungsrichters auf den Umstand zu lenken, daß die Leiche in einer unnatürlich ruhigen Lage liegt," sagte mit dumpfer, vor Aufregung bebender Stimme Iwan Gluchareff.

Der Untersuchungsrichter sah auf und begegnete den spöttischen Blicken und einem Achselzucken Krinitzins.

„Vor allem muß ich die Herren bitten, sich nicht in eine Angelegenheit zu mischen, die direkt nur mich angeht," sagte Grunin, sich nicht persönlich an den Sprechenden, sondern an alle im allgemeinen wendend. „Krinitzin, vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, das aufzuschreiben, was ich diktiren werde."

„Nein, das thue ich nicht," erwiderte dieser trocken.

„Erlauben Sie es mir!“ rief der Adjutant Potsunkoff.

„Ich bitte darum.“

„An Ort und Stelle des Verbrechens angelangt,“ diktirte Grunin, „fand ich die Leiche mit dem Gesichte auf der Erde liegend, die Arme am Körper ruhend mit ausgestreckten Händen — den Kopf nach Nordwest gekehrt . . .“

„Direkt nach dem Süden,“ bemerkte der Kapitän Scheloboff.

„Ich danke. Schreiben Sie also Süden! Dann weiter: Die Leiche trug einen Ueberzieher aus Tuch und ebensolche Beinkleider — hohe Stiefel ohne Sporen, über die Schultern hing eine Ledertasche, deren Schloß . . . Sehen Sie, bitte, nach, ob das Schloß geöffnet ist oder nicht.“

„Das Schloß ist nur zugedrückt, es ist kein Schlüssel dabei,“ sagte ein Offizier, der sich über die Leiche gebückt hatte.

„Ich bitte, schreiben Sie das nieder. Das wird wohl alles sein. Herr Doktor, welche Meinung geben Sie über die Wunde ab?“

Der Doktor beugte sich über die Leiche und sagte nach einiger Zeit: „Die Wunde war tödlich, der Wirbel ist zerschmettert; nach Oeffnung der Leiche melde ich meine weiteren Beobachtungen; im Augenblicke kann ich nichts weiter sagen.“

„Nun, Herr Potsunkoff, was steht weiter auf meinem Blatte? Wenn ich nicht irre, folgt nun die Ueberschrift: ‚Besichtigung der Gegend‘, nicht wahr?“

„Ganz richtig.“

„Also, die Gegend ist eben, mit hohem Grase und Gesträuch bedeckt . . .“

„Schilf,“ sagte jemand.

„Ja, schreiben Sie Schilf . . . Vierzehn Werst vom Stillen Fort, am Wege — Wohin führt dieser Weg, meine Herren?“

„In das Tatarendorf Alaeth.“

„Bitte, schreiben Sie dieses nieder. In der Nähe des Flusses, zwölf Schritte von einem Kosakenposten . . .“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn hier der Kommandant, „dieser Posten ist von mir nur speziell wegen der Leiche her kommandirt worden. Sogleich wird dieselbe auf einen Wagen gehoben werden und der Posten dann abberufen.“

„In diesem Falle schreiben Sie es also nicht hin. Nun wären wir fertig. Das ist alles! Sollen wir den Rückweg wirklich wieder zu Pferde machen, meine Herren?“

„Wie denn anders?“ fragte der Doktor.

„Sie sind wohl von dem ungewohnten Reiten müde geworden?“ fragte der Kommandant. „Nun, auf dem Rückwege brauchen wir uns nicht so zu beeilen. Uebrigens wird es auch bereits kühler, da werden Sie die Anstrengung weniger empfinden. Sind Sie nun fertig?“

„Ich denke, ja,“ sagte Grunin, das Papier in das Portefeuille legend.

„Nein, nehmen Sie meine Einmischung nicht übel, Herr Untersuchungsrichter, doch ich sage Ihnen, es ist keineswegs alles! Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Oberst Gluchareff! Ich bitte Sie, eins zu bemerken, was von größter Wichtigkeit ist. Wo finden Sie die Leiche? Hier! Erschlagen aber ist dieser Mann wo? Hier, meinen Sie? Nein, er ist nicht hier erschlagen, sondern ungefähr sechzehn Schritte von hier, von wo man ihn am Kragen hierher geschleift hat. Hier ist die deutliche Spur, sehen Sie, als hätte man mit einem Besen gefegt.“

Grunin wurde etwas verlegen. Krinitzin biß sich auf die Lippen, als wäre es ihm für seinen Freund peinlich.

„Ich werde Ihre Bemerkung im Journal notiren, Herr Oberst,“ sagte Grunin, „obgleich ich derselben keine Wichtigkeit beilegen kann.“

„Sie ist aber höchst wichtig!“ rief Oberst Gluchareff. „Sehen Sie dorthin! — Ach, meine Herren, warum gehen Sie umher? Gregor Krinitzin, Sie treten auf die Spuren, auf diese Weise wird ja alles verwischt! — Ich wollte Ihnen, Herr Untersuchungsrichter, die Spuren von Pferdehufen zeigen, es sind deutlich die Hufen von zwei Pferden sichtbar, auch eine Lache von Blut war zu sehen . . . Dort ist also das Verbrechen geschehen, das unterliegt keinem Zweifel.“

„Das alles muß sogleich untersucht und notirt werden,“ sagte der Kommandant.

„Wir sind seit dem Morgen hier und haben uns alles genau angesehen, Iwan Timofejewitsch, ich und mein Sohn Paul.“

„Wo ist er denn?“

„Er ist ins nächste Dorf geritten, da er dort vielleicht etwas erfahren könnte. Der Junge ist außer sich; er liebte den Verewigten ungemein und will alles dransetzen, den Thäter zu finden.“

Krinitzin stieg vom Pferde, warf die Zügel einem Soldaten zu und näherte sich Grunin.

„Ich sage Dir,“ begann er halblaut französisch, „wenn Du einem jeden eine Einmischung gestattest, dann wirst Du bald nicht wissen, was zu thun ist.“

„O, fürchte nichts,“ erwiderte dieser lächelnd, „doch darf ich die Beobachtungen des Oberst Gluchareff nicht unbemerkt lassen. Den Herrn Kommandanten,“ wandte er sich an denselben, „bitte ich, den Befehl zu erteilen, daß alle diejenigen Personen, welche ich zur Beweisaufnahme verlangen werde, sich noch diese Nacht bei mir einfinden. Und Sie, meine Herren, fordere ich auf, falls jemand von Ihnen etwas auf diese Angelegenheit Bezügliches mitzuteilen hat, mir dieses zu sagen, auch bitte ich —“

Das Geräusch eines herankommenden Wagens lenkte in diesem Augenblicke die allgemeine Aufmerksamkeit auf denselben. Er war gekommen, um die Leiche abzuholen. Vorsichtig hob man dieselbe hinein und der Doktor bedeckte sie mit seinem Mantel.

„Vorsichtig, Kinder, an den unebenen Stellen," rief Scheloboff. „Armer Freund, du hast dein geliebtes Kind nicht wieder gesehen!" rief er wehmütig.

Mit zusammengezogenen Brauen und gesenktem Haupte ging er hinter dem Wagen her.

Die übrigen Offiziere bestiegen wieder ihre Pferde und gruppirten sich um den Kommandanten. Grunin und Krinitzin sonderten sich von denselben ab und ritten in einiger Entfernung.

„Was kann ich denn thun, meine Herren!" hörte man den Kommandanten halblaut sagen. „Man findet höheren Orts, daß es ein außergewöhnlicher Fall ist, sendet uns einen Spezialisten — was soll ich da thun? Meine Einmischung kann nur schaden, und dieser Herr wird sich dieselbe nicht gefallen lassen, das steht fest. Andererseits behandelt er die Sache zu oberflächlich ... Hier handelt es sich nicht um einen einfachen Raub, hier — doch vorwärts, meine Herren, es wird spät!"

„Ich bin sehr erfreut," sagte Krinitzin zu Grunin, „daß man Dich mit dieser Angelegenheit betraut hat, doch kommt nichts dabei heraus, wenn Du die Meinung dieser klatschsüchtigen Menge teilst und in diesem Verbrechen etwas Ungewöhnliches siehst. So etwas geschieht hier alle Tage. Wir sind hier nicht in Peterhof oder in Krasnoje-Selo, sondern mitten in Asien! Ganze Räuberbanden treiben hier ihr Wesen. Die Eingeborenen sind ein unruhiges Volk und uns nicht gerade freundlich gesinnt."

„Kommen solche Fälle hier wirklich so häufig vor?"

„Alle Tage! Vorgestern zum Beispiel reite ich auf meinem Abreck — nicht weit von hier, dort ungefähr," — er zeigte mit dem Peitschenstiele nach einer Richtung hin — „da begegnen mir vier Reiter, wahre Diebesgesichter, wahre Räuber, sage ich Dir. Ich war gut bewaffnet, sie sahen meine Flinte, die ich auf dem Rücken hatte, meinen Säbel, auch zog ich einen Revolver, da wagten sie es nicht, mich anzugreifen. Einige Zeit folgten sie mir, dann blieben sie zurück, aber was konnte alles geschehen! Wir sind hier eben nicht in Peterhof!"

„Ich bin beinah' geneigt zu glauben, daß der Mann auf solche Weise umgekommen ist," meinte gedankenvoll der Untersuchungsrichter.

„Auch die Waffe, mit welcher der Mörder vorgegangen ist, scheint vorsintflutlicher Natur gewesen zu sein. Hast Du es bemerkt? Es muß ein Knüttel oder eine Keule, wie die Eingeborenen sie haben, gewesen sein."

„Gewiß habe ich es bemerkt. Ich kann Dir sagen, es machte einen schrecklichen Eindruck, diese grauen Haare, das geronnene Blut und diese schwarze, schreckliche Wunde ... die Glatze ... der aufgehobene Kragen des Ueberziehers! ... Brrr! Was ist Dir?"

„Es ist frisch im Kittel, vom Flusse her kommt ein frischer Wind, da schauderte ich."

Es begann zu dämmern. Durch den dichten Nebel, der vom Wasser aufstieg, wurden die Lichter in den Häusern des Stillen Forts sichtbar. Ganze Wolken von Mücken standen in der feuchten, lauen Luft. Die Pferde schnaubten und schlugen, die Nähe des Stalles witternd, eine schnellere Gangart ein. Schwache, zitternde Töne, die von dem Glockenturme der Kirche des Stillen Forts herrührten, drangen an das Ohr der Reiter. Der Priester des Orts hatte sich soeben in die Kirche begeben, um eine Totenmesse für den Ermordeten abzuhalten.

III.

Augenscheinlich hatte der Anblick der Leiche auch auf Gregor Krinitzin einen unangenehmen Eindruck hervorgerufen. Er ritt schweigend und mit finsterem Gesichte neben seinem Freunde, ohne dessen Bemerkungen und Anspielungen auf ihr früheres Petersburger Leben zu beachten.

„Das graue Haar, das geronnene Blut und diese schreckliche schwarze Wunde ... Brrr!" klang es immerfort in seinen Ohren. Sein herrlicher Rappe ging in kräftigem Schritte rasch vorwärts, wo hingegen Grunins junger Hengst fortwährend nachblieb.

„Gregor, mein Freund," sagte er, „verlasse mich nicht ... bleibe diese Nacht bei mir. Du kannst mir in dieser Angelegenheit sehr behilflich sein ... und wir könnten die Sache ausführlich besprechen."

„Nein," erwiderte dieser, „das thue ich nicht; man könnte glauben, ich wollte Dich beeinflussen und meine Freundschaft mißbrauchen."

„Wie kommst Du zu diesem Schlusse? Welche Gründe könnten Dich dabei leiten? Und was ist denn überhaupt an der ganzen Sache? Ein einfacher Raubmord, wir sind ja hier nicht in Peterhof!"

Krinitzin mußte unwillkürlich lächeln.

„Nun, wir wollen sehen," sagte er, sein Pferd in Trab versetzend. Diese Nacht verbrachten die meisten Bewohner des Stillen Forts schlaflos.

Es waren zwei Bevollmächtigte der Firma Chmuroff und Comp. angelangt, um die Bücher und Rechnungen des ermordeten Gorkin zu revidiren und in Empfang zu nehmen. Die Siegel wurden im Hause desselben auf Befehl des Kommandanten abgenommen und letzterer brachte mit dem Untersuchungsrichter mehrere Stunden mit dem Ordnen der Papiere zu. Darauf meldeten sich beinahe sämtliche Offiziere des Forts, um Aussagen über den Ermordeten zu

machen, trugen diese in ein Buch ein und versahen dieselben mit ihren Unterschriften. Grunin regte sich mehr und mehr auf; er dankte nach rechts und nach links für die Hilfe, die ihm allerseits zu teil wurde, und nur gegen Morgen, als die Sonne ziemlich hoch stand, zwang ihn die Müdigkeit, sich etwas Ruhe zu gönnen und sein Lager aufzusuchen. Krinitzin war der einzige, der nicht den geringsten Anteil an der allgemeinen Aufregung nahm. Er hatte seine Wohnung während der Nacht nicht verlassen und erst gegen elf Uhr morgens trat er in einem eleganten weißen Anzuge hinaus, um seinen Petersburger Freund aufzusuchen.

Grunin war vor kurzem erst eingeschlafen und hatte den Befehl gegeben, ihn in zwei Stunden zu wecken. Sein Diener war mit den Vorbereitungen zu seiner Toilette und dem Frühstück beschäftigt. Die Wachen standen noch wie am Tage vorher vor dem Hause, in welchem das beste Zimmer jetzt von den Vertretern der Firma bewohnt wurde. Auf der Veranda nach dem Garten zu stand ein langer Tisch mit den Ueberbleibseln des Abendessens, welches der Kommandant dem Untersuchungsrichter geschickt hatte. Ein halbnackter Eingeborener von glänzender brauner Hautfarbe fegte die Gänge des Gartens und sah neidisch auf einen großen Knochen, der von einem Kalbsbraten herrührte und noch manch wünschenswerten Bissen bot.

„Ist der Herr schon auf?“ fragte Krinitzin den Diener.

„Gregor, bist Du da?“ rief Grunin aus seinem Zimmer, „komm herein, ich habe Dir vieles mitzuteilen.“

Grunin saß auf seinem Bette und wusch sich die verschlafenen Augen mit kaltem Wasser.

„Setz Dich,“ rief er dem eintretenden Krinitzin entgegen, „ich habe so manches mit Dir zu besprechen und bin sehr froh, Dich zu sehen. Weshalb bist Du diese Nacht nicht gekommen? Alle waren hier und haben bei mir zu Abend gegessen. Die Sache ist nicht so einfach, wie Du denkst! O nein, und ich kann Dir sagen, daß ich durch sie Carrière machen kann! So setze Dich doch, Gregor, ich bin so begierig, Deine Meinung zu hören. Erinnerst Du Dich, daß wir gestern zu der Ueberzeugung gelangten, es handle sich hier um einen Ueberfall der Eingeborenen?“

„Und was soll es denn heute sein?“ fragte achselzuckend Krinitzin. „Eine ganz ungewöhnliche Geschichte, ein geheimnisvolles Drama, in welchem Du als schlauer Lecocq die richtige Spur des Verbrechens findest? Wer ist denn der geheimnisvolle Mörder?“

„Du lachst, Gregor, aber ich versichere Dich, daß ich gar nichts Lächerliches darin finde. Meine Nerven sind erregt. Ich habe die ganze Nacht in fieberhafter Thätigkeit zugebracht und bin so aufgeregt, daß ich selbst jetzt kein Verlangen nach Schlaf verspüre. Aber setz Dich endlich, ich erzähle Dir alles der Reihe nach.

„Siehst Du, mein Freund, es hat sich nämlich herausgestellt, daß Fedor Gorkin die Absicht hatte, alle anderen Forts, welche Depots seiner Firma haben, aufzusuchen, um eine Art privater Revision anzustellen und denselben Gelder einzuhändigen, zu welchem Zwecke er eine Summe von zweiundachtzigtausend und dreihundert Rubel bei sich führte.“

„Wie einfältig!“

„Was ist einfältig?“

„Eine solche Summe bei sich zu führen und dann allein durch die Steppe zu reiten! Du mußt zugeben, daß das mehr als einfältig ist.“

„Es war auch nicht Gorkins Absicht, der Kapitän Scheloboff sollte ihn begleiten,“ erwiderte Grunin; „hier ist seine Aussage. Er sollte ihn im Dorfe Alaeth treffen, das zehn Werst vom Schauplatze des Verbrechens entfernt ist, und von dort aus sollten sie zusammen den Weg zurücklegen. Scheloboff hat ihn aber dort nicht abgewartet, sondern ist ihm entgegen geritten, bis er auf die Leiche gestoßen ist.“

„Noch sehe ich immer nichts Außergewöhnliches darin,“ bemerkte achselzuckend Krinitzin.

„Höre weiter! Scheloboff ritt darauf im Galopp nach dem Fort zum Kommandanten, der selbst in Begleitung einiger Offiziere an den Ort des Verbrechens ritt. Hier fanden sie folgendes: der Oberst Gluchareff und sein Sohn sagen aus, daß die Spuren des Pferdes des Ermordeten vom Wasser her sehr deutlich waren; eine Werst von der Katastrophe gesellen sich zu diesen Spuren diejenigen eines andern Pferdes, welches auch mit russischen Hufen beschlagen war und diese Spur führt bis zur Stelle, wo die Leiche lag. Weiter kann man einige Zeit die Spuren dieses zweiten Pferdes verfolgen, dann aber wird es schwer, da augenscheinlich eine Herde über diesen Teil der Steppe gegangen ist. Noch weiter, hart am Ufer findet sich ganz deutlich die Spur desselben Pferdes wieder. Welchen Schluß kann man daraus ziehen?“

Krinitzin hörte der Erzählung seines Freundes sehr aufmerksam zu, sagte aber nichts.

„Es folgt daraus,“ fuhr Grunin fort, „daß der Reiter, wollen wir sagen der Mörder, das andere Ufer, also das Fort erreichen wollte ... Das ist doch klar?“

„Ja, es scheint so!“ meinte Krinitzin.

„Auf dieser Seite des Ufers ist aber leider bisher keine Spur gefunden worden. Vergeblich ist darnach gesucht. Das Pferd des Ermordeten hat man ruhig weidend in der Steppe gefunden. Der

Sohn des Oberst Gluchareff hat es hierher geführt. Was folgt nun aus dem allem?"

„Mir scheint, gar nichts!"

„Im Gegenteil, die allgemeine Ansicht geht dahin, daß, wenn ein Eingeborener ihn in der Absicht, ihn zu berauben, ermordet hätte, er das schöne Pferd nicht laufen gelassen, sondern es mitgenommen hätte. Das sagt der Kommandant, und auch die übrigen sind dieser Meinung."

„Das ist schon möglich, was weiter?"

„Weiter folgt daraus, daß der Verbrecher ein Hiesiger ist, einer der Wenigen, die von der großen Summe wußten, die der Ermordete bei sich führte, und nur der Wunsch, sich diese Summe anzueignen, ist als Beweggrund des Mordes anzunehmen. Nicht wahr?"

„Ja wohl, das scheint zweifellos," meinte Krinitzin.

„Die Offiziere, besonders Gluchareff und sein Sohn, wollen alles daran setzen, um den Schuldigen zu entdecken. Sie haben mir den Vorschlag gemacht, alle Wohnungen des Forts einer Untersuchung zu unterziehen, und so sehr mich dieses anfangs befremdete, so denke ich bei reiflicher Ueberlegung..."

„Wie, in den Wohnungen der Offiziere soll eine Haussuchung stattfinden?" fragte überrascht Krinitzin.

„Ja, bei allen ohne Ausnahme. Selbst der Kommandant sagte: ‚Meine Herren, ich habe nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, beginnen Sie mit meiner Wohnung.'"

„Welcher Unsinn, welche Taktlosigkeit!" rief Krinitzin die Achseln zuckend. „Und Du beabsichtigst wirklich, diese Haussuchung vorzunehmen?"

„Gewiß; ich hoffe, daß es mir gelingen wird, irgend einen Gegenstand, einen Knopf, einen Nagel oder dergleichen zu finden! Du begreifst, daß ich dann Carrière machen würde! Mein Name würde genannt werden; ich hätte von einem geheimnisvollen Drama den Schleier gelüftet! Du begreifst, von welcher Wichtigkeit das für mich wäre. Mein Name..."

„Würde als der eines Thoren genannt werden — Verzeihung für diesen Ausdruck — und der schönste Spott würde Dir nicht fehlen."

Grunin sah überrascht seinen Freund an, dessen Worte in trockenem, scharfem Tone gesprochen waren, und so wenig seinen eigenen Schlüssen gleich kamen.

„Weshalb?" fragte er kleinlaut.

„Aus einer sehr einfachen Ursache. Höre nun auch mich an. Die Spuren der russischen Hufeisen, welche sich denen von Gorkins Pferd anschließen, beweisen noch gar nichts, da man auf den hiesigen Märkten solche Hufeisen verkauft und die Eingeborenen sie zu jeder Zeit kaufen können. Wenn diese Spuren aber nach dem Wasser führen, so ist noch keineswegs erwiesen, daß sie nicht vom Pferde des Ermordeten herrühren, das vielleicht seinen Durst stillen wollte. Was willst Du darauf erwidern? Am entgegengesetzten Ufer finden sich die Spuren doch nicht wieder! Das Pferd des Ermordeten wäre nicht von den Räubern zurückgelassen worden? Lächerlich! Ein jedes Pferd kann sich losreißen und in der Steppe davonlaufen. Wer sagt denn, daß sie es nicht eine Zeit lang verfolgt haben? Und nun rät man Dir, einem Spezialbevollmächtigten, eine allgemeine Haussuchung vorzunehmen! Es ist ja eine Kleinigkeit, das zu thun, aber ein Resultat wird sie nicht ergeben, davon bin ich fest überzeugt. Welcher Verbrecher wird in seiner Wohnung blutige Beweisstücke oder eine große Summe Geldes aufbewahren? Wie viel war es doch?"

„Ueber achtzigtausend Rubel."

„Nun, siehst Du? Wer wird eine solche Summe, die in keinem Verhältnisse mit der Tasche eines Offiziers steht, bei sich behalten, und wer weiß, wie ein solcher, die Uniform des Offiziers erniedrigender Schritt, von den höheren Vorgesetzten berurteilt werden wird, gleichviel ob die hiesigen Offiziere sich bereit erklären, eine solche Schmach über sich ergehen zu lassen. Ich sage Dir, in der Verfolgung des geheimnisvollen Fra Diavolo wirst Du Dich vergeblich abmühen und kein Licht in die Sache bringen. Du kannst aber, wenn Du die Sache der Wirklichkeit entsprechend darstellst, das heißt die Aufmerksamkeit der Regierung auf das hiesige Raubgesindel lenkst, Maßregeln gegen dasselbe hervorrufen, für welche alle hiesigen friedlichen Einwohner Dir großen Dank wissen werden. Habe ich nicht recht?"

Grunin schwieg eine Weile.

„Beiläufig," sagte er, „teile ich Dir mit, daß man in einer Aussage auch Deiner mit einigen Worten erwähnt; ich zeige es Dir sogleich."

„Wirklich, was sagt man denn? Das interessirt mich."

„Hier ist es! Der junge Gluchareff sagt aus, daß er Dich am Tage des Mordes am jenseitigen Ufer gesehen und daß Du erst spät nach Hause zurückgekehrt seist."

„Sehr wichtig, sehr interessant!" spottete Krinitzin. „Ja, ich habe an dem Tage um drei Uhr mein Pferd satteln lassen und bin bis zehn Uhr abends herumgeritten, dann begab ich mich zum Tataren Gaukul, dem Inhaber eines Spielhauses, und bin erst um ein Uhr nachts heimgekehrt."

In dem Augenblicke vernahm man Pferdegetrappel und vor dem Fenster erschien ein Reiter.

„Das ist der Kapitän Scheloboff," sagte Grunin; „wir sind übereingekommen, die Hufspuren noch einmal an Ort und Stelle zu mustern? Kommst Du mit?"

„Nein, ich danke. Bei der Hitze mußt Du mich entschuldigen." Damit erhob er sich. In der Thür

begegnete er Scheloboff; sie grüßten einander kühl, und ersterer sah Krinitzin mit unverhohlenem Mißtrauen nach.

IV.

Die Natur hatte Gregor Krinitzin mit einem hübschen Aeußeren und einem nicht gewöhnlichen Verstande ausgerüstet. Er schien ein Sonntagskind zu sein und das Leben nur von der rosigen Seite kennen zu lernen. Doch das dauerte nicht allzu lange. Seine Ausschweifungen brachten nur zu bald sein Schiff zum Sinken; er verlor das Gleichgewicht, fiel über Bord und wäre unfehlbar untergegangen, wenn es nicht dank einer alten Tante und seiner Cousine Mary auf eine wüste Insel versetzt worden wäre, wo er auf einen glücklichen Zwischenfall wartete, der ihn wieder auf das Deck seines Lebensschiffs und in eine sichere Kajüte zurückbringen sollte. Diese wüste Insel war das Stille Fort.

Es blieb ihm hier nichts übrig, als sich in die Verhältnisse zu finden und in dem entlegenen Winkel auszuhalten, sich durch hoffnungsreiche Illusionen tröstend. Er konnte beispielsweise Gelegenheit finden, sich in einem Kampfe auszuzeichnen; seine Carrière war ja nicht unterbrochen, und kriegerische Lorbeeren konnten ihn wieder in die frühere Stellung bringen. Inzwischen würde der Skandal, den seine Gläubiger heraufbeschworen, etwas in Vergessenheit geraten. — Die Zeit wirkt ja auf alles mildernd, selbst auf die Bezahlung der Schulden übt sie einen Einfluß aus . . . und was konnte inzwischen alles geschehen. — Doch die Verbannung fiel Gregor Krinitzin unendlich schwer und drückte seine Seele nieder.

Völlig neue, ihm fremde Lebensbedingungen traten ihm hier entgegen, und er hätte sich denselben anpassen und sich mit der neuen Lage aussöhnen können, wenn er dieselbe nicht als etwas Vorübergehendes betrachtet hätte, das ihn zu keiner Rücksicht verpflichtete. Er rührte daher keinen Finger, um eine Annäherung mit seinen Kameraden anzubahnen. Dieselben hielten es wiederum nicht für notwendig, den ersten Schritt zu einer Verständigung zu thun, und auf diese Weise entspann sich stillschweigend eine Feindschaft zwischen ihm und den Offizieren des Stillen Forts. Zugleich herrschte gegenwärtig ringsum Friede, und es war somit keine Aussicht zu einer Auszeichnung im Kampfe vorhanden.

Seine Stimmung wurde daher immer düsterer, und er sann auf Mittel und Wege, um sich gewaltsam aus der drückenden Lage zu befreien.

Er schrieb häufig nach Petersburg an seine Freunde und an seine Cousine, deren Antworten seine Sehnsucht immer mehr steigerten. Das Porträt dieser Cousine, einer interessanten Brünette mit schöner, üppiger Gestalt, stand auf einem Tische, und die schelmischen Blicke aus den schönen Augen schienen ihn zu fragen: „Wann wirst Du, mein romantischer Held, zu mir zurückkehren? Wann werde ich Dich wiedersehen?“

Der erfahrene Spezialist Anatole Robertowitsch hatte unterdessen den ganzen Tag damit zugebracht, in Gesellschaft von Scheloboff und Gluchareff die Spuren in der Steppe zu verfolgen. In seinem Kopfe machte sich von neuem die Ueberzeugung geltend, daß es sich nicht um einen Raub seitens der Eingeborenen handelte, und er beschloß nun endgiltig, den schroffen und kitzlichen Schritt einer Haussuchung zur Ausführung zu bringen. Das Haus des Kommandanten und des Priesters allein sollten von derselben ausgeschlossen bleiben, doch beide weigerten sich durchaus gegen diese Anordnung, und so wurde denn mit dem Hause des Kommandanten der Anfang gemacht. Alle Bewohner des Forts, Militär sowohl wie Eingeborene, mußten am festgesetzten Tage zu einer bestimmten Stunde ihre Wohnungen verlassen und auf die Esplanade heraustreten. Vor jedem Hause befand sich ein Posten mit strengem Befehl, niemand hineinzulassen. Es ging im ganzen bei der Haussuchung ziemlich oberflächlich zu; man trat in die Wohnung, schloß die Schlösser auf, wo man welche fand, sah hinein, schloß wieder zu und trug in das Protokoll ein, daß alles in Ordnung und nichts Verdächtiges gefunden sei, worauf der Posten abberufen wurde. Auf diese Weise war man bis Krinitzins Wohnung gelangt. Hier änderte sich plötzlich die einförmige, langweilige Untersuchung. Jeder empfand Neugier und Interesse, seine Wohnung zu sehen. Die Bewohner des Forts stellten sich an die Fenster oder gruppirten sich um die Schwelle des Hauses. Scheloboff machte das Zeichen des Kreuzes, als er durch die Thür trat, die Augen des jungen Gluchareff brannten fieberhaft und sein Gesicht war bleich vor Aufregung. Der Priester seufzte tief auf und senkte sein altes, graues Haupt. Die anwesenden Damen, die bis dahin ununterbrochen geplaudert hatten, schwiegen plötzlich still und unter den Offizieren herrschte Todesstille. Alles das konnte Krinitzin nicht entgehen. Er stand in einiger Entfernung totenbleich mit krampfhaft zusammengekniffenen Lippen da.

Nur Grunin schien nichts zu bemerken, er rief ihm heiter zu: „Nun, Gregor, jetzt machen wir Dir die Visite!“

Die feindselige Stimmung, die gegen Krinitzin herrschte, trat bei dieser Gelegenheit deutlich zu Tage. Wohl eine Stunde wühlten Grunins Gehilfen in seinen Sachen umher. Der junge Gluchareff kroch unter die Bettstellen und die Sofas, suchte unter Schränken und Kommoden. Scheloboff besichtigte alles mit der größten Aufmerksamkeit, die Teppiche wurden aufgehoben, alle Kisten und Kasten geöffnet,

der Hängeboden und selbst der Fußboden untersucht, die Kopfkissen und das Sattelzeug befühlt, und selbst der Stall und die Behausung des Burschen nicht vergessen. Endlich mußte man mit enttäuschter Miene wiederum zu Protokoll geben, daß nichts gefunden sei. Die meisten Anwesenden atmeten frei auf, und das anhaltende Schweigen wurde endlich durch lautes Reden unterbrochen. Alles schien sich in ein allgemeines Wohlgefallen auflösen zu wollen, als plötzlich etwas geschah, das ganz unerwartet diese Stimmung wieder störte.

„Verhalte Dich ruhig, es geht Dich nichts an," hörte man Scheloboff dem jungen Gluchareff halblaut sagen.

„Nein, ich muß Aufklärung haben!" rief dieser gereizt und ging in demselben Augenblicke auf Krinitzin zu.

„Erlauben Sie mir nur, Sie zu fragen, auf welche Weise dieser Gegenstand in Ihre Hände gelangt ist," fragte er, ihm das Porträt von Nadine vor das Gesicht haltend.

Krinitzin trat einen Schritt zurück und sah, überrascht durch diesen unerwarteten Angriff, verwundert auf den erregten Jüngling.

„Haben Sie diese junge Dame je gekannt, und auf welche Weise ist dieses Bild zu Ihnen gelangt, da es die Aufschrift des ermordeten Gorkin trägt?"

Krinitzin blickte hochmütig auf den jungen Menschen herab, dann sagte er: „Das geht Sie gar nichts an, auch habe ich nicht die geringste Lust, Ihnen Rechenschaft zu geben!"

Dem jungen Gluchareff schoß das Blut zu Kopfe, und ohne weiter zu überlegen, rief er: „Prahler! Petersburger Pfau!"

In diesem Augenblicke näherte sich der Kommandant den beiden und rief: „Ruhe! Herr Adjutant Potsunkoff, führen Sie den Lieutenant Gluchareff fort; er ist für ungehörige Ausdrücke in Gegenwart seiner Vorgesetzten arretirt. Gleich auf der Stelle!"

Der alte Gluchareff schüttelte mißbilligend den Kopf, indem er auf den Sohn sah, dann näherte er sich Krinitzin: „Nehmen Sie es meinem Sohne nicht übel, Gregor Krinitzin, er ist noch sehr jung und hastig — er hat seine Worte nicht überlegt!" sagte er.

„Ihr Sohn ist Offizier und kann sich selbst verantworten," erwiderte Krinitzin kalt und verließ das Zimmer, die anderen Offiziere kühl grüßend.

Der alte Mann wurde rot bis an die Haarwurzeln und stand mit gesenktem Haupte da.

„Komm! Gluchareff," redete Scheloboff ihn an, faßte ihn unter den Arm und führte ihn hinaus.

V.

Sechs Werst ungefähr vom Stillen Fort entfernt, dem öden Steppenufer, auf welchem weit und breit keine menschliche Behausung zu sehen war, gegenüber, lag unter alten, schattigen Bäumen das Oertchen Bescharick.

Vor der Ankunft der Russen, das heißt vor Erbauung des Stillen Forts, spielte dasselbe eine große Rolle, indem es den Karawanen, die nach Buchara und zurück gingen, zum Haltepunkt diente. Ein reges Treiben hatte damals hier geherrscht, eine lange Reihe von kleinen Läden wies die bunten Erzeugnisse der Umgegend auf und die Leute in ihren bunten Trachten boten mit ihren Kamelen ein farbenreiches Bild.

Jetzt war alles verändert. Die Karawanen benützten einen von den Russen geschaffenen näheren Weg, ohne Bescharick zu berühren; dasselbe war seitdem öde und leer geworden. Nur ein Punkt desselben, welcher hart am großen Wege lag, verriet noch das frühere Leben. Abends versammelte sich auf einem kleinen, freien Platze noch zuweilen eine buntfarbige Menge, welche dort Tabak, Thee, Pferdegeschirre und so weiter kaufte.

Neben dem freien Platz stand ein Wirtshaus, dem Kaufmann Mirobai gehörend, welcher großes Ansehen in der ganzen Gegend genoß, ein hübsches Vermögen, vier Frauen und zwei Söhne besaß, welche ihm bei der Bewirtung seiner Gäste behilflich waren. Hierher kamen auch zuweilen die Offiziere des Stillen Forts, und am häufigsten Krinitzin, welcher immer freundlich und liebenswürdig gegen den Alten war und ihm sogar die Hand reichte. Mirobai schätzte die Freundschaft der Russen, da sie sein Ansehen erhöhte. Man konnte auch nie wissen, wie sie ihm einmal zu statten kommen konnte, und Freunde und Gönner brauchte er, da er viele Neider besaß. Es war unter anderem von den Russen der Handel mit Opium untersagt; wie leicht hätte da jemand erraten können, daß sich auf seinem Hofe ein Häuschen für Opiumraucher befand.

Es dämmerte bereits — dunkle Schatten lagerten sich über den Abhang, an welchem Bescharick lag, die alten Bäume machten es in der Nähe des Wirtshauses noch finsterer, und Mirobai gab soeben den Befehl, die große, runde, bunte Laterne am Eingange anzuzünden, als auf dem steinernen Pflaster die Hufe eines Pferdes ertönten und der weiße Militärkittel von Gregor Krinitzin sichtbar wurde.

„Guten Abend, gnädiger Herr!" rief Mirobai, sich schwerfällig erhebend.

Alibei und Mamun, die beiden Söhne, sprangen sogleich herbei, um Krinitzin beim Absteigen behilflich zu sein und sein Pferd in Empfang zu nehmen.

Gregor Krinitzin schien sie gar nicht zu bemerken; er sah stark ermüdet aus, schritt schweigend auf die Veranda zu und streckte sich dort auf ein bequemes Polster, nachdem er sich ein seidenes Kissen unter den Kopf geschoben hatte.

„Willst Du Thee haben oder eine Pfeife, oder soeben frisch gekochten Pilos, gnädiger Herr?“ fragte Mirobai.

Alibei, der mit einem rotseidenen Hemde bekleidet war und einen goldenen Gürtel um die Hüften trug, stellte sich knieend vor ihn hin, indem er ihm eine lange türkische Pfeife reichte.

„Nun, wie geht es mit der Gesundheit Deines hochgeschätzten Herrn Kommandanten?“ fragte der Wirt, und fügte, ohne die Antwort abzuwarten, hinzu: „Hoffentlich gut, Allah ist ja jedem gnädig! Aber Du, gnädiger Herr, bist Du auch gesund?“ Er sah dabei Krinitzin forschend ins Gesicht.

Dieser wandte sich ab.

„Ich bin gesund,“ sagte er, „aber ...“

Er setzte sich auf und sah sich aufmerksam im Zimmer um.

„Alibei!“ rief der verständnisvolle Wirt dem Sohne zu, „setze Dich auf das Pferd des Herrn Kapitän und reite es langsam umher, Mamun kann es am Zügel führen ... Es ist sehr in Schweiß gekommen; wählt den weichen Weg. Nun mache rasch!“ Der Sohn verstand den Wink des Vaters und nickte ihm zu.

„So also ist es gekommen ... so, so!“ sagte Mirobai, nachdem Krinitzin ihm leise etwas mitgeteilt hatte.

„Ja, so!“ sagte achselzuckend Krinitzin.

Es entstand eine Pause.

„Dieser große Beamte, den der Generalgouverneur selbst hergesandt, ist doch ein Freund von Dir, ein naher, naher Freund?“ sagte Mirobai.

„Woher weißt Du das?“

„Mirobai weiß alles, muß alles wissen. Mirobai hat überall Augen und Ohren.“

„Ich weiß es,“ sagte Krinitzin, mit Ekel von dem Alten etwas wegrückend, der vor ihm auf der Diele hockte.

Wieder schwiegen beide eine Weile.

„Er ist ein großer Narr,“ meinte Krinitzin.

„Ja, aber ein Sprichwort sagt: ‚Ein kluger Feind ist nicht so gefährlich wie ein dummer Freund.‘“

Obgleich lautlose Stille rings umher herrschte, so sprachen die beiden doch ganz leise, so daß Mamun, der das Pferd bald seinem Bruder überlassen hatte und an der Thür horchte, nichts verstehen konnte, bis Krinitzin laut sagte:

„Es ist spät, ich muß nach Hause.“

Mirobai geleitete seinen Gast hinaus und verabschiedete sich mit vielen Verbeugungen.

„Lebe wohl, gnädiger Herr, vergiß nicht, daß Allah allgütig ist,“ rief er ihm noch zu.

„Lebe wohl,“ hörte man Krinitzins Stimme in einiger Entfernung.

„Nun löscht das Feuer, es ist Zeit schlafen zu gehen,“ befahl Mirobai, und bald herrschte Dunkelheit und Stille in Bescharick.

Der Weg nach dem Fort zog sich in der Finsternis wie ein kaum erkenntliches Band zwischen dem manneshohen Schilfe dahin, welches leise im Abendwinde rauschte, als flüsterte es sich etwas zu ... Abreck trabte rasch vorwärts, und bald zeigten sich die dunklen Massen der Gebäude des Forts und die Lichter in den Fenstern der äußeren Häuser.

Vor Grunins Thür stieg Krinitzin vom Pferde, schickte dasselbe mit einem Soldaten nach Hause und trat ein. Grunin saß nachdenklich vor einem Tische, welcher mit Papieren bedeckt war.

„Ach, Du bist es!“ rief er erfreut, „ich bin sehr froh, Dich zu sehen! Setz Dich, wir wollen zusammen zu Abend essen.“

„Guten Abend, wie geht es mit Deiner Untersuchung?“ rief Krinitzin. „Hast Du den Schuldigen gefunden? Sitzt er hinter Schloß und Riegel? Ich bin sehr begierig, von Deinen Heldenthaten zu hören. Nun erzähle.“

Gregor Krinitzin sprach in heiterem Tone, dem Freunde auf die Schulter klopfend und sich in einen Lehnstuhl werfend.

„Ach, laß diese dumme Geschichte!“ rief Grunin verdrießlich, „sie beginnt mich ernstlich zu langweilen.“

„Wirklich!“ sagte Krinitzin und machte eine überraschte Miene. „Also kein Resultat bei der Haussuchung? Das begreife ich nicht; Du wirst doch einen so skandalösen Schritt nicht umsonst gethan haben? In schmutziger Wäsche herumwühlen, alle Misthaufen aufstöbern und Ratten und Mäuse aufschrecken ... Das alles konntest Du doch nur auf gewisse Winke gethan haben, welche Dir ein Resultat versprachen. Wer ist denn nun der Mörder?“

Jetzt erst bemerkte Grunin, daß sein Freund gar nicht so heiter war, wie es im ersten Augenblicke schien. Seine feinen Lippen waren trocken und auf einander gepreßt, in den Augen leuchtete ein unheimliches Feuer.

„Was ist Dir?“ fragte Grunin. „Du scheinst aufgeregt zu sein. Wozu all diese dummen Dinge wieder durchmachen; Du weißt doch, daß ich es der reinen Form wegen unternahm.“

„Ja, ja, Form!“ brummte Krinitzin. „Nun gut, lassen wir das. Was kannst Du mir zum Abendessen geben?“

Sie setzten sich an den Tisch, auf dem ein gebratener Fasan und eine Majonnaise aus des Kommandanten Küche recht appetitlich zum Essen einluden.

Nun begann Anatole Robertowitsch seinem Freunde sein Herz auszuschütten. Er bedauerte sehr, den Ratschlägen der Dummköpfe gefolgt zu sein, da die Haussuchung nicht das geringste zu Tage gefördert hatte. Gern hätte er diesen Zwischenfall aus den

Akten gestrichen. Allmälich ging Grunin auf ein anderes Thema über; er sprach über Petersburg und gemeinsame Bekannte, über Erinnerungen aus dem Ballsaale und ähnliche Dinge. Doch Krinitzin blieb schweigsam und ernst und sein Gesicht trug einen finsteren Ausdruck.

„Sag mir, mein Freund, beabsichtigst Du wirklich in dieser Einöde zu versauern?“ fragte er endlich, „oder gedenkst wieder einmal in die zivilisirte Welt zurückzukehren und wann?“

„Sobald als möglich,“ antwortete Krinitzin.

„Dann laß uns auf die Verwirklichung dieser Absicht trinken, lieber Gregor!“ Anatole Robertowitsch griff nach einer Flasche Portwein, die vor Krinitzin stand, und bemerkte zu seiner Ueberraschung, daß dieselbe leer war.

„Ich bin sehr schläfrig, Anatole,“ sagte Krinitzin sich reckend, „und habe keine Lust nach Hause zu gehen. Wenn Du erlaubst, lege ich mich auf dieses Sofa.“

„Gewiß, gewiß,“ rief Grunin, „ich werde dem Diener sofort Befehl geben, alles Nötige herzubringen.“

„Ist nicht nötig, ein Kissen liegt hier, weiter brauche ich nichts.“ Damit streckte er sich auf dem Sofa aus, ohne sich zu entkleiden.

„Du hast wohl hier jeden Comfort aufgegeben und alle europäischen Gewohnheiten vergessen?“ fragte Grunin verwundert.

Krinitzin antwortete nicht.

„Schläfst Du schon?“ fragte Grunin nach einer Weile, als sie allein waren. „Bei mir geht das nicht so schnell; ich muß immer vorher alle Eindrücke des Tages analysiren, in ein gewisses System bringen und...

Krinitzin erhob sich unerwartet, näherte sich dem Tische und löschte das Licht aus.

„Das kannst Du alles im Dunkeln machen,“ meinte er, sich wieder hinlegend.

Etwas sonderbar erschien Grunin das Benehmen seines Freundes, noch mehr aber fiel ihm dessen Stimme auf, die ganz anders klang wie sonst.

Er erklärte sich diesen Umstand durch die geleerte Flasche Portwein, der wahrscheinlich seine Wirkung that.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein und das Analysiren von Anatole Robertowitsch begann nebelhafte Formen anzunehmen, als er plötzlich Krinitzin sagen hörte: „Weißt Du, Anatole, daß ich Dir etwas mitzuteilen habe, das für Dich von dem größten Interesse ist.“

„Wie? Was? Was ist geschehen? Was sagst Du da?“

„Du sollst es sogleich hören. Nicht wahr, Du würdest viel darum geben, wenn Du diese Untersuchung auf eine glänzende Weise beendigen könntest, wenn Du den Mörder fändest, ihn verhaftetest und alle Fäden aufdecktest? Sprich aufrichtig!“

Anatole begann eifrig ein Streichholz anzuzünden.

„Laß das!“ hielt Krinitzin ihn auf, „die Dunkelheit des Zimmers hindert nicht, Klarheit in die Sache zu bringen. Hörst Du, ich sage, Licht ist nicht nötig!“

Eine heftige Aufregung verriet sich in seiner Stimme.

Anatole Robertowitsch begann ängstlich zu werden, und mechanisch suchten seine Finger nach einem Knopfe an der Wand, welcher einer elektrischen Glocke angehörte. Im Stillen Fort war man aber noch nicht bis zu diesem Fortschritte gelangt.

„Ich werde es Dir in wenigen Worten sagen,“ fuhr Krinitzin fort, „der Mörder von Fedor Gorkin — bin ich! — Und nun schlafe wohl!“

Krinitzin kehrte sich mit dem Gesichte zur Wand und schwieg.

Ungeachtet des Verbots zündete Grunin rasch das Licht an. Ein schwacher Schimmer erleuchtete das Zimmer.

„Um Gottes willen, Gregor, was sind das für Scherze! Erkläre Dich doch... Was redest Du für Unsinn!... Bedenke doch, was Du sagst!“

Er war ganz verwirrt und ängstlich geworden.

„Erkläre Dich doch, Gregor,“ rief er noch einmal.

„Gut denn, höre zu.“

Krinitzin sprach, ohne seine Stellung zu verändern, und Grunin sah nur seinen Nacken und den weißen Kittel, der den breiten Rücken und die schlanke Taille glatt umspannte.

„Hast Du denn wirklich nichts Auffälliges während der Haussuchung bemerkt, daß alle und jeder mich des Mordes verdächtigen? Haben sie nicht alles bei mir um und um gewühlt, in der Voraussetzung, etwas Verdächtiges zu finden? Alle sahen in mir den Dieb, den Mörder — und welch dumme Gesichter machten alle diese Narren, als sie mit langer Nase abziehen mußten. Nun, es sind ja Idioten, Halbwilde! Aber Du, ein Psycholog, ein feiner Kenner der menschlichen Seele! Hast Du denn während Deiner freundschaftlichen Visite nichts bemerkt?“

„Doch, doch,“ rechtfertigte sich Grunin; „ich sagte mir nur, daß Du hier wenig beliebt bist, und ich begreife das auch.“

„Sie können mich nicht leiden, sie hassen mich. Das Leben ist mir unerträglich geworden ... ich kann nicht atmen! Und ich werde Dir aufrichtig sagen, daß ich wirklich fähig wäre, jemand totzuschlagen und zu berauben, um mich von den Folterqualen der hiesigen Langeweile und Versumpfung zu befreien!“

„Mein armer Freund, ich verstehe Dich; doch Du sagtest neulich, daß Du einer baldigen Erlösung entgegensiehst.“

„Es hätte sich aber auch in die Unendlichkeit hinziehen können, nur das Geld von Gorkin ...“

„Wieder kommſt Du mit dem Unſinn," ſagte verdrießlich Grunin.

„Nun, natürlich ſcherze ich," ſagte Krinitzin und ſchwieg. Nach einer Weile begann er von neuem:

„Auf Schritt und Tritt werde ich beleidigt und habe keine Gelegenheit, meine Gegner zu faſſen; jetzt aber geſchah es vor Zeugen, und dieſes werde ich benützen, um alle zu ſtrafen. Ich werde dieſem dummen Jungen, dieſem Milchbart, dem Gluchareff, eine Herausforderung ſchicken. Du wirſt mir doch meine Bitte, mir zum Sekundanten zu dienen, nicht verſagen?"

Grunin wurde totenbleich und verwünſchte den Augenblick, in dem er ſeinen Freund ſo gaſtlich zur Nacht aufgenommen hatte.

„Darüber müßten wir noch ernſtlich reden," ſagte er; „Du weißt, daß meine offizielle Stellung als Unterſuchungsrichter, als Träger und Erhalter des Geſetzes mich verpflichtet ..."

„Schon gut, beruhige Dich, ich werde Dich damit nicht wieder beläſtigen," unterbrach ihn Krinitzin. „Uebrigens brauche ich gar keinen Sekundanten; hier iſt ein Duell kaum denkbar! Meine Herausforderung wird einfach dem Kommandanten angezeigt werden, und dann ... doch ich werde thun, was ich für richtig halte. Nun ſchlafe wohl!

„Gute Nacht, Gregor!" rief Grunin erleichtert. „O, mein Freund, ich begreife Dich vollkommen und nehme innigen Anteil an Deinen Gefühlen."

„Ja, Du begreifſt mich wirklich!" erwiderte Krinitzin ironiſch, was dem harmloſen Anatole jedoch entging; „und nun, gute Nacht!"

Am andern Morgen geſchah etwas, was die Einwohner vom Stillen Fort nicht wenig aufregte und den Unterſuchungsrichter ſehr erfreute. Auf dem Hofe vor dem Hauſe des Kommandanten wurde das alte Pferd von Mirobai umhergeführt; er ſelbſt ſtand mitten in einer Gruppe von Offizieren, denen er offenbar etwas ſehr Intereſſantes erzählte, während er bald auf die Erde hockte, ſich an die Kehle griff, dann mit einem unſichtbaren Feinde zu kämpfen ſchien und leidenſchaftlich nach Art der aſiatiſchen Völker mit den Armen in der Luft herumfochte. Der junge Alibei, der ſeinen Vater begleitet hatte, erläuterte dieſe Erzählung durch eine lebhafte Mimik, wobei er zu gleicher Zeit die ihm fremde Umgebung mit lebhaften Augen muſterte. Da die Erzählung des Alten im Zuſammenhange mit dem alle Welt in dieſem Augenblicke aufregenden Morde des Fedor Gorkin ſtand, ſo fehlte auch Grunin nicht, und dieſer wunderte ſich nicht wenig, ſeinen Freund Krinitzin nicht unter den Anweſenden zu finden.

Eine Stunde darauf, nachdem wieder einige Ruhe eingetreten und die Ausſagen der neuen Zeugen zu Protokoll genommen und ſogar mit einem dreieckigen Siegel des Mirobai verſehen waren, eilte Anatole Robertowitſch zu Krinitzin.

„Denke Dir, lieber Freund," rief er ihm entgegen, „wie einfach ſich alles erklärt! Du hatteſt ganz recht, und meine Aufgabe iſt hier ſomit beſchloſſen. Es ſind Beweisſtücke gefunden worden, — ſie befinden ſich beim Kommandanten — und wie einfach erklärt ſich die Sache ... Doch ich will Dir alles der Reihe nach erzählen.

„Du machſt mich neugierig! Was gibt es denn eigentlich?"

„Du wirſt gleich hören ... Hier in der Nähe liegt ein Ort ... Be ... Beſch ..."

„Beſcharick," half ihm Krinitzin.

„Ja, ja, Du kennſt ihn wohl; in dieſem Beſcharick ſind vorige Nacht zwei Bucharen eingekehrt, und der eine — ſolch dummer Tölpel — wollte dort eine ruſſiſche Banknote von hundert Rubeln wechſeln. Der intelligente Wirt Mi ... Mi ..."

„Mirobai," half wiederum Krinitzin.

„Mirobai, den kennſt Du wohl auch? Dieſer Mirobai fand das verdächtig und befahl ſeinen Leuten heimlich, die Sachen der Leute zu unterſuchen. Stelle Dir nun vor: in einer leinenen Taſche fanden ſich deutliche Beweiſe dafür, daß die Bucharen an dem Morde des Gorkin beteiligt ſind. Man fand eine ſilberne Cigarrentaſche, die von allen als dem Gorkin gehörig erkannt wurde, und noch einen Schein, der wie der erſte eine von den Nummern trägt, welche die Bevollmächtigten der Firma als dem Gorkin eingehändigt erkennen. Selbſtverſtändlich haben wir nun die Löſung der Sache, alles iſt klar wie der Tag!"

„Wo ſind denn jetzt die beiden Bucharen?" fragte Krinitzin. „Ich würde Dir raten, mein Freund, ſie einem ſtrengen Verhör zu unterziehen und die diplomatiſchen Schritte einzuleiten, um von dem Emir von Buchara eine Auslieferung der Mitſchuldigen zu erlangen."

„Die Bucharen ſind aber nicht da?"

„Wo ſind ſie denn?"

„Die ſind entkommen. Wie ſollte der alte Mirobai mit ſeinen beiden Jungen mit zwei kräftigen Männern fertig werden? Kaum merkten ſie, daß man ihre Sachen berührt hatte, als ſie raſch ihre Pferde beſtiegen, und fort ging es wie die wilde Jagd! Der Alte iſt außer ſich, daß die Mordgeſellen ihm entwiſcht ſind, doch was wollte er thun? Ich kann es Dir gar nicht ſagen, wie froh ich bin, daß alles ſich ſo hübſch aufgeklärt hat."

Grunin ließ ſich in einen Schaukelſtuhl fallen und bat um einen friſchen Trunk.

VI.

Auf dieſe Weiſe war die Unterſuchung über den Mord des Herrn Gorkin glücklich und befriedigend

zu Ende gebracht. Alle Verdächtigungen, in welcher Form sie auch aufgetaucht waren, schwanden allmälich und wurden vergessen. Nur einige Skeptiker schüttelten ungläubig den Kopf, wenn sie an den verschmitzten Mirobai und seine Erzählung dachten.

Grunin verließ nach zwei Tagen das Stille Fort und eine neue Frage beschäftigte bereits die Gemüter, nämlich die Beleidigung, die dem Offizier Krinitzin durch den jungen Gluchareff vor Zeugen angethan war und ihre möglichen Folgen.

Die Angelegenheit war eigentlich im Begriffe, sich zu verbluten, da Paul Gluchareff seine Heftigkeit einsah und sich bereit erklärte, bei nächster Gelegenheit sich im Beisein der Offiziere vor Krinitzin zu entschuldigen. Doch trat etwas ein, was die Offiziere keineswegs erwarteten. Krinitzins Bursche brachte dem Lieütenant Gluchareff einen Brief, und da er letzteren nicht zu Hause fand, so legte er ihn auf dessen Tisch. Nach Hause zurückgekehrt, las Paul den Brief, zeigte ihn seinem Vater; dieser teilte den Inhalt Scheloboff mit, und im Laufe einer Stunde kannten alle Bewohner des Stillen Forts, den Kommandanten nicht ausgenommen, jedes Wort des Berichts. Dieser lautete:

„Geehrter Herr!

„An einem Ihnen bekannten Tage haben Sie sich im Beisein der Offiziere und anderer Einwohner des Stillen Forts mir gegenüber Aeußerungen erlaubt, die meine Ehre in höchstem Grade beleidigen.

„Ihre Frechheit soll und kann nicht ohne Folgen bleiben, wenn auch Ihr Alter und Ihre Erziehung manches entschuldigen; ich könnte mich damit begnügen, Sie wie einen dummen Jungen gehörig an den Ohren zu reißen — die Uniform aber, die Sie tragen, zwingt mich, Sie wie meinesgleichen zu behandeln, und Sie mußten daher, wenn Ihnen nur die Elementarregeln des Adels und der Ehre bekannt sind, eine Herausforderung meinerseits erwarten und dieselbe kann Sie nicht überraschen.

„Ich bin wie Sie gleich interessirt bei der Wahl der Sekundanten, doch da ich unter meinen Kameraden aus Ihnen bekannten Gründen auf keinen rechnen darf, so überlasse ich Ihnen allein die Wahl und füge mich allen Bedingungen des Duells, die Sie zu bestimmen haben. Hoffentlich werden Sie, geehrter Herr, selbst einsehen, daß eine solche Angelegenheit keinen Aufschub duldet; jedenfalls würde mich derselbe zu anderen, Ihnen wenig angenehmen Maßregeln zwingen.

Gregor Krinitzin."

Selbstverständlich konnte von einer Entschuldigung seitens Gluchareffs keine Rede mehr sein. Alle seine Kameraden erboten sich zu Sekundanten. Die Alten dagegen protestirten und gestatteten niemand, sich in die Sache zu mischen. Endlich wurde der Entschluß gefaßt, beim Kommandanten, als auf neutralem Boden, alle Offiziere zu versammeln, Krinitzin dorthin einzuladen und mit ihm die Sache zu besprechen.

„Du, mein Sohn, bist der schuldige Teil," sagte der alte Gluchareff, „verhalte Dich also ganz still und erwarte Dein Urteil."

Mit Spannung und Ungeduld wurde der festgesetzte Tag erwartet.

Schon um neun Uhr morgens begannen die Offiziere sich in dem geräumigen Saale des Kommandantenhauses einzufinden. Der Kommandant ging auf und ab und sah alle Augenblicke nach der Uhr. Der alte Gluchareff spielte als ältester Offizier nach dem Kommandanten und als Vater des Beteiligten eine hervorragende Rolle und nahm den ersten Platz ein. Der Adjutant Potsunkoff ging fortwährend hin und her, leise mit den Sporen klirrend. Der Kapitän Scheloboff zeigte sich nun mit seiner mächtigen Gestalt auf der Schwelle. Gluchareff wies ihm den Platz an seiner Seite an.

Der Saal füllte sich allmälich. Jetzt erschien eine sonderbare Figur in der Thür und alle Augen richteten sich auf dieselbe. Es war ein alter Veteran des Bataillons, der selten seinen Winkel verließ, da man ihn in Betreff des Dienstes mit Nachsicht behandelte und nur wenig belästigte. Der Alte hatte in seinem Leben viel geleistet, lange Jahre gedient und, obgleich er zuweilen etwas über den Durst trank, so hielt man ihm das doch zu gute, und „Vater Maxim" wurde von allen Seiten mit Ehrfurcht behandelt. Unter den Offizieren erschien er nur selten, und nur vor dem Bataillonsfeste, das er hoch in Ehren hielt, erlaubte er sich tagelang vorher keinen Tropfen Branntwein, um dasselbe würdig mit den anderen zu begehen. Mit einiger Mühe brachte er seinen schwerfälligen Körper und das eine steife Bein über die Schwelle, ließ die matten Augen unter den buschigen, grauen Brauen über die Versammlung gleiten, indem er die Finger an die kahle Stirn hielt.

„Ich hoffe, ich komme nicht zu spät," sagte er.

„Nein, alter Freund, komm, setze Dich hier aufs Sofa," rief freundlich der Kommandant.

Der Alte dankte und nahm den ihm angewiesenen Platz ein, auf dem er sich bequem niedersetzte.

„Jetzt kommt Krinitzin," meldete der eintretende Adjutant. Alle schwiegen plötzlich still.

Krinitzin trat herein, wie immer elegant, doch streng nach Vorschrift gekleidet und grüßte nach allen Seiten; da er alle sitzend fand, sah auch er sich nach einem Stuhle um.

„Lassen Sie uns aufstehen," sagte laut der alte Gluchareff. Alle erhoben sich.

„Hm, hm!" machte der Kommandant; „nun, meine Herren, lassen Sie uns beginnen."

„Herr Kapitän Krinitzin," begann er, entschlossen

grade darauf loszugehen, „haben Sie diesen an den Lieutenant gerichteten Brief geschrieben?“

Der Kommandant reichte ihm den Brief.

„Er trägt meine Unterschrift, folglich ist er von mir, Herr Kommandant,“ erwiderte Krinitzin.

„Hm, hm, Herr Kapitän, für einen solchen Brief habe ich das Recht, Sie zu arretiren!“

Mit diesen Worten glaubte der Kommandant großen Eindruck zu machen.

„Gewiß, Herr Obrist, das hängt ganz von Ihnen ab.“

Der Kommandant sah sich um, er war in großer Verlegenheit.

„Sehen Sie, Kapitän,“ begann er von neuem, „wir haben uns hier wie eine große Familie versammelt, um die Sache zu einem friedlichen Ausgleiche zu führen. Ein Offizier, ein Kamerad hat Sie beleidigt, ich gebe dieses zu ... ich habe ihn verhaften lassen, er war der Schuldige. Er hat seine Heftigkeit eingesehen und wollte sich bei Ihnen entschuldigen, doch Ihre Herausforderung hat ihn daran gehindert ... Sie haben sich in Ihrem Briefe auch unziemlicher Ausdrücke bedient ... Lassen Sie uns jetzt die Angelegenheit eingehend besprechen: Nehmen wir an, das Duell würde stattfinden — Gluchareff würde Sie treffen — dann würden Sie, der Beleidigte, vielleicht das Leben einbüßen ... und des jungen Menschen Carrière wäre für immer verdorben. Oder Sie töten Ihren Gegner — dann gebe ich Ihnen zu bedenken, Kapitän, daß die Todesstrafe wohl an Verrätern an Kaiser und Vaterland vollzogen wird, doch nicht für einige in der Heftigkeit hingeworfene Worte. Sie müssen zugeben, daß die Strafe etwas hart wäre! In Anbetracht dieser von mir dargelegten Gründe, die Sie gewiß billigen, ersuche ich Sie, Ihren Brief zurückzunehmen und damit die Sache zu beendigen. Sind Sie meiner Meinung, meine Herren?“ wandte er sich an die Anwesenden.

Aus der Gruppe der Offiziere ertönte ein mißbilligendes Murmeln.

Der Kommandant wurde inne, daß seine Rede keinen Anklang gefunden hatte.

„Wollen Sie, Oberst Gluchareff, jetzt Ihre Meinung sagen,“ wandte er sich an seinen Nachbar.

„Da ich der Vater des Beteiligten bin, gebührt es mir zu schweigen,“ erwiderte dieser.

Jetzt erhob sich Scheloboff.

„Ihre Herausforderung, Kapitän Krinitzin, an den Lieutenant Gluchareff,“ so begann er, „nehmen wir einfach nicht an. Ich sage Ihnen dieses gerade heraus, und ich bitte Sie, es nicht als Feigheit seitens des jungen Mannes auszulegen. Dieser Offizier ist kein Feigling, dafür stehe ich und auch die übrigen ein. Seine Tapferkeit zu zeigen, hat er bereits Gelegenheit gehabt, die Ihre zu bewundern, ist uns noch nicht gegönnt worden. Es gefällt Ihnen bei uns nicht; wir harmoniren nicht und brauchen die Ursachen davon ja nicht weiter zu analysiren. Der Offiziersdienst ist aber auch kein Sklavendienst ... wir sind ja immer frei, uns versetzen zu lassen und an einem andern Orte, der uns besser zusagt, dem Vaterlande zu dienen. Wir wollen Sie nicht zurückhalten und wollen Ihnen nicht hinderlich sein.“

„So ist es recht! ... Sehr richtig!“ hörte man verschiedene Stimmen sagen.

Krinitzin fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Er fühlte, daß er fortgejagt wurde. Seine Absicht war es gewesen, das Bataillon zu verlassen, doch in Ehren, aus eigenem Antriebe und in vollem Glanze, und nun rief man ihm einfach zu: „Fort mit Dir!“

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Obrist,“ begann er, seine Aufregung mit Gewalt niederkämpfend: „Wo befinde ich mich eigentlich?“

„Bei mir, Kapitän, bei mir!“ rief der Kommandant eifrig.

„Das weiß ich, mein Recht ist es aber, zu wissen, ob ich hier vor einem Gerichtshofe stehe?“

„Weshalb sagen Sie Gerichtshof?“ meinte gutmütig der Kommandant.

„Und wenn es ein Gerichtshof wäre,“ rief Kapitän Scheloboff schroff.

„Das ist etwas anderes,“ wandte sich Krinitzin nun an diesen; „in dem Falle brauche ich kein Wort hinzuzufügen, die Thatsachen sprechen für sich, und ich bitte Sie, die Angelegenheit der Form und dem Gesetze nach zu führen. Vorher aber muß ich den Herrn Kommandanten bitten, dieses Papier in Empfang zu nehmen.“ Dabei holte er einen sorgfältig zusammengelegten Bogen Papier aus der Tasche und überreichte ihn dem Kommandanten.

„Was enthält es?“

„Ein Gesuch um einen elfmonatlichen Urlaub, damit ich die nötigen Schritte zur Versetzung an einen andern Ort thun kann.“

„Das ist schön, Kapitän! Sie thun ganz recht, hier fühlen Sie sich nicht heimisch ... Das ist noch kein Unglück. Sie haben Verbindungen und es wird Ihnen gewiß gelingen, Ihre Verhältnisse nach Wunsch zu gestalten. Zu uns sind Sie ja nur Ihrer Schulden wegen hergeraten.“

„Meine Schulden gehen nur mich an,“ erwiderte Krinitzin.

„Nun ja, das ist Ihre Sache.“

Der Kommandant faltete das Papier aus einander, las es durch, pfiff leise vor sich hin, blickte streng auf Krinitzin und reichte es Gluchareff. Dieser las es durch und reichte es Scheloboff, und bald hatte das Blatt die Runde gemacht und war bis zu Vater

Maxim gekommen. Dieſer las es langſam, ſein Geſicht verfinſterte ſich, er wurde unruhig und verſuchte aufzuſtehen, was ihm nicht ſogleich gelang. Mit einer gewaltſamen Anſtrengung erhob er ſich endlich und trat mitten in den Saal.

Alle Anweſenden waren über die Energie, die der alte Mann plötzlich entwickelte, überraſcht, und lautloſe Stille herrſchte im Saale.

„Sie ſchreiben, Herr Kapitän," begann er deutlich und jedes Wort betonend, „daß, nachdem Sie von einem Offizier beleidigt worden, Sie demſelben eine Herausforderung geſandt, auf welche Sie eine Abſage erhalten hätten, die von allen unterſtützt wurde. Daraufhin halten Sie es nicht für möglich, den Dienſt in einer Geſellſchaft fortzuſetzen, welche ſo eigentümliche — um ſich nicht anders auszudrücken — Anſichten über Ehre an den Tag legt, und Sie das Bataillon verlaſſen und um Ihre Entlaſſung bitten und ſo weiter. So ſchreiben Sie, ſo ſteht es auf dieſem Papiere."

„Ja," ſagte Krinitzin.

„Sie bitten um Ihre Entlaſſung — damit wollen Sie vorbeugen, fortgejagt zu werden ... Ich bitte um Entſchuldigung für den Ausdruck — wollen wie ein Held aus der Sache hervorgehen, wie ein Ritter ohne Tadel — und um das zu erreichen, bewerfen Sie unſer herrliches Bataillon mit Schmutz! Das iſt ſchmachvoll! Kommen Sie hierher!" rief er plötzlich mit heiſerer Stimme und funkelnden Augen Krinitzin zu. „Ich bin alt und ſchwach, meine Hand iſt gelähmt, doch Ihre Herausforderung nehme ich an! Ich werde mich mit Ihnen ſchießen! doch nicht der Form nach, nicht zum Scherz, nein, übers Schnupftuch und ſogleich!"

Der Alte machte einen Schritt nach vorwärts und wankte.

„Ich nehme Ihre Herausforderung an!" ſagte kaum hörbar Krinitzin.

„Sie nehmen ſie an? Nein, das iſt nicht genug. — Erſt hören Sie mich an!"

Und wieder horchten alle geſpannt.

„In Wahrheit und Treue habe ich meinem Kaiſer und Vaterlande gedient, ſo weit es in meinen Kräften ſtand! Jetzt nehme ich die Nachſicht meiner Kameraden in Anſpruch und bin ihnen dankbar! Doch niemand kann mir etwas Ehrloſes nachſagen. Gott weiß es und die Menſchen ſehen es! Ich fordere Sie, Kapitän Krinitzin, nun auf, hier im Beiſein aller Offiziere, angeſichts unſerer Fahne, die hier in der Ecke ſteht, angeſichts des Heiligenbildes des heiligen Nikolaus dort oben, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie zu keiner ehrloſen Handlung je die Hand boten, daß Sie nie etwas begangen, das eines ehrbaren Menſchen unwürdig iſt ... Und erſt dann, mein Herr, geſtatte ich Ihnen die Entſcheidung über die Annahme oder Verweigerung meiner Herausforderung! — Nun, ich warte, mein Herr!"

(Schluß folgt.)

Allein.

Von

J. R. Lowell.

Durch die Laden dringt kein Lampenglanz,
Die Nacht iſt kalt und dunkel ganz,
Erſchaudernd die Pappeln und Tannen ſtehn,
Und im Herbſtwind meine Haare wehn,
Unter deinem Fenſter ſing' ich allein,
Allein, allein, o weh! allein!

Das Dunkel breitet ſich kalt ringsum,
Nun knarrt ein Laden, dann alles ſtumm;
Die Sterne verhüllte des Dunkels Flor,
Das Herz des Schweigens belauſcht mein Ohr;
Du ſitzeſt im Zimmer nun allein,
Allein, allein, o weh! allein!

Die Welt iſt glücklich, die Welt iſt weit,
Es klopfen verliebte Herzen zu zweit;
Was ſoll der Schauer, der uns befällt,
Da wir ſo allein in der Muſchel der Welt?
Wie lang noch ſollen wir bleiben allein,
Allein, allein, o weh! allein!

Böſer Blick.

Von

Grazia Deledda.

Die Schweine — verzeiht geiſtreiche Leſerinnen — die Schweine von Yacu*) Sole knackten ruhig die Eicheln in dem kalten Steineichenwalde, als Pascale Chiſina, der Bandit,**) vorüberging. Er war ein wunderſchöner Jüngling, groß und ſtark. Als Nuoreſe gekleidet, die Kapuze in die Stirne gezogen, die Büchſe im Arm, erſchien er noch ſchöner, mit den ſchwarzen, halbgeſchloſſenen Augen, die unter der großen, gerunzelten Stirn funkelten und einem bittern, ſpöttiſchen Lächeln unter ſeinem ſchwarzen, von rötlichen Reflexen ſchimmernden Bart.

Kaum ſah ihn Yacu Sole unter den Steineichen erſcheinen, als er eine Bewegung des Unbehagens machte — aber er faßte ſich ſchnell und machte ihm ein freundliches Geſicht, als er an ihm vorbeiſchritt.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus," ſagte der Bandit, vor der Hütte ſtehen bleibend.

„In Ewigkeit, Amen," erwiderte Yacu, „biſt Du in dieſer Gegend?"

„In dieſer Gegend?" rief Pascale, wie wenn er zerſtreut wäre. Er betrachtete die prächtigen Schweine, welche um die Hütte herum verſtreut waren, und es ſchien, als wolle er ſie mit den Augen verſchlingen.

„Welch ſchöne Schweine Du haſt!" rief er aus, näher herantretend, um ſie beſſer betrachten zu können.

Sie waren in der That wunderbar, beſonders gewiſſe weiße, einjährige Eber und kleine Ferkel von zwei bis drei Monaten, welche noch ſpielten und zwiſchen den welken Blättern herumrollten, ſo fett waren ſie.

Yacu war ganz ſtolz auf die Bewunderung des Banditen, der früher auch Schweinehirt geweſen war, aber er ſah ihm doch ſchief über die Schultern, von ſchlimmen Gedanken verfolgt. Pascale, obwohl er ſich ſeit ungefähr zwei Jahren wegen der Anklage eines Mordes verborgen hielt, ſtand nicht im Rufe eines Diebes; dennoch war ihm nicht ganz zu trauen. Und am allerwenigſten durfte ihm Yacu Sole trauen, aus Urſachen, die wir ſpäter erzählen werden.

„Ja," antwortete der Hirt, ihm nachgehend und ſich zwiſchen die Schweine drängend, ſie liebkoſend und bei Namen rufend, „ich kann mich in dieſem Jahre gottlob nicht beklagen. Erſt haben wir gute Weiden gehabt, dann gute Stoppeln und jetzt ebenſolche Eicheln."

„Wer iſt das," fragte der Bandit leicht zuſammenfahrend und auf einen Knaben deutend, der in der Nähe war.

Es war ein blaſſes Kind, ganz mit einer langhaarigen Maſtrucca bekleidet, die ihm faſt bis auf die Füße reichte. George Sand würde ihn mit einem kleinen Johannes den Täufer verglichen haben, wie ihn die Renaiſſancemaler darſtellten. Er ſaß auf einem Felsblock, ſchnitzte einen Bratſpieß und ſpitzte ihn mit einem Meſſer zu, das größer und breiter als er ſelbſt war.

„Es iſt Anneddu,*) der Bruder von Nanaścia**) Fraile," erwiderte Yacu, ein wenig errötend. „Fürchte nichts."

Pascale preßte die Lippen ein wenig zuſammen, und dem Knaben den Rücken wendend, begann er aufs neue die Schweine zu bewundern.

„Woher kommſt Du?" fragte Yacu.

„Von Nuoro und von Dargali."

„Und wohin gehſt Du? Willſt Du die Nacht hier zubringen?"

„Ich gehe nach Oliena, ich gehe nach Hauſe, beim heiligen Gott!" ſchrie der Bandit. „Ich werde doch wohl Weihnachten zu Hauſe verleben können! Und ich werde noch dazu in die Mitternachtsmeſſe gehen!"

„Nimm Dich in acht, Pascale, nimm Dich in acht!" ſagte der Hirt beinahe zärtlich.

Der Jüngling geriet in Zorn, verwünſchte die Gendarmen und das Gericht, ſagte, daß er über ſie

*) Jakob.

**) Banditen nennt man in Italien nicht nur Räuber, ſondern auch Verbannte, Flüchtlinge.

*) Hänschen.

**) Ignazia.

lache, daß sie ihn nie lebend fangen würden und daß er ruhig die Weihnacht in seinem Hause zubringen werde.

Yacu versuchte ihn zu beruhigen, lud ihn ein, die Nacht in seiner Hütte zu bleiben und erzählte ihm Neuigkeiten aus dem Dorfe. Aber der Bandit war unruhig und nervös, wollte nicht bleiben und nahm nichts an von allem, was ihm der Hirt anbot. Yacu blickte ihm nach, als er davonging, und als er die schwarze Spitze seiner Kapuze und das graue Rohr seiner Büchse zwischen den dicken, nebelumhüllten Eichen verschwinden sah, wiederholte er die Geste des Unbehagens und dachte: „Ohne Zweifel hat ihn der Anblick des Anneddu erregt."

Diese Scene hatte sich am waldigen Fuße des Berges St. Atha, nicht weit vom Dorfe Oliena am Weihnachtsabend ereignet. Es war ein trauriger und kalter Abend, welcher auf der Landschaft lastete und sie noch düsterer und wilder erscheinen ließ. Unter den großen Eichen strich der Wind mit eisigen Wirbelstürmen hin, fegte die trockenen Farne und schüttelte zum großen Vergnügen von Yacu Soles Schweinen die Eicheln herab.

Der weiße Himmel zeigte eine tiefe, einförmige Bläße, welche den Schnee vorhersagte, und der Nebel stieg von den Kalkfelsen des St. Atha herab, dessen Gipfel sich in den dichten Wolken des Himmels verloren; er überzog den Wald und erfüllte die Abgründe, die vulkanischen und sagenreichen Felsspalten, Sas Nurras genannt, in denen der Wind sonderbare, übernatürliche und schreckliche Geschichten sang. Vor seiner festen, aus Steinen und Aesten aufgebauten Hütte stehend, richtete Yacu immer noch die Blicke in den Wald hinein, wie festgebannt von der Erscheinung des Banditen, der jedenfalls seinen Geist ein wenig aufgeregt hatte. Zwischen diesen beiden Männern bestand ein unbestimmter, geheimer Groll, welcher — wenigstens scheinbar — unbegründet schien.

Man kann es sich schon denken, daß es sich dabei um ein Weib handelte, daß es eine Liebesfrage war. Yacu war mit Nanascia Fraile, seiner Cousine im zweiten Grade, verlobt. Nun erzählte man sich im Dorfe, Nanascia sei schon vorher mit ihrer ersten Liebe in Pascale Chisina verliebt gewesen. An den Festtagen hatte man sie immer auf dem Kirchenplatz von Oliena mit einander tanzen sehen, und zweimal hatte Pascale das Mädchen auf dem Rücken seines Maultieres nach Nuoro geführt, wohin sie sich begab, um Feigen und Trauben zu verkaufen.

Genug — Pascale, der eines Mordes beschuldigt wurde, war in den Wald geflohen, und das Gerede über seinen Liebeshandel mit Nanascia wurde durch das Dazwischenkommen anderer Neuigkeiten, anderer Ereignisse verdrängt.

Ein Jahr darauf verlobte sich das Mädchen mit Yacu Sole. Sie hatte ihn nicht gern, aber sie hatte wegen zweier Gründe dieses Opfer gebracht.

Es ging dem Yacu sehr gut. Er besaß Vieh, Ländereien und auch einen ausgezeichneten Weinberg.

Nanascias Mutter, eine arme Witwe, hatte im Gegenteil nur Schulden, darunter eine sehr unangenehme an die Ackerbaubank. Diese drohte schon, ihr Häuschen versteigern zu lassen, und Nanascia hatte sich mit Yacu Sole verlobt, damit ihre Mutter die Mittel erhielt, sich von ihrer Schuld zu befreien.

Am Tage des offiziellen Verspruches begaben sich alle Verwandten des Bräutigams in das Haus der Braut und machten ihr ein Geschenk in klingender Münze.

Nanascia brachte wirklich die dreihundert Lire zusammen, Tante Ciccedda*), die Mutter, bezahlte den Wechsel, und Nanascia fing an, sich die Brauthemden zu nähen. Sie saß immer in der Nähe der Thür, von wo aus man die im Winter mit Schnee bedeckten Berge überblicken konnte, und lachte nie, nicht einmal am Samstag abend, wenn Yacu kam, um sie zu besuchen.

Ihre übergroßen, schwarzen Augen blickten aus dem weißen Gesicht, welches von kastanienbraunen, um die Ohren gewundenen Haaren umrahmt war — die großen, melancholischen Augen, in denen geheimnisvolle, schmerzliche Träume schmachteten, schweiften immer nach den Bergen, durchforschten die Eichenwälder am Fuße des Gebirges und dann die weißen, einsamen Gipfel, die Felsspitzen, welche der Nordwind violett färbte, und dann die anderen Berge und noch andere Berge, fern, fern, soweit der Blick dringen konnte, die ganze Kette des Gennargentu bis zum Monte Solitta.

Was suchte sie dort oben? Den Bräutigam oder den Banditen, der sich in den geheimen Schlupfwinkeln dieser großartigen Landschaft verborgen hielt?

Nanascia tanzte nicht mehr, strich ihr Haar nicht mehr mit Mastixöl, wodurch es glänzend und fast schwarz wurde, und der Gedanke an das gestickte Brauttaschentuch und die gesteppten Schuhe, welche Yacu ihr schenken mußte, schien sie nur wenig zu trösten.

Man sah es wohl, sie war unzufrieden mit dieser Heirat, aber sie war resignirt. Yacu Sole war nicht schön; er war klein und sehnig und hatte ein dünnes, blondes Bärtchen auf den blassen, mageren Wangen, die eine graue, erdfarbene Bläße zeigten. Er hatte lange, schwarze Haare und flohfarbige Augen, wirklich ganz dieselben wie seine Schweine. Er kleidete sich jedoch gut und immer außerordentlich reinlich. Was man auch sagen mag, der Schweinehirt ist entschieden der reinlichste unter den Hirten. Er hat während des ganzen Jahres fast nichts zu thun und vollauf Gelegenheit, sich reinlich zu halten und sogar herauszuputzen. Ueber der roten, weiten und losen Jacke trug Yacu eine wundervolle, langhaarige Mastrucca. Wenn er zu Nanascia ging und sich neben sie an den Herd setzte, so blickte sie ihn aus den Augenwinkeln an und fühlte einen innerlichen Schauer bei

*) Franziska.

der Berührung seiner schönen, weichen, schwarzen Mastrucca. Es schien ihr — Gott behüte und bewahre mich! — als hätte sie einen wolligen Hammel an ihrer Seite.

*

Weil die Schweine so schön fett waren und irgend eine wenig gewissenhafte Seele in Versuchung führen konnten, ließ Yacu sie nicht einen Augenblick allein. Seit ungefähr einem Monat war er erst zweimal ins Dorf hinuntergegangen, und nicht einmal für den Weihnachtstag hatte er vor, hinabzusteigen — umsomehr, da Nanascia erklärt hatte, gar nicht in die Mitternachtsmesse gehen zu wollen — weil er nicht wußte, wem er seine Schweine anvertrauen sollte. Die Hirten waren alle unten und Anneddu Fraile war zu klein, um allein gelassen zu werden.

Aber ein außergewöhnlicher Fall zwang ihn, die Hürde zu verlassen. Als Pascale Chisina gegangen war, blieb Yacu noch ein wenig vor der Hütte stehen. Der Abend brach früh herein infolge des Nebels, der immer dichter wurde, verjagt und wieder hergejagt vom Winde. Von seinem kleinen Gehilfen unterstützt, brachte Yacu die Schweine in den Stall, schloß den Eingang und ging dann mit Anneddu in die Hütte. Sie zündeten dort ein großes Feuer an, brieten Schweinefleisch an dem von Anneddu geschnitzten Spieß, schwatzten vergnügt mit einander, ließen kein gutes Haar an Pascale, und seufzten, wenn sie daran dachten, wie viel Vergnügen und Lärm die unten im Dorfe hatten. Yacu tröstete sich über die Entfernung von seiner Braut, indem er dachte, daß sie im nächsten Jahre Weihnachten als gute Eheleute mit einander feiern würden — und Anneddu träumte vom Jesuskind „In Piccineddu", welches — genau wie er selbst — mit der Mastrucca bekleidet, ihm eine unabsehbare Menge von Bratspießen machen half, große und kleine, während sie mit einander die weißen Eber und die letzten Milchferkel betrachteten.

Die Nacht verging ruhig. Gegen Tagesanbruch beruhigte sich der Wind und es begann in großen Flocken zu schneien, jedoch nur unbedeutend. Der feuchte Nebel schmolz schnell den Schnee, welcher bald verschwand. Und es brach ein stiller, weißer Tag an, auf welchem eine feierliche Traurigkeit lag.

Als Yacu seine Schweine besuchte, um nachzusehen, ob sie eine gute Nacht verbracht hätten und sie wieder in den Wald zu treiben, fand er neun von ihnen, teils große, teils kleine, schwer erkrankt. Der Hirt stand entsetzt da. Was war das? Soviel er sie auch befühlte und untersuchte, es gelang ihm nicht, die Krankheit zu erkennen. Aber plötzlich lief ihm ein leichter Schauer über den Rücken; er richtete sich auf, wurde noch bläsſer wie gewöhnlich und runzelte die Stirn.

Ja, es war wirklich so! Am vorhergehenden Tage hatte Pascale den bösen Blick auf die Schweine gerichtet. Er hatte sie gelobt, jedenfalls hatte er sie sich gewünscht, aber er hatte kein Wort davon gesagt, „daß Gott sie schützen möge". Yacu Sole begann zu fluchen wie ein Verdammter, umsomehr, als eine halbe Stunde später noch drei Schweine und dann noch eines in den Stall zurückkehrten, stöhnten und auf den Boden fielen, wie wenn sie tot wären. Was thun? Yacu befand sich in einer schönen Verlegenheit. Er wußte viele Dinge, wußte die geheimen Gebete, um den Adler und den Geier zu „binden", das heißt, sie zu verhindern, auf die Ferkel zu stoßen und sie zu rauben, wußte Arzneien für viele Krankheiten, natürliche und übernatürliche, aber er kannte nicht die Kunstgriffe und die Worte, um den bösen Blick zu beschwören. Dieser Fall war ihm nie vorgekommen. Zum Teufel mit Pascale Chisina!

An diesem Tage haßte Yacu ihn aufrichtig, und, während er ihm das Allerschlimmste wünschte, lächelte er höhnisch und dachte an eine gewisse Sache, die er ganz allein wußte und die wir schließlich auch noch erfahren werden.

Nachdem er gesonnen und gegrübelt hatte, beschloß er endlich, sich an eine Person seiner Bekanntschaft zu wenden, die sich auf solche Dinge verstand. So kam es, daß Yacu, seine frühere Absicht ändernd, an diesem Tage doch noch nach Oliena hinunterging. Zum Glück fand er einen befreundeten Hirten, welcher sich verbindlich machte, die Schweine zu bewachen, ganz besonders die armen kranken.

Yacu ging mißmutig und nervös ins Dorf hinab, und ohne weder sein eigenes noch Nanascias Haus zu betreten, hielt er bei einem der ersten Häuschen an.

In Oliena — müßt Ihr wissen, falls Ihr es vielleicht nötig haben solltet — wohnt eine wunderthätige Frau, eine Zauberin, welche die Zukunft errät und Euch ein Heilmittel für vielerlei Unheil zu geben weiß. Es genügt, daß man ihr einen Gegenstand von einer Person — sei sie fern oder nahe — hinträgt — und eine halbe Lira für ihre Mühe — so wird sie Euch alles enthüllen; die Gedanken, den Charakter, ja sogar die Zukunft dieser Person und noch viele andere erstaunliche Dinge. Viele Leute, auch aus fernen Dörfern, gehen zu ihr und erzählen sich wirklich wunderbare Thaten von ihr. Ich meinerseits glaube zwar nicht daran, und wenn Euch mein bescheidener Rat etwas nützen kann, so würde ich Euch vorschlagen, lieber auch nicht daran zu glauben. Im übrigen ist jeder Herr über seine Meinung und seinen Glauben.

Die Person, die Yacu kannte und welche also eine Frau war, hatte bei der Zauberin studirt und konnte fast ebensoviel als diese selbst.

Nachdem sie die Sachlage erfahren hatte, verfiel sie in tiefes Nachdenken. Dann fing sie an zu schwatzen, wahrscheinlich um Zeit zur Entscheidung zu gewinnen, und erzählte ihm von ihren Kuren und von ihren Wundern. Zuletzt im Monat September war kein geringerer als Don M. O. zu ihr gekommen, um ihren Rat einzuholen. Die Diebe ließen ihm keine einzige Frucht an den Obstbäumen in seinem Weinberg, und er wollte ein Mittel gegen diesen üblen Geist. Die Frau gab ihm — schlauerweise — ein Päckchen mit einem Brechpulver, von

dem sie allein das Geheimnis wußte, und riet ihm also: „Streut es geschickt auf die schönsten Früchte und laßt sie stehlen. Ihr werdet sehen, daß sie Euch nachher keine Frucht mehr berühren werden."

„Don M. O. gab ihr eine schöne Silbermünze, nahm das Päckchen und ging in seinen Weinberg, um also zu thun. Die Diebe stahlen richtig die schönsten Früchte ... aber denkt Euch, was ihnen geschah? Eine schreckliche Sache, ohne Zweifel, aber wohlverdient!"

„Und kamen sie nie wieder, um zu stehlen?" fragte Yacu Sole lachend und Beifall klatschend die Frau.

„Nein," erwiderte sie mit der größten Unschuld. „Nein, sie berührten fortan keine einzige Frucht des Don M. O., aber sie schnitten ihm dann alle Bäume ab und rissen seine Weinstöcke aus!"

Yacu wurde es kalt bei diesem Schluß, aber schließlich überzeugte er sich, daß sie nicht die Schuld daran trug und bat sie nochmals, auch ihm zu raten, nahm sich jedoch vor, gegen gewisse Mittel auf der Hut zu sein. Endlich machte ihm die Freundin das Rezept und sprach:

„Du mußt alle Deine Schweine, die gesunden und die kranken, in der Hürde vereinigen und ein großes Feuer von dürren Farn anzünden, so daß der Rauch sie alle berührt. Weißt Du, was Du in das Feuer werfen mußt? Etwas geweihtes Wachs und ein wenig ebenfalls geweihten Palmzweig und einige Haare von der Person, die den bösen Blick gethan hat. Vor allem die Haare sind unentbehrlich, sonst ist alles unnütz und die Sache gelingt nicht. Du mußt dies alles thun, bevor drei Tage vergangen sind, beachte dies wohl. Während das Feuer brennt, mußt Du auch mit großer Andacht drei Gebete an St. Antonio von Padua richten und Du wirst sehen, daß das Unheil bald verschwinden wird. Fürchte nichts, es ist keine Gefahr, bevor die drei Tage verstrichen sind. Aber die Haare! gib acht, daß sie wirklich von derselben Person sind! ..."

„Ich bin verloren, wenn ich nicht Pascale Chisina finde," dachte Yacu, als er davonging und für sich die Worte der Quacksalberin wiederholte, um sie nicht zu vergessen.

Er verfügte sich geradewegs in das Haus des Banditen, in der Hoffnung, ihn zu finden. Aber er war schon bei Tagesanbruch wieder fortgegangen, nachdem er die Nacht in seinem Hause zugebracht hatte. Er war auch, wie er es vorhergesagt hatte, ungestraft in der Mitternachtsmesse gewesen. Yacu erzählte seinen Fall der Mutter des Pascale und bat sie dringend, ihm zu sagen, wo ihr Sohn sich verborgen hielt. Nach vielem Bitten erfuhr er es endlich.

Pascale wollte den ganzen Tag in der „Sa Mendula" genannten Gegend bleiben, zwischen Oliena und Nuoro, am Fuße der Orthobeneberge. In der Nacht wollte er nach Nuoro weiter wandern, wo er, den Gendarmen zum Trotz, die ihn eifrig suchten, fast seine ganze Zeit verbrachte, in der Erwartung, daß seine Unschuld erkannt werde, da er in Wirklichkeit an dem ihm zugeschriebenen Verbrechen unschuldig sei.

Yacu ging zufriedengestellt davon, blieb einen Augenblick in seinem Hause und machte sich dann auf den Weg nach der Kirche, um sich dort Wachs und Palmzweig zu verschaffen und Nanascia in der Messe zu sehen. Aber er suchte sie vergebens, zuerst mit den Augen und dann auch mit den Füßen, indem er in der ganzen Kirche herumging. Die schönsten Mädchen von Oliena waren da mit ihren flandrischen Mützen und ihren mit Schleifen und Quasten verzierten Schuhen, aber Nanascia Fraile fehlte.

Yacu beunruhigte sich etwas darüber. Wenn sie krank wäre?! Er trat in die Sakristei und ließ sich geweihtes Wachs und Palmzweig von dem Bruder des Küsters geben, der es ihm nur auf vieles Bitten, und nachdem er ihm einen Fiasco Wein versprochen, bewilligte. „Wenn mein Bruder hier wäre," sagte er ihm, „so würde er es Dir nicht für vieles Geld geben, weil Du es sicherlich zu einer Zauberei, zu irgend einem Sakrilegium verwenden willst ... Wahrscheinlich willst Du eine Frau behexen."

Durch Nanascias Abwesenheit in schlechte Laune versetzt, war Yacu im Begriff, den Unverschämten zu ohrfeigen, hielt sich aber zurück, weil er daran dachte, daß die heilige Weihnacht sei, und das Wachs und den Palmzweig in das Futter seiner Mütze steckend, trat er in die Kirche zurück, wo er andächtig die Messe hörte.

Als sie beendet war, ging er, ohne nur daran zu denken, seinen Anzug zu wechseln, in das Haus seiner Braut, welches eines der höchstgelegenen des Dorfes war, und da oben erwartete ihn eine schöne Ueberraschung.

Nanascia war nicht da. Er fand nur die Tante Ciccedda, welche sich an einem elenden Wurzelfeuer abmühte, Maccaroni zu kochen, die so dick wie eine Faust waren. Nanascia war seit Tagesanbruch fort. Nach der Frühmesse war sie nach Nuoro gewandert, um dort vier oder fünf Liter Fruchtsaft, den sie noch aufbewahrt hatten, zu verkaufen.

„Aergere Dich nicht, mein Sohn," sagte die Tante Ciccedda, als sie sah, daß Yacus Gesicht sonderbar lang wurde. „Hätten wir geahnt, daß Du kämest, so wäre sie nicht fortgegangen. Aber Du hattest gesagt, daß Du zu Weihnachten nicht herunterkommen würdest. Ist das wahr oder nicht?"

Yacu nickte mit einem Antlitz, trübseliger als je.

„Setze Dich," fuhr Tante Ciccedda fort, ihm einen Schemel anbietend.

„Nein, ich setze mich nicht. Aber warum ist es ihr gerade heute, an diesem Festtage, eingefallen, fortzugehen?"

„Die Not, mein Sohn, die Not! Wir haben Steuern zu bezahlen, Steuern und Miete, verstehst Du?"

„Und konntet Ihr Euch mir nicht anvertrauen?" schrie er beleidigt. Mir scheint, die zwei Soldi hätte

ich Euch wohl leihen können! War es nötig, das arme Mädchen am Weihnachtstage bei solchem Wetter herumrennen zu lassen?"

„Höre Yacu, ich sage Dir, ärgere Dich nicht. Sie selbst hat gehen wollen, weil eine Dame aus Nuoro ihr sagen ließ, daß sie ihr den Fruchtsaft bringen solle. Warum sollte man die gute Gelegenheit einbüßen? Und dann hat sie auch die Bezahlung für zwei Hemden, die sie für eine Nuoresin genäht hat, einzukassiren. Ich habe es ihr so auch vorgeschlagen: sagen wir es dem Yacu, er wird uns helfen. Da hätte sie mich beinahe gefressen. Du weißt, sie ist stolz und demütigt sich vor keinem Menschen."

Yacu wußte es nur zu wohl, daß Nanascia stolz war, bis er soweit gekommen war, sich darein zu ergeben.

„Aber — ist sie allein gegangen?" fragte er mit einer unbestimmten Unruhe in den Augen. Er dachte daran, daß Pascale Chisina in der Mendula war und daß er von da aus das Mädchen gesehen haben konnte, als es vorüberging.

„Gott soll mich bewahren! Sie ist mit Francischedda und Maria Casale gegangen, welche Wein zum Verkauf tragen."

„Um wieviel Uhr werden sie zurückkehren?"

„Sie hat mir gesagt, daß sie um ein Uhr unfehlbar hier sein würde."

Nach einigem andern Geschwätz verließ Yacu die Tante Ciccedda. Er war mürrisch und aufgeregt wie am Morgen — aber jetzt dachte er fast nicht mehr an seine Schweine und den bösen Blick. Dies war entschieden eine häßliche Weihnacht für ihn!

Etwas nach zwölf Uhr wanderte Yacu auf der Landstraße, in der Absicht, sich zuerst nach dem Orte zu begeben, wo er hoffte, den Banditen zu finden, den er um eine kleine Haarlocke bitten wollte, und dann Nanascia entgegen zu gehen. Aber als er an der Stelle angekommen war, wo die Straße sich teilt und eine Abzweigung derselben nach der Baronia führt und von dieser aus ein kleiner Fußweg nach der Mendula, änderte er seinen Plan. Von der Liebe getrieben, verfolgte er die Straße nach Nuoro, in der festen Hoffnung, Nanascia zu begegnen. Er ging weiter und weiter auf seinen sonderbaren, weichen Schuhen, die im Gegensatz zu der schweren Fußbekleidung der Nuoresen nicht das geringste Geräusch auf dem schlammigen Kies der Straße verursachten, und legte, fast ohne es zu merken, ein großes Stück Weges zurück. Es herrschte immer noch überall ein großes Stillschweigen und es schien mehr ein Oktobertag als ein Dezembertag zu sein. Das weite Thal, noch öder gemacht durch den Winter, war ganz mit Nebel bedeckt, aus dem die grauen Gipfel der Olivenbäume hervorragten; naß und durchsichtig schienen sie in der Luft zu schweben. Die Mastixbäume, die im Nebel schwarz aussahen, hauchten einen starken, feuchten Geruch aus, den ein mailändischer Kritiker, wenn ich nicht irre, den Duft des Winters nennen würde, und über alles dies breitete der bedeckte, aschfarbene Himmel seine Todesruhe aus. Genug — ihr werdet es begreiflich finden, daß Yacu sich nicht so viel um alle diese schönen Sachen kümmerte, als ihr gethan haben würdet, oder ich, die wir Dichter und hervorragende Seelen oder Geister sind. Die unendliche Traurigkeit der Landschaft und des Tages durchdrang ihn jedoch nichtsdestoweniger — und vor allem der Umstand, daß er nirgends Nanascia entdecken konnte, erstens, weil der Nebel die Straße bedeckte, und zweitens, weil sie nicht da war.

Yacu gelangte bis zur sogenannten Königsbrücke, also ungefähr halbwegs bis Nuoro — aber vergebens. Er sah nur den Fluß, der zwischen schönem Brombeergesträuch hinlief, und vier oder fünf Pappeln mit dünnen, langen, weißen Stämmen, die ihren silbernen Behang herabneigten, da kein Windhauch sie bewegte und in der öden Einförmigkeit des Thales etwas unsagbar Trauriges an sich hatten. Aber Nanascia Fraile war nirgends zu erblicken.

Der junge Hirte tröstete sich damit, daß der Tag noch lang sei und vielleicht das Mädchen seine Geschäfte nicht so schnell beendet habe. Er lenkte seine Schritte nach der Straßenabzweigung zurück und verfolgte diejenige, welche nach der Mendula führt. Tiefe und ernste Gedanken gingen durch seinen Geist als er an Pascale Chisina dachte, und etwas wie ein unerklärliches Lächeln, welches sowohl spöttisch als bitter sein konnte, kräuselte seine Lippen, während seine Blicke sich in dem immer wachsenden Nebel verloren. Yacu war weniger dumm als er schien; mit seinem dünnen, stoppelfarbigen Bart und fahlen Gesicht, und mit dem Lächeln, das in diesem Augenblick absoluten Alleinseins über seinen Mund flog, war er ein vollkommenes Gedicht — verzeiht mir den Vergleich — von Bosheit, von mit Verdruß gemischter Zufriedenheit, von Klugheit und vielleicht auch von Halsstarrigkeit. Kurz gesagt: das Lächeln eines Mannes, der viele Dinge weiß, sonderbare Dinge gesehen und sie auch selbst vollbracht hat.

Länger als eine halbe Stunde durchsuchte er die wenigen Weinberge, die zwei oder drei Hütten, die Gebüsche, Anhöhen und Höhlen der Mendula — doch vergebens, der Bandit war nicht zu finden, ebensowenig wie Nanascia Fraile zu finden gewesen war. Vollkommene Einsamkeit herrschte in der sonderbaren Gegend, die steil zu den Bergen von Nuoro emporsteigt. Ueberall Nebel und kahles Land, immer der Geruch des Mastix, zu welchem manchmal derjenige eines Myrtenstrauches oder einer Sassaparillepflanze hinzukam.

Yacu Sole pfiff, rief den Banditen mit lauter Stimme, alles umsonst! Er verzweifelte schon daran, ihn zu finden, als er auf einem kleinen, fast unsichtbaren Fußpfad, der nach einer Quelle führte, Fußspuren zu erkennen glaubte. Er verfolgte den Pfad.

Seine weichen Schuhe verursachten keinerlei Geräusch, der Nebel verbarg ihn. Vorwärts, vorwärts, immer durch trauriges, wüstes Land, über Felsblöcke, durch Hecken von Brombeeren, Mastix und Myrten. Yacu Sole ging einem großen Abenteuer entgegen.

Bei der Quelle, die nach ihrem Ausfluß aus einer Art Höhle von Granitſteinen, von einer dichten Vegetation von Brombeeren, Epheu und Dorngeſträuch umgeben, ruhig dahinfloß, blieb der Hirt ſtehen. Er hörte ein ſchnelles, zärtliches Flüſtern, manchmal durch unterdrücktes Lachen unterbrochen, manchmal durch Schluchzen, manchmal durch ſonderbare Töne, die das Geräuſch zärtlicher Küſſe ſein konnten.

Eine große Wolke, eine dunkle Wolke zog über Yacus Stirn. Es kam ihm ein ſchmerzlicher Gedanke, derſelbe, der ſchon euch gekommen ſein wird und der auch mir gekommen iſt, früher als euch. Und zwar, daß Nanascia Fraile mit dem Banditen zuſammen war.

Aber weder ich noch ihr könnten je — wenigſtens wenn wir uns nicht in ſeiner Lage befänden, was ich nicht euch und noch weniger mir ſelbſt wünſche — Yacu Soles Schmerz nachempfinden. Er ging noch weiter vorwärts, faſt kriechend, und er hörte und er ſah! Er ſah durch den Maſtixbuſch, worin er ſich verbarg, ſah durch den Nebel, wie er vorher nicht geſehen hatte, denn er hatte ſcharfe Augen, die ihm jetzt ausgezeichnete Dienſte leiſteten. Er hörte trotz der Entfernung, hörte, obgleich die Verliebten immer leiſe ſprachen. Ja, ja, ſie waren es nur zu ſehr: Nanascia Fraile und Pascale Chiſina. Auf einem Felsſtück im Schatten der Hecke ſitzend, die Büchſe angelehnt, dachten ſie ſicher nicht, daß jemand ſie ſah und hörte.

Das Mädchen weinte, lachte, ſprach und ſchwieg, und ihre großen, melancholiſchen, ſchüchternen Augen erzählten von ihrem Glück und von ihrem Schmerz, während ihre Wangen röter waren als die Schleifen, die ihre Schuhe ſchmückten. Auf der Erde lag das Gefäß mit dem Fruchtſaft, das wahrſcheinlich an dieſem Tage die Stadt Nuoro nicht geſehen hatte.

Der Bandit war noch als Nuoreſe gekleidet und auf ſeinem ſchönen Geſicht lag der Ausdruck eines gewiſſen Glückes, vermiſcht mit ein wenig Angſt. — Angſt für das Mädchen, nicht für ſich ſelbſt.

Yacu Soles Herz ſchlug wie das des Ferkels im Sack! Er hatte keine Waffe mitgenommen, nicht einmal das lange Meſſer, welches die Hirten jener Gegend im Gürtel tragen, nichts, nichts. Wenn Yacu im Beſitz einer Waffe geweſen wäre, hätte er ſich trotz ſeines kalten und vernünftigen Charakters in dieſen ſchrecklichen Momenten hinreißen laſſen. Nach und nach jedoch beruhigte er ſich. Er faßte einen Entſchluß. Aber um in ſeinem Vorhaben feſt zu bleiben, legte er ſich auf den Boden, verbarg ſein Geſicht an der Erde und blieb ſo eine Viertelſtunde, die ihm ſo lang wie ein Jahr ſchien.

*

Mit der Büchſe im Arm begleitete der Bandit die Geliebte bis zur Straße, dann ging er zur Quelle zurück.

Auf demſelben Stein, auf dem er kurz vorher mit dem Mädchen geſeſſen hatte, fand er Yacu Sole, der ihn zu erwarten ſchien.

Pascale wurde blaß wie die Aſchenblume und griff inſtinktiv nach der Büchſe. War dies ein Traum? Wie kam Yacu Sole hierher?

„Erſchieße mich nur,“ ſchrie der Hirt die Arme von ſich ſtreckend, „es fehlt Dir nur noch das!“

Der Bandit ſah, daß Yacu unbewaffnet war und nahte ſich ihm.

„Du wirſt mir nicht verzeihen,“ ſagte er mit ſeinem bittern, ſpöttiſchen Lächeln — „aber was iſt's denn eigentlich?! Das ſind Geſchichten, die öfter vorkommen, Unglücksfälle, die ...“

Yacu ſtand auf. Er war ſo ruhig, daß Pascale ihn verwundert anſah.

„Höre,“ ſagte er, „ich war auf dieſe Geſchichte gefaßt, aber es ſchadet nichts, es ſchadet nichts! Blind bin ich nicht. Ich habe gehört und geſehen. Und doch, wenn die Menſchen etwas ehrlicher, das heißt etwas weniger feig auf dieſer Welt handeln könnten ... Aber Dich meine ich nicht. Du biſt ein Mann, und man weiß ſchon, daß die Männer ...

„Aber genug. Sicherlich werde ich Dir nie verzeihen. Hüte Dich wohl! Ich habe jetzt keine Waffe, nicht einmal ein Meſſer. Du kannſt mir daher, wenn es Dir beliebt, einen Schuß verſetzen und alles iſt zu Ende.“

Pascale öffnete den Mund, um zu ſprechen, aber der andere hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Warte, ich will Dir mit wenig Worten meine Meinung ſagen. Ich bin immer eiferſüchtig auf Dich geweſen und deshalb ſagte mir mein Herz, daß ... ſo etwas geſchehen würde. Aus dieſem Grunde habe ich mir einen Preis aufgehoben. Wenn Du es am wenigſten erwarteſt — das verſpreche ich Dir — ſollſt Du mir ſchon bezahlen, was Du mir heute gethan haſt und vielleicht geſtern und noch viele anderemale. Du wirſt mir antworten, daß Du ſchon vor mir da warſt. Gut! Aber dann hätte dieſes Weib mich nicht ſo hintergehen und zum Dummkopf vor der Welt machen ſollen. Warum ließ ſie mich nicht meines Weges gehen, wenn ſie ſchon andere Grillen im Kopfe hatte? Sie allein trägt die Schuld, aber ſie fällt auf Dich zurück. Ah, alſo deshalb wollteſt Du nichts von mir annehmen, als Du geſtern durch meine Weide gingſt? ... Nun gut. An ihr kann ich mich nicht rächen, aber Du wirſt es mir für euch beide bezahlen. Aber ich handle nicht im Dunkeln und ſage es Dir vorher: Du wirſt einen Schuß von mir bekommen, wenn Du am wenigſten daran denkſt, alſo hüte Dich wohl. Ich ſage es Dir, weil ich kein Feigling bin. Und weil es mir widerſtrebt, einen Flüchtling zu verfolgen, ſo will ich Dir noch heute abend Deine Freiheit wiedergeben.“

Der Bandit erhob lebhaft den Kopf.

„Du? ...“ rief er.

„Ja, ich! Das iſt der Preis, von dem ich Dir ſprach und den ich mir aufgehoben hatte, weil ich ahnte, was geſchehen würde.“

„Erkläre Dich besser."

„Ich erkläre gar nichts. Ich sage Dir nur, daß Du heute abend ganz ruhig in Deinen eigenen Kleidern ins Dorf kommen kannst. Und Du kannst auch zu Nanascia Fraile gehen ... Der Platz ist frei für Dich," schloß Yacu, sich zum Fortgehen wendend.

Pascale Chisina ging hinter ihm her und beschwor ihn, sich deutlicher zu erklären, aber er brachte nur folgende Worte aus ihm heraus:

„Ich weiß die ganze Geschichte des Mordes, dessen Du beschuldigt bist, kenne den wahren Mörder und werde ihn noch heute anzeigen. Warte hier bis zum Abend. Wahrscheinlich werden sie kommen, um Dir zu sagen, daß Du nach Hause zurückkehren kannst."

Dann entfernte er sich. Aber gleich darauf sah Pascale, der ganz verwirrt schien von allem, was ihm widerfahren war, ihn wieder durch den Nebel erscheinen.

„He!" schrie Yacu. „Ich habe ja die Hauptsache vergessen. Gestern hast Du den bösen Blick auf meine Schweine gerichtet und sie sterben daran. Gib mir ein wenig von Deinen Haaren, um die Arznei davon zu machen ..."

Yacu Soles Schweine genasen vollständig durch die Heilkraft des sonderbaren Mittels, welches die Frau von Oliena verordnet hatte — und Pascale Chisina verließ den Wald nach der Verhaftung des wahren Mörders. Aber er sah nicht einmal mehr im Traum Nanascia Fraile an, die auch von ihrem Bräutigam verlassen und noch immer unverheiratet ist. Pascale ist auf der Hut wegen der Drohung des Hirten, aber dieser hat sie bis jetzt noch nicht zur Ausführung gebracht.

Von Diesem und Jenem.

Max Nordau und Lombroso.

Das große Verdienst Max Nordaus, sagt Lombroso im „Century", besteht darin, einem gewissen Mystizismus, der in unseren Tagen blüht und viele gute Köpfe verwirrt, herzhaft zu Leibe zu gehen. Mit großem Erfolge verwendet er die psychiatrische Forschung für die literarische Kritik; auf diesem Gebiet hat er die Kühnheit sogar bis zur Frechheit getrieben, indem er den Ruhm der anerkanntesten Autoritäten zu zerstören suchte. „Degeneration" hat indes große Fehler. Nordau hat sein psychiatrisches Werkzeug durch die Heftigkeit seiner Angriffe stumpf gemacht und verbogen und nicht den rechten Gebrauch davon zu machen verstanden. Mehr Irrenarzt als die Irrenärzte, hat er kaum einen neurotischen Autor gefunden, dessen Werke er nicht auch vernichten zu müssen glaubte. So wird Tolstoj, da er ein Mystiker ist und in der Wissenschaft und Liebe destruktive Tendenzen verfolgt, ein Narr und verlieren seine Werke jeden Wert. Es ist nicht schwer zu zeigen, daß die Genies Narren sind, denn das Genie ist eine Form degenerativer Neurose. Tolstoj, Wagner, Swinburne können Degenerirte sein, sind aber trotzdem Genies. Der Mittelmäßige bietet kein Symptom der Narrheit dar, weil er der fruchtbaren Originalität entbehrt, welche die Basis des Genies ist.

Auf den Spuren Don Quijotes.

So sonderbar und romantisch die Abenteuer des tapferen Ritters von der Mancha auch sein mögen, so sind die Ortschaften und Gegenden, wo sie sich zugetragen haben, nach Boyne Luffmaln im „Temple Bar", doch so exakt beschrieben, daß die Reisenden in Spanien mit dem unsterblichen Roman in der Hand den Wanderungen der beiden abenteuerlustigen Gefährten leicht folgen können. Das Dorf, wo der Roman begonnen wurde, Armagasilla de Alba, an den Grenzen von Neukastilien, in der Nähe der Quelle der „weinenden Guadiana", existirt ebenfalls noch. Cervantes war dort Steuereinnehmer. Er wurde durch den Schultheiß des Dorfes des Unterschleifs beschuldigt und ins Gefängnis geworfen. Der eine Teil dieses Gefängnisses ist heute eine Ruine, und dennoch verdiente er ein besseres Schicksal, denn vielleicht verdanken wir ihm den Don Quijote. Von seinem Amt in Anspruch genommen, würde der Meister vielleicht niemals daran gedacht haben, ihn zu schreiben; es bedurfte des Müßigganges und der Langeweile der Gefangenschaft, um ihm die Feder in die Hand zu drücken. Die Herberge im Dorfe Rudicra, die Don Quijote so viel Zerstreuung und Unterhaltung gewährte, ist ein altmodiges, großes Gebäude, über das drei Jahrhunderte hinweggegangen sind, fast ohne Spuren zu hinterlassen. Die Steinbank, wo Don Quijote sich niederließ, um über seine Abenteuer nachzudenken, ist auch heute noch da. Und ebenso wenig wie die Ortschaften haben sich die Charakterfiguren aus dem Volk verändert. Der ambulante Barbier, der Chirurg, der Ratgeber, der Spaßmacher sind heute wie damals ein notwendiges Requisit jedes respektablen spanischen Hauses.

Die englische Zivilisation und die fremden Völker.

Der bekannte Anthropologe und Aegyptologe, Professor Flinders Petri, hat die Kühnheit gehabt, in London zu erklären, daß der Versuch, die englische Zivilisation halb- oder anderszivilisirten Völkern aufzuzwingen, ein solcher Mißgriff sei, daß er an ein Verbrechen grenze. Die berühmte Phrase des Tacitus umschreibend, sagt er: „Wir schaffen ein Totenhaus und nennen es Zivilisation." Kein Wechsel ist für den wirklichen Charakter eines Volkes legitim und wohlthätig als derjenige, der durch Ueberzeugung herbeigeführt wird und aus dem Gemüt entspringt. Welch ein Jammer, andere Rassen mit Gewalt unter das Joch eines Systems wie das unsere zu beugen, das so komplizirt, unnatürlich und künstlich ist, wie es bisher noch keins gegeben hat, und das in einem kalten Lande inmitten des kältesten, unsympathischsten, heuchlerischsten und berechnendsten aller Völker entstanden ist!" Um seine Theorien zu illustriren, wies der gelehrte Professor auf den europäisirten Aegypter als „ein Löschblatt der Zivilisation" hin, der nur das Oberflächliche und am wenigsten Wünschenswerte sich angeeignet habe.

Briefkasten.

Frau N. S. in Berlin. Der Uebersetzer des Gedichtes von François Coppée „Marc Lefort" heißt: Alfred Baberle (Prag) und der „des Hauses der Pest" von August Sennoa: C. Leonhart. Von Beginn des nächsten Jahrgangs an werden wir bei jedem Werk, soweit es zulässig ist, auch den Namen des Uebersetzers nennen.

Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

1895. Heft 24. Preis 50 Pfg. Vierteljährlich (6 Hefte) Preis 3 Mark.

☛ **Am freundliche Beachtung der Ankündigung des neuen Jahrgangs in diesem Hefte wird gebeten.**

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY JUN 23 1941

Inhalt des vierundzwanzigsten Heftes.

Sonja Kowalevsky. II. Was ich gemeinsam mit ihr erlebte und was sie mir über sich selbst erzählte. Aus dem Schwedischen von Anna Charlotte Leffler (Schluß) 11
Fritz Randel. Roman aus dem Norwegischen von Chr. Winterhjelm (Schluß) 12
Nadine. Erzählung aus dem Russischen von Karazine (Schluß) 13
Der Bildschnitzer und der Kalif. Gedicht aus dem Englischen von Austin Dobson . . . 13
Weihnachten in der Heimat des Rindenbrotes. Erzählung aus dem Finnischen von Karl Tavastſtjerna 14

Von Diesem und Jenem:

Eine Frauenstudie 13
Die Moral der Natur 13

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neues alpines Prachtwerk!

Soeben ist erschienen:

Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten.

von

Theodor Wundt.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Zweite Auflage.

Grossquart. 17 Bogen mit 71 Textillustrationen, 38 Einschaltbildern in 18 Lichtdrucken u. 20 Autotypien, nebst einer farbigen Karte.

In farbigem Original-Einband Preis 20 Mark.

Der in alpinen Kreisen als Autorität anerkannte kühne Bergsteiger und Hochgebirgsphotograph Theodor Wundt hat durch seine Publikationen der alpinen Literatur mit einem Schlage einen Aufschwung gegeben, der alle Welt mit Staunen erfüllt. Die grossartigste Hochgebirgsscenerien, deren Anblick nur durch lebensgefährliche Kletterei erkämpft werden kann, führt er uns nach eignen photographischen Aufnahmen in durchaus naturwahren Abbildungen vor.

Das Werk behandelt die Besteigungen der kleinen und grossen Zinne, des Cristallin, Monte Cristallo, Piz Popena, Rauhkofl, der Rotwand, Cadinen und der Tofana etc., nebst der Beschreibung von Schluderbach und Cortina. Die reizvollen Schilderungen dieser häufig so gefährlichen Hochgebirgspartien schmückte der Autor mit zahlreichen Abbildungen, in denen uns die ganze Wunderwelt der Dolomiten in ihrer hehren Schnee- und Eispracht entgegentritt.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes.

Sonja Kowalevsky.

II.

Was ich gemeinſam mit ihr erlebte und was ſie mir über ſich ſelbſt erzählte.

Von

Anna Charlotte Leffler.

(Schluß.)

Sonja kam denn nach Paris und nahm ihren Preis in Empfang. Sie war dort die Heldin des Tages, fuhr von einem Feſt zum andern, wurde in Tiſchreden gefeiert, die ſie ſelber beantwortete, von Interviewern belagert, nahm Viſiten in Empfang und hatte kaum einen Augenblick für den Mann übrig, der gekommen war, um Zeuge ihres Triumphes zu ſein. Und ſo ward ihr ſowohl das Glück des Herzens als auch der Triumph des Ehrgeizes verdorben, die ihr einzeln ſo unendlich viel Freude bereitet haben würden, und daran war ihr unglückſeliges Geſchick ſchuld; ſie erhielt vom Leben alles, was ſie wünſchte, aber ſtets unter ſolchen Umſtänden, daß die Süßigkeit aus dem Becher des Glückes ſich in Wermut verwandelte — wie ſie ſich ſelber darüber ausdrückte. Vielleicht war auch der Dualismus ihrer Natur ſchuld daran, der ſie ſtets in Streit zwiſchen der Welt des Gefühles und der Welt des Gedankens ſtehen ließ, zwiſchen dem Bedürfnis, ſich einem andern hinzugeben, und dem ebenſo dringenden Bedürfnis, ſich ſelber zu beſitzen, jener ewige Dualismus, der ſich unwillkürlich in dem Leben einer jeden begabten, produktiven Frau bemerkbar machen muß, ſobald die Liebe als Macht auftritt. Und in dieſem Fall trat noch eine Komplikation hinzu, die ihren Grund in Sonjas Charakter hatte.

Sonja Kowalevsky.

Ihre Liebe war eiferſüchtig und tyranniſch, ſie forderte von dem Geliebten eine ſolche Hingebung, ein ſo völliges Aufgehen in ihr, wie es einem Manne wohl nur in den allerſeltenſten Ausnahmefällen möglich iſt. Auf der andern Seite aber konnte ſie ſelber ſich nicht dazu entſchließen, ihr Leben mit einem Schnitt mitten durchzuſchneiden, ihre Wirkſamkeit und ihre Stellung zu verlaſſen, was er ihr zur Bedingung machte, und nichts weiter zu ſein als ſeine Gattin. Und an der Unmöglichkeit, dieſe verſchiedenen Forderungen zu vereinen, erlitt dann ihre Liebe ihren großen, entſcheidenden Schiffbruch.

Um diese Zeit traf sie in Paris mit einem ihrer Vettern zusammen, den sie seit ihrer Jugend nicht gesehen hatte. Er war ein großer Grundbesitzer im Innern von Rußland, wo er ein glückliches Familienleben mit einer geliebten Frau und einer großen, im Heranwachsen begriffenen Kinderschar führte. Er hatte in seiner Jugend ein gewisses künstlerisches Streben besessen, das er späterhin aufgab, und Sonja und er hatten oft zusammen über gewisse ehrgeizige Zukunftspläne gesprochen, und als er sie nun in ihrem vollen Triumph wieder sah, umringt, gefeiert als Heldin des Tages in diesem Paris, wo ein persönlicher Triumph berauschender ist als sonst irgendwo, da entstand in ihm ein schwaches Gefühl des Grames über sein eigenes Leben. Sie hatte alles erreicht, wovon sie träumte, er aber! Er war nichts weiter geworden als ein unbedeutender Landjunker und glücklicher Familienvater.

Sonja dagegen betrachtete sein schönes, wohlkonservirtes Gesicht mit dem ruhigen, harmonischen Ausdruck; sie hörte ihn von seiner Frau und seiner glücklichen Ehe reden und dachte im stillen: „Er hat das wahre Glück gefunden, er reibt sich nicht mit komplizirten Konflikten auf, er nimmt das Leben einfach und ganz hin."

Ueber diese Begegnung und diese Stimmung wollte sie, wie sie mir erzählte, eine Novelle schreiben, und ich bedaure es sehr, daß sie nicht dazu kam, diesen Plan auszuführen, der ihre persönliche Lebensphilosophie enthielt.

Ein Brief aus dieser Zeit an meinen Bruder zeugt von dem Zustand der Zerrissenheit, in dem sie sich befand.

Paris, Jan. 89.

„Lieber Gösta!

In diesem Augenblick erhalte ich Ihren freundlichen Brief. Wie dankbar bin ich Ihnen für Ihre Freundschaft! Ja, ich glaube wirklich, sie ist das einzige wirklich Gute, was mir das Leben geschenkt hat. Ach, wie schäme ich mich, daß ich so wenig thue, um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich diese Freundschaft schätze! Aber rechnen Sie es mir nicht an, lieber Gösta. Ich bin in diesem Augenblick wirklich nicht mein eigener Herr. Von allen Seiten erhalte ich Glückwünsche, und infolge einer Ironie des Schicksals habe ich mich nie im Leben so unglücklich gefühlt wie jetzt. Unglücklich wie ein Hund! Nein, ich hoffe der Hunde wegen, daß sie nicht so unglücklich sein können wie die Menschen, ‚comme les hommes et surtout comme les femmes peuvent l'être.'

„Aber ich werde vielleicht allmälich vernünftiger werden. Ich will mich wenigstens bemühen, es zu werden. Ich will von neuem anfangen zu arbeiten, und mich für praktische Sachen zu interessiren, und da werde ich mich selbstverständlich ganz und gar von Ihren Ratschlägen leiten lassen und alles thun, was Sie wollen. Für den Augenblick kann ich nichts thun, als meinen Kummer für mich behalten, mich hüten, einen Fehltritt im geselligen Leben zu thun, und vermeiden, daß man von mir spricht.

„Ich war in dieser Woche viel ausgebeten: zu Bertrand, zu Menèbra, zu Graf Lewenhaupt, wo ich mit Prinz Eugen zusammentraf, und so weiter, aber ich bin heute zu niedergeschlagen, um Ihnen alle diese Festlichkeiten zu beschreiben. Ich will versuchen, es ein andermal zu thun.

„Wenn ich in meine Wohnung zurückkomme, gehe ich nur im Zimmer auf und nieder. Ich kann weder essen noch schlafen, und mein ganzes Nervensystem befindet sich in einem kläglichen Zustand. Für den Augenblick weiß ich nicht einmal, ob ich Lust habe, um Urlaub zu bitten. Ich entschließe mich wohl in der nächsten Woche darüber.

„Adieu für heute, lieber Gösta! Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, ich bedarf derselben sehr, das können Sie mir glauben. Umarmen Sie Fousi von mir und danken Sie S. für alle ihre Fürsorge für das Kind.

Ihre Ihnen herzlich ergebene

Sonja."

Sie entschloß sich, für den Rest des Winters um Urlaub zu bitten, und blieb in Paris, von wo aus sie mir im April schreibt:

„Laß mich Dir vor allen Dingen zu dem großen Glück gratuliren, das Dir zu teil geworden ist. Heureuse fille du soleil que tu es! In Deinem Alter eine so große, tiefe und gegenseitige Liebe zu finden, das ist wirklich ein Geschick, das eines solchen Glückskindes, wie Du es bist, würdig ist. Aber das war ja eine abgemachte Sache, daß von uns beiden Du das Glück bist, während ich nichts als der Kampf bin und sein werde.

„Es ist eigentümlich, aber je länger ich lebe, desto mehr beherrscht mich das Gefühl der Fatalität, oder vielmehr des Determinismus. Das Gefühl des freien Willens, der den Menschen ja angeboren sein soll, verliert sich mehr und mehr bei mir. Ich fühle so organisch, daß, wie viel ich auch wollen mag, wie viel ich auch kämpfe, ich doch kein Jota an meinem Geschick verändern kann. Jetzt bin ich schon fast resignirt; ich arbeite, weil ich das Bedürfnis nach Arbeit empfinde, aber ich hoffe nicht mehr, ich wünsche nicht mehr. Du kannst Dir keinen Begriff machen wie gleichgiltig ich gegen alles geworden bin.

„Aber genug von mir. Sprechen wir von etwas anderem. Ich freue mich, daß meine polnische Erzählung Dir gefällt, und ich brauche Dir nicht zu sagen, wie entzückt ich sein würde, wenn Du sie ins Schwedische übersetzen wolltest. Ich würde mir nur

heftige Vorwürfe darüber machen, daß ich Deine Zeit, Die Du so viel besser verwenden kannst, mit Beschlag belege. Ich habe auch noch eine lange Erzählung über meine Kindheit geschrieben, über die Jugendzeit meiner Schwester und ihre ersten Schritte auf der literarischen Bahn und über unsere Beziehungen zu Dostojevsky. Augenblicklich arbeite ich an Vae Victis, dessen Du Dich wohl noch entsinnst. Ich habe noch eine andere Novelle „Les Revenants" im Kopf, die mich auch sehr beschäftigt. Ich möchte gern, daß Du mir freie Verfügung über unser gemeinsames Kind: ‚Wenn es keinen Tod mehr gibt', gäbest. Das ist mein Liebling von allen unseren Kindern, und ich habe in der letzten Zeit viel darüber nachgedacht. Ich habe einen bewunderungswürdigen Rahmen dafür gefunden — Pasteurs Institut, dessen ganze Einrichtung ich zufällig kennen gelernt habe und die wie dazu gemacht sind, in Scene gesetzt zu werden. Schon seit einigen Wochen trage ich mich mit einem Plan zum Besten unseres Kindes. Aber dieser Vorschlag ist so derbe und phantastisch, daß ich mich nicht daran wage, falls Du mir nicht das Recht gibst, frei zu handeln."

Im August schreibt sie wieder von Sèvres, wo sie sich während der Sommermonate mit ihrer kleinen Tochter und einigen russischen Freunden niedergelassen hatte:

„Ich habe soeben einen Brief von Gösta erhalten, in dem er mir mitteilt, daß ich Dich vielleicht bei meiner Rückkehr nach Schweden sehen werde. Ich muß gestehen, daß ich egoistisch genug bin, mich von ganzem Herzen darauf zu freuen.

„Ich bin so gespannt zu hören, woran Du jetzt arbeitest. Ich selber habe auch so viel, was ich Dir zeigen und mitteilen möchte.

„Bisher haben mir stets die Stoffe zu Romanen gefehlt — gottlob! Augenblicklich aber wimmelt es förmlich davon in meinem Kopf. Ich habe meine Kindheitserinnerungen beendet. Ich habe die Einleitung zu Vae Victis geschrieben und habe außerdem mit zwei Novellen begonnen. Gott weiß, wann ich Zeit haben werde, dies alles zu vollenden!"

XIII.

Mitte September kehrte Sonja nach Stockholm zurück, und wir sahen uns nach fast zweijähriger Trennung wieder. Ich fand sie sehr verändert. Die frühere glänzende Lebhaftigkeit und Munterkeit war fast völlig verschwunden, die kleine Denkerfurche in der Stirn hatte sich vertieft, das Gesicht war finster und abwesend, und selbst die Augen hatten den auffallenden Glanz verloren, der ihre Hauptschönheit war. Sie erschienen jetzt matt, und der schielende Blick kam jetzt deutlicher zum Vorschein als früher. Wie immer gelang es ihr, in Gesellschaft von Fernerstehenderen ihren Gemütszustand zu verbergen und sich fast so zu zeigen wie früher. Sie behauptete sogar, die Erfahrung gemacht zu haben, daß man, wenn sie sich innerlich am allerelendesten gefühlt hatte, in ihrem Umgangskreis das Urteil über sie fällte: „Frau Kowalevsky war ungewöhnlich heiter und strahlend." Uns aber, die wir ihr nahe standen, war die Veränderung nur allzu sichtbar. Sie hatte die Lust am geselligen Leben verloren und hielt sich auch von uns Freunden fern; sie konnte es nicht aushalten, unbeschäftigt zu sein, und fand nur in einer verzweifelten, forcirten Arbeit Ruhe.

Sie nahm ihre Vorlesungen pflichtgemäß, aber ohne Interesse wieder auf. In der literarischen Arbeit suchte sie jetzt einen Ableiter für ihre zehrende, gemütliche Unruhe, teils weil diese ihr mehr Berührungspunkte mit ihrem inneren Leben bot, teils weil sie sich noch nicht genügend von der voraufgegangenen Ueberanstrengung erholt hatte, um sich aufs neue mit einer wissenschaftlichen Arbeit zu befassen.

Sie ging erst an die definitive Ausarbeitung des Einleitungskapitels zu „Vae victis", das sie aus dem russischen Manuskript übersetzen und in einer Zeitschrift veröffentlichen ließ.

Es ist dies ein Stimmungsbild, das den Kampf der Natur bei ihrem Erwachen zu neuem Leben im Frühling nach dem langen Winterschlafe schildert. Aber hier wird nicht das Lob des Lenzes gesungen, wie das gewöhnlich in den Frühlingsschilderungen der Fall ist, sondern im Gegenteil das des Winters, des stillen, ruhenden Winters, während der Frühling als brutales, sinnliches Wesen dargestellt wird, das große Hoffnungen erweckt, nur um sie im Stich zu lassen.

Der Roman sollte ein Teil von Sonjas eigener innerer Geschichte werden. Wenig Frauen sind wohl so gefeiert worden und von äußeren Erfolgen umgeben gewesen wie sie, und doch wollte sie in diesem Roman das Lob der Besiegten singen. Denn sie selber fühlte sich trotz aller ihrer Triumphe als Unterlegene im Kampf um das Glück, und ihre Sympathie war stets auf seiten derer, die untergingen, nie auf seiten der Sieger. Dies tiefe Mitgefühl mit den Leidenden war ein sehr charakteristischer Zug an ihr, das heißt es war nicht das Mitgefühl der christlichen Barmherzigkeit, sondern es war ein „Mitleiden" in des Wortes buchstäblicher Bedeutung — sie fühlte die Leiden anderer wie ihre eigenen, aber nicht mit der Ueberlegenheit, die zu trösten sucht, sondern mit Verzweiflung über die Grausamkeit des Lebens. Sie sagte oft, daß in der griechisch-katholischen Religion, in der sie erzogen war, und für die sie stets eine gewisse Pietät bewahrte, ihr hauptsächlich das Mitgefühl mit den Leidenden zusage, das in dieser Religion weit ausgeprägter ist als in allen anderen. Und auch in der Literatur fühlte sie sich stets am

tiefsten ergriffen, wo diese Eigenschaft bei einem Dichter hervortrat. In der russischen Literatur hat ja auch dies Mitgefühl seinen schönsten Ausdruck erhalten.

Sie legte nun auch die letzte Hand an ihre Kindheitserinnerungen. Fräulein Hedberg übersetzte aus ihrem Manuskript, und am Abend in unserem Familienkreise wurde ein Kapitel nach dem andern, sobald es übersetzt war, vorgelesen. Trotz der gedrückten Stimmung, die über Sonja wie über mir ruhte, wurde dieser Herbst doch inhaltsreich infolge des Arbeitseifers, den wir nun beide entwickelten, wenn auch nicht mehr in gemeinsamer Arbeit. Ich schrieb in diesen Herbstmonaten — Oktober und November — fünf neue Novellen, die nach und nach, sobald sie fertig waren, abwechselnd mit Sonjas Arbeit im Familienkreise vorgelesen wurden. Wir freuten uns gegenseitig über unsere Schöpfungen, fuhren zusammen zu den Verlegern und ließen unsere Bücher, meine Novellensammlung: „Aus dem Leben III" und Sonjas: „Die Schwestern Rajevsky" gleichzeitig erscheinen. Das war ein schwacher Widerschein des Zusammenarbeitens früherer Tage!

Sonja hatte anfänglich beabsichtigt, diese Erinnerungen in direkter Form, als eine Art Selbstbiographie, erscheinen zu lassen, was sie dann später auf russisch auch gethan hat. Aber gleich als wir das erste Kapitel hörten, rieten wir ihr davon ab. Wir glaubten, daß es in unseren kleinlichen Verhältnissen Anstoß erregen könne, wenn eine noch jugendliche Schriftstellerin sich hinsetzen wollte, um ganz einfach und unverblümt der ganzen Welt von ihrem intimsten Familienleben zu erzählen. Mehrere Kapitel waren bereits übersetzt und das Ganze auf russisch geschrieben, als die Aenderung vorgenommen und das persönliche Ich mit Tanja vertauscht wurde. Sonst hatten wir wenig oder nichts zu bemerken, konnten nur unserer Bewunderung Ausdruck verleihen, sie so mit einem Schlage als vollendete Künstlerin auftreten zu sehen.

Während sich unsere beiden Bücher im Druck befanden, begannen wir noch eine neue, gemeinsame Arbeit. Sonja hatte bei ihrem letzten Besuch in Rußland in den Schubfächern ihrer Schwester das Manuskript zu einem Drama gefunden, das diese vor mehreren Jahren geschrieben und das die lebhafteste Anerkennung bei einigen fein gebildeten russischen Kritikern gefunden hatte. Aber es war nicht fertig fürs Theater. Es enthielt viele wirklich geniale Scenen, ganz vorzügliche Charakterzeichnungen und eine eigentümliche, tiefe, trübe Stimmung, hatte dabei eine so stark russische Lokalfärbung, daß ich sofort, als Sonja es mir in freier Uebersetzung vorlas, der Ansicht war, es werde sich der Mühe verlohnen, es für die schwedische Bühne umzuarbeiten. Sonja hegte, besonders nach dem Tode der Schwester, den lebhaften Wunsch, eine Arbeit von ihr zu veröffentlichen. Es war ihr ein so schmerzlicher Gedanke, daß diese reichen Anlagen in ihrer Entwicklung gehemmt waren, und sie fand einen Trost in der Hoffnung, ihr wenigstens nach dem Tode noch einen Namen zu verschaffen.

So gingen wir denn an die Arbeit, besprachen erst eine Scene nach der andern, einen Akt nach dem andern und einigten uns über die vorzunehmenden Aenderungen. Sonja machte darauf auf russisch den Entwurf zu der Umarbeitung, schrieb fast einen ganzen Akt allein — ihr erster Versuch, selber einen dramatischen Dialog zu schreiben — und diktirte mir dann alles in ihrem gebrochenen Schwedisch, das ich dann während des Niederschreibens umarbeitete.

Aber es schien, als wenn keine Form des Zusammenarbeitens zwischen uns von Erfolg gekrönt sein sollte. Wir lasen das neue Drama — das nach vielem Hin- und Hersuchen den etwas schwerfälligen Titel: „In den Tod und nach dem Tode" erhielt — einem kleinen Kreise literarischer und künstlerischer Freunde vor, die Sonja in ihrem roten Salon versammelt hatte, aber das allgemeine Urteil war nicht sehr ermutigend. Man fand das Drama zu einseitig dunkel in der Färbung und glaubte nicht, daß es auf der Bühne Glück machen werde.

Während all dieser Arbeit hatten wir eine persönliche Frage, so lange es sich machen ließ, in den Hintergrund gedrängt, jetzt aber, wo sich das Weihnachtsfest näherte, mußte sie entschieden werden. Weder Sonja noch ich waren in der Stimmung, das Fest in diesem Jahre zu Hause zu feiern. Stockholm brannte uns beiden aus verschiedenen Gründen unter den Füßen, und wir beschlossen, jetzt endlich den alten Plan zu verwirklichen und eine gemeinsame Reise zu machen. Nach langem Ueberlegen entschieden wir uns für Paris, weil es uns dort durch unsere Beziehungen am leichtesten werden würde, Zutritt zu den literarischen Kreisen zu erlangen und wir durch diese Interessen die Gedanken an unsere persönlichen Sorgen und Kümmernisse zu verscheuchen hofften. Wir reisten also zu Anfang Dezember ab. Wie ganz anders aber war diese gemeinsame Reise als wie wir sie uns ehedem in unserer Phantasie ausgemalt hatten! Keine von uns erwartete jetzt Freude von dieser Reise, sie sollte nur als eine Art Morphium dienen, um unsere Gedanken zu betäuben. Traurig saßen wir uns im Coupé gegenüber und starrten uns an, fühlend, wie die eigene Niedergeschlagenheit durch die Verstimmtheit in dem Gesicht der andern immer bedrückender wurde. Wir blieben einige Tage in Kopenhagen und besuchten dort allerlei Freunde und Bekannte. Alle waren erstaunt über die Veränderung, die mit Sonja vorgegangen, sie war so abgemagert, daß ihr ganzes

Gesicht voller Runzeln war, die Wangen waren bleich und eingefallen, und sie litt an einem bösen Husten, den sie sich in Stockholm bei der dort herrschenden Influenzaepidemie zugezogen hatte. Sie hatte sich nicht in acht genommen, und es war wirklich ein Wunder, daß sie nicht bettlägerig geblieben war. Eines Tages, als sie einen Brief bekommen hatte, der sie sehr erregte, war sie aus dem Bett aufgestanden, obwohl sie stark fieberte, und in den Schneeschlamm hinausgegangen. Es wehte ein scharfer Wind, sie war nur halb angekleidet, ohne Korsett und mit dünnen Schuhen. Ganz durchnäßt kam sie zurück und blieb bis zum späten Abend so sitzen, ohne sich umzukleiden.

„Du siehst," sagte sie zu mir, als ich sie anflehte, sich doch in acht zu nehmen, „ich bin nicht einmal so glücklich, mir einmal eine ernsthafte Erkrankung zuzuziehen! Sei unbesorgt, der Tod wird mich wohl verschonen; es wäre zu herrlich, jetzt fortgehen zu können! Ein solches Glück ist mir nicht beschieden."

Und als wir unbeweglich Tag und Nacht im Coupé saßen — wir reisten von Kopenhagen über Gjedser-Warnemünde-Hamburg direkt nach Paris — sagte sie einmal zu mir: „Ach, wenn der uns entgegenkommende Zug doch entgleisen und uns zermalmen wollte! Es kommen doch so viele Eisenbahnunglücke vor, weshalb kann es nicht einmal geschehen! Weshalb hat denn der Tod kein Erbarmen mit mir!"

Und während der langen Tage, ja auch während der Nacht sprach sie, sprach unaufhörlich über sich selber, über ihr Leben, ihr Schicksal, sprach mehr zu sich selbst als zu mir, legte eine Art innere Beichte ab und erforschte sich selbst, um die Ursache ausfindig zu machen, weshalb sie immer leiden, immer unglücklich sein müsse, und weshalb sie niemals das habe erreichen können, wonach sie sich ihr ganzes Leben lang gesehnt — geliebt zu werden, wirklich ganz und ausschließlich geliebt zu werden!

„Warum, warum kann mich niemand lieben?" fragte sie wieder und wieder. „Ich könnte mehr für einen andern sein als die meisten Frauen, weshalb werden denn alle die unbedeutendsten Frauen geliebt, ich aber nicht?"

Ich versuchte eine Erklärung dafür zu geben. Sie fordere zu viel, sie würde sich wahrhaftig nicht mit der Liebe begnügen, die das gewöhnliche Los der Frau sei. Und dann sei sie viel zu reflektirend, gehe zu sehr in dem Gedanken an ihr eigenes Ich auf, besäße nicht die Liebe, die sich selber vergißt, sondern die, welche ebenso viel fordert wie sie gibt und die unablässig sich selbst und den Geliebten dadurch quält, daß sie zu genau den Gehalt des Empfangenen prüft ... Sie mußte mir teilweise recht geben.

Wie eigenartig trübselig unsere Ankunft in Paris war! Wie unzähligemale hatten wir sie uns früher nicht mit den lebhaftesten Farben ausgemalt! Direkt vom Bahnhof fuhren wir nach Nilssons Buchhandlung, um nach Briefen zu fragen, die wir beide mit Ungeduld erwarteten, und die wir dort auch vorfanden, die uns beiden aber viel zu denken gaben. Ich war nur einmal zuvor im Jahre 1887 auf dem Rückweg von London in Paris gewesen und zwar nur sehr flüchtig und fragte nun Sonja nach den Palästen, an denen wir auf dem Wege nach unserem Hotel in der Nähe der Place de l'Etoile vorüberkamen. Sie aber antwortete ungeduldig: „Ich weiß nicht, ich kenne nichts". Weder die Tuilerien, die Place de la Concorde noch der Industriepalast erweckten Erinnerungen oder Eindrücke bei ihr. Paris, das große, fröhliche Paris, das stets ihr Lieblingsaufenthaltsort gewesen war, wo sie sich am allerliebsten ganz niedergelassen hätte, war ihr in diesem Augenblick eine tote Masse von gleichgiltigen Gebäuden und Palästen. Denn der Brief war nicht von ihm, sondern von einem seiner Freunde, und die Nachrichten waren durchaus nicht zufriedenstellend.

So verbrachten wir denn einige eigentümlich unruhige, rastlose Wochen in demselben Paris, das Sonja im vorhergehenden Jahre mit Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen überschüttet hatte, das sie jetzt aber völlig vergessen zu haben schien. Sie hatte ihre „quart d'heure" gehabt!

Wir suchten sowohl Sonjas als meine Freunde auf, machten sogar neue Bekanntschaften, waren vom Morgen bis spät in die Nacht hinein in ununterbrochener Bewegung, nicht als Touristen, denn von der Stadt und ihren Sehenswürdigkeiten lernte ich in dieser Zeit nichts kennen, nicht einmal den Eiffelturm! Unser ganzes künstlich aufgeschraubtes Interesse ging darauf hinaus, Menschen und Theater zu studiren, in den Wirbel hinein zu geraten, um dort eine sehr notwendige Stimulanz für unser erlöschendes literarisches Interesse zu finden. Unser Bekanntenkreis bestand meist aus einer sehr bunten und interessanten Mischung von Nationen und Typen: Einer russisch-jüdischen und einer französischen Bankierfamilie im großen Stil, die beide eines jener aristokratischen Schlösser bewohnten, mit Lakaien in Kniebeinkleidern und seidenen Strümpfen und dem ganzen traditionellen aristokratischen Luxus, schwedischen und russischen Gelehrten, polnischen Emigranten und Konspiratoren, französischen Literaten und Herren, sowie den Skandinaviern Jonas Lie, Valta Runeberg, Knut Wicksell, Ida Erickson und verschiedenen anderen Gelehrten, Künstlern und Literaten. Sonja stattete natürlich auch den französischen mathematischen Koryphäen Besuche ab und wurde von ihnen eingeladen, aber sie hatte damals weniger Interesse für diese Kreise, da sie sich

in dieser Zeit blitzwenig mit mathematischen Gedanken beschäftigte.

Unter den interessanten Typen aus dieser Studienzeit will ich in erster Linie den später so bekannten Padlevsky erwähnen. Ein junger Mann mit kränklichem Aussehen und einer Gefängnisfarbe, der schlecht französisch sprach, der aber sofort Interesse einflößte durch die Begeisterung und die Glut, mit der er die revolutionären Ideen umfaßte. Wir hatten den Eindruck, als glühe er vor Ungeduld, sich wieder in irgend eine Gefahr zu stürzen; er liebte sichtlich das Martyrium, und das Gefängnis, in dem er bereits einen Teil seiner Jugend verbracht hatte, schien nichts Abschreckendes für ihn zu haben. Sein Vater war während des polnischen Aufstandes hingerichtet worden, sein Bruder war den unheimlichen Gefängnistod in der berüchtigten Peter Paulsfestung gestorben. Um ihren jüngsten Sohn vor einem gleichen Geschick zu bewahren und ihn dem Einfluß zu entziehen, der seinen Vater und seinen Bruder ins Unglück geführt hatte, war seine Mutter mit ihm nach Deutschland gezogen, wo er erzogen war. Aber das half nicht. Der Geist der Revolution lag ihm im Blute, und mit kaum zwanzig Jahren saß er bereits im Gefängnis. Er war dann geflohen, hatte zahlreiche Abenteuer erlebt, schien aber für den Augenblick nichts auf Händen zu haben, sondern verhielt sich abwartend, bereit, sich beim ersten Anlaß ins Feuer zu stürzen.

Ich habe diese Züge aus seinem Leben aus dem Gedächtnis nach Sonjas Berichten wiedergegeben. Ich stehe nicht dafür ein, daß sie in den Details ganz genau sind, doch waren es nach Sonjas Erzählung die Grundzüge seiner Geschichte.

Persönlich machte er einen bescheidenen, einfachen, gewinnenden, sanften und gefühlvollen Eindruck. Er hatte nicht das geringste zu seinem Lebensunterhalt, denn seine einzige Beschäftigung bestand meiner Ansicht nach im Konspiriren, doch war er stets, sobald er nur Lust hatte, der Gast vermögender Privatmänner.

Für mich war es hochinteressant, diesen eigentümlichen Kreis glühender Patrioten kennen zu lernen, die so völlig aufgingen in der Liebe zu ihrem Lande, in der Trauer über seine Mißgeschicke und in dem Wunsch, es zu retten, daß das, was der geordnete Staat Verbrechen nennt, ihnen eine heilige Pflicht war. Gerade um diese Zeit hatte eine große englische Zeitung haarsträubende Berichte über die Mißhandlungen gebracht, denen die politischen Gefangenen, unter anderem auch hochgebildete Frauen, in Sibirien ausgesetzt waren. Es lag etwas tief Ergreifendes in der Trauer, welche diese Mitteilungen in der kleinen revolutionären Clique in Paris hervorriefen. Es war, als berühre sie dies alle persönlich. Das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen allen Märtyrern des Zarenreiches ist so groß, daß sie sich wie einen einzigen Geschwisterkreis betrachten.

Den Mittelpunkt in diesem interessanten Kreise bildete eine von Sonjas intimsten Freundinnen, die Frau, die sie von allen ihren Bekannten am meisten bewunderte, und von der sie sich förmlich imponiren ließ. Sie fand mit der an Eifersucht grenzenden Bewunderung, die so charakteristisch für sie war, bei der Freundin verschiedene von den Eigenschaften, die sie selber gerne besitzen wollte. Schönheit, eine seltene Anziehungskraft, ein ungewöhnliches Talent, sich gut zu kleiden — Sonja pflegte die Freundin während ihres Aufenthaltes in Paris stets die Toiletten für sich wählen zu lassen, aber woran es nun liegen mochte, sie nahmen sich bei ihr niemals so elegant aus wie bei der bezaubernden Polin — eine Fähigkeit, sich stets mit einem kleinen Hof von Bewunderern zu umgeben, die um das geringste Lächeln von ihren Lippen wetteiferten. Am wenigsten bewunderte Sonja das, was von allen anderen als Frau J.'s hervorragendste Eigenschaften betrachtet wurde — ihren Geist und ihren Mut. Denn eine Intelligenz, die nicht schöpferisch war, machte niemals weiteren Eindruck auf Sonja, und in Bezug auf Mut, das heißt auf moralischen Mut, glaubte sie ihr, falls es darauf ankam, nicht nachzustehen.

Auch das Leben, das Frau J. jetzt nach allen voraufgegangenen Stürmen führte — auch sie hatte ein Jahr in politischer Haft verbracht — erschien Sonja als das Ideal des Glücks. Seit kurzem mit einem jungen Manne vereint, der sie anbetete, von einem verständnisvollen, bewundernden Freundeskreis umgeben, dessen Königin sie war, im Besitz einer schönen Häuslichkeit, die allen Freunden und Gesinnungsgenossen offen stand, in Paris, dem Zentrum alles modernen, intellektuellen Lebens, wohnend, und dabei ganz erfüllt von einer Lebensaufgabe, an die sie glaubte — war sie in Sonjas Augen in der glücklichsten Lage, die sich eine Frau nur wünschen kann.

Und diesem sympathischen Kreis erschloß Sonja ihr Herz, wie ich es sonst nur unter vier Augen an ihr kannte. Sie sprach davon, wie unbefriedigt sie sich durch ihr Leben und die Triumphe ihrer sterilen Wissenschaft fühle, wie gern sie den ganzen erworbenen Ruhm, alle Triumphe der Intelligenz für das gewöhnliche Los einer Frau hingeben würde, die nur einen kleinen Kreis um sich versammeln, der sie liebe und in dem sie die erste sei. Aber sie sah voller Bitterkeit ein, daß man ihr nicht glaubte; alle, selbst diese Freunde, hielten sie für eine mehr ehrgeizige als liebebedürftige Natur und lachten über das, was sie sagte, wie über ihre gewöhnlichen Paradoxe.

Nur bei Jonas Lie fand sie volles Verständnis in einer Tischrede, die sie fast zu Thränen rührte. Eine der angenehmsten Erinnerungen aus diesem

Aufenthalt in Paris ist der Tag, an dem wir mit Grieg und dessen Gattin, die damals gerade große Triumphe in Paris feierten, bei Jonas Lie dinirten.

Es herrschte jene unbeschreibliche Feststimmung, die in einem kleinen Kreis entstehen kann, in dem alle Freude daran haben, einander zu sehen, wo alle sich kennen und sich gegenseitig bewundern.

Jonas Lie war in glänzender Stimmung. Er hielt eine Tischrede nach der andern, warm, phantasiereich, ein wenig verwickelt und dunkel, wie es seine Gewohnheit ist, aber unendlich einnehmend durch seine Herzlichkeit und Unmittelbarkeit, sowie durch die poetische Färbung, die stets über allen seinen Aeußerungen liegt. Und er sprach zu Sonja nicht von der berühmten Gelehrten, nicht einmal von der Schriftstellerin, sondern von der kleinen Tanja Rajevsky, die er so herzlich lieb gewonnen, für die er ein so warmes Mitgefühl gefaßt habe; er fände, es sei ein Jammer um das kleine, sich nach Liebe sehnende Kind, das niemand verstand, und er hege seinen Zweifel, ob das Leben selber sie verstanden habe, denn nach allem, was er erfahren, habe er sie verschwenderisch mit allen möglichen Gaben überschüttet, aus denen sie sich nichts mache, habe ihr Ehre und Auszeichnungen und Erfolge verliehen, während das kleine Mädchen mit ihren großen, liebebedürftigen Augen und mit den ausgestreckten leeren Händen dastand. Was wollte sie denn haben, dies kleine Mädchen? Sie wollte nur, daß ihr eine freundliche Hand eine Apfelsine schenke . . .!

„Haben Sie Dank, Herr Lie!" rief Sonja mit weicher, tiefergriffener Stimme und zurückgedrängtem Weinen aus. „Man hat viele Reden auf mich gehalten, nie aber eine so schöne!"

Mehr konnte sie nicht hervorbringen; sie setzte sich wieder und spülte ihre Thränen mit einem großen Glase Wasser hinunter.

Als wir von Lies fortgingen, war sie in glücklicherer Stimmung als seit langer Zeit. So gab es doch einen, der sie verstanden hatte, der nichts von ihren persönlichen Verhältnissen wußte, der sie nur ein paarmal gesehen hatte, der aber trotzdem aus ihrem Buche gelernt hatte, einen tieferen Einblick in ihr Leben zu thun, als es andere, die ihre Freunde waren, nach jahrelanger Bekanntschaft vermochten. So war denn doch etwas Freude mit dem Schreiben verbunden, so war es denn doch am Ende wert, zu leben! Wir sollten den Abend in einer andern Familie verbringen und hatten eigentlich nicht die Absicht gehabt, zwischendurch nach Hause zu gehen — aber bei ihrem unaufhörlichen, täglichen, stündlichen Warten auf einen Brief, hatte Sonja nie Ruhe, mehrere Stunden hinter einander von Hause zu sein. Wir machten deswegen den Umweg nach unserem Hotel, um die ewige Frage an den Portier zu richten: „Sind Briefe für uns da?"

Im nächsten Augenblick hatte Sonja einen Brief ergriffen, der an unserer Nummer hing, und war damit die vier Treppen bis zu unseren Zimmern hinauf gestürzt. Ich folgte ihr langsam und begab mich direkt in mein Zimmer, um sie nicht zu stören. Aber sie kam gleich zu mir herein, fiel mir um den Hals, weinte und jubelte und tanzte um mich herum, warf sich aufs Sofa und schrie fast: „Mein Gott! Mein Gott! Welch ein Glück! Ach, ich kann es nicht ertragen, ich vergehe — welch ein Glück!"

Der Brief klärte ein unglückliches Mißverständnis auf, das sie während dieser letzten Wochen derartig gepeinigt hatte, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst war.

Am folgenden Abend verließ sie Paris, um mit dem Mann zusammenzutreffen, von dem nun ihr ganzes Schicksal abhing.

XIV.

Ein paar Tage nach Sonjas Abreise erhielt ich einige Zeilen von ihr. Der Freudenstrahl, der so hoch aufgeflammt war und der sie mit so stürmischen Hoffnungen erfüllt hatte, war bereits erloschen. Ich besitze diesen Brief nicht mehr, entsinne mich aber des hauptsächlichen Inhalts.

„Ich sehe ein, daß er und ich einander niemals ganz verstehen werden. Ich kehre jetzt nach Stockholm an meine Arbeit zurück. In der Arbeit werde ich fortan meinen einzigen Trost suchen . . ."

Und damit war die Sache vorbei. Ich erhielt den ganzen Winter und Frühling keine Zeile mehr von ihr, nur im Mai zu meiner Hochzeit schrieb sie ein paar herzliche Worte. Sie litt, und sie scheute sich, mich, die ich jetzt glücklich war, einen Einblick in ihr Leiden thun zu lassen. Und über gleichgiltige Sachen vermochte sie nie zu schreiben — so schwieg sie ganz. Dieses ihr Schweigen nach unserm letzten so intimen Zusammenleben schmerzte und verletzte mich zu jener Zeit sehr. Später habe ich eingesehen, daß sie nicht anders handeln konnte.

Im April dieses Jahres — 1890 — reiste sie nach Rußland. Sie hegte die Hoffnung, zum Akademiker ordinarius in Petersburg ernannt zu werden, was die vorteilhafteste Anstellung war, die sie sich jemals wünschen konnte — ein großes Gehalt und keine anderen Pflichten, als sich zwei Monate des Jahres in Petersburg aufzuhalten, außerdem die höchste Auszeichnung, die Rußland einem Gelehrten verleihen kann. Sie lebte sich sehr in diese Hoffnungen, die sie von dem ihr jetzt unleidlichen Zwang, in Stockholm wohnen zu müssen, befreit und ihr die Möglichkeit gewährt haben würde, ihren alten Wunsch, sich in Paris niederzulassen, zu verwirklichen. Während

unseres dortigen Aufenthalts sagte sie oft: „Kann man das Beste im Leben, das Glück des Herzens, nicht erlangen, so wird doch das Leben auf alle Fälle erträglich, wenn man wenigstens das Nächstbeste hat, eine geistig anregende Umgebung, in der man gedeihen kann. Aber weder das eine noch das andere zu haben — das ist unerträglich!“ Und sie meinte um diese Zeit, daß sie sich noch mit dem Leben würde aussöhnen können, wenn sie wenigstens das Letztere erreichte.

Ich ahnte nichts von allen diesen Plänen, weshalb sie eigentlich nach Petersburg reisen wolle — denn sie war in diesem Frühling sehr geheimnisvoll gegen alle gewesen — als ich Anfang Juni ganz zufällig mit ihr in Berlin zusammentraf, wo ich mich mit meinem Mann auf der Durchreise nach Schweden befand. Sie war am selben Tage von Petersburg eingetroffen.

Ich fand sie in dieser eigentümlich aufgeregten Gemütsverfassung, die von Fremden stets für übersprudelnde Lebensfreude gehalten wurde, die ich aber zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß irgend eine gestrandete Hoffnung dahinter steckte. Sie war in Helsingfors und in Petersburg öffentlich gefeiert worden, war von Fest zu Fest gejagt, hatte die interessantesten Persönlichkeiten getroffen und vor einer Versammlung von tausend Personen Reden gehalten. Sie versicherte, daß sie sich vorzüglich amüsirt habe, daß sie die besten Hoffnungen hege, war aber dabei sehr geheimnisvoll und wollte sich nicht auf nähere Erklärungen einlassen. Sie vermied es krampfhaft, mit mir allein zu sein, als fürchte sie intimere Fragen. Wir verbrachten einige heitere Tage zusammen unter unausgesetztem Scherzen und Schwatzen, und doch konnte ich nicht umhin, mich schmerzlich berührt zu fühlen, denn ich sah und fühlte, wie nervös überreizt und unharmonisch sie im Grunde war. Das einzige, was sie über ihre persönlichen Verhältnisse sagte, war, daß sie sich entschlossen habe, niemals zu heiraten; sie wolle nicht so banal sein und es ebenso machen wie alle anderen Frauen, die, sobald sie nur Gelegenheit hätten, sich zu verheiraten, ihre Arbeit und ihren Lebensberuf im Stiche ließen. Sie wolle ihre Stellung in Stockholm nicht aufgeben, ehe sie entweder eine bessere oder auch als Schriftstellerin einen solchen Ruf erworben habe, daß sie von dem Ertrag ihrer literarischen Arbeiten leben könne. Sie verhehlte jedoch nicht, daß sie wieder mit M. zusammentreffen und eine Reise mit ihm machen wolle; er sei ihr der angenehmste Freund und Kamerad.

Einige Monate später begegneten wir uns wieder in Stockholm, wohin sie zu den im September beginnenden Vorlesungen kam. Ihre unnatürliche Munterkeit war nun verschwunden; sie war sichtlich verstimmt und von einer ewigen Unruhe gequält, aber es war mir auch jetzt nicht vergönnt, einen Einblick in ihr Inneres zu thun. Sie vermied nach wie vor jedes Alleinsein mit mir und war überhaupt ziemlich gleichgiltig gegen uns alle, die wir bisher ihre besten Freunde gewesen waren. Es war ganz deutlich, daß sich ihre ganze Seele anderwärts befand und daß sie diese Monate in Stockholm wie eine Art Verbannung betrachtete. Sie zählte die Tage bis zum Beginn der Weihnachtsferien, wo sie wieder reisen wollte. Sie befand sich in der verzweifelten Lage, weder ohne M. noch mit ihm leben zu können, und dadurch hatte ihr Leben jeglichen Halt verloren; sie glich einer ausgerissenen Pflanze, die nicht wieder Wurzel fassen kann und deswegen hinwelkt.

Als mein Bruder in das Villenviertel Djurholm hinauszog, hatte er sie überreden wollen, sich ebenfalls dort niederzulassen, da sie bisher stets den Wunsch gehabt hatte, in seiner Nähe zu wohnen, damit sie so bequem wie möglich zu einander kommen könnten. Aber obwohl der Fortzug meines Bruders ihr sehr schmerzhaft war und sie ihre Einsamkeit noch bitterer empfinden ließ, so konnte sie sich doch nicht zu einem Umzug entschließen.

„Wer weiß, wie lange ich noch in Stockholm bleibe? So kann es ja nicht lange mehr weiter gehen,“ sagte sie unaufhörlich. „Und wenn ich nächsten Winter noch in Stockholm bin, werde ich so schlechter Laune sein, daß ihr euch freuen könnt, mich nicht in eurer Nähe zu haben.“

Sie weigerte sich sogar, Mittag-Lefflers neue Villa zu besehen, die jetzt im Bau begriffen war. Sie konnte sich nicht dafür interessiren, wollte aber auch das neue Heim eines ihrer nächsten Freunde nicht mit Gleichgiltigkeit betreten; deshalb blieb sie auf der Schwelle stehen, während die übrige Gesellschaft hineinging, um die Räumlichkeiten in Augenschein zu nehmen.

Das Gefühl des Zufälligen und auf die Länge Unhaltbaren in ihrer Stellung nahm derartig zu, daß sie anfing, alle Anknüpfungspunkte in Stockholm zu versäumen und ihre Häuslichkeit wie ihre Toilette mehr denn je zu vernachlässigen. Auch das Seelenvolle, Zündende in ihrer Unterhaltung hatte sich sehr verloren.

Ihr früheres, lebhaftes Interesse für alle Gebiete des menschlichen Denkens und des menschlichen Lebens hatte sehr abgenommen; sie ging fast ausschließlich in der Tragödie ihres eigenen innern Lebens auf.

XV.

Ich sah Sonja zum letztenmal im Leben an einem der ersten Dezembertage dieses Jahres (1891). Sie war nach Djurholm hinausgekommen, um vor ihrer Abreise nach Nizza Abschied von uns zu nehmen.

Keine Vorahnung sagte uns, daß dies der letzte

Abschied werden sollte. Wir hatten uns verabredet, gleich nach Weihnachten in Genua zusammen zu treffen, und nahmen deswegen jetzt nur ganz flüchtig Abschied von einander.

Dieser Plan scheiterte indessen infolge eines verkehrt adressirten Telegramms, das uns auf unserer Rückreise nach Italien treffen sollte. Während Sonja und ihr Reisegefährte in Genua auf uns warteten, reisten wir durch diese Stadt, ohne zu wissen, daß sie da war.

Am Neujahrstage, den wir zusammen hatten verleben wollen, besah sie mit ihrem Freund den schönen Marmorfriedhof in Genua. Da huschte plötzlich ein Schatten über ihr Gesicht, und sie sagte ahnungsvoll: „Einer von uns wird dies Jahr nicht überleben, da wir den Neujahrstag auf einem Friedhof zugebracht haben."

Wenige Wochen später befand sie sich wieder auf dem Wege nach Stockholm. Diese Reise, die sie stets so verabscheut hatte, sollte diesmal nicht nur die qualvollste werden, die sie jemals gemacht hatte, sondern auch die verhängnisvollste. Das Herz aufs neue von der Bitterkeit der Trennung zerrissen, mit dem Gefühl, daß diese beständigen Aufregungen sie töten würden, saß sie während der bitterkalten Wintertage im Coupé und dachte an die milde, dufterfüllte Atmosphäre zurück, die sie soeben verlassen hatte. Dieser Kontrast zwischen der Sonnenglut des Mittelmeeres und der Kälte des Nordens war ihr jetzt ein Symbol geworden, und sie hatte angefangen, die Kälte und die Dunkelheit ebenso zu verabscheuen, wie sie den Sonnenschein und den Blumenduft liebte. Auch äußerlich gestaltete sich ihre Reise ungewöhnlich unangenehm. Eine Ironie des Schicksals veranlaßte sie, den bequemsten und direktesten Weg von Berlin, wo sie sich einige Tage aufgehalten hatte, zu vermeiden. In Kopenhagen herrschte eine Pockenepidemie, und da sie eine entsetzliche Angst vor dieser Krankheit hatte, wollte sie es nicht riskiren, dort zu übernachten. Sie wählte deswegen den langen, beschwerlichen Weg über die dänischen Inseln, der mit seinem ewigen Aus- und Einsteigen bei dem schlechten Wetter wahrscheinlich Schuld trug an der starken Erkältung, die sie sich zuzog. In Fredericia, wo sie mitten in der Nacht in strömendem Regen und heftigem Sturm ankam, konnte sie, da es ihr an dänischem Gelde fehlte, keinen Gepäckträger nehmen, sondern mußte selber ihre Bagage schleppen, ermattet, verfroren und so mutlos, daß sie kurz davor war, umzusinken.

Als sie Mittwoch, den 4. Februar morgens früh in Stockholm anlangte, fühlte sie sich krank. Sie arbeitete trotzdem den ganzen Donnerstag und hielt Freitag, den 6. ihre Vorlesung — sie besaß eine große Ausdauer und versäumte keine Vorlesung, wenn sie sich nur aufrecht zu erhalten vermochte — und am Abend nahm sie teil an einem Souper im Observatorium. Dort fühlte sie sich aber schon fieberig und zog sich von der Gesellschaft zurück; sie konnte keinen Wagen bekommen und unpraktisch, wie sie war, stets eine Fremde in Stockholm, geriet sie in eine verkehrte Pferdebahn und mußte in Sturm und Kälte einen endlosen Umweg machen. Einsam, hilflos, zitternd vor Fieber und tief unglücklich saß sie da und fror in der kalten Nacht und fühlte die ganze Gewalt der Krankheit, die sie ergriffen hatte.

Noch am selben Vormittag hatte sie zu meinem Bruder, dem Rektor der Universität, gesagt, sie wolle unter allen Umständen im April Urlaub nehmen, um wieder ins Ausland zu reisen. Es war stets ihr einziger Trost, wenn sie verzweifelt zurückkehrte, sofort den Plan zu einer neuen Reise zu machen. Und bis dahin wollte sie die Langeweile und die Unruhe durch Arbeit ersticken. Sie hatte mehrere neue Pläne im Kopf, sowohl literarische als auch mathematische, und sprach mit großem Interesse davon. Sie entwickelte meinem Bruder gegenüber die Idee zu einer großen mathematischen Arbeit, die ihrer Ansicht nach das Bedeutendste werden würde, was sie jemals geleistet. Mit Ellen Key, die während der letzten Tage am meisten mit ihr zusammen war, sprach sie von mehreren neuen Novellen, die sie im Kopfe habe; die eine, mit der sie bereits begonnen, solle eine Charakteristik ihres Vaters enthalten, eine andere wäre zum dritten Teil fertig und solle ein Gegenstück zu Vera Voronzoff bilden. Sie wollte sie „Ein Nihilist" nennen und sie sollte ein Stück aus Tschernischevskys Leben schildern. Das Schlußkapitel, das noch nicht geschrieben war, erzählte sie Ellen Key, die es aus dem Gedächtnis aufgeschrieben hat:

„T., der bisher ganz unbekannt war, ist durch seinen sozialrevolutionären Roman: ‚Was ist zu thun?' plötzlich in den Kreisen der Jungen zu einer Berühmtheit gelangt. Man hat ihm bei einem fröhlichen Fest gehuldigt als Hoffnung und Anführer der Jugend, und er ist zu den kleinen Dachkammern zurückgekehrt, wo er mit seiner schönen jungen Frau wohnt. Sie schläft, als er nach Hause kommt. Er stellt sich ans Fenster und schaut hinab auf das schlummernde Petersburg, wo noch Lichter schimmern. Eine Stimme in ihm redet zu der großen, fürchterlichen Stadt; noch war sie die Wohnstätte der Gewalt, der Armut, der Ungerechtigkeit, der Unterdrückten, aber er, er wollte sie erobern, er wollte ihr seinen Atem einflößen, nach und nach sollten alle seine Gedanken denken, so wie die Jungen es jetzt schon thaten; er dachte besonders an ein seelenvolles junges Mädchen, dessen Sympathie ihm ebenfalls warm entgegengekommen war; er fängt an zu träumen, reißt sich aber gewaltsam von dem Traum los und tritt ans Bett, um seine Frau zu küssen, damit sie erwacht und er

ihr seinen Triumph mitteilen kann. Im selben Augenblick wird stark an die Thür geklopft; er öffnet und steht vor den Gendarmen, die kommen, um ihn zu verhaften."

*

So glühend sich Sonja oft nach dem Tode gesehnt hatte, wünschte sie doch jetzt nicht zu sterben. Sie war, dem Urteil der Freunde zufolge, die ihr in der letzten Zeit nahe standen, resignirter als je zuvor. Sie hoffte nicht mehr auf das volle Glück, dessen ideales Bild stets in ihrer Seele glühte, aber sie liebte die gebrochenen Strahlen dieses Bildes, die ihren Weg erhellten und sehnte sich darnach.

Und dann empfand sie stets eine so entsetzliche Angst vor dem großen Unbekannten. Sie sagte oft, daß nur die Ungewißheit, ob es nicht eine Strafe im Jenseits gebe, sie daran gehindert hätte, diese Welt freiwillig zu verlassen. Sie hatte keinen bestimmten religiösen Glauben, aber sie glaubte an ein ewiges Leben, glaubte daran und zitterte davor.

Und vor allem fürchtete sie sich vor dem entsetzlichen Augenblick, wo ihr irdisches Leben aufhören würde. Sie citirte oft Hamlets Worte:

»For in that sleep of death
What dreams may come, when we have
Shuffled off this mortal coil . . .«

Und mit ihrer lebhaften Phantasie malte sie sich die schrecklichen Sekunden aus, die vielleicht verflossen, wenn der Körper nach physiologischem Begriff bereits tot ist, wo aber das Nervensystem möglicherweise noch lebt und leidet, unsagbare Martern erleidet, die niemand ahnt, außer demjenigen, der den Sprung in das große Dunkel gemacht hat. Sie interessirte sich sehr für die Leichenverbrennung, da sie sich vor dem Scheintode fürchtete und sich vorstellte, wie es sein müsse, wenn man im Sarge wieder erwache; sie malte das mit so lebhaften Farben aus, daß einem angst und bange dabei wurde.

Ihre Krankheit war jedoch so kurz und so heftig, daß ich überzeugt bin, sie hatte weder Zeit noch Sinn, zuletzt an dies alles zu denken, was ihr früher so oft vorgeschwebt hatte. Die einzige Aeußerung, die darauf hindeutete, daß sie eine Ahnung von ihrem nahen Ende hatte, machte sie am Montag morgen, den 9. Februar, kaum zwanzig Stunden vor ihrem Tode: „Ich überlebe diese Krankheit nicht," sagte sie, und am Abend desselben Tages äußerte sie: „Ich habe ein Gefühl, als sei eine Veränderung mit mir vor sich gegangen."

Im übrigen war ihre einzige Besorgnis, daß sie ein langes Krankenlager durchzumachen habe. Sie war nicht im stande, viel zu sprechen, denn sie hatte heftige Stiche, starkes Fieber und Atemnot; auch ward sie von einer großen Angst gequält, weswegen sie niemals allein sein wollte. In der vorletzten Nacht sagte sie zu Ellen Key, die ihr Krankenbett kaum verließ: „Wenn Du mich im Schlaf stöhnen und jammern hörst, so wecke mich und hilf mir, meine Lage zu verändern, denn ich fürchte, daß es mir sonst schlimm ergehen kann. Meine Mutter starb an einem solchen Angstanfall. Sie hatte ein erbliches Herzleiden und sprach deswegen oft die Hoffnung aus, jung zu sterben. Bei der Obduktion zeigte es sich jedoch, daß dies Leiden nur von geringer Bedeutung war, wenn es auch möglicherweise die Atemnot vermehrte, welche die heftige Lungenentzündung an und für sich schon hervorrief."

Die Freunde, die ihr während der kurzen Krankheit nahe waren, können nicht genug rühmen, wie gut, wie milde, wie geduldig sie war, wie selbstlos besorgt, Mühe zu verursachen, wie herzlich dankbar für jeden kleinen Dienst.

Ihre kleine Tochter sollte am Dienstag in Kindergesellschaft, und Sonja interessirte sich noch bis zuletzt dafür, daß sie nicht um dies Vergnügen gebracht werde; sie bat die Freundinnen, ihr bei der Anschaffung alles Erforderlichen behilflich zu sein, und als die Kleine am Montag abend in ihrem Zigeunerkostüm zu der Mutter hereinkam, lächelte diese ihr freundlich zu und wünschte ihr, daß sie sich recht gut amüsiren möge.

Wenige Stunden später sollte das Kind, plötzlich aus dem Schlaf geweckt, den letzten sterbenden Blick ihrer Mutter empfangen, der mit einem zärtlichen Ausdruck auf sie gerichtet war.

Am Montag abend verließen sie die beiden Freundinnen, die sie während der letzten Tage gepflegt hatten, und eine barmherzige Schwester nahm ihren Platz ein. Die Aerzte glaubten nämlich, daß keine unmittelbare Gefahr vorhanden sei, sondern daß sich die Krankheit in die Länge ziehen werde, weshalb es für die Freundinnen geraten war, den nächtlichen Dienst vernünftig zu teilen und ihre Kräfte nicht auf einmal zu erschöpfen. Auf Wunsch der Kranken entschlossen sie sich deswegen, diese Nacht zu schlafen, da nichts Besonderes ihre Anwesenheit zu erfordern schien.

Und gerade in dieser Nacht sollte die Entscheidung kommen!

Sie lag in tiefem Schlaf, als die Freundinnen sie verließen. Aber um zwei Uhr erwachte sie zu dem Entsetzlichen. Der Todeskampf hatte begonnen. Sie zeigte keine Spur von Bewußtsein, konnte sich nicht rühren, nicht sprechen, nicht schlucken. Dieser Zustand währte zwei Stunden. Erst in dem letzten Augenblick kam eine der beiden Freundinnen, die die Pflegerin zu spät hatte rufen lassen. Einsam, allein mit der fremden Krankenpflegerin, die nicht einmal ihre Sprache redete, mußte sie diesen letzten, bittern Kampf durchkämpfen. Wer weiß, welchen Trost eine

liebe Stimme, eine freundliche Handreichung ihr in diesen furchtbaren zwei Stunden gewährt haben würde! Ich wollte, daß wenigstens ein Priester ihr in diesen Stunden die russische Messe gelesen hätte. Bei der Pietät, die sie für die Religion ihrer Kindheit und alle ihre Kindheitsideen bewahrte, würden diese bekannten Töne ihren Ohren sicher sanft und beruhigend geklungen haben, falls sie noch im stande gewesen wäre, sie aufzufassen. Ihre Hände würden krampfhaft das Kreuz umklammert haben, das so vielen Sterbenden ein Trost gewesen und das sie stets liebte als Symbol des Leidens der Menschheit! Aber nichts, nichts! Kein Wort des Trostes, kein Beistand, keine liebende Hand auf der brennenden Stirn, einsam im fremden Lande, mit zerrissenem Herzen und geknickter Lebenshoffnung, vielleicht mit zitternder Angst vor dem Unbekannten, dem sie entgegenging, so sollte sie ihre Erdenlaufbahn beenden, diese „Seele aus Feuer und Seele aus Gedanken".

*

Aus dem hoffnungslosen Dunkel, das während der ersten Trauer das Todeslager zu umgeben schien, sind allmälich vor meinem innern Blick einige Lichtstrahlen aufgeflammt.

Ob das Leben lang oder kurz ist, hat ja nicht so viel zu bedeuten; alles kommt darauf an, ob es für den Betreffenden selber und für andere inhaltsreich gewesen ist. Von diesem Gesichtspunkt aus war Sonjas Leben länger als das der meisten Menschen; sie hatte intensiv gelebt, hatte aus dem Quell des Glückes wie aus dem der Sorgen getrunken, hatte ihren Geist an dem Bronnen der Wissenschaften gesättigt, alle die Höhen bestiegen, auf die uns die Phantasie allein tragen und heben kann, und anderen hatte sie in reichem Maße von ihrem Wissen, ihrer Phantasie und ihrem Gefühl mitgeteilt; sie hatte die weckende Stimme benutzt, die stets mit dem Genie verbunden ist, wo es sich nicht in selbstischer Zurückgezogenheit isolirt. Niemand, der in Berührung mit ihr kam, konnte unberührt bleiben von dem Einfluß, der von dieser regen Intelligenz und diesem warmen Gefühl ausging, das allem, was in seiner Nähe keimte, Sonne und Wachstum spendete. Ihr Geist war deswegen so befruchtend, weil sie als Intelligenz so selbstlos war, weil ihr höchstes Streben auf Zusammengehörigkeit, auf Lebensgemeinschaft in geistiger Hinsicht gerichtet war. Und wenn auch viel Phantasterei, viel Aberglauben mit ihren Ahnungen, ihren Vorempfindungen und Träumen verbunden war, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß sie etwas Prophetisches an sich hatte. Wenn sie ihre kurzsichtigen und doch so genial blitzenden Augen demjenigen, mit dem sie sprach, förmlich ins Gesicht bohrte, so hatte man ein Gefühl, daß sie einen durch und durch sehen könne bis auf den Grund der Seele. Wie oft durchschaute sie nicht mit einem Blick die Masken, mit denen viele Menschen ihr ganzes Leben lang ihr wirkliches Gesicht dem weniger scharfsichtigen Beobachter zu verbergen wissen, und wie oft ahnte sie nicht heimliche Beweggründe, die allen anderen, ja oft dem Betreffenden selber, unsichtbar waren. Ein hingeworfenes Wort, eine scheinbar ganz unbedeutende, kleine Episode, die ihr im Leben begegnet war, konnte ihr den ganzen verborgenen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung offenbaren und so zu einer ganzen Lebensgeschichte werden. Der Zusammenhang war überhaupt das, wonach ihre Seele stets spähte, der Zusammenhang in der Welt der Gedanken, der Zusammenhang zwischen den äußeren Ereignissen des Lebens, ja, sie forschte sogar nach dem unbekannten Zusammenhang zwischen den Gedankengesetzen und den Lebensphänomenen und es war ihr eine Quelle ewiger Unbefriedigung, daß wir nur stückweise sehen, nur stückweise verstehen können. Deswegen träumte sie gern von einer höheren Lebensform, wo wir, wie der Apostel so schön sagt, nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunklen Wort sehen, sondern von Angesicht zu Angesicht.

Die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu sehen, das war das Ziel ihres Forscher- und Dichtergeistes.

Ob sie das jetzt erreicht hat?

Der Gedanke schwindelt bei dieser unsichern, dunklen Möglichkeit, aber die Brust erweitert sich, das Herz pocht in einer zitternden Hoffnung, die aus der Bitterkeit des Todes hervorbricht . . .

Und dann hatte sie sich stets gewünscht, jung zu sterben! Trotz der unerschöpflichen Frische ihres Sinnes, die sie befähigte, stets neue Eindrücke und neue Freudenquellen aufzunehmen und sie in den Stand setzte, sich kindlich an Kleinigkeiten zu freuen, regte sich doch in ihrem tiefsten Innern ein Bedürfnis, das das Leben niemals stillen konnte. Denn dieselbe Vollkommenheit und Einheit, die sie in der Welt der Gedanken suchte, erstrebte sie auch auf dem Gebiete des Gefühls. Gleichwie ihr Geist die absolute Klarheit, die absolute Wahrheit forderte, so verlangte ihr Herz die absolute Liebe, die vollkommene Zusammengehörigkeit, die die Eigenart des menschlichen Lebens und vielleicht speziell die Art ihres eigenen Charakters unmöglich machte. Dieser unzulängliche Zusammenhang teils zwischen den Forderungen ihres Geistes und Herzens und den Möglichkeiten des Lebens, teils zwischen diesen Forderungen und ihrem eigenen Temperament wirkte störend auf sie. Nur von diesem Gesichtspunkt aus sieht man ihren Tod in der richtigen Beleuchtung. Will man von ihrem eigenen Glauben an einen tiefen Zusammenhang zwischen allen Ereignissen ausgehen, so muß man zu der Schlußfolgerung gelangen, daß sie sterben mußte — nicht, weil einige ungewöhnlich

feindliche, lebenskräftige Mikroben in ihre Lunge eingedrungen waren, auch nicht, weil die Zufälligkeiten des Lebens es so gefügt hatten, daß sie das Glück nicht fand, nach dem sie sich im Leben sehnte, sondern weil ein notwendiger, organischer Zusammenhang zwischen ihrem innern und äußern Menschen, zwischen Gedanken und Gefühlsleben, zwischen Temperament und Gemütsleben fehlte. Sie sah einheitlich, handelte aber stückweise. Falls es eine Welt gibt, in der diese Gegensätze sich vereinen lassen, dann ist sie jetzt glücklich. Gibt es keine solche Welt, so hat sie doch auf ihre Art erreicht, wonach sie strebte: Harmonie. Denn in der vollkommenen Ruhe ist auch Harmonie enthalten.

*

Wohl selten hat ein Todesfall eine so große und allgemeine Teilnahme hervorgerufen wie der ihre. Aus allen Gegenden der ganzen gebildeten Welt trafen Beileidstelegramme an die Stockholmer Universität ein. Von der hochkonservativen Petersburger Akademie, zu deren korrespondirendem Mitglied sie in dem letzten Jahr ernannt worden war, bis zu den Sonntagsschülern in Tiflis und den Kleinkinderschullehrerinnen in Charkow waren alle bemüht, ihrem Andenken eine Huldigung darzubringen. Russische Frauen beschlossen, ein Monument auf ihrem Grab in Stockholm zu errichten; Wagenladungen von Blumen bedeckten den schwarzen Hügel inmitten der Schneeschanzen auf dem Stockholmer Kirchhof. Und alle Zeitungen und Zeitschriften enthielten ehrenvolle Nachrufe, die der merkwürdigen Frau gewidmet waren, welche ihrem Geschlecht mehr zur Ehre gereicht hatte als irgend eine andere.

Aber aus allen diesen Huldigungen, aus allen diesen ehrenvollen Nachrufen tritt ihr Bildnis gleichsam auf einem Piedestal hervor, unpersönlich, unnahbar. Sie wird für die Nachwelt gerade das, was sie nicht sein wollte: ein ungewöhnlich entwickeltes, fein konstruirtes Gehirn, eine Art Riesenweib mit Proportionen, die das gewöhnliche Maß in dem Grade überschreiten, daß man sie mehr mit Verwunderung als mit Sympathie betrachtet.

Ich habe vielleicht durch meine detaillirte und unverhüllte Darstellung ihres Lebens mit seinen Schwächen und Fehlgriffen, seinen Sorgen und Demütigungen ebenso wie mit seinen Triumphen und seiner Größe diese Dimensionen zu einer größern Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Maß reduzirt. Aber bei dem Ziel, das ich mir einmal gesteckt hatte, sie so zu schildern, wie ich weiß, daß sie gekannt und verstanden zu werden wünschte, ist es für mich von größter Wichtigkeit gewesen, die allgemein menschlichen Züge in ihrem Bilde in den Vordergrund zu stellen, wodurch sie gleichsam anderen Frauen näher gerückt, eine ihresgleichen wird, nicht als Ausnahme, sondern als Beweis für die Regel dienend, daß das Gefühlsleben das Wesentlichste ist, nicht allein in der weiblichen, sondern in der menschlichen Natur überhaupt, und daß der Höchstbegabte wie der am schwächsten Begabte einander stets auf diesem zentralen Gebiet allen menschlichen Lebensbegegnen können.

Fritz Randel.

Von

Chr. Winterhjelm.

(Schluß.)

Am Tage darauf ſaßen Rode und Nikolai auf des letzteren Comptoir und ſprachen über das Vorgefallene. Es mußte offenbar unter dieſer plötzlichen Verlegenheit etwas ſtecken, und ſie waren darüber einig, daß beſonders Klaras Betragen anſcheinend von etwas Unangenehmem herrühren mußte. Rode wußte nichts und riet zu großer Vorſicht; es könnte ja ſein, daß Fritz ſeinerzeit ihr nur die Cour gemacht habe und abgewieſen worden ſei, oder möglicherweiſe könne etwas der Fall ſein, was dem Gegenteil ganz ähnlich ſei.

Nikolai war dagegen ungeduldiger. Er ſah, wie Auguſte ſich mit jedem Tage immer feſter an Fritz band; er kannte die Miſchung von Schwärmerei und weiblichem Starrſinn; er wußte, daß ſie blind gegen alle Kleinigkeiten ſein würde, die jeder anderen verdächtig erſcheinen mußten. Es mußte daher etwas Wichtigeres ſein, das auf ſie Eindruck machen konnte, und hier war es vielleicht zu finden, denn wenn zwiſchen Fritz und Klara etwas vorgekommen war, ſo ſei es mehr als wahrſcheinlich, daß die Geſchichte von Aaſums Tode damit in Verbindung ſtand, und dieſe Geſchichte hatte Auguſte ſeinerzeit ebenſo oft beſprechen hören wie er ſelbſt.

Rode verſtand, daß Nikolai geneigt ſei, tiefer auf die Sache einzugehen, und um ſich ſelbſt derſelben zu entziehen, wies er ihn an Wedel Stenerſen als den einzigen, der damals Fritz ſehr nahe geſtanden hatte. „Aber ich kann nicht zu ihm gehen," ſagte Rode, „ich habe durchaus keinen Vorwand."

Das mußte Nikolai einräumen, aber er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Er wollte die gewöhnliche Rückſicht beiſeite ſetzen, ſich nichts daraus machen, ob er Stenerſen gegenüber fremd ſei, denn hier ſtand viel zu viel auf dem Spiel. Und dann baute er darauf, daß ein ſo ſtreng religiöſer Mann Schweigen bewahren werde, wenn er ihm dies auferlegte, und ebenſo die Wahrheit ſagen würde, wenn er erzählte, um was es ſich handelte.

Zu Wedel ſagte er jedoch nur, daß er Grund habe zu glauben, Fritz mache ſeiner Schweſter die Cour, weshalb er Aufſchlüſſe für den Fall wünſchte, daß es zu einer Erklärung kommen würde.

Wedel fühlte ſich etwas genirt durch dieſes Anſinnen, das er natürlich ziemlich zudringlich fand. Wie weit ging ſeine Pflicht, zu reden, und wie weit ging ſein Recht dazu?

Was er ſeines Gewiſſens wegen ſagen zu müſſen vermeinte, müſſe er ſagen, aber es ſchien ihm, daß die Grenzen ſo in einander liefen, daß es nicht ganz leicht zu entſcheiden war.

„Es iſt etwas ſchwer für mich, Ihnen das zu ſagen, was Sie wünſchen," erwiderte Stenerſen, „die Sache iſt nämlich die, daß meine Wege jetzt ganz von den ſeinigen verſchieden ſind und daß ich heute notwendigerweiſe verſchiedenes in einem anderen und ſtrengeren Lichte betrachte, als man gewöhnlich zu thun pflegt."

„Ich weiß, er iſt ein Freidenker," antwortete Nikolai, „aber es ſind eigentlich ſeine rein perſönlichen Verhältniſſe, über die ich etwas zu wiſſen wünſchte."

„Ja, aber dieſe Verhältniſſe ſind ſehr weit umfaſſend, und außerdem ſind ſie es gerade, die man in verſchiedener Beleuchtung ſehen kann. Es wird meiner Anſicht nach am beſten ſein, wenn Sie beſtimmte Fragen ſtellen, und ich werde dann überlegen, ob ich ſie beantworten kann und darf, das heißt in wie weit mein Gewiſſen mir das geſtattet."

Wedel wohnte noch in demſelben Zimmer wie früher. Es ſchien ihm, als käme jene Nacht wieder nahe; er entſann ſich, wie er damals überzeugt geweſen, daß Fritz auf die eine oder andere Weiſe Veranlaſſung zu Aaſums traurigem Schickſal gegeben

habe. Aber dann dachte er auch daran, wie er später alles gesammelt hatte, was die Möglichkeit zulassen konnte, daß von Fritz' Seite nichts geschehen sei, das ihm direkt zur Last gelegt werden könnte.

Er hatte bereits verhältnismäßig günstig auf mehrere von Nikolaus' Fragen antworten können, als dieser plötzlich sagte: „Sie kennen ja Frau Klara Lorenzen, geborene With? Nun, ich kann es Ihnen ansehen, daß Sie sie kennen," fügte er mit einem Lächeln hinzu, und Wedel konnte wirklich seine unangenehme Ueberraschung nicht verbergen, als er bemerkte, daß man der Sache bereits auf der Spur sei.

„Herr Randel ist mit ihr verlobt gewesen oder etwas Aehnliches?" fragte Nikolai doppelt eifrig fort.

„Nein, so viel ich weiß."

„Aber er hat ihr die Cour gemacht?"

„Das kann ich unmöglich beantworten, weder nach der einen noch nach der andern Seite hin. Sie trafen sich oft, ich kann aber mit voller Wahrheit sagen, daß ich niemals gehört habe, daß Leute sich über dieses Zusammentreffen aufgehalten hätten." Das war ja die volle Wahrheit; sollte es seine Pflicht sein, zu sagen, daß er die Sache in einem andern Lichte betrachtet habe?

„Gut, sie trafen sich also oft! Aber Sie wissen wohl, daß sie einmal mit einem Kaufmann Aasum verlobt gewesen ist? Bringen Sie dessen Tod in irgend eine Verbindung mit Randel?"

„Es kommt mir vor, als ob dies sehr nach einem Verhör aussieht," sagte Wedel, sich zurückhaltend, „und es scheint mir auch, daß dies wenig zu der Rolle paßt, die Sie mir gegenüber spielen und in welcher Sie mich um Aufschlüsse bitten. Ich bin Ihnen eigentlich keine Erklärung irgend welcher Art schuldig."

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte Nikolai ein wenig verlegen darüber, daß er in seinem Eifer zu weit gegangen war, „aber ich habe Ihnen gesagt, daß es das Lebensglück einer Frau gilt, und ich bin überzeugt, daß ein Mann mit Ihrer Auffassung von Pflicht begreifen wird, weshalb ich von Ihnen erwarte, daß Sie sie nicht einem großen Unglück aussetzen werden, wenn Sie im Besitze von Aufschlüssen sind."

„Ich würde meine Schwester nicht gern mit Fritz verheiratet sehen; er besitzt keinen Glauben — und das ist mir genug. Aber was die Sache betrifft, nach der Sie mich gefragt haben," sagte Wedel in einem bestimmten und ganz zuverlässigen Tone, „so gibt es wohl niemand, der ein Recht besäße, seine persönliche Ansicht über eine gewisse Sache zu beichten. Wenn jemand gemeint hat, daß Fritz Klara die Cour machte, wie Sie sich ausdrücken, so liegt jedenfalls ein sehr wichtiges Faktum vor. In Aasums Testament war Fräulein With so bedacht, daß es unter allen Umständen ins Gewicht fällt gegen die Annahme einer Verbindung zwischen Fritz und Klara. Auf mein Gewissen kann ich Ihnen sagen, daß, wenn hier die Rede ist von Wissen, ich nichts weiß."

Nikolai Holst hatte sich festgerannt. Er hatte nichts Sicheres erfahren, woran er sich anklammern konnte, und er sagte sich selbst, daß es vielleicht auch viel zu sanguinisch gewesen sei, irgend etwas zu erwarten. So viel glaubte er jedoch bemerkt zu haben, daß Wedel nicht im stande war, ein ganz unbedenkliches Zeugnis zu geben, und das genügte ihm, seinen Verdacht zu bestärken. Aber auf welche Weise sollte man irgend etwas Handgreifliches erlangen, das Auguste als vollgiltig anerkennen würde?

Klara hatte auf dem Rückwege von Holsts den Beschluß gefaßt, jede Annäherung an Fritz zu vermeiden. Als sie in dem kleinen Wagen neben ihrem Manne saß, der heiter durch die Gesellschaft und ruhig und gutmütig mit ihr scherzte, fand sie, daß sie im großen Ganzen ein untadelhaftes häusliches Glück mit einem braven Manne genieße, und als sie nach Hause kam und ihr kleines Mädchen schlafend mit dem Kopf tief in den weichen Kissen und mit den kleinen runden Armen auf der Bettdecke sah, schien es ihr, daß es der Gattin und Mutter leicht sei, einen kühnen Strich durch die kleine unerwartete Begebenheit am heutigen Tage zu machen. Sie legte selbst ihr Haupt auf das Kissen, schloß die Augen zum Schlaf, dachte zum letzten-, allerletztenmale an seine geflüsterte Warnung — so, von morgen ab nicht ein Gedanke mehr an diese Dinge!

Als sie am nächsten Morgen erwachte, stand ihr Mann mitten im Zimmer mit einem jammervollen Ausdruck, den ein schwerer Kopf, eine trockene Zunge und ungekämmtes Haar vereint in früher Morgenstunde hervorzuzaubern vermögen.

„Na, guten Morgen!" sagte er. „Mir ist ein wenig wüst im Kopfe von dem gestrigen Vergnügen."

Gestern — ja freilich, bei Holsts — Feuerwerk — Tanz — jetzt kam alles wieder zum Vorschein — Fritz — sein Flüstern — eins kam nach dem andern. Dann war sie ganz erwacht und blieb hängen an Fritz' Worten.

Während sie Toilette machte und vor dem Spiegel stand, verglich sie ihr Aussehen jetzt mit dem von damals, als sie Fritz kennen lernte. Es schien ihr, als ob sie sich bedeutend verändert habe, etwas üppiger, aber nicht stark geworden sei, und sie umspannte mit den Fingern die Taille, indem sie sich bald nach der einen, bald nach der andern Seite beugte. Sie blickte auf ihre gewölbte weiße Brust und ihre runden Schultern hinab; dort war die Stelle, wo seine Wange sie auf dem Balle zum allererstenmal berührt hatte. Aber es war ja wahr, sie wollte durchaus nicht mehr an ihn denken. Sie rief das Mädchen, sprach von Einkäufen in der Stadt,

ob der Kaffee fertig sei, ob sie die Morgenröcke gewaschen hätte, wie man sich gestern abend hier auf dem Hofe vergnügt habe.

Sie ging zum Frühstückstisch, und eine Stunde später reiste ihr Mann nach der Stadt.

Als sie allein war, stand Fritz wieder vor ihr, er ließ sich durchaus nicht verjagen. Was hatte er doch gesagt? „Man beobachtet uns.“ „Uns!“ Es lag gleichsam ein fortdauerndes Band zwischen ihnen in diesem „Uns“ — ihre gemeinsame Geschichte, ihre glücklichen, schwärmerischen Tage, der ganze Rausch der ersten Liebe, tief verborgen in einem gefährlichen Geheimnis zwischen ihnen beiden — „uns“.

Es war nach der Art und Weise, wie er jetzt zu ihr gesprochen hatte, nicht anders möglich, als daß er sich ihr aufs neue nähern wollte. Aber nein, das sollte niemals im Leben geschehen, um keinen Preis der Welt! Indessen sei es ja eigentlich amüsant, daß sie an Reiz nichts verloren habe und daß sie noch ebenso jugendlich anziehend sei, und als sie dann wieder in den Spiegel blickte, fand sie, daß er vollkommen recht hatte. Um so befriedigender sollte es sein, ihn vergebens seufzen zu lassen.

Ihr Mann machte eine Inspektionsreise, und sie blieb eine Zeit lang allein mit ihren Gedanken, in welchen Fritz jetzt niemals fehlte. Es war doch im Grunde offenbar, das gestand sie sich, daß sie eigentlich niemals einen andern als ihn geliebt hatte. Das Entzücken der Liebe hatte sie nie außer bei ihm gefühlt; ja, er war entzückend, das ließ sich nicht leugnen, aber gerade deshalb würde sie ihn auch in Abstand halten.

Eines Sonntags, als sie sich bei der Familie Holst befand, ging es plötzlich vor ihr auf, daß Fritz möglicherweise Auguste wegen hierher komme. Dieser Gedanke peinigte sie, sie wurde geradezu eifersüchtig, und von dem Augenblick ab war nicht mehr die Rede davon, ihm auszuweichen, sondern ihn zu suchen. Dieses Gefühl wurde immer stärker, sie wollte ihn wieder gewinnen, ihn um die Finger wickeln; sie wollte über die andere siegen, ihn ihr entreißen. Sie hatte ihn ja früher besessen, und hätte sie es auch vielleicht ertragen können, daß er niemand angehörte, sogar ihr selbst nicht mehr, so wollte sie es doch nicht dulden, daß er einer andern angehören sollte.

Sie mußte eine volle Erklärung darüber haben, was er mit seiner Warnung gemeint hatte, aber es war niemals eine Gelegenheit bei Holsts dazu gegeben, und so reiste sie häufig nach der Stadt, um ihn möglicherweise dort zu treffen. Sie hatte den guten Vorwand, ihrer Mutter einen Besuch zu machen, die nicht zu ihnen aufs Land hatte ziehen können, weil sie eine langwierige Augenkur durchzumachen hatte. Aber es gelang ihr niemals, sie traf alle mögliche anderen, nur nicht ihn.

Es vergingen Wochen. Sie hatte Andeutungen gehört, daß Fritz auch an Wochentagen zu Holsts komme, und dies reizte sie noch mehr. Da kam der Monat August mit Frau Holsts Geburtstag; es waren einige Gäste zum Mittag geladen, Herren und Damen, genug, um sich zerstreuen zu können und die Aufmerksamkeit nicht unablässig auf den einzelnen richten zu müssen. Man spazierte des Nachmittags nach einer Aussichtsstelle, aber es wollte Klara nicht gelingen, Fritz einen Augenblick unter vier Augen zu sprechen.

Fritz hatte bereits seit einiger Zeit an geringfügigen Dingen bemerkt, was in Klaras Seele vorging, und er that alles, um ihr fern zu bleiben. Er meinte, sie müsse dies schließlich selbst merken und ihn aufgeben.

Gegen Abend, als es bereits zu dämmern anfing, stand sie zufällig allein an einem Blumenbeet, und er befand sich in der Nähe.

„Herr Randel — o, haben Sie die Güte, mir zu sagen, was das für eine Blume ist.“

Er konnte sich diesem Rufe nicht entziehen.

„Fritz, ich muß mit Dir sprechen,“ flüsterte sie, als er näher gekommen war; „ich muß wissen, was Du damals am Johannisabend meintest. Aber nicht jetzt, nicht hier — wenn alle fort sind, daheim bei mir.“

„Das ist unmöglich, um Ihrer selbst willen — seien Sie doch endlich vorsichtig!“

Das war ja nicht zum Aushalten, er sagte sogar „Sie“ zu ihr, nachdem sie ihn mit „Du“ angeredet hatte! Es brauste auf in ihr, sie wurde heftig. „Vergißt Du denn ganz, was Du mir schuldig bist, Fritz? Ich will mich nicht darein finden — hörst Du — Du mußt kommen — ich will wissen, was das alles zu bedeuten hat.“

„Pst — seien Sie doch ein wenig vernünftig!“

„Nein, ich will nicht! Du weißt nicht, was ich Deinetwegen durchgemacht habe. Du schuldest mir Glück — ich will . . .“

„Pst! Schweigen Sie doch nur — ich werde kommen!“ Er bekam geradezu Angst vor einer Scene; eine solche könnte schlimmer als alles andere werden.

Und er begann einen lebhaften Unwillen gegen dieses Weib zu fühlen, das seine Wege durchkreuzen zu wollen schien.

Rode hatte beim Mittagsmahl Auguste zu Tisch geführt, und vielleicht hatte ihn dies im Verein mit dem Wein dahin gebracht, das Leben und dessen nächste Verhältnisse etwas rosenfarbiger zu sehen, als er sonst gewöhnlich zu thun pflegte. Sie war heute so heiter und liebenswürdig, er hatte sogar geglaubt, etwas Inniges und ungewöhnliches Offenes in ihrem Wesen ihm gegenüber bemerken zu können. Vielleicht war sein Verdacht gegen Fritz unbegründet, jeden-

falls insoweit es ihre Gefühle galt. Sie war heute weit aufmerksamer gegen ihn als gegen Fritz gewesen, schien es ihm, und nach und nach arbeitete sich der kühne Mut des Verliebten empor.

Auf einem fernen Gartenwege, wohin er sie auf listige Weise geführt hatte, explodirte derselbe. Aber bei jeder Andeutung, mit der er hervorkam, wandte sie es zum Scherz, und als sie endlich auf die direkteste Frage antwortete: „Sei nun vernünftig," und dann davonlief, schritt er quer über einen Rasenplatz, um auf einem ganz andern Wege, als sie eingeschlagen hatte, sie wieder zu treffen.

War es nur die Ueberraschung, die seine Worte hervorgerufen hatten, oder lag etwas anderes ihrer Antwort zu Grunde? Er wünschte das erstere, und bei dem Gedanken an das Gegenteil tauchte wieder ein rachsüchtiger Gedanke an Fritz, als den Glücklicheren, auf.

Als er an den Fliederbüschen vorüber gehen wollte, die längs des Hauptweges standen, hörte er Stimmen, und er blieb unwillkürlich stehen, weil ihm die Worte gedämpft gesprochen vorkamen. Er hatte ein scharfes Gehör und fing die Worte auf: „Ich werde kommen." Er verweilte, hörte aber nichts mehr; sie entfernten sich. Es war Fritz und Klara.

Vorsichtig ging er denselben Weg zurück, den er gekommen war, und es dämmerte eine neue Hoffnung in ihm auf.

„Willst Du mit mir zur Stadt segeln?" fragte Fritz, als Rode mit den übrigen sich verabschiedete, um den letzten Eisenbahnzug zu erreichen. Er wollte gern einen giltigen Vorwand haben, um Klara sein Versprechen zu brechen.

„Nein, ich danke, ich fahre mit den anderen, denn das geht schneller — um Dich aus dem Weg zu räumen," fügte er in seinem Sinn hinzu.

Fritz blieb noch eine Weile, und als er Abschied nahm, folgte ihm Auguste wie gewöhnlich ein Stück Weges.

Nikolai trat auf die Treppe hinaus. Er sah sie dort unten am Wege stehen, Fritz küßte sie und ging dann den Berg hinab, und Nikolai konnte ihn nicht mehr sehen; sie fächelte mit dem Taschentuch. Jetzt mußte er an der ersten Biegung des Weges sein, denn sie fächelte wieder und schritt dann dem Hause zu.

Nikolai setzte sich und unbemerkt ließ er sie ins Haus treten. Dann erhob er sich wieder und schritt über den Hofplatz. Die Außenhäuser waren in Hufeisenform erbaut und in dem mittleren, entferntest gelegenen Gebäude, gerade dem Haupteingang des Herrenhauses gegenüber, befand sich ein breites, überbautes Einfahrtsthor. Durch dieses ging er, überschritt dann quer den Landweg und gelangte auf einen Hügel, von dem er die Bucht übersehen konnte, wo Fritz sein Boot liegen hatte.

Er setzte sich, wo er Schlagschatten fand, und einen Augenblick darauf gewahrte er im Mondschein, wie Fritz auf dem Wege stehen blieb, wo ein Fußweg ausmündete, der zu einigen Häusern an der Landstraße führte, aber plötzlich schritt Fritz wieder zum Strande hinab. Also wollte er doch nicht, wie Rode gemeint hatte, heute abend Klara treffen — doch jetzt kehrte er plötzlich wieder um, betrat den Fußweg und ging auf demselben weiter — er verschwand hinter den Bäumen.

Es war in der That so, daß Fritz sich bedacht hatte. Weshalb sollte er zu einem unangenehmen Stelldichein gehen, wo er nur unnütze Vorwürfe bekommen würde und wo er selbst die langweiligste, kalte und undankbare Rolle ihrer Eitelkeit gegenüber spielen und alle möglichen Ausflüchte ersinnen mußte?

Er wollte sie lieber sitzen und vergebens warten lassen, das spreche ebenso deutlich. Und er ging hinab zu seinem Boot. Aber wenn sie ihm nachher eine Scene machte, wenn sie vielleicht nicht besonnen genug wäre, sein Ausbleiben nicht zu verstehen? Es sei doch am besten, die Schlacht gleich zu schlagen, um mit derselben ein für allemal fertig zu werden.

„Das ist nicht wahr, Nikolai, Du lügst, Du bist niederträchtig genug, in mir einen häßlichen Verdacht zu erwecken — ich weiß wohl, daß Du gegen ihn bist," sagte Auguste empört, als Nikolai ihr erzählte, daß Fritz heute abend ein Stelldichein mit Klara hätte.

„Ich verlange nicht, daß Du glauben sollst, was ich Dir sage, sondern nur, was Du selbst sehen wirst. Sein Boot liegt noch am Strande."

Sie warf einen großen Shawl um und folgte ihm. Auf dem Wege erzählte er ihr alle Umstände, wie er sie von Rode erfahren hatte. Selbst wollte er natürlich für nichts anderes die Verantwortung übernehmen als dafür, daß Fritz nicht zu seinem Boot hinab gegangen war, sondern den Fußweg durch den Wald eingeschlagen habe; sie könne selbst ihre Schlüsse daraus ziehen, ebenso gut wie er.

Sie setzten sich am Rande des Fichtenwaldes. Das Boot lag richtig am Strande und wiegte sich in der leichten Abendbrise. Am Fockmast glänzten die weißen aufgerollten Segel im Mondschein, und es befand sich niemand im Boote oder am Strande.

Also war es wahr!

Er, der noch soeben, als sie sich trennten, gesagt hatte: „Ich kann keine andere lieben als Dich und habe noch keine andere geliebt," — er befand sich jetzt, einen Augenblick später, doch bei einer andern! Auch ihr ging plötzlich ein Licht auf über Klaras erste Verlobungsgeschichte; sie erwähnte das, und Nikolai erzählte ihr dann von seinem Gespräch mit Stenersen.

Sünde und Tod — es herrschte kein Zweifel

mehr bei ihr — haftete an diesem Mann, den sie so sehr liebte — nein, nein — den sie so sehr geliebt hatte. Er betrog sie ja jetzt in demselben Augenblick, und er, den sie geliebt hatte, war für sie tot. Es brannte in ihrem Herzen, es that weh, tödlich weh, aber es brannte sein lichtes Bild hinweg, das sich tief in ihre Seele eingegraben hatte, und auf dem Grunde, wo es sich abgezeichnet hatte, stieg ein neues hervor, das sie mit Entsetzen erfüllte: diesen Mann hatte sie geliebt!

Wie blaß sie war! Sie weinte nicht, saß ganz still, den Shawl hatte sie dichter um sich gehüllt, die offenen, ausgeschnittenen Schuhe sahen unter dem Kleide hervor, der Körper war vorgebeugt, die Arme waren unter dem Shawl zusammengelegt und stützten sich auf den Knieen; sie erschien noch zarter als sonst, aber sie war blaß und blutlos, fast unheimlich geisterhaft in der schneidenden Beleuchtung, und sie starrte mit großen dunklen Augen über die Bucht hinaus. Das Boot schaukelte hin und her, die schäumenden Wellen glänzten, die Brandung rauschte. Gerade so hatten sich die Wellen auch gewiegt und geglitzert und gerauscht früher, als sie dort saß und von Glück träumte; aber sie kannten nicht den Unterschied zwischen Freude und Kummer, ebenso wenig wie das Leben hienieden, das unbekümmert über die schiffbrüchigen Seelen hinwegspült; wenn sie sich nicht in Licht und Freude aufrecht halten können, versinken sie in Kummer und Finsternis. Aber Gott werde ihr Stärke geben, wenn sie nur nicht selbst schwach sein werde! Sie wollte kämpfen, sie wußte, daß sie lange werde leiden müssen, aber schließlich siegreich aus dem Kampf hervorgehen. Gott werde ihr Erleuchtung senden, so daß sie nicht in Finsternis versinke.

Sie starrte noch immer über die Bucht hinaus. Eigentlich hatte sie ja nichts, wonach sie ausschaute, aber dennoch war es, als ob sie etwas mächtig drängte, ihn noch einmal in dieser Nacht des Betrugs zu sehen. Dort unten in der Kluft mußte er erscheinen, wenn er von Klara kam. Es war finster darinnen, stockfinster, überschattet von den hohen Felsen, aber weiter unten lag in scharfen Schatten der Strand im Mondlicht, fast weiß mit seiner glatt gespülten Sanddecke.

„Kann es nützen, daß Du hier länger sitzen bleibst?“ sagte Nikolai. Er hatte daran gedacht, ob es wohl möglich gewesen wäre, den Angriff auf Fritz so zu leiten, daß er nicht so plötzlich über sie gekommen wäre.

„Ich will sehen, wann er kommt,“ antwortete sie. „Du brauchst ja nicht zu warten; ich bin nicht ängstlich, allein zu sein.“

„Nein, ich kann ganz gut warten.“ Nach einer Weile fügte er hinzu: „Gesetzt nun, daß er nicht bei Klara ist oder daß er dort ist, ohne jeden Gedanken, der Dich kränken könnte?“

„Daran habe ich auch schon gedacht, aber was ist denn früher zwischen ihnen gewesen? Was ist das für ein entsetzliches Band zwischen ihnen, das ihn dazu bringen kann, mit Lügen im Herzen mir unter die Augen zu kommen? Denn gelogen hat er. Wäre es nicht etwas Unheimliches, das ihn an sie fesselte, dann hätte er ja offen und ehrlich gegen mich sein können.“

„Nun, man kann ja denken, daß sich alles erklären ließe, ihn vielleicht rechtfertigen oder jedenfalls entschuldigen könne. Sei nur nicht zu schnell in Deinem Entschluß, damit Du es später nicht bereust.“

„Hast Du daran gedacht, daß ich mit einem Manne verheiratet sein könnte, der das Blut eines unschuldigen Mannes auf seinem Gewissen hat? Glaubst Du das vielleicht nicht selbst?“

Nikolai schwieg.

Es verging eine Stunde und es vergingen zwei. Sie sprachen über die Sache hin und her, und Nikolai war erstaunt darüber, sie mit so viel Ruhe und mit einem so vollständig offenen Blick für den Zusammenhang aller Umstände sprechen zu hören.

Plötzlich erhob sie sich heftig, sie drückte die Hand gegen das Herz, das so schnell zu pochen begann. Sie sah ihn kommen. Er ging am Strande entlang zu der Anlegestelle, sprang ins Boot, spannte die Segel, löste das Boot, und es vergingen nur wenige Minuten, bis sie die weißen Segel an ihnen vorüber über den Fjord streichen sahen.

„Komm,“ sagte sie, „laß uns gehen!“ Sie dachte daran, wie sie ihn viel lieber tot gesehen und nichts von alledem erfahren hätte.

Nikolai blickte auf die Uhr. Es war halb drei. Fritz mußte über zwei Stunden bei Klara gewesen sein.

XXVIII.

In der Nacht schlief Auguste nicht und sie weinte auch nicht; das würde wohl später kommen. Sie ließ noch einmal alles Vergangene an ihrer Seele vorüberziehen, aber das Bild war knapp und klar. Was ihr ganzes Gemüt in Anspruch nahm, war der Entschluß für die Zukunft.

„Hast Du es der Mutter erzählt?“ fragte Nikolai, als sie am nächsten Morgen zum Frühstück hinabkam.

„Ja, und sie ist mit mir einig.“ Es lag etwas Sonderbares in ihrer Stimme, die sonst so frisch und voll zu klingen pflegte; sie hatte zwar den Klang nicht verloren, war aber gleichsam trocken geworden. Dann bat sie ihren Bruder, was sie beschlossen hatte, heute ins Werk zu setzen, und die Mutter gab ihre Zustimmung dazu. Er sollte zunächst, wenn er nach der Stadt komme, zu Hermann Rode gehen und ihm

ſagen, daß ſie ſeine Werbung annehme; ſie erzählte, daß er geſtern um ihre Hand gebeten hatte.

„Aber Du liebſt ihn ja nicht, Guſte.“

„Nein! — Ich werde niemals jemand lieben — nie lieben! Aber ich kann ihn glücklich machen, und wenn es nun einmal geſchehen ſoll, dann mag es ſofort geſchehen. Die Mutter iſt mit mir darin einig.“

„Willſt Du nicht erſt eine Erklärung?“

„Er wird niemals im ſtande ſein, mir zu erklären, wie ich das, was ich heute nacht verloren habe, wieder erlangen könnte.“

Nikolai ſah, daß dies kein Ausbruch der Heftigkeit war, ſondern ein reifer, vollendeter Beſchluß, und er machte keine Einwendungen mehr, ſondern verſprach, alles ſo auszuführen, wie ſie es ihm aufgetragen hatte.

Im Laufe des Vormittags ging er zu Fritz und teilte ihm in aller Kürze faſt trocken und geſchäftsmäßig mit, was man entdeckt hatte und welche Schlüſſe man daraus gezogen habe ſowohl für den Augenblick als für die Vergangenheit.

Fritz wechſelte ſofort die Farbe, als er hörte, um was es ſich handelte. Und er blieb auch ferner blaß, hörte nur und ſchwieg. Es war ihm klar, daß hier kein Ausgleich mehr möglich war, und dieſem Bruder gegenüber, der ihm ſtets entgegengearbeitet hatte und der ihm jetzt vermutlich mit Schadenfreude dieſen verzweifelten Ausfall mitteilte, wollte er nicht einmal verſuchen, ſich zu rechtfertigen, auch nicht in den Punkten, wo man unrichtige Schlüſſe gezogen hatte. Es konnte doch nichts nützen.

„Haben Sie mir noch mehr mitzuteilen?“ fragte er, als Nikolai innehielt und noch keine Miene zum Gehen machte.

„Ja, ich habe Ihnen noch mitzuteilen, daß Auguſte ſich mit Hermann Rode verlobt hat.“

Es flog ein Ausdruck des ungläubigen Zweifels über Fritz' Geſicht, als ob er ſagen wollte: „Das iſt natürlich eine Lüge, um mich abzuhalten, ſie aufzuſuchen und ihr eine Erklärung zu geben.“

„Ich ſehe aus Ihren Mienen, daß Sie mir nicht glauben,“ ſagte Nikolai ruhig. „Bitte!“ Und er reichte ihm ein Billet ohne Adreſſe; in demſelben ſtand: „Ich bin mit Hermann Rode verlobt. Auguſte Holſt.“

Fritz begriff nicht, wie das Ganze zuſammenhing, ſchwieg aber, indem er das Billet zurückgab.

„Es würde vielleicht Aufſehen erregen, wenn Sie plötzlich gänzlich aus unſerem Hauſe verſchwinden würden,“ ſagte Nikolai, indem er ſich erhob. „In vierzehn Tagen wird die Verlobung bei uns draußen deklarirt werden, und es wird Ihnen eine Einladung dazu zugehen. Vorher erwarten wir Sie nicht zu ſehen. Auguſte wünſcht Sie vorher nicht zu empfangen.“

„Ich habe auch nicht einen Augenblick daran gedacht, irgend einen Schritt in dieſer Veranlaſſung zu thun — ich weiß, es würde völlig unnütz ſein. Aber ſagen Sie ihr — doch nein, ſagen Sie ihr nichts. Aber Ihnen will ich es doch ſagen, obgleich Sie wahrſcheinlich glauben werden, es ſei eine lügenhafte Phraſe, daß ich nie eine andere geliebt habe und daß ich ſie noch liebe, wie ein Mann liebt, der glaubt, daß die Liebe das einzige auf der Welt iſt, das dem Leben Wert verleiht.“

Nikolai lächelte; er hielt das wirklich für eine hohle Phraſe.

Fritz verließ ſeine Wohnung bald, nachdem Nikolai gegangen war. Er wollte weit hinausgehen aus dem Getümmel der Stadt, er wollte keinen bekannten Geſichtern begegnen; es war ihm genug, ſich in einer Stunde wie dieſer mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Vielleicht war es eine gewiſſe Eitelkeit, die ihn während des Geſprächs mit Nikolai aufrecht erhalten hatte; jetzt brach er zuſammen. Er ſchritt in einer halben Betäubung dahin, ging, ohne zu bedenken, wo er ſich befand. Nur ein dumpfes Gefühl von der Größe des Unglücks regte ſich in ihm, bis er nach und nach zu denken begann, zurückdachte und vorwärts dachte.

Alles war rings um ihn zuſammengeſtürzt, und wie nach einem Erdbeben ſtand er mitten in den Ruinen und mit dem angſtvollen Gefühl, nirgends feſten Grund unter ſeinen Füßen zu finden. Er verwünſchte den blinden Zufall, der ſich ihm in den Weg geſtellt hatte.

Was er erlebt hatte, war doch nur halb geweſen, bis dieſe Liebe in ihrer großen Schönheit kam, und er fühlte, daß ohne ſie das Leben weniger als ein halbes Leben ſein würde. Früher konnte er in Hoffnung vorwärts ſchauen, jetzt konnte er nur auf einen unerſetzlichen Verluſt, ein zerſchelltes Glück zurückſchauen.

Mit jedem Tag, der verſtrich, wurde es ihm immer unklarer, was er jetzt eigentlich unternehmen ſollte. Er hatte keinen wahren und ſtarken Halt, an dem er ſich halten konnte. Wieder in den öffentlichen Kampf einzutreten, war ihm zuwider, das verlieh ihm keine perſönliche Befriedigung mehr. Er dachte, nur um einen neuen Ausweg zu finden, einen Augenblick an ſeinen novelliſtiſchen Plan, aber es würde ihm nun keine Freude mehr machen, ihn auszuarbeiten, und wenn er jemand nützen würde, ſo nützte er ihm ſelbſt jedenfalls nicht. Das Ganze war im Verhältnis zu ihm ſelbſt ein Nichts. Und er ſtand mitten in dieſem Nichts, ohne zu wiſſen, was er aus ſich ſelbſt machen ſollte. Ja, er konnte thun, was Aaſum gethan hatte, aber dann würden ſie den Zuſammenhang ahnen, und er gönnte ihnen nicht das Vergnügen, ſpöttiſch über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen zu denken.

Da erhielt er die Einladung von Holsts.

Die Luft deutete auf Regen, jedenfalls war das Wetter unsicher, und mit Regenzeug versehen, kam Fritz am Nachmittag nach dem Bootshafen hinab. Da sein eigenes Boot aufs Land gezogen war, um einer Reparatur unterworfen zu werden, hatte er beim Bootsmann Lars ein anderes bestellt. Er wollte nicht ausbleiben, er wollte kommen, ganz so wie er zu kommen pflegte, und es außerdem so einrichten, daß er sich erst einfand, wenn alle anderen, welche mit der Eisenbahn hinauskamen, bereits dort versammelt waren. Da, wo die Holzschiffer ihren Platz haben, wurde er auf eine Versammlung aufmerksam, wo an einem Mast die sogenannte Bethelflagge gehißt war. Es befand sich also ein Laienpriester dort, der die Gelegenheit benützte, um diesen armen arbeitenden Sklaven Dummheiten und Aberglauben einzupfropfen.

„Betet ohne Unterlaß, denn aus euch selbst seid ihr ein Nichts; nur der Herr kann Stärke verleihen, und ohne ihn seid ihr wie eine Nußschale auf dem Meere."

Fritz blieb unwillkürlich stehen; es schien ihm, als kenne er diese Stimme. Er ging einige Schritte näher. Ganz recht, es war Wedel Stenersen, der auf einem Holzstapel an Bord stand mit einem Taschentuch in der einen und einem schwarzen Gesangbuch in der andern Hand und diese Erbauungspredigt hielt. Es war eigentlich etwas recht Interessantes in seiner Stellung, wie er ihn so im Profil sah, etwas, das einem Maler als Modell hätte dienen können.

„Betet ohne Unterlaß, denn der Weg führt nur durch Gebet zum Glauben, und ohne daß ihr im Glauben wandelt, könnt ihr nicht selig werden."

Fritz lächelte. Es lag für ihn etwas außerordentlich Komisches darin, daß man stets dieselben Ausdrücke und Phrasen, denselben Leichenbitterstil gebrauchte; ganz wie Redakteur Viig, der stets denselben Vorrat von Unterdrückungsphrasen hatte, wenn er seine Leitartikel schrieb. Wahrscheinlich wirkte das am besten auf die Menge.

„Ihr betet und empfanget nicht, weil ihr nicht recht betet."

Ach ja, es würde wohl noch lange dauern, bis die Welt zur Vernunft erzogen würde, dachte Fritz, und ihm konnte es ja gleichgiltig sein. Es war ihm alles überdrüssig. Eine große Sünde aber war es, daß ein Mann wie Wedel Stenersen sich zu solchem idiotischen Geschwätz herabwürdigte.

„Es sieht schlecht aus, nach Regen," sagte Fritz zu Lars.

„Ja, freilich, möglich, daß es sich gegen Abend zusammenzieht."

„Dann fahre ich mit der Eisenbahn zurück und lasse das Boot morgen nach der Stadt bringen."

Fritz warf noch einen Blick auf die Leute um die Bethelflagge und sagte zu Lars: „Willst Du nicht auch dahin gehen?"

„O, ich glaube kaum, daß mir das gegen Unglück oder Krankheit helfen wird, wenn ich meine Meinung sagen soll, denn jetzt singen sie und heute abend trinken sie."

Fritz lächelte, denn er fand, daß der arme Schiffer Lars ein ganz vernünftiger Mann sei.

„Nein, ich glaube, daß es viel besser ist, in eine richtige Kirche zu gehen, das ist doch wenigstens ein Gotteshaus, und dann als ein schicklicher Mensch zu leben und mit Maßen zu trinken."

Ach so, es war also nur dieselbe Sache in anderer Form, gerade wie man dieselben Gerichte im Kochbuch verschieden beschrieben findet: Aberglauben und Dummheit! Und wenn man wirklich eine höhere Stufe erreicht hatte, so war es auch nicht viel besser, sondern man erlangte dadurch nur einen schärferen Blick für die Häßlichkeiten und Dummheiten.

Dennoch tauchte mitten in seinem Spott über die Sache selbst in ihm etwas auf, das ihn unbewußt nach der Person dort oben hinzog, deren Worte vom Winde mitunter zu ihm herabgetragen wurden.

Jetzt, wo alles für ihn zusammengestürzt war, hatte er oft Stunden gehabt, wo die Kindheit als das einzig Wirkliche, Lichte, Weiche und Milde seines Lebens sich in seinen Gedanken vordrängte, und Wedel Stenersen war unzertrennlich in diese Bilder verwebt, daß er jetzt, wo er ihn dort stehen sah, weit von ihm getrennt durch einen unermeßlichen Abgrund, obwohl nicht hundert Schritte entfernt, doch halb wehmütig zu ihm hingezogen wurde, nicht hin zu diesem Wedel, sondern zu dem alten, dem Kinde, dem Freunde. Aber er vermochte beide nicht recht von einander zu trennen.

„Verlangen nach Gott bewirkt ja die Bekehrung zur Seligkeit, die nicht gereut, aber das Verlangen nach allem Weltlichen bewirkt den Tod," trug ihm der Wind zu.

„Ich glaube, es frischt etwas auf, Lars."

„O, es ist wohl nur ein Windstoß."

Fritz stieß mit seinem Boote ab. Als er den Hafen verließ, blickte er zurück. Wedel stand noch dort auf dem Holzstapel und streckte die Hand mit dem Taschentuch aus. Es sah fast aus, als ob er ihm zuwinkte.

XXIX.

Die peinliche Stunde war vorüber. Als Fritz die Verlobten beglückwünschte, hatte Rode ihn mit einem spöttischen, herausfordernden Lächeln betrachtet; das nahm er sich nicht sehr zu Herzen.

Sie dagegen war blaß, ihre Hand war kalt, sie sah ihm gerade in die Augen, als ob es ein letztes Lebewohl sein sollte zu dem herrlichen Traum, der

nur von so kurzer Dauer war. Das schnitt ihm ins Herz, und indem er sich beherrschte, um ruhig zu erscheinen, rieselte es ihm kalt durch alle Adern. Ihr Blick erweckte alles plötzlich wieder zum Leben, was er in diesen Tagen stückweise durchlebt und niederzukämpfen versucht hatte.

Was war also alles andere? Nichts!

Klara strahlte im vollen Glanze ihrer Schönheit. Sie wollte Fritz wieder gewinnen. Frau With war erstaunt darüber, daß Fritz nicht der Verlobte geworden sei, denn sie hätte es sicher geglaubt, sagte sie. Andere schienen mit ihren Blicken dasselbe sagen zu wollen. Nikolai war freundlich; niemand konnte ihm ansehen, daß irgend etwas Außergewöhnliches geschehen war. Aber man merkte auch Fritz nichts an. „Er war merkwürdig," flüsterte Nikolai Rode zu. — „Ganz als ob nichts geschehen wäre," flüsterte dieser zurück.

Und dabei war man genötigt gewesen, wegen des rauhen und kühlen Wetters innerhalb des Hauses zu bleiben. Drinnen in dem vollen Lampenlicht unter ununterbrochener Kontrolle!

Aber die Stunde des Abschieds kam endlich. Fritz empfahl sich gleichzeitig mit den anderen Gästen.

„Wollen Sie nicht lieber mit der Eisenbahn fahren?" fragte Nikolai, indem er nach dem Wetter blickte; „es scheint ein Unwetter herauf zu ziehen."

„Wenn es regnet, so habe ich Regenkleider bei mir," antwortete Fritz.

„Aber es könnte für ein Boot doch hartes Wetter geben, denn mir scheint, als ziehe sich ein Gewitter zusammen."

„O, man wird auch einem Gewitter trotzen können," sagte Fritz lächelnd.

Als er zu dem Bergabhang gekommen war, wandte er sich halb um. Sie stand auf das Geländer der Treppe gestützt und blickte ihm nach.

„Hartes Wetter," hatte Holst gesagt. O ja, das Wetter sah zu allem Möglichen aus. Während des ganzen Tages hatte Ostwind geweht, der jetzt nach Westen umgesprungen war. Daher war es nicht unwahrscheinlich, daß ein Gewitter heraufkomme.

Und das Boot strich dahin. Es war das letztemal, daß er auf dieser Seite des Fjordes einen Besuch machte. Er suchte so schnell wie möglich davon zu kommen. Es wehte eine gute, vielleicht steife Kühle, aber gleichmäßig und ohne Windstöße. Es würde nicht lange dauern, die Stadt zu erreichen, vielleicht noch ehe das Gewitter heraufzog.

Uebrigens lag etwas darin, was Holst gesagt hatte. Es war wirklich ein wenig unvorsichtig, das räumte er ein, sich mit diesem Boot aufs Meer zu begeben, wenn das Wetter ihn überraschen würde.

Es befanden sich einige wasserdichte Räume in dem Boot, aber es war nicht sein eigenes starkes Boot.

Unvorsichtig? Nun ja. Er blickte empor. Im Westen lagen die Wolken wie Blei, so daß das Land fast schwarz erschien, und hier auf der See war es auch nicht viel heller. Am Himmel zogen die Wolken in dicken Lagern, die eine hinter der andern, dahin und näherten sich ihm. Der Wind begann schon hin und wieder zu stoßen, und er reffte das Segel etwas. Das Meer war blauschwarz und zeigte Schaumspitzen, aber er sah scharf und gut und unterschied die Seezeichen. Ueber der Stadt lag mitten in der Finsternis ein Fleck von neblig weißem, gelbem Licht, und er hatte auch die Leuchtfeuer an der Küste vor seinem Kurs.

Unvorsichtig? Nun, und wenn auch jetzt ein Unglück geschehe, wie die Menschen es nennen, was dann? Dann wäre das Ganze zu Ende und hinterher gebe es nichts. Aasum, der vermutlich an ein Leben im Jenseits glaubte, hatte doch Mut gehabt, es rasch zu beenden, weshalb sollte er es nicht auch thun können? Das war eine Idee.

Gewiß wird es ein Unwetter geben, ja! Er hörte bereits, daß es in den Bergen dumpf rollte, aber noch in der Ferne, und die Windstöße wurden dichter und schärfer, die See schwärzer, die Wolkenlager dichter und größer, und das Land versank ringsumher immer mehr in Finsternis.

Aasum, der arme Idiot, hatte es ganz gentlemanlike vollbracht mit dramatischem Gefühl und Knalleffekt. Aber so hatte er freilich seine Gefühle bloßgestellt und nach seinem Tode anderen geschadet. Das hätte er nicht thun sollen, selbst wenn er gefunden hatte, daß er das Leben nicht länger ertragen konnte.

Nein, aber er selbst hatte im Grunde eine gute Gelegenheit. Es würde in den Zeitungen mit fetten Buchstaben zu stehen kommen: „Unglücksfall" — und dann: „Während des Gewittersturmes in dieser Nacht ist ein beklagenswertes Unglück geschehen —" und so weiter. Die Prediger würden betrogen werden, denn sie müßten doch mit den Glocken läuten lassen und die Grabrede halten. Keiner, weder jetzt noch später, würde eine Ahnung davon haben, daß es nicht zufällig geschehen wäre. Selbst Holsts konnten nicht das Gegenteil behaupten.

Wofür hätte er denn eigentlich noch länger zu leben? Das Leben sei nicht mehr des Lebens wert.

Das Glück läßt sich nicht gewinnen, sondern man muß es in dem Augenblick ergreifen, und wenn es ein Glück sei, dieses jammervollen Lebens quitt zu werden, dann müsse man auch die Gelegenheit resolut ergreifen.

Das war doch wirklich verlockend. Sonst ginge es ja auch an, eine Art rouge et noir zu spielen. Wenn er jetzt die Schooten anzog, im übrigen aber segelte, wie man segeln mußte, so könnte es ja

möglicherweiſe für ein Spiel des Schickſals gelten, aber ein wenig Pfuſcherei läge doch vielleicht darin, dachte er lächelnd. Und dann machte er die Schooten feſt, aber es ſchien doch nicht, daß das Schickſal ihn ereilen würde, denn zweimal hatten ein paar ſtarke Windſtöße bereits ihr Beſtes gethan, aber es war doch mißlungen. Er dachte, er müſſe wohl ſelbſt das Schickſal ſpielen.

Als er wahrnahm, daß ein dritter Windſtoß kommen würde, der noch ſchärfer einſetzte, zog er mit der unwillkürlichen Bewegung eines geübten Seglers wieder an den Schooten. Sie waren feſt.

Als das Boot ſich auf die Seite legte und er das Waſſer über ſich hinweg ſpülen fühlte, war es nur eins, das vor ſeine Seele trat: die Rettung; alles andere war plötzlich vergeſſen, als ob es gar nicht exiſtirt hätte. Vor allem dachte er daran, nicht unter das Boot zu kommen und dann das Takelwerk los zu bekommen. Das waren ſeine erſten klaren Gedanken.

Aber als er ſeitwärts vom Boote wieder aus dem Waſſer auftauchte, fühlte er, daß ſein Arm von dem Ende eines Taues, oder was es ſonſt ſein mochte, feſt gehalten wurde. Er vermochte ſich nicht davon frei zu machen, und es hatte die größte Eile. Er zog ſtark an und glaubte ſich befreit, aber der Arm ſchmerzte ihn heftig. Er legte ſich auf den Rücken, um zu ſchwimmen, während er in der Taſche nach ſeinem Meſſer ſuchte; aber er hatte Geſellſchaftskleider an und kein Meſſer bei ſich. Die Augenblicke waren koſtbar, das Tauwerk ſank bereits. Der Kiel lag oben, aber das Boot würde wohl infolge der waſſerdichten Räume ſchwimmen, dann mußte er auf den Kiel hinauf. Er griff nach dem Boot, um ſich auf dasſelbe hinauf zu ſchwingen, aber der linke Arm wollte nicht gehorchen, er ſchmerzte unerträglich, als er mit demſelben nach dem Boot griff. Der Arm war gebrochen.

Dann gab es alſo nichts anderes, als ein Ende der Schooten zu finden; er wickelte ſie um ſein rechtes Handgelenk für den Fall, daß die Hand ermüden ſollte und nicht mehr feſthalten konnte, denn die See war nicht wenig unruhig.

Erſt jetzt erinnerte er ſich, daß er es ſelbſt ſo hatte haben wollen, aber es lag etwas unheimlich Aengſtliches darin, ſich vom Waſſer erſticken zu laſſen. Er konnte ſich nicht dazu entſchließen, die Schooten los zu laſſen. Huh, dieſes langſame Erſticken, nein!

„Hilfe!“ — Es mußte doch wohl jemand geben, der den Ruf hörte. Da er im Lee des Bootes lag, konnte er nur nach dem Lande ſehen, und er ſah weder ein Segel noch ſonſt etwas. Und das Wetter rollte immer näher, es wurde immer dunkler und dumpfer Donner ließ ſich hören, zwar noch ohne Blitz, aber immer ſtärker.

Der Wind nahm zu, er ſtrich über den Kiel mit ſcharfem durchdringendem Laut, die See tobte ringsum, und unter dem Boot hörte man das tiefe, ſchluchzende, hohle Plätſchern ſo einförmig und regelmäßig wie der Pendel an einer altertümlichen Uhr.

„Hilfe!“ — Wenn es nur erſt blitzen würde, dann könnte er doch ſehen, ob eine Hilfe nahe ſei. Vor etwa einer Stunde hatte das Gotenburger Dampfſchiff hier den Fjord paſſirt, nun war kein Dampfſchiff mehr zu erwarten. Er hörte keinen andern Laut als Wind und See und Donner; es miſchte ſich zu einem lärmenden Sauſen, das ihn mit Angſt erfüllte. Das dauerte ja eine Ewigkeit! Und dann endlich kam das Gewitter. Es zog gerade über ihn hin. Der Blitz erhellte alles ſo klar wie am Tage, und gleich darauf folgte das donnernde Rollen. Er vermeinte, es krache im Boot und das Meer, gleichſam vom Wetter geſchlagen, beruhige ſich.

Er wollte den nächſten Blitz abwarten und ſehen, ob er kein Segel auf dem Waſſer gewahren könne. Aber er ſah alles andere, die Bäume auf den Bergſpitzen, jedes einzelne Haus auf den Höfen umher, die ziſchende Brandung an den Inſeln und dem Strand und zwei weiße Möwen, die dem Lande zueilten. Wenn ein einziges Segel ſich auf dem Waſſer befunden hätte oder ein Boot, dann würde er es geſehen haben, aber er ſah nichts.

Dennoch fand er eine Art Geſellſchaft in dieſen Blitzen und dieſem Donner; ſie durchbrachen den einförmigen kochenden Lärm um ihn, ſie teilten die Zeit ihm ein während dieſer unendlichen Zeit, und dann konnte er nach Rettung ausſpähen. Es mußte jetzt um Mitternacht ſein, und das Gewitter dauerte ſo lange, meinte er.

„Hilfe!“ rief er nach jedem Donner; es könnte möglicherweiſe doch ein Boot heute nacht draußen ſein, ſelbſt wenn er es nicht von hier entdecken könnte. Oder ſollte er ſich nicht weit vom Lande befinden, daß man ihn dort hören könnte? Seine Hand wurde ſo matt, er mußte das Ende loslaſſen und zu ſchwimmen verſuchen, um ſich auszuruhen.

Sollte es wirklich damit Ernſt werden, daß er das Leben hier zuſetzte?

Nun, dann hätte es ein Ende und damit Punktum finale! Aber er vermochte das nicht zu glauben; er war ja gut an das Boot gefeſſelt und ein tüchtiger Schwimmer, der ohne Anſtrengung ſich auf dem Rücken vom Waſſer tragen laſſen konnte, obgleich die Kleider ihn ſehr beſchwerten. Er mußte doch wieder verſuchen, auf den Kiel hinauf zu kommen. — Den linken Arm vermochte er nicht zu erheben.

„Hilfe!“ — Er hörte ſelbſt, daß er heiſer war, ſo lange hatte er bereits gerufen. Das Wetter zog gegen Nordoſt und rollte immer ferner und ferner. Dieſe Miſchung von Sauſen und Kochen und Plät-

schern übermannte ihn mit all ihrer Einförmigkeit. Wird denn nie jemand kommen? „Hilfe!“

Wenn nun seine Mutter wüßte, in welcher Gefahr er schwebe! O Mutter! Er hatte bisher nicht an sie gedacht. Die ganze Kindheit, all die unschuldigen, hehren Erinnerungen — es kam wie eine verzehrende Angst über ihn, er wollte nicht sterben.

Das Wetter hatte sich verzogen, die Luft erhellte sich ein wenig, aber es war noch Nacht. Ob es dunkle Nacht war, als Aasum sich erschoß? Nein, dann hätte er es nicht zu thun gewagt. Es mußte Sonnenschein und Tag gewesen sein. Aber hier in dieser rabenfinstern Nacht! Er sah Aasum vor sich, und dies Bild wollte nicht verschwinden.

Dann begann er ausdauernd an seine Mutter zu denken, um dem Anblick zu entgehen. Das half zwar eine Weile, aber mit der Mutter und der Kindheit trat auch Wedel hervor, und nun sah er ihn wieder auf dem Holzstapel am Hafen predigen, er hörte die letzten Worte, der Wind hatte sie zu ihm hinabgetragen — und dann sah er wieder Aasum.

„Hilfe!“ Er ließ das Boot los, er war ja gut an demselben befestigt. Nicht allein der Körper fühlte sich so schwach, sondern auch die Gedanken wurden zu blassen Bildern. Und es kamen wieder eine Menge — die Mutter, Aasum, Wedel, Klara, Auguste, er vermochte sie nicht von einander zu unterscheiden.

Das konnte nicht länger so gehen, er durfte der Schwäche nicht nachgeben.

„Hilfe!“ — Es erschien ihm selbst, als ob das Wort schwach erklang. Mit großer Anstrengung griff er wieder nach dem Rand des Bootes, und es war ihm, als ob dies ihn aus seiner schläfrigen Stimmung herausreiße. Er begann wieder klar zu denken.

Sollte es möglich sein, daß es etwas nach diesem Leben gebe?

Es legte sich ein beängstigender, beklemmender Zweifel auf ihn, und während er über seine ganze Weltweisheit nachdachte, rief er unablässig um Hilfe. Er hörte nicht, daß seine Stimme schwächer und schwächer wurde und schließlich ganz versagte, während er den Laut ebenso stark zu hören glaubte, wie die Angst ihn hervorstieß. Er hörte nicht einmal mehr die See toben, es war ja etwas ruhiger geworden und er hatte sich auch schon daran gewöhnt. Er fühlte sich wie schwebend in einem leeren Raum, ohne zu wissen, wohin es ihn trug.

„Hilfe!“

Es war schließlich doch ein Rätsel; es könne vielleicht doch einen Gott geben, aber sicher sei es nicht. Aber es sei auch nicht sicher, daß es keinen Gott gebe. Und wenn es einen Gott gebe, so sei es damit noch nicht gegeben, daß das Leben nicht für alle einmal abgeschlossen werde. — Weshalb glaubten sie alle daran — an das Leben im Jenseits?

Wo befand er sich? Und was war das für ein Laut, den er hörte? Stimmen und Ruderschläge! Sie mußten auf der andern Seite des Bootes sein. Es war, als ob er neues Leben erhielt, die Hoffnung tauchte wieder auf, und er klammerte sich heftig an den Bootrand. Ja, er befand sich im Wasser gekentert.

„Hilfe!“ — Weshalb hörte man ihn nicht? Wollte ihn denn niemand hören? — „Wenn es einen Gott gibt, so höre mich — hilf mir — laß mich am Lande gehört werden!“

„Hilfe!“ Es war jetzt nur noch die Angst, die rief, es war kein Laut mehr. „Gott hilf mir — hilf!“ Wieder stand Aasum vor ihm und drückte ihn ins Wasser hinunter, so daß er nicht zu atmen vermochte. — Und die Mutter war so fern, sie wird helfen. „Mutter, komm, komm!“ Und Wedel steht neben ihr. Sie müssen mit der ganzen Welt kämpfen, um hierher zu gelangen. Sie kommen zu spät! — Gott! . . .

„Hilfe!“ — Es wurde licht um ihn, er lag auf einer wogenden, grünen Wiese und träumte im Sonnenschein. Alles aus der Zeit, wo er klein war, bis zu dem jetzigen Augenblick stand in einem Blick vor ihm, aber es bewegte sich in einem Wirbel und wurde zu einer großen schwarzen Kugel, welche dahin rollte, wurde größer und größer, rollte über die Felder und Wälder und Häuser hin zu ihm hier in das Gras. Jetzt kommt sie, sie zermalmt ihn, sie verdeckt die Sonne; es ist der ganze Weltraum, keine Kugel mehr, sondern eine ungeheure Höhlung, leer und schwarz. — Aber er befand sich ja nicht im Grase, sondern er schwamm in weißer Milch, und Milch war auf allen Seiten — und nun versank er in dieselbe. Er konnte nicht durch dieselbe hindurch sehen, denn sie war nicht weiß, sondern schwarz.

*

Am nächsten Morgen, als es Tag geworden war, kamen zwei Fischer gerudert, und sie bemerkten das umgestürzte Boot. Als sie näher kamen, sahen sie, daß ein Mann daneben trieb, der mit dem rechten Arm an dem Schootenende festhing. Er glotzte sie mit offenen Augen an, während das Wasser in grünlichen Wogen ihm über das Gesicht spülte und der blassen Leichenfarbe einen goldgrünen Schein verlieh, während die Lippen schmutzig rotgelb waren und somit zeigten, daß die Leiche schon mehrere Stunden im Wasser lag.

Das war alles, was von Fritz Randel übrig blieb. Ueber die Veranlassung seines Todes, über sein Thun und Treiben, über seine Gedankenrichtung machten sich verschiedene Meinungen geltend, als die Todesnachricht bekannt wurde.

Nadine.

Von

Karazine.

(Schluß.)

VII.

Die Sache nahm eine Wendung, die Krinitzin nicht vorhergesehen hatte. Er fühlte nicht nur die durchdringenden Blicke des alten Vater Maxim auf sich ruhen, nein, aller Augen blickten auf ihn, und er wußte, daß jede Fiber seines Gesichts der Gegenstand der schärfsten Beobachtung war. Seine Kräfte begannen ihn zu verlassen, seine Energie und Geistesgegenwart schwanden mit jedem Augenblicke. Weiß wie Leinwand war sein Gesicht geworden. Es war ihm, als ob er ertrinke und nicht mehr die Kraft habe, mit den Wellen zu kämpfen. Ein häßlicher Schlamm dringt in seine Augen und Ohren — seine Füße versinken und da unten erblickt er den Nacken eines ältlichen Mannes, graue Haare, geronnenes Blut und eine schwarze, schreckliche Wunde!

„Was ist das? Eine Ohnmacht, eine dumme abscheuliche Schwäche! Das darf nicht sein, ich will es nicht, ich muß es überwinden," ruft er sich verzweifelt zu. „Ich stehe auf meinen Füßen, ich will ..."

Doch jetzt entstand in dem Zimmer eine allgemeine Bewegung, die Augen aller sind nicht mehr auf ihn gerichtet — man dreht ihm den Rücken zu ... man scheint ihn vergessen zu haben. Er atmet auf. Die schreckliche Donnerstimme, die wie ein Vorwurf des Himmels an sein Ohr dröhnte, ist verstummt. Er sieht einen zurückgesunkenen Kopf, den einige Offiziere stützen, und lebloſe, gläserne Augen, die ihn anstarren.

„Schnell Wasser, den Doktor!" flüsterte man. Ein schwerer Körper wird getragen.

„Hierher, hierher aufs Sofa!" hört man die Stimme des Kommandanten.

Der Arzt war schnell zur Stelle, alle waren um den Liegenden beschäftigt, umsonst, ein Herzschlag hatte Vater Maxim für immer verstummen lassen.

Gregor Krinitzin verließ den Saal, atmete tief auf und zog mit Wollust die herrliche, duftende Luft ein.

Wieder tönte dumpf und ernst die Glocke der Kirche. Das Bataillon war auf dem Platze vor derselben aufgestellt. Alle Bewohner des Forts waren versammelt und hielten brennende Wachskerzen in den Händen. Man brachte den alten Mann zur ewigen Ruhe.

Krinitzin hatte seinen Willen durchgesetzt; er hatte sein Papier nicht zurückgenommen und der Kommandant mußte es den üblichen Weg gehen lassen. Es wurde demselben jedoch ein besonderes Protokoll beigefügt, das die Sache von einer andern Seite darstellte und die Unterschrift sämtlicher Offiziere trug. Von nun an wurde Krinitzin nicht wie bisher als Fremder betrachtet, sondern als ein gehaßter, von allen gemiedener Feind. Er grüßte nicht, wenn er einem Offizier begegnete und verhielt sich stolz und mit Würde; es schien ihm sogar Vergnügen zu machen, an einer Gruppe leicht und elegant vorüberzugehen oder auf seinem Abreck vorbeizureiten, ohne die Kameraden eines Blicks zu würdigen, wenn er auch aller Augen auf sich richten sah.

Unterdessen war der alte Gluchareff als Freund und Bevollmächtigter des ermordeten Gorkin in die Stadt gefahren, um dessen Nachlaß für dessen Kind zu ordnen. Er schrieb seinem Sohne, daß wider Erwarten sich alles höchst günstig gestalte. Die Inhaber der Firma Chmuroff und Compagnie schätzten die Verdienste Gorkins nach Gebühr und hatten den Nachlaß des Verstorbenen noch durch eine erhebliche Summe vergrößert. Nach seiner Rückkehr saßen eines Abends der Priester, Kapitän Scheloboff, der alte Gluchareff und sein Sohn beisammen am Samowar. Alle waren gedankenvoll und schweigsam, da die bevorstehende Ankunft des jungen Mädchens sie beschäftigte und die Frage aufwarf, auf welche Weise dieselbe auf die schreckliche Nachricht vorzubereiten sei.

Silantij mußte jetzt in Petersburg angelangt sein und in einer Woche vielleicht begab sich Nadine auf die Reise.

„Wie denkst Du darüber?“ fragte der alte Gluchareff Scheloboff.

Dieser schwieg und starrte vor sich hin.

„Jedenfalls ist große Vorsicht geraten,“ sagte der Priester; „die Gesundheit der jungen Mädchen wird in diesen Anstalten selten sehr kräftig; nur ganz allmälich darf sie es erfahren, eine plötzliche Mitteilung könnte böse Folgen haben.“

„Gewiß, wie sollen wir es aber anfangen?“

„Vielleicht durch einen vorbereitenden Brief,“ meinte der Kapitän.

„Ich werde einen entwerfen,“ rief Paul und griff zu Feder und Tinte.

Nach einiger Zeit brachte er ein Blatt Papier und begann zu lesen:

„Sehr geehrte Nadeschda Fedorowna!

„Ich schreibe in Deinem Namen Papa,“ wandte er sich an diesen und fuhr fort:

„Ich bitte Sie, mir zu vertrauen und zu glauben, daß Sie in mir einen ebenso liebevollen Vater finden werden, wie der Ihre es gewesen ist . . .“

„Nicht weiter, Paul,“ rief sein Vater, „Du sagst ihr ja gerade mit den ersten Worten, was geschehen ist.“

„Nein, nein, das geht nicht,“ bestätigten die anderen.

Es wurden noch mehrere Vorschläge gemacht, doch keiner fand Anklang.

Nur Scheloboff schwieg beharrlich.

„Nun, Freund,“ wandte sich der alte Gluchareff an ihn, „was schweigst Du, sage doch auch Deine Meinung.“

„Weißt Du, was ich denke!“ sagte dieser endlich. „Ich habe seit elf Jahren keinen Schritt aus dem Bataillon gemacht, ich will Urlaub nehmen und ihr entgegen fahren.“

„Wohin, nach Taschkent?“

„Nein, viel weiter; ich fahre ihr entgegen, bis ich sie treffe.“

„Eine prächtige Idee!“ rief der alte Gluchareff.

„Ein Urlaub auf achtundzwanzig Tage genügt; ich kehre dann mit ihr zusammen zurück. Das tote Wort ist nicht dasselbe wie das lebendige. Mit mir kann sie sich aussprechen, sie findet Teilnahme, das erleichtet das Herz. Armes, armes Kind!“

Diese Entscheidung löste die schwierige Frage zu allgemeiner Zufriedenheit.

VIII.

Auf dem ebenen Steppenwege rollte ein bequemer Reisewagen, der mit drei Kirgisenpferden bespannt war. Der Kutscher, ein Kirgise, trug ungeachtet der furchtbaren Hitze eine große Pelzmütze auf dem Kopfe und einen Kaftan aus Kamelshaaren. Träge trieb er mit der Peitsche die Wespen und Fliegen von den Pferden. Neben ihm saß Silantij, der eingeschlummert war und hin und her schwankte. Im Wagen, halb in Kissen vergraben, sah man Nadine, die auch schlummerte. Es war still in der öden Steppe und der Klang der kleinen Glocke, die am Mittelpferde hing, schreckte einige kleine Tiere auf, die im eiligen Laufe davoneilten; nur kleine graue Schildkröten krochen unbeirrt ihren Weg und bunte Eidechsen schlüpften hie und da vorüber. Kein Schmetterling flatterte über den ausgebrannten Resten einer dürftigen Vegetation, kein Vogel zeigte sich in der glühenden Luft des unabsehbaren Raumes.

Die reiche, blühende Flora der grünen Steppe mit den rauchenden Kirgisendörfern, den zahlreichen Herden von Pferden, Kamelen und Schafen mit ihren kühnblickenden Hirten, das heitere Geschrei zahlreicher Kirgisenkinder, die flatternden Vögel und der hoch in den Lüften schwebenden Adler — diese herrliche Steppe, die Nadine entzückt hatte, lag weit hinter ihr. Jetzt befand sie sich in einer öden, menschenleeren, glühenden Sandfläche ohne jegliche Spur von Vegetation, und so weit das Auge reichte, dehnte sich dieses traurige Bild vor ihren Blicken aus.

„Wie heiß es ist!“ hörte man jetzt eine ermüdete Stimme aus dem Wagen.

„Wünschen Sie vielleicht zu trinken?“ fragte Silantij, sich die Augen reibend.

„Ja, Silantij — ist es noch weit?“

„Bis zur Station ist es nicht allzu weit, Nadeschda Fedorowna.

„Nein, ich meine bis Taschkent?“

„O, da müssen Sie noch einige Zeit Geduld haben.“

Dabei war er vom Bock gesprungen und holte aus der Tasche des Wagens eine Flasche, ein Glas und ein Handtuch hervor, wischte rasch den Staub fort und goß Wasser, mit dem er sich auf der letzten Station versehen hatte, ins Glas.

Nadine leerte es mit einem Zuge.

„So, Silantij,“ sagte sie, „das war eine Erfrischung!“

„Zwei Tage haben wir noch durch diese furchtbare Sandwüste zu fahren, dann kommt es besser. Versuchen Sie wieder einzuschlafen, Nadeschda Fedorowna, es ist das beste, ich passe hier auf, daß Ihnen nichts geschieht. Uebrigens ist alles Gottes Wille, alles kommt von oben!“ meinte er und wandte sich rasch ab.

Es lag etwas in seinem Tone, das Nadine stutzig machte, befremdet blickte er auf, doch er hatte sich bereits abgewandt.

IX.

Endlich war die ersehnte Station erreicht. Beim Nahen des Wagens erschien ein Offizier auf der Schwelle des Stationsgebäudes und blickte, die Augen mit der Hand beschattend, scharf hinaus.

„Das ist ja einer der unsrigen, Fräulein!“ rief freudig überrascht Silantij, „Es ist der Kapitän Scheloboff! Welche Ueberraschung!“

„Guten Morgen Silantij!“ rief jetzt Scheloboff. „Bringst Du das Fräulein?“

„Ja wohl, Herr Kapitän!“

Der Wagen hielt jetzt; Nadine sah hinaus und blickte mehr erschreckt als erfreut auf den Kapitän. Ihr Herz klopfte heftig, ein ihr unerklärliches Weh erfaßte sie plötzlich und mit zitternder Stimme fragte sie:

„Was macht mein Vater?“

„O, ich danke, es geht ihm ganz gut ... das heißt, was sage ich ... Eigentlich weiß ich es nicht, da ich schon lange von Hause fort bin. Jetzt befinde ich mich auf dem Rückwege. Das trifft sich ja herrlich — nun können wir den Weg zusammenmachen. Wie geht es Ihnen, Nadeschda Fedorowna?“

Scheloboff hatte nicht erwartet, daß seine schwierige Aufgabe gleich mit den ersten Worten beginnen würde, und er war ganz verwirrt.

Silantij sah es und ließ die Augen sinken; dann machte er sich am Wagen etwas zu schaffen, wobei der Kutscher mit Verwunderung bemerkte, daß er immerfort das Zeichen des Kreuzes machte und sich die Augen wischte.

„Wie groß und schön sind Sie geworden, Nadeschda Fedorowna,“ sagte Scheloboff, ihr aus dem Wagen helfend. „Ich hätte Sie nicht wieder erkannt, wenn ich Sie allein getroffen hätte.“

„Nadeschda Fedorowna konnten Sie nicht erkennen,“ sagte lächelnd das junge Mädchen, „aber Nadine hätten Sie vielleicht doch erkannt. Sie haben sich auch verändert, doch habe ich Sie sogleich wieder erkannt.“

„In meinem Alter bringen zehn Jahre nicht eine solche Veränderung hervor, Nadeschda — oder Nadine, wenn Sie es so wollen; aber Sie verließen uns als kleines Mädchen, das ist etwas anderes. Nun, Silantij, sorge für den Samowar.“

Man trat in ein geräumiges, ziemlich sauberes Zimmer.

„Ich bitte, recht rasch für die Pferde der beiden Wagen zu sorgen,“ wandte Scheloboff sich an den Stationshalter.

„Wie?“ fragte dieser überrascht, „Herr Kapitän wollen ...“

„Ja, ich fahre zurück,“ sagte Scheloboff leise.

„Wir wollen Sie, Nadine, auf kurze Zeit allein lassen,“ sagte der Kapitän. „Vielleicht wollen Sie sich durch Waschen etwas erfrischen. Rufen Sie Silantij, wenn Sie etwas brauchen; wir bleiben in Ihrer Nähe.“

„Ich habe schon Seife und Handtuch herausgenommen, Nadeschda Fedorowna, und bringe sogleich Wasser vom Brunnen.“ Rasch hatte er alles herbeigeholt und gesellte sich dann zum Kapitän. Nadine hatte unterdessen die Thür verriegelt; doch statt sich mit ihrer Toilette zu beschäftigen, setzte sie sich an das kleine Fenster und sah hinaus. Dort standen die beiden und flüsterten mit einander, dann schwiegen sie und sahen verstohlen zu ihr hinüber ... und sprachen wieder leise zusammen.

Nadine wurde nachdenklich; ein schweres, drückendes Gefühl, die Ahnung eines Unglücks bemächtigte sich ihrer. Schon seit drei Tagen hatte sie eine Veränderung bei ihrem alten Reisegefährten wahrgenommen. Anfangs war er heiter und gesprächig gewesen, hatte ihr sogar Soldatenlieder vorgesungen, um ihr die Zeit zu vertreiben, aber seitdem sie das Fort Irgis passirt hatten, war der Alte ganz anders geworden. Er suchte wohl noch zu scherzen, doch es lag etwas Gesuchtes und Gezwungenes in seinem Wesen, das sie unangenehm berührte und ihr eine unbestimmte, heimliche Furcht einflößte.

Dazu kam der eintönige, nie enden wollende Weg! Anfangs waren Hunderte von Werst an ihr vorbeigeflogen, sie hatte es kaum bemerkt; leichten, frohen Herzens eilte sie vorwärts; jetzt hingegen krochen die Stunden langsam dahin und unendlich schien ihr das staubige, graue, sich schlängelnde Band des Weges.

Scheloboff und Silantij hatten sich im Gespräche wieder dem Hause genähert.

„Wo hast Du es erfahren?“ fragte der Kapitän.

„Im Fort Irgis, so weit ist die Nachricht schon gedrungen. O Gott, welches Unglück! Wissen Sie, Herr Kapitän, diese drei Tage waren schrecklich! Ich wußte nicht, wie ich meinen Kummer vor dem Fräulein verbergen sollte, und sie fühlt auch, daß etwas nicht in Ordnung ist.“

„Wirklich?“

„Ja wohl, Sie werden sich selbst davon überzeugen; es ist ja auch kein Fremder, da schreit das Blut, das ist wohl kein Wunder!“ Jetzt wurde der Riegel zurückgeschoben. Erschreckt fuhren die beiden Männer aus einander. Als sie in das Haus traten, sahen sie, daß Wasser und Handtuch unbenützt geblieben und warfen sich verständnisvolle Blicke zu.

„Nun, Silantij, rasch die Theemaschine, und sage, daß man sich mit den Pferden beeilen möge.“

„Sie sind wohl recht müde?“ wandte der Kapitän sich an Nadine.

„Ja,“ sagte sie.

„Nun, jetzt ist es nicht mehr weit, das heißt weit

ist es eigentlich wohl, noch ungefähr eintausendfünfhundert Werst, doch zusammen wird es weniger langweilig sein; ich bin so froh, Sie getroffen zu haben. Auf der nächsten Station bekommen wir Kamele statt der Pferde. So etwas ist Ihnen noch nicht vorgekommen, nicht wahr? Im Institut kennt man das nicht! Dieser Sand ist furchtbar, wenn wir den überwunden haben, ist wieder schöner Weg, und in zwei Wochen können wir wohl im Stillen Fort eintreffen. Da ist auch der Samowar, erlauben Sie, daß ich den Thee bereite, Sie sind so ermüdet." So sprach der gutmütige Kapitän ohne Aufhören, um das Mädchen zu zerstreuen.

Bald waren die Reisenden wieder unterwegs. Nadine fuhr voraus, der Kapitän folgte ihr.

X.

Nur langsam ging es vorwärts, obgleich die Pferde bald durch das Schiff der Wüste ersetzt wurden, der Kutscher wacker mit der Peitsche einhieb und Silantij und der Kapitän abgestiegen waren, um den müden Tieren die Last zu erleichtern. Gegen Abend erreichten sie eine Station, vor welcher der Wind einen Berg von Sand aufgetürmt hatte. Hier beschlossen sie, bis zum Anbruch des Tages zu bleiben und erst dann ihren Weg fortzusetzen. Silantij begann Vorräte auszupacken, um das Abendbrot herzurichten, der Kapitän ging auf und ab und Nadine war ganz allein im Wagen.

Plötzlich drückte sie sich in die Kissen und schluchzte laut.

Die Stimme von Scheloboff, der ihren Namen rief, riß sie aus der ihr unbegreiflichen Trauer; sie verließ den Wagen und ging schweigend an seiner Seite, bis Silantij meldete, daß der Imbiß bereit sei.

Dem heißen Tage war eine kalte Nacht gefolgt. Der Mond ging bald auf und goß sein phosphorisches Licht über die Sandhügel. Eine lautlose Stille trat bald ein, als läge die unendliche Wüste in tiefem Schlafe.

Silantij hatte alle Kissen und Decken hervorgeholt und mit denselben ein bequemes Bett im Wagen hergerichtet. Er selbst legte sich auf die Erde neben den Wagen und wickelte sich in eine Decke von Kamelhaar. Nach einiger Zeit erhob er sich, horchte und näherte sich Scheloboffs Wagen.

„Herr Kapitän!" rief er.

„Was gibt es?" rief dieser, erschreckt aus dem Schlafe fahrend.

„Seien Sie so freundlich und stehen Sie auf."

„Was ist geschehen?"

„Kommen Sie, bitte!" sagte Silantij leise.

Der Kapitän stand auf und beide näherten sich Nadinens Wagen.

Das junge Mädchen schien von einem schrecklichen Traume befangen zu sein, denn sie warf sich hin und her und stöhnte. Dieses Stöhnen steigerte sich zu hysterischem Schluchzen, bis sie mit lautem Aufschrei erwachte.

Die beiden verwirrten Männer sahen sich verständnisvoll an.

„Nadine, Nadine, was ist Ihnen?" rief Scheloboff besorgt; „fehlt Ihnen etwas, sind Sie krank?"

„Nein, es war ein Traum, aber ein schrecklicher Traum," sagte diese endlich und schwieg.

Silantij beschloß, nicht zu schlafen und setzte sich auf den Tritt des Wagens, und Scheloboff that dasselbe auf der andern Seite.

Einige Zeit war es still und beide vermuteten, daß das junge Mädchen eingeschlafen sei.

Der Mond stand hoch am Himmel, im Osten zeigte sich am Horizonte über den Sandhügeln ein blasser Schein, der den nahen Morgen verkündete.

„An welchem Tage ist mein Vater gestorben?" hörte Scheloboff plötzlich dicht an seinem Ohr Nadinens Stimme fragen. Er zuckte zusammen und wandte sich ihr zu.

Der Kopf des jungen Mädchens war grell vom Monde beleuchtet, ihr Auge blickte forschend in sein Gesicht und der kindliche, ängstliche Blick schien zu sagen: „Sage mir die Wahrheit; ich fühle und verstehe, was geschehen ist. Täusche mich nicht, sprich die Wahrheit!"

„Am siebenzehnten, an einem Freitage!" sagte er leise.

„Ich träumte, daß man ihn ermordet hat; ich sah Blut, viel Blut, und mein Vater ..." Thränen erstickten ihre Stimme und schluchzend fiel sie in die Kissen zurück.

Das Schweigen ihrer Reisegefährten sagte ihr deutlich, daß das Schreckliche in Wirklichkeit geschehen.

Traurig und mit schwerem Herzen saßen die beiden da und fanden kein Wort des Trostes, dem gewaltigen Schmerze gegenüber, der das arme Kind getroffen hatte.

Erst nach einigen Stunden senkte sich erlösender Schlaf auf die Lider des ermüdeten, erschöpften Mädchens.

Unterdessen hatte man Kamele herangeführt; Scheloboff und Silantij flüsterten mit einander und suchten auf jede Weise die Kirgisen, welche anspannten, zu leisem Vorgehen zu bewegen. Endlich war alles fertig und die Wagen setzten sich in Bewegung, ohne daß Nadine aufgewacht wäre.

XI.

Es war ein Glück für das junge Mädchen, daß es sich auf der Reise befand; die neuen Bilder, die täglich an ihr vorüberflogen, wirkten zerstreuend auf ihr junges Gemüt und schwächten allmälich den ersten

furchtbaren Eindruck ab. Die aufmerksame Fürsorge ihrer beiden Begleiter trug viel dazu bei. Nadine war durch dieselbe tief gerührt, sie fühlte sich geborgen und die schreckliche Empfindung des Verlassenseins blieb ihrem jungen Herzen fremd.

Sie fühlte und verstand, daß man sie liebte, und gab sich wie ein Kind vertrauensvoll der Fürsorge der guten Menschen anheim und schloß sich ihnen von ganzem Herzen an. Daß sie nun Waise war und kaum den Kinderschuhen entwachsen, ohne Schutz dastand, das kam ihr gar nicht in den Sinn.

Scheloboff sorgte auch dafür, daß sie nicht viel Zeit zum Nachdenken hatte; er malte ihr ihr künftiges Leben in den rosigsten Farben aus und beschäftigte fortwährend ihre Gedanken. Ihm selbst unbewußt, erschien die Zukunft im Stillen Fort mit diesem jungen Wesen, das nun zu demselben gehörte, in einem neuen Lichte; sein Herz schlug wärmer und rascher und gab ihm Worte ein, welche dem verwaisten Kinde die entstandene Lücke verdecken sollten. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, und Nadinens empfängliches Gemüt begann mit Ungeduld das Ziel der langen Reise zu erwarten, wo so viel Liebe und Freundschaft ihrer harrte. Die lange Trennung von ihrem geliebten Vater machte es ihr möglich, sich ihre Zukunft ohne denselben auszumalen, ohne dabei die Verzweiflung zu empfinden, welche sie nach einem langen Zusammenleben vielleicht erfaßt hätte.

Auch von Paul Gluchareff, den er wegen seines geraden, ehrlichen Wesens wegen aufrichtig liebte, sprach Scheloboff und schilderte ihn als hübschen, stattlichen Menschen, der besonders zu Pferde allen jungen Mädchen gefährlich sein müßte.

Nadine hörte stillschweigend, doch mit klopfendem Herzen zu, ihre Phantasie verlieh dem Bilde des ihr so oft genannten Jünglings eine ideale Gestalt, der ihr ganzes Herz zujauchzte. Endlich ging der lange Weg seinem Ende entgegen. Wie ein herrliches, grünes Meer erstreckten sich vor Nadinens erstaunten Blicken die herrlichen Gärten von Taschkent, aus denen reizende Villen und leuchtende Kuppeln hervorblickten.

Scheloboff hatte sie bestimmt, hier einen Tag zu verweilen, um sich zu erholen und besonders um es ihm zu ermöglichen, voraus zu eilen und im Stillen Fort einige Vorbereitungen zum Empfange seiner lieben, kleinen Nadine treffen zu können. Nach einem Rasttage begab sich Nadine wieder auf den Weg und bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß Silantij dazu Toilette gemacht hatte und in einem neuen Rock mit rotem Kragen und einer ebenfalls neuen Mütze mit roter Kokarde in stolzer Haltung auf dem Bock saß.

Nach einigen Stunden mußten sie halten, da der Weg durch Karren versperrt war und ein schwer beladenes Kamel sich niedergeworfen und nicht zu bewegen war, wieder aufzustehen. Leute in bunten Kaftans tummelten sich um die Gruppe und bemühten sich, den Weg frei zu machen. Silantij rief von der Höhe seines Bockes ihnen im Tone eines Feldmarschalls zu, Platz zu machen.

Nadine blickte aus dem Wagen nach der Ursache des Aufenthalts. Plötzlich fiel ihr Auge auf ein herrliches schwarzes Roß, das in einer schmalen Gasse, die auf den großen Weg mündete, vor einem Hause, von der Sonne übergossen, stand. Zwei hübsche, halberwachsene Jungen hielten das schöne Tier, das mit den feinen Füßen auf den Stein schlug. Ein Offizier in einem weißen Kittel, welcher glatt die breiten Schultern und die elegante Taille umschloß, stand neben dem Pferde und sprach mit einem alten Manne in einem goldschimmernden Kaftan, der wie ein Sklave vor seinem Gebieter in gebeugter Stellung sich verhielt. Jetzt bestieg der Offizier das Pferd, wandte ihr sein Gesicht zu und sah ihr gerade ins Auge.

„Das muß Paul sein!" durchzuckte es das junge Mädchen. „Wie schön ist er, wie schön!"

Die dunklen Augen in dem mattweißen Gesicht und die herrlichen, wie aus Marmor gehauenen Züge — ein melancholischer und stolzer Ausdruck, eine königliche Hoheit und gnädige Herablassung gegen die kleinen Geschöpfe, die zu seinen Füßen sich tummeln.

„Das muß Paul sein!" wiederholte sie noch einmal, „Paul, mein Paul!"

Eine dunkle Röte übergoß das Gesicht der Jungfrau. Sie fühlte seinen Blick auf sich ruhen und zog sich in das Innere des Wagens zurück.

Endlich war es gelungen, das eigensinnige Kamel zum Aufstehen zu bewegen, der Weg wurde frei und die Troika stürmte wieder vorwärts auf der staubigen Landstraße.

Der Reiter ritt im Schritt derselben Richtung zu.

„Welche Perlen verirren sich in unsern Winkel?" dachte er bei sich, „und wie bekannt kam mir das Gesichtchen vor. Wem gleicht sie doch?"

Plötzlich fiel es ihm ein und krampfhaft riß er sein Pferd zurück. Der Anblick des Reisewagens war ihm unangenehm. Wie ein großer Fleck stach er vom staubigen Wege und den Staubwolken ab. Abreck bäumte sich hoch auf, er war an eine so schlechte Behandlung nicht gewöhnt. Immer leiser klang die Glocke der Tritte. Langsam verfolgte der Reiter seinen Weg, und hätte Nadine jetzt in sein Gesicht blicken können, vielleicht hätte es ihr weniger gefallen.

XII.

Das Haus des verstorbenen Gorkin war würdig zu Nadinens Empfange vorbereitet worden. Helle

Vorhänge, schneeweiße Rouleaux, frisch gestrichene Fußböden und duftende Blumensträuße gaben ihm ein festliches Aussehen. Besonders das kleine Schlafzimmer war zu einem wahren Putzkästchen hergerichtet und von süßem Rosenduft erfüllt.

Im Empfangszimmer war unter den Heiligenbildern ein Tisch mit schneeweißer Decke hingestellt; auf demselben prangte auf schöner Schüssel Brot und Salz und zwei brennende Kerzen beleuchteten das Bild der heiligen Nadeschda.

Der Priester in seidenem Gewande ging auf und ab, und der alte Gluchareff und Scheloboff waren bald draußen, um zu sehen, ob der Reisewagen noch nicht sichtbar sei, bald im Hause, um noch einmal alles in Augenschein zu nehmen.

Die Damen des Stillen Forts hatten sich zum Empfange nicht eingefunden, da ihrer Meinung nach ein so junges Mädchen den ersten Schritt durch eine förmliche Visite machen mußte. Ihre Freunde waren übereingekommen, gleich nach Nadinens Eintreffen eine Totenmesse für den Verstorbenen und darauf ein Dankgebet für die glückliche Ankunft seines Kindes abhalten zu lassen.

„Sie kommt, sie kommt!" hieß es endlich, und in der That wurde eine weiße Staubwolke sichtbar, aus der bald der Reisewagen hervortrat.

Scheloboff näherte sich zuerst dem Wagenschlage und hob Nadine heraus. Der alte Gluchareff folgte und schloß das junge Mädchen in seine Arme.

„Liebe, kleine Nadine, Gott segne Ihr Eintreffen!" rief er gerührt und Thränen stürzten dem alten Manne über das Gesicht.

Auch Nadine schluchzte laut auf, indem sie gerührt die Hand des Alten küßte. Dem Priester waren ebenfalls die Augen feucht geworden, als er das verwaiste Kind erblickte.

Man trat in das Haus, und entzückt schlug Nadine die Hände zusammen über den anheimelnden Eindruck, welchen ihr neues Heim hervorrief.

Es begann nun im Empfangszimmer die Totenmesse, welche sie knieend und still weinend beging. „Mein armer Vater!" seufzte sie still. Ihr Schmerz hatte einer stillen Ergebung Platz gemacht.

Als etwas später das Dankgebet beendet war, ging ihr Auge suchend über die Anwesenden und eine Frage lag in ihren Blicken.

„Wie schade, daß Paul nicht hier ist," sagte der alte Gluchareff.

„Wo ist denn Ihr Sohn?" fragte das junge Mädchen mit Herzklopfen.

„Er ist zur Deckung eines Transports kommandirt. In der Steppe ist es unsicher und es wird große Vorsicht beobachtet, da mußte er gerade jetzt fort."

„Ist er zu Pferde?"

„Gewiß, er muß eine weite Strecke zurücklegen."

Der alte Gluchareff ahnte nicht, weswegen Nadine diese Frage an ihn richtete.

„Er war es!" rief es in ihrem jungen Herzen. „Ich wußte es gleich, daß er es war! Wie überrascht wird er sein, wenn ich ihm sage, daß ich ihn schon kenne."

Auf der Terrasse im Garten war der Tisch gedeckt und bald saß die kleine Gesellschaft traulich beisammen und that der Küche von Nadinens neuer Köchin alle Ehre.

„Den Thee wollen wir unten am Wasser trinken!" rief das junge Mädchen. „Welch herrliche Luft, welcher Duft kommt von dort!"

Alle waren einverstanden; Silantij brachte den Samowar, man lagerte sich im Grase, die Herren holten ihre Cigarren hervor und freuten sich über die Lieblichkeit der neuen jungen Wirtin im Gorkinschen Hause.

Die ersten Tage nach ihrer Ankunft flogen rasch dahin. Am Arme des alten Gluchareff machte Nadine der Reihe nach die erwarteten Besuche bei den Damen und wurde überall freundlich und mit warmer Teilnahme aufgenommen. Die niedliche Nichte des Priesters, Grunja, begrüßte sie besonders herzlich. Doch manchem fiel der ernste Ausdruck des sonst so heitern jungen Mädchens auf, obwohl niemand die wahre Ursache kannte.

Nadine fühlte sich glücklich und froh in ihrem traulichen Heim, und in Gedanken malte sie sich den Augenblick aus, wo der Ersehnte in seiner ganzen Schönheit vor ihr stehen und sie ihm ins Auge sehen würde.

Aus Anspielungen des alten Gluchareff erriet sie, daß Paul sie bereits liebe.

„Er liebt mich, er liebt mich, ohne mich gesehen zu haben!" rief es in ihr. „Und ich? Ich liebe ihn auch, er ist schön wie ein Gott!" rief sie, wenn sie träumend im Garten saß oder abends sich zu Bette begab. Mit dem Gedanken an Paul, so wie Scheloboff ihn beschrieben, schlief sie ein und träumend sah sie im nächtlichen Dunkel einen hellen Schein. Dieser wuchs und wurde immer größer und nahm eine schöne, ihr bekannte Form an. Er war es, der herrliche Reiter, auf schönem Rosse, von Sonnenstrahlen übergossen. Er streckte ihr die Arme entgegen. Sein Gesicht war bleich, wie Marmor schimmert dasselbe und seine Lippen flüstern leise Worte. Niemand hört sie, doch Nadine kannte ihren Sinn: „Komm her zu mir! Mein Herz erwartet dich sehnsuchtsvoll, es lebt und schlägt nur für dich!" Und sie drängt vorwärts, sie eilt zu ihm, in seine Arme, an seine breite Brust, doch unsichtbare böse Hände halten sie zurück. Ein rauschender Strom ergoß sich plötzlich zwischen ihnen und wurde breiter und breiter.

Die Wellen ſchlugen mit Getöſe an hartes Geſtein. Hoch ſpritzte der weiße Schaum, immer größer wurde der ſie trennende Raum, das teure Bild iſt weit, weit ... „Komm zu mir!“ klingt es kaum hörbar zu ihr herüber, und wie ein Stich ins Herz berührt ſie dieſe Stimme.

„Ich komme!“ flüſtert ſie beklommen, und wieder ſtürmt ſie vorwärts, doch entſetzt weicht ſie zurück... Das Waſſer des Stroms beginnt ſich rot zu färben ... das iſt nicht mehr Waſſer, das iſt Blut!

„Nadeſchda Fedorowna!“ weckte Aniſcha, ihre alte Amme, ſie auf. „Nadeſchda Fedorowna, Sie haben wohl geträumt, Sie ſtöhnen ſo ſehr.“

Nadine erwachte und rieb ſich erſchreckt die Augen.

„Ja, Aniſcha, es war ein ſchrecklicher, böſer Traum!“

Am andern Tage meldete ihr Silantij, der Lieutenant Gluchareff ſei zurückgekehrt und würde ihr noch am ſelben Tage ſeine Aufwartung machen.

Nadine errötete tief und faßte mit beiden Händen nach der wogenden Bruſt.

Ja, ſie liebte ihn. In ihr junges, reines Herz war beim erſten Anblicke des ſtolzen Reiters die Liebe eingezogen und erfaßte nun mit brennender Leidenſchaft ihr ganzes Weſen. Sie gab ſich ohne Widerſtreben, ohne Kampf derſelben hin. Ihr Vater hatte es ja gewollt, ſie wünſchten es ja alle, warum ſollte ſie ſich dem beſeligenden Gefühle nicht vertrauensvoll hingeben?

XIII.

„Alſo ſie iſt hier!“ rief Paul, der, ſoeben zurückgekehrt, ſeinen Vater umarmte. „Wie ärgerlich, daß ich beim Empfange fehlen mußte! Wir machen ihr aber noch heute einen Beſuch, nicht wahr, Papa? Ich denke in Paradeuniform, was meinſt Du?“

„Gewiß, ſie ſieht dann ſogleich Deinen Annenorden, den hat nicht jeder — ich ſtelle Dich vor, das weitere iſt dann Deine Sache.“

Nach einigen Stunden ſah man Vater und Sohn auf die Straße treten und die Richtung nach dem Gorkinſchen Hauſe einſchlagen.

Als ſie dabei das Haus des Prieſters paſſirten, ſchob eine kleine Hand vorſichtig das herabgelaſſene Rouleau beiſeite und ein Paar hübſcher Augen blickten Paul wehmütig nach.

„Sogar eine neue Schärpe hat er angelegt!“ ſeufzten die Lippen leiſe.

„Nadine, Nadine!“ rief der alte Gluchareff, ins Empfangszimmer tretend, „ich bringe Ihnen einen Gaſt.“

Nadine befand ſich im Schlafzimmer. Sie errötete tief, als ſie die Stimme erkannte und von dem Gaſte hörte und trat befangen herein.

Auch Paul war verwirrt. Seine beſcheidene Phantaſie hatte ſich das Bild des jungen Mädchens lange nicht ſo reizend ausgemalt, als es ſich ihm jetzt darſtellte, wie ſie, jungfräulich errötend, in ihrem ganzen Liebreize vor ihm ſtand. Er machte eine Verbeugung nach der andern, ohne ein paſſendes Wort zu finden. Unterwegs hatte er ſich alles ſo hübſch zurechtgelegt, aber jetzt war alles vergeſſen.

„Ich habe die Ehre,“ begann er — dann blieb er ſtecken.

Nadine erhob die langen Wimpern, ſah ihn an und trat einen Schritt zurück.

„Das iſt er nicht,“ murmelte ſie; „er kommt noch.“ Und ſie ſah nach der Thür.

Jetzt nahm Obriſt Gluchareff ſich der Sache an.

„Erlauben Sie, Nadine, Ihnen meinen Sohn vorzuſtellen; ich hoffe, Sie werden gute Freunde werden.“

Damit nahm er dem jungen Mädchen die letzte Hoffnung.

„Was iſt Ihnen, Kindchen, Sie ſind ſo bleich geworden, iſt Ihnen nicht wohl?“

„O nein, ich bin ganz geſund,“ ſagte ſie leiſe.

Paul ſtand unterdeſſen in ſeine neue Uniform eingezwängt, ziemlich ungeſchickt da. Der enge Kragen trieb ihm das Blut ins Geſicht und die Verwirrung verlieh ihm einen einfältigen Ausdruck.

Dieſe Geſtalt entſprach ſo wenig derjenigen, die ſie in Beſcharick geſehen und die der Gegenſtand ihrer Träume geworden, daß ſie ſich gar nicht in die Wirklichkeit zurechtfinden konnte.

„Das iſt er nicht!“ wiederholte ſie ſich innerlich.

„Nun macht Bekanntſchaft,“ ſagte der Alte. „Mein Sohn iſt etwas ſchüchtern, wie Sie ſehen, er wird allmälich wieder Mut bekommen. Nehmen Sie ihn in die Hände, Nadine, und geniren Sie ſich nicht mit ihm. Mir ſcheint, der Garten iſt nicht gefegt, ich muß einmal nachſehen und Silantij meine Meinung ſagen.“ Damit verließ er das Zimmer.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz!“ flüſterte Nadine, dann lief ſie plötzlich wie ein geſcheuchtes Reh aus dem Zimmer, ſchob den Riegel ihres Schlafzimmers zu, warf ſich auf einen Stuhl und fing an zu weinen.

„Was macht ihr denn? Wo iſt Nadine?“ rief der Alte überraſcht, als er wieder ins Zimmer trat.

„Ich weiß es nicht, Papa; Nadeſchda Fedorowna war einen Augenblick hier, dann lief ſie davon.“

„O Jugend, Jugend!“ rief der Alte, die Hände zuſammenſchlagend, „ich laſſe ſie abſichtlich allein, damit ſie raſcher bekannt werden und ſie laufen aus einander.“ Er ging an die Thür des Schlafzimmers und drückte an die Klinke.

„Sie hat ſich eingeſchloſſen,“ murmelte er. „Nadine!“ rief er laut, „wir kommen heute abend zum Thee, wenn es Ihnen nicht läſtig iſt. Scheloboff kommt auch. Auf Wiederſehn!

„Nun komm, mein Sohn. Das ist die Erziehung in einem solchen Institute," räsonnirte der Alte, „abgeschlossen wie im Kloster wachsen sie dort auf, da ist es kein Wunder, wenn sie beim Anblicke des ersten jungen Mannes die Flucht ergreifen. Nun, das schadet nichts, das wird sich schon geben. Auch Du, Paul, standest wie ein Götze da und sagtest kein Wort!"

„Ja, Papa, ich weiß gar nicht wie mir geschah, ich war ganz verwirrt!"

„Findest Du sie hübsch?"

„Reizend, Papa, eine wahre Prinzessin!" rief Paul entzückt.

*

Eines Tages erhielt Nadine den Besuch von Fräulein Puschkareff. Diese Dame hatte seit einigen Jahren die Stellung eines weiblichen Arztes im Stillen Fort inne. Sie brannte vor Neugierde, das Petersburger Fräulein näher kennen zu lernen und ihr allerhand über den Ort mitzuteilen. „Ich kann mir nicht denken, liebe Nadeschda Fedorowna," sagte sie nach der ersten Begrüßung, „daß es Ihnen hier gefallen wird."

„Weshalb nicht?" fragte Nadine überrascht. „Ich finde es hier sehr hübsch und bin mit großer Freundlichkeit aufgenommen worden."

„Ja wohl, das ist ganz richtig, aber bei Ihrer feinen Erziehung werden Sie hier wenig Befriedigung finden. Die hiesigen Damen stammen meistens aus kleinen Provinzialstädten und für solche passen Großstädter, wie Sie und ich — ich bin nämlich aus Mosern — nur wenig oder gar nicht, und unter den Herren kenne ich nur einen wirklich feinen Mann und der ist im Begriffe das Fort zu verlassen."

„Wer ist das?"

„Der Kapitän Krinitzin."

„Den kenne ich nicht."

„O, gesehen oder bemerkt haben Sie ihn gewiß schon; er fällt durch seine elegante, schöne Erscheinung auf und reitet ein prachtvolles schwarzes Pferd."

Nadine wurde aufmerksam.

„Weshalb will er denn fort?"

„Ja, sehen Sie, die Veranlassung dazu sind eigentlich Sie."

„Ich? Wie sollte ich?"

„Das geschah so! Der junge Gluchareff fand bei ihm Ihre Photographie, geriet darüber in Wut und erfrechte sich zu fragen: ‚Wie kommt diese Karte in Ihre Hände?' — ‚Das geht Sie nichts an, junger Mensch!' erwidert Krinitzin. Gluchareff kam ihm darauf mit einer Grobheit, die Krinitzin als seiner Mann natürlich nicht erwiderte, sondern ihm schriftlich eine Herausforderung schickte."

„Mein Gott!" rief Nadine. Ihr Herz klopfte, das Blut stieg ihr in die Wangen, ihre Augen glänzten.

„Die hiesigen Offiziere," fuhr das Fräulein fort, „die ihn nicht mögen, natürlich aus Neid, thaten sich zusammen und luden ihn vor ein Gericht, in dem sie erklärten, nie ein Duell zugeben zu wollen. Gregor Krinitzin erklärte darauf, wenn man in Ehrensachen hier so ganz anders denke, wie in der ganzen zivilisirten Welt, so könne er hier nicht länger bleiben und bitte um seine Versetzung. Jetzt wartet er auf die Entscheidung seiner Vorgesetzten. Wie stolz und edel hält er sich, wie sieht er von oben herab auf das kleinliche Gesindel! Wissen Sie, wie ich mir erkläre, daß er noch immer den Ort nicht verlassen hat?"

„Wie denn?"

„Er wartet!"

„Worauf? Sie meinen wohl auf Beschluß seiner Vorgesetzten?"

„Nein, auf etwas ganz anderes. Ich glaube, er wartet auf jemand — auf diejenige, deren Photographie er bei sich hatte. Ich bin sogar fest davon überzeugt."

Nadine wurde dunkelrot.

„Glauben Sie mir, ich kenne das menschliche Herz," begann das Fräulein wieder, „und sehr möglich ist es, daß er seine Abreise noch einige Zeit aufschieben wird."

Fräulein Puschkareff plauderte noch einige Zeit, besichtigte dann mit vielem Interesse Nadinens Garderobe, machte hundert Fragen und verabschiedete sich endlich, das junge Mädchen in nicht geringer Aufregung zurücklassend.

XIV.

Am Abende nach Paul Gluchareffs mißglücktem Besuche erschienen nach Verabredung der alte Gluchareff mit seinem Sohne, Scheloboff und der Priester bei Nadine zum Thee.

Dem jungen Menschen gelang es, den ungünstigen Eindruck vom Morgen einigermaßen zu verwischen. Er trug statt der Uniform das dort von den Offizieren der großen Hitze wegen angenommene Sommerkostüm, ein weißseidenes Hemde, auf welches die Offiziersklappen aufgenäht waren, und sah darin wirklich stattlich aus. Sein hübsches, frisches Gesicht, der lächelnde Mund und die kraftvolle Gestalt stempelten ihn zu einer sympathischen Erscheinung.

Nadine empfing ihn freundlich und dieses genügte, um seine Befangenheit allmälich schwinden zu lassen. Sein heiteres Wesen brachte das junge Mädchen zum Lachen und verscheuchte auch ihre Verwirrung, so daß die jungen Leute sich scheinbar gut unterhielten.

Die drei alten Herren setzten sich an den Kartentisch, Nadine bereitete den Thee und Paul ließ es sich angelegen sein, ihr die Zeit zu vertreiben.

Es entging ihm jedoch nicht, daß sie oft nur

zerſtreut zuhörte und ihren eigenen Gedanken nachzuhängen ſchien, und als er ſich einen Augenblick dem Kartentiſche näherte und mit dem Vater einige Worte wechſelte, hatte ſie raſch das Zimmer verlaſſen und war in den Garten geeilt.

Sie durchſchritt denſelben und gelangte an eine Stelle, wo die Mauer niedrig war und einen Ausblick auf die Straße gewährte. Hier blieb ſie einen Augenblick in Gedanken verſunken ſtehen. Das Wiehern eines Pferdes entriß ſie denſelben.

„Nadeſchda Fedorowna, Nadeſchda Fedorowna!“ rief Pauls Stimme hinter ihr her.

Ungeduldig zuckte ſie mit den Schultern, lief raſch ins Haus und hob mit der Hand das Rouleau vom Fenſter, das auf die Straße führte.

„Nadeſchda Fedorowna!“ rief es wieder aus dem Garten.

Sie verließ das Fenſter und ging zurück, doch bemerkte Paul wieder, daß ihre Gedanken weit von ihrer Umgebung und von ihm weilten. Auch dem Alten entging ſpäter nicht der nachdenkliche Ausdruck ihres Geſichtes.

„Haben Sie Kopfſchmerzen?“ fragte er beſorgt.

„Ja, ein wenig,“ antwortete das junge Mädchen.

„Es wird die Folge der langen Reiſe ſein,“ ſagte der Prieſter. „Die Ermüdung macht ſich oft erſt ſpäter geltend.“

„Wiſſen Sie, Nadine,“ begann der alte Gluchareff! „Sie ſollten ſich zu Bett legen, wir beendigen unſere Partie und gehen dann auch.“

„Werden Sie mir das nicht übel nehmen?“ fragte das junge Mädchen, froh, ſich dem Zwange entziehen zu können.

„Niemals!“ riefen ihre drei alten Freunde.

Nur Paul ſagte nichts und ſah niedergeſchlagen vor ſich hin.

*

Ob es Abreck geweſen, der durchaus den Weg der Gartenmauer entlang genommen hatte? Unter einem Reiter wie Krinitzin war es nicht ſehr wahrſcheinlich. Er hatte deutlich das aufgeregte, hübſche Geſichtchen des jungen Mädchens geſehen, wenn ſie auch überzeugt geweſen, daß das Gebüſch ſie ſeinen Blicken entzogen hatte. Als das Haus hinter ihm lag, drehte er ſich auf ſeinem Sattel um und ſah zurück, als eben eine kleine Hand das Rouleau zurückſchob und Nadine ihm nachblickte.

Ein Schauer flog durch ſeine Glieder, er lächelte und das liebliche Bild begleitete ihn auf ſeinem Wege. Zu Hauſe angelangt, vergaß er ſogar Couſine Mery einen Blick zuzuwerfen, wie er ſonſt zu thun pflegte, wenn er ſich dem Tiſche näherte, auf dem ihr Bild ſtand.

Er ließ ſich in einen Seſſel nieder und verlor ſich in Gedanken.

Warum mußte er ſich immer mit dieſem kleinen Mädchen beſchäftigen? Sollte es Liebe ſein? Unſinn! Ein Kind, ein naives Inſtitutsmädchen! Er hatte doch ganz andere geſehen und gekannt! Und doch, warum verfolgte ihn der reine, kindliche Blick dieſer ſchönen, dunklen Augen? Warum durchſchauerte es ihn, wenn er ihn ſah? Warum? Er wußte wohl warum! Las er nicht in demſelben den furchtbaren Vorwurf einer reinen, kindlichen Seele, dem gefallenen Menſchen gegenüber. Er ſtand erregt auf. „Unſinn! Dummheiten!“ rief er. „Meine Nerven ſind durch das Opium aufgeregt. Ich muß fort von hier, fort, ſo raſch wie möglich!“

Mit aufgeregten Schritten durchmaß er das Zimmer, dann zog er Nadinens Bild aus der Taſche und vertiefte ſich in den Anblick ihrer reizenden, feinen Züge, über welchen ein Ausdruck von Unſchuld lag, der ihn unwiderſtehlich immer von neuem anzog und feſſelte.

Nur einmal hatte er ihre Stimme gehört, als er zufällig an ihrem Hauſe vorbeigeritten war; der liebliche Ton klang wie Muſik in ſeinem Ohr, wie eine reine Glocke, die ſein Herz erweckte und es ſchmerzlich zucken und zittern machte. Warum ſchmerzlich? Die Liebe wirkt doch beſeligend, beglückend — warum bereitete ſie ihm Schmerz? Warum? „Ein Nacken, graues Haar, geronnenes Blut und eine große ſchwarze Wunde!“ hörte er Grunins Stimme. Es ſchüttelte ihn wie im Fieberfroſt. Er griff ſich nach dem Kopfe; er riß die Thür auf; es war, als könnte er im Zimmer nicht atmen. Er rief dem überraſchten Burſchen zu, Abreck wieder zu ſatteln, ſtieg auf und jagte nach Beſcharick. Dort, bei Mirobai, gab es noch ein Vergeſſen! Dieſer empfing ihn unterthänig wie immer und geleitete ihn in das kleine, unter Bäumen verſteckte Häuschen im Hofe. Hier umfing ihn bald ein feſter Schlaf, doch auch im Traume umgaukelte ihn Nadinens Bild, verlockend, begehrenswert und doch unerreichbar. Verlangend ſtreckte er ſeine Arme nach ihr aus; ſchon glaubte er ſie zu erreichen, ſchon faßte er den leuchtenden Saum ihres Gewandes, da ſtieg etwas aus der Tiefe und entzog ſie ſeinen entzückten Blicken. Was iſt es, was ſo ſchwarz, ſo drohend zwiſchen ihnen ſich erhebt? Er blickte ſchärfer hin und das Blut erſtarrte in ſeinen Adern — ein Galgen iſt's! Er weicht zurück, der Boden wankt unter ſeinen Füßen und er ſtürzt in eine ſchwarze, unendliche Tiefe! In Schweiß gebadet erwacht Krinitzin und blickt wild um ſich. Durch das geöffnete Fenſter drang erquickend die kühle Nachtluft hinein; mit Wolluſt ſog er ſie ein, die Schatten des Traumes ſchwanden, er erhob ſich vom Lager, es ſchwindelte ihn und er wankte wie ein Trunkener.

„Nun, gnädiger Herr, haſt Du ſchön geſchlafen?“

fragte Mirobai. „Im Anfange wirkt es etwas stark, doch in kurzer Zeit gibt sich das. Hier ist frisches Wasser und der Thee ist servirt."

Krinitzin kühlte seinen brennenden Kopf und schlürfte gierig den aromatischen Trank, dessen wohlthuende und ernüchternde Wirkung er bereits kannte.

*

Der alte Gluchareff und sein Sohn waren sehr niedergeschlagen. Es war klar, daß die Werbung des letzteren bei Nadine auch nicht den geringsten Erfolg hatte. Seine Besuche waren dem jungen Mädchen sogar lästig, und obgleich sie freundlich blieb, fühlten Vater und Sohn nur zu deutlich, wie ungünstig die Sache stand.

Der Vater riet Paul, längere Zeit ganz fortzubleiben und jede Aufmerksamkeit zu unterlassen, da ein Mädchen oft dann erst ein Herz schätzt, wenn sie es zu verlieren glaubt. Zu gleicher Zeit zermartert er seinen alten Kopf, um eine Erklärung für Nadinens Abneigung zu finden, da es ihm unglaublich schien, daß ein so hübscher, netter Junge, dessen Neigung ihr kein Geheimnis war, auf ein so junges Mädchen, dessen Herz frei sein mußte, so gar keinen Eindruck hervorbrachte. Er sah, daß in Nadine etwas vorging, er fand sie sehr verändert und doch gelang es ihm nicht, auf die Spur dieser befremdenden Thatsache zu kommen.

Einst hatten sie eine Fahrt nach einem Sie veranstaltet; Nadine und Grunja saßen im Wagen, Paul auf dem Bocke, der alte Gluchareff und Scheloboff ritten nebenher. Nadine war heiter und munter gewesen, da, auf dem Rückwege begegnete ihnen Krinitzin zu Pferde. Scheloboff, der etwas voraus geritten war, kam sogleich zurück und verdeckte mit seinem Pferde die Aussicht auf den Reiter, welche Absicht Krinitzin sogleich bemerkte. Nadine hatte ihn jedoch schon gesehen, ihr Lachen verstummte und sie blieb nachdenklich. Krinitzin folgte auf einem Seitenwege und begleitete auf diese Weise die Gesellschaft bis zum Gorkinschen Hause. War das Zufall gewesen?

Auch in der Kirche hatte sie ihn gesehen. Ohne sich Rechenschaft zu geben, war er hineingetreten, als er sie die Treppe hinansteigen sah. Er befand sich hinter ihr, doch fühlte sie seine Gegenwart, sie war ganz bleich geworden, und obgleich sie die ganze Zeit während des Gottesdienstes auf den Knieen liegen blieb und inbrünstig zu beten schien, so wußte er doch, daß ihre Gedanken bei ihm waren. Unverwandt ruhten seine Blicke auf ihr, und sie empfand das und fühlte sich beglückt und doch beklommen und ahnte nicht, daß ihr kindlicher Blick, fest auf ihn gerichtet, ihn um alle Sicherheit gebracht hätte, die er anderen gegenüber so stolz zur Schau trug.

XVIII.

Die Zeit flog inzwischen dahin; der Herbst mit den dunklen kalten Nächten war herangebrochen. Das Laub hatte sich bunt gefärbt und rot leuchtete das wogende Schilf. Nur zur Mittagszeit brannte die Sonne noch warm und leuchtete in Regenbogenfarben auf den feinen Spinngeweben, die leicht durch die Luft flogen.

Seit Wochen lag das mit amtlichen Siegeln versehene Papier auf Krinitzins Schreibtische. Seiner Abreise lag nichts im Wege und doch verschob er dieselbe von einem Tage zum andern.

Nadine hörte zuweilen durch Fräulein Puschkareff von dem Gegenstande ihrer Liebe. Dieselbe malte ihr seine Leidenschaft und seine Qual nach ihrer eigenen, lebhaften Phantasie aus und sachte die schon entbrannte Liebe in ihrem Herzen noch heftiger an. Nadine stellte sich vor, wie er, ihr geliebter Held, allein, von allen verkannt und gemieden, sich in einer unglücklichen Liebe verzehrte, weil sie, die ihn anbetete, von ihm durch eine unüberwindliche Mauer getrennt war, welche diejenigen Menschen zogen, die sie durch ihre fortwährende Fürsorge, Beobachtung und Freundlichkeit erdrückten und ihr jede freie Bewegung unmöglich machten. Ihre Gesundheit begann durch die fortwährende Aufregung zu leiden, die frischen Rosen auf ihren Wangen schwanden und machten einer durchsichtigen Blässe Platz.

Scheloboff allein verstand es mit richtigem Takte, dem Mädchen nicht lästig zu werden. Er bemerkte selbstverständlich die Veränderung in ihr, doch quälte er sie nicht durch Fragen nach ihrer Gesundheit, sondern suchte sie zu zerstreuen, war heiter und gesprächig, erkundigte sich nach vielem aus ihrem frühern Leben, wodurch er sie zum Erzählen brachte und sie in eine andere Stimmung versetzte.

Allmälich wurden ihr diese Besuche zu einer angenehmen Gewohnheit und sie begann dieselben zu vermissen, wenn er dienstlich behindert war und einige Tage fortblieb.

Auch Krinitzin war sehr verändert und allgemein fiel sein schlechtes Aussehen auf. Das matte Weiß seines Gesichts hatte einer krankhaften Blässe Platz gemacht, das Auge brannte fieberhaft und seine Haltung war nicht mehr so stolz und elegant wie früher. Die Leute flüsterten sich zu, daß er oft bei Mirobai weile, wodurch wohl das Wanken seiner Gesundheit erklärlich sei.

Eines Nachts überraschte er wieder seinen Burschen durch den Befehl, Abreck zu satteln. Es war nach Mitternacht. Hell leuchtete der Mond und ergoß sein Silberlicht über das Stille Fort. Alles schlief, kein Licht schimmerte in den Häusern und lautlose Stille herrschte umher. Das silberne Band des Flusses spiegelte die unzähligen, leuchtenden Sterne wider. Die

Luft war rein und klar und ließ alle Gegenstände auf weite Entfernung hin erkennen. Krinitzins Kopf brannte wie im Feuer, ihm war zu Mute, als hätte er glühende Kohlen im Gehirn. Als er sein Pferd bestiegen, fühlte er, daß er wankte und seine Kräfte ihn zu verlassen schienen. Abreck sah sich um und erkannte seinen Herrn, sonst hätte er glauben müssen, ein Fremder setze sich auf seinen Rücken, so matt und kraftlos war Krinitzin geworden. Im Schritt ging es durch das Stille Fort am Gorkinschen Hause vorüber. Krinitzin überließ sich vollkommen der Führung des Pferdes, und dieses wählte den ihm bekannten Weg durch den Fluß. Die im Sommer ausgebrannte Steppe, die jetzt Salz an der Oberfläche zeigte, dehnte sich in unendlicher, öder Fläche vor dem Reiter aus. Derselbe schien zu schlummern, und das Pferd, den lockern Zügel fühlend, reckte den Hals, schnupperte am Boden und sah scharf hin, sobald ihm etwas verdächtig schien.

Krinitzin empfand wohlthuend die scharfe Nachtluft, er öffnete die Augen und atmete freier.

„Auch du leidest, armes Kind!“ flüsterte er, an Nadine denkend. „Wenn du wüßtest, was in meiner Seele, in meinem Herzen vorgeht! Ich ertrage es nicht länger! Ich muß dich besitzen, du mußt mein werden! Ich reiße dich aus diesem elenden Winkel heraus, ich führe dich weit, weit fort! Mein ganzes Leben weihe ich dir und du wirst nie, niemals etwas erfahren!“

Seine erhitzte Phantasie begann einen Plan zu entwerfen. Er mußte Nadine sehen, koste es, was es wolle! Alle Hindernisse wollte er überwinden. Er wollte ihr zurufen: „Ich gehöre dir, komme zu mir!“ Und sie wird kommen. Es wird ihr geheim bleiben. Woher soll sie es erfahren? An ihrer kindlich reinen Brust wird sein gequältes Herz ausruhen. Ihre Unschuld wird ihm zum Schilde dienen, hinter dem die furchtbaren Bilder seiner Phantasie schwinden! Sie wird ihm gehören, ihm allein! Sie ist schön, er kann sie in Petersburg zeigen, sie wird ihm seine Carrière nicht verderben. Er muß nur fort von hier, fort! Doch nicht allein, sein ganzes Denken, sein ganzes Fühlen ist mit diesem Wesen verflochten! Ja, er muß es ausführen und bald!

Er horchte; es schien ihm, als ob sich ein Reiter in einiger Entfernung vor ihm befände. Ja, er hörte deutlich die Hufe des Pferdes. Der Gaul kam näher, doch langsam; es schien, als ob ein Mann denselben Weg verfolgte; bald wird Abreck ihn einholen.

Sonderbarerweise ging dieser aber ganz ruhig vorwärts, ohne zu wiehern. Sonst pflegte er schon von weitem die Nähe eines fremden Pferdes zu wittern und seine Ungeduld anzuzeigen. In der nächsten Minute mußte Krinitzin den Reiter einholen. Jetzt sah er den hintern Teil eines weißen Pferdes, den kurzen Schweif. Ja, da ist auch der Reiter, sein breiter Rücken, über den ein schmaler schwarzer Riemen über die linke Schulter herübergeht. Die Füße stecken in schweren Stiefeln, der Kopf ist etwas gesenkt... Gregor Krinitzin fuhr mit der Hand in die Tasche und — ein Zittern ging durch seine Glieder. Seine Finger haben dort einen Gegenstand berührt, der dort nicht sein konnte. Das war ein Totschläger, der aus vier massiven Stahlringen bestand, die zusammengeschweißt waren und an dem einen Ringe, dem Mittelfinger entsprechend, eine massive Erhöhung hatten. Ein Schlag von diesem Totschläger, von einer starken Hand ausgeführt, gegen den Kopf, mußte den Tod herbeiführen, und Gregor Krinitzin wußte doch bestimmt, daß er ihn dann sogleich in das tiefe Wasser geworfen hatte. Das schwere Stück Metall verursachte ein starkes Klatschen im Wasser, wobei ihm eine Last vom Herzen gefallen war.

Auf welche Weise kam dieser Totschläger jetzt wieder in seine Tasche? Woher kam der Reiter, den er vor sich sah?

Unmenschlich hieb er auf sein Pferd los und stürmte vorwärts. Die Erscheinung war verschwunden.

Nur sein armes, mißhandeltes Tier setzte sich stöhnend auf die Hinterbeine, da der Zügel krampfhaft straff gezogen wurde.

Doch was ist das? Im Gebüsche da kichert es; eine gebeugte Gestalt sieht ihn mit schrecklichen Augen an und flüstert: „Ich habe es gesehen, ich weiß alles!“

Ein neuer Schlag und ein verzweifelter Sprung Abrecks! Zugleich sieht Krinitzin, wie sich unter den Füßen seines Tieres ein Körper windet und sich an das Pferd klammert. Ein panischer Schrecken erfaßt ihn und teilt sich dem Pferde mit. Es wendet plötzlich um. Der dunkle Körper folgt in wildem Sprunge und setzt sich hinter den Sattel des Pferdes fest. Dieses stellt sich auf die Hinterbeine, wirft mit gewaltsamer Bewegung seinen Verfolger ab und fliegt vorwärts bis an den Fluß, springt hinein und bringt seinen Reiter glücklich an das andere Ufer.

Am andern Tage umgab eine Menge Menschen das Haus von Krinitzin. Der Bursche mußte immerfort erzählen, was dem Pferde geschehen sei.

„Das schöne Tier!“ sagte ein Mann, „es verdankt wohl nur seinen flinken Füßen, daß es davongekommen ist.“

„Es ist arg zugerichtet,“ meinte ein anderer, „seht doch, wie viel Blut auf dem Fußboden ist.“

„Ist der Doktor geholt?“

„Der sitzt schon seit einer Stunde beim Herrn, der Tierarzt ist auch im Stalle.“

„Wie geht es dem Herrn? Hat es ihn auch gepackt?“

„Nein, er iſt nur infolge des Schrecks erkrankt.“

Jetzt kam Scheloboff und beſichtigte das Pferd. Mit geſenktem Kopfe und matten Augen ſtand es zitternd da. Naſſe Umſchläge bedeckten die wunden Stellen und der Tierarzt verband das ausgerenkte Bein.

„Es iſt ein junger Tiger geweſen,“ ſagte er zu Scheloboff, „das ſieht man an den Spuren der Krallen, einem alten wäre es wohl nicht entkommen.“

Im Zimmer bei Gregor Kriniţin ſaßen der Arzt und der Kommandant.

„Sonderbar,“ meinte erſterer, „ein Mann, den man als mutig und kühn kennt, gerät durch Schreck in dieſen Zuſtand.“

„Was iſt es denn?“ fragte der Kommandant.

„Es ſcheint ein Starrkrampf zu ſein.“

Kriniţin lag wie eine ſtarre Leiche mit halbverſchloſſenen Augen regungslos da. Ein naſſes Handtuch kühlte ihm die Stirn. Der Doktor verſchrieb anregende Tropfen und empfahl dem Burſchen, den Umſchlag häufig zu wechſeln und für Ruhe im Zimmer zu ſorgen.

Der Kommandant verließ das Haus und traf den alten Gluchareff auf dem Hofe.

„Finden Sie es nicht ſonderbar, Herr Kommandant,“ begann dieſer, „daß er“ — damit wies er mit dem Finger nach dem Hauſe — „immer nachts dieſe Spazierritte unternimmt, immer in die Steppe, wo es geſchehen iſt?“

„Ja ſo; mir fällt es auch auf.“

„Auch bei Mirobai iſt er häufig; ſollte man nicht bei dem alten Schelm eine Hausſuchung abhalten?“

„Hm, hm,“ meinte der Kommandant, und flüſternd entfernten ſich beide.

Am Abend desſelben Tages verſammelten ſich, wie häufig, der alte Gluchareff, Scheloboff und der Prieſter bei Nadine, um eine Partie Whiſt zu ſpielen. Paul war auf Anraten des Vaters fortgeblieben, was das junge Mädchen mit Vergnügen bemerkte.

Sie ſaß am Samowar, goß den Herren den Thee ein und plauderte fröhlich mit Scheloboff.

„Wie geht es Kriniţin!“ fragte der Prieſter den alten Gluchareff, „waren Sie bei ihm?“

„Ja, heute morgen, da lag er wie tot da,“ antwortete dieſer. „Der Arzt meint, es ſei ein Starrkrampf, wer weiß, ob er aus demſelben erwacht!“

„Mein Gott, wie kann das gekommen ſein?“ fragte der Prieſter, „ein ſo junger Mann!“

Der alte Gluchareff neigte ſich zu ihm und flüſterte ihm etwas ins Ohr.

Der Prieſter wiegte nachdenklich das greiſe Haupt.

Scheloboff, der noch um ein Glas Thee bitten wollte, wandte ſich jetzt Nadine zu.

Doch was war das?

Alles Blut war aus ihrem Geſichte gewichen, geiſterbleich ſaß ſie da und ſah mit angſterfüllten Blicken nach den Sprechenden hin.

Scheloboff hatte die Empfindung, als packe eine kalte Hand an ſein Herz. War es möglich? Sollte ſie? . . . Nein, nein, das wäre zu ſchrecklich!

Er fühlte, daß er ſelbſt erbleichte, und in dem Gefühle, das Furchtbare den anderen zu verbergen, ſagte er: „Nun, Iwan Gluchareff, es iſt Zeit, daß wir uns an den Kartentiſch ſetzen, ſonſt wird es wieder ſpät, bis wir nach Hauſe kommen.“

Damit ſtand er auf und wandte ſich den Herren zu, die noch immer halblaut ſprachen.

Mechaniſch erhob ſich auch Nadine von ihrem Stuhl und ging langſam zum Fenſter, wo ſie ſich niederließ und hinausſtarrte. Sie fühlte ſich gelähmt an allen Gliedern. Das Schreckliche, das geſagt war und noch in ihren Ohren klang und ihr Verſtand doch nicht faſſen konnte, war zu überraſchend gekommen. Sie hatte ihn ja noch vor einigen Tagen vorbeireiten geſehen, ſein ſchönes Geſicht hatte wohl bleich und angegriffen ausgeſehen, doch jetzt ſollte er krank, ſterbenskrank ſein und ſie hatte davon nichts erfahren! Und wie teilnahmlos, wie kalt hatten die Männer davon geſprochen, wie herzlos!

Und ſie? Sie ſollte ihn nicht ſehen, nie mehr vielleicht! Er würde in ihrer nächſten Nähe ſeinen letzten Seufzer aushauchen, allein, ganz allein!

Sie verdeckte ihr Geſicht mit den zitternden Händen. Lange blieb ſie regungslos ſitzen; es kümmerte ſich, wie ſie glaubte, gottlob niemand um ſie.

Sie ahnte nicht, wie Schelobоffs Herz ſich krampfhaft zuſammenzog beim Gedanken an ſie, wie er mit Mühe die Karten in den Händen hielt und ſich fortwährend Rügen über ſeine Zerſtreutheit zuzog.

Endlich war die Partie zu Ende und die Herren brachen auf.

„Nun, Nadine, Sie waren heute ſo ſtill, ich habe Ihre Stimme kaum gehört,“ ſagte der alte Gluchareff, ſich verabſchiedend. „Sie vermißt doch Paul, wenn er fortbleibt,“ deutete er ſich dieſes auf ſeine Art.

Beim Fortgehen reichte Scheloboff Nadine die Hand; die ihrige war eiskalt. Er ſah ihr ins Geſicht; es war ſehr bleich, doch lag eine Feſtigkeit in demſelben, die ihn ſtutzig machte.

„Mein Gott, mein Gott, ſchütze du das arme Kind!“ murmelte er, als er nach Hauſe ging.

Nadine atmete auf; endlich war ſie allein, allein mit ihrer Angſt, mit ihrem Kummer.

Sie eilte in ihr Schlafzimmer und ſchloß die Tür; Aniſcha klopfte leiſe an, um ihr beim Auskleiden behilflich zu ſein, doch ſie ſchickte ſie fort.

Kopfſchüttelnd entfernte ſich die Alte.

Nadine warf ſich auf ihr Bett und verbarg ihr Geſicht in den Kiſſen. Es hämmerte in ihren Schläfen.

es brauste in ihren Ohren. Eine Weile lag sie regungslos da, überwältigt von der Angst ihrer Seele. Dann sprang sie auf.

„Ich muß ihn sehen!“ rief sie, „ich ertrage es nicht länger! Morgen ist es vielleicht zu spät. Noch einmal muß ich in sein liebes, schönes Gesicht blicken, nur noch einmal! Er stirbt und ist allein! O Gott, hilf mir!“

Verzweiflung erfaßte ihr junges Herz und willenlos gab sie sich der Leidenschaft hin, die seit langer Zeit ihr ganzes Wesen ergriffen, und unausgesprochen, zurückgedrängt in ihr Innerstes, jetzt in hellen Flammen auflohderte.

Sie sah nach der Uhr; es war elf. Noch etwas wollte sie warten, dann zu ihm eilen und noch einmal sein liebes Bild in sich aufnehmen. Er war bewußtlos, er würde es nie erfahren, morgen schon gehörte er vielleicht nicht mehr zu den Lebenden.

Nach einiger Zeit horchte sie; alles war still. Sie nahm ein Tuch um die Schultern, öffnete leise die Thür, durchschritt rasch die Zimmer und gelangte ungestört an die Balkonthür. Diese war verschlossen, doch der Schlüssel steckte im Schloß. Es gelang ihr, geräuschlos auf den Balkon und von da in den Garten zu gelangen. Das Pförtchen war nur durch einen Riegel geschlossen, sie schob ihn zurück und atmete auf, sie stand auf der Straße! Ein rauher Wind pfiff ihr entgegen; ihr fröstelte und sie zog enger das Tuch um die Schultern. Ihr Kopf brannte und sie zitterte vor Aufregung und Kälte. Leise und rasch ging sie vorwärts. Alles war still, kein Mensch zu sehen. Wie ein Schatten glitt sie an den Häusern vorbei, bog dann in eine Seitengasse und hielt dann inne. Noch einige Schritte und das kleine Häuschen, das er bewohnte, lag vor ihr. Ihr Herz klopfte als wollte es die zarte Hülle sprengen. Sie rang nach Atem und hielt die Hände auf die wogende Brust, dann schritt sie wieder vorwärts. An der Schwelle blieb sie noch einmal stehen. Einige Stufen führten zur Thür, die nur angelehnt war, da der Arzt empfohlen hatte, frische Luft hineinzulassen. Leise schlüpfte Nadine durch und befand sich in einem Korridor, in welchem eine Thür, die offen stand, in Krinitzins Zimmer führte. Wie ein Schatten glitt sie über die Schwelle und blieb stehen. An der Seitenwand sah sie Gregor Krinitzin in den Kissen liegen, bleich und regungslos wie eine Leiche. Eine Nachtlampe erhellte matt den Raum; neben dem Bette saß der Bursche fest eingeschlafen.

Nadinens Herz zog sich krampfhaft zusammen, Thränen strömten über ihre Wangen und sie konnte sich kaum auf den Füßen halten vor Schmerz und Weh.

Da bewegten sich des Kranken Lippen.

„Nadine!“ kam es leise hervor.

Sie rührte sich nicht, wie angewurzelt vor Schreck und Scham stand sie einer Bildsäule gleich da.

„Nadine!“ sagte er noch einmal. „Komm her zu mir und nimm Du die Last von meiner Brust!“

Nadine wagte kaum zu atmen.

„Du kommst nicht!“ rief er und richtetete sich auf. „Engel, kannst Du mir nicht vergeben, willst Du mir nicht helfen? Nein, nein, Du kannst nicht kommen, es liegt zwischen uns! Siehst Du den Nacken, das graue Haar, die schreckliche Wunde, das Blut! Fort, fort!“

Er schloß die Augen und sank in die Kissen zurück, dann begann er von neuem:

„Nadine, Dich liebe ich, Dich ganz allein in der Welt; komm zu mir! Dir will es sagen; ich muß mein Herz erleichtern ... ich habe es gethan, ich habe ihn gemordet! Wir waren allein ... das Geld! Ich bin der Mörder Deines Vaters!“

Ein gellender Schrei tönte durch das Zimmer und Nadine floh wie von Furien verfolgt. Im nächsten Augenblicke war sie auf der Straße. Hier verließen sie ihre Kräfte, sie wankte und stützte sich an einen Baum. Alles um sie her schien zusammenzustürzen und sie selbst in eine Tiefe hinabzugleiten. In ihren Ohren brauste es und sie fühlte, wie ihr die Besinnung schwand.

In diesem Augenblicke erfaßten zwei kräftige Arme die halb Ohnmächtige und trugen sie fort. Sie ließ es willenlos geschehen, ohne zu fragen wohin. Die furchtbaren Worte hallten in ihr wider. „Mörder, Mörder!“ klang es in ihr und stieß an ihr unglückliches Herz, als ob es dasselbe zerschmettern wollte.

XV.

Scheloboff war in großer Aufregung nach Hause zurückgekehrt. Er wiederholte sich immer wieder die Scene am Theetische und immer mehr gewann er die Ueberzeugung, daß Nadine Krinitzin liebte. Der kräftige, sonst so ruhige Mann war tief erschüttert und bemühte sich vergebens, seinen Gleichmut wieder zu gewinnen. Ein tiefes Weh erfüllte sein Herz und Thränen traten ihm in die Augen.

„Alter Knabe,“ murmelte er leise, „du wirst schwach; wie konntest du dein Herz an ein Kind hängen!“

Es war so beklommen im Zimmer, er konnte kaum atmen. Er riß das Fenster auf und bog sich hinaus. Die kalte Nachtluft berührte wohlthuend seine Stirn und drang in das Zimmer. Er starrte in die Finsternis.

Doch was war das? Schlüpfte nicht eine Gestalt an der andern Seite vorüber? Wer konnte das sein? Eine furchtbare Angst ergriff ihn ... „Sollte Nadine ... Unselige!“

Damit stürzte er auf die Straße. Die Gestalt

hatte einen bedeutenden Vorsprung, doch sah er sie in einiger Entfernung. Rasch folgte er ihr. Nun war sie verschwunden. Scheloboffs Herz klopfte heftig. Hier bog die Straße ein, in welcher Krinitzins Haus lag. Sollte sie wirklich? ... Der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er bog um die Ecke, niemand war zu sehen. Er beschloß zu warten und blieb im Schatten eines Hauses stehen. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da — ein Schrei — eine fliehende Gestalt und er hielt Nadine in den Armen. Mit raschen Schritten eilte er ihrem Hause zu. Das Pförtchen war offen, die Balkonthür nur angelehnt. Niemand hatte ihn gesehen, bis er seine Last auf das Bett niedergelegt hatte. Ein heftiger Frost schüttelte Nadinens Glieder und ihre Zähne schlugen an einander, ihr Kopf brannte und die Augen blickten wirr und unstät umher. Sie schien Scheloboff nicht zu kennen und ihre Lippen blieben geschlossen.

Der Kapitän klopfte an Anischas Thür.

„Wer ist da?" fragte diese erschreckt.

„Anischa, ich bin es, der Kapitän Scheloboff, ziehe Dich an und komm heraus."

In einigen Minuten erschien sie auf der Schwelle.

„Ich bemerkte soeben zu Hause," begann Scheloboff, „daß mir mein silbernes Cigarrenetui fehlt, und da bin ich, obgleich es schon spät ist, noch hergekommen, um zu sehen, ob ich es vielleicht hier verloren habe. Leuchte mir, ich will im Empfangszimmer nachsehen."

Bereitwillig begann die Alte den vermißten Gegenstand zu suchen. Scheloboff fand ihn denn auch nach einiger Zeit unter einem Lehnstuhle.

„Ich danke Dir," sagte er, „es ist ein Andenken, deshalb war ich so besorgt. Was macht Nadeschda Fedorowna? Sie sah gestern abend so bleich aus. Geh doch hinein und sieh, ob sie gut schläft."

Anischa that wie ihr befohlen und kehrte gleich darauf erschreckt zurück. „Das Fräulein liegt angekleidet auf dem Bette und hat das Fieber, sie zittert am ganzen Körper."

„Ich fürchtete es schon," sagte Scheloboff, „man bekommt es hier nur zu leicht, wenn man an das Klima nicht gewöhnt ist. Stelle sogleich den Samowar auf, koche Thee und bringe ihn dem Fräulein, vielleicht thut er ihr wohl, und sobald es Tag wird, schicke Silantij nach dem Doktor. Ich komme morgen früh und erkundige mich nach ihrem Befinden. Aber Anischa, Du wirst alt, Du hast die Balkonthür offen gelassen."

„Nein, Herr Kapitän, ich habe sie zugeschlossen."

„Du siehst doch, daß ich hereingekommen bin."

„Ich könnte schwören, daß ich sie zugeschlossen habe. Sollte mein Kopf so schwach sein? Doch es soll nicht wieder vorkommen."

Kopfschüttelnd begleitete sie den Kapitän, dann begab sie sich in die Küche, um ihrem Lieblinge den Thee zu kochen.

*

Krinitzin war bei dem gellenden Schrei zusammengezuckt. Sein schwankendes Bewußtsein kehrte plötzlich zurück und er sah sich mit großen, offenen Augen um.

Der Bursche war auch erschreckt, erwacht und rieb sich die Augen.

„Wer war hier?" fragte Krinitzin.

„Niemand," antwortete dieser und machte das Zeichen des Kreuzes. „Ich habe niemand gesehen."

Den nächsten Tag fand der Arzt Krinitzin viel besser, empfahl ihm Schonung und erklärte die Krankheit für eine Ueberreizung der Nerven, die er dem Genusse von Opium zuschrieb. Ueber die Vorgänge der Nacht konnte Krinitzin sich kein klares Bild machen, er mochte noch so sehr grübeln und denken. Ein gellender Schrei klang in seinen Ohren und verursachte ihm eine Furcht, die er nicht erklären konnte. Er mußte fort, das fühlte er instinktiv, und jedesmal, sobald er an Nadine dachte, mußte er sich den Schrei vergegenwärtigen. Von Minute zu Minute steigerte sich sein Entschluß, sich ernstlich zur Reise zu rüsten, und er begann, sobald er sich hergestellt fühlte, die notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

„Morgen muß ich das Geld bei Mirobai holen," sagte er eines Tages zu sich; „dann geht es fort. Es ist hohe Zeit; Gott weiß, was ich in meinen Phantasien mag ausgeplaudert haben."

Den nächsten Abend begab er sich nach Beschariek. Dort wimmelte es von Menschen, da gerade ein mohammedanischer Feiertag die Bevölkerung auf dem Platze und im Wirtshause versammelt hatte. Veranda, Garten und Zimmer, alles war besetzt und Krinitzin fand nur mit Mühe einen freien Platz.

Verdrießlich hierüber, winkte er Mirobai zu sich und sagte ihm halblaut einige Worte.

„Du siehst, gnädiger Herr, heute ist es nicht möglich," erwiderte dieser achselzuckend, „ich kann Dir kein leeres Zimmer anbieten, und in Gegenwart anderer ..."

Krinitzin machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Dann komme ich morgen abend um sechs Uhr, halte es bereit."

„Gewiß, gewiß, gnädiger Herr, ich erwarte Dich morgen um sechs Uhr und übergebe Dir alles, was Du mir anvertraut hast."

Krinitzin schlürfte eine Tasse Thee, rauchte eine Pfeife und begab sich auf den Rückweg, nicht wenig verstimmt über seinen erfolglosen Besuch.

„Wenn ich es doch schon bei mir hätte und damit weit fort wäre!" murmelte er, sich zu Bett legend: eine fieberhafte Unruhe ließ ihn lange nicht einschlafen, und erst gegen Morgen verfiel er in einen festen Schlaf.

Den nächsten Nachmittag begab er sich von neuem nach Bescharick. Sein Blick war finster, und düster lag es auf seiner Stirn. Warum war er nicht froh? Sein inniger Wunsch, den verhaßten Ort zu verlassen, sollte nun ja in Erfüllung gehen! Nein! er war nicht froh!

„Nadine, Nadine!" dachte er, dann tönte ein Schrei in seinen Ohren und packte ihn ans Herz.

„Unsinn!" murmelte er und trieb sein Pferd an. „Ich muß fort, hier werde ich noch verrückt!"

In Bescharick kam ihm wie immer Alibai entgegen und erkundigte sich nach Abreck.

„Wo ist Dein Vater?" fragte Krinitzin.

Der Junge schien die Frage überhört zu haben.

„Wünschen Sie Thee, eine Pfeife oder sonst etwas?" fragte er.

„Sage Deinem Vater, daß ich gekommen bin und ihn allein sprechen will. Ist das blaue Kabinet leer?"

„Ja wohl."

„Ich werde ihn dort erwarten."

Alibai ging schweigend fort.

Gregor Krinitzin begab sich in das kleine Zimmer und ging mit nervösen Schritten auf und ab. Warum zögerte der Alte, er hatte ihm doch die Stunde bestimmt?

Endlich ging die Thür auf und Mamun erschien auf der Schwelle.

Er trat auf den Kapitän zu und überreichte ihm eine lederne, versiegelte Brieftasche.

„Mein Vater hat mir aufgetragen, Ihnen, gnädiger Herr, diese Brieftasche zu übergeben."

„Dein Vater? Warum kommt er nicht selbst?"

„Er ist heute morgen fortgefahren."

„Fortgefahren? Wohin?"

„Nach Buchara, um Einkäufe zu machen."

„Nach Buchara! Du lügst, Junge!" rief Krinitzin wütend. „Auf wie lange?"

„Auf drei Monate, Herr."

Krinitzin faßte krampfhaft die Tasche, seine Züge verzerrten sich, es schien, als wolle er den Jungen an der Kehle packen, doch dieser war mit einem Sprunge an der Thür. Krinitzin knirschte mit den Zähnen und warf sich stöhnend in einen Sessel. Mit zitternden Händen riß er die Siegel auf und schüttelte den Inhalt der Tasche auf den Tisch. Es waren zehntausend Rubel.

„Elender Betrüger, Schuft, Dieb!" rief er aufspringend. „Ich werde ihn mit meinen Händen erdrosseln! In Stücke werde ich ihn reißen!" Er rannte wie ein wildes Tier im Käfig auf und ab.

Dann ließ er sich wieder in den Stuhl sinken und begann zu überlegen.

Mirobai war selbstverständlich nicht in Buchara, doch was half ihm das? Zeugen hatte er natürlich keine gehabt, als er ihm die Summe eingehändigt, und Mirobai wußte genau, wie sehr er ein gerichtliches Vorgehen zu scheuen hatte. Was blieb ihm da zu thun übrig? Er mußte schweigen und schweigend sich von diesem Schuft bestehlen lassen! Wütend ballte er die Faust, seine Augen rollten wild, er glaubte wahnsinnig zu werden. Endlich raffte er sich auf und trat auf die Veranda. Ein Knecht stand auf dem Hofe und hielt sein Pferd. Weder Alibai noch Mamun ließen sich sehen.

Schweigend stieg Krinitzin auf und ritt zum Thor hinaus, doch nicht stramm und elegant wie immer, nein, seine Haltung war nachlässig, in sich geknickt, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

*

Nach einer schlaflosen Nacht begab sich Scheloboff um acht Uhr morgens zu Nadine und nahm den Platz an ihrem Bette ein, als ob dieses ganz selbstverständlich sei.

Sie lag in heftigen Fieberphantasien ohne Besinnung da und schien weder die kalten Umschläge, die er fortwährend auf ihre brennende Stirn legte, noch den Druck seiner Hand zu fühlen, wenn er die ihre berührte.

Kummervoll und traurig blickte sein treues Auge auf das junge Leben, das mit dem Tode rang. Zu grausam, zu unerwartet hatte der Schlag das junge, zarte Herz getroffen und die heiße, leidenschaftliche Liebe darin vernichtet. Würde sie in diesem Kampfe nicht unterliegen? Würde sie die Kraft haben, aus den Trümmern dieser Liebe sich dem Leben wieder zu erschließen, das ihr beim ersten Schritte den Glauben an die Menschheit raubte und ihr thörichtes, unschuldiges Herz einem Unwürdigen, einem Verbrecher zugeführt hatte! Tag auf Tag verging in banger Sorge, in qualvoller Angst. Nur auf die Widerstandsfähigkeit der Jugend, auf die Elastizität ihrer sechzehn Jahre hoffte der Arzt, und diese Hoffnung bewährte sich endlich.

Es war ein heller Tag; die Sonne stahl sich trotz des verhängten Fensters durch eine Ritze hindurch und warf einen hellen Streifen auf die rosige Tapete in Nadinens Zimmer; die Blumen an derselben gewannen fast natürliche Farbe und Leben.

Scheloboff saß auf einem Stuhle am Bette, Anischa am Fußende desselben auf einem Bänkchen.

Da — Scheloboff traute seinen Augen kaum, — schlug Nadine, die lange still wie im Schlummer gelegen hatte, die schönen Augen auf und sah sich verständnisvoll im Zimmer um; dann fiel ihr Blick auf ihn, sie lächelte schwach und reichte ihm die Hand. Er erfaßte sie, drückte sie und Thränen stürzten aus seinen Augen. Es war ihm, als ob nach langer, langer Nacht endlich der Tag angebrochen, als ob

die Sonne wieder aufging über seinem armen, gequälten Herzen! Sie schien es nicht zu bemerken. Mit geschlossenen Augen lag sie da und rührte sich nicht. Plötzlich hob sich krampfhaft ihre Brust; sie bebte am ganzen Körper, schluchzte laut auf, und ein Thränenstrom benetzte ihr bleiches, abgemagertes Gesicht.

Anischa sprang erschreckt auf.

„Nadeschda Fedorowna, mein Täubchen, was ist Ihnen? Warum weinen Sie, mein Liebling?“ rief sie.

„Still, störe sie nicht!“ flüsterte Scheloboff, „laß sie weinen, diese Thränen werden ihr Erleichterung schaffen.“

Er dankte Gott für diese Thränen. Nun hoffte er wieder; nun konnte ihm sein liebes, kleines Mädchen erhalten bleiben!“

Langsam, sehr langsam ging die Genesung vorwärts. Das kranke Gemüt ließ den Körper nicht rasch gesunden und nur die Zeit konnte hier ihre heilende, mildernde Wirkung ausüben.

Der Winter war vorüber, schon grünte und knospte es im Garten und noch immer wollten die Kräfte nicht wiederkehren; noch immer lag ein geistiger Starrkrampf über dem ganzen Wesen des jungen Mädchens.

Unermüdlich setzte Scheloboff täglich seine Aufgabe als Seelenarzt fort.

In der Mittagsstunde, wo die Sonne so herrlich warm schien, wo im Garten die Vögel dem Frühlinge entgegenjauchzten und den keimenden Gräsern und Knospen kräftiger Duft entströmte, lag Nadine in einem Schaukelstuhle auf der Veranda, und er las ihr mit seiner angenehmen Stimme aus einem Buche vor, wobei er gewöhnlich etwas Erheiterndes wählte, was zerstreuend auf ihr Gemüt wirkte. Wie freute er sich, wenn sie lächelte, wenn ihr Blick sich belebte und sie eine Bemerkung machte. Allmälich wollte es ihm scheinen, als leuchte ihr Auge auf, wenn er über die Schwelle trat, oder war es Täuschung gewesen?

Nein, er hatte sich nicht geirrt. Sie hatte sich an sein ruhiges, heiteres Wesen, das so wohlthuend auf sie wirkte, gewöhnt, und seine Anwesenheit gehörte allmälich zu ihrem Leben. Seine edlen und festen Ansichten über alle Lebensfragen, die er absichtslos und doch bestimmt äußerte, seine Ehrenhaftigkeit, die sich in jedem Worte verriet, und die treuen Augen, die so besorgt, so innig auf ihr ruhten, alles dies wirkte heilend auf ihr wundes Herz, auf ihr krankes Gemüt. Das feine Verständnis dessen, was in ihrer Seele vorging, gab ihm Worte ein, die ihrem schwankenden, irrenden Herzen einen Halt verliehen und ihr aus der wilden Verwirrung ihrer Gefühle emporhalfen zum Licht und zur Klarheit.

Aus ihren Phantasien während der Krankheit, in welchen das Wort „Mörder“ öfters an sein Ohr schlug, aus ihrer wilden Flucht nach dem gellenden Schrei in der schrecklichen Nacht hat er kombinirt, daß Krinitzin sich durch ein Wort verraten und damit die Verzweiflung, aber auch die Genesung von der unheilvollen Leidenschaft bei dem jungen Mädchen bewirkt hatte. Nie wurde sein Name von ihnen beiden genannt, und er wußte nicht einmal, ob sie von seiner im Herbste erfolgten Abreise gehört hatte.

So war der Mai herangekommen. In der üppigen Pracht der südlichen Vegetation prangte der Garten des Gorkinschen Hauses. Ein berauschender Duft entströmte den Blüten von Bäumen und Sträuchern und erfüllte die Luft, in der Bienen summten und Schmetterlinge schwirrten. Nadine ging langsam auf und ab, sich hie und da zu einer Blume neigend oder sie pflückend. Die Blässe ihres Gesichts hatte einer rosigen Färbung Platz gemacht, und der schmerzliche Zug, der seit Monaten um ihren Mund gelegen, begann zu schwinden. Sie horchte auf das Läuten der Glocken, das hell und friedlich von der Kirche herübertönte. Es war Sonntag und der Gottesdienst soeben beendet. Jetzt knarrte das Pförtchen, Nadine sah auf, Scheloboff trat in den Garten. Fröhlich lief sie ihm entgegen. Wie lieblich, wie reizend erschien sie ihm in dem weißen Mullkleide mit den lila Schleifen auf den Schultern!

„Kommen Sie, mein Freund,“ rief sie, „ich muß Ihnen eine Blume zeigen, die über Nacht erblüht ist.“

Sie zog ihn an der Hand in einen Seitenweg.

„Ich habe Sie in der Kirche gesucht, Nadine,“ sagte er. „Sie hatten mir doch versprochen, hinzugehen. Die Menschen wundern sich, daß Sie sich nirgends zeigen, und es ist Zeit, Ihrem Einsiedlerleben ein Ende zu machen.“

Nadine schwieg.

Eine sonderbare Scheu hielt sie zurück, mit anderen Menschen zusammenzukommen. Es war ihr, als müßten diejenigen, die sich in richtigem Gefühle von ihm abgewandt hatten, in ihrer Seele lesen, daß sie, sie allein ihn lieben konnte, den Verbrecher, den Mörder!

Scheloboff sah, wie ein Schatten sich auf ihr Gesicht lagerte.

„Wissen Sie eine Neuigkeit?“ begann er.

„Nun?“

„Paul Gluchareff hat sich mit Grunja verlobt!“

„Das ist reizend!“ rief sie und klatschte in die Hände.

„Grunja liebt ihn schon lange,“ fuhr Scheloboff fort, „und hat furchtbare Qualen ausgestanden, als er sich so sehr in Sie, Nadine, verliebte; nun haben sich beide gefunden!“

Jetzt erschien Silantij und meldete, daß das Frühstück auf der Veranda bereit sei.

Heiter plaudernd schlugen sie ihren Weg dorthin ein.

„Wissen Sie, Nadine," begann Scheloboff nach einer Weile, „daß ich auf einige Zeit fort muß?"

Sie ließ Messer und Gabel fallen und sah bestürzt auf ihn.

„Fort? Wohin?"

„Es wird ein Transport nach Samarkand geschickt, den soll ich begleiten."

„Also auf einige Wochen?"

„Ja. Wollen Sie nicht, daß ich fortgehe?" fragte er mit bewegter Stimme.

Sie schwieg.

Nach einer Weile sagte sie ernst: „Nein, ich will nicht; Sie sollen immer bei mir bleiben, Sie müssen immer bei mir sein, ich will ohne Sie nicht leben, denn ich liebe Sie."

„Nadine!" rief er zitternd, „was sagen Sie? Scherzen Sie nicht mit mir? Ich bin vierzig Jahre alt und Sie ein sechzehnjähriges Kind!"

„Nein, ich bin kein Kind mehr!" sagte sie mit Nachdruck; „übrigens werde ich nächste Woche siebenzehn!"

„Nadine, Nadine!" rief er entzückt, „willst Du wirklich mein Weib werden? Mein Engel, mein kleines Mädchen!"

„Ja," sagte sie leise und legte ihre Hand in die seinige.

Da konnte er sich nicht länger halten, er drückte sie an seine starke Brust, an sein warmes, treues, liebendes Herz.

„Dann gehen wir zusammen zur Kirche," sagte sie.

Silantij kam in diesem Augenblicke herein.

„Silantij," rief sie ihm vergnügt zu, „gratulire mir, ich bin Braut! Hier ist mein Bräutigam, und Du sollst auf unserer Hochzeit tanzen!"

*

Wieder läuteten die Glocken im Stillen Fort und alles eilte zur Kirche. Niemand wollte heute fehlen, jeder wollte sich die schöne Braut ansehen. Dicht gedrängt standen die Menschen zusammen, nur der mittlere Gang, der mit einem Teppiche belegt, war freigelassen.

Jetzt kam der Adjutant Potsunkoff hereingestürzt und meldete dem Kommandanten, der mit seinen Damen ganz vorn stand: „Sie kommt!"

Die Thür wurde weit geöffnet und am Arme des alten Gluchareff trat Nadine herein, strahlend in Jugend und Schönheit. Das weiße, weiche Seidenkleid schmiegte sich um die feine, elegante Gestalt und duftige Wellen des Spitzenschleiers umwallten das hübsche Köpfchen. Die Sänger stimmten den Lobgesang an und Nadine trat vor den Altar, wo trunken vor Glück und Seligkeit Scheloboff sie empfing.

Nach vollzogener Trauung versammelten sich die Galadamen im Gorkinschen Hause zum fröhlichen Mahle, worauf ein Reisewagen vorfuhr und das junge Paar den Bewohnern des Stillen Forts entzog. In dem schönen Taschkent wollte es ungestört die Flitterwochen verbringen.

Eines Abends, als Nadine von der Hitze des Tages sich etwas angegriffen fühlte, machte der Kapitän allein einen Gang durch die Stadt, um einen Einkauf zu besorgen. Plötzlich stand Grunin, der treffliche Untersuchungsrichter, vor ihm auf der Straße.

„Wie erfreut bin ich, Sie zu sehen!" rief er vergnügt, nahm Scheloboff unter den Arm und die beiden schlenderten die Straße auf und ab und plauderten über dieses und jenes.

„Haben Sie schon die schreckliche Nachricht von Krinitzin gehört?" fragte Grunin.

Scheloboff zuckte bei diesem Namen zusammen.

„Nein, was ist's?" fragte er.

„Stellen Sie sich vor, man schreibt mir aus Petersburg, er habe sich erschossen! Schrecklich, furchtbar und unbegreiflich! Ein Mensch, dem alles offen stand, der gewiß Carrière gemacht hätte! Und denken Sie sich, niemand kennt die Beweggründe der unseligen That — es muß in einem Anfall von Wahnsinn geschehen sein. Ich fand ihn übrigens schon bei meinem Besuche im Stillen Fort sehr aufgeregt." Er plauderte noch eine Weile, dann trennten sich die beiden Männer, und Scheloboff dankte Gott, daß ihm die Nachricht nicht in Gegenwart seiner angebeteten Nadine mitgeteilt worden war.

Nach einem Monate kehrten sie heim in ihr hübsches, wohnliches Nestchen, wo Nadine an der Seite ihres guten Mannes ein stilles, ungetrübtes Glück genoß.

Der Bildſchnitzer und der Kalif.

Von

Auſtin Dobſon.

Mein Märlein hebt im Oſten an.
Weil's morgenländiſch? 's denkt nicht dran!
Nein, dorthin ſchickt ich's einetwegen,
Sein Gleichnis nicht zu nah' zu legen,
Zu rühren nicht mit frevler Hand
Ans liebvertraute Vaterland.

Harun Alraſchid in den Tagen,
Als ihn ein unſtät wandernd Wagen
Durch Bagdads Gäng' und Gäßchen führte,
Wo er nach Gut und Böſem ſpürte
Zur Abendzeit, fand im Bazar,
Juſt wo der Aermſten Standort war,
Bildſchnitzend einen. — Schön und zart
Sein Werk und von beſond'rer Art;
An ſinnvollen Figuren reich —
Klar nur dem Kenner'ang' ſogleich —
Der Geiſteswerkſtatt Traumgeſichte
Von Künſtlerhand gebracht zum Lichte.
Bis ſpät die Sonne Abſchied nahm,
Schnitzt' der und ſchnitzt'!... Doch keiner kam —
Scheelblickend träte denn ein Jude,
Ein Grieche, ſcharfgeäugt, zur Bude,
Die Ware ſchmälernd, nach der Wage
Einkaufend eines Monats Plage,
Und übers Meer im Fluge fort
Sie führend in des Reichen Hort.

Und nun ſeit lang kein Käufer mehr,
Die Glieder ſtreckt' er ſorgenſchwer
Im Laden aus. So traf zur Stunde
Ihn der Kalif. Den Stab zum Grunde
Warf er: „He! du dort! Haſt vergeſſen
Dein Krammerk gänzlich? Gutes Eſſen
Bringt Schlaf dir?" „Mir?" verſetzt der Mann,
„Sag ſelber, ob ich eſſen kann,
Wenn keiner kauft?" „Steht's ſo?" rief leiſe
Der andre, „ich ſprach ſcherzesweiſe.
Nimm denn dies Geld ... nimm noch dazu,
Freund, einen Rat; erprob ihn du.
Soll für den großen Markt ſie ſein,
Iſt deine Kunſt zu fremd — zu fein.
Solch zierlich Bildwerk kann nichts nützen.
Aus gröberm Holze mußt du ſchnitzen
Und Stoffe wählen, laß mich's ſagen,
Die Erdenkleider an ſich tragen,
Nicht Luftgeſpinnſte. Kannſt beſchreiben
Das Fiſchervolk — des Handels Treiben —
Der Boten Hin- und Wiedereilen —
Der Nachbarn grüßendes Verweilen —
Dies — dies iſt hell erſichtlich allen,
Und allen wird's darum gefallen.
Endlich (ich rate gut und weiſe)
Nimm du das Dreifache vom Preiſe."

Der Bildner ſtand und ſeufzte tief.
Wahr ſprach, er wußt' es, der Kalif.
Von dem Tag an ſchuf ſeine Hand
Nur, was die ganze Welt verſtand.
Kräft'ger ſein Schnitt, ſein Muſter klar
Und dreifach auch ſein Maßſtab war.
Dreifach bezahlt's die Menge munter,
— Der Künſtler! je nun — der ging unter.

Weihnachten in der Heimat des Rindenbrotes.

Von

Karl Tavaſtſtjerna.

Antti Metsäntauſta liegt auf dem Ofen ſeiner Neubauhütte in dumpfem Sinnen. Er grübelt über Gegenwart und Zukunft nach, ohne ſich von den Kindern ſtören zu laſſen, die auf dem ſchwarzen Fußboden eine Art Spiel treiben. Das Spiel heißt „Eſſen“ und wird mit Holzſtücken ſtatt des Brotes und mit einem leeren Dünnbierkrug geſpielt.

Antti Metsäntauſta hat ſeit heute früh auf dem Ofen gelegen, als ſeine Frau ſich auf den Weg nach dem Nachbardorfe machte, das, wenn man den Richtweg durch den Wald nimmt, eine halbe Meile vom Gehöft entfernt liegt. Jetzt müßte ſie nachgerade heimkehren, und um ſich das Warten zu verkürzen, ſteigt Antti vom Ofen herab und geht zum Herdfeuer; nachdem er ein neues Holzſcheit auf die Glut gelegt und durch Blaſen zum Brennen gebracht hat, zündet er den ſchon ausgebrannten Bodenſatz in ſeiner kurzen Pfeife noch einmal an. Das Spiel der Kinder wird für einen Augenblick weniger laut; als aber die knochige Geſtalt in der groben, ſchmutziggrauen Linnenkleidung wieder im Dunkel auf dem Ofen verſchwunden iſt, beginnt es aufs neue, lebhafter als zuvor. Sie ſehen einen glühenden Punkt da oben im Dunkeln glimmen und hören das Kniſtern der widerwillig brennenden Tabaksreſte in der Pfeife. Bald darauf laſſen ſich tiefe und regelmäßige, ab und zu von einem leichten Schnarchen unterbrochene Atemzüge vernehmen.

Die Stube iſt zum Teil von ſchwachem, weißem Winterlichte erhellt, dem es gelungen iſt, durch die eiſigen Scheiben hereinzudringen, die hie und da mittelſt Holzſpänen zuſammengeflickt ſind — zum Teil auch von den beiden verglühenden Holzſcheiten auf dem Herde, die nach und nach in Aſche zuſammenfallen. Die Beleuchtung erſtreckt ſich etwa drei Ellen hoch über den ſchwarzen Fußboden; dann beginnt der Ruß, auf welchem an Stellen, wo Wände und Sparren von vorbeiſtreifenden Händen und Kleidungsſtücken blank polirt ſind, glänzende Lichtreflexe ſpielen. Rings um die Wände abgenutzte, maſſive Bänke; oberhalb dieſer ein Wandſchrank, etliche Kleidungsſtücke, ein neuer, weißer Schafpelz, eine Pelzmütze, ein Feuerſteingewehr. Ein Dritteil der Stube nimmt der große, an ſeiner Vorderſeite mit Kalk übertünchte Ofen ein, deſſen weiße Farbe jedoch ſchon längſt im Ruß ertrunken iſt. Das zweite Dritteil nimmt der leere Speiſetiſch unter dem Fenſter ein. Er iſt das einzige Weiße in der räucherigen Stube, welche er mit ſeiner großen, öden, vom Scheuerſande abgeriebenen Fläche zu erhellen ſcheint. Das letzte Dritteil haben die vier Kinder mit ihrem Spiel in Anſpruch genommen; das jüngſte ſitzt in der Wiege, von wo aus es jedoch in lebhafteſter Weiſe am Spiele teilnimmt.

Die Stube zeugt von einem gewiſſen Wohlſtande. Der Ruß iſt ſchwarz ohne abzufärben und gleicht einem abſichtlich aufgetragenen, natürlichen Oelfarbeanſtriche; das Hausgerät iſt ſauber und die Kinder ſcheinen nicht übermäßig zerlumpt. Dieſer Eindruck wird noch durch das ferne, dumpfe Brüllen einer Kuh erhöht, das von den anſpruchsloſen Wirtſchaftsgebäuden herüberklingt.

Zehn Meilen rings umher liegt das Kirchſpiel Kuuſamo — die uralte Heimſtätte des Rindenbrotes — und da gibt es andere Hütten, die weder Schornſtein noch Herd noch Wirtſchaftsgebäude haben, wo aber die Kuh, Schafe und Hühner die Stube der Bewohner teilen. Der Beſitz eines Pferdes iſt für die meiſten von dieſen ein Gegenſtand ferner Zukunftswünſche, ein kühner Traum, der ſich vielleicht bei einem künftigen Geſchlecht, etwa nach einem Jahrhundert oder ſo, verwirklichen wird.

In dem Wohlſtande dieſes Hofes mangelt nur eines, nämlich Brot. Deshalb ſpielen die Kinder Eſſens mit Holzſtücken und einem leeren Bierkrug und deshalb liegt der Hausvater ſchläfrig auf dem Ofen. Plötzlich halten die Kinder inne in ihrem Spiel und lauſchen. Tritte knirſchen draußen in der Kälte, ein Paar weicher Sohlen ſchaben den Schnee an den beeiſten Stufen der Treppe ab, eine Hand greift an die Thür, ſie öffnet ſich knarrend und umgeben von einer Wolke eiſigkalter Winterluft tritt

eine Frau gleich einer Erſcheinung in die Stube, bis über die Ohren in weißbereifte Kleider gehüllt.

Eilig ſchließt ſie die Thür hinter ſich, die Wolke löſt ſich auf, die Kinder umringen ſie, während das jüngſte, welches noch nicht gehen kann, aus der Wiege krabbelt, auf den Boden purzelt und aus voller Kehle zu ſchreien beginnt. Mit einer gewohnheitsmäßigen Geberde hebt die Frau es auf und drückt es liebkoſend an ihre bereifte Bruſt, unbekümmert um das noch gellendere Geſchrei des Kindes. Dann geht ſie ſchnell zum Ofen, ſchaut hinauf nach ihrem Manne, gewahrt im Dunkel das weißgraue Linnenzeug und ſagt mit herber Betonung:

„Hör einmal, Antti, jetzt bleibt Dir nichts anderes übrig, als aufzuſtehen und Dich auf den Weg nach dem Kirchdorf zu machen.“

„Nanu,“ klingt die Antwort herab, „noch brennt's wohl nicht an allen Ecken. Was gibt's da zu eilen? Ich kann mich wohl doch nicht auf die Nacht zur Fahrt rüſten!“

„Was da eilt? Iſt etwa ein großer Unterſchied zwiſchen dem Feuer und dem Hunger! Ob jenes oder dieſer Dich anfällt, kann wohl gleichviel ſein. Doch will ich Dir ſagen, daß ich gute Nachrichten von Puſula heimbringe. Von da waren ſie alle mit einander nach dem Kirchdorf gegangen, wo die Krone zu Weihnachten Mehl an alle Bedürftigen austeilen läßt. Und nun mache Dich auf, Antti, und gehe auch dahin wie alle anderen, ſo bekommen wir wenigſtens friſches Brot zum Feſte.“

Antti dehnt ſich da oben auf dem Ofen und ſtreckt ein unwilliges, eckiges Antlitz aus dem Dunkel hervor. Er ſchüttelt den Kopf und fährt ſich mit den ſchwarzen Fingern durchs Haar.

„So, ſo, ſchau... alſo geht's nicht anders, als daß ich hinaus auf den Bettel ſoll!“

„Da hilft nichts anderes. Leben wir nicht jetzt ſchon den vierten Tag von dem Tröpfchen Milch, das die Kuh, das arme Vieh, gibt und ſchreien nicht die Kinder nach Brot und hungerſt Du etwa nicht und ich ebenſo? Und wie lange können wir's wohl noch aushalten?“

„Na, na, ja, ja — es iſt ſchon ſo wie Du ſagſt ... Wenn Du nur keine ſo verteufelte Eile hätteſt.“

„Mein Herr und Schöpfer! Da flucht er auch noch. Was haſt Du wohl gethan, um uns vor dem Hunger zu retten? Da haſt Du den ganzen Spätherbſt auf dem Ofen gelegen und gewartet, die Forſtherren möchten kommen und Dir Verdienſt anbieten. Sie ſind aber nicht gekommen und kommen wohl heuer auch nicht. Es liegt zu wenig Schnee in den Wäldern, um Bauholz zu führen, deshalb müſſen wir alle verhungern. Das weißt Du doch. Und wäre ich in den letzten Wochen nicht bei den Nachbarn herumgegangen, um zu borgen, ſo wäre es bereits geſchehen. Du rührſt Dich nicht aus der Stelle, ſondern beſtehſt darauf, daß wir die Kuh ſchlachten ſollen, obſchon wir Heu genug für das Tier haben und obſchon wir es ihm allein zu danken haben, daß uns das bißchen Leben nicht ſchon ausgegangen iſt. Aber jetzt iſt es zu Ende mit der Hilfe von den Nachbarn. Sie haben ſelbſt nach dem Kirchdorf gehen müſſen um Mehl, — als wenn das Bettelei wäre, wenn's der Kaiſer ſelbſt iſt, der es einem anbietet! Selbſt der Großhofbauer hat nichts mehr wegzugeben. Das hat er mir heute geſagt. Und ich bekam nichts als einen Biſſen Brot für mich und dieſes für die Kinder!“

Damit legt ſie ein hartes Stück ſchwarzen Rindenbrotes auf den Tiſch, während ſich die Kinder lüſtern um den Leckerbiſſen verſammeln.

„Biſt Du endlich fertig?“ fällt Antti ein, als ſeine Frau Atem ſchöpft und die Ueberkleider abzulegen beginnt. Sie hört nicht, ſondern geht ungeduldig mit dem Kleinſten hin zur Wiege, um ihm die Bruſt zu reichen.

Da kriecht Antti vom Ofen herab, ſtreckt und dehnt ſich, als ſei er eben erwacht, thut einige Schritte auf die Frau zu, um ihr irgend etwas zu ſagen, beſinnt ſich jedoch und geht mit gebeugtem Rücken hinaus. Gleich einer Dampfwolke dringt die Kälte längs dem Fußboden weit in die Stube herein, da Antti ſich mit dem Schließen der Thür eben nicht beeilt.

„Willſt Du uns auch noch dazu erfrieren laſſen?“ ruft die Frau ihm nach.

In dieſem Augenblicke fällt die Thür zu. Anna wendet ſich zu den Kindern, ſättigt das Jüngſte und nimmt darnach aus dem Schranke eine zur Hälfte mit Milch gefüllte Schale, brockt das ſchwarze Rindenbrot hinein zum Aufweichen und umringt von den heißhungrigen Kindern, die ſeit vierundzwanzig Stunden keinen Biſſen genoſſen haben, bereitet ſie ihnen eine Feſtmahlzeit.

Während ſie noch ſchmauſen, tritt Antti wieder in die Stube, ſeine Schneeſchuhe hinter ſich her ſchleppend. Er kann es nicht unterlaſſen, einen verſtohlenen, lüſternen Blick auf die Bewirtung zu werfen, fährt ſich mit der oberen Seite der Hand über den Mund und ſchluckt, als ſäße ihm etwas in der Gurgel. Darnach zündet er er einen Kienſpan an und ſetzt ſich bei der einbrechenden Winterdämmerung an den Herd, um ſeine Schneeſchuhe auszubeſſern.

Schweigend ſieht die Frau ihm zu; in ihrem Antlitz zeigt ſich ein ſanfterer Ausdruck und ſie ſagt, halb von ihm abgewendet:

„Könnteſt Du nicht vielleicht von Puſula mit irgend jemandes Pferde weiter fahren. Jemand wird doch wohl Weihnachtseinkäufe im Kirchdorf zu machen haben?“

„Was ſchere ich mich um anderer Leute Pferde, ſo lange ich ſelbſt gehen kann.“

„Es ſind aber ſechs Meilen bis zur Kirche und Du haſt ſeit einer Woche keine ordentliche Mahlzeit genoſſen.“

„Immer bleibt mir noch ſo viel Kraft übrig, daß ich ſechs Meilen auf guten Schneeſchuhen zurücklegen kann.“

„Es geht aber oftmals bergan und dazu mußt

Du ja auf dem Rückwege den Mehlsack auf dem Rücken tragen."

Sie erhält keine Antwort, nicht einmal ein Knurren. Anna meint ihren Mann genügend gewarnt zu haben. Sie bringt die Kinder zu Bett, holt ihr Spinnrad herbei und beginnt ihren ewigen Faden zu drehen, der seit dem Herbste kein Ende genommen. Das Rad schnurrt, die Kienspäne knistern und sprühen, brennen aus und werden durch neue ersetzt. Keines redet ein Wort. Im geheimen reut es Anna, daß sie vorhin ihren Mann in so heftiger Weise angefahren hat, denn schließlich trägt doch er keine Schuld an der Not, die sie betroffen. Sie versucht einige versöhnliche Worte hervorzubringen, aber sie bleiben ihr in der Kehle stecken.

Endlich ist Antti mit seinen Schneeschuhen fertig. Er trägt sie hinaus auf den Flur, kommt wieder herein und sagt seiner Frau kurz, sie möge ihren größten und weißesten Mehlsack bereit legen. Darnach kriecht er wieder auf den Ofen, um sich niederzulegen.

„Wann willst Du Dich aufmachen?"

„Das kümmert Dich nicht! Sei zufrieden, wenn ich Dir das Mehl ordentlich nach Hause bringe."

Abends versucht Anna noch einmal ihren Mann zu besänftigen, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legt. Er stellt sich aber schlafend und die Hand bleibt unbeachtet liegen.

Am andern Morgen so früh, daß der Morgenstern noch nicht einmal aufgegangen ist, gleitet Antti in die bitterkalte, stille und sternenfunkelnde Nacht hinaus. Leicht wie ein Schatten fliegt er den Waldpfad entlang, der hinunter zur Teerhütte und weiter ins Nachbardorf führt. Er war in aller Stille aufgestanden und hatte sich zur Fahrt gerüstet, ohne den Schlaf der Seinen zu stören. Nur sein Magen knurrte wider seinen Willen so laut, daß er befürchtete, seine Frau zu wecken. Er zog die neue, weiße Schafpelzjacke an, gürtete den Lederriemen stramm um den Leib, zerschnitt den letzten Ueberrest seiner Tabaksblätter zur Wegzehrung, zündete seine Pfeife an und ging. Auch wählte er seinen stärksten, eisenbeschlagenen Schneelaufstab aus, denn heuer zogen die Wölfe schon vor Weihnachten in Rudeln umher.

*

Als die Winterdämmerung desselben Tages sich herabsenkt, gleitet eine krumme, bereifte Gestalt mit einem leeren Sacke über der Schulter und einer kurzen Pfeife im Munde die durch das Kirchdorf von Kuusamo führende Straße entlang. Sechs Meilen binnen zwölf Stunden hat Antti zurückgelegt und jetzt ist er zur Stelle. Keine Preisrichter notiren seine Sportleistung beifällig in ihren Annalen; halb beschämt sieht er sich um und bleibt vor dem Laden des Landhändlers stehen, wo Pferde und wartende Leute versammelt sind.

„Ist's hier, wo der Kaiser zu Weihnachten Mehl verteilt?"

„Mehl bekommt man hier wohl, wenn es auch nicht gerade der Kaiser sein dürfte, der es verteilt."

Gleichviel. Antti tritt in den Laden, wartet lange bis er an den Ladentisch gelangen kann, und als endlich die Reihe an ihm ist, nimmt er seinen Sack von der Schulter und reicht ihn, ohne ein Wort zu verlieren, dem Kaufmann hin. Dieser ist mit seinen Gehilfen beschäftigt, unter Aufsicht einer vornehmen Dame Mehl aus russischen Bastsäcken in die Beutel der Bedürftigen zu schaufeln. Alle mit einander sind sie weiß vom Mehlstaube bis an die Augenbrauen hinauf.

Sofort beginnt das Verhör.

„Wie heißest Du?" — „Antti Metsäntausta." — „Woher?" — „Von der Neubaukothe Metsäntaka jenseit des Dorfes Pusula." — „Und Du möchtest Mehl haben?" — „Ja, man sagte mir, man bekäme hier Mehl umsonst." — „Brauchst Du denn das Mehl wirklich?" — „Zum Spaß bin ich wohl seit heute früh nicht sechs Meilen auf Schneeschuhen gegangen." — „Hungerst Du denn?" — „Seit einer Woche habe ich keinen Bissen Brot gegessen."

„Und dennoch hast Du einen neuen Pelz an und hast Kraft genug gehabt, seit heute morgen sechs Meilen auf Schneeschuhen zurückzulegen."

„Ja . . . hm . . . was sollte ich denn sonst thun?"

Der Kaufmann betrachtet ihn mit einem forschenden, mißtrauischen Blicke, wendet sich darauf zu der Dame und sagt:

„Der ist zu kraftvoll und zu gut bekleidet. Er bedarf sicher der Unterstützung nicht, dessen könnt Ihr versichert sein!"

Und damit beginnt das Verhör aufs neue: „Kannst Du beweisen, daß Du das Mehl wirklich brauchst?"

Ratlos sieht Antti sich im Laden um, doch ist kein bekanntes Gesicht zu sehen. Er erbleicht vor Aerger und Scham und stammelt unsicher: „Ja, seht Ihr, es ist so, daß ich aus der Einöde hinter dem Dorfe Pusula her bin und hier so wenig Bekannte habe. Wir haben eben keine Gelegenheit, oft her ins Kirchdorf zu kommen und uns Bekannte zu verschaffen."

„Ist hier denn niemand aus dem Pusuladorfe, der bezeugen könnte, daß Du in Not bist?"

Es war keiner da. Eine Stimme bemerkt, die Dorfschaft Pusula habe schon gestern ihr Mehl geholt, um es noch rechtzeitig zum Feste nach Hause zu schaffen.

„Warum kommst Du denn so spät und allein?" fragt der Kaufmann plötzlich. Antti kommt vollends aus der Fassung; er hätte so viel zu sagen, stockt aber bei jedem Worte. Als es mit der Erklärung nicht recht gehen will, bemerkt die Dame wohlwollend:

„Seht Ihr, wir dürfen die Unterstützung der Regierung nur solchen Leuten geben, die wirklich bedürftig sind. Es müßte Euch ja ein Leichtes sein, vom Pfarrer oder Küster einen Ausweis über Eure Bedürftigkeit zu erlangen. Kommt morgen wieder, wenn Ihr ihn erhalten habt. Wir müssen gewissenhaft verfahren."

Antti richtet ſich auf, wirft einen ſeltſamen Blick auf den Kaufmann und auf die Mehlſäcke, drückt ſeine Mütze tiefer in die Stirn und entfernt ſich ohne ein Wort zu verlieren.

*

Am folgenden Tage, am Vormittag des Chriſtabends, findet Antti ſich ſchon früh im Kaufladen ein, und zwar in Begleitung eines Knechtes von einem nahegelegenen Hofe. In ſeiner Verlegenheit hat er ſich ſeiner vom Konfirmationsunterricht her erinnert, hat ihn geſtern abend ſtundenlang geſucht, endlich aufgefunden, iſt erkannt worden, hat Glauben gefunden, eine gute Mahlzeit und ein Lager auf die Nacht erhalten und jetzt iſt der Knecht gekommen, um Anttis Bedürftigkeit zu bezeugen. Darnach erhält Antti ohne weitere Schwierigkeit das Begehrte. Der Sack wird ihm bis zum Rand gefüllt, als er ſich jedoch entfallen läßt, er wolle ihn noch heute ſechs Meilen weit auf Schneeſchuhen nach Hauſe tragen, beginnt der Kaufmann ihn wieder zu leeren.

„Nein, nein," wendet Antti ein, „laßt ihn nur gefüllt ſein. Ich will ſchon mit ihm fertig werden."

„Er wiegt aber vier Liespfund und das iſt mehr als ein Mann forttragen kann."

„Ja wohl. Aber ich habe eine Frau und vier Kinder daheim, die ſeit zwei Wochen Hunger leiden und wir brauchen wahrlich alles, was wir bekommen können; denn heuer kommen wohl die Forſtherren nicht ſo bald mit Arbeit zu mir."

„Warum ſagtet Ihr denn geſtern nicht, daß Ihr eine Frau und vier Kinder habt, die da hungern?" fragt die Dame.

„Das konnte ich doch nicht — vor allen den fremden Leuten ... ſeht, es wird mir ſo verteufelt leicht, mich zu ſchämen —"

Sowohl die Dame wie der Kaufmann können ſich des Lachens nicht erwehren; Antti erhält ſeinen gefüllten Sack, verbeugt ſich zum Dank gegen das ganze Unterſtützungskomite in Helſingfors und reicht der Dame als beſonderen Gunſtbeweis ſeine ſchwielige Rechte. Als er gehen will, wendet er ſich in der Thür noch einmal um und ſagt zum Kaufmann:

„Würde der Herr Kaufmann mir nicht einen Satz Tabaksblätter bis zum Frühling auf Kredit geben? Es iſt ſo, daß ich den Hunger im Magen nicht ſo ſpüre, wenn ich rauchen kann. Es war geſtern auch nur der Tabak, der mir Kräfte gab, jetzt habe ich aber keinen mehr für den Heimweg."

Der Kaufmann lacht und zeigt ſich freigebig vor der Dame, indem er zwei große Bündel Tabaksblätter vor Antti auf den Tiſch legt. Er gäbe ſie deshalb, weil er geſtern Antti unrecht verdächtigt habe, ſagt er.

„Aber ich will Dir ja im Frühling alles bezahlen," verſichert Antti, ihn in der Freude duzend und reicht jetzt auch ihm die Hand zum Abſchied. Als er hinausgeht, wendet er in der Thür nochmals ſeinen Kopf zurück:

„Ja, es iſt ſo, daß ich nicht immer arm geweſen bin und es wohl auch nicht ewig bleiben werde."

Draußen nimmt er Abſchied von ſeinem Freunde, dem Knechte, ſtopft ſeine Pfeife, beſteigt die Schneeſchuhe und verſchwindet mit dampfender Pfeife an der nächſten Wegkrümmung, kaum gebeugt unter der vier Liespfunde wiegenden Bürde.

Es iſt noch nicht ſpät am Vormittage und unter dem Einfluſſe des Tabaks und ſeiner gelungenen Miſſion beſchleunigt er übermütig ſeine Fahrt, indem er hoffnungsvoll berechnet, bereits vor Mitternacht daheim zu ſein. Die Bahn iſt gut und es liegt nicht viel loſer Schnee in den Wäldern. Die geringe Steifheit der Beine, die er nach der geſtrigen Anſtrengung verſpürt, wird ſich auch verlieren, wenn er nur erſt gehörig in Gang kommt.

Der Tag iſt weniger kalt als die vorigen; tief im Süden glänzt die Sonne über dem Horizont und es fängt an ihm warm zu werden unter dem Schafpelze. Er zieht ihn daher aus, rollt ihn zuſammen und wirft ihn über den Sack, indem er ſeinen Weg in Hemdärmeln fortſetzt. Es fällt ihm ein Balkenflößerlied ein, er ſingt es im Takt mit ſeinen langen Schritten; und als es zu Ende iſt, ſtimmt er ein geiſtliches Lied an.

Als die Sonne untergegangen iſt und die Sterne zu funkeln beginnen, öffnet ſich der Wald gegen einen eisbedeckten, großen See und damit weiß Antti, daß er ein Drittel der Wegſtrecke zurückgelegt hat. Seine Stimmung iſt nicht mehr ſo heiter, die Fahrt iſt nicht ſchnell genug von ſtatten gegangen, und dennoch fühlt er Müdigkeit durch alle Glieder ſchleichen, daß er ſich am liebſten in eine Schneewehe werfen und einſchlafen möchte.

Um ſich zu erfriſchen, gleitet er mit voller Schnelligkeit von der abſchüſſigen Uferböſchung aufs Eis hinunter. Da kommt ihm ein Windſtoß entgegen und ein Fröſteln durchrieſelt ihn. Mit einbrechender Dämmerung iſt es wieder kälter geworden, ſein ſchweißfeuchter Hemdkragen iſt ſteifgefroren und zerſchabt ihm den Nacken. Der Mehlſack drückt unleidlich und die Stricke ſchneiden ihm ſchmerzhaft tief in die Achſeln.

Weit drüben jenſeits des Sees ſieht er Lichtſchein in einem einſamen Gehöft funkeln. Einen Augenblick lang ſteht er magnetiſirt von dem Gedanken ſich in der Wärme ausſtrecken und ein Weilchen ruhen zu können, ehe er wieder in die Nacht hinaus zieht; aber in dem nächſten hat er ſich bezwungen, er löſt ſeine Bürde vom Rücken und zieht ſeinen kalten Pelz an — es wird nachgerade doch zu kühl, um in der Weihnachtsnacht in bloßen Hemdärmeln auszuhalten. Er kehrt das Eis unter ſeinen Füßen rein vom Schnee und ſtößt mit ſeinem eiſenbeſchlagenen Stabe ein Loch hinein, ſo daß das Waſſer hervorquillt. Dann nimmt er vorſichtig einige Handvoll Mehl aus dem Sacke, vermiſcht es mit dem Waſſer zu einem dünnen Brei und ſchlürft ſein einſames Weihnachtsmahl hinab. Dann ſattelt er den Sack um, zündet ſeine Pfeife an, ſetzt ſich aufs neue in Bewegung und zieht eine gerade Linie in ſchräger Richtung über die düſtere, weiße Fläche, während die

Weihnachtssterne in der Kälte flimmern und der Mond im ersten Viertel sich ein wenig über den dunklen Waldesrand erhebt, um bald wieder zu verschwinden. Er denkt nicht mehr an die vier Meilen öden Heidelandes, die er zurücklegen muß, bevor er zu Hause ist, er verfällt wieder in dumpfes Sinnen, als läge er daheim auf dem Ofen.

*

In der Neubaukothe zu Metsäntaka erwartet Anna ihren Mann schon in der Dämmerung, indem sie berechnet, daß er ebenso früh vom Kirchdorfe aufgebrochen sei, wie von daheim. Sie hat die Milch von gestern unter die Kinder verteilt, ohne sich selbst einen einzigen Tropfen zu gönnen und bemüht sich, den ganzen Tag über den Mut nicht sinken zu lassen. Sie hat die Freude, daß die Kuh infolge des ungewöhnlich reichlichen Weihnachtsfutters mehr melkt als sonst. In stillem Triumph trägt sie die Milch in die Stube und stellt sie in den Schrank, wo die Körbchen aus Birkenrinde schon bereit stehen, in welchen das weiche Frischbrot gebacken werden soll, sobald Antti heimkehrt. Sie genießt schon in Gedanken das herrliche Weihnachtsmahl und streichelt die Köpfe der Kinder liebevoller als sonst.

Schon vor einbrechender Dämmerung heizt sie die Badestube, um ihrem Manne gleich ein warmes Dampfbad bieten zu können, sobald er von seiner anstrengenden Fahrt heimgekehrt ist. Holz ist ja gottlob genug da und als die Badestube erwärmt ist, heizt sie den großen Backofen der Wohnstube ein, teils des Weihnachtsbrotes wegen, teils auch um eine regelrechte Festwärme zu erzielen. Dann badet sie mit den Kindern, um rein zum Feste zu sein, während sie jeden Augenblick erwartet, Antti im Hofe den Schnee von seinen Schneeschuhen stampfen zu hören.

Und der Abend kommt, aber Antti kommt nicht. Es ist bereits Zeit sich zur Nachtruhe zu rüsten und die Kinder, die voll Erwartung gewesen sind, da sie bemerkt haben, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorgeht, wollen jetzt nicht gutwillig zu Bett gehen. Sie wollen Weihnachten haben, sagen sie, da die Mutter verheißen habe, es werde heute kommen.

„Weihnachten kommt erst mit dem Vater," beschwichtigt sie.

„Wann kommt er denn?" fragen drei vorlaute Mäulchen.

Sie beruhigt die Kinder, vermag sich aber selbst nicht zu beruhigen. Als sie sie endlich vermocht hat zu Bett zu gehen, holt sie in ihrer Unruhe das Spinnrad herbei, beginnt ihren endlosen Faden zu drehen und stimmt ein geistliches Lied an, um Gott zu besänftigen, da sie am heiligen Christabend arbeitet. Ohne Beschäftigung kann sie das Warten nicht aushalten. Aber dennoch weilen ihre Gedanken voll Bitterkeit und Angst bei Antti und ihrer gestrigen Trennung in halbem Unfrieden. In stiller Reue ringt sie die Hände und klagt sich der Schuld an, falls Antti im Walde erfrieren sollte. Als Mitternacht herannaht, geht sie hinaus, entfernt sich eine Strecke vom Hause, um die Kinder nicht zu wecken und ruft mit gellender, angstvoller Stimme, derer sie sich eigentlich selbst schämt:

„Antti, Antti! Kommst Du denn nicht?"

„. . . nicht, nicht!" gibt ihr der Widerhall drüben vom Fichtenwäldchen höhnisch zur Antwort.

Sie bleibt draußen stehen bis sie zu frieren beginnt, geht dann gebeugten Hauptes wieder hinein und bricht in Thränen aus. Ihr Gewissen verblutet und die Thränen mildern ihren Kummer nicht. Sie erstickt vor Schluchzen und wehklagt laut: „Herr, allmächtiger Gott, warum ließest du es zu, daß ich meinen Mann in die Winterkälte hinausschickte — warum, warum? Es wäre besser gewesen, wenn er daheim geblieben wäre, so hätten wir zusammen sterben können!"

Das älteste Mädchen erwacht bei ihrem Jammer und schleicht verwundert zur Mutter hin. Als sie diese weinen sieht, beginnen auch ihr die Zähren zu fließen. Die Mutter schließt das siebenjährige Mädchen heftig in ihre Arme, netzt ihr Haar und Wangen mit den Thränen ihres großen Kummers, wiegt sie hin und her, indem sie unabläßig jammert:

„Jetzt haben wir nichts anderes zu erwarten als den Tod . . . möchte er nur bald kommen!"

„Der Tod? . . . Was ist denn das?" fragt das Kind.

Anstatt zu antworten, trägt die Mutter ihr großes Kind zu ihrer Lagerstätte, beugt Haupt und Herz vor dem Allmächtigen und betet lange und inbrünstig für ihren Mann, ihre Kinder und für sich selbst . . . für die ganze sündhafte Welt.

*

Einige Stunden nach Mitternacht kann ein sehr scharfes Ohr in der ganz windstillen Christnacht ein leises, schurrendes Geräusch vernehmen, das in langsamem, müdem Tempo sich der Neubaukothe zu Metsäntaka nähert. Plötzlich kracht die Hauswand vor Kälte, drinnen erwacht Anna und eine frohe Ahnung durchbebt sie. Im bloßen Linnen läuft sie zur Thür, stößt diese auf und sieht bei dem unsichern Schneelicht eine weiße Gestalt in den Hof gleiten.

„Herrgott! Antti! . . . Endlich!"

Antti vermag keinen Laut aus der Kehle zu bringen. Er murmelt etwas Undeutliches, verläßt mit Mühe die Schneeschuhe, die liegen bleiben, während er zur Thür wankt. Reif, Schnee und Mehlstaub vereint, haben ihn in einen weißschimmernden Weihnachtsengel verwandelt. Anna zieht ihn in die Stube, wortlos sinkt er auf die Ofenbank nieder, indem er tief und dankbar aufseufzt.

Mit dem brennenden Kienspan in der Hand befreit Anna ihren Mann von Mehlsack und Pelzjacke, untersucht ihn besorgt, um sich zu überzeugen, daß er kein Glied erfroren habe, beruhigt sich jedoch, als sie entdeckt, daß er in Schweiß gebadet ist. Seine letzte Anstrengung, die Heimat zu erreichen, hat dieses zuwege gebracht.

„Und jetzt mußt Du gleich in die Badestube, Antti

Es ist da noch warm genug und leicht genug kann ich es wärmer bekommen."

Willenlos läßt Antti sich behandeln wie es seiner Frau gefällt. Sie leitet ihn zur Badestube, erwärmt diese aufs neue, obwohl sie warm genug wäre, schafft heißes Wasser und Birkenquäste herbei und hat gar nicht Zeit zu bemerken, daß Antti kein Hemd auf dem Leibe hat. Sie verläßt ihn erst, als er wankend die Schwitzbank erstiegen, sich auf dem dort ausgebreiteten Stroh ausgestreckt hat und seine Haut sich rötet, während die Glieder unter dem wohlthuenden Einfluß des Wasserdampfes geschmeidig zu werden beginnen.

Dann eilt sie schnell nach der Wohnstube und zündet ein helles Feuer im Backofen an. Die Kinder erwachen und erfahren, daß Weihnachten mit dem Vater aus dem Kirchdorf gekommen sei. Sie legt ihnen ihre besten Kleider an und erzählt ihnen, sie dürften sich jetzt bald satt essen.

Jubel!

Erst nach einer Stunde holt sie Antti aus der Badestube, dieser ist so matt, daß er kaum ohne Stütze zu gehen vermag und dennoch richtet er im Vorübergehen seine Schneeschuhe gegen die Hauswand auf.

Drinnen ist alles wie verwandelt. Auf dem Herde lodert ein prasselndes Feuer, über den tannenen Tisch ist ein weißes Leinentuch gebreitet, in den Wandritzen und Spangabeln knistern brennende Kienspäne und mitten auf dem Tische stehen vier große Körbchen aus Birkenrinde mit frischem, dampfendem Brote, das Anna indessen aus Milch und Mehl gebacken hat. Die Kinder sitzen nach ihrem Alter rings um den Tisch, ohne die Bewirtung anzurühren, und Anna nimmt das Jüngste aus der Wiege auf ihren Schoß.

„Nun komm jetzt, lieber Antti und laß uns das Weihnachtsbrot segnen!"

Als das Tischgebet gesprochen ist, sagt Antti, aus dessen Munde nach der Heimkehr noch kein Wort gekommen ist:

„Die Hälfte des Mehles mußte ich eine Meile von hier in einer Sandgrube vergraben, sonst wäre ich nimmer heimgekommen. Die Stelle finde ich schon wieder und werde es in den nächsten Tagen holen."

„Aber da wird es ja mit Sand vermischt sein," bemerkt Anna.

„Gewiß nicht — ich schüttete es in mein Hemd und wickelte dieses zusammen."

Als der ärgste Hunger gestillt ist, fällt es Anna ein, daß man an anderen Orten jetzt zur Frühmesse geht. Sie holt ihr Gesangbuch hervor.

„Wir wollen ein Lied wählen, das wir auswendig wissen," meint Antti.

Das Gesangbuchslied, das die hungernden Bewohner der Einöde auswendig wissen, ist: „Nun danket alle Gott."

Die Kinder stimmen ein und singen Lieder, die ihnen bekannt sind, doch wird die Andacht dadurch nicht im geringsten beeinträchtigt, da beim Liedersingen die Eltern stets die Dominante zu halten pflegen.

Von Diesem und Jenem.

Eine Frauenstudie.

Die „North American Review" veröffentlicht in ihrer Oktobernummer eine Studie über die Frau in England, Frankreich, Deutschland und Skandinavien. Grant Allen, der aufgefordert worden war, die ideale Engländerin zu schildern, charakterisirt sie als Frau des Arbeiters, des Bürgers von mittlerem Vermögen und des Aristokraten. „Das Idealweib der arbeitenden Klassen", sagt er, „ist Hausfrau und Mutter nach alt-teutonischem Muster. Sie verbraucht ihr Leben in harter Arbeit, endlosen Haushaltsplagen; sie wäscht, sie kocht und näht und macht die Betten für ihren Mann, sich und ihre zehn sauberen Kleinen; ihr Gesicht ist fast so weiß wie ihre Schürze; noch glaubt sie blind an Gott und legt den religiösen Zeremonien große Wichtigkeit bei. Aber sie hat keine Seele; wie sollte sie Zeit finden, ihr Aufmerksamkeit zu schenken? Sie ist das materielle Ideal einer prosaischen, brutalisirten, seelenlosen Bäuerin."

Nicht viel besser kommt die Frau der Mittelklasse weg.

„Es ist nicht ihre Aufgabe," sagt Grant Allen, „ihr eigenes Leben zu leben oder Geist und Gemüt zu pflegen, sondern ihren Part in der gesellschaftlichen Repräsentation ihres Mannes zu spielen. Sie ist ein Zubehör seiner Respektabilität. Sie führt mit feierlicher und schweigender Würde den Vorsitz an der Spitze seiner Tafel. Mit stattlichem Stolz fährt sie in seinem Wagen aus, wenn er einen hat. Sie besucht die Frauen seiner Freunde und bittet deren Töchter in geziemender Reihenfolge zum Thee und Tennis. Sie bringt in gemessenen Zwischenräumen sechs gesund aussehende Kinder zur Welt und verbringt den größten Teil ihrer Zeit nutzlos mit Kinderstubenangelegenheiten. Sie kümmert sich nicht um die Geschäfte ihres Gatten und fragt nicht einmal darnach; sie gibt sich damit zufrieden, ihr Haushaltungsgeld vernünftig und möglichst vorteilhaft auszugeben und sich und ihre hübschen Kinder so kreditfähig zu kleiden, als die Umstände es erlauben. Sie schmückt ihre Wohnung mit Antimakassers und weißen Musselinvorhängen. Sie ist das einfache und wenig anziehende, tugendhafte Ideal einer soliden, beschränkten, phantasielosen Bourgeoisie."

Wahrscheinlich zum Vorteil der Frauen der dritten Klasse erklärt Grant Allen, daß ein Idealweib der Aristokratie nicht existirt. Zweifellos haben die Aristokraten auch Frauen, aber gewöhnlich finden sie sich am Ende zusammen vor dem Scheidungsgericht. Grant Allen schließt mit folgenden erstaunlichen Sätzen:

„Er sät seinen wilden Hafer in viele Felder. Dann heiratet er, um ein eigenes Hauswesen zu haben. Seine Gattin ist reich oder schön oder beides; sie lebt in der Gesellschaft. Er und sie gehen ihren eigenen Weg; und diese Wege führen gewöhnlich für den einen oder für den andern vor das Scheidungsgericht. Gelegentlich kommen sie beide mit einander zu diesem Ziel."

Max O'Rell, der selbst Franzose ist, setzt seine Landsmännin nen nicht herab; im Gegenteil, er ist glücklich, die Französin über allen Frauen in der Welt zu preisen. Er sagt:

„Ihr beständiges Ziel ist, für ihren Gatten interessant zu

sein. Sie vervielfältigt sich. Nach der Reihe ist sie seine Freundin, seine Vertraute, seine Geschäftsteilhaberin, sein Kamerad und, wenn ich das Wort im besten und reinsten Sinne gebrauche, seine Geliebte. Fortwährend wechselt sie ihr Aussehen. Man wird zum Beispiel selten eine verheiratete Französin länger als drei oder vier Wochen ihr Haar in derselben Art tragen sehen. Sie weiß, daß Liebe von Tändeleien, Illusion und Suggestion sich nährt. Sie kennt im höchsten Grade die Poesie der Ehe. Ich habe Männer sagen hören, daß die Ehe die Poesie tötet! Die Narren! Es gibt keine Poesie außerhalb derselben! Warum ist die verheiratete Französin mit vierzig Jahren so anziehend? Weil jeder Zug ihres Gesichtes zeigt, daß sie verzärtelt und geliebt worden ist."

Karl Blind betrachtet die deutsche Frau zuerst vom geschichtlichen Standpunkt aus und hält alsdann der von heute eine begeisterte Lobrede. Er weist mit Unwillen das Gerede zurück, man dürfe von der germanischen Frau nicht erwarten, daß sie an den öffentlichen Angelegenheiten ein Interesse nehme.

„Nicht ‚Plattformmütter', aber gute Hausfrauen zu sein und zu gleicher Zeit ein tiefgehendes Interesse an allem zu nehmen, was es Gutes und Edles in Literatur und Kunst gibt, ein glückliches Heim zu schaffen, die Kinder mit liebevoller Sorge aufzuziehen, an das öffentliche Wohl ihres Landes und den intellektuellen, moralischen und sozialen Fortschritt der Menschheit zu denken und, soweit der Unterschied des Geschlechtes es erlaubt, auch dafür zu handeln — das entspricht nach der Meinung der Besten unter uns, mögen sie Männer oder Frauen sein, dem Ideal des germanischen Weibes."

Ueber die skandinavischen Frauen schreibt Boyesen. Er sagt, daß viele Norwegerinnen sehr vorgeschritten seien und glauben lassen, daß sie frei genug seien, alles in der Welt zu thun, was sie für gut fänden; alles in allem sind sie aber nicht der Typus der skandinavischen Idealfrau, denn der Typus wird nicht durch die Frauen, sondern durch die Männer festgestellt.

„Die Eigenschaften, welche der Mann verlangt, muß die Frau besitzen oder erheucheln, wenn sie nicht ledig bleiben will. Der Skandinavier unterscheidet sich nicht wesentlich von den Männern anderer zivilisirten Rassen, wenn er von seiner Frau alle feststehenden Haupttugenden fordert. Er sieht vor allem darauf, daß sie die Würde seines Hauses aufrecht hält, daß sie durch ihre Gegenwart und ihre Art und Weise seiner Gastlichkeit einen gewissen éclat gibt, daß sie die Maschinerie des Hauses so glatt, geräuschlos und ökonomisch in Gang erhält, als die Umstände es erlauben. Er verbindet mit seinem Bilde von ihr etwas angenehm Matronenhaftes, das mit den Jahren, wenn sich die Kinder um ihre Knice sammeln, ausgesprochener wird."

Die Moral der Natur.

Der kürzlich verstorbene Professor Huxley hatte in einer Rede, die großes Aufsehen erregte, erklärt, daß die kosmischen Kräfte der Natur in ihrer äußersten Entwicklung den ethischen entgegengesetzt seien und daß man der Natur nicht folgen, sondern sie bekämpfen müsse. Jetzt antwortet J. J. Birby in einem Artikel der „New-World", der „Die Bekräftigung der Moral in Natur und Evolution" betitelt ist und zu entgegengesetzten Resultaten kommt. Die Natur muß als ein Ganzes betrachtet werden, sagt er, und wir müssen sie beurteilen nach dem Ergebnis oder dem Ziel, auf das sie hinzuarbeiten scheint. Statt grausam und selbstisch zu sein, ist die Natur vielmehr die Mutter, die Pflegemutter des Altruismus. „Die Natur hat," fährt er fort, „statt der altruistischen Tendenz entgegen zu sein und sie zu unterdrücken, sie beständig begünstigt und sanktionirt. Sie ist in der That der Hauptweg zur höheren Entwicklung des Lebens gewesen. Wenn wir die Namen der gewöhnlicheren und zahlreicheren Tierstämme durchgehen, die Vögel, Hirsche, Robben, Kängurus, Antilopen, Mäuse und Kaninchen, oder wenn wir tiefer hinabsteigen, die Bienen, Ameisen und Heuschrecken sind fast sämtlich Herdentiere. Die geselligen Tiere haben ein ungeheures Uebergewicht über die ungeselligen. Die Fleischfresser, deren grausame Selbstsucht Professor Huxley als Typus und Bedingung für den Erfolg im Kampf ums Dasein hinstellt, sind relativ gering an Zahl. Sie sind Ausnahmen, nicht der Normaltypus, ebenso wenig als der Zugräuber und der Tammany-pantata typische Amerikaner sind. Fast überall sind diese Arten im Aussterben. ‚Die Drachen der Urzeit, welche jeden andern in ihren Schlamm hinabzogen,' und die als der wahre Typus der Natur hingestellt worden sind, ‚rot an Zähnen und Klauen' liegen in ihren fossilen Kirchhöfen, ein ewiges Zeugnis des Richterspruches, den die Natur über sie und ihre Wege ausgesprochen hat. In den Annalen der Zoologie ist kein solches Waterloo verzeichnet, als diese riesenhaften Saurier betroffen hat. Es steht fest, daß unter den Fleischfressern, die sie überlebt haben, diese Räuber und Feinde ihrer Gefährten, trotz ihrer schrecklichen Hauer und Klauen, trotz ihrer Kraft und Geschicklichkeit überall im Kampfe ums Dasein unterliegen. Weder ihre natürlichen Waffen noch die schreckliche Energie ihrer Selbstsucht kommen der gegenseitigen Hilfe und der größeren Intelligenz der geselligen Tiere gleich. Darwins Ausspruch, daß ‚jene Gemeinschaften, welche die größte Zahl der mitfühlenden Glieder umfassen, am besten floriren', hat sich als Thatsache und als das Gesetz der tierischen Entwicklung ergeben.

„Durch tigerische Grausamkeit oder äffische Ueppigkeit, Selbstsucht und Bosheit hat der Mensch seine überlegene Stellung nicht erreicht. Diese Eigenschaften haben im Gegenteil seinen Fortschritt vom Tiger und Affen aufgehalten. Der Mensch ist über sie hinausgeschritten wegen seines stärkeren altruistischen und sozialen Impulses, durch gegenseitige Hilfe und gemeinsamen Fleiß, welche den Schwachen über die Zeit der Ohnmacht hinweggeholfen, seine Intelligenz und Geschicklichkeit angestachelt haben wie nichts in der Welt. In diesen sozialen und altruistischen Impulsen der höheren Ordnungen der Lebewesen sieht der philosophische Forscher klar die vervollkommnenden Ursachen der vitalen Evolution. Diese soziale und altruistische Existenz ist bedingt durch den rudimentären moralischen Sinn der Spezies."

Birby faßt seine Anschauung in folgenden Sätzen zusammen:

„Naturgeschichte, Archäologie und Biologie vereinigen ihr Zeugnis, um zu beweisen, welch ein Irrtum es ist, der Natur jede Moral-Lehre oder -Tendenz abzusprechen und in der Evolution nichts zu sehen als einen grausamen und selbstsüchtigen Kampf. Der Instinkt des Mitleids und der moralische Trieb, die dem Menschen innewohnen, gehören keiner künstlichen Welt an, die der großen Ordnung des Universums entgegengesetzt ist. Sie wurzeln tief in jenen selben Verbindungen und Vereinigungen, welche dort, wo rotes Blut in den Adern fließt, die Kontinuität der Spezies abhängig gemacht haben von der vertrauensvollen Entlastung ihrer Pflicht gegen andere neben sich durch jede Generation. Laster und Ungerechtigkeit zerstören sie stets. Je kurzsichtiger die Selbstsucht ist, um so wahrscheinlicher ist es, daß sie sich selber zu Grunde richtet. Es ist eine Sache einfacher wissenschaftlicher Beobachtung, daß das Ueberwuchern der Selbstsucht in einer Familie oder einem Volk und der Verfall jener Familie oder jenes Volkes Hand in Hand gehen. Die besten sozialen Kulturträger sind Liebe und Mitleid. Tugend hat eine selbstzeugende Kraft; Selbstaufopferung, welche die Seele von dem Unrat der Selbstsucht reinigt und sie mit dem lebendigen Wasser des ewigen Geistes füllt, macht die Knospen treiben und reifen, wohin ihr befruchtender Strom auch fließen mag. Moral ist keine Erfindung der Priester, Staatsmänner und Philosophen. Sie ist ein unwiderstehlicher Trieb des menschlichen Herzens, die stolzeste Blüte, der Sieg und das Ergebnis jenes göttlichen Lebens der Natur, das stets vorwärts getrieben hat vom Chaos zum Kosmos, vom Fleischlichen zum Geistigen. Jener glänzende Marsch ist kein Drama bluttriefenden Gemetzels, sondern ein geduldiges Ansteigen durch die auf einander folgenden Ebenen immer weiter gehender und immer mehr in einander greifender Kooperation."

An unsere Leser!

—×—

Unsre Ausbeute aus den Schätzen der Weltliteratur ist in letzter Zeit eine in jeder Beziehung so erfreuliche gewesen, daß es uns diesmal ein ganz besonderes Vergnügen ist, unsere Leser auf den mit dem nächsten Hefte beginnenden neuen Jahrgang dieser Zeitschrift hinzuweisen.

Den **sechsten** Jahrgang eröffnen wir mit dem

neuen Roman von **Emile Zola:** „**Rom**“,

dem sich der neue Roman von **Alphonse Daudet:** „**Die Stütze der Familie**“

anschließen wird; außerdem ist es uns gelungen, den **letzten Roman** von

Guy de Maupassant: „Unser Herz“

für „**Aus fremden Zungen**“ zu erwerben. An kleineren Arbeiten aus der französischen Literatur werden wir wahre Kabinetstücke von **Alphonse Daudet, Pierre Loti, Paul Bourget** u. a. zum Abdruck bringen.

Die englische Literatur wird vor allem durch den epochemachenden **neuen Roman von**

Hall Caine: „Der Manksmann“

vertreten sein, der mit Recht an die Spitze der besten modernen Romane englischer Sprache gestellt wird. Ferner sind zur Veröffentlichung im neuen Jahrgang aus dieser Literatur Arbeiten von **Rudyard Kipling, Bret Harte, Jerome K. Jerome, Ouida** u. s. w. vorgesehen.

Zur Abrundung des Bildes von den modernen Strömungen in der Weltliteratur, das zu geben wir in dieser Zeitschrift seit fünf Jahren mit anerkanntem Eifer und Erfolg bemüht sind, sollen Romane, Novellen, Novelletten, Gedichte u. a. der bedeutendsten Autoren auch aller anderen Kulturländer dienen; unsere Schränke bergen reiche Vorräte aus den bekannten, wie aus den bei uns fast unbekannten Literaturen, so aus dem **Dänischen, Finnischen, Griechischen, Holländischen, Italienischen, Kroatischen, Norwegischen, Polnischen, Rumänischen, Russischen, Schwedischen, Serbischen, Slovenischen, Spanischen, Ungarischen** u. s. w.

„**Aus fremden Zungen**“ wird also auch im neuen Jahrgang von nicht zu übertreffender Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit sein. Die Zeitschrift wird, wie bisher, nur künstlerisch vollendete moderne Arbeiten veröffentlichen, und so hofft sie, sich nicht nur die Gunst ihrer zahlreichen Leser zu erhalten, sondern sich immer mehr Freunde zu erwerben.

Der **sechste** Jahrgang (1896) der Halbmonatsschrift „**Aus fremden Zungen**“ erscheint wie bisher monatlich **zweimal** in Heften von 6 Bogen klein Folio in Umschlag, zum Preise von 50 Pfg. pro Heft; vierteljährlicher Abonnementspreis (für 6 Hefte) 3 Mark.

Abonnements auf die Halbmonatsschrift „**Aus fremden Zungen**“ werden von allen **Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Postämtern des In- und Auslandes**, sowie von **jedem** mit einer solchen in Verbindung stehenden **Bücheragenten** jederzeit entgegengenommen und prompt ausgeführt. Erforderlichenfalls wird auf Wunsch die Verlagshandlung in Stuttgart die Expedition vermitteln, die auch bereit ist, auf alle einschlagenden Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

☞ Damit **keine Unterbrechung in der Zusendung** der Hefte eintritt, ersuchen wir, das **Abonnement** auf den neuen Jahrgang bei der Bezugsquelle, durch welche der Jahrgang 1895 geliefert wurde, **sofort zu erneuern.**

Ein Subskriptionsschein liegt diesem Hefte zur gefälligen Benützung bei.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

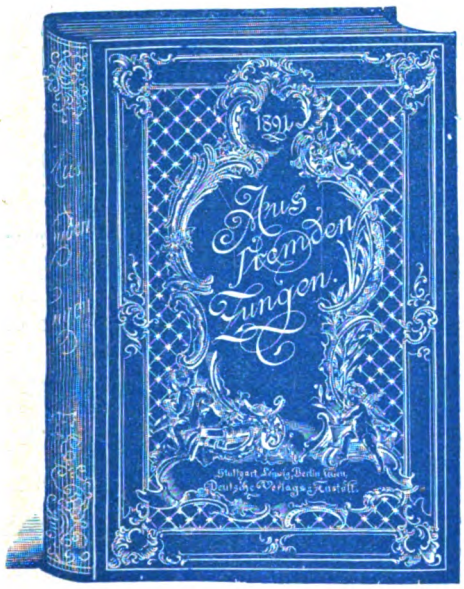
Herausgeber: Joseph Kürschner in Eisenach; verantwortlicher Redakteur: Ludwig Thaden in Stuttgart.
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Original-Einband-Decken

zu

„Aus fremden Zungen“.

Unseren geehrten Abonnenten empfehlen wir zum Einbinden des mit dem nächsten Hefte vollständig vorliegenden Jahrgangs 1895 die in unserer Buchbinderei hergestellten



sehr schönen

Original-Einband-Decken

in feiner englischer Leinwand
mit
reichem Gold- und Schwarzdruck
auf
Vorderdeckel und Rücken
nach nebenstehender Abbildung
zu dem sehr billigen Preise von nur

1 Mark per Stück.

(In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch ein kleiner Eingangszoll.)

Dieser so ungemein billige Preis ist nur durch die Herstellung der Decken in großen Partien ermöglicht. Die Einzelanfertigung würde mindestens das Doppelte kosten.

Heft 1—12 und Heft 13 – 24 bilden je einen Band, es sind also für den ganzen Jahrgang zwei Decken (Band I und II) nötig.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteure und Boten, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst mit deutlicher Unterschrift ausgefüllt derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch direkt von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Die Decken werden sämtlich nur in brauner Farbe angefertigt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue interessante Erscheinungen!

Die geheimnisvolle Sängerin.

Roman von

Karl Detlef.

Mit 96 Illustrationen von A. Blumenau.

Dritte Auflage. Geheftet in farbigen Umschlag Preis 3 Mark.

Karl Detlef hat sich durch seine geistvollen Schilderungen russischen Gesellschaftslebens einen klangvollen Namen gemacht. Aber auch das buntbewegte Leben des Südens weiß er in farbenprächtigen Zügen zu schildern, wie dieser Roman zeigt, dessen Schauplatz die ewige Stadt mit ihrem Karnevalgetriebe ist. In einer lustigen Faschingsgeschichte entwirft er ein fesselndes Bild von dem römischen Karneval und verflicht darin eine launige Ehestandskomödie, die sich zuletzt in allseits befriedigender Weise löst.

Künstlerfahrten.

Humoresken von

Albert Roderich.

Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer.

In zweifarbigem Umschlag geheftet Preis 2 Mark.

Selten noch wurde ein Buch von solch prickelndem, unwiderstehlich zur Heiterkeit anreizendem Humor, vereinigt mit gleich drolligen, durch fröhliche Lebenslust sich auszeichnenden Illustrationen ausgegeben. Jeder Leser, der das Künstlerpaar Feist und Lange auf ihren urlaunigen Künstlerfahrten begleitet, wird durch die ergötzlichen Abenteuer so in Mitleidenschaft gezogen, daß ihm die beiden Kumpane für alle Zeiten in der Erinnerung fortleben.

Neues Illustrirtes Prachtwerk!

Die drei Musketiere.

Von

Alexander Dumas.

Mit einem Briefe von Alexander Dumas dem Jüngeren.

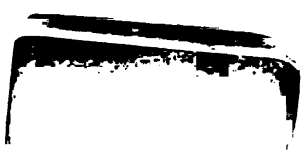
Prachtausgabe mit Illustrationen von Maurice Leloir.

In farbigem Original-Einband Preis 16 Mark.

Von allen Werken der Erzählungskunst, welche die neuere Zeit hervorgebracht, hat keines eine so zähe Lebensdauer bewährt, als Alexander Dumas' Roman von den drei Musketieren. Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tode des Autors dahingegangen und mehr als ein halbes seit dem ersten Erscheinen des Werkes, und immer noch findet das letztere eine Verbreitung, die, sich durchaus nicht auf Frankreich beschränkend, jährlich nicht etwa nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden von Exemplaren zählt. Kein Wunder daher, wenn der jüngere Dumas gerade diesen Roman wählte, um mit ihm die zurzeit im Erscheinen begriffene Reihe der Prachtausgaben zu beginnen, die er als ein besonderes Huldigungswerk dem Geiste seines Vaters darbringen wollte. In dem genialen Meister Maurice Leloir fand er dabei einen Gehilfen, wie er ihn sich nicht besser hätte wünschen können. Was dieser Künstler in der bildlichen Ausschmückung der „drei Musketiere" geleistet, muß in der That dem Besten zugerechnet werden, was die Kunst der Illustrirung je geleistet. Die vorliegende deutsche Ausgabe bringt die Originalzeichnungen Leloirs nicht nur vollständig, sondern gibt sie auch in der trefflichen Ausführung des berühmten Holzschneiders Huyot wieder. Sie enthält außerdem den unverkürzten Text des Werkes in tadelloser Uebersetzung und die geistvolle Widmung, die der jüngere Dumas in Form eines Briefs an den Geist seines Vaters richtet, ebenso die bisher in keiner deutschen Uebersetzung wiedergegebene originelle Vorrede, mit welcher der ältere Dumas den Roman einleitete. Die munteren Gesellen Athos, Porthos, Aramis und D'Artagnan, die sich schon längst die Welt erobert, können sonach ihren Siegeszug nochmals beginnen, und wir sind überzeugt davon, die Herzen von Jung und Alt werden ihnen wieder wie vor fünfzig Jahren zujubeln.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.